







Sachregister.

Die Zahlen vor dem Komma nennen die Nummer des betr. Heftes, die nach dem Komma stehenden bezeichnen die Seitenzahl. Es bedeutet also 3,9 = Nr. 3 Seite 9. Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

7. Frauenfragen.

8. Verschiedenes.

9. Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

40 Pfennig



Nummer 1 | 3. Januar 1920 | 2. Jahrgang

Der Tunnel.



Ach, wir wandeln gramverloren
Durch die schwere, schwarze Nacht,
Und vor dichtverschloss'nen Toren
Halten, gegen uns verschworen,
Tückische Dämonen Wacht.

Wo der Ausgang? Wo die Fährte,
Leitend aus der dumpfen Gruft?
Wo der Strahl, der lang entbehrte,
Der geschwund'nen Tag verklärte?
Wo die freie Himmelsluft?

Kein Zurück! Vorbei für immer!
Keine Rast! Hindurch, hinan!
Hinter Mauern dort ein Schimmer,
Wie wenn fernstes Sterngeflimmer
Tropfenweis herniederrann.

Schimmer, will dein Gruß verbleichen?
Hält er stand entschloss'nem Lauf?
Gib, o gib ein Wunderzeichen,
Und die finst'ren Geister weichen,
Und die Tore springen auf!

Ludwig Fulda.

Das erste Friedensjahr.

Von Dr. C. Mühling.



Das deutsche Volk überschreitet die Schwelle des Jahres 1920 unter der Last so großer Sorgen wie die keines einzigen Jahres seiner leidensreichen Geschichte. Selbst das vorige Jahr lag trotz Deutschlands Entmannung durch die Waffenstillstandsbedingungen und trotz der Schrecken der Revolution nicht so dunkel vor uns wie dieses, denn damals kannten wir den Frieden von Versailles noch nicht, der die Befürchtungen der verzweifeltsten Schwarzseher übertreffen sollte, damals standen noch nicht die Namen Müller und Dr. Bell unter dem Dokument unserer Schmach. Die Straße, die nun vor dem deutschen Volke liegt, führt durch dunkle Nacht, und über dem Tor der Zeit scheint ihm die trostlose Inschrift entgegenzuleuchten, die Dante über dem Höllentor las: „Ihr, die ihr eintretet, laßt alle Hoffnung fahren." Nicht der Tod und die Leiden der fünfjährigen Kriegszeit wälzten so zentnerschwere Last auf die deutsche Seele wie der Friede, und weil er in dem Jahr, das nun beginnt, den Anfang seiner Erfüllung finden soll, ist der Weg, der vor uns liegt, ein Passionsweg, und un endlich schwer wird es uns, zu glauben, daß er nicht nach Golgatha führt.

Denn nicht der wirtschaftliche Niedergang, nicht die kaum zu bewältigende Arbeitslast, nicht der Hunger und die Not können uns niederbeugen. All dieses Unglück war vielleicht größer am Ende des Dreißigjährigen Krieges, in dem Hunderte von deutschen Städten und Dörfern mitsamt ihren Namen vom Erdboden verschwunden waren. An unserer Seele fressen die gewollten Demütigungen, die dieser Friede uns auferlegt. Die Feinde glauben mit diesen Demütigungen ein Erziehungswerk zu verrichten; sie glauben, daß diese Geißelhiebe uns mit dem Bewußtsein durchdringen werden, daß wir ein Sklavenvolk geworden sind. Sie beweisen durch diesen Glauben, daß in ihrem Urteil die Ahnungslosigkeit, mit der sie der Mentalität anderer Völker gegenüber stehen, geradezu groteske Formen angenommen hat. Denn diese Demütigungen wird kein Deutscher jemals vergessen. Die furchtbarste unter ihnen, die wie ein großes Unglück vor uns steht, ist die Auslieferung von Männern, die, wenn sie gesündigt haben, nur aus Liebe zu ihrem Vaterlande fehlten. Daß wir den Zwang zur Ungerechtigkeit gegen sie ruhig erdulden müssen, ist eine Seelenqual, die wir, unsere Kinder, unsere Enkel und Urenkel nie vergessen werden. Sie ist selbst größer als die Qual des Abschieds von treuen deutschen Volksgenossen. Die Paragraphen von den Sanktionen sind eine der blutigsten Ironien der Weltgeschichte. Als Österreich von Serbien verlangte, daß es österreichische Beamte zur Überwachung der Prozesse zulassen solle, die wegen des Mordes von Serajewo eingeleitet werden mußten, da betrachtete das die ganze Welt als eine Zumutung, die unerträglich sei, und rein äußerlich betrachtet, ist der Weltkrieg über diese Frage ausgebrochen. Der Friedensvertrag zwingt uns, nicht etwa nur die Prozesse, die wegen im Kriege verübter Vergehen und Verbrechen stattfinden sollen, von unseren Feinden überwachen zu lassen — das haben wir ihnen ja selbst angeboten und uns damit um eine Stufe tiefer in der Rangordnung der Völker gestellt, als das kleine Serbien gestanden hat, — sondern wir sollen im Widerspruch zu unseren eigenen Gesetzen und zum Völkerrecht die eigenen Untertanen zur Aburteilung ihren Anklägern ausliefern.

Niemals wird ein Urteil, das von solchen Gerichtshöfen gefällt worden ist, den kommenden Geschlechtern als ein Akt der Gerechtigkeit erscheinen, und zwar selbst dann nicht, wenn erwiesen werden sollte, daß diese Männer nicht aus der Not des Krieges mit blutenden Herzen, sondern aus kaltherziger Grausamkeit Taten vollbracht haben, die unmenschlich erschienen. Denn die Nachwelt wird nicht verstehen, warum nicht die russischen Bestien, die Ostpreußen verwüsteten und seine Bewohner unter grausamsten Martern zu Tode quälten, und die kaltherzigen englischen Männer, durch deren Schuld 800 000 deutsche Frauen, Kinder und Greise, die am Kriege nicht beteiligt waren, qualvoll gestorben sind, und die viehischen Franzosen, die die Zivilbevölkerung der von ihnen besetzten Teile des Elsaß in Gefangenschaft führten und sie durch die Hölle der afrikanischen Wüsten in Tod und Wahnsinn schleppten, und alle die Folterknechte, die in feindlichen Gefangenenlagern jeden Tag neue körperliche und seelische Qualen für Wehrlose ersannen, und die Kindermörder von Karlsruhe, zu derselben Stunde, zu der die deutschen Angeklagten vor ihren ausländischen Richtern erscheinen, vor deutschen Richtern Rede zu stehen und ihr Urteil entgegenzunehmen haben. Zu Bergen häufen sich die Akten in unserem Auswärtigen Amt, durch die diese Schandtaten bewiesen werden. Sie schreien zum Himmel, aber sie bleiben straflos. Und darum kann die Nachwelt nun und nimmermehr die Auslieferung deutscher Männer an ihre Feinde und ihre im voraus beschlossene Verurteilung durch sie als einen Akt der Sühne betrachten. Sie kann es um so weniger, als es sicher ist, daß die Grausamkeiten unserer Feinde alles, was wir in Belgien und in Nordfrankreich getan haben, in den Schatten gestellt haben würden, wenn sie so viel und so lange deutsches Land besetzt hätten wie wir französische, belgische und russische Gebiete, und daß, wenn nicht wir Reims, sondern Frankreich Köln belagert hätte, der Kölner Dom ein Trümmerhaufen wäre, wie die Kathedrale von Saint-Quentin durch englische Granaten zerstört worden ist. Für die Richtigkeit dieser Annahme bürgen die Schandtaten Melacs in der Pfalz, bürgt die Besetzung von Kopenhagen mitten im Frieden zum Zweck des Raubes der dänischen Flotte, bürgen die Leichen der in den Burenlagern verhungerten Frauen und Kinder, die Greueltaten der Engländer in Indien und die bestialischen Schandtaten der Belgier im Kongogebiet. Unter den Völkern, die sich in diesem Kriege gegenüber standen, ist das deutsche dasjenige, dessen Geschichte die allergeringste Zahl und die mildeste Art der Greuel aufweist, die der Krieg mit sich zu bringen pflegt.

Und noch ein anderer Grund wird die Nachwelt verhindern, die Auslieferung der auf der Liste stehenden

Deutschen und ihre Verurteilung für etwas anderes zu halten als für einen Akt der Rache, den man zur tiefsten Demütigung, die einem großen Volke auferlegt werden kann, ersonnen hat: Engländer und Franzosen würden, wenn sie nachweisen könnten, daß sie aus Liebe zum Vaterlande, um Unglück von England und Frankreich abzuwehren, Unmenschlichkeiten begangen hätten, von jedem englischen, von jedem französischen Gericht, wenn sie überhaupt angeklagt würden, freigesprochen, von der großen Masse dieser beiden Völker verherrlicht werden. Und gerade diese beiden Nationen maßen sich an, das Richteramt über Taten ausüben zu wollen, und sie als Verbrechen zu brandmarken, die sie immer, wenn sie von ihren Landsleuten begangen wurden, für vollkommen gerechtfertigt gehalten haben. Sie maßen sich dieses Amt einem Volke gegenüber an, das *als das einzige auf der Erde* solche Taten immer zu verurteilen und zu bestrafen pflegte. Aus allen diesen Gründen kann die Nachwelt diese Demütigung Deutschlands nie als einen Akt der sühnenden Gerechtigkeit ansehen, und deshalb wird sie das Gegenteil ihres offen ausgesprochenen Zweckes erreichen. Am wenigsten aber wird sie eine abschreckende Wirkung haben. Denn das Gefühl, mit der sie Millionen von Deutschen ansehen, ist so *weit entfernt von Furcht wie der Himmel von der Erde*. Es ist ein so heißer, so flammender, so unauslöschlicher Zorn, daß die Zeitfluten eines Jahrhunderts ihn nicht auslöschen können.

Wenn es nicht gelingen sollte, die Schandtat dieser Auslieferung noch in letzter Stunde zu verhindern, so sollten alle, die durch sie geopfert werden, sich das Wort geben, die über sie zu Gericht sitzenden, mit gebundener Marschroute verhandelnden Männer als ihre Richter nicht anzuerkennen und ihnen nicht Rede und Antwort stehen, auch nicht zu ihrer Verteidigung.

Die zweite große Qual, mit der wir die Schwelle des Jahres überschreiten, ist der *Schmerz des Abschieds* von deutschen Volksgenossen im Osten und Westen des Reichs. *Käthe Schirmacher*, die Danzigerin, gibt diesem Schmerz in ihrem in dieser Nummer erscheinenden Aufsatz ergreifenden Ausdruck, aber sie spricht auch offen aus, daß dieser Schmerz nur Haß gebären kann, ganz wie die Sühneparagraphen des Versailler Friedens. Und *Wolfgang Kapp*, der Generallandschaftsdirektor von Ostpreußen, schildert uns mit zornbebenden Worten die Lage Ostpreußens um die Jahreswende, Ostpreußens, des Hortes der deutschen Ehre in schwerster Zeit. Ostpreußens, das wir künftig nicht mehr erreichen können, ohne durch polnisches Gebiet zu fahren.

Aber nicht nur in den Ketten, die seine Feinde ihm schmiedeten, steht das deutsche Volk an der Pforte des Jahres. Es hat auch *selbstgeschmiedete Ketten* zu tragen und wird von einer Regierung vergewaltigt, von der es nichts mehr wissen will. Diese Regierung erklärt, daß das deutsche Volk jetzt das freieste der Erde sei, daß der demokratische Gedanke in keinem Lande so ausschließlich herrsche wie in Deutschland. In Wirklichkeit aber verletzt sie mit jedem Tage, mit dem sie die Exekutivgewalt in den Händen behält, das heiligste Gebot der demokratischen Weltanschauung, und zwar mit vollem Bewußtsein.

Der Reichspräsident sowohl als die Regierung verdankt ihre Existenz der Verfassung, die als Gesetz über die *vorläufige* Reichsgewalt am 10. Februar in Weimar von der Nationalversammlung angenommen wurde.

Der erste Artikel dieser Verfassung sagt: „Die verfassunggebende Nationalversammlung hat die Aufgabe, die künftige Reichsverfassung sowie auch sonstige dringende Reichsgesetze zu beschließen." Nach dem Geist dieses Artikels, der der Nationalversammlung ausdrücklich den Charakter einer verfassunggebenden Versammlung gibt, hätte dieses provisorische Parlament *sofort nach der Verabschiedung der Verfassung aufgelöst werden müssen*. Denn die Bestimmung, daß diese Versammlung auch sonstige dringende Gesetze beschließen dürfe, ist offenbar diesem Artikel nur eingefügt worden, um ihr möglich zu machen, diejenigen dringenden Gesetze, die *bis zur Verabschiedung der Verfassung* sich als unentbehrlich zur Aufrechterhaltung des Staatslebens erweisen sollten, zu beschließen. Aber die Nationalversammlung hat *nach* der Verabschiedung der Verfassung Gesetze von ungeheurer Wichtigkeit beschlossen und fährt fort, sie zu beschließen. Sie weiß gar nicht, wie das deutsche Volk sich zu diesen Gesetzen verhält, die sein ganzes zukünftiges Staatsleben bestimmen, die der auf Grund der endgültigen Verfassung einst zu wählenden Volksvertretung schon ganz bestimmte Bahnen vorschreiben, sie vor lauter wichtige, nicht mehr rückgängig zu machende Entscheidungen stellen. Dieser Versammlung gestattet eine Regierung, die sich für eine Verkörperung der demokratischen Weltanschauung hält, ihre gesetzgeberische Tätigkeit bis zu ganz unbestimmten Zeitgrenzen auszudehnen, *obwohl ihr Oberhaupt ausdrücklich erklärt hat, daß die Zusammensetzung der am 19. Januar gewählten Versammlung wahrscheinlich dem Willen des Volkes nicht mehr entspricht*. Er gesteht damit zu, daß die ganze Erzbergersche Finanzgesetzgebung vielleicht dem Willen des Volkes nicht entspricht, daß auch das Betriebsrätegesetz, wie es aus den Beratungen dieser Versammlung hervorgehen wird, das Betriebsrätegesetz, das von gar nicht auszudenkender Bedeutung für die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands ist, von der Mehrheit des deutschen Volkes verurteilt werden könnte.

So erwürgt diese demokratische Regierung in Deutschland geradezu den demokratischen Gedanken. Weil sie fürchtet, daß die von ihr für notwendig und nützlich gehaltenen Gesetze von einer auf Grund der jetzigen im Volke herrschenden Stimmung gewählten Volksvertretung nie und nimmermehr gebilligt werden würde, schiebt sie die Wahlen so lange hinaus, bis die Gesetze der jetzigen Mehrheit in Kraft getreten sind. Um den Willen des deutschen Volkes von *heute* kümmern sich diese Demokraten nicht im geringsten. Für sie ist nur der mit dem ihrigen übereinstimmende Wille des Volkes von *gestern* maßgebend.

Immer wieder und an jedem Tage muß man diesen Männern zu verstehen geben, daß ihr demokratisches Gewissen von ihnen die sofortige Ansetzung von Neuwahlen verlangt. Es ist eine Versündigung gegen den Geist der Demokratie, daß sie sie bis zum Frühjahr verschieben. Nach demokratischen Anschauungen sind sie schon längst nicht mehr die rechtmäßigen Besitzer, sondern die Usurpatoren der Staatsgewalt.

Gesunde Kräfte beginnen sich im deutschen Volke wieder zu regen; das merkt man am besten an den Urteilen, die man in den verschiedensten Klassen der Gesellschaft von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken über Erzberger hört. Dieser gesunde Sinn wird seinen Ausdruck aber erst finden, wenn die Wahlurnen aus dem Urnenfriedhof wieder in die Wahllokale getragen werden.

Das Vertrauen auf das Erwachen dieses gesunden Sinnes, auf die Wiederauferstehung des deutschen Geistes weckt die tote Hoffnung leise wieder, mit der wir über die Schwelle des neuen Jahres schreiten. Ohne dieses Vertrauen und ohne den Glauben an die ewige Gerechtigkeit, die den Friedensschlüssen von Versailles und von Saint-Germain ihren Segen nicht geben kann, müßten wir verzweifeln.

Ganz in weiter Ferne aber erst sehen wir an dem Ausgang einer von unheimlichen Gespenstern bedrohten, in den Fels gebrochenen dunklen Straße ein Licht schimmern.

Schreite, deutsches Volk, mit erhobenem Haupt und mit gestrafften Muskeln furchtlos und dir selber treu auch in die Nacht dieses Felsentors und richte den Blick fest auf das in der Ferne schimmernde Licht.

Ostpreußen an der Jahreswende.

Vom Generallandschaftsdirektor Dr. iur. et phil. h. c. Kapp (Königsberg i. Pr.)



Durch den unseligen Friedensvertrag vom Reich abgeschnürt, des Memelgebietes und des Soldauer Winkels beraubt, in seinem übrigen Bestand zu mehr als einem Drittel durch die von einem skrupellosen Sieger gehandhabte Abstimmung auf das äußerste gefährdet, rings von Polen, dem gefügigen Entente-Werkzeug, eingekesselt, zu Wasser und zu Lande in seinen Zufuhren an Rohstoffen und anderen Lebensnotwendigkeiten von Feindeswillkür abhängig, vom unmittelbaren Verkehr mit seinem natürlichen russischen Hinterland abgeschnitten, schreitet Ostpreußen über die Schwelle des neuen Jahres einer ungewissen dunklen Zukunft entgegen.

Neuerdings haben diese düstern Aussichten noch eine weitere in hohem Maße bedrohliche Verschlechterung erfahren. Auf Geheiß der Entente, von der Regierung im Stich gelassen, ist die deutsche Front im Baltikum zusammengebrochen, ist der letzte starke Wall eingerissen, der Provinz und Reich vor der Sturmflut des Bolschewismus schützte. Zwar ist es den deutschen Truppen, trotz des gegen sie unter den Auspizien der Ententekommission veranstalteten Kesseltreibens, gelungen, die ostpreußische Grenze in geschlossenen Verbänden zu überschreiten. Aber sie durften nach dem Willen der Entente nicht zum Schutz gegen die finsteren Mächte schrankenlosen ungezügelten Umsturzes in dem schwer bedrohten Ostpreußen belassen werden. Unter dem Gebot eines übermütigen Siegers hat unsere Regierung die baltischen Truppen unter Aufsicht der Ententekommission an der Grenze entwaffnet, ins Innere des Reiches übergeführt und aufgelöst. Umsonst sind im Baltikum Ströme edelsten deutschen Blutes vergossen, umsonst sind Taten vollbracht, die, wenn einst die Geschichte dieser Tage geschrieben wird, in ihrer kühnen schlichten Größe die Nachwelt wie sagenhafte Gesänge eines Heldengedichtes im innersten Mark erschüttern werden. Und diese Männer wagt eine Regierung, die sich deutsch nennt, als vogelfreie Rebellen, als Fahnenflüchtige und Marodeure zu schmähen, dieselbe Regierung, die in voller Erkenntnis der Bedeutung dieser Truppen für die Sicherheit des Reiches sie in ihrem Vorhaben anfänglich unterstützte und bestärkte, dann aber vor dem herrischen Gebot des Siegers zusammenknickte und trotz aller Schönfärberei der ihr ergebenen Presse des offiziellen WTB in ihrer ratlosen Ohnmacht gleichzeitig außerstande ist, die bedrohte Provinz durch Entsendung der erforderlichen Truppen zu schützen.

Zweimal zu Beginn des Weltkrieges haben russische Horden Ostpreußen überflutet und seine blühenden Fluren in eine Wüstenei verwandelt. Aber damals war unsere Ostmark nicht verlassen, damals wußten wir, daß unser Leid als eigenes Leid des gesamten deutschen Volkes empfunden und geteilt wurde. Dieses Bewußtsein machte uns stark und hoffnungsfreudig. Damals wußten wir, daß ein starkes großes Vaterland in geschlossener Einheit hinter uns stand, noch nicht angekränkelt von verschwommener Weltverbrüderungs- und schwächlicher Verständigungspolitik, bereit, den ihm von einer übermächtigen Koalition aufgezwungenen Daseinskampf im heiligen Feuer vaterländischer Begeisterung bis zum siegreichen Ende durchzuführen. Damals zermürbte noch nicht der Geist der Zwietracht den deutschen Siegeswillen. Und deshalb schlug auch damals für Ostpreußen die Stunde der Befreiung. Ostpreußen wurde gerettet!

Doch jetzt steht Ostpreußen vor der furchtbaren Gefahr der von Osten drohenden bolschewistischen Sturmflut einsam und verlassen da. Sichere Anzeichen deuten darauf hin, daß eine nicht zu unterschätzende Zahl von inländischen Anhängern der russischen Weltrevolution nur darauf wartet, den über unsere Grenze eindringenden Räubern, Brandstiftern und Mördern als hilfreiche Bundesgenossen die Hand zu reichen. Damit wächst zugleich für das Reich die Gefahr ins ungeheure. Nicht nur Ostpreußen, ganz Deutschland steht vor der gleichen Schicksalswende. Und doch rührt sich in Berlin, regt sich im Reich für Ostpreußen diesmal keine rettende Hand.

Ist Ostpreußen diesen Gefahren aus eigener Kraft gewachsen? Ist es imstande, ihnen durch Selbsthilfe erfolgreich zu begegnen? Vereinzelt ertönt in der Provinz der Ruf: „Los von Berlin!" Besser sich politisch und wirtschaftlich selbständig machen und unabhängig vom Reich und Preußen seiner Haut sich wehren, als sich weiter auf eine ohnmächtige Regierung zu verlassen! Ja, es regen sich Stimmen, die eine Verständigung mit England oder Polen für die Wahrung der ostpreußischen Interessen als aussichtsvoller befürworten als die Fortsetzung des jetzigen Regierungselends. Doch solche Ansichten sind gottlob nur seltene Ausnahmen, die mehr dem wilden Grimm über alle für Ostpreußen verpaßten Gelegenheiten als einer wahren inneren Überzeugung entspringen. Von den nötigen Truppen entblößt, von Feinden umringt, von allen Zufuhren an Kohlen und anderen Rohstoffen, an Munition, Kriegsgerät und sonstigen Lebensbedürfnissen abgeschnitten, würde Ostpreußen in Ausübung von Selbsthilfe einen hoffnungslosen Kampf aufnehmen, in dem es unterliegen müßte und über sich ein zweites Baltikum heraufbeschwören würde. Ehrvergessen wäre es überdies, wenn sich Ostpreußen, die Wiege des preußischen Königtums, vom Reich und Preußen lossagte. Ostpreußen hat nach seiner geschichtlichen Überlieferung einen andern Beruf. Es darf nicht den Anfang machen mit einer durch Sonderinteressen diktierten Absplitterung vom Reich und Preußen. Aus dem von ihm gegebenen Beispiel würden andere Landesteile die Rechtfertigung zu ähnlichem Vorgehen herleiten. Preußen hat mit der Revolution seine Existenzberechtigung nicht verloren. Fällt alles ab, so muß Ostpreußen die schwarz-weiß-roten Farben hochhalten als Bannerträger des alten Preußens und des aus Preußens staatsbildender Kraft erwachsenden Deutschen Reichs. Wenn die trüben Fluten des inneren und äußeren Bolschewismus sich über uns ergießen, muß Ostpreußen, dem kategorischen Imperativ vaterländischer Pflicht folgend, nicht als politisches Sondergebilde, sondern als Teil des Ganzen, seinem historischen Beruf als Hüter der Ostmark bis zum letzten Atemzug getreu, der Gefahr trotzen und auf verlorenem Posten lieber in Ehren untergehen als sich dem Schicksal beugen.

Das endgültige Geschick Ostpreußens vollzieht sich dereinst im Rahmen der allgemeinen deutschen Entwicklung. Diese Entwicklung einem glücklichen Verlauf entgegenzuführen, hat die gegenwärtige Regierung nicht die Kraft. Auch der Blindeste muß jetzt erkennen, daß die Entente nicht eher ruhen wird, als bis Deutschland der dauernden wirtschaftlichen und politischen Versklavung verfallen ist. In Wahrheit handelt es sich für die Entente gar nicht um einen Friedensschluß, sondern um Fortführung ihres Vernichtungskrieges mit anderen Waffen. Diesen Wünschen gegenüber stellt die Entente die Sorge, es könne der Bolschewismus über Deutschland auf die Westmächte übergreifen, gegenwärtig noch unbedenklich zurück.

Deutschland befindet sich jetzt vor der Unterzeichnung des Protokolls über Niederlegung der Ratifikationsurkunden wieder in der gleichen Lage wie damals vor Unterzeichnung des Friedensvertrages. Jetzt bietet sich uns, wenn sich auch seitdem die Lage völlig zu unseren Ungunsten verschoben hat, bei einigermaßen geschickter politischer Führung noch einmal, zum letztenmal die Möglichkeit, die uns auferlegten Fesseln wenigstens so weit abzustreifen, daß sie für ein Gesunden des Volkes ertragbar werden. Das ewige würdelose Nachgeben gegenüber der Ententepolitik unter Freigabe jeden völkischen Ehrgefühls muß endlich aufhören, muß

endlich einer mannhaften festen Sprache weichen. Nachdem **die Revolution** **Deutschland** wehrlos gemacht hat, darf sie **das deutsche** Volk nicht noch obendrein ehrlos machen. Nur wenn mit der Begriffsverwirrung, die politisch unklare Köpfe mit einer sentimentalen Kulturpolitik angerichtet haben, gründlich aufgeräumt sein wird, indes das deutsche Volk für die politischen Realitäten wieder sehend geworden ist, darf auf eine Errettung Deutschlands aus der gegenwärtigen Schmach und Schande gehofft werden. Dann erst wird das schwergeprüfte deutsche Volk zu der Einsicht gelangen, daß es sich von falschen Propheten zu einer Illusionspolitik verführen ließ, die, statt auf die eigene Kraft zu vertrauen, von einer blinden Unterwerfung unter den Willen des Feindes, von der angeblichen Solidarität des internationalen Proletariats, von einer weltfremden Weltverbrüderung und von dem Vertrauen auf die Großmut eines unerbittlichen Feindes Brot und Frieden erhoffte. Dann erst wird sich unser Volk zu der Erkenntnis durchringen, daß die Revolution ein Verbrechen am Volke war, daß ihre angeblichen Errungenschaften eitel Schaum und Dunst sind. Geradezu lächerlich mutet es an, wenn die Demokratie durch die Mehrheitsparteien im Brustton der Überzeugung rühmt, wir seien durch die Revolution das freieste Volk des Erdrunds geworden, während wir doch täglich erleben, daß wir wegen unserer gänzlichen Ohnmacht und Selbstentmannung nur der **willenlose Spielball der Feinde geworden sind. Nur** politische Macht nach innen und außen ist die feste Grundlage w a h r e r politischer Freiheit. Auf dieser durch die harten Lehren der Geschichte gegründeten Erkenntnis fußend, muß unser Volk erst wieder arbeiten und handeln lernen. Statt unabhängig vom Reich und Preußen einer von vornherein zum Mißerfolg verurteilten und zu fruchtloser Kraftvergeudung führenden politischen Selbsthilfe nachzuhängen, hat gerade Ostpreußen den Beruf, an der politischen Erneuerung und Ertüchtigung des deutschen Volkes bahnbrechend mitzuarbeiten und seine starken Kräfte dem Gesamt-Vaterlande zu erhalten, um sie, wenn die Stunde schlägt, in den Dienst der großen gemeinsamen deutschen Sache zu stellen.

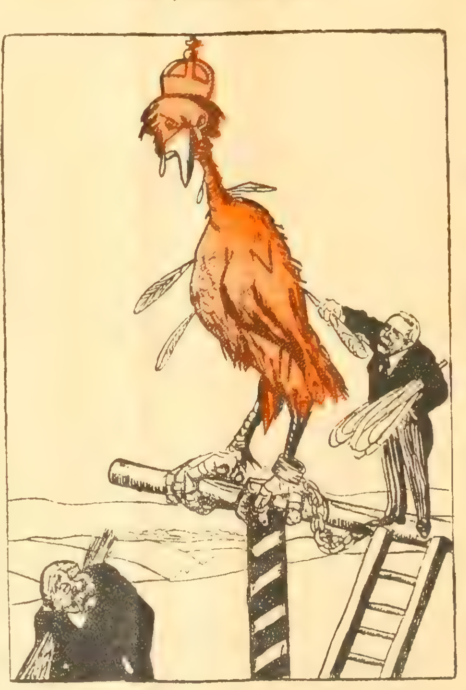
Neuerdings ist in Ostpreußen von mehrheitsozialistischer Seite der Ruf nach Bildung einer Einheitsfront ergangen, um durch Zusammenschluß aller Parteien, mit Ausnahme der Unabhängigen, dem die Provinz vom Osten bedrohenden bolschewistischen Ansturm einen festen Block entgegenzustellen. Dieser Appell hat jedoch, wie zu erwarten war, die prompte Ablehnung des mehrheitsozialistischen und demokratischen Parteivorstandes der Provinz erfahren, die in unsagbarer Verblendung und starrem Parteidoktrinarismus den Feind in den rechtsstehenden Parteien erblicken.

Der an Ostpreußen von mehrheitsozialistischer Seite ergangene Sammlungsappell ist damit gegenstandslos geworden. Aber das Gute hat er gehabt, daß er die Stellung der mehrheitsozialistischen und der bürgerlichen Demokratie zu den nationalempfindenden bürgerlichen Bevölkerungskreisen und das von diesen zu beobachtende Verhalten mit einem Schlage geklärt hat.

Hierbei erhebt sich zunächst die Frage, wem eine solche Sammlung vom Mehrheitsozialismus bis zu den Deutschnationalen zugute gekommen sein würde. Doch nur der Berliner Regierung, **deren Rückgrat die mehrheitsozialistische** Partei ist, und die als reine Parteiregierung nur darauf bedacht ist, das sozialistische Parteiprogramm unter beharrlicher Verschließung gegen alle politischen Wünsche bürgerlich-national gerichteter Bevölkerungskreise in Verfassung und Verwaltung restlos zur Durchführung zu bringen. Darf eine solche Regierung im Ernst Anspruch darauf erheben, daß sie von den jenseits der bürgerlichen Demokratie stehenden Parteien in ihrem Bestand unterstützt wird, nachdem sie für das ganze namenlose Unheil, das unser Vaterland niedergeworfen hat, die Verantwortung trifft? Darf eine Regierung in Ostpreußen diesen Anspruch zu erheben wagen, die durch ihre jämmerliche Ohnmacht die ungeheure Gefahr, die die Provinz jetzt bedroht, heraufbeschworen hat, und die jetzt, nachdem das Unheil geschehen, außerstande ist, Ostpreußen den notwendigen militärischen Schutz zu gewähren? Welches sind denn für diese Regierung die Beweggründe für ihre Haltung in der baltischen Frage gewesen? Sicherlich einmal der Druck der Entente, zu deren willenlosem Organ sie sich hat herabwürdigen lassen. Aber sicherem Vernehmen nach hat die Regierung n o c h o h n e D r u c k d e r E n t e n t e sich zur Auflösung der Eisernen Division verpflichtet, um der erwarteten Forderung der Provinz Ostpreußen auf Erhaltung der Eisernen Division als Grenzschutz von vornherein sich versagen zu können. Also war es wohl die Furcht eines schwerbelasteten Gewissens, es könne ihr in der bedrohten Ostmark der Rächer ihrer Untaten erstehen, war es die bange Sorge, es könnten dort die „Gegenrevolution", die „Reaktion", der „Militarismus" und „Imperialismus" ihr Haupt erheben. Vor allem um sich gegen diese vermeintlichen Gefahren in ihrer Herrschaft zu behaupten, sah sich die Regierung dazu bestimmt, unsere braven deutschen Truppen im Baltikum preiszugeben und ihre auf friedliche Ansiedlung gerichteten Wünsche glatt zu vernichten. Einer solchen Regierung soll nun, wo sie am Ende ihres Lateins ist und die Wirkungen ihrer verderblichen Politik offen zutage treten, ausgerechnet die durch diese Politik auf das äußerste gefährdete Provinz Ostpreußen Gefolgschaft leisten und sie im Regiment erhalten?

Diese ostpreußischen Vorgänge enthalten einen höchst bedeutsamen Fingerzeig für die Stellung, die die national gesinnten bürgerlichen Volkskreise allgemein der Mehrheitsozialdemokratie gegenüber beobachten sollten. Es ist also Zeit, daß wie in Ostpreußen so durchweg im Reich der

Der preußische Adler.



„Wozu den Adler rupfen? In ein paar Jahren hat er doch stärkere Schwingen als je zuvor!" *„Vikingen", Christiania.*

Trennungstrich zur Sozialdemokratie und ihren Mitläufern aus der bürgerlichen Demokratie mit aller Deutlichkeit gezogen wird. Allgemein muß sich die Erkenntnis endlich durchringen, daß eine positive Mitarbeit zur Gesundung unserer wirtschaftlich und politisch gänzlich zerrütteten Verhältnisse von der Mehrheitsozialdemokratie nie und nimmer erhofft werden kann. Das hieße, den Giftmischer zum Arzt des Vergifteten einsetzen. Vergessen wir doch nicht, daß der von der Sozialdemokratie betriebene, vor keinen Mitteln politischer Verhetzung zurückschreckende Klassenkampf mit allen seinen Begleiterscheinungen unser Volk nunmehr seit Menschenaltern vergiftet, zermürbt und bis zur Auflösung zersetzt hat. Hierdurch hat die Sozialdemokratie mit ihren Schrittmachern aus dem bürgerlichen Lager eine nie zu verzeihende Schuld auf sich geladen. Deshalb gilt es, wenn Deutschland wieder zur inneren Erneuerung und Ertüchtigung gesunden soll, die ganze bürgerlich-nationale Front zum Kampf gegen die zersetzenden Irrlehren der Sozialdemokratie aufzurufen und zu handeln nach dem Wort des Propheten Samuel: „Tut hinweg die fremden Götter aus eurer Mitte, und der Herr wird euch erretten aus der Hand der Philister!"

Ostmark.

Von Dr. Käthe Schirmacher, Abgeordnete für Westpreußen



Von den Wänden meiner Wohnung grüßt mich die Ostmark. Danzig, Marienburg, Graudenz, Marienwerder, das Kindheitsparadies Adlig-Dombrowken, grüßen mich deutsche Quadern, deutscher Wald, deutsches Meer und deutscher Strom, grüßen Jahrhunderte deutscher Arbeit und Macht. Wer mir **das nimmt, der heißt mich hassen, den Nehmer, den** Räuber hassen. Denn wenn der Gewaltfrieden von Versailles in Kraft, die deutsche Ostmark uns entrissen ist, dann bleiben mir diese Bilder der Heimat. Sie bleiben mir, und ich bleibe ihnen. Wir gehören einander, sind eins. Sie haben mich, und ich habe sie. So lange ich lebe, kann ich sie nicht vergessen, nicht verlieren. Der Schmerz, der Zorn um die verlorene Heimat, Macht und Größe geht durch meine Tage, und jeder Blick auf Danzig, Thorn, Marienburg, Marienwerder schlägt den Stachel tiefer in das Herz, lehrt hassen.

Und so wie mir, geht es Zehntausenden, Millionen Deutscher in unseren Marken. Wie ich für meine Grenzmark empfinde, empfinden Ostpreußen, Posener, Oberschlesier, **empfinden Schleswiger und Eupener, empfinden Saarländer** und die besetzten, die bedrückten Rheinländer. — Allen, uns **allen entreißt man die Heimat, in irgendeiner Form, in** irgendeinem Maß; in alle unsere Grenzen greift der Feind — der Feind, der uns belog, das Selbstbestimmungsrecht der Völker sei sein Ziel. Und dieser Feind, durch seinen Trug und Raub, durch seinen Druck und Übermut — er lehrt uns hassen.

Wir stehen am Beginn erst der Zerreißung Deutschlands. Die hochentwickelte preußische Ostmark wird dem rückständigen Polentum hingeworfen; das preußische Bollwerk im Osten wankt, die trübe Slawenflut schwillt vor. Im Norden reißt der Däne sich ein Stück Deutschland heraus, im Westen Belgier und Franzosen, im Süden der Tscheche. Und im Ruhrgebiet? Polen entfaltet dort sein rührigstes Werben. Die Flut nagt von außen, und sie wühlt von innen. Das ist die außenpolitische Frucht des Umsturzes, die Frucht des allgemeinen Wahlrechts ohne Gegengewicht in einem Land wie Deutschland. — Ich hab's gewußt. Zehn Jahre lang hab' ich gewarnt. In Frankreich sah ich, daß allgemeines Wahlrecht ohne Gegengewicht den Staat zersetzt, verderbt, auflöst. Zehn Jahre lang habe ich die französische Zersetzung durch den reinen Parlamentarismus im roten „Tag" geschildert und gehofft, das Furchtbare dem eigenen Land ersparen zu können. — Das ging über des Einzelnen Kraft. Bei Kriegsausbruch trat Frankreich unter Diktatur, zwei Diktaturen — die eigene und die Englands. Bei uns aber begann — der Parlamentarismus zu spielen. Deutschlands einsetzende Zerstückelung beweist, daß allgemeines Wahlrecht ohne Gegengewicht staatsauflösend wirkt: Kaiser, König, Monarchie, Heer, Beamtentum waren das Gegengewicht. Sie sind zerschlagen, und die deutsche Fliehkraft wirkt sich nun ungehindert aus, die Grenzmarken springen ab, der innere Halt lockert sich, Teile des deutschen Reichs stäuben davon, schleudern weg, jede gierige Hand greift in den weichen Reichskörper: du hältst die Teile in der Hand, fehlt leider das verbindende Band . . . Schon ein so glücklich gelegenes Land wie Frankreich, ein Land mit festen klaren Grenzen und starkem Nationalgefühl, wurde durch seinen Parlamentarismus innerlich zersetzt. Wie vernichtend, auch nach außen, muß sie erst auf Deutschland wirken, ein Land ohne feste klare Grenzen, ein Land jahrhundertealter Zerrissenheit, ein Volk mit schwachem Nationalgefühl, inmitten angreifend nationaler Völker. Man hat mir nicht geglaubt, 10 Jahre, 15 Jahre nicht geglaubt, daß reiner Parlamentarismus stets auflösend wirkt, ganz besonders aber auf unser Land wie Sprengpulver wirken muß. Dieses Nichtglauben kostet uns — die Ostmark, Westmark, die Nord- und Südmark. Jedes Bild auf meinen Wänden ruft mir zu: Du hattest recht; jedes Bild ruft: Wir sind das Opfer dieses **Verkennens; jedes Bild: Vergiß uns nicht.**

So lernen Tausende empfinden, Zehntausende, Millionen. Kein arisches Volk war vor dem Kriege so unvolkisch, so international wie das deutsche; kein Volk so entfernt von Nationalismus; kein anderes Volk war so bereit, das zur Selbstbehauptung nötige Maß volkischer Härte als „Chauvinismus", als „Alldeutschtum" zu brandmarken. Und ausgerechnet dieses Volk wurde durch abgekartete Mache, absichtliche Lüge eingestellt als der nationalistische Völkerfresser!

Unsere Feinde sind mitsamt durchweg ganz anders starr nationalistisch als wir. Sie bilden eine Internationale nur gegen uns, die Internationale des Hasses. Die reißt uns die Grenzen auf und zielt mit Handgranaten auf das deutsche Herz.

Wie diese Internationale aber Deutschland haßt, so lehrt sie uns auch wieder hassen. Um dieses weiche Land schmiedet der hassende Feind einen Ring von Zehntausenden, von Millionen heimatloser Herzen. Uns Grenzmärker im Reich lehrt euer Raub hassen; die deutschen Grenzmärker in den geraubten Gebieten lehrt euere Gewalttat hassen. Feinde, ihr habt's gewollt. Wenn ihr dem deutschen Volk jetzt Selbstbestimmungsrecht und Frieden gabt, in seinem jetzigen Seelenzustand war es damit zufrieden. Ihr aber wolltet mehr und anderes, wolltet das Gegenteil von Selbstbestimmungsrecht und Frieden, wolltet endgültige Vernichtung durch Gewalt. Die schönen Worte deckten üble Taten.

Gott wägt die Völker. Ihr seid schon gerichtet. Ob er uns in der Wüste sterben lassen will — ich weiß es nicht. Die Möglichkeit, der Welt Frieden zu geben, habt ihr verspielt. Ihr seid zu leicht befunden. Ob wir lernen sollten, **daß nationale Lauheit nationaler Tod? Ob wir, im fremden** Joch, deutsch werden sollen?

2 Millionen deutscher Bauern in Rußland hielten deutsche Art. 600 000 Deutsche in Polen bewahrten ihr Deutschtum.

90 000 Deutsche in Galizien hielten sich.

200 000 Deutschbalten trotzten durch 7 Jahrhunderte.

Der Friede von Versailles wirft mehr als 2 Millionen Reichsdeutsche dazu, die Deutschen der Ostmark.

Wie wird ihr Los? Bisher schien Reich und Staat ihnen das Deutschtum zu verbürgen. Schien. Denn in der Ostmark war der Boden längst schon unterhöhlt, tobte der Nationalitätenkampf. Jetzt müßt ihr deutschen Grenzmärker selbst euer Deutschtum schützen. Das Selbstverständliche wird Ziel, Aufgabe, Sehnsucht, Pflicht.

Der Kampf beginnt, der Tageskampf um das Volkstum der Heimat. Zu diesem Kampf hängt euch die deutschen Bilder an die Wand. Sie hängen bei euch, sie hangen bei mir. Unsere Blicke treffen sich dort und unsere Seelen, unser Wille. Der Deutsche, sagt man, kennt nur Zorn, nicht Haß. Zorn verraucht. Haß dauert. Zorn unter Druck wird Haß. Haß ist gehärteter Zorn. Der Feind ist am Werk, uns diese Erziehung zu geben.

Es gibt heilige Liebe. Es gibt heiligen Haß. Für die abgerissene deutsche Grenzmark hat der Feind entschieden. Er heißt uns hassen.

Das Wiedererwachen



des deutschen Geistes.



Zur Naturgeschichte der „Rheinischen Republik".

Von Archivdirektor Dr. Wentzcke (Düsseldorf).

5. Jüngste Entwicklung.

III. (Schluß.)

In der Tat traten die alten Sonderbestrebungen der rheinischen Parteien in den neuen parlamentarischen Kämpfen in Preußen selbst, im Norddeutschen Bunde und endlich im Deutschen Reichstag zunächst durchaus zurück. Dem scharfen Auge nur, das prüfend in den Taten und Meinungen vergangener Geschlechter bereits die Wurzeln moderner Anschauungen und Forderungen sucht, erscheinen deutlich auch unter der deckenden Hülle anderer Schlagwörter die großen Linien, die die „rheinische Bewegung" des Vormärz, der preußischen und der deutschen Nationalversammlungen von 1848 mit den Ereignissen unserer Tage verbinden. Jeder Wechsel und Umschwung in den Lebensbedingungen unserer Innen- und Außenpolitik öffnet die alten Eingangspforten, die Mainz und Lüttich, Straßburg und Antwerpen für das Kernland des Rheintals, für die preußische Rheinprovinz, bilden.

Die ersten Jahre der Reaktion, die unmittelbar dem großen Erlebnis der ersten deutschen Volksrevolution folgen, werden dabei ebenso wie die Anfänge Bismarcks noch beherrscht durch die Gegensätze der kleindeutschen und großdeutschen Richtung, die gerade hier ja bereits in den vierziger Jahren hervorgetreten waren. In Köln vor allem nahm der aufblühende Bachemsche Verlag mit seinen neuen Zeitungsgründungen, insbesondere der „Kölnischen Volkszeitung", eifrig die Werbung für eine großdeutsche Reform der Bundesverfassung auf, die endlich die alte Einheit Deutsch-Österreichs mit dem Deutschen Zollverein wirtschaftlich und politisch wiederherstellen, zugleich aber auch die Vorherrschaft des protestantischen Preußens brechen sollte. Von selbst knüpften sich damit wieder die alten Verbindungsfäden zwischen Aachen, Trier und Köln mit dem Mittel- und Oberrhein, und wieder wurden Wiesbaden und Mainz die Vermittler. Auf dem Sitz des heiligen Bonifazius wußte jetzt der streitbare Bischof von Ketteler die weltbürgerliche und demokratische Überlieferung der Mainzer Klubisten ebenso wie die katholische Propaganda seiner unmittelbaren Vorgänger zu schneidiger Waffe in den politisch-parlamentarischen Kämpfen der neuen Zeit umzuschmieden. Eifrig pflegte das „Mainzer Journal" die Beziehungen zum Elsaß hinauf, wo der Vorkämpfer des „Mainzer Kreises", Andreas Raeß, nunmehr als Straßburger Bischof die deutsche Kirche gegen die Verwelschung der Geistlichkeit und der Schule verteidigte.

All diese zwischenstaatlichen Probleme rheinaufwärts und rheinabwärts hatte endlich die Wiedergewinnung des Elsaß und Lothringens gelöst. Die Ausfalltore Frankreichs am Oberrhein und an der oberen Mosel wurden geschlossen, während Belgiens Neutralität jede Bedrohung von Norden her dauernd auszuschalten schien. Nach langer, furchtbarer Fremdherrschaft, die die Lebensader des deutschen Westens just ein Vierteljahrtausend, seit der Übergabe Breisachs an Richelieu, unterbunden hatte, erlangten Lande und Völker, Handel, Verkehr und Industrie des Rheintals zum wenigsten von Emmerich bis hinauf nach Hüningen ihre natürliche Freizügigkeit wieder. Nur die preußische Rheinprovinz aber, auch das ist festzustellen, nahm mit ihrem ganzen Leben an diesen neuen Erfolgen teil. Alle die anderen Rheinuferstaaten, Hessen und Pfalz, Baden und vor allem das neue „Reichsland", empfanden doch auch jetzt noch bewußt oder unbewußt, daß der politische Ausgleich des „Bundesstaates" den Forderungen und Wünschen ihres Wirtschaftslebens nicht genügte. Hemmungen machten sich geltend, die in mannigfacher Weise auch die Gruppierung der politischen Parteien in den Landtagen und im Reichstage bestimmten.

Während die alten konstitutionellen Parteien freudig die neue Gestaltung des deutschen Staatsrechts begrüßten, standen einzelne konservative Eigenbrötler am Oberrhein und in der Heimat der rheinischen Autonomen auch weiterhin abseits und fanden Hilfe und Unterstützung beim politischen Katholizismus, der seine ersten Schößlinge in den rheinischen Sonderbestrebungen getrieben hatte. Mit dem Anschluß der elsaß-lothringischen Protestler bildete sich am „katholischen Strom", im deutschen Zentrum, jetzt gerade ein rheinischer Block von unerhörter Stärke und Werbekraft, in dem Andreas Raeß und Bischof Ketteler den Brüdern Reichensperger und den Erben der Koblenzer und Aachener Junta zur Seite traten. Vom Rheintal aus erweiterte und erneuerte sich der Kölner Kirchenstreit zum Kulturkampf. Wie einst Lüttich, so wurde jetzt eine Zeitlang wohl Luxemburg eine wichtige Sammelstelle der politischen Propaganda gegen den kirchenfeindlichen Staat. Der ungeheure Aufschwung der deutschen Weltwirtschaft unter den Nachfolgern Bismarcks erst, der Verzicht der Reichsregierung auf Fortführung der politischen Umgestaltung des Bundesstaats zum Einheitstaat und vor allem der parlamentarische Sieg des Zentrums in allen wichtigen Streitfragen der deutschen Lebensgemeinschaft drängten die Klagen scheinbar zurück. Daß die alten Probleme weder am Niederrhein noch am Oberrhein gelöst waren, das zeigte deutlich genug die Parteigruppierung im „Reichslande" und die nie verhallenden Klagen der „Rheinländer" über Zurücksetzung ihres „Stammes" und ihrer Konfession in Wirtschaft, Unterricht und Verwaltung, die die katholischen Fraktionen der Einzellandtage und des deutschen Parlaments immer wieder vorbrachten.

In seltsamer Umkehr schien dann der große Krieg die alten Streitfragen zur endgültigen Lösung zu bringen. Elsaß und Lothringen sollten, so hofften und forderten die Besten aller Parteien, jetzt endlich auch staatsrechtlich völlig im Reich „aufgehen" und damit die immer noch offene Rheintalstraße im Süden schließen. In der preußischen Rheinprovinz aber sahen die Freunde der „Kölnischen Volkszeitung" im ersehnten künftigen Anschluß Deutsch-Österreichs einerseits, Belgiens andererseits die Vollendung der alten Wünsche nach einem kraftvollen großdeutschen Mitteleuropa, wie sie insonderheit im Rheinlande in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine ganz eigentümliche Form und Farbe gewonnen hatten. Donauabwärts schien sich in unerhörter Weite die Welt des Ostens der christlichen Kultur und zugleich der deutschen Wirtschaft zu öffnen. Mit dem Besitz der flandrischen Küste war eine „rheinisch-belgische Konföderation" geschaffen, die der katholischen Kirche des deutschen Rheinlands und dem rheinischen Kapitalismus in gleicher Weise ungeahnte Werbekraft sicherte. In den Forderungen der vereinigten Wirtschaftsverbände und der Bachemschen Gruppe erneuerten sich mit umgekehrten, positiven Vorzeichen die Sonderbestrebungen der „rheinischen Liberalen", der südwestdeutschen „Konstitutionellen" am Mittel- und Oberrhein, und endlich der „rheinischen Ultramontanen", die von Mainz und Köln ihre Kreise von Straßburg bis Cleve gezogen hatten. Deutschlands eigenste Gesamtinteressen schienen hier vor allem vertreten, bis Zusammenbruch und Revolution die große Wandlung auch dieser Anschauungen wieder herbeiführten.

Mit einem Schlage fast entfesselten die Novembertage des Jahres 1918 alle die alten Lockungen und Drohungen, die in längeren oder kürzeren Zwischenräumen nunmehr bereits seit einem Vierteljahrtausend schon die rheinischen Sonderbestrebungen nährten. Unter denselben Lebensbedingungen traten innerpolitisch und außenpolitisch auch die gleichen oder doch ähnlichen Gedankenreihen wieder zutage, wie 1658 und 1793, und endlich in fast lückenloser Kette im ersten halben Jahrhundert preußischer Herrschaft am Rhein. Wieder sind heute die Zitadellen des oberen und des unteren Rheintals, Straßburg und Metz, in französischer Hand; das belgische Bollwerk ist seiner Neutralität entkleidet, unverhüllt bedrohen die Kanonen der Maßfestungen die deutschen Grenzen. Aufgesprengt im ungeheuren Doppeldruck sind aufs neue die alten Eingangspforten zum mittleren Rheintal, wo stärker noch als nach dem Dreißigjährigen Kriege und während der Heereszüge der Revolution jahrelange Kriegsnot das weichere Geschlecht unserer Tage zermürbt und zertreten hat. Militärische und politische Lasten, die die fremde Besatzung dem Rheinlande auferlegen, erhöhen die wirtschaftlichen und geistigen Sorgen, in denen ganz Deutschland um seine Zukunft ringt, zu unerhörter Größe und Schwere. Wie im 17. und 18. Jahrhundert locken von Westen her die schimmernden Worte vom ewigen Frieden und vom Völkerbund. Freiheit und Befreiung von allen Entbehrungen ist ihre Verheißung. Wie

Das Horoskop des neuen Jahres.



„Männer mit dem besten Willen mühen sich, am Himmel die Lösung der schwierigen internationalen Probleme zu finden." *„La Campana de Gracia", Barcelona.*

früher sind auch jetzt wieder Pariser Glaubensboten die Träger und Verkündiger dieser frohen Botschaft, die Schutz gegen Bolschewismus und Ausrottung des Militarismus in einem Satze verkündigt. Reiche Zuwendungen sollen die Wiederaufrichtung der rheinischen Wirtschaft erleichtern, wenn Führer und Geführte die staatsrechtliche Gemeinschaft mit dem bankerotten Deutschen Reiche lockerer und loser knüpfen, als sie heute noch besteht.

Die Wege und Straßen allerdings, auf denen diese Lockungen ins mittlere Rheintal einziehen, zeichnen sich heute nicht mehr so scharf und klar auf dem großen, mannigfaltig durchschnittenen Kampfgelände der öffentlichen Meinung ab wie in den einfacheren Zeiten der vergangenen Jahrhunderte. Und doch treten deutlich auch heute ihre einzelnen Hauptverkehrsadern trotz der Spärlichkeit der einwandfrei erschlossenen Quellen hervor. Während die belgische Besatzungstruppe nur vernichtet, arbeiten die französischen Generale bereits planmäßig am Aufbau neuer politischer Staatslehren, die immer wieder vom Oberrhein her befruchtet werden. Von Straßburg über die Rheinpfalz führt ihr Weg nach Wiesbaden und Mainz, wo deutsche Gesinnungsgenossen die weitere Werbung nach Trier, Aachen und Köln übernehmen. Den besten Nährboden aber bilden die deutschen Parteien selbst, die in Wurzeln und Wesen ja auch ihrerseits denselben weltbürgerlichen und demokratischen Staatsanschauungen entstammen, die vom Westen her schon im 17. Jahrhundert die „irenischen" Gedanken und die Forderungen der „Libertät" rheinischer Reichsstände ebenso befruchteten wie später die Mainzer Klubisten, die Vorkämpfer der zisrhenanischen Republik, die rheinischen Autonomen und schließlich die liberalen und ultramontanen Gruppen des 19. Jahrhunderts. Innerpolitische Ideenverbindungen kreuzen und verknüpfen sich mit außerpolitischen Lockungen und Drohungen zu unseligem politischem Gedankengut.

Auch im kleindeutschen Bundesstaat hat ja der Sturz des Kaisertums und die Forderung umfassender Verbesserungen in Verwaltung und Staatsrecht alte, scheinbar völlig verschüttete Quellen aufs neue erschlossen. Wie in der ersten deutschen Volksrevolution tritt vor allem der Zwiespalt zwischen dem preußischen und deutschen Staat, zwischen preußischer und deutscher „Nationalversammlung" wieder aufs schärfste zutage. Der Ruf nach Auflösung Preußens in seine Verwaltungsprovinzen oder gar in neue „Stammeseinheiten", den Max v. Gagern in den Märztagen von 1848 nach Berlin trug, erschallt nach dem Fall der hohenzollernschen Dynastie stärker und stärker. Wieder wird der große unitarische Gedanke, daß der Staat, der als Zwingherr zur Deutschheit einst die Mittel- und Kleinstaaten zur Einheit führte, nunmehr seine eigene Staatspersönlichkeit opfern müsse, um das große Werk endlich zu vollenden, mißbraucht zur Verhüllung eigensüchtiger Forderungen und Wünsche. Einzelne Interessengruppen hoffen im kleineren Bezirk die längst erstrebten konfessionellen und wirtschaftlichen Vorteile besser und schneller zu fördern als in einem großen, machtvollen Staatswesen, in dem das Wohl der Gesamtheit allen Einzelwünschen vorangeht. Diese Verbindung geschichtlich wohl begründeter politischer Wahrheiten mit Sonderbestrebungen, die die Not des Vaterlandes ausnutzen wollen, hat vor allem das Bild der „Rheinischen Bewegung" unserer Tage so getrübt, daß eben nur der geschichtlich geschulte Blick die Grundlinien zu unterscheiden vermag, die Vergangenheit, Gegenwart und — zukünftige Entwicklung verbinden.

„Nach Westen nicht fremd, mit dem Osten Mitteleuropas als Gliedstaat des Deutschen Reiches aufs engste verbunden, wäre die Republik am Rhein im besten Sinne ein Land der Mitte, eine Völkerbrücke in eine friedlichere Zukunft! So locken von der Schwelle zwischen Mittel- und Oberrhein her die Werbeschriften der vom Staatsanwalt Dorten geführten Gruppe „rheinischer Intellektuellen". Die „Rheinische Volkszeitung" in Wiesbaden als Sprachrohr des Nassauischen Zentrums, das „Mainzer Journal", die der Mainzer Kreis im Revolutionsjahr 1848 gegründet hatte, die „Coblenzer Volkszeitung" und das Aachener „Echo der Gegenwart" als die publizistischen Erben der apostolischen Junta im Kölner Kirchenstreit, endlich am einflußreichsten die „Kölnische Volkszeitung" des alten großdeutschen Bachemschen Verlags verbreiten und stärken vorsichtig und zurückhaltend diese Anschauungen. Nie verhallte Klagen über die Zurücksetzung der Rheinländer und der Katholiken überhaupt im preußischen Staate bieten willkommene Abwechslung im großen Rhythmus

dieser politischen Aussprache. Nicht nur die „rheinischen Ultramontanen" aber, auch das ist bezeichnend, greifen Anschauungen auf, die bereits leise abrücken vom offenen, unumwundenen Bekenntnis zum preußisch-deutschen Staat. Auch das demokratische „Kölner Tageblatt" macht sich zeitweise dieselben Grundgedanken zu eigen, wenn es den Rheinländern „eine historische Mission" besonderer Art zuschreibt: „Sie haben die Brücke herzustellen, die aus dem alten Europa ins neue führt, die die Völker der neuen Demokratie mit den demokratischen Völkern der Tradition verbindet. Wie anders können aus den alten verbitterten und wesensfremden Feinden einander vertrauende Völkerbundsgenossen werden, wenn nicht die dazu geeigneten Volksteile die Rolle der Vermittelnden übernehmen wollen? Die Idee einer Rheinischen Republik sollte deshalb nicht nur aus dem Begriff der Einheit der Nation heraus erörtert werden, sondern auch, und zwar viel stärker im Hinblick auf die Völkerverbindung, auf die Überbrückung der alten nationalen Gegensätze! Und seltsam: wer Einzelfälle geschichtlich verknüpfen will und kann, der mag ebenfalls alte fast vergessene Erinnerungen wieder aufleben sehen, wenn selbst ein Erbe der rheinischen Ritterschaft von 1836, der sich heute zur deutschnationalen Partei zählt, als Verteidiger einer staatsrechtlichen Sonderstellung der Rheinprovinz auftritt.

Wie diese ganze große Welle parteipolitischen Strebens nun das gewaltige Lied der Weltereignisse mißtönig begleitet — für solche Betrachtung der Tagespolitik ist in dieser geschichtlichen Darstellung kein Raum. Lediglich der langsamen Entwicklung der einzelnen Strömungen, deren Charakter sich in Schlagwörtern und schimmernden Wendungen nur schwer noch erkennen läßt, und erkannt werden soll, war diese Studie gewidmet. Noch ist es Zeit, die Bewegung aufzuhalten, die jetzt mit eilender Hast unter dem Schutz der fremden Besatzung über die Forderung einer demokratischen „Autonomie im Rahmen und Verbande des Reiches" hinweg zur Gestaltung eines rheinischen Bundesstaats drängt. Deutlich aber erneuen sich bereits die Zeiten, da in den Tagen der französischen Revolution die „Naturgeschichte" einer „rheinischen Republik" mit Einverleibung oder doch wenigstens mit „wirtschaftlicher und kultureller Durchdringung" des linken Rheinufers durch die Beamten, Generale und Gelehrten Clemenceaus und Fochs enden kann. Verstlavung und Verwelschung seiner besten Volksgenossen wird das Los der deutschen Nation sein, wenn auch heute wieder das böse Wort von Unwert und Unsinn geschichtlicher Lehren Geltung gewinnt, das deutsche Parteiführer über die Schwelle der deutschen Revolution geschrieben haben.

Ein deutscher U-Boot-Führer in englischer Gefangenschaft.

Tagebuchaufzeichnungen des Freiherrn v. Spiegel.

III. (Fortsetzung.)

Sanders, der Kommandant, begrüßte mich sehr freundlich und beeilte sich, mir zu versichern, daß ich sowohl wie meine Leute vollste Bewegungsfreiheit auf seinem Schiffe haben sollten, und daß wir nichts anderes seien als sein und seiner Mannschaft Gäste. Und in der Tat habe ich in den fünf Tagen meines Aufenthaltes an Bord dieses Fahrzeuges nicht ein einziges Mal das Gefühl der Gefangenschaft empfunden. Wir drei konnten tun und lassen, was wir wollten. Wir aßen und lebten mit den Offizieren in ihrer Messe (selbst meine beiden Unteroffiziere), ich ging auf die Brücke und sprach mit dem wachhabenden Offizier so oft ich wollte und durfte sogar mit dem Steuermann zusammen die Seekarte studieren und der Navigierung folgen.

Während der ganzen verflossenen Nacht waren wir so gut wie gar nicht von der Stelle gekommen. Der Wind, der leicht aus Nord geweht hatte, war ganz eingeschlafen, so daß unsere Segel schlapp und knarrend hin und her schlugen. Das Schiff besaß zwar 2 Hilfs-Motoren von je 50 PS, die ihm 5—6 Knoten Geschwindigkeit geben sollten, jedoch war der eine von ihnen während des Gefechts getroffen worden, und der andere wollte trotz stundenlanger Bemühungen der beiden Maschinisten absolut nicht anspringen. Allerdings schienen diese beiden Strategen nicht viel von ihrem Handwert zu verstehn; denn als ich den Maschinistenmaat Deppe, der zufällig Maschinenspezialist war, zur Hilfeleistung in den Maschinenraum schickte, gelang es ihm, im Verlauf einer halben Stunde den störrischen Motor in Gang zu bringen. Nun hatten wir dank Deppes Sachkenntnis wenigstens einen Motor klar, der uns die respektable Geschwindigkeit von 2—3 Knoten in der Stunde verlieh. Deppe war der Held des Tages und hatte sich den Dank der Engländer verdient, den Sanders in seinem Bericht zum Ausdruck zu bringen versprach. Auch in anderer Weise machten wir drei Geretteten uns nützlich. Es gab drei Verwundete an Bord, deren Pflege ich mit meinen Leuten, so gut es ging, übernahm. Es war keine leichte Aufgabe für uns, die armen, zum Teil schwer leidenden Leute zu behandeln, zumal wir ebenso wenig Ahnung von derlei Dingen hatten wie die Engländer. Besonders der Zimmermann des Schiffes, dem eine Granate die rechte Hand fortgerissen hatte, machte uns große Sorge. Wir hatten dem armen Kerl mit Matratzen und Decken auf dem Oberdeck ein Lager bereitet, wo er wenigstens Luft und Sonne hatte. Morphium war leider nicht an Bord, und jeder Verbandwechsel wurde so zu einer Quälerei sowohl für den armen Kerl als auch für uns, denen solche Wunden und Leiden etwas ganz Neues waren. Die Mannschaft auf Q 21 hatte harten Dienst; unentwegt standen sie an den Pumpen und schleppten Wasser aus dem Schiff, denn nur so konnten wir die eindringenden Fluten einigermaßen bewältigen. Auch daran beteiligten wir uns zusammen mit den Schiffsoffizieren. Unser Glück war, daß das Wetter so ruhig war; hätten wir Sturm oder nur eine kräftige Brise bekommen, dann wäre unser wrackes Schiff sicherlich vollgelaufen und untergegangen.

Unsre Hoffnung bestand in erster Linie darin, möglichst bald ein Patrouillenschiff oder Boot anzutreffen und uns von dem nach Hause schleppen zu lassen. Die kleine drahtlose Station des Seglers war ebenfalls durch einen Granatsplitter zerstört worden, so daß wir auf keine Weise Beistand erbitten konnten.

Wir befanden uns am Morgen des 1. Mai etwa 150 Seemeilen von der S.-W.-Spitze Irlands entfernt und mußten bei 2½ Knoten in der Stunde mit einer Fahrtdauer von 2½ Tagen rechnen. Der Motor, einmal in Gang gebracht, lief gut und zuverlässig weiter. Den ganzen Tag über sichteten wir kein Schiff. Im Verlauf der Nacht kam eine leichte Brise aus Nord auf, die unsere Segel etwas füllte und die Fahrt des Schiffes um ein weniges vermehrte. So kam es, daß wir bereits am 2. Mai abends in zirka 30 sm Abstand von der Küste standen, wo wir auch glücklich eine der dort regelmäßig patrouillierenden Wachtschiffe antrafen. Wir heißten Notsignal, und das Schiff — ein U-Boot-Jäger — kam in die Nähe und schickte auf Anforderung einen Arzt herüber. Ich stand indes in aller Ruhe in meinem blauen Jackett-Anzug auf dem Achterdeck, rauchte meine kurze Pfeife, die Sanders mir geschenkt hatte, und besah mir den Kreuzer und die Bootsleute längsseit, die mich natürlich alle für einen Engländer hielten. Denn Sanders und ich waren übereingekommen, den zur Queenstown-Division gehörigen Wachtschiffen gegenüber nichts von Gefangenen an Bord zu erwähnen, weil uns der Queenstown-Admiral dann sicherlich zu sich beordert hätte. Wir aber wollten nach Milford-Hafen — Sanders' Standquartier, wo man ihn kannte, und wo, wie er mir versicherte, der Admiral ein „fine old chap" sei. In Queenstown dagegen sei er, Sanders, „einer unter vielen" und könne in keiner Weise für unsere Aufnahme und Unterbringung sorgen.

Nachdem der Doktor der „Primrose", so hieß das Schiff, dem schwerleidenden Zimmermann eine Morphiumspritze gegeben und seinen Verband kunstgerechter, als wir getan hätten, erneuert hatte, fuhr er wieder fort. Die „Primrose" bestellte uns drahtlos eines jener schnellen Motorboote, die im Kriege entstanden sind und als U-Boot-Jäger dienen, damit wir noch vor Nacht in die nächste Bucht der Küste — Kinsale — eingeschleppt und unsere Verwundeten so schnell wie möglich in gute Pflege gebracht würden. Nach knapp einer Stunde kam der U-Boot-Jäger mit 30 Knoten Geschwindigkeit angesaust und brachte uns gegen 11 Uhr abends in

die tiefeingeschnittene, an norwegische Fjorde erinnernde Bucht, woselbst wir zu Anker gingen. Bevor der verwundete Zimmermann das Schiff verließ, schickte uns der rührende Mann zum Dank für unsre Samariterdienste durch einen Kameraden ein Pfund Tabak in der üblichen Blechbüchse der engl. Mary. Ich war ganz gerührt darob und habe ihm beim Abschied von ganzem Herzen gute Besserung gewünscht.

Die Nacht war wieder schlecht für mich. Nun, wo die Aufregung und das Kämpfen mit dem im leichten Wellenschlag des Atlantiks mählich eindringenden Wasser plötzlich aufgehört hatte, wo der Lärm des Motors, der dicht hinter der Offiziermesse gerattert hatte, plötzlich verstummt war und alle Menschen an Bord sich geborgen und halb und halb schon zu Hause fühlten, nun erst kam es mir recht zum Bewußtsein, wie trostlos unglücklich ich eigentlich sei. Mein schönes neues Boot verloren, meine lieben braven Leute tot und ich mit dem kläglichen Rest der Besatzung wer weiß wie lange zur Gefangenschaft verdammt. Es waren keine schönen Gedanken diese Nacht, und ich lag unter meinem Tisch und seufzte mich bis zum Morgen durch.

Den folgenden Tag, den 3. Mai, blieben wir in der Bucht von Kinsale zu Anker liegen. Sanders war früh am Morgen an Land gefahren und hatte nach Milfred-Haven um einen Schlepper telegraphiert. Derselbe war ihm für die Morgenstunden des 4. Mai zugesagt worden. So lange mußten wir uns also noch gedulden und benutzten den Tag, um die Seeeigenschaften unseres Schiffes soviel wie möglich zu verbessern und wieder einmal gründlich Reinschiff zu machen. Die Lecks in der Wasserlinie wurden nun in aller Ruhe eines nach dem anderen in kunstgerechter Weise gestopft und dadurch tatsächlich die Menge des einströmenden Wassers auf ein Minimum reduziert, das fortan jede Gefahr für das Schiff ausschloß. Wir Offiziere benutzten den Ruhetag, um ein Bad zu nehmen, nachdem es Maschinistenmaat Deppe gelungen war, die zerschossene Badewasserleitung notdürftig zu reparieren. Ich fühlte mich danach wie neugeboren, nachdem ich den dreiwöchigen Ubootschmutz und die Salzwasserkruste des Ozeans von meinem Körper entfernt hatte.

Am Nachmittag lagen wir, Sanders, Beaton und ich, auf dem schön gescheuerten Achterdeck in der herrlich warmen Sonne und nahmen ein Sonnenbad. Es war zeitweise schwer, sich vorzustellen, daß diese beiden reizenden taktvollen Menschen meine Feinde und die Urheber meines Unglücks sein sollten. Sie erzählten von ihrer Heimat und fragten nach Deutschland und deutschem Wesen, und schließlich kamen wir überein, daß es ein Jammer und eine Schande sei, daß wir zwei tüchtigsten und rasseverwandtesten Nationen uns in einem solchen unversöhnlichen Haß gegenüberständen. Wir malten uns aus, was aus der Welt geworden wäre, wenn wir zusammengegangen wären, anstatt uns zu bekämpfen. Wir bedauerten aufrichtig das undurchdringliche Netz von Lügen, mit dem die Presse unserer beiden Länder vor und während des Krieges die Volkstimmung vergiftet hätte, und sannen ernsthaft und in bester Absicht nach Mitteln, um diesem schleichenden Gift entgegenzuarbeiten. Schon damals nahm ich mir vor, an zuständiger Stelle in England, am besten auf der Admiralität selbst, ein offenes Wort mit irgendeinem verständigen Mann zu reden und den Versuch zu machen, eine erste, schüchterne Verständigung zwischen den beiden Völkern anzubahnen; das klingt sehr großartig, aber ich finde dafür keinen andern Ausdruck.

Es war ein herrlicher, warmer Maientag. Die Sonne strahlte aus fleckenlosem Himmel und brütete förmlich auf den steil abfallenden Wiesenhängen der nur auf drei Seiten umgebenden, nahen Küste. Kühe und Schafe hatten sich niedergetan und genossen faul die köstliche Wärme. Die Vögel sangen sehnsuchtsvoll in den schwellenden, blühenden Frühlingstag hinein und lenkten meine traurigen Gedanken in weiche, hoffnungsfrohe Bahnen. Es war doch schön, zu leben! Ich stützte den Arm auf das sonnenwarme, hölzerne Deck, lauschte andachtsvoll dem Jubelgesang der Lerchen und war recht von Herzen dankbar, daß ich Gottes schöne Natur noch genießen durfte.

Nach dem Tee holte ich mir einen Kübel heißen Wassers in die Badekabine und wusch höchsteigenhändig meine von Salzwasser klebrige Wäsche aus. Auch drei Taschentücher, die ich in den verschiedenen Taschen entdeckt hatte, und über deren Besitz ich als einigermaßen kulturbedürftiger Mensch sehr froh war, wurden sorgfältig gescheuert und gespült. Man kann sich denken, welcherlei Gedanken mich bei diesem Unternehmen bewegten. Vor wenigen Tagen noch stolzer Ubootskommandant mit absoluter monarchischer Gewalt in meinem kleinen Königreich, und jetzt — mit Emsigkeit und tiefem Ernst beim Waschen meines kärglichen Besitzes. Mancher Seufzer begleitete die unbeholfenen Bewegungen meiner Hände. Der kleine Steward, den ich durch die granatzerfetzte Holzwand nebenan in der Pantry sehen konnte, erbot sich in freundlicher Weise, mir die ungewohnte Arbeit abzunehmen: „Shall I do it for you, Sir?" — Doch lehnte ich dankend ab und tat so, als ob ich nichts lieber täte, als Waschfrau spielen.

Am Abend brachte jemand eine irische Zeitung, ich glaube die „Cook Daily News", von Land mit, die gierig von uns verschlungen wurde und Anlaß zu langen Gesprächen über Politik und Kriegsziele bis in die Nacht hinein gab. Dann kroch ich zum vierten Male zum Schlafen unter meinen Tisch.

Ich erwachte von einem ziemlich starken Stoß, fuhr auf, sauste mit der Stirn in die Tischschublade, was ersterer eine Beule eintrug, schimpfte und ging an Deck. Die Sonne stieg gerade feurig und klar hinter den östlichen Bergen empor. Neben uns lag ein Trawler, der uns beim Längsseitkommen den alarmierenden Rippenstoß versetzt hatte. Es war der armierte Fischdampfer, der uns nach Milford schleppen sollte. Nachdem die Schleppleine hinübergegeben und unser Anker gelichtet war, fuhren wir mit 6 Knoten Geschwindigkeit aus der romantischen irischen Bucht heraus unserm neuen Ziel entgegen.

Vor Queenstown war eine Flottille von großen Minensuchbooten. Da hatte tags zuvor ein deutsches U-Boot Liebesgaben hingelegt. Ein Frachtdampfer hatte die Sperre entdeckt, indem er auf eine der Minen gelaufen und in die Luft geflogen war. Jetzt war die Einfahrt nach Queenstown für Handelsschiffe gesperrt. Überall diese verdammten deutschen U-Boote! Wenn wir nur keins mehr trafen! Ich hatte wirklich keine Lust, Zeuge von der Überrumpelung eines Kameraden durch die raffinierte Falle zu werden. Auch Sanders zeigte wenig Neigung zu einem zweiten Gefecht mit seinem ramponierten Schiff. Er hatte genug von dem Gefecht mit uns.

(Fortsetzung folgt.)



Patriotismus.

Selbst die Amerikaner können sich, wie dieses Bildwerk Bartletts beweist, den Patriotismus nur in Wehr und Waffen vorstellen. Die englische Zeitschrift „The Sphere", der wir das Bild entnehmen, findet es deshalb selbstverständlich „zu deutsch".

Dokumente zur Zeitgeschichte

Immer wieder taucht in der Presse der regierenden Parteien der Vorwurf gegen den General Ludendorff auf, daß er kein soziales Empfinden gehabt habe und daß ihm die Seele des deutschen Arbeiters ein Buch mit sieben Siegeln gewesen sei. Aber schon vor Jahren hat man sich nicht damit begnügt, diese Anklage zu erheben, deren Grundlosigkeit wir schon mehrere Male an dieser Stelle urkundlich widerlegt haben, sondern man hat zwischen ihm und der deutschen Arbeiterschaft und damit zwischen ihm und der deutschen Armee, die ja zum größten Teil aus der Arbeiterschaft hervorging, zwischen der Obersten Heeresleitung, den Soldaten und der Arbeiterschaft durch Verbreitung von Verleumdungen in verbrecherischer Weise verhängnisvolle Zwietracht gesät. Diese Verleumdungen waren auch eines von den Mitteln, die man anwendete, um die Stimmung der Front zu untergraben. Viele mögen sie gutgläubig nachgesprochen haben, aber ihre Urheber haben sich einer unsühnbaren Zerstörungsarbeit schuldig gemacht. Der folgende Briefwechsel deckt eine solche Verleumdung auf; man ist ihr leider dem Rate des Unterstaatssekretärs Müller, des Verfassers des letzten hier abgedruckten Briefes folgend, nicht bis an die Wurzel nachgegangen. Die Redaktion

25. 2. 1918.

Sr. Exzellenz Herrn General der Infanterie Ludendorff, Erstem Generalquartiermeister Großes Hauptquartier.

Eurer Exzellenz mit näherer Auskunft über die durch Exzellenz v. Lindequist mitgeteilte Unterhaltung mit dem sächsischen sozialdemokratischen Abgeordneten Lange aus Leipzig dienen zu können, ist mir angesichts des dabei aufgedeckten Mißbrauchs Ihres Namens eine Genugtuung. Der Hergang war folgender: Vor Beginn der Sitzung des Landeslebensmittelamtes (Min. des Innern) in Dresden stellte ich den in vielen gemeinsamen Beratungen als sonst sehr besonnen, klar und anständig denkend erkannten Vertreter der sozialdemokratischen Partei wegen der unseligen Streiks und der unklaren Stellung der sozialdemokratischen Führer zu derselben zur Rede und gab meinem Bedauern darüber Ausdruck, daß damit die Heimarmee den Kämpfern draußen in den Rücken gefallen sei und zweifellos die Gegner nur ermutigt habe. Das hätte trotz der Ernährungsschwierigkeiten nicht vorkommen dürfen, hätte durch seine Parteigenossen führender Stellung von ihrem Standpunkt aus verhütet werden müssen. Welche Gründe denn da eigentlich vorgelegen haben? Da gab er mir zur Antwort: „Ja, die Äußerung Ludendorffs schlug dem Faß vollends den Boden aus." „Welche Äußerung denn?" fragte ich." „Der deutsche Arbeiter sei zu einem Generalstreik zu feige."

Exzellenz kennen meine Antwort, es sei unmöglich, daß der Mann, der des deutschen Arbeiters Mut jeden Tag im Schützengraben sich erproben sehe und verwerte, eine solche Äußerung getan haben könne. Achselzucken und ein etwas verlegenes: „So wurde es doch verbreitet!"

Bei der erprobt anständigen Gesinnung des Abgeordneten Lange, der sich an den Beratungen im Landeslebensmittelamt mit anerkennenswerter Freimütigkeit wie Sachlichkeit und ruhiger Besonnenheit seit dessen Gründung als von seiner Landtagsfraktion entsandter Vertreter beteiligt, wird eine persönliche Richtigstellung Euer Exzellenz gewiß an gute Stätte kommen und wertvolle Gegenwirkung ausüben.

Ich möchte Euer Exzellenz bitten, bei nächster Gelegenheit den Abgeordneten eventuell in einer Sitzung des Lebensmittelamtes auf Ihre Antwort stellen zu dürfen, um Bekanntwerdens derselben in größerem Kreise sicher zu sein. Die Anschrift des Abgeordneten ist: Landtagsabgeordneter Lange, Leipzig, Querstraße 29 IV. . .

In ausgezeichneter, dankbarster Verehrung

Euer Exzellenz ergebenster

Prof. Dr. Kraft.

3. 3. 1918.

Prof. Dr. Kraft Weißer Hirsch bei Dresden, Marienstraße 9.

Ich ermächtige Sie gern zu der Erklärung, daß ich eine Äußerung, der deutsche Arbeiter sei zu einem Streik zu feige, selbstverständlich nie getan habe. Es tut mir leid, daß man mir einen solchen Unsinn zutraut. Wohl aber habe ich mich stets dahin ausgesprochen, daß ich die Masse der deutschen Arbeiterschaft für zu vaterländisch gesinnt halte, als daß sie während des Krieges in einen Streik treten würde.

I. A.: gez. Ludendorff

Gr. H. Qu., den 4. 3. 1918.

An Major Keim.

Sehr geehrter Herr Keim! Anliegend übersende ich Ihnen den bereits durch Fernsprecher angekündigten Brief des Professors Dr. Kraft über die Äußerung des sozialdemokratischen Abgeordneten Lange. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie vielleicht mit Hilfe des Herrn Unterstaatssekretärs Müller den Abgeordneten Lange darüber befragten, wie sich die Sache verhalten hat und woher dieses unsinnige Gerücht über Exzellenz Ludendorff stammt. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß hier bei der O. H. L. kein einziger Mensch so unsinnige Aussprüche tun würde. Wir sind der Ansicht, daß dieselben Arbeiter, die vorne an der Front so glänzend ihre Pflicht tun, doch auch in der Heimat tätig sind und daß sie daher in der Masse unbedingt treu zu ihrem Vaterland in dieser schweren Zeit stehen werden. Daß einzelne Elemente, namentlich Jugendliche und Frauen, durch gewissenlose Hetzer sich verleiten lassen, läßt sich natürlich nicht ändern und ändert auch an dem Gesamturteil gar nichts.

Ich gestatte Ihnen gern, von dieser Äußerung dem Abgeordneten Herrn Lange gegenüber jeden, Ihnen richtig erscheinenden Gebrauch zu machen. Ich finde eine um so größere Niedertracht in den Unterstellungen darin, als Exzellenz Ludendorff gerade für die Arbeiterschaft ein warmes Herz hat und in jeder sozialen und wirtschaftlichen Fürsorge, Kriegsbeschädigtenfürsorge, Siedlungsfrage, Ernährung sich dauernd und, wie Sie ja selbst wissen, mit Erfolg betätigt hat.

Mit bestem Gruß bin ich Ihr sehr ergebener

B., Oberstleutnant.

6. 3. 1918.

Euer Exzellenz wollen mir eine vielleicht nicht unwichtige Ergänzung zu meiner Antwort auf das Schreiben 15 400/II. vom 19. 2. 1918 gestatten.

In der gestrigen Sitzung des Ernährungsbeirates für das Königreich Sachsen machte ich Herrn Abgeordneten Lange auf die zu erwartende direkte Richtigstellung der Euer Exzellenz unterschobenen Äußerung „Der deutsche Arbeiter sei zu feige zu einem Generalstreik", aufmerksam. Daraufhin erhielt ich folgende nähere Erklärung über die Rolle, die diese Äußerung für den Streikausbruch spielte. Dieselbe sei als angeblich durch Zeugen belegt — nicht ohne Widerspruch — in der gemeinsamen ersten Sitzung vorgebracht worden, bei der sich die Führer der Sozialdemokratie und der unabhängigen Sozialisten Scheidemann und Haase neben anderen Parteivertretern aus ganz Deutschland wegen der Streikfrage zusammenfanden. Neben der Lebensmittelfrage habe diese so raffiniert auf das Ehrgefühl des deutschen Arbeiters berechnete Äußerung ausschlaggebende Wirkung gehabt.

Angesichts dieser Enthüllung dürfte eine baldige Mitteilung an Herrn Lange, der zur Zeit bei der Tagung der 2. Sächsischen Kammer im Ständehaus zu Dresden anwesend ist, von besonderem Werte sein. Herr Lange erklärte sich sofort bereit, eine Richtigstellung in loyalster Weise seiner Partei zu unterbreiten.

In ganz besonderer Hochschätzung Euer Exzellenz ergebenster

Prof. Dr. Kraft.

12. 3. 1918.

Hochverehrter Herr Oberstleutnant. Anbei übersende ich für Hochwohlgeboren einen Bericht des Unterstaatssekretärs Dr. Müller über seine Unterredung mit dem Landtagsabgeordneten Lange. Aus taktischen Gründen hatte ich Dr. Müller allein mit ihm verhandeln lassen. — Danach ist die Sache eines der infamen Mittel der Streikerreger gewesen, den Streik zu propagieren. Ich schließe mich in bezug auf die Richtigstellung dem Standpunkt des Dr. Müller an. Jedes weitere Eingehen verbreitet diese

Infamie. Nach dem Urteil des Abgeordneten Ebert wird Lange seine Zusagen halten. Ebert mußte orientiert werden, um an Lange heranzukommen und um sich über Lange selbst in bezug auf seine Persönlichkeit zu unterrichten. Mit der Versicherung der vorzüglichsten Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Euer Hochwohlgeboren gehorsamster

Keim.

Herrn Major Keim ergebenst:

Nachstehend gestatte ich mir, Ihnen einen Bericht über meine Unterredung mit dem Landtagsabgeordneten Lange aus Leipzig, der heute früh auf Grund meiner Einladung an ihn bei mir erschien, zu erstatten. Herr Lange erklärte: Die Exzellenz Ludendorff zugeschriebene Äußerung, der deutsche Arbeiter sei zu einem Generalstreik zu feige, klinge wohl in der Form etwas zu schroff. Dem Sinne nach soll Exzellenz Ludendorff erklärt haben, die deutschen Arbeiter hätten nicht den Mut zu streiten. Das Gerücht, daß eine solche Äußerung von Exzellenz Ludendorff gefallen sei, wurde aber in den Tagen vor dem Streik und während des Streiks in Leipzig, Chemnitz und Dresden von Mund zu Mund unter der Arbeiterschaft verbreitet. In der Presse oder in Flugblättern ist die Äußerung nicht kolportiert worden. Herr Lange erklärte jedoch, daß er selbst von Leipziger Arbeitern diese Äußerung gehört habe, und daß ihm aus Dresden und Chemnitz mitgeteilt worden sei, auch dort habe die Äußerung in den Streiktagen und in den Tagen vor dem Streik bei den Unterredungen der Arbeiter untereinander eine Rolle gespielt. Dabei sei ein Zusammenhang zwischen den Ernährungsverhältnissen in Sachsen, die bekanntlich nicht die besten sind, in der Weise hergestellt worden, daß gesagt worden sei: Die schlechte Versorgung Sachsens beruht nicht nur in dem Chrakter des Landes als Zuschußland, sondern auch darauf, daß die sächsischen Arbeiter in ihrer sprichwörtlichen Gutmütigkeit sich mehr gefallen lassen als die Arbeiter in Bayern und in Preußen. Wie diese Gutmütigkeit auch von sehr berufenen Stellen eingeschätzt würde, das sei illustriert worden durch die angebliche Äußerung von Exzellenz Ludendorff.

Woher das Gerücht seinen Ursprung genommen hat, ist Herrn Landtagsabgeordneten Lange nicht bekannt. Auch seine Bemühungen, den Ursprung des Gerüchts zu erfahren, blieben ergebnislos. Das Gerücht war einfach da und wurde von Mund zu Mund unter den Arbeitern verbreitet. In Berlin scheint, wie ich hinzufügen will, die angebliche Äußerung keine Rolle gespielt zu haben. Jedenfalls war sie dem Abgeordneten Ebert, mit dem ich mich vor einigen Tagen über die Angelegenheit unterhielt, nicht bekannt. Das letztere würde aber der Fall gewesen sein, wenn auch in Berlin das Gerücht eine nennenswerte Rolle gespielt hätte.

Dem Landtagsabgeordneten Lange wird allerseits ein sehr gutes Leumundszeugnis ausgestellt. Es ist ein objektiver, auf dem Standpunkt der Mehrheit der sozialdemokratischen Partei stehender Mann, der keinerlei Sympathien irgendwelcher Art für die Unabhängigen besitzt und den Streik durchaus verurteilt. Ihm ist unbedingt Glauben zu schenken, wenn er erklärt, daß er dem Professor Kraft gegenüber die Mitteilung nur gemacht habe, weil er sie, die Wahrheit der Exzellenz Ludendorff zugeschriebenen Äußerung vorausgesetzt, für bedenklich gehalten habe. Meine Mitteilungen über die Stellungnahme von Exzellenz Ludendorff zu Arbeiterfragen hat ihn vollkommen davon überzeugt, daß die Äußerung gar nicht gefallen sein kann, und er erklärte, daß er im Kreise seiner sächsischen Parteigenossen vertraulich Kenntnis geben werde von der Unterredung, die er mit mir hatte, und daß er tun werde, was in seinen Kräften stehe, um dem Gerücht entgegenzuwirken. Meiner Ansicht nach könnte man es vorläufig hierbei bewenden lassen. Ich habe den Eindruck, als wenn es sich hier um eine der vielen Kriegslügen handle, die aber doch wohl kaum sehr verbreitet ist, sonst müßte sie auch in anderen Gegenden Deutschlands aufgetaucht sein, und dafür liegen ja Anhaltspunkte bisher noch nicht vor. Deshalb rate ich von einer Richtigstellung in der Presse oder in einer sonst öffentlichen Form ab. Das hieße der Sache eine Bedeutung beimessen, die ihr anscheinend nicht zukommt. Außerdem werden Richtigstellungen in der Presse von einem großen Teil des Publikums als eine Bestätigung aufgefaßt. Im vorliegenden Falle könnte eine öffentliche Richtigstellung leicht zur Folge haben, daß auch in Gegenden mit der angeblichen Äußerung von Exzellenz Ludendorff operiert wird, in welche diese Äußerung bisher noch nicht gedrungen ist. Erwägenswert scheint mir die Frage zu sein, ob man zur persönlichen Information der Pressevertreter in der Berliner Pressekonferenz mitteilen will, daß in Sachsen diese Äußerung kolportiert worden sei, daß sie aber selbstverständlich nicht auf Wahrheit beruhe. Ich persönlich halte auch das für überflüssig, stelle aber anheim, ob man diesen Weg gehen will.

Müller.

Unter der Lupe

Hinter den Kulissen der Diplomatie.

Momentbilder aus dem Leben eines „Altruisten".

I.

„Ist der Feldjäger fort, lieber Graf?"

„Jawohl, Exzellenz. Ich habe noch eine kleine Kontroverse mit ihm gehabt. Er meinte, er sei dazu nicht da, dauernd Futter für die Ponys Ihrer Kinder mitzunehmen."

„Was fällt dem Mann ein? Leute mit so törichten Ansichten passen mir nicht. Ich werde mal an meinen Freund Plessen schreiben. Der gute Mann gehört an die Front."

II.

„Ist der Feldjäger angekommen? Hat er das Gold mitgebracht? Der Teppichhändler kommt heute abend. Haben Sie die neuen gesehen? Sind sie nicht bildhübsch? Und mit Gold bezahlt, lächerlich billig."

„Das Gold ist da, Exzellenz, aber ich kann nicht unterlassen, gehorsamst zu melden, daß der Feldjäger sich recht despektierlich über diese Goldsendung geäußert hat. Er meinte, wo jeder Deutsche, ob hoch oder niedrig, sein Gold abliefert, daß er da, damit Euer Exzellenz billiger Teppiche kaufen können" . . .

„Verschonen Sie mich mit so einem Gewäsch, lieber Baron, und streichen Sie den Mann von der Diner-Liste heute abend."

III.

Ein sehr besuchtes Weinrestaurant. Der Gesandte nimmt mit seinen Herren an einem reservierten Tisch Platz.

Der Oberkellner devot:

„Moët Chandon 1904 ist leider ausgegangen, darf ich 1906er bringen, Exzellenz?"

„Es ist ein Skandal. Na, nun merken wir den Aushungerungskrieg hier wenigstens auch. Es ist höchste Zeit, daß Frieden wird, ganz egal, wie es aussieht, damit man endlich wieder in die einzige Stadt kann, wo der anständige Mensch leben kann, Paris."

IV.

„Ein Vernichtungsfriede meinen Sie?"

„Ja, allein pekuniär, Exzellenz, denken Sie an die Kriegskosten, Steuern usw."

„Ach ja, aber die Schweinerei ist wenigstens vorbei. Und mir ist es egal, für mich wird's zum Auto und zur Flasche Sekt doch noch reichen."

[illegible]

Es war nach der Erklärung Bethmanns betreffend Polen.

Eine lebhafte Debatte entspann sich bei einer deutschen Gesandtschaft im Orient.

Nur ein junger Diplomat schwieg beharrlich.

Ich fragte ihn, wie er darüber denke. Seine Antwort lautete:

„Was Sie alle sagen, für und wider, mag richtig sein. Ich begrüße die Schaffung eines selbständigen Königreichs Polen mit großer Genugtuung. Wir brauchen doch Gesandtenposten nach dem Kriege. Kairo ist schon verloren, wer weiß, wie viele nette Posten sonst noch eingehen. Ich denke es mir sehr nett, deutscher Gesandter in Polen zu werden."

[illegible]

Deutsche Karikaturen



Auf dem Urnenfriedhof.

Druck u. Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. E. Mühling, Berlin-Friedenau

Preis 40 Pfennig

20. Jahrhundert

Dokumente zur Zeitgeschichte

Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin S.W. 68

Nummer 2 | 10. Januar 1920 | 2. Jahrgang



Es ist erreicht.

Graf Czernin hat das Wort.

Von Dr. E. Mühling.

Wenn wir aus dem Kriege als Sieger hervorgegangen wären, so müßten wir beim Rückblick auf die Friedensbestrebungen des Jahres 1917 ähnliche Erschütterungen erleben wie der Reiter, der über den Bodensee geritten war, ohne es zu merken. Denn wir wandelten damals tatsächlich ahnungslos über toddrohenden Abgründen.

Da wir unterlegen sind, da der Abgrund uns verschlungen hat und in wenigen Tagen alle seine Schrecken in greifbare Nähe bringen wird, können uns die Enthüllungen jener Geheimnisse zwar nicht mehr erschüttern, haben aber die größte Bedeutung für alle die, die den Ursachen unseres Zusammenbruchs bis zu den Wurzeln nachspüren wollen. Deshalb erwecken die Dokumente über die geheime Mission, die der Prinz Sixtus von Parma in den Frühlingstagen des Jahres 1917 im Auftrage des Kaisers Karl übernommen hatte, unser lebhaftes Interesse. Diese Dokumente, deren Erscheinen zuerst in England angekündigt wurde, sind bis jetzt erst durch einen Auszug bekannt geworden, der in der französischen Presse erschien und durch die Havas verbreitet worden ist. Daß Kaiser Karl damals durch die Prinzen von Parma, seine Schwäger, in Paris versprechen ließ, er würde den stärksten Druck in Berlin ausüben, um Deutschland zum Verzicht auf Elsaß-Lothringen zu veranlassen, wußten wir bereits seit dem Frühjahr 1918. Aus den jetzt veröffentlichten Daten der Briefe und Unterredungen aber geht hervor, daß sie nicht etwa die Folge der ablehnenden Antwort waren, die Kaiser Karl nach seinem Besuch im deutschen Hauptquartier erhalten hat, sondern daß das Versprechen, „den stärksten Druck auf Deutschland auszuüben", schon vor diesem Besuche gegeben worden war, daß man in Paris wußte, Österreich sei für einen Sonderfrieden zu haben, als in Kreuznach noch der Schein der Bundestreue aufrechterhalten und nur darauf hingewiesen wurde, daß der allgemeine Friede in wenigen Monaten zur unabweisbaren Notwendigkeit werden würde. Gegen Ende März war Graf Czernin für zwei Tage in Berlin und sprach zum erstenmal davon, daß Österreich den Krieg nicht mehr lange mitmachen könne. In den ersten Apriltagen kam er mit dem österreichischen Kaiserpaar ins Hauptquartier. Der Kaiser bestätigte die Darlegungen seines Ministers vor Wilhelm II., dem Kanzler und dem Staatssekretär Zimmermann. Bestimmte Vorschläge aber machte er nicht. Am 14. April ließ der Kaiser dann durch einen persönlichen Adjutanten ein Handschreiben im Hauptquartier überreichen, dem der berühmte Bericht des Grafen Czernin vom 12. April über die verzweifelte Lage der Monarchie und die Aussichtslosigkeit der Fortsetzung des Krieges beigegeben war.

Aber schon am 23. März, also vor dem Besuch Czernins in Berlin, erklärte der Kaiser den Prinzen Sixtus und Xaver von Parma im Schlosse von Laxenburg, daß er die Monarchie dem Wahnwitz der Nachbarn nicht opfern wolle und darum zu einem Sonderfrieden bereit sei. Die Feinde Deutschlands waren also über den Riß im deutsch-österreichischen Bündnis früher und besser unterrichtet, als die deutsche Regierung selbst.

Man hat ein so kindliches, so aussichtsloses Verfahren, wie es damals von Kaiser Karl in die Wege geleitet wurde, der Unerfahrenheit, der Einfalt und der Angst des jugendlichen um seine Krone besorgten Monarchen zur Last gelegt, und sein Minister, der Graf Czernin, hat großes Gewicht darauf gelegt, der ganzen Welt bekannt zu geben, daß die Briefe des Kaisers hinter seinem Rücken geschrieben worden seien, hat öffentlich immer wieder verkündet, daß er das Angebot eines Sonderfriedens nicht nur für ein Verbrechen, sondern auch für eine nutzlose Dummheit gehalten habe, und in seinem unter dem Titel „Im Weltkriege" erschienenen Buche dargelegt, wie schädlich diese Verhandlungen gewirkt haben.

Er schreibt in der Tat in diesem seinem Rechenschaftsbericht über seine amtliche Tätigkeit: „Unsere verschiedenen Versuche, Friedensfäden anzuknüpfen, galten, soweit sie ihren Ausgangspunkt am Ballplatz hatten, stets unserer ganzen Mächtegruppe." (S. 224.) Die gesperrt gedruckten Worte sind auch im Original gesperrt und dazu bestimmt, die Verantwortung für Friedensbestrebungen, die den Anschein erwecken könnten, als sollten sie zu einem Sonderfrieden führen, auf andere Schultern abzulenken. Er schreibt in demselben Buche: „Der furchtbare Irrtum in dem mit dem Separatfrieden kokettierenden Gedankengange war ein doppelter: Erstens befreite uns auch diese Eventualität nicht von den Beschlüssen des Londoner Paktes, verdarb jedoch die Atmosphäre für einen allgemeinen Frieden. Wie ich zur Zeit, als diese Dinge sich abspielten, nur vermutete, aber später erfuhr, hielt Italien an den ihm gemachten Zusagen unter allen Bedingungen fest."

Und weiter: „Der Effekt dieser gut gemeinten, aber geheimen und dilettantischen Einmischungen war also der, daß wir der Entente unsere Bereitwilligkeit, uns von unseren Bundesgenossen zu trennen, suggerierten und unsere Position in dem Kampfe für einen allgemeinen Frieden dadurch erschütterten, daß wir dennoch einsehen mußten, daß wir auch nach einer Trennung von Deutschland der Verstümmlung nicht entgehen würden, daß also ein Separatfrieden unmöglich sei und daß wir dem bisher immer noch geschlossenen Vierbund einen tödlichen Stoß versetzten."

Man kann die ganze Kurzsichtigkeit und Dummheit der Sixtinischen Mission kaum schärfer verurteilen, als sie hier Czernin, der damalige Leiter der äußeren Politik der österreichischen Monarchie, verurteilt hat. Jedermann muß glauben, daß ein Staatsmann, der diese Worte geschrieben hat, unmöglich auch nur im geringsten Maße an den Verhandlungen des Prinzen Sixtus beteiligt war.

Es kann deshalb nur das größte Erstaunen erregen, wenn wir in den in Paris jetzt veröffentlichten Auszügen aus den Dokumenten folgende Worte lesen: „Czernin erklärt, das drohende Auftreten des deutschen Hauptquartiers könne ihn nicht einschüchtern, er verlange Verhandlungen. Eine dem Brief (darunter ist ein Brief des Kaisers Karl vom Mai 1917 zu verstehen) beiliegende Note des Grafen Czernin verlangt für den Fall von Grenzberichtigungen Bürgschaften hinsichtlich der Unversehrtheit der Monarchie. Czernin versichert, auf Grund dieser Versicherungen könne Österreich einen Sonderfrieden schließen."

Wenn eine solche Note des Grafen Czernin dem Schreiben des Kaisers wirklich beilag — und an eine französische Fälschung ist schwer zu glauben, weil nicht einzusehen ist, welchen Zweck sie haben sollte — so ist Graf Czernin nunmehr verpflichtet, das Wort zu ergreifen und zu erklären, wie diese Note mit dem von ihm gefällten Urteil über die Mission des Prinzen Sixtus vereinbar ist. Denn wenn er das nicht tut, wird er in den Annalen der Geschichte des Krieges als einer der törichtesten Verräter fortleben, die führende Rollen in der Geschichte ihrer Länder gespielt haben.

Ich hoffe, daß er das Wort schon ergriffen haben wird, wenn diese Zeilen erscheinen.

Das Reichswehrgesetz.

Von H. v. Waldeyer-Hartz, Kapitän zur See a. D.

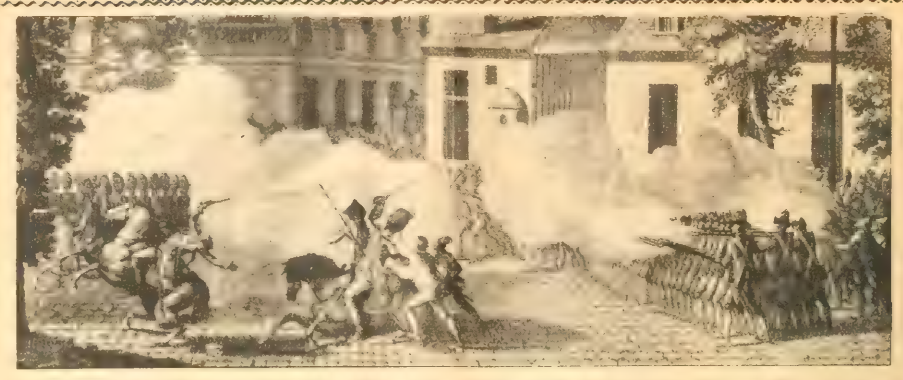


Spätestens in diesem Monat wird das neue Reichswehrgesetz den gesetzgebenden Körperschaften zugehen. Freudenglocken werden sein Erscheinen nicht einläuten. Unter dumpfen Klängen der Trauer und des Schmerzes wird die allgemeine Dienstpflicht in der alten Form, der Preußen-Deutschland seinen Aufstieg, seine Macht und seine Herrlichkeit in erster Linie verdankte, zu Grabe getragen werden. Der verschriene Militarismus war der stärkste Lebensquell für unser Vaterland. Warum hat denn bei uns eine sprichwörtlich mustergültige Ordnung geherrscht? Warum war das Beamtentum unbestechlich, die Post bis zum I-Punkt gewissenhaft, die Eisenbahn fast überpünktlich? Weil alle diese Staatseinrichtungen im engsten Zusammenhang mit unserem Wehrmachtsystem standen, weil sich aus der Heeresschule die Masse der Beamten und Angestellten ergänzte. Und in der Heeresschule war ihnen Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit in vorbildlicher Form anerzogen worden. Besser arbeitende Betriebe als die deutsche Post und die deutsche Eisenbahn hat es in der Welt noch kaum gegeben. Die Zukunft wird es lehren, was die neue Zeit hier zu leisten vermag. Es steht zu befürchten, daß der Abstand gegen früher recht beträchtlich sein wird, wenn erst die alte Beamtenschaft mehr und mehr verschwindet. Sie allein hält im Grunde genommen noch den Bau zusammen.

Wir müssen uns aber auf manchen Gebieten mit den Tatsachen abfinden. So auch beim Wehrgesetz. Man hört oft den Ausspruch: Hätte uns der Umsturz vom Jahre 1918 die Reichseinheit gebracht, dann könnte man hierin wenigstens einen Gewinn erblicken! Die Frage, ob diese Auffassung im vollen Umfange zutrifft, soll heute nicht untersucht werden. Daß der Gedanke an die *Schaffung einer einheitlichen Reichswehr* aber unbedingt richtig ist, daran ist kaum zu zweifeln. Soll das uns verbliebene Häuflein von 100 000 Mann noch bundesstaatlich kontingentiert werden? Leute, die das Gras wachsen hören, meinen, daß diese Gefahr tatsächlich im Anzuge sei, und daß auch hier deutsche Eigenbrötelei ihr Sonderfest feiern möchte. Daß die einzelnen Bundesstaaten eine Reihe von Vorrechten bereits angefordert haben, steht außer Zweifel. Man spricht von „Landeskommandanten" und „landsmannschaftlichen oberen Verwaltungsbeamten". Ferner sollen die Truppeneinheiten ihren Standort streng im jeweiligen Bundesstaat haben. Und die landsmannschaftliche Bezeichnung soll neben der Bezeichnung als Reichstruppe stehen. Dem Reichswehrminister will man zwar das Recht einräumen, über die Verwendung der Truppen bestimmen zu dürfen. Im Frieden soll er jedoch gehalten sein, bei einer länger als sechs Monate währenden Abwesenheit der Truppen aus ihrem Standorte die Zustimmung der betreffenden Landesregierung einzuholen. Wenn diese Punkte sich durchsetzen sollten, dann wären wir auf dem besten Wege, in den Zustand völliger Schildbürgerei zu verfallen, der sich unter dem Motto „Partikularistische Stellenjagd" offenbarte. Dem deutschen Volke tut Sparsamkeit wahrlich not. Ob sie in landsmannschaftlichen Heeresgrüppchen heimisch sein würde, mag billig bezweifelt werden. 100 000 Mann brauchen eine einheitliche Führung. Wer sie verzettelt, bringt die Räder des gesamten Organismus aus Eigennutz so gut wie ganz zum Stehen, vor allem jetzt, wo der streng militärische Geist das Ganze nicht mehr durchdringt.

Die Frage der politischen Rechte von Angehörigen der Wehrmacht wird aller Voraussicht nach die Gemüter berufener und unberufener Politiker stark erhitzen. Es taucht eine Fülle von Fragen auf, die bei näherer Prüfung ergibt, daß es auch hier das allergescheiteste wäre, wenn man reumütig zum Alten, Erprobten zurückkehrte und jede Politik aus Wehrmachtkreisen verbannte. Halbe Maßregeln werden hier ganz sicher versagen. Es muß ganze Arbeit geleistet werden, sollen klare und befriedigende Verhältnisse bestehen. Grundsätzlich ist das Schlagwort abzulehnen, als habe die Vorenthaltung politischer Rechte für die alte Wehrmacht eine Herabwürdigung bedeutet. Gerade das Gegenteil war der Fall. Unsere alte Wehrmacht stand *über* den Parteien als stärkste Stütze der Regierung. Sie hat diese Sonderstellung als ein Vorrecht, nicht als eine Rechtskürzung betrachtet. Wenn die neue Reichswehr politische Rechte behält, dann wird sie ein gefährlicher Dungboden für allerhand Unkraut und Giftpflanzen werden. Mannszucht und Moral müssen Schiffbruch leiden, denn der politische Kampf ist noch immer der strupelloseste gewesen. Man komme nicht mit der Einwendung: unter den alten Verhältnissen, wo der Soldat nur zwei oder drei Jahre diente, habe es nichts ausgemacht, ob die politische Betätigung für diese Zeit ruhte oder nicht; heutzutage aber, wo der Mann sich auf zwölf Jahre verpflichten müsse, da sähe die Geschichte doch ganz anders aus. Gerade weil die Truppe so lange zusammen bleibt, weil wir ein Heer von Berufssoldaten bekommen, muß jeder Parteikampf innerhalb dieses Heeres auf das strengste untersagt werden, wenn anders nicht der Zusammenhalt schon durch Austragung politischer Gegensätze gelockert werden soll, zumal bei der vielen freien Zeit, die die neue Dienstordnung gewähren wird. Was wir brauchen, sind straff disziplinierte Truppen und keine politischen Debattierklubs im feldgrauen Rock. Es geht nicht an, daß die einzelnen Truppenverbände dem bunten Fahnenwald der politischen Parteien folgen.

Die kleine künftige Armee ist der einzige Machtzähler des Reiches. Sie muß *politisch unbeeinflußt*, politisch immun bleiben. Sonst gibt das Reich gewaltige Summen aus für eine Einrichtung, für deren Treue und Zuverlässigkeit niemand Gewähr übernehmen kann. Und Offiziere sowohl als auch Mannschaften, die der Reichswehr angehören, müssen ihren Stolz darin suchen, daß sie fern dem politischen Getriebe über den Parteien stehen.



Das Regiment Royal-Allemand wird von den Gardes Françaises angegriffen. (12. Juli 1789.) Nach einem Stich von Berthault.

Militärische Anarchie.

Eine zeitgemäße Erinnerung an die erste französische Revolution von Theodor von Sosnosky

Wir geben im folgenden einen Abschnitt aus einem demnächst erscheinenden Buch des bekannten Wiener Schriftstellers Theodor von Sosnosky über die erste französische Revolution wieder, das die Anfänge des Umsturzes zum Gegenstand fesselnder Untersuchungen macht; die Ergebnisse sind um so interessanter, als sie eine merkwürdige Brücke von jener Zeit zu den Novembertagen des Jahres 1918 schlagen. Die Redaktion.



Wohl keine Art der Anarchie ist unnatürlicher, widerlicher und gefährlicher als die militärische: ist die Armee doch — oder soll es wenigstens sein — das Bollwerk der Ordnung, die Stütze der Regierung. Revoltierendes Militär erscheint darum als ein Begriff, der sich selber widerspricht und ad absurdum führt, als ein Unding, das einen abstoßenden, trostlosen Eindruck macht, denn es stellt den äußersten Grad politischer und sozialer Auflösung dar. Und es ist ein gefährliches Unding, denn im Besitze der physischen Macht, der Waffen und der Kenntnis ihres Gebrauches wird es zum furchtbarsten und wirksamsten Werkzeuge der Revolution. Es ist darum auch immer deren erstes und heißestes Bemühen, sich der Armee zu versichern und, wenn nicht deren Mithilfe, so doch wenigstens ihre Passivität zu erreichen. Geld, Weiber und Alkohol: das waren von jeher die drei Verführungsmittel, mit denen die Armee ihrem Treuschwur abtrünnig gemacht werden sollte und meist auch gemacht worden ist.

Die erste französische Revolution hat auch darin den Ton angegeben und den späteren Revolutionen als nachahmenswertes Beispiel gedient. Die Anstifter der Revolution, voran der Herzog von Orléans, von der richtigen Erkenntnis ausgehend, daß sie ihre Absicht nur dann erreichen könnten, wenn sie vorher den König seiner Hauptstütze beraubten und sich der Hilfe der Armee versicherten, waren von Anbeginn darauf bedacht, die Truppen zu bestechen, und das gelang ihnen auch nur zu bald und zu gründlich. Bei den Pöbelaufständen Ende April 1789 hatte das Militär noch seine Pflicht getan, aber unmittelbar darauf begann der Zersetzungsprozeß der Armee. Und zwar just bei dem Regiment Gardes Françaises, einem Truppenkörper, der, als Elitekörper errichtet, vor allem dazu bestimmt gewesen wäre, seinem königlichen Herrn die Treue zu wahren und den anderen Regimentern als Beispiel der Pflichttreue voranzugehen. Der Kommandant des Regiments, der Herzog von Chatelet, war auch nicht der Mann dazu, dem Unheil zu steuern, denn er besaß weder das Vertrauen noch den Respekt seiner Untergebenen und verfügte auch nicht über die eiserne Energie, die nötigenfalls vor nichts zurückschreckt. Da die Parole ausgegeben war, die Truppen nur mit Nachsicht zu behandeln, wurden die Verstöße gegen die Disziplin immer häufiger, und am 23. Juni 1789 kam es zu offener Desertion: zwei Kompagnien des Regimentes entfernten sich eigenmächtig aus der Kaserne, fraternisierten mit der Menge und wurden in den Schenken reichlich bewirtet, ohne dafür etwas bezahlen zu müssen. Eine Bestrafung der Meuterer erfolgte nicht: das hätte dem herrschenden System des Kleinmuts widersprochen. Daß damit den übrigen Truppen ein schlimmes Beispiel gegeben wurde, liegt auf der Hand.

Die auf Befehl des Königs erfolgte Zusammenziehung einer größeren Truppenmacht in und um Paris, eine Maßnahme, die an sich durch die Verhältnisse gerechtfertigt war, trug anderseits noch dazu bei, den Geist der Truppen zu verderben, denn diese kamen dadurch in den Bereich der revolutionären Ansteckung, an deren Verbreitung die Anwälte der Revolution mit Hochdruck arbeiteten. Der Herd dieser Ansteckung war das Palais Royal, diese hohe Schule der Revolution, in der das Gift tagtäglich nach bewährter Methode hergestellt und durch ein Heer von Agenten, besonders weiblichen Geschlechts, in der Form von Geld, Wein und Weib verbreitet wurde. Es war daher natürlich, daß unter den Offizieren der Wunsch laut wurde, diese Brutstätte des Aufruhrs zu vertilgen oder wenigstens gründlich zu säubern, doch wurde nicht einmal ein Versuch dazu unternommen, obwohl der Marquis von Maleissye, auf dessen Memoiren sich die vorliegende Untersuchung mehrfach stützt, sich erboten hatte, dies mit seinen Gardeartilleristen zu besorgen. Der Umstand, daß einige wegen Desertion und Raub gefangengesetzte Soldaten des Garderegimentes von der Menge gewaltsam befreit und im Palais Royal festlich bewirtet wurden, mochte dazu beitragen, die militärischen Kommandanten noch ängstlicher und zaghafter zu machen.

Das Verhalten dieser Stellen war überhaupt das denkbar unzweckmäßigste und schädlichste. Statt ihre Leute stets im Auge zu behalten und sich ihnen zu zeigen, hielten die Generale sich ihnen ganz fern, ja sie trugen nicht einmal ihre Uniform. Anstatt alles zu vermeiden, was den Soldaten Anlaß zur Unzufriedenheit und zu Beschwerden geben konnte, ermüdete man sie durch lange, mühsame Märsche, unterließ es, entsprechend für ihre Verpflegung zu sorgen und reizte sie durch einen fortwährenden Wechsel von Befehlen und Gegenbefehlen. Anstatt ferner dem König über die Gefahr der Lage die Wahrheit zu sagen und ihn zu veranlassen, daß er sich den Truppen zeige und mit ihrer Hilfe in Paris reinen Tisch mache, verheimlichte man ihm alles. „Um zu verhindern, daß die Verderbnis in der Armee noch größere Verheerung anrichte, hätte man sie am Tage nach ihrer Ankunft nach Paris marschieren lassen, dort ebenso wie in Versailles die Führer festnehmen, das Garderegiment in verschiedene Garnisonen zerstreuen, die Nationalversammlung aufheben, die Parteiführer bestrafen und durch einen derartigen kühn und rasch durchgeführten Handstreich die Verbrecher niederwerfen sollen", schreibt Maleissye. Aber nichts von alledem

geschah. „Es schien, als hätte sich aller, die noch ehrenhaft waren, völlige Kopflosigkeit bemächtigt."

So kam es, daß der 14. Juli das Königtum und die Ordnung so gut wie wehrlos fand, und daß der Pöbel von Paris angesichts einer Armee von etwa 20 000 Mann die Bastille erstürmen und damit das Zeichen zur allgemeinen Revolution geben konnte. Wohl standen dem Herzog von Broglie, dem Oberbefehlshaber der königlichen Truppen, noch verläßliche Regimenter zur Verfügung, wie die Schweizer Garden, die Schweizer Regimenter Salis-Samaden und de Reinach, besonders aber das „treue und immer bewunderungswürdige" Dragonerregiment Royal-Allemand. Man machte jedoch von diesen Machtmitteln keinen Gebrauch. Wie wenig man an den maßgebenden Stellen über den Ernst und den Umfang der aufständischen Bewegung unterrichtet gewesen ist, geht aus der Tatsache hervor, daß der Herzog von Broglie, als ihm die Erstürmung der Bastille gemeldet wurde, dies in brüskem Ton als unmöglich bezeichnete und sich nur schwer von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugen ließ.

Von diesem Tag an machte die Auflösung der Armee reißende Fortschritte. Scharenweise strömten die Deserteure von ihren Regimentern und aus ihren Garnisonen in Paris zusammen und vermehrten da die ohnedies schon große Menge der Aufrührer. An manchem Tage kamen bis zu 250 Mann. In der dem Bastillesturm folgenden Woche erreichte ihre Zahl schon 6000 Mann, gegen Mitte August wird sie schon auf 12 500 Mann geschätzt, ungerechnet die sechs Bataillone der französischen Garden. Der Zulauf der Deserteure nach Paris war so stark, daß Lafayette an den Schranken von Paris Wachen aufstellen ließ, um diesen unerwünschten Elementen den Eintritt in die Stadt zu verwehren. Ohne diese Maßnahme wäre, wie Bailly in seinen Memoiren bemerkt, die ganze Armee hereingekommen. Graf Fersen schreibt seinem Vater über diese Zustände im Heere aus seiner Garnison Valenciennes am 3. September 1789:

„Viele Regimenter haben revoltiert. In einigen hat man sogar an deren Kommandanten Hand angelegt. In unserer Garnison ist es noch nicht so weit gekommen, aber drei Tage lang haben die Soldaten gewaltsam die Tore ihrer Quartiere und der Stadt erbrochen, auf dem Lande getrunken und schreckliche Exzesse begangen. Am dritten Tage würden sie geplündert und Feuer an die Stadt gelegt haben, wenn man nicht Generalmarsch geschlagen hätte. Unterstützt von der Bürgerwehr, haben wir Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Das Ungewöhnliche dabei ist, daß dasselbe fast in allen Garnisonen geschehen ist, und die Revolten im ganzen Königreich ähnlich gewesen sind. Es gibt geheime Agenten, die Geld verteilen; man kennt sie fast überall. Die Rädelsführer der Aufständischen, die man einsperrte und aufhängte, verrieten eine große Zahl; aber sei's Schwäche oder Furcht, sei's Mitverschwörung oder das Fehlen von Gesetzen und Mitteln, die unschädlich zu machen, die noch vorhanden waren: kurz, die Behörden wagten nicht, damit den Anfang zu machen. Man ging nicht strenge gegen sie vor und ließ sie ungestört Anarchie, Zügellosigkeit und Revolten erregen und am Untergange des Staates arbeiten."

So konnte der Zersetzungsprozeß der Armee ungehemmt seinen Fortgang nehmen. Selbst die Leibgarde des Königs hatte eine Anwandlung von Insubordination, die jedoch rasch wieder vorüberging.

Diese Zersetzung war um so rascher und unaufhaltsamer, als sie keineswegs bloß durch die handgreiflichen Mittel der Verführung und Aufhetzung verursacht, sondern schon durch die Grundgedanken der Revolution bedingt wurde. Wie sollte eine Armee noch Gehorsam leisten, der man täglich in allen Tonarten mündlich und schriftlich versicherte, daß es nur e i n e Autorität gab: „das souveräne Volk", und nur e i n Dogma: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!" Ist es da nicht selbstverständlich, wenn der Soldat als Mitglied dieses vielköpfigen Souveräns keine andere Autorität als die seines eigenen Willens respektieren wollte; wenn er sein Recht auf Freiheit durch völlige Kündigung der militärischen Disziplin, sein Recht auf Gleichheit durch Nichtbeachtung der militärischen Subordination, sein Recht auf Brüderlichkeit durch Fraternisieren mit der revolutionären Meute geltend machte?! Schon die traurige Rolle, zu der man den König verurteilte,



Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789

mußte das ganze militärische Gefüge in seinen Grundfesten erschüttern. Sehr richtig bemerkt Burke in seinen Reflexionen über die französische Revolution:

„Wenn der König in den Augen der Armee nicht alles ist, so ist er nichts. Was kann eine Macht ausrichten, die man dem Namen nach an die Spitze der Armee setzt, die aber nie ein Gegenstand der Dankbarkeit oder der Furcht derselben sein kann! Ein solches Unding ist nicht dazu geschickt, das mißlichste aller Ämter, die Oberherrschaft über ein bewaffnetes Heer, zu führen. Eine Armee kann nur durch wahres, lebendiges, tätiges, persönliches Ansehen regiert werden, sowie sie auch nur dem, welchen ein solches Ansehen umgibt, gern gehorchen wird. Nie werden die Truppen auf die Befehle eines Gefangenen achten."

„Allerdings haben die Revolutionsmacher just das gewollt; allein sie haben damit nicht nur die Autorität des Königs, sondern auch ihre eigene untergraben. Wenn die Soldaten nicht mehr dem Könige zu gehorchen brauchen, in dem sie bisher nicht nur deren obersten Befehlshaber hatten, sondern von ihrer Kindheit an den ersten Mann Frankreichs, wenn sie ihren Offizieren folgen müssen, in denen sie bisher ihre berufenen Führer gesehen hatten: um wieviel weniger erst werden sie einer stets wechselnden Schar von Zivilisten gehorchen, die ihnen keinerlei Achtung einzuflößen imstande ist! Die militärische Anarchie zeugt von der bürgerlichen, sowie die bürgerliche die militärische verrät. Die Truppen sollen den wohlgesinnten Teil der Munizipalitäten, welcher geständlich der schwächste ist, vor den Anfällen der andern, der ihn an Stärke weit übertrifft, beschützen. Aber die Munizipalitäten führen ja das Kommando über eben die Truppen, die zu ihrem Schutz bestimmt sind. Es gibt also nichts, was die Arme im Zaum halten kann, als die Munizipalitäten, und nichts, was Ordnung in den Munizipalitäten sichern soll, als die Armee." (Schluß folgt.)

Deutsche Jugend am Werk.



Es ist unser Recht, zum neuen Jahre alles hervorzuholen, was an Hoffnung in uns lebt, um so mehr, wenn wie gerade jetzt dunkle Schicksalswolken den Himmel verdecken und dickes Nebelgrau jeden Weg verhüllt. Hoffen müssen wir, um leben und atmen zu können. Wohl wissen wir: unsere Lage ist so unsäglich schwer, daß nicht heut oder morgen oder in Jahresfrist die Rettung kommen kann — es braucht Generationen, ein neues Deutschland erstehen zu lassen. Generationen! Das Wort weist den Weg zu neuer Hoffnung: unsere Kinder, unsere Enkel!

Wer nur auf das Äußere sieht, der mag wohl zweifelnd die Achsel zucken und sagen: wie soll uns Rettung von der Jugend kommen? Der heilige Frühling unseres Volkes gab Blut und Leben dahin, unsere beste Jugend liegt in fremde Erde gebettet; was zuchtlos heranwuchs im Schrecken der Kriegsjahre, das vermehrt nur unsere Sorge. Wie sollen wir, die wir ohnmächtig der Verwilderung unseres jungen Geschlechts gegenüberstehen, von ihm Gutes hoffen? Und dennoch regen sich Kräfte in deutscher Jugend, vor allem der geistigen, die uns zur Hoffnung berechtigen. Wir müssen nur verstehen, in ihr Inneres zu horchen und durch das Gestrüpp des Alltagslärms, der auch die Jugend umbraust, zu ihren Quellen vorzudringen.

Der Zusammenbruch hat die geistige Jugend mit am schwersten getroffen, sie fast ganz entwurzelt. Wir Älteren standen doch schon irgendwie gefestigt im Leben, wir kennen Wert und Unwert des Alten und des Neuen aus eigener Erfahrung, — anders die Jungen von heute. Vor dem Krieg lebten sie noch ihr unbekümmert fröhlich Jugendspiel; der Krieg riß sie in übermächtige Gedankengänge, denen sie nur allzu oft noch nicht gewachsen waren, und nun klingen, lockend und werbend, neue Ideen auf, deren Undurchführbarkeit gerade die Jugend noch nicht zu erkennen vermag. Sie hat keine Erfahrung, sich darauf zu stützen, der Autoritätsglaube ist ihr zerschlagen, einzig Instinkt und Gefühl müssen ihr Wegweiser sein. Ist es da verwunderlich, daß so viele — und oft die reinsten Idealisten — in die Irre gehen? Eins ist wohl aller geistigen Jugend heute gemeinsam: der Wille, neue Wege zu finden. Die Jugend ist mißtrauisch geworden gegen das Parteigetriebe, gegen Schlagwortpolitik und nationale Phrase. Sie will unbekümmert von rechts und links sich selber durch den Wust der Probleme durcharbeiten. Da ist es herzerfreuend, zu sehen, wie in einem großen Teil der Jugend, besonders der akademischen, sich schon der neue Boden für die spätere Arbeit bereitet. Diese Jugend ist davon überzeugt, daß wir zurück müssen zu den Quellen des deutschen Idealismus, wie er vor hundert Jahren, in der Zeit der vaterländischen Not, von unsern größten Geistern gefordert und gelebt worden ist. Wir hatten ein Reich, aber wir hatten kein Volk. Darum brachen wir zusammen. Fichtes Forderung der klaren, bewußten Erziehung zum Volk, die wir im glänzenden äußeren Aufstieg vergessen hatten, muß heute von neuem erhoben und endlich erfüllt werden. Nur der Zusammenschluß zu einem bewußten Volksganzen kann uns weiterbringen. Das sind die Kerngedanken dieser Jugend, die sich „völkisch" nennt und damit dem so oft mißbrauchten Wort eine ganz neue innere Prägung gibt. Völkisch, nicht international will sie sein, national, nicht parteiisch, idealistisch, nicht materialistisch, und sozial, nicht individualistisch.

Dieser völkische Gedanke, aus Fichteschem Geiste geboren, hat die einigende Kraft, die unserer Jugend nottut und die ihrem Suchen und Streben erst den Rückhalt gibt. Weit über den Rahmen früherer Korporationen und studentischen Verbände hinaus finden sich die jungen Menschen zusammen, denen die Schaffung einer wahren Volksgemeinschaft am Herzen liegt. Ein derartiger bedeutsamer Zusammenschluß ist z. B. der „Hochschulring deutscher Art". Er will Korporationen und nicht korporierte Studenten deutschvölkischer Gesinnung „zusammenfassen zu einem festen Block für deutsche Art und deutsches Wesen gegen die zerstörenden Kräfte des Internationalismus jeder Färbung". „Aufbauen wollen wir in neuen Lebensformen, aber dem geschichtlichen Geist und Sinn unseres Volkes entsprechend." So heißt es in seinem Aufruf. Doch besser als das papierne Wort zeigt die Tat den Geist und Wert der Sache. Des „Hochschulringes" erste öffentliche Tat war eine „gemeinsame Veranstaltung" in der neuen Aula der Universität. Will man mit einem Worte den Gesamteindruck dieses Festabends bezeichnen, so kann man nur sagen: er war in jeder Hinsicht würdig und gehaltvoll. Kein Wort, das nach Partei oder Phrase klang, keine Angriffe und keine Überheblichkeit, jede Rede durchleuchtet von hoher Geistigkeit und einem tiefen sittlichen Ernste. Der Hauptredner des Abends, Professor Seeberg, konnte über zweitausend Studenten und Studentinnen, dazu noch zahlreiche Gäste, in dem weiten, ehrfurchtgebietenden Kuppelraum begrüßen. Dann sprach der gefeiertste Ehrengast des Abends: Ludendorff. Wie er, in straffer soldatischer Haltung hochaufragend, unter dem leuchtenden Fichte-Bild stand, selber ein Bild ungebeugter Kraft, das wird jedem ein unvergeßlicher Eindruck sein. Aber wie er zu sprechen anhub, erschütterte der Anblick der zweitausend jungen, vaterlandsgläubigen Menschen diesen Mann von Eisen so sehr, daß ihm die Stimme versagte und er minutenlang schweigend warten mußte, bis er wieder Herr seines Gefühls geworden war. Nichts Besseres wußte er aus seinem soldatischen Denken heraus der Jugend zu geben als die beiden ersten Kriegsartikel des „herrlichen alten preußischen Heeres", die er aus dem Nursoldatischen ins Allgemein-Menschliche übertrug. Wie leuchteten da alle die Tugenden echter deutscher Männlichkeit auf: Treue, Mut, Manneszucht, Redlichkeit, Pflichtbewußtsein, Kameradschaftlichkeit — und wie gewaltig klangen sie aus dem Munde des Mannes, der sie in fünf schweren Kriegsjahren vorgelebt hatte! — Wer das mitangehört und den heiligen Ernst dieser ehrfürchtig lauschenden Jugend in sich aufgenommen hat, der hat wieder glauben gelernt an die Zukunft des deutschen Volkes!

Der „Hochschulring deutscher Art" ist nur ein spürbares Ergebnis jugendlich deutschen Werdens und Arbeitens. Wir dürfen nicht verzagt sein: überall regt es sich ähnlich in deutscher Jugend. Neue Säfte steigen heimlich und leise aus den tiefsten Wurzeln des Deutschtums empor: hüten wir sie als unser Heiligtum! Roswitha

Die Reisfrage in Japan. / Von R. Kunze-Tokio.



im Herbst 1918, als der deutsche Zusammenbruch unvermeidlich schien, stürzte in Japan das Kabinett des vor wenigen Wochen gestorbenen Feldmarschalls Graf Terautschi, um dem heute regierenden Kabinett Hara Platz zu machen, das als erstes rein parlamentarisches Kabinett in Japan den Anschluß an die siegreichen Demokratien des Westens herstellen und als Friedenskabinett die Verhandlungen auf der Versailler Konferenz leiten sollte. Das vorhergehende konservative Kabinett Terautschi war ins Amt getreten, als begründete Aussicht auf einen deutsch-russischen Sonderfrieden bestand, dem Japan sofort beigetreten wäre, wie der Abschluß des japanisch-russischen Abkommens vom Jahre 1916 beweist, der ja nach Äußerungen japanischer Blätter die Brücke zur Wiederannäherung an Deutschland bilden sollte. Als sich nun der erwartete deutsch-russische Sonderfriede dank der Verkündung eines unabhängigen Königreichs Polen zerschlug, war dem Kabinett Terautschi die wichtigste Voraussetzung für sein Wirken genommen. Es hat daher zwar im Innern noch nach Kräften, solange ein deutscher Sieg im Weltkrieg wahrscheinlich schien, gegen die demokratisch-parlamentaristischen Gedanken und für die Ausbreitung des Verständnisses der konstitutionellen Regierungsform gewirkt; als aber die letzte Hoffnung auf einen deutschen Sieg schwand, mußte es, wie gesagt, der heutigen parlamentarischen Regierung weichen.

Den weiteren Kreisen des japanischen Volkes sind diese außenpolitischen Gesichtspunkte der verschiedenen Kabinettsbildungen nicht klar zum Bewußtsein gekommen. Für sie ist das Kabinett Terautschi gestürzt, weil es sich angeblich unfähig erwiesen hat, der Reisteuerung ein Ende zu machen, die im August 1918 und in den folgenden Monaten in den verschiedensten Gegenden Japans zu starken Unruhen und wiederholt zu kleineren Aufständen führte, die teilweise mit militärischer Hilfe niedergeschlagen werden mußten. In den Augen der meisten Japaner gründet sich infolgedessen das Daseinsrecht des Kabinetts Hara auf seine Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Reisnot nicht wiederkehrt oder vielmehr endlich einmal aufhört. Denn trotz dem Regierungswechsel und der vorzüglichen Reisernte vom November 1918 dauert die Reisteuerung auch in diesem Jahr unvermindert fort. Schon im Mai und Juni dieses Jahres hatten die Preise wieder die alte Höhe vom August 1918, und in der oppositionellen Presse der letzten Monate wurden fortgesetzt die düstersten Betrachtungen über die voraussichtliche Lage in der kommenden Zeit vor der neuen Ernte angestellt, also für die Monate August bis Oktober. Die neuesten eingetroffenen Meldungen aus Japan bringen nun zwar amtliche Schätzungen über die voraussichtliche Ernte dieses Jahres, die sehr zuversichtlich und günstig lauten. Danach wird eine Gesamternte an Reis von rund 61 Millionen Koku (ein Koku etwa gleich 180 Liter) erwartet, das heißt etwa 6 Millionen Koku mehr als 1918 und gegen 6,5 Millionen Koku mehr, als der Jahresdurchschnitt beträgt. Indessen pflegen die amtlichen Ernteschätzungen in der Regel höchst optimistisch auszufallen, und wie ernst trotz ihrer die Lage angesehen wurde, beweist, daß alle Lebensmittelpreise, die immer den Reispreis zur Grundlage haben, so hoch waren wie nie zuvor, der Reispreis immer höher stieg und die Regierung beschloß, die Löhne für alle Arbeiter in den Staatsbetrieben um die Hälfte zu erhöhen. Der Ernst der Lage dauert also unvermindert fort, und die Regierung hat die Notwendigkeit erkannt, den Entschluß zu grundlegenden Reformen zu fassen.

Um die Lage zu verstehen, ist es nötig, sich mit den Grundfragen der japanischen Landwirtschaft und Volksernährung auseinanderzusetzen. Japan ist ein ausgesprochenes Gebirgsland, von dem noch nicht ein Drittel auf die Ebenen entfällt, und ist trotz seiner südlichen Lage ganz erheblich kühler als die in gleicher geographischer Breite gelegenen Gegenden Europas, dessen wärmender Ofen, der Golfstrom, Ostasien fehlt. Der Reis aber ist ein Sumpfgewächs und verlangt als ein solches ebenes, horizontal gelegenes Land und daneben ein feuchtheißes Klima. Mit den ausgesprochenen Reisländern Ostasiens, Holländisch- und Hinterindien, den Philippinen und Südchina, können sich in Japan nur wenige Gegenden messen. Als Reisland kommen in Japan nur die große westliche Ebene von Formosa, einzelne Teile Koreas und ferner die spärlichen Ebenen in den südlichen Teilen Altjapans in Betracht, etwa bis zur Höhe etwas nördlich von Tokio. Die großen Ebenen längs des Binnenmeeres, die feuchtheiße Südküste der Insel Schikoku, die Umgebung der Großstädte Osaka und Nagoja und die große Ebene um Tokio herum sind bis in die letzten Täler an den Bergrändern hinein aufs sorglichste mit Reis bestellt, und auf ihnen drängt sich deshalb die Bevölkerung in einer Dichtigkeit zusammen, für die in europäischen Ländern jeder Vergleich fehlt. Auch die Berge und Hügel an den Rändern dieser südlichen Ebenen sind mit Hilfe der mühseligsten Terrassenbauten künstlich in horizontale Flächen und Teiche verwandelt worden und, so weit es nur irgend hinaufgeht, oft bis an die steilsten Gipfel hinauf mit Reis bestellt. Fast völlig ungeeignet für den Reisbau ist dagegen das Mittelgebirge, das das Rückgrat der langgestreckten Hauptinsel bildet, namentlich das wildzerrissene Alpenland zwischen Tokio und Kjohto. Und schon wenige Bahnstunden nördlich von Tokio wird das Klima so kühl, daß dort der Reis auch in der Ebene nicht mehr recht fortkommt. Aber die Ahnen des größten Teils des japanischen Volkes stammen aus feuchtheißen Reisländern des Südens und waren gewöhnt, Reis als Hauptnahrung zu essen, und so hält der konservative Sinn des Volkes auch da noch am Reisbau fest, wo er sich aus geographischen und klimatischen Gründen volkswirtschaftlich schon lange nicht mehr lohnt. Daher werden auch die nördlichsten Regierungsbezirke, um die Städte Sendai, Morioka und Aomori herum, fast regelmäßig ein um das andere Jahr von bösen Hungersnöten heimgesucht, ohne daß Volk und Regierung daraus den notwendigen Schluß gezogen hätten, daß diese Gebiete von der Natur für den Kornbau, nicht aber für den Reisbau bestimmt sind. Die Folge ist, daß diese nördlichsten Gegenden der Hauptinsel unverhältnismäßig dünn bevölkert sind und wirtschaftlich nicht so recht vorwärts kommen wollen. Aus ihnen in erster Linie geht eine sich fortgesetzt steigernde Landflucht in die großen Städte des Südens vor sich. Sie liefern, von der Not getrieben, den Baumwollspinnereien und Webereien den größten Teil des schlecht bezahlten und unterernährten Proletariats, das jetzt anfängt, in Japan eine ernste soziale Frage zu schaffen. In ihnen kann der Wanderer außerhalb der Städte oft meilenweit gehen, ohne auf ein Dorf oder eine Hütte oder bestelltes Land zu stoßen, obwohl sich allenthalben vortrefflicher Boden für den Kornbau oder auf den Bergen und Hügeln für eine ausgedehnte Viehzucht findet. Die überall verbreitete Auffassung, daß Japan übervölkert und eine Massenauswanderung oder der Erwerb neuer Siedlungsgebiete notwendig sei, trifft also nur unter der Voraussetzung zu, daß es für das japanische Volk unmöglich ist, seine herkömmliche Nahrungsweise zu ändern und sich an [illegible]

Reisbau



Die Aussaat.

Reisplan

Japanischer Bauer beim Pflügen

Das

in Japan.



...n Ergrünen.

Der Bauer „fährt" den Reis ein.

...hen

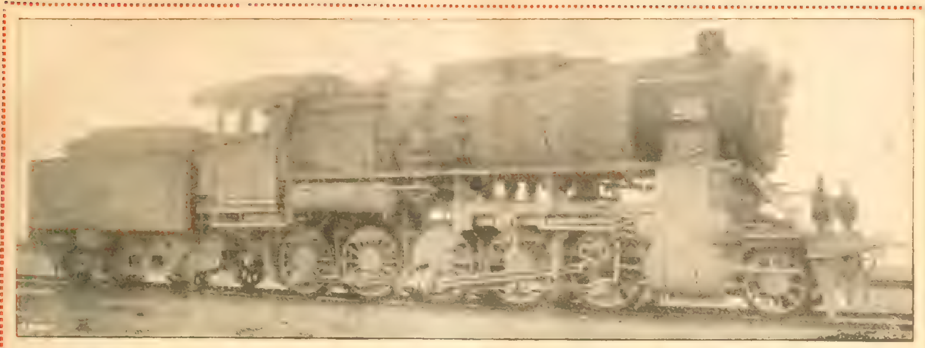
Reinigen der gewonnenen Reiskörner

und Viehzucht zu gewöhnen. Unter derselben Voraussetzung haben auch alle die neuen Gebiete auf dem asiatischen Festland, deren Erwerb Japan in den letzten Jahrzehnten in Angriff genommen hat, also Korea, die Mandschurei und Ostsibirien, nur einen strategischen oder kaufmännischen Wert.

Trotz dem oben Gesagten war der Reis bis kurz vor dem Weltkrieg noch keineswegs das allgemeine und fast ausschließliche Nahrungsmittel des japanischen Volkes, denn die Bauern und Landarbeiter, die den Reis selbst gebaut und geerntet hatten, bekamen ihn vor dem Krieg selten zu essen und mußten sich statt seiner mit billiger Hirse begnügen. Heute haben sie erst recht keine Aussicht auf täglichen Reis. Denn je mehr der Einfluß der vielgeschmähten konservativen Bureaukratie schwand und die Macht der Demokratie und des Parlamentarismus ungehemmt schalten konnte, um so mehr hat das städtische Großkapital fast das gesamte ländliche Grundeigentum in seine Hand gebracht und alsbald die Bauern zu hörigen Pächtern herabgedrückt, die nicht leben und nicht sterben können. Auch die Fabrikarbeiter sowie der untere Mittelstand, die Handwerker, Krämer und kleinen Beamten, konnten vor dem Kriege nur ausnahmsweise Reis essen; allenfalls mußten sie ihn mit ausländischem Reis vermischen oder diesen allein genießen. Aus dem Ausland eingeführter Reis wurde schon vor dem Kriege im Außenhandel regelmäßig gegen den teureren einheimischen Reis eingetauscht, bildet aber in den Augen der Japaner nur einen höchst kümmerlichen Ersatz für den im Inland gebauten Reis; denn in bezug auf seinen geliebten Reis ist der Japaner ein außerordentlich wählerischer Feinschmecker und empfindet zwischen japanischem und eingeführtem Reis starke Unterschiede, die Völkern mit anderer täglicher Nahrung nicht zum Bewußtsein kommen. In diesen Dingen nun hat der Weltkrieg eine gründliche Wandlung gebracht. Er hat dem größten Teil des Volkes, ausgenommen die Bauern und den auf feste Gehälter angewiesenen Mittelstand, ungeheure Kriegsgewinne in den Schoß geworfen. Zu den Kriegsgewinnlern aber gehören in erster Linie die Arbeiter, die jetzt viel zu genußsüchtig und anspruchsvoll geworden sind, als daß sie sich noch, wie vor dem Krieg, mit Hirse oder Hülsenfrüchten oder allenfalls ausländischem Reis begnügen könnten. Deshalb hat sich der Verbrauch von Reis während der Kriegsjahre ganz ungeheuer gesteigert, und während sich Japan noch bis kurz vor dem Kriege ganz unabhängig vom Ausland ernähren konnte und fremder Reis nur etwa in derselben Menge eingeführt wie einheimischer Reis ausgeführt wurde, wurden im letzten Jahr, 1918, überhaupt keine nennenswerten Mengen von japanischem Reis mehr ausgeführt, dagegen war die Einfuhr von ausländischem Reis auf nicht weniger als fast 100 Millionen Jen angewachsen!

Diese Zustände aber haben sich im laufenden Jahr noch stark verschlimmert. Die Einfuhr von fremdem Reis ist in diesem Jahr noch viel größer gewesen als 1918, und dabei ist sein Preis ganz erheblich in die Höhe gegangen, weil überall im Ausland die letzten Jahre schlechte Reisernten gebracht haben, die Nachfrage nach Reis aber in der ganzen Welt angewachsen ist. Dazu kommt die Höhe der Schiffsfrachten, und ein Übriges tut die allgemeine Entwertung des Geldes in Japan, die Kehrseite des massenhaften Einströmens von Kapital während der Kriegsjahre. Alle diese Gründe haben ein allgemeines Anziehen aller Preise für Lebensmittel bewirkt, und es besteht keine Aussicht, daß die Preise je wieder auf den Stand vor dem Kriege zurücksinken könnten. Im Gegenteil hat Japan, wenn schon nicht in dem bedrohlichen Umfang wie Deutschland, heute ebenfalls seine Valutakrisis. In solcher Lage pflegt gemeinhin in Japan alles nach der Hilfe der Regierung zu rufen, und es ist dem Kabinett Hara hoch anzurechnen, daß es der allgemeinen Notlage durch die Aufhebung des Einfuhrzolles auf Reis zu Hilfe kommen zu sollen geglaubt hat. Denn als Regierung der Sseijuhkai, die im wesentlichen eine Vertretung des in der Landwirtschaft angelegten Kapitals ist, ist für sie diese Aufhebung ein Akt parteipolitisch sehr seltener Selbstlosigkeit. Ferner hat sie versucht, durch eine Reihe von Verordnungen den Börsenmachenschaften, welche die Notlage auszunutzen suchen, zu Leibe zu gehen, und hat die verschiedenen örtlichen Behörden angewiesen, in ihren Amtsbezirken das Volk über die Notwendigkeit zu belehren, statt des Reises oder vermischt mit ihm Kartoffeln, Weizen, Gerste, Hirse oder Hülsenfrüchte als tägliche Nahrung zu verwenden. Ebenso ist sie bemüht, durch ihre Vertreter im Ausland möglichst viel von den auf den Markt kommenden Mengen von Reis usw. nach Japan zu leiten, wobei ihr freilich mehrfach gerissene australische Händler größere Mengen von während des Krieges gelagertem und dabei verdorbenem Reis aufzuhalsen gewußt haben. Da sich aber alle diese Maßnahmen nur als ein Tropfen auf den heißen Stein erwiesen haben, hat sie schließlich zu dem Mittel der Ernennung eines Vorläufigen Ausschusses zur Prüfung des Wirtschaftslebens gegriffen, der mit großen Vollmachten ausgerüstet ist und hauptsächlich die Aufgabe hat, der Reisnot endgültig ein Ende zu machen.

Über Ergebnisse der Arbeiten dieses Ausschusses verlautet noch nichts; dagegen dauern in der oppositionellen Presse und in den Volksversammlungen die Angriffe der parlamentarischen Opposition gegen die Regierung wegen der Reisfrage fort. Namentlich ist der Führer der Oppositionspartei Kenßeikai, Vicomte Katoh, unermüdlich in den schärfsten Angriffen auf die Regierung und in der Forderung eines gesetzlichen Höchstpreises für Reis. Da Katoh in seinen Anschauungen viel mehr Engländer als Japaner ist, macht sich auch die englische Presse weithin zum Resonanzboden seiner Angriffe und Forderungen. In der Tat hat E n g l a n d, wenn es die japanische Volkswirtschaft ruinieren will, wie es die deutsche mit Erfolg ruiniert hat, ein Interesse daran, daß der Reispreis in Japan gesetzlich herabgesetzt wird. Denn wir haben oben gesehen, daß der japanische Bauer eine Art höriger Pächter geworden ist. Hohe Reispreise bedeuten wirtschaftliches Gedeihen der Bauern und Gutspächter, deren Herabsetzung dagegen schwere wirtschaftliche Not aller landwirtschaftlichen Kreise und in weiterer Folge eine Zunahme der Landflucht, der Abwanderung der ländlichen Bevölkerung in die Städte, und ein weiteres Anwachsen des Industrie-Proletariats. Ein Land mit blühender Landwirtschaft und gesunder Bauernbevölkerung hat einen kräftigen Stamm guter Soldaten, ist unzugänglich für englische zersetzende Schlagwörter und widerstandsfähig gegen englische völkerrechtswidrige Blockaden. Das ist der tiefere Grund, weshalb die englische Presse überall in Ostasien die Forderung rascher Industrialisierung auf Kosten der Landwirtschaft erhebt und den Angriffen und Forderungen Katohs ein so williges Echo leiht. Die Regierung sollte den Mut haben, allen solchen Angriffen kaltblütig standzuhalten und dem wahren Interesse Japans gemäß eine großzügige Reform der Landwirtschaft ins Werk zu setzen. Soweit sich das Areal von Reisland nicht mehr vergrößern läßt, sollte die Regierung in großzügiger Weise dem Anbau von Korn, Kartoffeln und Hülsenfrüchten zu Hilfe kommen, und das Volk noch nachdrücklicher als bisher von seiner einseitigen Vorliebe für die Reisnahrung zu heilen suchen. Bei grundlegender Reform und verständiger Fürsorge für die Landwirtschaft kann Japan seine Lebensmittelversorgung noch für Jahre hinaus völlig unabhängig vom Ausland erhalten



Fünffach gekuppelte Dreizylinder-Heißdampf-Einheits-Güterzuglokomotive der preußischen Staatsbahn.
Gebaut von A. Borsig, Tegel bei Berlin, als Fabriknummer 10 000.

Industrielle Normung.

Von Geh. Regierungsrat Max Geitel.

ie gegenwärtige, in ihrer weiteren Ausdehnung nicht absehbare Steigerung der Rohstoffpreise, öffentlichen Lasten und Löhne zwingt unsere schwer bedrängte Industrie, auf Mittel und Wege bedacht zu sein, die Kosten der Herstellung ihrer Erzeugnisse tunlichst zu verringern. Als ein derartiges Mittel von besonderer Wirksamkeit erweist sich die Vereinheitlichung, Normung, aller derjenigen konstruktiven Elemente des Maschinen- und des Bauwesens, die sich häufig wiederholen und in Massen hergestellt werden können. Die massenweise Herstellung von Einzelteilen gestaltet sich gegenüber der Einzelanfertigung infolge der Ersparnisse an geistiger und körperlicher Arbeit erheblich sparsamer an Zeit und an Geld. Sie bietet den auf die Anfertigung normalisierter Einzelteile eingerichteten Fabriken Gelegenheit, im höheren Maße als bisher auf Vorrat zu arbeiten, und sie entlastet die jene Einzelteile verwertenden industriellen Werke.

Der Vereinheitlichung sind nun aber gewisse Grenzen gesetzt, die nicht überschritten werden dürfen, soll nicht eine Erstarrung der konstruktiven Tätigkeit, eine Schematisierung Platz greifen, die die Überlegung des schaffenden, der Eigenart des Einzelfalles Rechnung tragenden Fachmannes ausschaltet. Wird dieser Forderung Genüge geleistet, so ist die Normung der Elemente des Maschinen- und des Bauwesens in hohem Maße geeignet, unserer Industrie für den ihr bevorstehenden schweren Wettbewerb durch Verminderung ihrer Selbstkosten dienlich zu sein. Die gleiche Erkenntnis hat sich übrigens auch im Auslande in weitem Maße Bahn gebrochen, und in allen industriellen Ländern erschallt der Ruf nach Normung, nach Vereinheitlichung.

Das Streben nach Normalisierung ist nicht neu; es hat aber durch die eingangs angeführten Zeitverhältnisse eine besonders starke Anregung erfahren. Im Eisenbahnwesen hat bereits seit Jahrzehnten eine weitgehende Normalisierung der Betriebsmittel Platz gegriffen, denn hier kann schon der Verlust oder die Zerstörung eines Lokomotiv- oder Wagenteiles oder eines Teiles eines sonstigen Betriebsmittels Störungen unangenehmster Art zur Folge haben. Aus dieser Erfahrung heraus werden beispielsweise seit Jahrzehnten gewisse Einzelteile der Lokomotiven derart einheitlich ausgebildet, daß diese im Falle der Not einer dienstfreien, kalten Lokomotive entnommen und ohne weiteres an einer in Dienst unter Dampf stehenden Maschine als Ersatz eingefügt werden können. Der deutsche Lokomotivbau hat sich bezüglich dieser Auswechselbarkeit von Einzelteilen von jeher dem des Auslandes gegenüber vorteilhaft ausgezeichnet und vorbildlich gewirkt. Auch im Auslande ist bereits seit längerere Zeit die Normalisierung häufig gebrauchter Maschinenteile zur Einführung gelangt, in besonderem Maße in den Vereinigten Staaten bei den massenweise hergestellten Werkzeugmaschinen und landwirtschaftlichen Maschinen.

Als sich im Laufe des Weltkrieges auf verschiedenen Gebieten das Bedürfnis nach Normung herausstellte, trat als erste einschlägige Einrichtung im November 1916 die „Marine-Normalien-Kommission" ins Leben, und noch auf anderen Zweigen der Industrie traten alsbald ähnliche Ausschüsse in Tätigkeit. In der Erkenntnis, daß die günstigen Wirkungen einer Vereinheitlichung nur dann gewährleistet werden konnten, wenn die erforderlichen umfangreichen und tiefgründigen Arbeiten von einer Zentralstelle aus geleitet werden, vereinigten sich im Mai 1917 unter Führung des Vereins Deutscher Ingenieure die technischen Behörden und die führenden Firmen des deutschen Maschinenbaus, der Elektrotechnik, der Feinmechanik und des Schiffbaus im Normenausschuß für den deutschen Maschinenbau, der sich im Dezember 1917 dann zum Normenausschuß der Deutschen Industrie zu Berlin erweiterte und jetzt die allseitig anerkannte Zentralstelle für das Gesamtgebiet der rheinischen industriellen Normung bildet.

Eine wesentliche Förderung erfuhren die Arbeiten des Normenausschusses der Deutschen Industrie (N.D.I.) durch den Umstand, daß große und führende Firmen bereits innerhalb ihrer Betriebe mustergültige Normalien eingeführt hatten. Die Organisation und die Arbeitsweise des Normenausschusses ist in großen Zügen folgende: Ein aus Vertretern der technischen Behörden und der führenden technischen Vereine gebildeter Hauptausschuß leitet und überwacht die Vereinheitlichungsarbeit; in ihm sind alle Interessentengruppen, die an der Vereinheitlichung beteiligt sind, vertreten. Die Aufstellung der Normenentwürfe geschieht in Arbeitsausschüssen, zu denen Vertreter der Wissenschaft, der Erzeuger und der Verbraucher herangezogen werden. Die aufgestellten Entwürfe werden der öffentlichen Kritik unterworfen und gelangen erst dann zur endgültigen Annahme, nachdem ein aus hervorragenden Fachleuten gebildeter Beirat sich einverstanden erklärt hat.

Auf diese Weise ist eine sichere Gewähr geboten, daß nur solche Normen zur Annahme gelangen, die den Forderungen der schaffenden Praxis restlos entsprechen. Wir können uns hier nicht auf eine Benennung der zahlreichen Arbeitsausschüsse und Unterausschüsse einlassen und beschränken uns darauf, anzuführen, daß die Zahl der an dem Normenausschuß der Deutschen Industrie beteiligten Behörden nach einer unlängst herausgegebenen Druckschrift sich auf 58, die der beteiligten Firmen sich auf etwa 300, die der Vereine und Verbände sich auf über [illegible] belief. Unter den Behörden befindet sich das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu Berlin, das Verkehrsministerium zu München, das Patentamt, die Physikalisch-Technische Reichsanstalt, das Reichspostamt, das Reichswirtschaftsministerium, das sächsische Staatsministerium, das württembergische Ministe-

rium des Innern, die württembergische Zentralstelle für Handel und Gewerbe sowie die deutschen Technischen Hochschulen.

Die Arbeiten des Normenausschusses begannen zunächst mit der Aufstellung von Normen für eine Anzahl von Elementen, die dem Laien als unbedeutend erscheinen mögen, jedoch infolge ihrer massenweisen Verwendung und ihrer technischen Wichtigkeit diejenigen Einzelteile bilden, bei denen das Bestreben nach Verbilligung der Herstellungskosten am ehesten einsetzen kann und muß. Derartige Elemente sind beispielsweise konische und zylindrische Stifte, Nieten, Schrauben, Schraubensicherungen, Keile usw. Auf diesen Einzelheiten baut sich die fertige Maschine, die Konstruktion des Bauwerks auf. Die Vereinheitlichung dieser Elemente hat die bedeutsame Folge, daß die zu ihrer Herstellung dienenden Werkzeuge sich vereinfachen und daß diese leichter beschafft und auf Vorrat gehalten werden können. Große Industriezweige werden auf diese Weise entlastet und befähigt, zu einer erhöhten Massenherstellung überzugehen und schneller, besser und billiger zu arbeiten. Aus der Vereinheitlichung der dem Laien unbedeutend erscheinenden Elemente kann sich dann die Vereinheitlichung der Elementengruppen und hieraus schließlich die der Fertigware entwickeln. Als weitere Folge ergibt sich eine weitgehende Arbeitsteilung mit allen ihren Vorteilen.

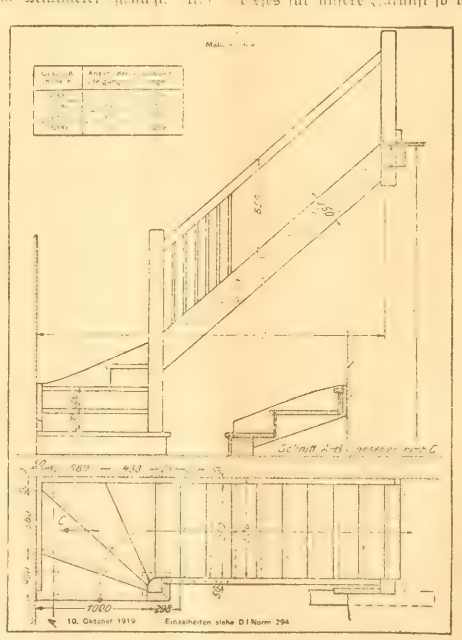
Der Normenausschuß ist denn auch bei der Normung dieser Einzelheiten nicht stehengeblieben, sondern hat außerdem für den Bau von Pumpen, landwirtschaftlichen Maschinen, Bäckereimaschinen, Fahrrädern, Flugzeugen, Kraftwagen, Handelsschiffen, Unfallverhütung, Lokomotiven, Hochbau, Eisenbetonbau, Tiefbau, Material-Prüfung und -Abnahme u. a. m. Fachausschüsse gebildet.

Das Ergebnis der angestrengten Arbeit des Ausschusses besteht in einer großen Anzahl von Normenblättern, die sich andauernd vermehrt. Wir geben beispielsweise eines dieser Normenblätter in kleinerem Maßstabe wieder. Zu diesen Treppen-Normen ist zu bemerken, daß sie für Treppenläufe bestimmt sind, die zur Verbindung zweier Wohngeschosse in Einfamilien- und sonstigen Kleinhäusern dienen, für die eine Laufbreite von 900 Millimeter genügt. Um die Bewegungsfreiheit der Industrie nicht zu beeinflussen, ist ein unmittelbarer Zwang zur Einführung der Normalien nicht beabsichtigt. Als eine erfreuliche Folge der Arbeiten des Ausschusses ist noch besonders festzustellen, daß sich die Erkenntnis der Notwendigkeit derselben derart Bahn gebrochen hat, daß viele Firmen die Scheu vor der Bekanntgabe ihrer Arbeitsweisen und Betriebseinrichtungen überwunden und sich in den Dienst der Allgemeinheit gestellt haben.

Auf dem Gebiete des Lokomotivbaus haben die während des Krieges gemachten Erfahrungen auf Grund einer von Preußen gegebenen Anregung zu dem Bau von **Einheitslokomotiven** geführt. Unter Berücksichtigung der großen Unterschiede in den Betriebs-, Verkehrs- und Streckenverhältnissen der einzelnen Bundesstaaten einigte man sich zunächst auf zwei Arten von Güterzuglokomotiven, nämlich auf eine fünffach und auf eine vierfach gekuppelte. Schwierig war die Entscheidung, ob dem Heißdampf oder dem Naßdampf der Vorzug zu geben sei. Die Entscheidung fiel zugunsten des Heißdampfs aus, in Hinblick auf die größere Leistungsfähigkeit, den geringeren Wasser- und Kohlenverbrauch und die hierdurch ermöglichte Ersparnis an Arbeitskräften. Besonderes Gewicht wurde auf tunlichst günstige Achsbelastung sowie auf Kurvenbeweglichkeit gelegt. Auch wurde davon ausgegangen, daß die Lokomotiv-Personale der verschiedenen Bundesstaaten mit der Handhabung der Steuerungen, der Anfahrvorrichtungen usw. vertraut sein müssen, zu welchem Zwecke diese Einzelteile einheitlich durchgebildet wurden. Die Schaffung dieser Einheitslokomotiven ist im Hinblick auf die bevorstehende Verreichlichung der deutschen Eisenbahnen insofern von besonderes symptomatischer Bedeutung, als sie das Bestreben nach weitergehender Vereinheitlichung der Betriebsmittel erkennen läßt, die demnächst sich auf den Bau von Schnell- und Personenzugs-Lokomotiven ausdehnen dürfte.

Auch die **elektrische Einheitslokomotive** nähert sich ihrer Verwirklichung, nachdem binnen weniger Jahre die elektrischen Lokomotiven eine derartige Entwicklung erfahren haben, daß sie auch den schwierigsten Verhältnissen ohne weiteres angepaßt werden können. Der Chef der unlängst im preußischen Eisenbahn-Ministerium ins Leben gerufenen Abteilung für elektrischen Zugbetrieb, Wirklicher Geheimer Oberbaurat Dr.-Ing. Wittfeld äußerte sich im „Zentralblatt der Bauverwaltung" dahin, daß, um den Bau der elektrischen Lokomotive zu vereinheitlichen und auf die einfachste Form zu bringen, nur auf den altbekannten Zahnradachsenantrieb zurückgegriffen zu werden brauche. Bei allen Lokomotivarten, die auf nur wenige Grundformen für Güter-, Schnell- und Personen-Züge zu beschränken seien, sei die elektrische Einrichtung nach Möglichkeit gleichartig zu gestalten, so daß die Bedienung möglichst vereinfacht werde. Infolgedessen werden nur wenige Hauptwerkstätten erforderlich sein; diese haben neben den Ausbesserungen auch die abgängig werdenden Teile anzufertigen. Die Mehrzahl der Arbeiten wird in den Betriebswerkstätten ausgeführt werden können, da sie lediglich in einem Auswechseln gleichgestalteter Teile bestehen. Eine derartige Vereinheitlichung der elektrischen Lokomotive dürfte dem Fortschreiten der Entwicklung dieses für unsere Zukunft so überaus wichtigen Verkehrsmittels nicht hinderlich sein, sondern die Erprobung von wesentlichen Neuerungen sowie deren Erhebung zur Einheitsform nicht ausschließen, eine Tatsache, die sich auch bei der Dampflokomotive herausgestellt hat.

Der Weltkrieg hat nun aber nicht allein in den einzelnen Industriestaaten die industrielle Normung in Fluß gebracht, er hat auch in Gestalt der **Weltflugnormen** eine besondere Art **internationaler Normung** gezeitigt. Diese geht von dem International Aircraft Standards Board aus und ist seitens der Deutschen Versuchs-Anstalt für Luftfahrt zu Berlin in deutscher Übersetzung herausgebracht. Die Weltflugnormen sind um deswillen besonders bemerkenswert, weil sie eine durchgreifende Normung der Werkstoffe Stahl, Sonderstahl, Legierungen usw. nach ihrer chemischen Zusammensetzung und nach ihren physikalischen Eigenschaften, nebst Behandlungs- und Prüfungsvorschriften bringen. Die hier gegebene Aufstellung planmäßig abgestufter und genau bekannter Metalle und der Entschluß, sich auf die Erzeugung und den Gebrauch



Normenblatt 289 der deutschen Industrie-Normen

Treppe für Kleinwohnungen

dieser bestimmten Metallsorten zu beschränken und die unendlich vielen Zwischenstufen auszuschließen, bringt, sofern die Abstufung zweckentsprechend ausgeführt wurde, große Vereinfachungen in der Erzeugung und gibt außerdem dem Konstrukteur die willkommene Möglichkeit, nach der Liste den genau bekannten, für den besonderen Fall geeigneten Werkstoff vorzuschreiben. Für die deutsche Industrie bringt dieser Teil der Weltflugnormen gegenüber den einschlägigen Arbeiten des Normenausschusses der Deutschen Industrie allerdings prinzipiell nichts Neues. Dennoch bieten jene Normen einen Anhalt für die Beurteilung dessen, was unsere Feinde während des Krieges geleistet haben, und was wir bei dem unserer Flugzeugindustrie bevorstehenden internationalen Wettbewerb zu leisten haben werden.

Ein deutscher U-Boot-Führer in englischer Gefangenschaft.

Tagebuchaufzeichnungen des Freiherrn v. Spiegel.

IV. (Fortsetzung.)

Als wir den St.-Georgs-Kanal durchquerten, passierten wir eine große Anzahl von Handelsdampfern, die alle vor Angst vor U-Booten wilde Zickzackkurse liefen und sich meist zu zweien oder dreien zusammenhielten, um sich im Notfall gegenseitig zu helfen. Es war für mich ein seltsames Gefühl, die Schiffe teils ganz nahe bei mir vorüberfahren zu sehen, ohne ihnen etwas tun zu können. Und dann, am Nachmittag, bekamen wir tatsächlich ein deutsches U-Boot in Sicht. Es war ein neues C-Boot, wie ich an der Form des Bugs deutlich erkennen konnte, und es fuhr in etwa 4 Meter Abstand mit konvergierendem Kurse neben uns her. Auf Q 21 wurde Alarm gemacht, und ich hatte das zweifelhafte Vergnügen, von meinem Posten in dem Niedergang aus die geschickten Vorbereitungen zu beobachten, die auf dem Segler getroffen wurden, um meinen Kameraden da draußen zu überrumpeln. Der verringerte infolge seiner größeren Geschwindigkeit allmählich die Entfernung. Ich hoffte, daß der Trawler, dessen Buggeschütz deutlich sichtbar war, das U-Boot vom Angriff abhalten würde. Da plötzlich drehte dieses hart auf uns zu und tauchte.

„Donnerwetter!" — schoß es durch meinen Kopf, „sollte der Unterwasser angreifen und auf unser kleines Schiff einen Torpedo verschwenden wollen? Da fuhren doch genug große Dampfer umher, welche ein lohnenderes Ziel abgaben als solch ein 200-t-Segler. — Oder sollten wir an unsern weithin sichtbaren Lecks als U-Boots-Falle erkannt oder vermutet worden sein? Oder als Schiff mit wertvoller Ladung, weil wir durch Bewachung ausgezeichnet wurden?" — Ich überlegte, was ich in dem gleichen Falle als U-Boots-Kommandant getan haben würde, und kam zu dem Resultat, daß ich mir unsern Schleppzug auch ganz sicher aus der Nähe durchs Sehrohr angesehen hätte.

Es waren recht qualvolle Minuten, die nun folgten, und die Aussicht, von einem eigenen Torpedo in die Luft zu fliegen und nochmals ins kalte Ozeanwasser zu müssen, hatte gar nichts Verlockendes für mich. Zumal, da die Hoffnung, von dem eigenen U-Boot aus dem Wasser gefischt und aus der Gefangenschaft befreit zu werden, auf keinen Fall vorhanden war, denn wegen der unmittelbaren Nähe des bewaffneten Schleppers durfte der Kommandant des U-Boots an ein Auftauchen nach dem Schuß nicht denken. Das Sehrohr des U-Boots war zunächst noch zu sehen, etwa 3000 m von uns ab, dann verschwand es. Angestrengt blickte ich in der Richtung, in welcher es verschwunden war, aufs Wasser, jeden Moment sein Auftauchen in größerer Nähe erwartend, bzw. der Blasenbahn des Torpedos. Minute auf Minute verstrich in qualvoller Langsamkeit. Da schob sich von Achter her zwischen uns und das U-Boot der Bug eines Dampfers, den ich bisher nicht hatte sehen können, da ich nach Achtern keinen Ausblick hatte. Nun war mir das Verhalten des U-Boots klar. Es hatte nicht unsertwegen, sondern des Dampfers wegen getaucht und fuhr auf jenen einen Angriff. Bedauerlicherweise wurde der Dampfer, als er in Signalweite kam, von Sanders vor dem U-Boot gewarnt, drehte hart nach Backbord ab und vereitelte so den Angriff noch im allerletzten Augenblick. Ich hätte es zu gern gesehen, wenn er neben uns in die Luft geflogen wäre, denn als Zuschauer habe ich dieses Schauspiel noch niemals beobachten können. — Von dem U-Boot hatten wir dann nichts mehr gesehen, wohl aber ganz kurz darauf einen ganz modernen englischen Zerstörer, der, durch die Funkentelegraphie des Dampfers angelockt, mit brausender Fahrt die Gegend absuchte.

Nachdem die Erregung dieses Zwischenfalls sich gelegt hatte und unser Schiff auch im Innern sein friedlich-freundliches Gesicht zeigte, trafen wir 3 Gefangenen, so gut es eben ging, unsere Vorbereitungen zum Besuch des englischen Landes. Ein Bündel, welches wir hätten schnüren müssen, besaßen wir zwar nicht, denn unser ganzer Reichtum bestand in dem, was wir bei unserer Errettung auf dem Leibe gehabt hatten. Der Steuermann, welcher seinerzeit im Wasser seine Jacke ausgezogen hatte, besaß nicht einmal diesen notwendigen Bekleidungsgegenstand, so daß ich ihm meine warme Lederjacke überließ, unter der ich ein blaues Uniformjakett getragen hatte; allerdings das schlechteste, welches ich besaß, und nicht zum Anfassen dreckig.

Mr. Moast, der englische Steuermann, bot mir sein Rasierzeug an, was ich dankbar annahm und sogleich benutzte. Alle staunten über die Veränderung, die mit mir vorgegangen war, als der dreiwöchige U-Boot-Bart fehlte. Zur Erklärung füge ich hinzu, daß wir U-Boots-Leute während der Fahrt weder Zeit noch Ruhe haben, unserer Toilette große Sorgfalt zu widmen, und unsere Eitelkeit erst wieder aufleben lassen, wenn der Heimathafen winkt. In diesem Falle war es ja leider nicht der liebe Heimatshafen, der uns am nächsten Morgen grüßen würde, aber wohl jeder in meiner Lage hätte einen gewissen Ehrgeiz daran gesetzt, den feindlichen Offizieren und der zu erwartenden, gaffenden Volksmenge gegenüber möglichst repräsentabel aufzutreten. Als die Leute des Seglers, die ich alle miteinander als gutmütige Kerle kennen gelernt hatte, merkten, daß wir uns für den Abmarsch fertig machten, trachteten sie in geradezu rührender Weise, uns kleine Liebesdienste zu erweisen. Einer kam und bürstete meine Sachen aus, ein anderer wichste meine Stiefel, man brachte uns Tabak, Zigaretten, Postkarten und Bleistifte zum Nachhauseschreiben, und der Unteroffizier, der die ganze Zeit über speziell mit unserer Fürsorge betraut gewesen war, drückte mir sogar mit herzlichen Worten ein 2-Schilling-Stück in die Hand, damit ich mir Briefmarken und Zigaretten kaufen könnte, wenn ich irgendwo im Prison säße. Der gute Mann war ganz beleidigt, daß ich es nicht nehmen wollte, so daß ich es schließlich doch tat und mir dafür seine Adresse geben ließ, um ihm das Geld zurückschicken zu können. Wirklich haben diese 2 Schillinge mir kurz danach im Londoner Gefängnis manchen guten Dienst geleistet und mir Genüsse verschafft, die ich einer solchen kleinen Summe niemals zugetraut hätte. Sanders stattete mich noch mit einem Schlips aus, so daß ich mir verhältnismäßig schön vorkam. Nur an Kopfbedeckung fehlte es mir, da meine Mütze im Kampfe mit den Wellen das Weite gesucht hatte. Ich wollte mir aber keine Zivilmütze aufsetzen, da das meiner Ansicht nach zur Uniform lächerlich ausgesehen hätte, und gedachte vielmehr, die fehlende Kopfbedeckung überall in England durch stramme Haltung zu ersetzen. —

Am Morgen des 5. Mai erreichten wir ohne weitere Zwischenfälle den Hafen von Milford, einem kleinen Städtchen an der Südwestecke von Wales und im Kriege Sitz eines Admirals der Küstenschutzdivision des Bristol-Kanals. Während der Passage der Sperren — die die Engländer „boom" nennen — hielten wir Gefangenen uns unter Deck auf, bis wir an dem leisen Erzittern des Schiffes merkten, daß der Anker gefallen sei. Das war nach 8 Uhr.

Kurz darauf erschien Sanders und stellte mich einem ihn begleitenden Korvettenkapitän vor. Nach einer förmlichen, aber keineswegs unfreundlichen Begrüßung wurde ich gebeten, sogleich an Deck zu kommen, da wir umgehend an Land fahren müßten, um den 8,46-Zug, der uns nach London bringen sollte, noch zu erreichen.

„Nach London?" fragte ich erstaunt und unangenehm überrascht. „Was soll ich denn da?" „Ich glaube", sagte der englische Kapitän, „daß Sie die Ehre haben werden, von der Admiralität selbst interviewt zu werden."

„Es tut mir auch sehr leid", beeilte sich Sanders zu sagen, ich hätte lieber gesehen, Sie wären hier bei uns vernommen worden; aber man scheint auf mein Telegramm von Kinsale hin bereits endgültig über Sie disponiert zu haben."

„Nun also in Gottes Namen nach London", sagte ich, „den Hals wird es auch nicht kosten."

Auf dem großen und bequem eingerichteten Motorboot, welches uns nach Milford bringen sollte, wurde mir ein reichliches Frühstück vorgesetzt und zwischendurch von dem Kapitän das erste übliche Verhör vorgenommen. Außer ihm und Sanders befand sich noch ein junger, gut aussehender Leutnant in der kleinen Kajüte, welcher der Flaggleutnant des Admirals war und stolz die goldenen Schnüre an den Schultern trug. Als ich dem Korvettenkapitän auf seine Frage eingestand, daß ich in den letzten Tagen eine Reihe großer Dampfer versenkt hätte, fragte er mich plötzlich sehr interessiert, ob darunter wohl der Dampfer „Horsa" gewesen wäre. Als ich bejahte, sprang der Mann von seinem Sofaplatz auf, schüttelte lebhaft meine Hand und sagte: „Ach, ich bin so froh, den Mann zu sehen, der so viel englischen Seeleuten das Leben gerettet hat. Ich danke Ihnen sehr dafür." Er erzählte mir dann, daß die „Horsa"-Leute, die wir — wie man sich erinnern wird — am 30. April in die Schiffsboote eines versenkten Segelschiffs abgegeben hatten, noch am selben Tage von dem „Mystory-Steamer", der uns damals unter Feuer nahm, gerettet und erst vorgestern in Milfordhafen eingebracht worden seien. Die Leute hätten eingehende Schilderungen über ihre Errettung und die gute Behandlung und Pflege auf dem deutschen U-Boote gemacht und wären voll von Lob und Dank gewesen. Ich versicherte darauf dem Kapitän, daß ich nicht anders gehandelt hätte, wie **jeder** von uns in meiner Lage, und daß alles Gerede in der englischen Presse über die Grausamkeiten der deutschen U-Boot-Leute eitel Lüge sei. Ich sagte ihm, daß es mich doppelt freue, die „Horsa"-Leute gerettet zu sehen, einmal um der Leute willen, und zweitens, weil nun einmal ein klarer Beweis dafür geliefert sei, wie „gentlemenlike" und „human" die deutschen U-Boots-Kommandanten ihre schwere Pflicht erfüllten.

Die Engländer, die unter dem zwingenden Eindruck der Tatsache standen, glaubten mir bereitwillig, behandelten mich während der nächsten Stunde — so lange hatte nämlich unser Zug Verspätung — mit der äußersten Zuvorkommenheit und versprachen ein über das andere Mal, sofort an die Admiralität zu berichten, daß ich die „Horsa"-Besatzung gerettet habe, damit man mich dort gut aufnehmen und behandeln solle. Sie haben ihr Versprechen prompt erfüllt. Dann kam die Zeit, wo der Zug einlaufen sollte, und ich mußte mich verabschieden. Besonders herzlich verabschiedete sich Sanders von mir, mein geschätzter und geachteter Gegner. Er drückte mir immerfort die Hand und wünschte mir alles Gute für die Zukunft. Dann fiel ich der englischen Armee in die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Ein Geheimbericht über die Wirkung der deutschen Friedensresolution.

Auch von national gesinnten Kreisen wird oft der Vorwurf erhoben, Regierung und OHL. seien sowohl über die Verhältnisse, die bei unsern Gegnern, wie über die, die bei uns herrschten, nicht rechtzeitig und richtig unterrichtet worden. Zutreffend ist, daß bei uns für den Agenten- und Spionendienst nicht entfernt so viel Mittel aufgewendet wurden wie bei der Entente. Gleichwohl war es gelungen, allmählich ein System zu schaffen, das uns über alle wichtigen, militärischen und politischen Dinge, vor allem aber auch über die Stimmung und Urteile der Völker unterrichtete. Wichtig war es hierbei, daß die Berichterstatter selbst Sachkundige auf ihrem Gebiet waren. Auch dann hieß es freilich noch, Wahrheit und Dichtung trennen, und **das** konnten eben die meisten nicht. Sie **wollten nicht sehen**, und so sahen sie nicht.

Nachstehender Bericht zeigt besonders anschaulich, wie wesentlich es auf die Zuverlässigkeit des Berichterstatters und auf die Urteilskraft der Empfänger ankam. Für die, die sehen wollten und konnten, bildete er ein zuverlässiges Glied in der Beweisführung, daß die Revolution mit Riesenschritten nahte, dank unseren Fehlern und unserer Nachgiebigkeit. Die anderen aber — und sie behielten die Oberhand — lehnten alle Warnungen als „Phantasien" ab, bis die „Phantasien" sehr rauh ihre Wirklichkeit bewiesen.

Der Bericht lautet:

Abschrift.

26. August 1917.

Soeben aus Stockholm zurückgekehrt, bringe ich in folgendem zu Papier, was ich dort von Feinden, Neutralen und Deutschen über Deutschland gehört habe.

Da war zunächst ein Advokat aus Petrograd, Mitglied der Bolschewikipartei, der es liebte, mit einem Neutralen sich über Politik zu unterhalten. — Ich fragte ihn, welchen Eindruck das Friedensangebot vom 12. Dezember in Rußland im allgemeinen gemacht habe. — Er sagte, man hätte darüber gelacht, und es nicht ernst genommen. Dann aber sei die Meinung aufgetaucht und habe sich sehr schnell verallgemeinert, daß Deutschland um Frieden bitten müsse, da es trotz seiner militärischen Erfolge fertig sei. Er meinte, ein Land, dessen Soldaten auf allen Fronten in Feindesland stehen und trotzdem ein Friedensangebot macht, sei entweder am Rande seiner Kraft, oder es werde von Verrückten geleitet! Letzteres sei doch wohl ausgeschlossen, und somit bliebe eben nur die einzig logische Wahrscheinlichkeit, daß Deutschland fertig sei. — Daraufhin fragte ich ihn, wie man wohl nach Ausbruch der Revolution über die Möglichkeit eines Angriffs im Norden der Ostfront dachte und weshalb Kerenski, der doch anfangs so zum Frieden trieb, jetzt scheinbar vollkommen umgefallen sei. — Antwort: Bei Ausbruch der Revolution glaubte jedermann an eine sofortige und damals für die Deutschen sehr leichte Eroberung des Restes der baltischen Provinzen, und Kerenski hatte sich mit diesem Gedanken so vertraut gemacht, daß er in öffentlichen Reden und Privatgesprächen schon auf dieses Ereignis hinwies mit der Bemerkung, daß die Provinzen nicht Rußland seien, und wenn die Deutschen sie nehmen würden, so könnten sie die ohnehin nur von Letten, Esten und Deutschen bevölkerten Strecken behalten und sich selbst mit Letten und Esten abfinden. — Statt Eroberung der baltischen Provinzen kam aber eine allgemeine Stille auf deutscher Seite. Also: die Deutschen waren gar nicht stark genug, uns diese Provinzen zu entreißen, trotzdem sie fast kampflos hätten genommen werden können, und da haben wir sehr schnell umgelernt, natürlich Kerenski zu allererst! Nun konnten wir mit Hilfe der französischen und englischen Offiziere — auch die Japaner haben uns treu geholfen — die Armee so weit reorganisieren, daß ein wirklicher Widerstand wieder möglich wurde.

Wie wurde der Reichskanzler bei Ihnen beurteilt?

Wir konnten uns keinen besseren als Bethmann Hollweg wünschen und hoffen, daß Dr. Michaelis durch die Opposition im Reichstag gezwungen wird, in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten!

Ich verstehe nicht, warum denn Bethmann Hollweg Ihnen so angenehm war?

Das verstehen Sie nicht? — Nun doch sehr einfach: er war der Geführte, aber kein Führer. Er hat es Gott sei Dank nie fertig gebracht, wie unser Kerenski, das Volk aufzurichten und mit sich zu reißen.

Das russische Volk muß aber doch durch die dargebotene Hand Deutschlands und durch die Friedensresolution des Reichstages — wenn es diese überhaupt erfährt — auf den

Gedanken kommen, daß ein für Rußland günstiger Friede mit Deutschland jetzt möglich ist!

Antwort: Das russische Volk kennt die Friedensresolution genau und unsere französischen Freunde auch. Und das war noch wichtiger! Die Franzosen fingen an, der Regierung zu mißtrauen, und ich glaube nicht, daß der Poilu nochmals sich in den Sturm hätte treiben lassen, auch nicht zusammen mit den Engländern, wenn das Friedensangebot, oder nennen wir es wie Sie, die Friedensbereitschaft des Reichstages nicht gekommen wäre. Wenn die Not am höchsten, ist die Hilfe von Feindes Seite am nächsten!

Ich sagte ihm darauf, daß doch diese ganze Kalkulation auf der irrigen Voraussetzung aufgebaut sei, daß Deutschland am Vorabend des Zusammenbruchs stehe. — Darauf erwiderte er, daß ein Land, welches im Begriffe steht, dem Feinde ein besetztes Gebiet von mehr als 20 000 Quadratwerst zu entreißen, und zu gleicher Zeit einen Ausgleichs- und Verzichtfrieden schließen will, ganz ohne Zweifel dicht vor dem Zusammenbruch stehen muß, da die Annahme, daß Irrsinnige im Reichstag sitzen, doch nicht den Tatsachen entsprechen könne. — Jedenfalls hoffen wir und unsere Alliierten, daß in Deutschland wieder der Parteihader die Oberhand bekommt, und daß sich kein starker Mann finden wird, uns so zu behandeln, wie der Muschik behandelt werden muß. Der versteht eben nur die Knute. Kerenski hat das auch längst eingesehen und ist deshalb zu dem einzig wirksamen Mittel geschritten, um Herr der Situation zu werden: Todesstrafe und Zensur.

Ich sprach noch einen Herrn aus Moskau, Prokurist einer großen Fabrik, der mir in anderen Worten dasselbe sagte wie der Advokat aus Petrograd.

Ein englischer Offizier, nota bene in voller Uniform, war der Überzeugung, daß Deutschland nicht ausgehungert werden könne und daß der U-Boot-Krieg auf die Dauer der Tod Englands sein würde. Er zweifelte aber sehr daran, daß er so scharf weiter geführt werden würde, und hoffte auf die Opposition gegen den U-Boot-Krieg innerhalb des Reichstages! Ich traf den Herrn Anfang Juli!

Die Schweden denken, daß Deutschland militärisch nicht zu besiegen ist, aber fürchten, daß die Deutschen jetzt anfangen, die Nerven zu verlieren, und zwar hinter der Front! — Die Paßverweigerung an die Abgeordneten für Stockholm hat der Sache Deutschlands sehr genützt.

Die Deutschen dort fangen an, kleinmütig zu werden, angesichts der Debatten im Reichstag und des Zanks und Streits über Verzichtfrieden oder Verständigungsfrieden, wo die Feinde von Verständigung doch nicht das geringste wissen wollen. Jedesmal wenn ein Deutscher jetzt über Frieden spricht, ist das ein verlorener Schützengraben; jedesmal, wenn im Reichstag über Frieden gesprochen wird, bedeutet das eine verlorene Schlacht, und jede Friedensäußerung des Kanzlers steht gleich mit dem Verlust einer Armee.

Unter der Lupe

Hinter den Kulissen der Diplomatie.

Herr v. Y. war im Juli 1918 Gesandter im neutralen Ausland geworden.

Die Zunft war böse. Und wie es in der Diplomatie so üblich ist, erzählte jeder jedem, Herr v. Y. sei der ungeeignetste, der sich denken ließe. Schon auf seinem letzten Posten habe er völlig versagt. Die Ernennung sei lediglich eine persönliche Affäre des neuen Staatssekretärs Und noch ein paar Liebenswürdigkeiten mehr.

Dabei war Herr v. Y. im Hauptberuf Philosoph, ein sehr vielseitiger und sehr gebildeter Mann, so daß er sich revanchieren und seinerseits von seiner geistigen Höhe auf alles herabsehen konnte.

Er hatte preisgekrönte Bücher geschrieben und war froh, jetzt Muße zu haben, neue derartige Bücher zu schreiben.

Dann kam die Revolution, der Zusammenbruch. Aber Herr v. Y. blieb Optimist, schrieb weiter an seinen philosophischen Werken und beruhigte alle: Es würde schon alles nicht so schlimm werden.

Er war bald Royalist, Sozialist, Kommunist und einer seiner Wahlsprüche war: Widerspruch ist der Geist der Unterhaltung.

Ich erlebte auf einer Gesellschaft, daß ein Herr zu mir kam: „Ich freue mich, daß Ihr Minister die Situation so gut ansieht." „So, tut er das?" „Ja, ich sagte ihm, daß nach meiner Ansicht die Lage Deutschlands verzweifelt sei. Da war es mir eine Freude, eine ganz große Freude, von so maßgebender Seite mir das Gegenteil beweisen zu lassen." Nach zehn Minuten kam ein anderer Herr tief bekümmert zu mir: „Ihr Minister sieht ja leider die Situation für Deutschland als völlig hoffnungslos an." „So, tut er das?" „Ja, ich sagte ihm, daß meiner Ansicht nach Deutschland nie zugrunde gehen könne, es werde sich schnell seine Position wieder erobern. Dem widersprach ihr Minister, natürlich schweren Herzens, und bewies mir das Gegenteil."

Dieser selbe Herr Gesandte war eines Morgens im Sommer 1919 sehr schlechter Laune. Vor ihm lag der Befehl, sein neues Beglaubigungsschreiben als Gesandter Herrn Eberts, dem König des Landes zu überreichen.

Er ließ seinen Legationsrat kommen: „Lesen Sie das."

Der las, sah seinen Vorgesetzten in großer Erregung im Zimmer auf und ab gehen und sagte dann: „Ja, Herr Minister, das mußte ja kommen. Ich verstehe so gut Ihre Erregung. Man tat weiter seit dem 9. November seine Pflicht, aber nun ist der große Konflikt da: Kann man es mit seinem Gewissen, seiner Überzeugung, seinen Ansichten vereinigen, noch weiter im Dienst, im Amt zu bleiben . . .

Der Gesandte sah seinen Untergebenen ganz entgeistert an: „Aber, Verehrtester, Konflikte? Wovon reden Sie denn? Mich beschäftigt nur die Frage, in welchem Anzuge ich das Schreiben Seiner Majestät dem Könige überreichen soll."

Und als daraufhin der Legationsrat ein ganz verständnisloses Gesicht machte, nahm der Gesandte einen Bogen und schrieb:

Geheim Dringend

Tel. i. Z.

Auswärtig

Berlin.

In welchem Anzuge soll ich Beglaubigungsschreiben überreichen.

Y.

Der Reichspräsident soll Humor genug gehabt haben, zurückzutelegraphieren:

„In der Galauniform der Garde-Kürassiere.

Ebert."

Lux

⁂

Lieber Fix,

ja ich lache, aber noch ganz anders, wie Du denkst. Ich habe tatsächlich vor wenigen Tagen hier in meiner Einsamkeit auf dem Lande in dem Käseblättchen der nahen Stadt Deine Griechenlandgeschichte aus der Weltbühne gelesen. Aber als harmloses Gemüt ohne jede Bosheit kam mir gar nicht der Gedanke, daß es eine verbesserte Auflage meiner kleinen Mexikogeschichte sei, die vor einigen Jahren tatsächlich passiert ist, sondern ich sagte mir: Es ist also noch ganz unverändert in unserem Auswärtigen Amt, wenn so etwas heute auch wieder passiert ist. Und beruhigt legte ich mich schlafen.

Nun lachst Du über den braven, dämlichen, guten Lux. Aber, mein lieber Fix, geh' ja nicht morgen ins Auswärtige Amt und bitte um einen Paß nach Italien. Dann bekommst Du an zuständiger Stelle eine Auskunft über unser politisches Verhältnis zu unserem früheren Bundesgenossen, daß Du mit vollem Recht eine dritte — Italiengeschichte schreiben kannst.

Dein Lux.

Deutsche Karikaturen



Der Notenregen.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW • Verantwortlich für die Redaktion Dr. E. Kuhlin, Berlin-Friedenau

Preis 40 Pfennig



Nummer 3 | 17. Januar 1920 | 2. Jahrgang

Chronos und der Friedensvertrag.

GARVENS

ART 227

ART 228

CONDITIONS DE PAIX

CONDITIONS OF PEACE

Frieden herrscht nun — aber das Schandwerk, das ihn besiegelt,
Reinigt die sühnende Zeit über der Flamme des Rechts.

Betrachtungen zum 10. Januar 1920.

Von Dr. C. Mühling.

Der § 23 der zweiten Anlage des Teils VIII des Friedens von Versailles lautet:

„Wenn Deutschland alle Summen, die es in Ausführung dieses Vertrages und der Beschlüsse der Wiedergutmachungskommission schuldet, gezahlt hat, und die Verteilung dieser Summen erfolgt ist, wird der Wiedergutmachungsausschuß aufgelöst."

Der Wiedergutmachungsausschuß ist das Werkzeug, das die verbündeten Mächte zum Zweck der Versklavung des deutschen Volks in der Hand haben. Wenn dieser Ausschuß aufgelöst ist, dann, und nicht eine Stunde früher, wird Deutschland wieder frei sein. Wann wird ihm diese Stunde schlagen?

Wenn der Vertrag von Versailles nicht in seinen wesentlichen Punkten geändert wird, und wenn das Ziel nicht aufgegeben wird, das aus jedem seiner Artikel und Paragraphen deutlich hervorleuchtet, niemals.

Denn der Tag, an dem wir die Schulden bezahlt haben werden, die wir auf Grund dieses Vertrages zu zahlen haben, wird mit dem Tage des Jüngsten Gerichts zusammentreffen. Dieser teuflische Vertrag ist absichtlich so eingerichtet worden, daß wir unsere Schulden nie bezahlen können, ja daß sie notwendigerweise in jedem Jahre wachsen müssen. Selbst wenn die Arbeitskraft des deutschen Volkes sich verzehnfachte, könnte es die Werte nicht schaffen, die zur Verzinsung und Amortisierung der Schuld erforderlich sind, deren Höhe wir am 1. Mai 1921 erfahren werden. Diese Summe aber müssen wir mit 5 v. H. verzinsen, und um den Betrag, um den diese Zinsen die geleisteten Zahlungen oder den Wert der gelieferten Waren übersteigen, wird unsere Schuld wachsen. Es ist uns bis jetzt noch ganz unmöglich, festzustellen, wie hoch die Summen sein werden, die wir für den Wiederaufbau Belgiens, Nordfrankreichs und Serbiens zu bezahlen haben, wie groß der Wert der Schiffe und ihrer Ladungen ist, die wir versenkt haben und auf Grund der Anlage 1 zu den Bestimmungen über den Wiedergutmachungsausschuß ersetzen müssen. Daß sie bei der Höhe der Arbeitslöhne und der Preise aller Rohstoffe und aller gewerblichen Erzeugnisse alle Vorstellungen übertreffen wird, die wir uns bis jetzt von ihr gemacht haben, unterliegt keinem Zweifel. Haben wir doch zu ersetzen, was in allen Ländern, die mit uns im Kriege gestanden haben, zerstört worden ist, auch das, was unsere Feinde selbst zerstört haben, wie die Kathedrale von Saint-Quentin und die rumänischen Petroleumwerke, die englischen Granaten und englischem Erfindungsgeist zum Opfer gefallen sind. Nur von einer der Summen, die in die Rechnung vom 1. Mai werden eingestellt werden, können wir uns eine wenigstens annähernde Vorstellung machen. Das ist die, die wir an die Verstümmelten, Erwerbsunfähigen oder in ihrem Erwerb Beeinträchtigten und an die Hinterbliebenen der Gefallenen zu zahlen haben. Der Finanzminister Klotz hat für das Finanzjahr 1919/20 diese Summe, insoweit sie an französische Kriegsopfer zu zahlen ist, mit 4200 Millionen Frank eingestellt.

Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich annehme, daß die Gesamtsumme dieser Pensionen, also die an England, Italien, die Vereinigten Staaten, Montenegro, Serbien, Griechenland, Portugal, Rumänien, das neue Königreich Polen, die Tschechoslowakei, Japan, China und die südamerikanischen Staaten, die uns den Krieg erklärt haben, aus diesem Anspruch zu zahlenden Summen, die Höhe von 10 Milliarden jährlich betragen werden. Dabei ist aber außer acht gelassen, daß der Artikel 116 uns verpflichtet, alle in der Anlage 1 des Teils VIII des Vertrages aufgeführten Schäden auch Rußland gegenüber zu ersetzen, wenn die Entente es verlangt. Diese Summe von 10 Milliarden muß nun nach Ziffer 5 der erwähnten Anlage 1 kapitalisiert und vom 1. Mai 1921 ab mit 5 v. H. verzinst werden. Die Kapitalisierung erfolgt auf Grund des zurzeit des Inkrafttretens des Vertrages in Frankreich geltenden Tarifs. Nach versicherungstechnischen Grundsätzen pflegt das solchen Renten entsprechende Kapital mit dem sechzehnfachen Wert der Rente berechnet zu werden. Das uns aus diesem Anspruch zu belastende Kapital würde demnach 160 Milliarden betragen. Die Zinsen dieser Summe, die wir alljährlich in Gold oder Waren zu zahlen haben, 8 Milliarden. Diese Zinsen sind aber je nach Wahl der Gläubiger in Dollar, Pfund Sterling, Frank oder Lire zu leisten. Nach dem heutigen Durchschnittswerte unserer Papiermark würden wir also alljährlich Waren im Werte von etwa 60 Milliarden Mark allein aus diesem Anlaß auszuführen haben, ohne einen Pfennig dafür bezahlt zu erhalten.

Mit dieser Riesensumme, die unsere gesamte Ausfuhr während der glänzendsten Zeiten der deutschen Industrie um das mehrfache übertrifft, würde noch kein einziger von uns angerichteter Sachschaden, kein einziges versenktes Schiff, kein zerstörtes Haus, kein verwüsteter Acker bezahlt sein. Unsere Feinde wissen natürlich ganz genau, daß wir solche Forderung ganz unmöglich erfüllen können. Wenn sie sie trotz unserer ausführlichen Darlegungen während der Versailler Verhandlungen nicht auf ein mit den Tatsachen vereinbares Maß herabminderten, so geschah das nur darum, weil sie beabsichtigten, die „Commission des réparations" zu einer ewig dauernden Einrichtung zu machen. Sie machten es ihr zur Pflicht, die Lieferungen Deutschlands nur so hoch zu bemessen, daß das deutsche Wirtschaftsleben noch kräftig genug atmet, um am Leben zu bleiben, und unter Entbehrungen, durch die seine Bevölkerung, wie Clemenceau zynisch gewünscht hat, um 20 Millionen verringert wird, möglichst große Summen von dieser Schuld abtragen zu können. Aber sie machten den Erlaß und die Stundung der nicht bezahlten Schuld von dem einstimmigen Beschluß der Wiedergutmachungskommission abhängig.

Darum wird die Commission des réparations nie aufgelöst werden, wenn der Vertrag nicht geändert wird. Und darum wird und muß er geändert werden. Denn es ist vollkommen unmöglich, daß ein Volk von der Lebenskraft des Deutschen ewig ein Sklavenvolk bleibt.

Der Wiener Kongreß machte die Bourbonen und die Habsburger zu Herren Italiens, und schon 45 Jahre später war Italien frei bis zur Adria.

Und was ist von dem Bild übriggeblieben, das der Berliner Kongreß vor vierzig Jahren dem Balkan gegeben hat?

Wir Deutschen haben am wenigsten Grund, den Glauben an Wunder in der Weltgeschichte zu verlieren. Denn war es nicht ein Wunder, das alle Berechnungen der Mächte, die sich zu unserer Vernichtung verbündet hatten, über den Haufen zu werfen drohte, daß wir nur mit Unterstützung von zwei innerlich ganz zermorschten Staaten fünf Jahre nicht nur die deutsche Erde mit einem unüberwindlichen Stahlwall gegen die Völker von fünf Weltteilen verteidigten, sondern den Krieg bis zu seinem furchtbaren Ende auf fremdem Boden führten?

Und wenn ein Wunder den Vertrag nicht zerstört, dann wird die sühnende Zeit ein Blatt nach dem anderen aus diesem Werk der Vernichtung lösen und verbrennen.

Wenn England scheinbar als Herr der Erde aus diesem Kriege hervorging und durch den Vertrag und die Raubzüge, die es während des Waffenstillstandes unternommen hat, seine Welthegemonie fester begründet zu haben glaubt als je zuvor, so möge man in London immer daran denken, daß auch im Reich der Habsburger einstmals die Sonne nicht unterging.

Die Organisation der Munitionsversorgung im Weltkriege.

Von Oberst Bauer.

ie Munition ist das Rückgrat der Truppe!" Dieses Wort des Generals der Infanterie Ludendorff, mit dem er als 1. Generalquartiermeister die große Wichtigkeit betonte, die er der geregelten Munitionsversorgung des Heeres beimaß, mußte die Richtschnur bilden für alle dafür verantwortlichen Dienststellen des Feldheeres. Die Munitionslieferungen der Heimat bildeten vielleicht das genaueste Spiegelbild der Leistungsfähigkeit ihrer Kriegsindustrie. Die Heimat vertraute damit der Obersten Heeresleitung eine Summe von Kapital und Arbeitskraft an, deren richtige Bewirtschaftung eine große Verantwortung mit sich brachte. Wie diese Bewirtschaftung geregelt war, wie „das Rückgrat der Truppe" nach Möglichkeit gestärkt wurde, soll hier dargelegt werden. Die Mobilmachungsvorbereitungen auf dem Gebiete des Munitionswesen mögen hier nicht weiter erörtert werden. Nur so viel sei gesagt, daß der Bedarf an Munition schon in den ersten Wochen die Erwartungen weit überschritt.

Nach dem Mobilmachungsplan war die den Munitionsersatz bearbeitende Stelle im Großen Hauptquartier der „Chef des Feldmunitionswesens". Er unterstand, wie alle Dienststellen für den Nachschub, dem Generalquartiermeister. Für den östlichen Kriegschauplatz war ein „Chef des Feldmunitionswesens Ost" vorgesehen, der aber seine Weisungen vom Chef des Feldmunitionswesens im Großen Hauptquartier erhielt. Die Verbindung mit den in Betracht kommenden Heimatsbehörden, die für den Munitionsersatz von größter Wichtigkeit ist, sollte durch die dauernde Anwesenheit des Kriegsministers selbst mit einem Stabe im Großen Hauptquartier gesichert sein. Diese Einrichtung blieb in Kraft, bis die neue Oberste Heeresleitung unter dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg eine grundlegende Änderung des Großen Hauptquartiers mit sich brachte. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß eine möglichst enge Verbindung der Dienststelle, die den Munitionsersatz bearbeitete, mit der Operationsabteilung nötig war, denn die Versorgung der Truppe mit Munition bildete einen Teil der operativen Anordnungen. Zugleich wurde auch der Chef des Feldeisenbahnwesens, die für den Transport der Munition verantwortliche Dienststelle, aus dem Bereich des Generalquartiermeisters ausgeschieden und dem neuen 1. Generalquartiermeister unterstellt. Es war natürlich, daß nunmehr diejenige Stelle in der Operationsabteilung, die für die Bereitstellung aller für die Kriegführung nötigen wirtschaftlichen Kräfte der Heimat im Großen Hauptquartier zu sorgen hatte, auch den damit so eng verbundenen Munitionsersatz bearbeitete. Mit dem Einsetzen der neuen Obersten Heeresleitung fiel auch die dauernde Rückkehr des Kriegsministers zusammen. Das Zusammenarbeiten mit den Heimatbehörden wurde durch eine im Großen Hauptquartier eingerichtete Vertretung des Kriegsministeriums gewährleistet. Auf dem Gebiete des Munitionswesens kamen außerdem monatliche Besprechungen in Berlin und dauernde telephonische Rücksprachen zwischen den einzelnen Bearbeitern im Kriegsministerium und bei der O. H. L. hinzu. Abgesehen von kleinen Reibungen, wie sie zwischen dem Versorger und dem stets begehrlichen Verbraucher immer unvermeidlich sind, hat sich dieser Dienstverkehr auch befriedigend gestaltet.

Ausschlaggebend für die Munitionsversorgung eines Heeres sind drei Faktoren: 1. Die Munitionsbeschaffung; 2. der Bedarf; 3. die Zufuhr.

Die Beschaffung der Munition war Aufgabe der hierfür verantwortlichen Behörden in der Heimat. Sie mußten aber für die Verteilung der vorhandenen Kräfte und Stoffe über die Bedürfnisse des Feldheeres genau unterrichtet sein. Die Grundlagen für ihre Arbeiten bildete ein in längeren Zwischenräumen (etwa jährlich) aufgestelltes Programm über den Geschoßstahl und ein monatliches Programm für Pulver und Sprengstoff. Nach diesen beiden Programmen konnte die Beschaffungsbehörde auch über die übrigen Stoffe (z. B. Sparmetalle) und die zu vergebenden Fertigprodukte (Zünder, Verpackungsmittel, Kartusch- und Patronenhülsen usw.) disponieren. Diese Unterlagen wurden von den Dienststellen der Heimat und des Feldheeres gemeinsam aufgestellt.

Für das Geschoßprogramm mußten die Zahl und die Art der zu versorgenden Waffen, daneben aber auch die Vorräte an halbfertigen und fertigen, aber ungefüllten Geschoßhüllen berücksichtigt werden. Die Produktion an Stahl im allgemeinen — und damit auch das für Geschosse in Frage kommende Kontingent — schwankte indes von Monat zu Monat so beträchtlich, daß schon dadurch die Durchführung eines starren Programms verhindert war. Es mußte daher stets mit einer beträchtlichen Reserve an Geschoßhüllen gearbeitet werden. So blieben gewisse Verschiebungen innerhalb der verschiedenen Munitionsarten in der Regel möglich, die auch deshalb nötig waren, weil die Oberste Heeresleitung auf lange Dauer ihren Bedarf im einzelnen nicht absolut genau festlegen konnte. Diese Regelung nach den Wünschen der O. H. L. gehörte in das Arbeitsgebiet des Kriegsministeriums und seiner nachgeordneten Behörden.

In den beteiligten Kreisen der Industrie — das möge an dieser Stelle eingeschaltet werden — herrschte hierüber anscheinend nicht überall volle Klarheit. Ungezählte Zuschriften an die O. H. L., in denen Klagen über Nichtberücksichtigung bei Lieferungen, Arbeiter-, Rohstoff- oder Kohlensorgen, auch Wünsche für die Übertragung von Aufträgen zur Sprache kamen, beweisen dies. Die O. H. L., die sich natürlich auch für alle diese Fragen interessierte, konnte aber weiter nichts tun, als diese Wünsche an die zuständigen Heimatsbehörden weitergeben und letztere, wenn es in ihrer Macht lag, bei deren Erfüllung unterstützen. So kam es vor, daß bei Explosionen oder sonstigen Störungen in Munitionsfabriken Hilfskräfte vom Feldheer vorübergehend gestellt wurden, daß Facharbeiter in die heimischen Fabriken entsandt wurden, wenn nämlich das Kriegsamt des Kriegsministeriums nicht selbst helfen konnte, oder dergleichen. Auch beim Schutze der Fabriken gegen Sabotage und Spionage unterstützte die O. H. L. die Heimat, und in der für die Munitions-Herstellung so ungemein wichtigen Transportfrage für die Rohprodukte und Halbfabrikate arbeiteten die Eisenbahn-Dienststellen der Heimat und des Heeres zusammen. Was hier von Wünschen der Industrie gesagt ist, gilt übrigens außer der Munition auch für andere Gebiete der Kriegsindustrie.

Die Grundlage für das monatliche Munitionsprogramm bildeten Pulver und Sprengstoff. Das Kriegsministerium teilte der O. H. L. mit, wieviel Pulver im kommenden Monat zur Verfügung stehen werde, auf Grund der Dispositionen der staatlichen und privaten Fabriken, und welche Forderungen — für Marine, Bundesgenossen usw. — neben denen des Feldheeres zu erfüllen sein würden. Mit dieser Pulvermenge konnte die O. H. L. wirtschaften. Nach dem Stande der eigenen Reserven und der Ausrüstung der Truppe bei den einzelnen Kalibern sowie nach den voraussichtlichen Kampfhandlungen wurde der Bedarf für die verschiedenen Waffen errechnet. Diese Arbeit war um so wichtiger, als die verschiedenen Waffen sehr verschiedene Pulverarten verschossen, und weil ein Umstellen der Fabriken nach Auftragerteilung stets mit Schwierigkeiten verbunden war. Besonders mußte festgelegt werden, wieviel Schießwollpulver und wieviel an Nitroglyzerin- bzw. Trotyl-Pulver, oder später von dem als Ersatz dienenden Ammonpulver gefordert werden sollte, weil hiernach die Rohstoffverteilung an die Fabriken erfolgen mußte.

Das Ziel, das für die monatliche Bereitstellung an Pulver durch das sogenannte Hindenburg-Programm gesetzt war, waren 12000 Tonnen im Monat. Für etwaige Ausfälle, die bei der Pulver- und Sprengstoff-Herstellung immer zu befürchten sind, hatte das Kriegsministerium noch eine Reserve von 2000 Tonnen vorgesehen. Hierauf waren die Fabrikeinrichtungen zugeschnitten, aber nicht nur die für Pulver, sondern auch für Sprengstoff und alle übrigen Munitionsteile. Dieses Ziel wurde auch zuletzt erreicht, allerdings erst nach Einführung des leichter und schneller herzustellenden Ammonpulvers, das teilweise als Ersatz des Schießwollpulvers verwendet werden konnte. Das erste, von der neuen O. H. L. dem Kriegsministerium vorgelegte Pulverprogramm im Herbst 1916 schloß ab mit einer Forderung von 6700 Tonnen, das letzte noch zur Ausführung gekommene für Oktober 1918 mit 12574 Tonnen Pulver. Die Pulvererzeugung war also in zwei Jahren fast verdoppelt. Für die hauptsächlichsten Kaliber zeigt folgende Zusammenstellung die Erhöhung der durch den Verbrauch bedingten Forderungen, die auch erfüllt wurden.

Mun.-Züge für	Inf	Feldkan.	l. F.-H.	10cm-K.	schw. F.-H.	Mrs.	13cm-K.
Nov. 16 . .	72	157	137	25	150	80	1½ ts
Okt 18 .	94	202½	220	40	180	110	4 ts

Für schwerstes Flachfeuer (15-, 17-, 21-, 28-, 35-, 38-cm-Kanonen) waren im Oktober-Programm 1918 rund 680 Tonnen rauchschwaches Pulver vorgesehen, während im November-Programm 1916 hierfür nichts zu fordern war. Panzerkraftwagen-Geschütze, Tankabwehr- und Fliegerabwehr-Kanonen verlangten im Oktober 1918 rund 700 Tonnen; auch dieser Posten fehlte noch im November 1916 fast ganz. Der Vergleich zeigt die gewaltige Steigerung der Waffenwirkung in den beiden letzten Kriegsjahren.

Neben der Bereitstellung des Munitionsersatzes gehörte zu den gemeinsamen Arbeiten von O. H. L. und Kriegsministerium und der ihm unterstellten Behörden die Ausnutzung der Erfahrungen, die beim Feldheer mit der Munition gemacht wurden. Kam für die Beschaffung in der Heimat das Waffen- und Munitions-Beschaffungsamt in Frage, so mußte hier mit der Gewehr-Prüfungs-Kommission für Handfeuerwaffen-Munition, mit der Artillerie-Prüfungs-Kommission für Artillerie- und Minenwerfer-Munition, mit dem Ingenieur-Komitee für Nahkampfmittel und für Leucht- und Signal-Munition zusammengearbeitet werden. Die Schwierigkeiten der Rohstofflage in der vom Auslande abgeschnittenen Heimat brachten naturgemäß viele Änderungen auf dem Gebiete des Munitionswesens mit sich, weil für mangelnde Rohstoffe immer Ersatz gesucht werden mußte. Wenn auch Neuerungen in der Heimat gründlich geprüft wurden, so entsprachen doch solche Versuche oft nicht den Ansprüchen, wie sie die Truppe im Felde stellt. So ergab sich die Notwendigkeit, die Truppenerfahrungen wiederum der Heimat für ihre Prüfungen und Neueinführungen zugänglich zu machen.

Aber der lange Krieg forderte auch eine stete Weiterentwicklung, wie der Waffen, so auch der Munition. Um hierbei nicht ins Hintertreffen zu geraten, mußte ausgenutzt werden, was die Truppe oder andere Stellen anregten, oder was dem Feinde abgesehen wurde. Auf diese letztere Weise entstand z. B. die Gasmunition, die es ermöglichte, zuerst tränenerregende, später auch solche Gase auf große Entfernungen zu verbreiten, die unter Umständen tödlich wirken konnten. Ferner die Nebelmunition, mit der die feindliche Beobachtung lahmgelegt, eigene Bewegungen verhüllt werden konnten, die Sondermunition für Tankbekämpfung, mit der diese widerstandsfähigen, schnell beweglichen Ziele auf nahe Entfernungen unschädlich gemacht werden sollten, ohne die eigene Truppe übermäßig zu gefährden. Eine wesentliche Erhöhung der moralischen und der Splitterwirkung, besonders im Trichtergelände und Sumpfboden, wurde durch Einführung empfindlicher Aufschlagzünder erreicht, die schon bei dem geringsten Widerstand, den das Geschoß fand, in Tätigkeit traten, während bei den Zündern aus der Friedenszeit ein beträchtlicher Teil der Geschoßsprengstücke in den Boden drang und daher für die Gesamtwirkung verloren ging.

War bei der Bereitstellung des Munitionsersatzes eine gemeinsame Arbeit der O. H. L. mit dem Kriegsministerium nötig, so regelte die Versorgung der Truppe die O. H. L. allein. Diese Regelung erfolgte auf Grund von Bestandsmeldungen und Anforderungen, die täglich von den Armee-Ober-Kommandos durch Vermittlung besonderer bei den Heeresgruppen befindlichen Offiziere der O. H. L. im Großen Hauptquartier einliefen. Die Anforderungen rest-

Die Kohlennot in Amerika.



Amerikanische Eleganz beim Kohlensammeln auf den Eisenbahnschienen. „Life"

los zu erfüllen, war nur selten möglich. Es darf nicht verkannt werden, wie schwer es ist, besonders einem unruhigen Gegner gegenüber, selbst auf 24 Stunden den Munitionsbedarf vorauszubestimmen. Deshalb ist es erklärlich, daß jeder Führer von der Kompagnie und Batterie aufwärts sich sichern wollte. Trotz aller Ermahnungen zur Sparsamkeit und Kontrollen ist es auch nie ganz gelungen, die Truppe vom Ansammeln sogenannter „schwarzer Fonds" abzubringen. Diese zwar unzulässige, aber rein menschliche Vorsorge hat uns viel Kosten verursacht, denn oft blieb die Munition liegen beim Stellungswechsel, verdarb oder wurde sonst ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen.

Für entscheidende Kampfhandlungen, soweit sie offensiv waren, mußte der Munitionsbedarf vorher genau errechnet und genehmigt werden; das geschah für kleinere innerhalb der Armeen, für große von den Heeresgruppen bzw. der Obersten Heeresleitung. Jeder höhere Führer (Division, Generalkomando, Armee-Ober-Kommando) hatte seine Munitions-Vorräte und mußte mit ihnen wirtschaften wie mit allen zur Gefechtsführung nötigen Kräften. Am meisten galt das für die oberste Führung, die für die Versorgung der ganzen Front im Westen und der verschiedenen übrigen Kriegschauplätze verantwortlich war. Für die Berechnung des Bedarfs an Munition hatten sich Erfahrungsgrundsätze nach der Stärke der beteiligten Truppen, der Zeit der beabsichtigten Kampfhandlungen usw. herausgebildet. Die Bereitstellung erforderte oft große Vorbereitungen und Überlegungen und stellte an die hiermit beauftragten Organe und Formationen (Kolonnen) die höchsten Anforderungen. Namentlich um das Moment der Überraschung zu wahren, mußten die Munitions-Kolonnen der Truppe und der Führung häufig Leistungen vollbringen, die gar nicht genug anerkannt werden können. Noch weit schwieriger war aber der Munitionsersatz in den großen Defensivschlachten im feindlichen Feuer und auf zerschossenen Wegen. Auch die Bedarfsberechnung stellte hier die größten Anforderungen, denn erklärlicherweise waren in schweren Abwehrkämpfen die hierzu nötigen Unterlagen oft ungenau, sehr oft überhaupt nicht zu erlangen.

Mit der Versorgung der Truppe mit Munition war es aber allein nicht getan. Die unverbrauchten Teile, die Verpackungsmittel, Kartuschhülsen usw. mußten auch zurückgeschafft werden. Denn die Not erforderte gebieterisch, alles, was nochmals verwertet werden konnte, der Heimat wieder zuzuführen. Um diese für den einzelnen Mann anscheinend unfruchtbare Arbeit zu fördern, waren Belohnungen für alles zurückgeschaffte Leermaterial ausgesetzt. Daß hierdurch auch Auswüchse entstanden, daß die Moral und Disziplin dabei gefährdet waren, mußte leider in den Kauf genommen werden. Die Lagerung der Munition, besonders im feindlichen Feuerbereich, mußte nach genauen Vorschriften geregelt werden. Mit zunehmender Fliegertätigkeit und Reichweite der Fernfeuer-Geschütze gewann dies erhöhte Bedeutung. Es ist selbstverständlich, daß den Fliegern die Erkundung und Vernichtung großer Munitionslager besonders am Herzen lag. Dies mußte ihnen und den feindlichen Fesselballons nach Möglichkeit erschwert werden durch Anpassen des Lagers an das Gelände und durch solche Anordnungen, die eine Ausdehnung von Explosionen und Bränden verhinderten. Wo trotzdem dem Feinde die Vernichtung größerer Munitionsmengen gelang, trat eine strenge Untersuchung ein. Ganz vermieden werden konnten Verluste von Munition durch feindliches Fernfeuer oder Fliegerangriffe niemals, aber dank der Tüchtigkeit namentlich der mit der Munitions-Verwaltung beauftragten Organe ist eine ernstliche Störung der Operationen durch solche Munitionsverluste niemals eingetreten.

Die besten Anordnungen für den Munitionsersatz in der Heimat und bei den Kommandobehörden des Feldheeres blieben nutzlos, wenn die Munition nicht rechtzeitig und ausreichend herangeführt wurde. Das aber war in erster Linie Sache der Eisenbahn, in zweiter Linie der verschiedenen Kraftwagen-Formationen. Was hier geleistet ist, ist über alles Lob erhaben. Ein sorgfältig ausgearbeitetes System gestattete es, jeden Munitionszug, ja sogar jeden Einzeltransport auf der Eisenbahn vom heimatlichen Artilleriedepot bis zum Munitionslager der Truppe zu verfolgen. Wenn sich wirklich einmal ein Transport verlief, gelang es meist in kurzer Zeit ihn zu greifen und seiner Bestimmung zuzuführen. Erschwert wurde der Munitions-Transport dadurch, daß für den Hauptkriegschauplatz im Westen sich eigentlich alles auf die Rheinübergänge zusammendrängte. Mit dem Anschwellen der Truppentransporte wurde das rechtzeitige Einschalten der Munitions-Transporte immer schwieriger, besonders bei den großen Abwehrschlachten und unseren Offensiven. Die Leistungen der Eisenbahn im Weltkriege zu schildern, zu denen auch der Munitions-Nachschub gehörte, mag einem Berufeneren vorbehalten bleiben. Der Eisenbahnverkehr im feindlichen Feuerbereich erfordert besondere Umsicht und Mut des Personals. Denn die Eisenbahnlinien und die Bahnhöfe waren natürlich beliebte Angriffspunkte für die feindlichen Flieger. Diese Objekte ihrer Sicht dauernd zu entziehen, war unmöglich. Wenn auch die Eisenbahnpunkte trotz der zunehmenden Gefährdung möglichst weit nach vorn verlegt wurden, blieb für die Kraftwagen doch ein reiches Feld der Betätigung im Munitions-Nachschub. Ihre Arbeit, die sich zumeist im feindlichen Feuerbereich unter den größten Schwierigkeiten auf zerschossenen Wegen, möglichst bei Dunkelheit, abspielte, erforderte von jedem einzelnen die Anspannung aller Kräfte. Eine Aufsicht war oft nicht möglich. Die fortzubewegenden Lasten waren ungeheuer. Nur wer die keuchenden Lastautos auf den grundlosen Wegen vor Verdun, in der Champagne oder in Flandern im Dunkel der Nacht bei der Arbeit gesehen hat, kann sich eine Vorstellung machen von den Leistungen der Maschinen und ihrer Lenker. Daß schließlich die pferdebespannten Kolonnen und Fahrzeuge der Truppe das letzte, mühsamste und gefährlichste Ende des Munitions-Nachschubes in die Feuerstellung hinein zurücklegen mußten, darf nicht vergessen werden. Ihre Tätigkeit war oft mühsamer und forderte mehr Mut als die des Mannes am Geschütz selbst, der — wenigstens im Stellungskriege — doch immerhin das Gefühl persönlicher Sicherheit hinter der Brustwehr oder im Unterstande haben konnte.

Wir haben hier den Munitionsersatz geschildert, wie er sich auf dem westlichen Kriegschauplatz abspielte. Im Osten lag die Schwierigkeit hauptsächlich in der Überwindung der gewaltigen Entfernungen. Besonders galt dies bei den großen Offensiven in der Zeit, bis die zerstörten Schienenwege wieder gangbar gemacht waren. Auch hier haben die Kraftwagen-Kolonnen Gewaltiges geleistet. Die Straßen, besonders in Polen, waren einer derartigen Belastung absolut nicht gewachsen; die Kolonnen hatten oft Hindernisse zu überwinden, von denen man sich in Deutschland gar keine Vorstellung machen konnte. Erst als auch im Osten der Stellungskrieg sich mehr und mehr entwickelte, konnte ein ausgebautes Kleinbahnnetz — wie im Westen — die Straßen entlasten und die Lastautos entbehrlich machen.

So hatte die Munition von der Drehbank des Geschosses, von der heimischen Erzeugungstelle über die verarbeitenden und sammelnden Depots im Vaterlande bis zum Lager bei der Truppe und zur Verwendung im Schützengraben und in der Batterie einen gewaltigen Weg zurückzulegen. Viel Arbeit und ebensoviel Überlegung erforderte es, bis der Schütze, der Kanonier oder der Pionier den Schuß seiner Bestimmung zuführen konnte. Eine große Anzahl von Kräften in der Heimat und im Felde hat das Verdienst, auf diesem Gebiet mitgeholfen und zu den großen Erfolgen unseres Heeres beigetragen zu haben. Die Munitionsversorgung hat oft ernste Schwierigkeiten und Sorgen bereitet, trotzdem bleibt sie ein Ruhmesblatt in der Geschichte des großen Krieges. Wir haben auf diesem Gebiet den Kampf gegen die Welt von Feinden, denen alles zur Verfügung stand, erfolgreich bestanden.



Nächtliche Volks-Patrouille in den Straßen von Paris. (1790). (Nach einem Stich von Berthault.)

Militärische Anarchie.

Eine zeitgemäße Erinnerung an die erste französische Revolution von Theodor von Sosnosky.

(Schluß.)

Ein Jahr Revolution hatte genügt, das ganze Gefüge der Armee von Grund auf zu zerrütten und aus ihr eine riesige Horde zügelloser Rebellen, uniformierter Räuber zu machen. Wie es um sie stand, ging aus dem rhetorischen Notschrei hervor, den der Kriegsminister Latour du Pin am 4. Juni 1790 in der Nationalversammlung ausstieß, und der diese trostlosen Zustände grell beleuchtete: Disziplin und Ordnung seien verschwunden, die Offiziere machtlos. Sie würden von den Soldaten verhöhnt, beschimpft, bedroht, davongejagt oder gefangengenommen, ja selbst ermordet; die Regimentsfahnen und Kassen mit Beschlag belegt. Desertionen, Erpressungen und Meutereien seien an der Tagesordnung.

Und diese Schilderung war keineswegs übertrieben. An krassen Beispielen dafür war durchaus kein Mangel. So wollten in Penthièvres 52 Soldaten ihre Offiziere ermorden. Im Departement Eure et Loire zogen Dragoner auf dem Lande umher und erpreßten von den Landwirten Geld und Lebensmittel; vom Infanterie-Regiment „Royal-Comteis" und vom Dragoner-Regiment „Colonel-Général" strömten Soldaten scharenweise nach Paris, um sich dort nach Herzenslust auszulumpen. Kurz: es herrschte volle Anarchie in der Armee.



Französische Infanterie der Revolutionszeit.

Und es konnte auch nicht anders sein. Hatte man den Offizieren doch systematisch alle Macht über ihre Untergebenen genommen, indem man diese den Munizipalbehörden übertrug und nicht müde wurde, die Soldaten mit allen Mitteln der Verführung gegen sie aufzuwiegeln. Die mangelhafte Verpflegung und die unregelmäßige Auszahlung der Löhnung trugen nicht wenig dazu bei, die Soldaten rebellisch zu machen, denn sie gaben ihrer Unzufriedenheit einen gewissen Rückhalt. Anstatt aber die Ursache dieser Mängel in der wachsenden Geldverlegenheit des Staates, in der herrschenden Lebensmittelnot und in der allgemeinen Zersetzung zu sehen, suchten sie sie, ganz ungerechtfertigt, bei ihren Kommandanten und Offizieren, die sie der Unterschlagung verdächtigten. Alle Versuche, ihnen an der Hand der Rechnungsbücher die Grundlosigkeit dieser Verdächtigungen nachzuweisen, waren umsonst. Sie bestanden auf ihren Forderungen, und die waren nichts weniger als bescheiden. So verlangte das Regiment „Forez" 39.500, das Regiment „Salm" 44.000, das Schweizer Regiment „Chateauvieux" sogar 200.000 Livre! Ein Dekret der Nationalversammlung ermunterte sie noch zu diesen Reklamationen. Verweigerte man ihnen die Befriedigung ihrer Forderung, so bemächtigten sie sich gewaltsam der Regimentskassen. So sperrten die Dragoner vom Regiment „Condé" ihre Offiziere einfach ein und raubten 75.000 Livre aus der Kasse.

Der Kriegsminister beschwor die Nationalversammlung, dieser Anarchie mit aller Energie entgegenzutreten. Was aber geschah? „Nachdem man ihnen erzählt hat, daß die Soldaten die Dekrete der Nationalversammlung, welche der König ihnen zugesandt hatte, mit Füßen traten, entschließt sich die Nationalversammlung — neue Dekrete zu machen und ermächtigt den König, neue Proklamationen ergehen zu lassen. Nachdem sie gehört haben, daß die Regimenter der feierlichsten Eide nicht mehr achten, schlagen sie vor — was denn? — neue Eide . . ." (Maleissye.)

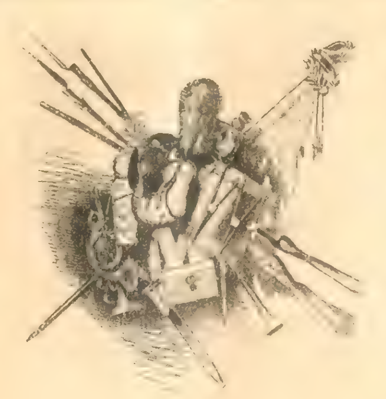
Außer den Dekreten, deren Burke mit so bitterm Hohne gedenkt, wandte man noch ein zweites Mittel an, über das sich derselbe Autor folgendermaßen äußert: „Um den verderblichen Folgen demokratischer Soldatenversammlungen, militärischer Beratschlagungen und Meutereien aufruhrstiftender Deputationen und allen den Greueln zu entgehen, welche Müßiggang, Schwelgerei und Insubordination in einer Armee erzeugen, hat man sich eines Mittels bedient, welches selbst den, der an die Kunststücke dieses erfinderischen Zeitalters gewöhnt ist, noch in Erstaunen versetzen wird. Es ist nichts Geringeres als dies: der König hat in Zirkularbriefen an die Armee alle Soldaten auffordern müssen, sich mit den Klubs und Bürgergesellschaften in ihren Garnisonen

zu vereinigen und an ihren Festen und patriotischen Belustigungen teilzunehmen. Diese anmutige Disziplin soll wahrscheinlich die Wildheit des militärischen Charakters abstumpfen, die Soldaten mit ihren Trinkgesellen aus anderen Ständen enger verbinden und abgesonderte Komplotte an allgemeine Verschwörungen knüpfen. Daß dergleichen Vorschriften den Soldaten gefallen müssen, daran ist freilich kein Zweifel: so rebellisch sie auch gesinnt sein mögen, solchen Proklamationen werden sie zuverlässig Gehör geben . . ."

Nach dem großen Waffenverbrüderungsfest am 14. Juli 1790, dem ersten Jahrestage des Bastille-Sturms, wurde die militärische Anarchie noch ärger. Drei Wochen später klagte der Kriegsminister, daß die Zuchtlosigkeit keine Grenzen mehr habe. Täglich träfen Kuriere mit neuen Beschwerden der verschiedenen Truppenkörper ein: Sein Zimmer wurde von Soldaten-Deputationen belagert, die in anmaßendem Ton ihre Forderungen vorbrachten. Jedes Regiment hatte seinen Soldatenausschuß, und diese hielten Kongresse ab. In Metz kam es zu Meutereien des Infanterie-Regiments „Picardie" und der „Condé"-Dragoner. Einen weit schlimmeren Verlauf nahmen die Dinge in Nancy, wo drei Regimenter „König", „Chateauvieux" (Schweizer) und „Mestre de Camp" (Kavallerie) im Vereine mit den Revolutionären der Stadt — bei den gefallenen gemeinen Soldaten fand man unverhältnismäßig große Geldsummen und in den Gasthäusern reich gedeckte Tische für die Soldaten, die freigehalten wurden — und von Nationalgarden unterstützt, nicht nur in hellem Aufruhr standen, sondern den Truppen des Marschalls Bouillé, der aus Metz herangerückt war, sie zu züchtigen, eine förmliche Schlacht lieferten. Dank ihrer Desorganisation gelang es Bouillé trotz seiner weit geringern Truppenzahl, sie zur Unterwerfung zu zwingen, aber nicht ohne dabei 300 Mann einzubüßen; die Rebellen verloren weit mehr.

Anstatt nun ein Strafgericht zu halten und an den Schuldigen ein Exempel zu statuieren, entsandten die Pariser Machthaber zwei Kommissäre, die nicht nur die Haltung der Rebellen untersuchen sollten, sondern auch die — des Marschalls! Die Untersuchung gestaltete sich ganz im Sinne der Auftraggeber zu einer Farce, die der Gerechtigkeit Hohn sprach: die Meuterer wurden bloß als Zeugen vernommen, ihre Schuldbeweise unterschlagen und niemand bestraft. Dagegen fand man Bouillés Verhalten nicht einwandfrei, und man hätte, wie Malleissye bemerkt, ihn zweifellos zur Verantwortung gezogen, wenn man nicht mit gutem Grunde hätte fürchten müssen, er werde dank dem Enthusiasmus, den sein Erfolg in Metz hervorgerufen hatte, vor den Schranken mit einem zahlreichen Gefolge erscheinen.

Nicht so blutig, aber noch weit umfangreicher und langwieriger als der Aufstand in Nancy, dessen Bewältigung nur wenige Tage in Anspruch genommen hatte, war der Aufstand der gesamten Mannschaft der im Hafen von Brest ankernden Flotte, etwa 20 000 Mann stark, der nicht weniger als sechs Wochen dauerte. Die Leute meuterten gegen ihren Admiral, gegen ihre Offiziere, gegen das neue Strafgesetz und sogar gegen die Nationalversammlung selber. Dem Berichte des königlichen Kommissärs zufolge waren sie zum großen Teil aus Leuten zusammengesetzt, „die weder das Meer noch die Subordinationsvorschriften kannten und die im Beginne der Revolution an den innern Aufständen den erheblichsten Anteil hatten." (Taine.) Welcher Geist unter der Marine-Mannschaft herrschte, geht aus einem Briefe des Admirals D'Albert de Rioms vom 16. September 1790 hervor. „Ich fragte," heißt es da, „ob sie (die Matrosen eines Kriegschiffes) sich über den Kapitän zu beklagen haben? — Antwort: Nein; oder ob sie sich über mich beschweren können? Antwort: Nein; oder ob sie gegen ihre Offiziere etwas einzuwenden haben? Antwort: Nein." Die Leute schrien nur immer: „Es lebe die Nation! An die Laterne mit den Aristokraten!"



Taine führt noch eine ganze Reihe von Beispielen vor, die die zunehmende Auflösung der Armee illustrieren. So vertrieb das Regiment „Auvergne" seine Offiziere und „verwandelte sich in eine niemand gehorchende Privatgesellschaft". Ein Bataillon des Regiments „Beaume" will Arras in Brand stecken; die Festung Pfalzburg, deren Garnison rebelliert, muß fast belagert werden. Die Soldaten eines Bataillons des Regiments „Provence" verhängen über ihre Offiziere Stubenarrest. Die Soldaten verkaufen ihre Monturen und Waffen, um Geld für ihre Ausschweifungen zu bekommen. Ein Soldat schlägt den Jakobinern vor, die Armee durch Vertilgung aller Adeligen zu „entaristokratisieren", ein anderer droht eben da, er werde den Kriegsminister wegen der Beschaffenheit der Schanzpfähle in Givet anzeigen.



Französischer Infanterist aus der Zeit vor der Revolution.

Aus den Soldaten waren eben uniformierte und durch ihre Bewaffnung doppelt gefährliche Erpresser, Strolche und Räuber geworden, die, wohin sie kamen, Skandal und Schrecken verursachten und in der allgemeinen sittlichen Anarchie eine große Rolle spielten. Wie die Soldaten es damals trieben, und nicht bloß zur Zeit der Schreckensherrschaft, sondern auch noch unter dem Direktorium, zeigt folgende Schilderung:

„Die Militärs waren schon seit einiger Zeit die Hauptförderer der Sittenlosigkeit. Ihre Disziplin hatte sich nur allzu rasch völlig gelockert und aufgelöst. Die in Paris selbst garnisonierenden Truppenteile, besonders aber die Soldaten der sogenannten Polizeilegion, gingen mit dem bösesten Beispiel den draußen lagernden voran. Sowohl die Infanteristen wie die Kavalleristen jener Legion waren seit den Anfängen des Jahres 1796 weit häufiger in den Cafés und in der Gesellschaft öffentlicher Weiber als im Dienst und auf ihrem Posten zu finden . . . Sie bezeigten keinerlei Achtung mehr vor dem Eigentum; in der schimpflichsten Trunkenheit gaben sie sich den schwersten Exzessen hin. In den Cafés, die den Garten des Palais Royal umgaben, sah man diese Soldaten frech der Liederlichkeit frönen und dann, berauscht von den genossenen Likören, in den Kaufläden den Preis ihrer Einkünfte streitig machen und selbst bestimmen; namentlich wurden von ihnen die Goldarbeiter, die Mützenmacher, die Schneider tumultuarisch überzogen und nicht selten deren Läden in blutige Kampfplätze verwandelt."

So war aus der Armee, in schroffstem Widerspruche zu ihrem eigentlichen Charakter, ein Herd der Zügellosigkeit und des Aufruhrs geworden, und in ihrer wüsten Anarchie, in der das Oberste zu unterst gekehrt war, bot sie das grotesk abstoßende Zerrbild einer verkehrten Welt.





Der Minister vom Stein und die Gegenwart.

Von Dr. Hanns Martin Elster.

I.

Das deutsche Volk ist zu allen Zeiten arm an großen Politikern, großen Staatsmännern, doch reich an großen Persönlichkeiten, großen Menschen gewesen. Seinem Wesen entsprechend, dessen Genie mehr in der Ausbildung des rein Menschlichen als in der Fähigkeit des Herrschens ruht und am Mangel politischer Schöpferkraft und sinnlicher Kulturerzeugung leidet, hat es in jeder Generation Männer unter sich am Werke gesehen, die auf geistigem, sittlichem Gebiete in universaler Hinsicht Überragendes geschaffen und Bedeutung für die ganze Welt erlangt haben. Der Deutsche hat sich durch die Werke seiner großen Persönlichkeiten als den Bildner des Geistes der Welt, als das Gewissen der Menschheit erwiesen. Darüber hat er den Weg zu seiner eigenen nationalen Formung in der politischen Welt versäumt, die Fähigkeit zum Politischen vernachlässigt, der die andern Völker der Erde vorzugsweise ihre Kräftekonzentration zugewiesen haben, weil sie mehr dem Tage und seinen Aufgaben der Wirklichkeit und ihren Notwendigkeiten lebten, weil sie nicht die Ideen über alle Tatsächlichkeiten stellten und das Ewige über das Irdische, das Unendliche über das Endliche. Wohl liegt im Wesen des Deutschen auch die Gabe, den eigenen irdischen Lebensbezirk in feste staatliche Bindung zu bringen, politisch zu erweitern zur Steigerung materieller Vorteile und Daseinserleichterungen. Aber diese Gabe ward nur zeitweise genutzt, nicht mit jener absoluten Hingabe, mit jener Ausschließlichkeit, die Höheres, die andere Aufgaben nicht kennt. Des Deutschen letzte Pflicht war stets die des Geistes. Ihr unterstellte er letzten Endes auch sein politisches Handeln. Seine Politik wurde von Ewigkeit und Unendlichkeit, vom geistigen Ideal und vom Religiösen bestimmt, vergaß nie, alles Seiende als Flucht der Erscheinungen zu nehmen, das Geistige, das Sittliche allein als dauernde Wahrheit anzuerkennen. Aus dieser über die irdischen Grenzen hinausdrängenden Anlage, auch im Politischen universalreligiös zu sein, erklärt sich die nie ablassende Folge von politisch glücklichen und unglücklichen Abschnitten in der deutschen Geschichte, erklärt sich, warum es Deutschland in Zeiten der politischen Not und Gefahr oft an den großen Politikern und Staatsmännern gefehlt hat, die die Kraft besaßen, den heimischen Staat zu erhalten. Die Kräftekonzentration, die dem Deutschen für geistig-sittliche Dinge von Natur aus gegeben ist, trat auf dem politischen Gebiete nur zufällig in Erscheinung und wurde meist zerstört durch die Blutanlage zum „Alles oder nichts". Die Einseitigkeit, die das politische Genie in sich trägt, widerspricht der deutschen Natur und kann nur geboren werden, wenn glückliche Umstände sie herbeiführen. Was nur selten geschieht. Und so erfüllt sich immer wieder das Schicksal des Deutschen, ein Leidender unter den Völkern der Erde zu sein, in einer nie endenden Bedrohung seiner Existenz zu leben, in einem unaufhörlichen Werden staatlich sich immer neu zu formen, als der Unruhestifter Europas zu gelten. Der Glaube an den alleinigen Wert des Geistes ruft die Hingabe an die Idee hervor. Die Idee aber gestaltet die Welt täglich neu: der Deutsche ist als Ideenmensch politisch niemals beständig, die Welt ist in ihm in steter Wandlung und Weiterentwicklung, sein faustisches Element bestimmt auch sein politisches Wirken und Denken. Dies faustische Element charakterisiert sich durch das Streben nach Universalität. Universalität verhindert Einseitigkeit, treibt zur Sachlichkeit, Gerechtigkeit gegen alle Dinge der Erde, löst die einseitige politische Interessengebundenheit in allgemeine Teilnahme an allen Völkern, in eine unabänderliche Weltbürgerlichkeit und stets metaphysische Lebensbeurteilung auf.

Diese Einsicht in sein eigenes Wesen muß den Deutschen aus nationalem Interesse, ja schon aus Selbsterhaltungstrieb und Notwehr zu allen Zeiten, besonders gegenwärtig dahin bringen, seine wenigen großen Staatsmänner zu Erziehern des Volkes zu erheben. Denn nur wenn das deutsche Wesen dauernd durch den Geist seiner politischen Genies beeinflußt wird, kann es wenigstens so viel politische Vorsicht erobern, nicht immer neuen Fehlern seiner Art zum Opfer zu fallen.

Zwei große Staatsmänner hat Deutschland im 19. Jahrhundert sein eigen genannt: Stein und Bismarck. Wie man sich auch im einzelnen zu ihnen stellen mag, sie sind, das ist erlebte Überzeugung, die berufenen politischen Führer und Erzieher der Nation. Man kann darüber streiten, welcher von beiden es in höherem Maße sein dürfte. Doch solcher Streit ist müßig. Stein und Bismarck treten neben das Dioskurenpaar Goethe und Schiller. Während Bismarck, nicht zuletzt durch die publizistische Arbeit der letzten 50 Jahre, freilich oft nur recht oberflächlich und phrasenhaft, Volkstümlichkeit errang, hat das deutsche Volk eine Gestalt wie die Steins allzusehr vergessen. Bismarck hat Stein verdrängt, weil der kleindeutsche Gedanke den großdeutschen Gedanken verdrängt hatte, weil an die Stelle des großen Deutschlands mit Deutsch-Österreich Preußen-Deutschland getreten war. Jetzt aber ist nach dem teilweisen Zusammenbruch des Bismarckschen Baues die Idee der politischen Zukunft wieder Großdeutschland. Steins Ideenwelt und Persönlichkeit treten jetzt voll in ihr Recht. Die Stunde hat geschlagen, Stein zu noch größerer Volkstümlichkeit als Bismarck zu erheben.

In Stein trat das deutsche Wesen umfassender in Erscheinung als in Bismarck. Bismarck war in seinem Wesen und in seiner Politik zuerst und bisweilen ausschließlich Preuße und ward erst durch seine Reichsgründung zum Deutschen. Stein war aber von Haus aus und stets Deutscher und nur in praktischer Hinsicht Preuße. Stein ist der Träger des alten Ideals der Deutschen, des großdeutschen Gedankens, der imstande ist, alle politischen Energien der Deutschen zu sammeln. Groß-Deutschland wollte er aufrichten, nicht um irgendwelcher politischen Zwecke willen, obwohl er diese als Mann der praktischen Wirklichkeit nie außer acht ließ, sondern aus seiner Erkenntnis des deutschen Wesens heraus, das er als vorzugsweise ethisch bestimmt ansah. Solange der Deutsche staatlich nicht die Einheit aller Volksgenossen gefunden hat, fühlt er noch Ungerechtigkeit in der Welt, und wird er unruhevoll bestrebt sein, die Ungerechtigkeit zu beseitigen. Ist das geschehen, dann ist der Staat die Zusammenfassung der sittlichen Kräfte des Volkslebens, höchstes Mittel zu ihrer Entwicklung, „eine Schule für den Charakter der Menschen", wie Heinrich von Sybel einmal gesagt hat. Stein strebte den Aufbau der deutschen Einheit an, um „das freie, sittlich-bürgerliche Leben der Nation vor Fürsten- und Beamtendespotismus und vor der Wiederkehr der französischen Tyrannei zu schützen", nach der Formulierung von Friedrich Meinicke. „Damit sollte Deutschland zugleich auch der europäischen Menschheit und Staatenwelt dienen." Das nationale Ideal wuchs sich echt deutsch zu einem universalen aus, „der Weltbürger des achtzehnten Jahrhunderts kam wieder zum Vorschein".

Nicht bloß dieser, sondern ebenso der Mensch in Stein. Dieser Minister und politische Reformer handelt aus Menschlichkeit. Diese Menschlichkeit war so groß, daß sie zeitlos wurde, daß sie an jeder neuen Entwicklungstufe beteiligt ist, daß alle Nachgeborenen sich in ihr wie in einem Spiegel erkennen. Es gehen von ihr für jedes neue Wollen Rat und Antrieb aus, und es lebt in ihr eine an Prophetie grenzende Voraussicht, ein wahrhaft überzeitliches Zukunftsahnen. Diese Menschlichkeit Steins ist im Besitze jenes großen menschlichen Verstehens, das die Jugend begeistert, ist voller Mitleid und Menschenliebe, weil sie an Menschheit, an ihre Entwicklungs-, Vervollkommnungsfähigkeit glaubt. Sie führt auch die Politik zurück auf die Seele des Menschen, auf die Liebe zum Menschen und setzt damit seelische Kräfte in Bewegung, wie Karl Scheffler einmal fein hervorgehoben. „Um der Liebe willen, die darin ist, wirkt die Steinsche Idee fort, immer weiter in die Zukunft hineinwachsend." Diese Liebe braucht heute das deutsche Volk, damit es wieder an sich glauben lernt.

Diese Liebe ist bei Stein verbunden mit aller geistigen und politischen inneren und äußeren Freiheit. Als Kind seiner Zeit, die die Lehre von der Humanität ausbildete, hatte er das Gefühl der Freiheit im tieferen Sinne erlebt und deren ethischen Wert für den einzelnen wie für das Volk erkannt. Darum konnte er aus seiner Politik das Streben nach Freiheit nicht mehr bannen. Die Idee der Freiheit, allerdings nicht einer zügellosen, individualistischen Freiheit, wurde die geistige Grundlage seiner Weltanschauung. Stein war ein



Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom Stein.

Nach der Lithographie von Heyne.

Mann von starkem Sozialempfinden; seine Freiheitsidee war mit dem Pflichtgefühl gegen Volk und Gemeinschaft verbunden. Sie erwuchs aus fremdländischer Bedrückung: Napoleonische Weltbeherrschung löste die Sehnsucht nach der Weltfreiheit aus. Stein wurde in seiner Zeit der Träger dieser Sehnsucht nach Weltfreiheit. Er wurde es für alle Zeiten. Weil er seiner Weltfreiheit nicht das Maß der damaligen Zustände gab, sondern das Maß allgemeiner Menschlichkeit.

Sie wuchs hervor aus der Tiefe seiner universalen Natur. Diese Universalität drückte sich nicht so sehr in Vielseitigkeit, Beweglichkeit aus, sondern in dem steten Inbeziehungsetzen aller Lebenserscheinungen zum All: sie war religiös bestimmt. Christlich religiös. Stein war kein Mann der Dogmen. Wenn er auch in seinem Alter sich enger an die Kirche anschloß, das Bestimmende der christlichen Religion für ihn war ihre Ethik. Sie entsprach seiner Menschlichkeit. Sie in die Tat umzusetzen, war er stets großzügig bemüht. Hier kannte er, der Herrenmensch und Herrische, keine Rücksichten noch Hindernisse. Hier stand er im Dienste seiner Mission, die heutige Herzen zu ihm hinzieht und ihn freimachte gegen Standesvorurteile, Klassenanschauungen, Dynastenanmaßungen und sonstige menschlich-allzumenschliche Grenzen. Weil er aber wußte, daß es ihm nie gelingen würde, die Ethik vollkommen zur abgeschlossenen Tat zu verdichten, war er stets ein Werdender, erhielt sein Werk, sein Planen diesen großartigen Trieb der Weiterentwicklung, der es auch unserer Zeit noch eine Aufgabe erscheinen läßt, war er selbst stets seiner Zeit weit voraus, ein Idealist und ein Führer, ein Staatsmann im Sinne Cromwells und Napoleons.

Seine Größe war nun, daß er mit dieser Hingabe an die Ideen seiner Menschlichkeit und Weltanschauung den Willen verband, seine geistige Welt zur Wirklichkeit zu gestalten. Zwar war es ihm nicht vergönnt, sie zur Vollendung zu führen, aber er legte sie fest in seinen Denkschriften, Aufsätzen und Briefen, die zu den kostbarsten politischen Schriften der Deutschen gehören. In ihnen lebt sein Staat, und sie erwecken in jedes Deutschen Seele die Sehnsucht nach seiner Verwirklichung.

Dem nachdenksamen Kenner von Steins und Bismarcks Werk erscheint heute das Reich von 1871 durchaus als Vorstufe zu dem Steinschen Deutschen Reiche, das 1815 unseligerweise nicht verwirklicht wurde, weil dynastische Teilinteressen, Rußland: Einspruch, Österreichs und Preußens Kurzsichtigkeit schöpferischen Mut nicht aufkommen ließen. Freilich, auch Bismarcks Reichsgründung wäre nie möglich gewesen ohne Steins Reformen, aber Steins Reich hätte Bismarcks Werk überflüssig gemacht. Bismarck schloß das deutsche Volk nur in seinen Hauptteilen formalpolitisch zusammen, führte es nicht in seiner Gesamtheit, in seiner Wesenheit zur Einheit, die Einheit blieb, festhaltend an Dynastien und Einzelstaaten, eine äußerliche, ward keine innerliche, weil wertvollste deutsche Volksteile an ihr nicht teilnahmen und der slawischen Flut ausgeliefert wurden. Stein aber sah und wollte stets nur die große deutsche Einheit, die wahrhafte Volkseinheit, die keine Rücksicht auf Dynastien und Einzelstaaten nimmt, denn ihm kam es nur auf das Volk, nicht auf Einzelinteressen, Familienbestrebungen an; er setzte immer das Größere über das Kleinere. Für Steins Einheit ist Bismarcks preußisch-deutsche Gründung die Vorstufe. Es ergibt sich eine wechselseitige Bedingtheit und Förderung des Werkes beider Staatsmänner. Aber während Bismarcks Werk fertig und abgeschlossen ist, ist Steins Werk noch zu schaffen, die Idee der Gegenwart, das Ziel der Zukunft. Darum ist Stein mehr als Bismarck der uns so große notwendige Führer und Wegweiser. Um so vielfältiger, als Bismarck der Staatsmann eines siegreichen Deutschlands war, Stein aber eines daniederliegenden Staates und Volkes. Keine Rede kann davon sein, Bismarcks Werk zu vernichten, herabzusetzen: er tat die Tat, die es nun erst möglich macht, Steins Plan durchzuführen. Kommen wir je zu einem demokratischen Groß-Deutschland im Sinne Steins, haben daran gleich großen Anteil Bismarck wie Stein. . . . (Schluß folgt.)

Was erwarten wir vom Reichsluftamt?

Von Hauptmann v. Wilamowitz Möllendorff.



In Nummer 16 dieser Zeitschrift wurde in einem „Luftpolitik" überschriebenen Aufsatz die politische Bedeutung der Luftfahrt nach dem augenblicklichen technischen Stande des Luftverkehrs dargelegt, auf die englischen Weltluftherrschaftspläne hingewiesen und daraus die Forderung entwickelt, daß Deutschland eine zielbewußte Luftpolitik treiben müsse.

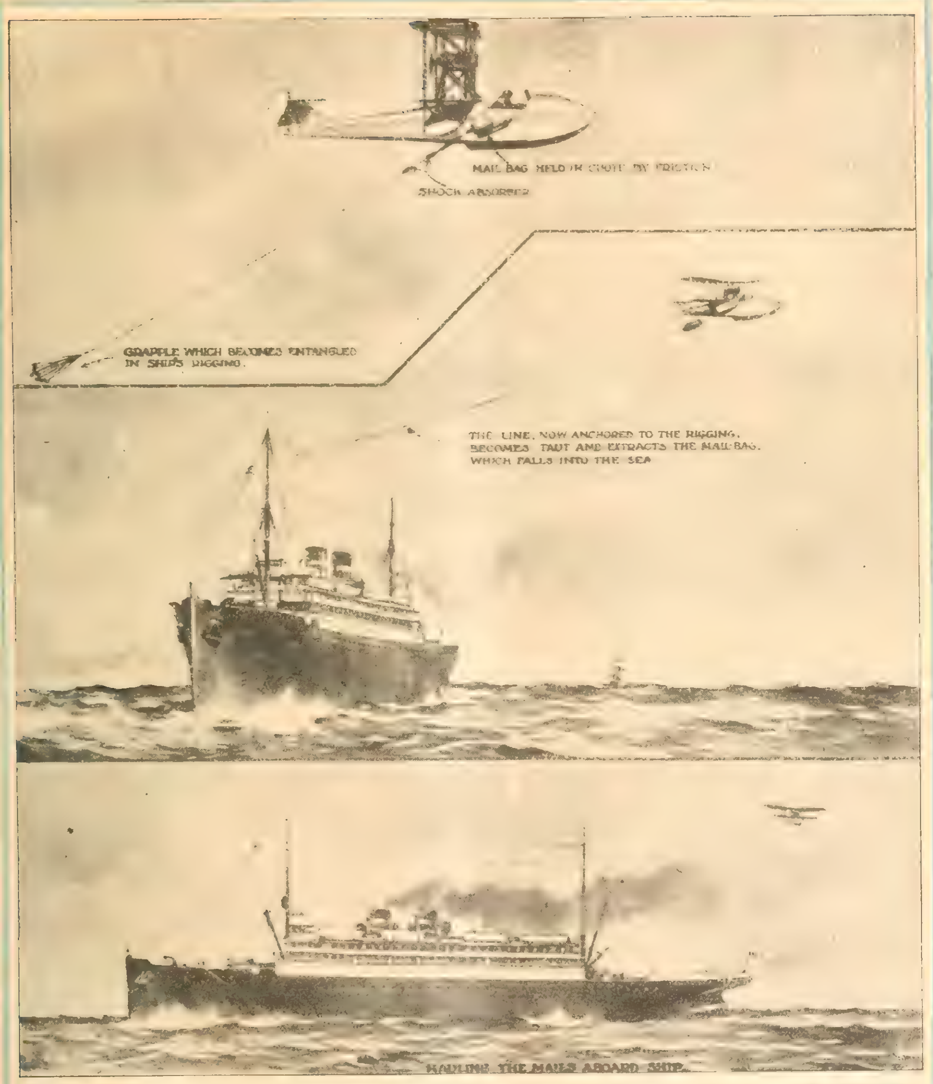
Wie ist nun die Anlage und Durchführung einer derartigen Luftpolitik zu denken, wer ist für ihre Führung dem Volke verantwortlich, auf welche Gebiete hat sie sich zu erstrecken?

Die Stelle, die im heutigen Deutschland die Führung der Luftpolitik in die Hand zu nehmen berufen ist, ist das Reichsluftamt. Diese Bezeichnung hat sich im Sprachgebrauch für die unter der Leitung des Unterstaatssekretärs Euler stehende Behörde erhalten, auch nachdem sie amtlich durch den Titel „Reichsamt für Luft- und Kraftfahrwesen" ersetzt ist. Im folgenden mag sie deshalb der Kürze halber Anwendung finden.

Allen Betrachtungen über die Aufgaben des Reichsluftamtes ist ein grundsätzlicher Gedanke voranzustellen: Das Reichsluftamt ist die einzige Luftfahrtbehörde in Deutschland. Es wäre deshalb falsch, seine Aufgaben allein in Verwaltungsmaßnahmen zu sehen. Gewiß hat das Reichsluftamt gesetzgeberische und polizeiliche Befugnisse für die Regelung des Luftfahrwesens in Deutschland, liegt ihm weiter die Wahrung der Interessen der Luftfahrt dem Auslande gegenüber durch handels- und zollrechtliche Maßnahmen ob, erwarten wir ferner, daß es dem deutschen Luftsport die Wege weist und ebnet. Aber diese Aufgaben sind sekundärer Art gegenüber seiner grundlegenden Pflicht, der geistige Führer des Volkes in seinem Ringen um die Eroberung der Luft zu sein. Diese Berufung fordert vom Reichsluftamt und seinen Leitern große schöpferische Kraft und stellt ihm eine gewaltige nationale Aufgabe, die es in ihrer ganzen Bedeutung für den Wiederaufbau unserer Volkskräfte und ihrer Sammlung auf das große nationale Ziel zu erfassen gilt. Das Reichsluftamt trägt allein die volle Verantwortung für alle Wandlungen und Unterlassungen auf diesem Gebiet.

Als Vergleich kann man für die unendlich vielseitigen Aufgaben, die dem Reichsluftamt in diesem Sinne zufallen und die doch jetzt, wo das deutsche Volk seine ersten Schritte auf dem Wege zur Luftgeltung tun muß, in einer Hand zusammengefaßt bleiben müssen, nur die gleichgearteten Aufgaben der Marinebehörden in der Führung Deutschlands auf dem Wege zur Seegeltung heranziehen. Ich möchte hierbei auf die hohe Auffassung dieser Aufgaben hinweisen, die der Großadmiral v. Tirpitz in seinen Erinnerungen an den Tag legt. Die Parallelen, die sich hier ergeben, sind äußerst zahlreich. Wohl liegt es im Wesen der Luftfahrt, daß das Ringen um Luftgeltung noch vielseitiger in alle Gebiete des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens der Nation eingreift, als dies bei den maritimen Aufgaben der Fall war. Das Wesen der Aufgabe ist aber das gleiche, und auch die zu überwindenden Widerstände sind in ihrer großen Zahl heute die gleichen wie im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts, als Tirpitz und sein kaiserlicher Herr Deutschland seiner Zukunft auf dem Wasser entgegenzuführen begannen.

In erster Linie ist der große innere Widerstand der gleiche, der in dem mangelnden Verständnis des Volkes für das Bedürfnis der Luftgeltung liegt, wie dies damals bei der Frage der Seegeltung der Fall war. Tirpitz belegt ihn mit dem Ausspruch des englischen Admirals „But you are not a seagoing nation", dessen Berechtigung er in seinem weiteren Wirken gerade auch im Kriege immer wieder hat erkennen müssen. In gleicher Weise kann der Engländer heute von den Deutschen sagen „But you are not a flying nation". Noch sind, wie die Anteilnahme und das Verständnis der Tagespresse zeigen, die Möglichkeiten, die Aufgaben und die Werte der eigenen Luftfahrt, die nationalen Gefahren der feindlichen englischen Luftpolitik vom deutschen Volke in seiner Gesamtheit nicht im entferntesten erfaßt. Hieraus ergibt sich die erste und die wesentlichste Aufgabe des Reichsluftamts.



Eine neue Art der Postsack-Übermittlung auf hoher See.

„The Illustrated London News"

In Amerika hat man eine neue Art der Überführung von Postsäcken auf in Fahrt befindliche Schiffe von Flugzeugen aus erprobt und eingeführt. Das Flugzeug wirft eine Leine mit einer Greifvorrichtung aus, die sich in der Takelage des Schiffes verfängt; am andern Ende der Leine befindet sich der Postsack, der dann leicht einzuholen ist.

Es soll Führer und Erzieher des Volkes auf luftpolitischem Gebiete sein. Dazu gehört, daß es in umfassender Weise durch die Presse, die Literatur und alle anderen Quellen der öffentlichen Meinung das Volk aufklärt über das Wesen der Luftfahrt, über ihre politische Bedeutung, über ihre wirtschaftlichen Möglichkeiten und über ihre vielseitigen wissenschaftlichen Werte. Noch immer ist heute das Wesen der Luftfahrt, die in das öffentliche Leben ja erst nach Kriegschluß eigentlich eintritt, der überwiegenden Mehrheit des Volkes unbekannt und fremd. Falschen Erwartungen und übertriebenen Hoffnungen begegnet man ebenso sehr wie verständnisloser Geringschätzung und kleinlicher oder unbegründeter Furcht. Werte aus der Luftfahrt herauszuholen, vermag ein Volk aber nur, wenn es sie liebgewinnt und mit ihr vertraut wird. Daran zu arbeiten, ist die erste Pflicht des Reichsluftamts und der von ihm zu unterhaltenen Propaganda-Abtei-

lung, von deren Bestehen und Wirken bisher freilich noch nichts zu merken gewesen ist.

Ist es so Aufgabe des Reichsluftamts, der Luftfahrt im Herzen des Volkes einen Platz zu sichern, so geht daneben die Pflicht, ihr im Staatsleben die Stellung zu erkämpfen, die ihr gebührt. Oben wurde schon gesagt, daß in ihrer Vielseitigkeit die Luftfahrt in fast alle Zweige des staatlichen Lebens eingreift. Die Tatsache, daß die Luftfahrt als das jüngste Glied des Volkslebens erst jetzt neu hinzutritt, bringt es mit sich, daß bisher die andern Ressorts noch kein Verständnis für die ihnen zufallenden luftpolitischen Aufgaben haben können, daß sie vielfach derartigen Aufgaben abweisend gegenüberstehen, vielfach glauben, der Mitwirkung und des Rates der Fachleute entbehren zu können, und sie als eine Einmischung und Belästigung empfinden.

Die ihr gebührende Stellung im Staatsleben kann die Luftfahrt nur erringen, wenn sie mit großen Zielen hervortritt, wenn sie weitschauende Pläne mit großen Gedanken aufstellt und deren öffentliche Erörterung in den Parlamenten und in der Presse herbeiführt. Die Luftfahrt ist in hervorragendem Maße geeignet, dem Volke große allgemeinwertige Ziele zu zeigen, Ziele, auf die in nationaler Sammlung alle Parteien, alle Bevölkerungschichten hinstreben können. Sie kann niemals ein einseitiges Interessengebiet werden, wie Großhandel oder Landwirtschaft. An ihr sind Industrie und Technik, Handel und Verkehr, Wissenschaft und Kunst berufen, jeder zu seinem Teil mitzuarbeiten und Vorteile zu ernten. Gesetzgebung und Verwaltung finden in allen ihren Zweigen ein weites Feld der Tätigkeit. Sache des Reichsluftamts ist es, alle Glieder des Staatslebens durch ein großes Programm voll werbender innerer Kraft für sich zu interessieren und zu gewinnen auf inner- und außerpolitischem, auf wirtschaftlichem und auf kulturellem Gebiet. Soweit es der Raum zuläßt, mögen einige Gedanken dieser Art im folgenden erläutert werden.

Außenpolitisch zuerst ist unsere Luftpolitik augenblicklich durch die verhängnisvollen Bestimmungen des Versailler Vertrages und der Pariser Luftfahrt-Konvention gefesselt; das Ringen um den Zutritt zum freien Weltluftmeer und um die Gleichberechtigung zur Luft ist ihre gegebene Grundaufgabe. Die Mittel zu ihrer Durchführung liegen in unserer geographischen Lage und in unsern flugtechnischen Leistungen. Der Ruf des deutschen Fliegers und Flugzeuges in der Welt ist groß. Die deutschen Luftstreitkräfte haben aus ihrer jahrelangen Arbeit dem Reichsluftamt ein Kapital an Prestige hinterlassen, das außenpolitisch wohl zu verwerten ist. Die neutralen Völker Nordeuropas tragen aufrichtiges Verlangen, mit Deutschland in luftpolitische Beziehungen zu treten. Auch Italien hat offenkundige Annäherungsversuche in dieser Beziehung gemacht. Damit ist nach zwei Seiten eine luftpolitische Ausdehnungsmöglichkeit für Deutschland gegeben, die die Wege nach Europa, soweit uns dies nicht feindlich gegenübersteht, eröffnet. Über Italien kann eine Verbindung mit Spanien, vielleicht mit Griechenland und der Türkei erhofft und erstrebt werden. Der im Innern in seiner Entwicklungsfähigkeit zurzeit stark behinderte deutsche Luftverkehr könnte an diesen Ausbreitungsmöglichkeiten vorerst vielleicht Genüge finden. Das ergäbe die Möglichkeit, in der auswärtigen Luftpolitik auf die uns feindlichen Länder zunächst zu verzichten. Eine derartige Orientierung dieser Politik brächte den Vorteil, daß wir es unterließen, den Phantomen englisch-französischer Freundschaften nachzujagen und uns durch Betteln vor verschlossenen Türen und durch Hineinkriechen über Hinterpforten national zu erniedrigen. Das große Ziel gleichberechtigten Luftverkehrs mit den Großmächten Europas dürfte so durch Abwarten in nationaler Würde am ehesten erreicht werden. Es liegt auf der Hand, daß ein so kurz entwickelter Gedanke nicht den gesamten Komplex der luftpolitischen Frage zu erschöpfen glaubt, er soll nur erläutern, daß ein leitender großer Gesichtspunkt außenpolitischer Art von der Luftpolitik gefaßt und verfolgt werden muß. Ihn zu bestimmen, ist Aufgabe des Reichsluftamtes, ihn in die große auswärtige Politik des Staates einzuordnen, Aufgabe der Regierung, über ihn Rechenschaft zu verlangen und an ihm Kritik zu üben, Aufgabe der Volksvertretung.

Entsprechend dem leitenden Gedanken wird in der auswärtigen Politik das Reichsluftamt bei den Fragen der Zollgesetzgebung und der Handelsverträge mitarbeiten. Mittel und Wege zur Knüpfung der luftpolitischen Beziehungen zwischen den Völkern dürften bei der Gestaltung derartiger internationaler Verträge in gleicher Weise zu suchen sein wie bei dem Abschluß der besonderen Luftfahrtabkommen, die wir mit den einzelnen Staaten Europas benötigen, solange nicht Deutschland dem Völkerbunde und der ihm angegliederten Luftfahrt-Konvention mit allen andern in Frage kommenden Staaten zusammen gleichberechtigt angehört.

Innerpolitisch ist unsere Luftpolitik durch den Frieden von Versailles der Selbständigkeit der Gesetzgebung teilweise beraubt, da Deutschland sich verpflichtet hat, den von der Entente in der Pariser Luftfahrt-Konvention festgesetzten Fluggesetzen und Luftfahrtregelungen auch im innerdeutschen Luftverkehr Geltung zu verschaffen. Trotzdem aber — ja gerade deshalb — ist das Erlassen eines deutschen Luftfahrtgesetzes erforderlich. Die Vorarbeiten hierzu sollen im Reichsluftamt beinah abgeschlossen sein. Es muß deshalb dem Zeitpunkt nach der Veröffentlichung des Gesetzentwurfes vorbehalten bleiben, zu dieser Frage eingehend Stellung zu nehmen. Heute sei nur auf die Gegenstände allgemeinen Interesses und nicht lediglich flugtechnischer Art hingewiesen, die jenes Gesetz zu behandeln haben wird. So zum Beispiel auf die Regelungen rechtlicher Art, die sich mit dem Schutz des Publikums befassen, wie das Überfliegen von Ortschaften nicht unter einer gewissen Höhe, die Ersatzpflicht des Flugzeugführers oder Flugzeughalters für angerichteten Schaden, die Frage des Rechtes der Landung außerhalb von Flugplätzen, nicht nur im Falle der Not, und die daraus folgenden Ersatzansprüche. Ferner die Frage der Kenntlichmachung von Ortschaften für die Luftfahrzeuge sowie der den Führern und den Luftfahrzeugen selbst im Interesse der allgemeinen Sicherheit aufzuerlegenden staatlichen Prüfungen. Immerhin erscheinen diese Aufgaben mehr als Verwaltungsmaßnahmen des Reichsluftamts, die dem großen Publikum nicht ganz ohne Grund nebensächlicher sein dürfen. Die Führeraufgabe des Reichsluftamts sehe ich innerpolitischer Art an anderer Stelle. Der Luftverkehr in Deutschland entwickelt sich zurzeit aus verschiedenartigen Einzelunternehmungen mit teilweise einander fernliegenden, teilweise einander berührenden Interessen. Das Ziel, auf das weitblickend zugesteuert werden muß, ist der planmäßige Ausbau eines großen deutschen Luftverkehrnetzes, das den Gesamtinteressen des Reiches, den berechtigten Wünschen der Einzelstaaten und der großen Städte, den wesentlichen Forderungen der Industrie und des Handels entspricht. Soll dieses Verkehrsnetz nicht aus Zufälligkeiten, sondern auf Grund eines großen Planes entstehen, so ist eine einheitliche Führung und ein großer Gedanke auch hier erforderlich. Das Beispiel Englands kann uns als Anhalt dienen. England hat bei Demobilisierung seiner Kriegsluftmacht und der Abgabe von Heeres-Flugplätzen an den Zivil-Flugdienst seinen Maßnahmen einen einheitlichen großen Plan zugrunde gelegt. Es hat bei Dover, Harwich und bei Mull große Ausgangshäfen für die Luftrouten nach West-, Mittel- und Nordeuropa vorgesehen. Es hat ferner Großbritannien mit einem weitmaschigen Netz von Flughäfen überzogen, die das Gerippe eines zukünftigen Luftverkehrs bilden sollen, der alle Teile des Landes umfaßt und mit London zentral vereinigt. Etwas Derartiges hätte auch das deutsche Reichsluftamt zu planen und der Öffentlichkeit bekanntzugeben. Wesentlich ist dabei, daß die Einwirkung der Zentralbehörde nicht einen Zwang auf die Privatunternehmen ausüben will, sondern vielmehr durch planmäßiges Bereitstellen der Hilfsmittel ihr fast unbewußtes Zusammenwirken zum großen Ganzen veranlaßt. Je früher das Reichsluftamt derartige Pläne der öffentlichen Erörterung zugänglich macht, um so mehr wird es der Mitwirkung der berufenen Interessenten Raum gewähren und gleichzeitig auch dem Erwecken der allgemeinen Anteilnahme an den Fragen der Luftfahrt dienen.

Der Grundgedanke, der die innerpolitischen Entschließungen des Reichsluftamts zu leiten hat, wird ja immer der sein, daß dem deutschen Luftverkehr die Möglichkeiten der inneren Entwicklung gegeben und der größtmögliche Schutz gegen die Konkurrenz des Auslandes und die Übergriffe der Feinde gewährt wird. So wird zum Beispiel die gesetzliche Bestimmung, daß der Luftverkehr zwischen Orten des eigenen Landes den deutschen Flugzeugen vorbehalten sei, in erster Linie erlassen werden müssen. Diesem Gesichtspunkt werden auch alle anderen luftgesetzlichen Regelungen zu entsprechen

haben. Auch bei Fragen zivilrechtlicher Art wird der Schutz der Luftfahrt der leitende Gedanke sein müssen. In diesem Schutz der nationalen Luftfahrt durch innerdeutsche gesetzgeberische Maßnahmen liegt ein großes nationales Ziel. Die Sammlung aller Parteien und Bevölkerungskreise unter **dieser Parole ist die innerpolitische Aufgabe des Reichsluftamtes.**

In engem geistigen Zusammenhang mit der innerpolitischen Förderung der nationalen Luftfahrt wird sich die Wirtschaftspolitik des Reichsluftamts zu entfalten haben. Eine eingehende Behandlung dieses Gebiets muß dem technischen Fachmann vorbehalten bleiben. Fragen großen allgemeinen Interesses liegen aber auch hier vor. Fördernd und leitend muß das Reichsluftamt sich einen Einfluß auf die Luftfahrtindustrie sichern. Soll dies durch Staatsaufträge geschehen? **Kann und will der Staat durch Leistungsbedingungen für** an ihn zu liefernde Verkehrs-, Polizei- oder Sportflugzeuge der Weiterentwicklung des Flugzeugbaus einheitliche Richtlinien geben? Will er durch Preisausschreibungen und Konkurrenzprüfungen im Luftsport derartige Ziele weisen? Darüber muß die Öffentlichkeit vom Reichsluftamt Aufschluß verlangen. In der Einwirkung der bisherigen Heeresluftfahrtbehörden auf den Flugzeugbau, die gute Erfolge gezeigt hat, ist eine Parallele gegeben; eine weitere kann in der Förderung der Pferdezucht durch die staatliche Unterstützung des Rennsports und die staatlichen Rennställe gesehen werden.

Mit der allgemeinen Förderung der Luftfahrtindustrie aber muß stets die Zusammenfassung der Einzelleistungen in Richtung auf ein gemeinsames Ziel von der leitenden Behörde verlangt werden. In Frankreich, und vor allem in Amerika, ist eine Standardisierung des Flugzeugbaus angeregt worden, derart, daß einheitliche Maße und Formen für gewisse Ersatzteile und Ausrüstungsstücke vorgeschrieben würden. Diese Maßnahme geht sehr weit; ihrem nicht zu verkennenden Nutzen steht das grundsätzliche Bedenken der Beschränkung **der Freiheit des Unternehmers entgegen. Immerhin** ist das ein großzügiger Gedanke mit dem Ziel nationaler **Vereinheitlichung der Luftfahrtindustrie. Eine grund**sätzliche Stellungnahme zu diesem Gedanken, die eine öffentliche Erörterung des Für und Wider veranlaßt und zu klaren Plänen führt, ist auch vom Reichsluftamt zu verlangen. Es liegt auf der Hand, daß derartig weitschauende Gedanken nicht ohne Mitwirkung volkswirtschaftlicher und juristischer wissenschaftlicher Fachleute durchgearbeitet werden können. Dies leitet uns zu dem eingangs als kulturelle Aufgaben der Luftpolitik bezeichneten Gebiet über. Hier sei folgender Gedanke vorangestellt: Luftfahrt und Wissenschaft sind eng miteinander verknüpft. Die Kunst des Fliegens ist ein Kind unseres geistigen Fortschritts; ihre weitere Entwicklung ist ohne Mitarbeit des Gelehrten ebensowenig möglich wie die Eingliederung der Luftfahrt in das staatliche Leben. Soll das Wesen der Luftfahrt von der Seele des Volkes erfaßt werden, so bedarf es dazu der Mitwirkung des Schriftstellers, des Dichters und des Künstlers. Auf der anderen Seite hat die Luftfahrt der Wissenschaft und der Kunst unendliches neues Material erschlossen; sie ist berufen, ihrerseits befruchtend zu wirken. In der Erziehung der Jugend hat sie einen Platz zu beanspruchen.

Dem Reichsluftamt liegt es ob, die Vertretung der Luftfahrt an Universitäten und Schulen zu erwirken, die Ausbeutung der von ihr gewonnenen Erfahrungen durch die Wissenschaft zu ermöglichen. Bisher ist hierin wenig geschehen; in England finden seit längerer Zeit besondere **Kurse über Luftfahrt statt, an der Berliner Universität war** in den beiden letzten Semestern kein Kolleg dieser Art von Juristen, Volkswirtschaftlern, Medizinern oder Naturwissenschaftlern angezeigt. Dabei ist zu bedenken, daß Fragen der Luftfahrt alle Fakultäten und die Universitäten ebenso wie **die Technischen Hochschulen berühren. Den Juristen beschäf**tigen die im privaten, öffentlichen und internationalen Recht durch die Luftfahrt geschaffenen neuen Rechtszustände, die ihrer gesetzlichen Regelung noch harren. Dem Volkswirtschaftler stellt die planmäßige Ausnutzung des Luftverkehrs eine Fülle von Aufgaben. Vom Physiker, vom Meteorologen erwartet die Luftfahrt ihre geistige Weiterentwicklung, vom **Mediziner der Flieger außerdem Schutz gegen die Gefahren** und Unbilden seines Berufs.

Vom Reichsluftamt ist zu verlangen, daß es ein Programm für die Vertretung der Luftfahrt an Universitäten, Technischen **Hochschulen und Schulen aufstellt und durchführt; daß es der** heutigen **Generation das vielseitige Wesen der Luftfahrt er**schließt und die Jugend derart erzieht, daß sie zu einer „Flying nation" **heranwächst; daß es auch dem nationalen Schutz dieser geistigen Werte Rechnung trägt. Auch dies ist** eine nationale Aufgabe. Sie kann, wie alles vorher Betrachtete, nur gelöst werden von Männern, die in Erkenntnis **ihrer hohen Verantwortung gewillt sind, im Stolz auf die** bisherigen **großen Leistungen Deutschlands zur Luft und im** Glauben an die Kraft und die Berufung der Nation zu ringen und zu kämpfen um Deutschlands Ehre und Macht in der Welt.

Es muß zum Schluß gesagt werden: Wir erwarten das alles vom Reichsluftamt wie es sein soll, nicht wie es ist.

Ein deutscher U-Boot-Führer in englischer Gefangenschaft.

Tagebuchaufzeichnungen des Freiherrn v. Spiegel.

V

In London.

(In den Händen der englischen Armee.)

Zunächst ließ es sich noch ganz gut an. Ein Hauptmann, ein Sergeant und 6 Tommys nahmen uns und führten uns zu dem nahen Bahnhof. Ich hatte die Ehre, zwischen dem Hauptmann und dem Sergeanten zu gehen. Schweigend zog unser kleiner Trupp durch die Straßen. Alle Passanten blieben stehen und betrachteten uns voll Neugier, einige liefen eine Strecke hinter uns her, ohne uns jedoch im geringsten zu belästigen. Da es zum ersten Male war, daß ich so als Gefangener einer gaffenden Menge ausgesetzt war, beschlich mich ein ganz erbärmliches Gefühl. Wie ein Verbrecher kam ich mir vor in meinem fleckigen Gewand und **ohne Kopfbedeckung inmitten meiner Wächter. Ich atmete** auf, als sich die Bahnhofshalle vor uns öffnete. Ein kurzes Spießrutenlaufen an dem bereits haltenden D-Zug entlang, in dem die Menschen aus allen Fenstern lehnten, dann schlüpfte ich schleunigst in das für mich reservierte Coupé I. Klasse und ließ mich in der jenseitigen Fensterecke in die Polster fallen. Vom Nebencoupé hörte ich das aufgeregte Schwatzen mehrerer jungen Damen, die ich im Vorbeigehen mit einem flüchtigen Blick gestreift hatte, und die äußerst erschreckt taten, als der „Verbrecher" neben ihnen einstieg. Das war doch noch ein Ereignis, neben einem deutschen U-Boots-Piraten eine Bahnfahrt zu machen!

Nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, taute der englische Hauptmann, der bisher steif wie ein Stock am Fenster gestanden hatte, etwas auf. Er war angenehm überrascht, als er merkte, daß ich leidlich Englisch sprach, und fing sogleich an, mich neugierig nach der Art meiner Gefangennahme auszuforschen. Dann sprachen wir über die Gegend, über den Krieg, Politik, über Rußland, China, Amerika . . und merkten bald, daß sich unsere Ansichten meistens diametral gegenüberstanden. Zumal, was den Krieg und die Kriegsaussichten betraf. Aber jeder ehrte doch des anderen Ansichten und fand, daß er von seinem Standpunkt aus so denken mußte. Nur als die Seeschlacht am Skagerrak — Jutland battle, wie die Engländer es nennen — erwähnt wurde, platzten unsere Ansichten ziemlich aufeinander. Jeder beanspruchte den Sieg für sich und versuchte vergeblich, den andern vom Gegenteil zu überzeugen.

Wir fuhren durch eine leicht gewellte Gegend, die wenig fruchtbar aussah, aber eines gewissen Reizes nicht entbehrte. Kleine Flüsse und Bäche schlängelten sich um die Hügel, die mit leuchtendem Maiengrün bedeckt waren und von Schafen und Kühen wimmelten. Kornfelder sah ich gar nicht. Die Dörfer und einzelnen Gehöfte, durch die wir kamen, machten alle einen sauberen, freundlichen Eindruck, wobei ihnen allerdings der herrliche Sonnenschein und das zarte Grün der Bäume zu Hilfe kam. Mit Entzücken und doch mit Wehmut sah ich die ersten blühenden Kirschbäume und mußte an unser schönes Deutschland denken, wo hundert blühende Kirschbäume — und noch viel mehr als das — sehnsüchtig auf mich warteten. Und ich rollte mit 60 Kilometer in der Stunde dem Lügenbabel „London" entgegen! Aber immer noch besser, als — — !

Ich rauchte in aller Ruhe die Zigaretten, die mir Sanders im letzten Augenblick in die Hand gedrückt hatte. Verstohlen betrachtete ich meine Hände, die trotz aller Bemühungen noch lange nicht wieder in dem Stand waren, der für einen Kulturmenschen erstrebenswert ist! Allmählich veränderte sich die Landschaft draußen, und Flecken mit zahlreichen Fabrikschornsteinen lösten die bisherigen, friedlicher Landwirtschaft dienenden Dörfer ab. Wir kamen in das ausgedehnte Kohlen- und Industriegebiet von Cardiff. Große Industriestädte, wie Swansea, Cardiff, Neuport nötigten uns zu längerem oder kürzerem Aufenthalt. Überall hatte es das zahlreiche, auf den Bahnhöfen herumlungernde Publikum sehr bald heraus, daß sich Gefangene in dem Zuge befanden. Neugierig rotteten sich die Menschen vor unseren Abteilen zusammen und machten, wie ich durch die Ritzen meiner fest zugezogenen Sonnengardine mit viel Vergnügen beobachten konnte, sehr enttäuschte Gesichter, daß sie von dem 1.-Klasse-Gefangenen nichts zu sehen bekamen. In Neuport stieg noch ein Major zu uns ein, der vom gleichen Regiment wie mein Transportführer war, und sich sogleich mit diesem in längere lokale Gespräche einließ, so daß ich reichlich Zeit und Muße hatte, mich dem guten Frühstück, bestehend aus Weißbrot, Butter und kaltem Fleisch, zu widmen, welches ein Bahnbeamter in äußerst praktischem Picknickkorb für den Hauptmann und mich ins Abteil gereicht hatte.

Wir fuhren jetzt dicht am Gestade des Bristol-Kanals entlang, und ich konnte den wunderbaren schneeweißen Sandstrand bewundern, der uns meilenweit begleitete und im Sommer herrliche Badegelegenheit zu versprechen schien. Allmählich lichtete sich auch der Wald von Schornsteinen zu unserer Linken immer mehr, und das liebliche englische Landschaftsbild der weiten grünen Wiesenflächen wurde vorherrschend. Unser Zug sauste mit unheimlicher Geschwindigkeit in gerader Linie auf London zu. Er hielt nur höchstens alle 1—1½ Stunden für 2—3 Minuten. Wundervolle stilvolle Schlösser, in ausgedehnten Parks gelegen, flogen an uns vorbei, und ihre stetig zunehmende Zahl deutete darauf hin, daß wir uns der Hauptstadt des Landes näherten, denn die meisten englischen Herrensitze liegen in der Umgegend von London. Mein Begleiter deutete auf einen kleinen Fluß, der sich in anmutigen Windungen durch die saftigen Wiesen schlängelte: die Themse! Das war sie also, Englands berühmter Fluß, von dessen grünen Ufern die Dichter sangen? Was ich bisher von der Themse kannte, das sah allerdings ganz anders aus; das war ein breiter, schmutzig-gelber Strom, der rauschend an den ehrwürdigen Pfeilern der Towerbrücke zerrte, und das war noch weiter seewärts ein uferloses, gelbes Meer, das Platz für Hunderte von riesenhaften Ozeandampfern hatte und tief genug war, daß U-Boote darin tauchen konnten. Das hier sah allerdings ganz anders aus, und ich staunte über die Veränderlichkeit der Dinge.

Der pompöse Prachtbau des englischen Königschlosses „Windsor" tauchte zu unserer Rechten auf. Ich mußte bei seinem Anblick lebhaft an den Herbsttag vor 6 Jahren denken, als ich es zum letzten Male sah — und wieder hatte ich Gelegenheit, über die Veränderlichkeit alles Irdischen Betrachtungen anzustellen. Damals war ich im Automobil als der gefeierte Gast meiner englisch-australischen Freunde und in Begleitung allerliebster junger Damen nach Windsor-Castle herausgefahren — heute fuhr ich als englischer Gefangener, weniger gefeiert, aber dafür um so feierlicher bewacht, dem Moloch London entgegen.

Gegen ½7 Uhr abends erreichten wir Paddington-Station, einen der westlichen Bahnhöfe Londons. Wir wurden bereits erwartet, und ein sehr jugendlicher Major, mit scharfgeschnittenem Gesicht, wasserblauen Augen und dem üblichen kurzen Schnurrbart, verteilte uns drei Gefangenen und unsere Wachtmannschaft auf bereitstehende Krankenautomobile vom Roten Kreuz. Ich selbst fuhr in dem vordersten Wagen mit dem Major und einem Sergeanten mit aufgepflanztem Bajonett. Freundlich bot mir der Offizier eine Zigarette an, und das ermutigte mich zu der Frage, wo wir eigentlich hinfuhren, und was mit uns werde. „Das letzte Mal, daß ich hier war," sagte ich zu ihm auf Englisch, „wohnte ich am Strand im Savoy-Hotel, aber dort werde ich wohl diesmal kaum wohnen." Der Engländer zeigte, daß er den Scherz richtig verstanden hatte, er lachte und sagte: „J'am afraid you wouldn't", „Ich fürchte, nein." Dann nannte er mir den Namen irgendeiner Kaserne, wohin er Befehl hatte, uns zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Nichts ist den Männern der Revolution und ihren bekehrten Nutznießern so unangenehm wie die Behauptung, daß das deutsche Heer von hinten erdolcht worden ist. Sie fälschen diese Behauptung in eine Beleidigung des deutschen Volkes um, indem sie sagen, daß sie sich gegen die „Heimat" richte, während sie ganz genau wissen, daß sie sich nur gegen die Landesverräter richtet, die sich stolz zu diesem Dolchstoß bekannt haben, als den Anstiftern der Revolution noch Lorbeerkränze gewunden wurden. Auch Erzberger, der Wahrheitsapostel, hat sich dieser Fälschung wieder schuldig gemacht. „Die Rechte", so sagt er in seiner Stuttgarter Wahlrede, „arbeitet mit allen Mitteln, um ihre Unschuld zu beweisen. Eines ist die ungeheuerliche Behauptung, die Heimat sei der Front mit dem Dolch in den Rücken gefallen. Es ist ein Zeichen des leider nur sehr wenig entwickelten politischen Sinnes des deutschen Volkes, daß es sich die größte Beleidigung gefallen ließ, jenes deutsche Volk, das sein Ein und Alles gab, um den Plänen der Militärs zur Erfüllung zu verhelfen." Das deutsche Volk läßt sich gar keine Beleidigung gefallen. Wenn es gegen die Behauptung vom „Dolchstoß in den Rücken" nicht flammenden Protest erhebt, so liegt es nur daran, daß es die Richtigkeit dieser Behauptung mit jedem Tage in ihrer ganzen Furchtbarkeit besser begreift und die Wut gegen die Männer, die diesen Dolchstoß geführt haben, sich immer tiefer in seine Seele frißt. Auch das folgende Dokument ist ein Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung. Wir fragen Herrn Erzberger: „Können Sie leugnen, daß dieses Dokument alle Kennzeichen eines gegen den Rücken der ungebrochen noch aufrechtstehenden Armee geführten Dolchstoßes hat?"

Das Dokument ist ein Flugblatt, das am 16. April 1917 in den kriegswichtigen Betrieben, in den Waffen- und Munitionsfabriken zur Verteilung gelangte. Es wurde vom Kriegsministerium den nachgeordneten Dienststellen mit Schreiben vom 3. Mai 1917 Nr. 3027.17 zugestellt.



Auf zum Protest

gegen die Volksaushungerung!!

Arbeiter! Genossen!

Vom 16. April an soll die Brotration für das bereits hungernde ausgemergelte Volk mehr als um ein Viertel gekürzt werden. Während unsere Brüder und Söhne in den Schützengräben und auf den Schlachtfeldern gemordet und zu Krüppeln geschossen werden, soll das arbeitende Volk am Hungertuche nagen, bis es seine Arbeitskraft vollends eingebüßt hat und an Erschöpfung elend zugrunde geht.

So erheischt das Interesse der Kapitalisten und Junkerklasse, das gebietet das Interesse des Klüngels, der den Krieg angezettelt und das Unheil über das deutsche Volk heraufbeschworen hat.

Arbeiter! Unsere Brüder, die russischen Proletarier, waren vor vier Wochen noch in derselben Lage. Wir wissen, was in Rußland eingetreten ist: Das arbeitende Volk hat sich dort erhoben und nicht allein die Regelung der Lebensmittelfrage erzwungen. Es hat sich zugleich — was unendlich wichtiger — Freiheiten erobert, von denen der deutsche Arbeiter noch nicht zu träumen wagt.

Die russischen Arbeiter haben den Zarismus zerschmettert und die demokratische Republik, die Einsetzung einer Volksregierung erkämpft.

Und wir?

Sollen wir auch weiterhin das alte Elend, die Auswucherung, den Hunger und den Völkermord — die Ursache all unserer Qual und Pein — geduldig ertragen?

Nein! Tausendmal nein!

Verlaßt die Werkstätten und Fabriken!

Laßt die Arbeit ruhen!

Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still!
Wenn dein starker Arm es will!

Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung!

Friede! Freiheit! Brot!

Unter der Lupe

Mein lieber Pix!

Was Du mir über die Stuttgarter Wahlrede des rosenwangigen Buttenhauseners schreibst, ist zwar sehr amüsant; aber es ist Dir doch manche Perle in diesem programmatischen Schmuckstück unserer vortrefflichen Regierung entgangen. Wohl ist es erstaunlich, daß dieser ebenso rührige, tatkräftige wie gedankenarme Mann immer wieder dasselbe sagt, wenn er die gegen seine Politik gerichteten Angriffe bekämpft, erstaunlich ist es auch, daß der Vertreter einer Partei, die das soziale Empfinden gepachtet zu haben glaubt, eine Steuer ersinnt, die dieses Empfinden erwürgen muß, weil sie seine Betätigung als strafwürdigen Aufwand brandmarkt und Leute, die einen großen Teil ihres Einkommens selbstlos für die Armen oder für politische Zwecke, seien es auch die der Zentrumspartei, oder der Sozialdemokratie, hergeben, oder für die Wissenschaft und die Kunst opfern, in die Schar der Verschwender versetzt, die im Fegefeuer der Steuerqual geläutert werden müssen. Aber das Erstaunlichste ist es und das ist Dir, und wie Dir den meisten anderen, die sich mit dieser Rede beschäftigt haben, entgangen, — daß dieser Finanzminister selbst die Paragraphen des Friedensvertrages — wahrscheinlich, weil er so viel anderes zu tun hat — nie gelesen hat, auf die er sich ausdrücklich bezieht. Er hat nämlich in seiner Rede — ich zitiere nach dem Bericht seines Leibblattes, der „D. A. Z." — gesagt: „Die Alliierten haben nach dem Friedensvertrag von uns keine weiteren Leistungen zu fordern, wenn sie uns nicht im Rahmen des Artikels 235 beliefern. Wir haben bisher auf Grund dieses Artikels kein Pfund Mehl, kein Kilo Fett, keinen Ballen Baumwolle erhalten. Das ist kein Vorwurf, weil der Friede bisher noch nicht ratifiziert ist. Wird aber in diesen Tagen das Friedensprotokoll errichtet, dann muß auch die Pflicht des Artikels 235 erfüllt werden."

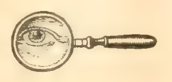
Wenn die Deutschen nicht infolge der Enttäuschung, die ihnen dieser immer nur Glück verheißende Unglücksmann bereitet hat, als er versicherte, die deutsche Flotte würde deutsches Eigentum bleiben, immer das Gegenteil von dem für richtig halten, was er prophezeit, so müssen sie nach diesen Worten annehmen, daß der Art. 235 des Friedensvertrages die Alliierten verpflichtet, uns, wenn wir gewisse Bedingungen erfüllen, Lebensmittel zu liefern und daß wir, wenn sie das nicht tun, von allen Leistungen an sie entbunden werden. Auch mit der Lupe wird kein Mensch in diesem Artikel eine solche Verpflichtung entdecken können. Lies ihn Dir mal wieder durch, mein lieber Pix, und Du wirst erstaunt sein, wie ein Mann, dem zum Unglück für das deutsche Volk ein großer Teil der Ausführung dieses Vertrages übertragen worden ist, sich über seinen Inhalt täuscht. In dem Artikel 235 steht nichts anderes, als daß wir, damit die Entente in Besitz von Zahlungsmitteln kommt, bevor die Höhe unserer Schuld festgestellt worden ist, bis zum 1. Mai 1921 20 Milliarden Mark in Gold oder Waren zu liefern haben, und daß von dieser Summe zunächst die Kosten für die Besatzungstruppen abgezogen werden müssen, in zweiter Linie aber — und nun zitiere ich wörtlich — „diejenigen Mengen von Rohstoffen und Nahrungsmitteln, die von den Regierungen der assoziierten und alliierten Hauptmächte für nötig gehalten werden, um Deutschland die Möglichkeit zur Erfüllung seiner Verpflichtung zur Wiedergutmachung zu gewähren, aus der bezeichneten Summe bezahlt werden können."

Dieser Artikel spricht also überhaupt nicht von einer Verpflichtung der Entente, geschweige denn von einem Recht Deutschlands zu Verweigerungen, sondern nur von einer Verpflichtung Deutschlands. Nicht einmal die Anrechnung der etwa zu liefernden Rohstoffe und Lebensmittel auf die 20 Milliarden wird uns gewährleistet, sondern durch ein ausdrückliches „may also be paid" „pourront aussi être payées" ganz in das Belieben der Hauptmächte gestellt. Daß diese Mächte aber verpflichtet sind, uns nur ein Pfund Mehl oder ein Kilo Fett zu liefern, wenn wir die 20 Milliarden bezahlen, davon ist in diesem Artikel mit keinem Wort die Rede.

Was sagst Du, mein lieber Pix, zu dieser neuen, ganz gewissenlosen Irreführung des gequälten deutschen Volkes? Übertrifft sie nicht noch durch ihre Ahnungslosigkeit die sorglose Leichtherzigkeit, mit der der Rosenwangige in dem Abkommen über die Auslieferung der deutschen Handelsflotte vom 17. Januar 1919 den Punkt 9 entweder übersah oder auslegte, in dem festgestellt wurde, daß „dieses Übereinkommen der endgültigen Verfügung über die Schiffe nicht vorgriffe" (This agreement shall not prejudice the ultimate disposition of the vessels")?

Der Rosenwangige legt seinem Optimismus nie reale Tatsachen, sondern nur Erzeugnisse seiner Phantasie zugrunde. Und solchem Manne sind in solcher Zeit die deutschen Finanzen ausgeliefert. Rufst du nicht auch mit mir, mein lieber Pix: „Quo usque tandem!!"

Dein Mix.



Deutsche Karikaturen



Die Friedensparagraphen-Palme.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin [illegible] * Verantwortlich für die Redaktion: [illegible], Berlin-Friedenau.



Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin SW. 68

Nummer 4 | 24. Januar 1920 | 2. Jahrgang

Der frohgemute Steuermann.

Das Scherbengericht.

Von Dr. C. Mühling.

Als Kleisthenes in die Solonische Verfassung die Bestimmung einführte, daß die Bule (das Parlament) die Ekklesia (die Volksversammlung) alljährlich in der Mitte des Winters befragen solle, ob die Lage des Staates Anlaß zur Verbannung eines Bürgers gäbe, und der Bürger, mit dessen Namen diese Frage auf mehr als sechstausend Scherben bejaht würde, das Land auf zehn Jahre zu verlassen hätte, da verwahrte er sich ausdrücklich dagegen, daß durch solche Abstimmung demokratischer Neid gegen große Männer und verdiente Bürger bekundet werden solle. Der Ostrakismus sollte nur den Gefahren der Kämpfe zwischen mächtigen Parteihäuptern begegnen und eine Erneuerung der Tyrannis unmöglich machen. Das Urteil des Volkes sollte nicht als Strafe betrachtet werden, und die Ehre, das Bürgerrecht, das Vermögen des Verbannten nicht antasten. Der erste Athener, der dieser Verfassungsbestimmung zum Opfer fiel, war der angesehenste, der unbescholtenste Bürger von Attika. Aber er bekämpfte leidenschaftlich die großzügigen Wehrpläne des Themistokles, des — cum grano salis — attischen Tirpitz, der die ungeheure Gefahr, die von Susa drohte, erkannt hatte und in dem Bau einer großen Flotte die einzige Rettung sah. Alle Kräfte des Landes mußten für den Verteidigungskrieg zusammengefaßt werden, und so mußte Aristides dem weiterblickenden Staatsmann weichen. Als aber die Perser besiegt waren, und Themistokles, der Retter von Hellas, auf der Höhe seines Ruhmes stand, fiel er demselben Scherbengericht zum Opfer, das ihm den Weg zur Rettung des Vaterlandes freigemacht hatte. **Denn die Völker sind immer noch** viel undankbarer gewesen als die Könige.

Die modernen Republiken kennen keine Scherbengerichte mehr. Wenigstens steht von solchen Volksurteilen nichts in ihren Verfassungen. Aber bei den Wahlen zu den höchsten Staatsämtern geben Gedanken wie die, die den attischen Gesetzgeber bewegten, auch heute noch sehr häufig den Ausschlag.

Clemenceau war der Themistokles des siegreichen Frankreichs, und die Wahl Deschanels zum Präsidenten der Republik war sein Scherbengericht. Er braucht zwar nicht wie der Sieger von Salamis das Land zu verlassen. Man will ihn sogar zum Senator auf Lebenszeit ernennen, und er wird voraussichtlich neben seinem Kampfgenossen Emil Zola im Pantheon beigesetzt werden. Aber er zieht sich nach beispiellosen Leistungen mit bitteren Empfindungen aus dem politischen Leben zurück.

Mit diesem Greis scheidet der Franzose aus dem öffentlichen Leben, der uns Deutsche so glühend gehaßt hat wie keiner seiner Landsleute. Ich sage ausdrücklich, uns Deutsche, nicht etwa nur diese oder jene deutsche Regierung. Clemenceau haßte die germanische Rasse. Es gibt Leute, die von dem Gedanken, daß ein enger Zusammenschluß Deutschlands und Frankreichs immer nur an der deutschen Unversöhnlichkeit gescheitert sei, so ganz beherrscht werden, daß sie auch in diesem Mann nicht den Inbegriff chauvinistischer und gewalttätiger Politik zu erblicken vermögen. Sie glauben, sein Verhältnis zu Deutschland richtig gekennzeichnet zu haben, wenn sie zugestehen, daß er „kein Freund der Deutschen" gewesen sei, und versichern allen Ernstes, daß der Mann, der am 28. Juni 1919 sagte, er habe diesen Tag 49 Jahre lang herbeigesehnt, nur deshalb von so tiefem Mißtrauen gegen Deutschland ergriffen worden sei, weil alle französischen Verständigungsversuche an Deutschlands Unversöhnlichkeit gescheitert wären.

Vor mir liegt ein Artikel, den Clemenceau am 25. März 1917 in seinem „Homme enchaîné" veröffentlicht hat. Er beklagt mit folgenden Worten: „Nichts ist so hassenswert als der Boche (dieser Mann, der „kein Freund der Deutschen ist", nennt uns in keinem seiner Artikel Deutsche, immer nur „Boches"), wenn er über das Unglück der Verwüstungen klagt, zu denen er durch den Krieg gezwungen ist. Die Zerstörung von allem ist die erste Notwendigkeit seines Wesens. Er freut sich an ihr, ohne die großen und kleinen Vorteile des Plünderns zu vergessen. Man mag zu den wütendsten Beispielen der großen historischen Raubzüge emporsteigen, dem Germanen wird der Ruhm bleiben, die Grenze der Gewaltkrämpfe (convulsives de violence) erreicht zu haben, die kein menschliches Vieh, zu keiner Zeit, überschreiten konnte."

Spricht aus diesen Worten ein Haß, der jedes Augenmaß verloren hat und jede historische Wahrheit erwürgt hat, so spricht aus den folgenden Worten desselben Artikels die verkörperte Verachtung: „Weil sie es viel besser verstehen, Gebäude in die Luft zu sprengen, Kunstbauten zu vernichten, Frauen zu vergewaltigen, Kinder zu massakrieren, als Männern von Angesicht zu Angesicht entgegenzutreten, glauben diese einfältigen Boches, daß sie uns in Angst und Schrecken versetzen können."

Dieser Artikel erschien in denselben Tagen, in denen Herr Poincaré den berühmten Brief des Kaisers Karl aus den Händen des Prinzen Sixtus entgegennahm, und sollte jede in irgendeinem französischen Herzen aufkeimende Friedenssehnsucht ersticken. So haßte der Nichtgewählte.

Aber nicht wegen seines Hasses ist er nicht wieder gewählt worden, sondern weil man keinen Mann zum Präsidenten machen wollte, der sein eigener Ministerpräsident gewesen wäre. Die Nichtwahl entsprang, wie das Scherbengericht der Athener, der Furcht vor der Erneuerung einer Tyrannis.

Der Gewählte haßt uns nicht viel weniger stark als der Beseitigte. Er kleidet die Gefühle, die ihn uns gegenüber beseelen, nur in eine Form, die durch die langjährige Schule des Kammerpräsidiums geläutert worden ist. In einer Rede, die er am 26. Oktober 1916 in der Jahressitzung der fünf französischen Akademien hielt, und in der er darlegte, daß Frankreich, nachdem Deutschland nun zwanzigmal über seine Grenzen hergefallen sei, fünf Pflichten zu erfüllen habe: „einig zu bleiben, Deutschland besser kennen zu lernen, Frankreich besser kennen zu lehren, auf der Hut zu sein und nie zu vergessen", entwarf er als Muster einer psychologischen Studie über das Wesen der germanischen Rasse folgendes Bild: „Die Invasion Belgiens, der Brand von Löwen und Reims, der Mord der Miß Cavell, die Torpedierung von Handelsschiffen, die Ermordung Jacquets, die Hinrichtung des Capitäns Fryatt, die Wegführung der Zivilbevölkerung aus den besetzten Gebieten, das Massenaufgebot der Professoren zur Rechtfertigung dieser Schandtaten zeigen ein Volk, das von Sinnen ist, wie jene Horden an der Yser, die sich, von Äther trunken, in dicht gedrängten Kolonnen auf den Feind stürzten. Man ahnt über ihren Häuptern die blutigen Töchter der Walhalla und die wilden Gottheiten ihrer undurchdringlichen Wälder. Laßt die Unverschämtheit keimen, sagt Äschylus in den Persern, das, was aus der Erde hervorbricht, ist die Ähre des Verbrechens; man erntet Garben von Schmerzen."

Und diese Rede schloß mit der Mahnung, nie zu vergessen: „Die Kathedrale von Reims mit ihren blutigen Armen verflucht für immer das Verbrechen. Vergessen wäre Vaterlandsverrat. Aber nein, Frankreich wird nicht vergessen, es kann nicht wieder vergessen. Seine Toten stehen auf und blicken es an!"

Ein Volk, das diesen Mann, der nicht vergessen will, zum Präsidenten wählt — das mögen sich die Kontinentalen, die glauben, daß sie allein die französische Seele richtig erkannt haben, gesagt sein lassen —, will keine Verständigung. Die Wahl vom 17. Januar bedeutet keine Wendung in der französischen Politik. Sie war kein Scherbengericht gegen den Haß.

Die Lage in Irland.

Von Dr. Georges Chatterton-Hill

Die fortdauernde Gespanntheit der Lage in Irland hat uns veranlaßt, den in Berlin [illegible] Dr. Georges Chatterton-Hill, der uns wie kein anderer für diese Aufgabe berufen [illegible] in [illegible] Zukunfts-aussichten darzustellen. Die Redaktion.

Der in der verborgenen Kammer des „Rates der Drei" mühsam ausgearbeitete Friedensvertrag von Versailles, der der Welt den ewigen Frieden schenken sollte, hat nirgends Frieden gestiftet, am allerwenigsten in **denjenigen Ländern, die trotz allen Verheißungen Wilsons nach** wie vor gegen ihren Willen dem britischen Weltreich angegliedert bleiben sollen. Sowohl in Irland wie in Ägypten gärt es mächtig. Vom Präsidenten Wilson ihrem grausamen Schicksal überlassen, greifen beide Länder erneut zur Selbsthilfe und stören sehr erheblich die Freude, die man sonst in London über das Zustandekommen eines Friedens empfinden dürfte, der die Weltmacht Englands in noch nie dagewesenem Maße vermehrt.

Weder vor dem Krieg noch während desselben hat die deutsche Politik auch nur im entferntesten die Bedeutung Irlands, Ägyptens und Indiens als der drei Grundpfeiler des britischen Weltreichs erkannt. Daß aber ohne ein richtiges Verständnis für die Bedeutung jener drei Länder keine Weltpolitik betrieben werden kann, ist unbestreitbar.

Ohne die von Irland im Weltkrieg gespielte Rolle zu unterschätzen, haben die Führer des irischen Volkes stets gewußt, daß die Erreichung des großen Zieles der Freiheit der Meere nur durch die Befreiung wenigstens eines der drei genannten Länder und dessen Loslösung vom britischen Weltreich möglich sei. Das irische Volk war bestrebt, nach Kräften an der gewaltigen Aufgabe mitzuarbeiten. Leider sind seine Leistungen in Deutschland nur allzu



Militärpatrouille vor dem Sitz des „Dail Eireann" in Dublin.



Polizei-Blockhaus mit Schießscharten und Stahlpanzerung der Fenster.



Eckansicht der Stahlpanzerung bei einem Fenster.



Englische Banknote mit einem Aufdruck, der eine Sinn Fein Anleihe ankündigt.
Aus „Sphere" und „Illustrated London News".

wenig bekannt. Die Erhebung zu Dublin in der Osterwoche 1916, die von England in einem Meer von Blut erstickt wurde, hatte, obwohl ihr kein militärischer Erfolg beschieden wurde, einen unvergleichlichen moralischen Erfolg, sowohl nach außen wie nach innen hin. Die großartige Unabhängigkeitsbewegung, die wir heute in Irland wahrnehmen, verdankt ihr Entstehen und ihre Kraft in erster Linie der Erhebung von 1916. Die damals gepflanzte Saat ist in einer herrlichen Ernte aufgegangen. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß durch die entschiedene Stellungnahme des irischen Volkes im Krieg England einerseits die Wehrpflicht auf Irland nicht auszudehnen vermochte, andrerseits ständig 100—150 000 britische Truppen dort unterhalten mußte, die auf diese Weise dem Festlandsdienst entzogen wurden. Die moralische Rückwirkung der Auflehnung der Iren gegen die Gewaltherrschaft Englands, des patentierten „Beschützers" der kleinen Nationen, muß ebenfalls zu Irlands Gunsten in der Bilanz des Weltkrieges gebucht werden. Die irische Nationalversammlung, oder „Dail Eireann", hervorgegangen aus den allgemeinen Wahlen im Dezember 1918, hat gleich zum Anfang ihrer Tagung in Dublin die Irische Republik erneut ausgerufen und den Kriegszustand zwischen Irland und England proklamiert. Unter den gegenwärtigen Umständen kann dieser Krieg nur als Guerillakrieg geführt werden. Reuter ist im Auftrage der Londoner Regierung unablässig bemüht, die Legende in der Welt zu verbreiten, in Irland herrsche ein Zustand fast vollkommener Anarchie und Gesetzlosigkeit, dort sei Mord und Raub an der Tagesordnung, was ein energisches Eingreifen der englischen Behörden notwendig mache. Leider druckt auch die deutsche Presse die Reuterberichte ohne Kommentar ab, so daß der Fremde, der ungenügend über die Lage in Irland unterrichtet ist, tatsächlich glauben könnte, die Zustände dort seien den berüchtigten „russischen Zuständen" ähnlich. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Das irische Volk befindet sich im Krieg mit England. Wenn zahlreiche Mitglieder der englischen Besatzung — reguläre Truppen und Polizei — ihr Leben einbüßen, so handelt es sich durchaus nicht um „Mordtaten", wie Reuter glaubhaft machen möchte, sondern lediglich um die unvermeidlichen Verluste, die in jedem Krieg zu verzeichnen sind. Die Mitglieder der feindlichen Wehrmacht wissen genau, daß sie als solche ihr Leben aufs Spiel setzen.

Die Wahrheit ist, daß die englische Regierung sich einer nationalen Bewegung gegenüber befindet, der eine ungeahnte elementare Kraft innewohnt. Statt 80 gewerbsmäßige Politiker nach einem ausländischen Parlament zu schicken, wo sie ihre Zeit mit nutzlosem Schwätzen verbrachten, hat jetzt das irische Volk den Entschluß gefaßt, mit der Waffe in der Hand seine Freiheit zu erkämpfen. Es verfügt über ein zahlreiches, wohlorganisiertes Freiwilligenheer, dem aber bislang eine genügende Ausrüstung fehlt. Das irische Volk ist fest entschlossen, auf allen Gebieten den Krieg um sein unveräußerliches Recht mit sämtlichen ihm zu Gebote stehenden Mitteln fortzusetzen. Dazu gehört natürlich die möglichst völlige Lahmlegung der feindlichen Verwaltung in Irland. Der englischen Regierung ist der entschlossene Kampf des gesamten irischen Volkes alles andere als angenehm. Sie erkennt klar die Gefahr, welche die Unabhängigkeit Irlands für das Fortbestehen der englischen Weltsuprematie in sich birgt. Daher organisiert sie den Verleumdungsfeldzug gegen das irische Volk, das sie zu einer Verbrecherhorde stempeln möchte. Das einzige Verbrechen aber, dessen das irische Volk schuldig ist, besteht darin, daß es seine nationale Rechte den Interessen des englischen Kapitalismus vorzieht, und daß es in seinem Kampf ums Recht diejenigen Waffen aussucht, die am schnellsten und sichersten zum Ziel führen. In keinem Land, das muß mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, ist erwiesenermaßen die Kriminalität so gering wie gerade in Irland.

Den nationalen Kampf führt das irische Volk unentwegt weiter, und es tritt in das neue Jahr mit bedeutend gesteigerten Hoffnungen ein. Die amerikanischen Iren haben den Völkerbundsvertrag im Kongreß der Vereinigten Staaten zum Scheitern gebracht und dadurch die Unterordnung der amerikanischen Souveränität unter ein internationales Gericht, das der englischen Führung unterstanden hätte, verhindert. Es ist das ein erster bedeutsamer Sieg auch der irischen Sache. Es steht zu hoffen, daß das Jahr 1920 die Anerkennung der Irischen Republik durch die Vereinigten Staaten mit sich bringen wird.



Französische Betrachtung zur Siegesfeier für den „Nationalheros" Boxer Carpentier.

Das beste Weihnachtsgeschenk: „Pst, junger Mann, willst du Rothschilds Glück und mehr Ruhm als Foch und Clemenceau? Hier hast du Boxhandschuhe!" *„Le Rire".*

Die Wiener Not und die Verelendung des geistigen Lebens.

Von Sigmund Münz.



An einem kleinen Begebnis will ich zeigen, wie es um Wien steht und insbesondere um Wiens Intellektuelle, um das geistige Leben, um Universitäten, Bibliotheken, Theater, Musik. Vor einiger Zeit traf ich auf der Straße einen berühmten Forscher auf dem Gebiete der Botanik. Er erzählte mir, daß er eben von Schönbrunn zurückgekehrt sei. Sprach man früher von einem Besuche in Schönbrunn, so war es eine Audienz bei dem alten Kaiser Franz Joseph, von der man kam. Jetzt wohnen in dem Kaiserschlosse von Schönbrunn — Mietparteien. Nach dem Abgange des letzten Kaisers Karl war es mit Schönbrunn wie nach dem Tode Leos X. mit dem Vatikan. Die witzigen Römer hingen damals auf das große Tor des apostolischen Palastes ein Täfelchen mit den Worten: Est locanda — der Vatikan ist zu vermieten. Nach Entlassung des letzten Habsburgers war Schönbrunn zu — vermieten. Und Schönbrunn ist auch tatsächlich vermietet worden. Es gibt dort Wohnungen, die für fünf- oder sechstausend Kronen oder mehr zu haben waren. Ein jeder konnte sie beziehen, ob hoch oder gering. Unter anderen wohnt dort der ehemalige Handelsminister und letzte Bürgermeister der christlich-sozialen Ära, Dr. Weißkirchner, der früher sooft hier bei dem alten Kaiser in Audienz gewesen.

Also der Botaniker hatte nicht dem Kaiser, der nunmehr in der Gruft der Kapuziner auf dem Neuen Markt wohnt, sondern den — Palmen in den Treibhäusern von Schönbrunn seine Aufwartung gemacht. „Diese armen Palmen", bedeutete er mir, „fristen ein Dasein von einer Woche zur andern. Nun habe ich für die Warmhäuser wieder für einige Tage Kohle aufgebracht. Aber das wird nicht mehr lange gehen. Die Palmen werden bald erfrieren." — „Wäre es nicht besser," fragte ich ihn, „wenn man eine Auktion veranstaltete, damit die Palmen in die Hände Privater übergingen und so überhaupt gerettet würden?" — Schnell erwiderte er: „Das geht ja nicht. Wie wollen Sie im Winter die Palmen über die Straße bringen, ohne daß sie erfrieren? Und in die warme Jahreszeit wird man sie kaum mehr hinüberzuretten imstande sein."

Kann man wohl ein blutigeres Zeugnis für die Wiener Not aufzubringen imstande sein, als das Elend der sonst so willkommenen Fremdlinge aus dem Morgenlande, die, seit Jahrzehnten bei uns heimisch, in warmer, zärtlicher Obhut stets gehalten wurden?

Ich führte diese Episode an, weil sie beredt genug darstellt, daß Menschen und Dingen in Wien, die zum wissenschaftlichen Betriebe gehören, der Untergang droht. Und so ist es mit allen Instituten bestellt, die sich etwa an die verschiedenen Wiener Hochschulen angliedern — mit chemischen, physikalischen, physiologischen Kabinetten. Es fehlt das Brennmaterial zum Heizen, es fehlen auch die Rohstoffe zum Experimentieren. Es fehlt aber insbesondere auch die Frische und der Wagemut von Menschen, die zu lehren und zu lernen, um nicht zu sagen, zu entdecken und zu erfinden berufen sind.

Die große Mehrzahl von Gelehrten und Studenten, wenn sie nicht gerade zu den Einsamsten gehören, die für andere nicht zu sorgen brauchen, oder zu den Wohlhabendsten, hungern und frieren, und sie frieren nicht nur als einzelne, sondern auch als Teil des Kollektivums. An den Universitäten sitzen Lehrende und Lernende in Winterröcken, wenn die Hörsäle überhaupt geöffnet sind. Da und dort ein Hörsaal, dessen Feuerung für wenige Stunden gesichert wird durch das Zusammenwirken von wohlhabenden Hörern und Hörerinnen. Die großen Bibliotheken ungeheizt. Hof- und Universitätsbibliothek können nicht einmal mehr den Beruf erfüllen, von den Forschenden und Studierenden als Wärmestuben benutzt zu sein. Das Haus-, Hof- und Staatsarchiv, in dem einst Ranke so viel gearbeitet — eine Dependance des Staatsamtes des Äußeren — eine Ausnahme, geheizt und darum gern von Gelehrten aufgesucht, die den letzten Rest behaglicher Wärme, der in dieser frierenden Stadt noch aufzutreiben ist, nutzen, um den Akten Geheimnisse der jüngsten Tage zu entlocken, die das frühere monarchische Regiment hinter eisernen Gittern gewahrt hatte. Auch in die Stadtbibliothek rettet sich mancher, weil dort einige Scheite Holz und einige Würfel Kohle noch nicht aufgebraucht sind.

Unseren Bibliotheken droht das Los der Palmen von Schönbrunn: einzugehen — zu verdorren. Sie können nur noch in sehr beschränktem Maße Nachschaffungen machen. Die Bücher und Zeitschriften, die außerhalb Österreichs erscheinen, insbesondere in den Ländern mit einigermaßen gesunder Währung, sind uns fast unerschwinglich geworden bei dem niedrigen Stande unserer Krone, die nahezu zur Assignate zusammengeschrumpft ist. Schon in Deutschland erscheinende Schriften anzuschaffen, ist uns sehr erschwert. Und wie erst in der Schweiz, in England, Amerika, Frankreich und Italien veröffentlichte Bücher. Die Revuen bleiben aus. Wie sollen unsere Bibliotheken noch die in Kronen geradezu abenteuerlichen Preise für englische oder amerikanische Zeitschriften und Bücher bezahlen? Ich fürchte ernstlich, daß bei der Kluft, die zwischen der Mark und der österreichischen Krone besteht, Wien als Büchermarkt den Deutschen fortan nicht mehr das große Absatzgebiet bedeuten werde wie vormals. Also die deutsch-österreichischen Intellektuellen, in ihren heiligsten Gefühlen verletzt durch die grausamen Verdikte von Versailles und St.-Germain, zufolge deren wir uns an Deutschland nicht angliedern dürfen, sind auch insofern materiell und moralisch schwer betroffen, als ihnen das geistige Schöpfen aus dem deutschen Gesundbrunnen immer schwerer gemacht wird. Deutschlands Leid mag in jeder Richtung riesengroß sein. Aber was ist es, gemessen an der deutsch-österreichischen Bettelexistenz des Staates und des einzelnen!

Und Österreichs Leid mag an sich riesengroß sein. Was aber ist das Leid der österreichischen Provinzen, gemessen an dem Dasein **Wiens**, das sozusagen auf die Teufelsinsel gesetzt ist! Das geistige Leben Wiens droht noch mehr zu verdorren als das der kleineren Landeshauptstädte von Österreich. Ehemals war es der Ehrgeiz eines jeden Gelehrten etwa in Graz oder Innsbruck, eine Berufung an eine Wiener Hochschule zu bekommen. Jetzt ist es das Streben der meisten Wiener Gelehrten, wenn schon keine Berufung nach dem Auslande, so doch wenigstens nach österreichischen Provinzstädten zu haben, denn in Graz und Innsbruck finden sie erträglichere und billigere Atzung als in Wien und leichter ein Scheit Holz, ihren Ofen zu heizen. Leichter als in Wien mit seinem von Tag zu Tag wachsenden Delirium der Preise für Nahrung und Brennmaterial. Jeder höhere Ehrgeiz muß eben jetzt dem animalischen Bedürfnisse nach Lebensmöglichkeiten weichen. Und wie überglücklich sind solche Gelehrte erst, wenn ihnen etwa ein Ruf nach dem Auslande, nach

Deutschland oder gar der Schweiz winkt, die, weil die Professoren an den kantonalen Universitäten kein Ruhegehalt im Alter beziehen, vormals nur als Durchgangstation für Deutschland oder auch Österreich angesehen ward.

Das Leben der Intellektuellen hat sich unsagbar traurig in Wien gestaltet. Außer den allgemeinen aus dem Kriege und dem von den Henkern in St.-Germain über Österreich verhängten Todesurteil sich ergebenden Ursachen tragen Schuld daran die von gewissen Volksbeglückern gelehrten Doktrinen: Daß die Arbeit der Hand zum mindesten gleichwertig sei mit der Arbeit des Geistes. Es ist dazu gekommen, daß nunmehr der Arbeiter, ja sogar der Tagelöhner ungleich belohnter dasteht als der geistige Mensch. In bürgerlichen Blättern wurde die Tatsache als ungeheuerlich erwähnt, daß auf den Kliniken die Scheuerfrauen besser bezahlt seien als die Assistenten. Gymnasiallehrer führten öffentliche Klage darüber, daß die Kanalräumer Wiens ungleich besser entlohnt wären als sie, die Lehrer der Mittelschule. Und es fanden sich Menschen, die, um der Menge zu gefallen, sich zu der Niedertracht hergaben, diesen Zustand mit der sophistischen Begründung zu rechtfertigen, daß die Intellektuellen in ihrem Wirken an sich Genugtuung ernteten, und daß es nur gerecht sei, wenn die niedrigste Arbeit wenigstens durch die Aussicht auf höheres Behagen entschädigt sei.

Beklemmend ist der Zustand unserer Galerien. Man weiß, daß die Regierung in die ernste Erwägung eingetreten war, Kunstwerke zu verkaufen, um Lebensmittel dafür einzutauschen. Das Ungeheuerliche ist noch nicht geschehen. Man weiß, daß Lord Curzon im britischen Parlament sich äußerte, in London mute man den Österreichern nicht zu, ihre Kunstwerke zu verkaufen, aber man wolle so human sein, sie als Pfandobjekte für Amerika anzunehmen, bis daß Österreich sich erholt hätte und in der Lage wäre, das Verpfändete wieder einzulösen. An eine Mehrung unseres Reichtums an Kunst darf niemand mehr denken. Wie froh wollten wir sein, könnten wir unseren Kunstbesitz wenigstens erhalten. Unsere Galerien aber weisen nach den durch die Italiener vollzogenen Entführungen hervorragender Kunstwerke bereits gewaltige Lücken auf. Und was mag uns noch bevorstehen seitens der Staaten, welche die Nachfolge der habsburgischen Monarchie angetreten haben. Sie haben genau ausgerechnet, auf welche Schätze in unseren Galerien, in der Hofbibliothek und in der ehemals kaiserlichen Schatzkammer der ungarische und der tschechische, der polnische und der jugoslawische Staat Anspruch hätten. Die große Liquidation Österreichs ist nach mehr als einjähriger Arbeit noch immer nicht abgeschlossen. Man streitet nicht nur um Bilder, Handschriften und Juwelen, sondern auch um die Quadern und Ziegel mancher Staats- und Hofpaläste und um Bäume und Sträucher von Wiener Parkanlagen. Sie streiten wie die beiden Frauen, die zu Salomon kamen und dasselbe Wesen als ihr Kind begehrten. Nach den bisher gemachten Erfahrungen fürchte ich aber, daß nicht immer salomonische Urteile werden gefällt werden, denn die Weisheit und Milde der Sukzessionstaaten feierten schon in Versailles keine Triumphe und noch viel weniger in St. Germain. Es fehlt ja nur noch, daß sie die Ehrengräber unseres Zentralfriedhofs plündern, daß sie etwa die Urne entführen, in der an geweihtester Stätte unseres großen Campo santo die Asche Beethovens geborgen ist, den Schädel Schuberts fordern, die Gebeine Mozarts, die Überreste Haydns, Glucks, Brahms' und Johann Straußʼ. Sollte Paderewski, im Nebenamte auch Landsmann Chopins und Musiker, nicht den glücklichen Einfall haben, daß, da Galizien vormals ein Teil Österreichs war, es nunmehr ein Recht habe auf einen entsprechenden Anteil an den Gräbern der Musik-Heroen, und daß wenigstens ein Stück von ihnen nunmehr beigesetzt werden soll im Wawel in Krakau? Da die Sukzessionstaaten — Ungarn ausgenommen — darauf halten, Republiken zu sein, werden sie wenigstens die Leichen der Habsburger in der Kapuzinergruft nicht für sich einfordern. Ungarn freilich wird vielleicht entdecken, daß, weil Maria Theresia als Königin von Ungarn in dem nun zu dem slowakischen Bratislava verwandelten Preßburg unter dem Rufe „Moriamus pro rege nostro“ gefeiert und Franz Joseph in Ofen zum König gekrönt ward, eine Quote an diesen Habsburger Gräbern auch ihm gebühre. . . .

Wien bietet heute den Anblick eines Schlachtfeldes, auf dem die Leichenfledderer Plünderungschau halten. Alle Welt sucht die Trümmerstätte ab und wühlt in den Taschen der Toten. Diese alte Kulturstätte, an der sich einstmals die Barbarei der Türkengefahr und zuletzt die vielleicht noch größere des Bolschewismus gebrochen hatte, windet sich jetzt in Krämpfen. „Lo spasimo di Vienna“ möchten wir ausrufen. Was wird unter solchen Verhältnissen aus der Musikstadt par excellence werden? Was aus der Oper, einer der ersten der Welt, mit ihrem berühmten Orchester? Aus den Konzertsälen, in denen die ersten Meister aller Breiten aufzutreten gewohnt waren? Welcher Star wird an eine Stadt zu fesseln sein, die in einer Münze zahlt, die bei uns selbst nicht mehr viel zählt und im Auslande kaum noch als Tauschmittel des internationalen Verkehrs anerkannt ist? Und ist ein künstlerischer Genuß, den man halbfrierend erlebt, noch Behagen verbreitend? In einem Circulus vitiosus bewegt sich die Existenz Wiens. Gerade jetzt müßte unsere Stadt alles daransetzen, ihre Vergangenheit fortzusetzen zu einer großen Zukunft und die Fremden anzuziehen. Die Stadt aber, in der es einst von ernsten Sinfonien klang und fröhlichen Walzern, wartet, wenn es so weiter geht, ihres Sterberequiems. Eine Stadt, die einstmals künstlerische Wärme über die ganze Erde ausstrahlte und nunmehr vereist.

Die letzte Ursache dieses Verhängnisses, das über der Zweimillionenstadt dräut, ist einerseits unser Nichtanschluß an Deutschland, andererseits die von den Sukzessionstaaten über uns seit 1¼ Jahren verhängte Blockade, welche die Ententemächte mit schönen Worten umspinnen, ohne sie zu brechen durch die Tat. Vielleicht kommen für die Città dolente, die Wien nunmehr ist, schon bald noch furchtbarere Stunden als diejenigen, die wir schaudernd erleben. Wir Deutsch-Österreicher können vorläufig nichts tun, als mit stillem Ingrimm die Folgen der Abschneidung von Deutschland schlucken. So lange wir aber nicht ganz erstickt sind, erwarten wir von der Zukunft die Befreiung von dem über uns verhängten Banne, und Befreiung wird eines Tages Anschluß an Deutschland sein. Darf ich hiermit so unbescheiden sein, ein Wort zu zitieren aus meinem jüngst in Wien erschienenen Werke „Weltkongreß und Weltgericht. — Ein Appell an die hohen Geister aller Völker“? Dort sage ich: „Wir Deutsch-Österreicher sind eingeladen, eine friedliche Irredenta zu sein in Mitteleuropa. Ein Herz und eine Seele werden wir sein, die Internierten in Österreich und die Eingemauerten in den Sudetenländern und die unter Weinlaub, Lorbeer und Zypressen Begrabenen jenseit des Brenners. Eine Seele sein, ein Herz mit den sechzig Millionen im Reiche. Keine Irredenta, die auf des Schwertes Knauf sich stützt, sondern des Erwachens von Gerechtigkeit harrt, von Völkerbund und Weltgemeinschaft.“ Das Los von Vindobona irredenta kann sich nur bessern, wenn die zu brechende Blockade der Staaten, welche die Nachfolge Habsburgs angetreten, das Vorspiel bildet des eines Tages zu erfolgenden Anschlusses Deusch-Österreichs an Deutschland.

Archimedes als Erzieher.

Der Einfluß der Erfindungen auf den Fortschritt der Menschheit.

Von Max Geitel, Geh. Regierungsrat.



Die belehrende, erzieherische Tätigkeit des Erfinders hat Goethe in die Worte gekleidet: „Alles Erfinden kann als eine weise Antwort auf eine vernünftige Frage angesehen werden.“ In Archimedes verehrt die weitverzweigte, vielseitige Erfinderschaft ihren Ahnherrn, den ersten geschichtlich nachweisbaren Schöpfer bahnbrechender Erfindungen, den Begründer der wissenschaftlichen Mechanik. Und so steht er unter den Erziehern der Menschheit an hervorragender Stelle.

Das erste dem Erfinder die verdiente Entschädigung gewährende Patentgesetz, das im Jahre 1623 erlassene englische Statute of monopolies, brachte, wie Dr. F. Damme* ausführt, ebenfalls zum Ausdruck, daß der Erfinder der Lehrherr der Nation ist. Es geschah dies in der Weise, daß als Frist für die Dauer des Patents ein Zeitraum von zweimal, ausnahmsweise von dreimal sieben Jahren gesetzt wurde, das ist ein Vielfaches der damals üblichen Lehrzeit von sieben Jahren. Die erzieherische, anregende Wirkung dieses ältesten, für alle Kulturstaaten vorbildlich gewordenen Patentgesetzes, der Grundlage des industriellen Hochstandes des Inselreiches, hat Goethe mit den Worten gekennzeichnet: „Der Engländer ist Meister, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer Tat führt.“

Die Nachfolger des Archimedes, die Vertreter der auf die Technik angewandten Wissenschaften, haben sich gegenüber den Vertretern derjenigen Wissenschaften, die in den alten Fakultäten gepflegt werden, allmählich und schrittweise die ihnen gebührende Anerkennung erkämpfen müssen. Martial spricht die für den damaligen Techniker wenig schmeichelhafte Mahnung aus: „Laß deinen Sohn, wenn er einen harten Kopf hat, Auktionator oder Baumeister werden“, und noch im Jahre 1867 mußte Max Maria v. Weber klagend ausrufen: „Es gibt noch keinen Ruhm für den deutschen Techniker! Noch ist jenes Wissen, das die Körper von der bindenden Macht der Schwere befreit, den Gedanken, so schnell als er entsteht, um den Erdball wandern läßt, das uns kleidet, nährt und behaust, in denjenigen Kreisen der zivilisierten Welt, in denen der Ruhm entsteht und wohnt, jenem Können nicht ebenbürtig erklärt worden, welches die Geister schmückt und die Seelen erquickt. Noch ist die Technik nicht salonfähig in der guten Gesellschaft, noch ist die gute Erziehung nicht verpflichtet, von ihr Notiz zu nehmen. — Noch gilt die Technik in der zivilisierten Welt und namentlich in Deutschland, als unbequemer Eindringling aus den Schichten der materiellen Arbeit, da drunten in die höher berechtigten Lebenkreise.“ Inzwischen hat sich die Anerkennung der Leistungen der Technik wesentlich gehoben, brachte doch das Zeitalter der Elektrotechnik dem Techniker die Befugnis, die Würde eines Dr.-Ing. zu erwerben.

Die Segnungen, die die Menschheit den Erfindungen verdankt, sind mit einer Anzahl von Nebenerscheinungen verknüpft, die die von Max Maria v. Weber und anderen



„Faß an, und du wirst sie bewegen.“
Nach Varignons 1787 erschienenem „Projet d'une nouvelle mecanique“

hervorragenden Technikern schmerzlichst empfundene Ablehnung begreiflich erscheinen lassen. Die Fortschritte der wissenschaftlich vertieften Technik setzten mit besonderem Erfolg gerade dann ein, als auch das geistige Leben zu einer neuen Entfaltung gelangte, nämlich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Die ersten Eisenbahnen waren — ein eigenartiger Gegensatz — Kinder der beschaulichen Biedermeierzeit. Das Hasten, das Lärmen der Maschinen, die tausende brotlos machten, das massenweise Zusammenströmen fremder, nicht immer einwandfreier Elemente, die oft rücksichtslose Zerstörung von Naturschönheiten, die leider nicht minder häufige pietätlose Zerstörung des Alten, mußten notwendigerweise scharfen Widerspruch auslösen und den Glauben an eine erzieherische, wohltätige Wirkung der Erfindungen selbst bei weniger empfindsamen Seelen auf das stärkste erschüttern. Montesquieu wies in seinem im Jahre 1748 erschienenen „[illegible] des Esprits“ darauf hin, daß die Maschinen geeignet seien, vielen Händen die Beschäftigung zu rauben, viele Leute außer Verdienst und Brot zu bringen.



260-m-Telefunken-Turm in Nauen.

Justinus Kerner brach in die Klage aus:

„Laßt mich in Gras und Blumen liegen
Und schaun dem blauen Himmel zu,
Wie goldne Wolken ihn durchfliegen,
In ihm ein Falke kreist in Ruh.

Die blaue Stille stört dort oben
Kein Dampfer und kein Segelschiff,
Kein Menschentritt, kein Pferdetoben,
Nicht des Dampfwagens wilder Pfiff.

Laßt satt mich schauen in die Klarheit,
In diesen keuschen, sel'gen Raum,
Denn bald könnt werden ja zur Wahrheit,
Das Fliegen, der unsel'ge Traum.

— — — — — — —

— — — — —

Verzeiht dies Lied des Dichters Grolle,
Träumt er von solchem Himmelsgraus,
Er, den die Welt, die dampfestolle,
Schließt von der Erde lieblos aus.“

Luise Otto, die Dichterin der „Lieder eines deutschen Mädchens“, klagte, als am 24. April 1837 die erste Teilstrecke der Leipzig-Dresdener Bahn eröffnet wurde:

„Dahin, dahin der einsam stille Frieden,
Dahin, dahin ein jed' idyllisch Glück!
Denn alle Ruh ist aus der Welt geschieden —
O Dampf! Fürwahr, das [illegible].“

Zum Schluß ließ sie allerdings der Eisenbahn ihr Recht zuteil werden, indem sie deren die Völker verbindende Tätigkeit anerkannte.

* Dr. F. Damme: „Das deutsche Patentrecht.“ Berlin 1906.



Eisenwalzwerk. /



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Gemälde von Adolf v. Menzel.

In einem wohltuenden Gegensatz zu der schroffen Ablehnung, die die aus der Ausgestaltung der Dampfmaschine sich schnell entwickelnde Technik vielfach erfuhr, steht Goethes auf Grund seiner dienstlichen Tätigkeit gebildetes unparteiisches und gerechtes Urteil. Wohl am lapidarsten bringt Tolstoi seine Auffassung dahin zum Ausdruck, daß er die modernen Menschen bemitleidet, die in ihren Eisenbahnen von Stadt zu Stadt fliegen, um ihren traurigen Zustand der ganzen Welt bei elektrischem Licht zu zeigen. Der Einfluß, den die Erfindungen auf den Fortschritt der Menschheit ausüben, macht sich sowohl in materieller als auch in ethischer Hinsicht geltend. Die materiellen Einflüsse sind die augenfälligeren und werden daher nur zu leicht gegenüber den ethischen allzusehr in den Vordergrund gerückt. Diese Art der Bewertung ist die Grundursache des vielfach gehegten Vorurteils. Um dieses zu berichtigen und die hohen ethischen Werte darzulegen, die der durch die Erfindungen zu ihrem heutigen Hochstand emporgeführten Technik innewohnen, muß eine schlaglichtartige Musterung der wichtigsten materiellen Erfolge der Erfindungen zuvorgehen. Das stark hyperbolisch anmutende Wort des Archimedes: „Gib mir einen festen Punkt, wo ich hintreten kann, und ich bewege die Erde", entspricht voll und ganz den Hebelgesetzen. Und so hat, als wir noch nach Zentnern und Meilen rechneten, ein Zahlenschwelger festgestellt, daß ein 150 Pfund schwerer Mensch mit seinem Gewicht die auf 82 707 950 738 396 198 724 012 Zentner berechnete, an einem 1 Zoll langen Hebel aufgehängte Erde mittels eines 191 453 589 672 213 423 Meilen langen Hebels zu heben vermöge. Mit einem derartigen Schwelgen in Zahlen ist seitens unberufener Lobredner der Technik viel Unheil angerichtet worden. Ein solches Schwelgen muß notwendigerweise zu Widerspruch Anlaß geben. Es ist außerdem völlig überflüssig, da auch hier wie anderwärts ein kühles Abwägen den einzig richtigen Maßstab gibt. Als ein Fehlgriff ist es beispielsweise zu erachten, wenn mit Stolz, ohne weitere Erläuterungen, darauf hingewiesen wird, daß die Menge des von einem Mann erzeugten Mehles sich seit Homer um das 144fache erhöht, und daß innerhalb eines Jahrhunderts die Leistungsfähigkeit der Baumwollverarbeitung sich um das 800fache vermehrt hat. Mit Recht warnt Schmoller in seiner „Allgemeinen Volkswirtschaftslehre", in jene dithyrambischen Lobpreisungen einzustimmen, als habe die Maschine und die Technik uns seit 100 Jahren so mit wirtschaftlichen Gütern überschüttet, daß wir alle bei richtiger Einrichtung unserer Volkswirtschaft herrlich und in Freuden, ohne große Anstrengung, etwa täglich nur 2 bis 4 Stunden arbeitend, leben könnten. Auch dann, wenn wir Schmollers berechtigte Warnung beherzigen, bleibt aber der Erfolg der auf die Technik angewandten Wissenschaften hinreichend groß. Wir brauchen uns nur die Frage vorzulegen, was aus der Menschheit ohne die durch die Erfindungen ermöglichte Steigerung der Erzeugung der wichtigsten Bedarfsartikel geworden wäre.

Der materielle Wert dessen, was Archimedes und seine Nachfolger der Menschheit gelehrt haben, besteht darin, daß sie die Naturkräfte in den Dienst des Menschen stellten, diesen von körperlicher Arbeit entlasteten, den Stoff, die Schwere, den Raum, die Zeit meisterten. Bei der nachstehenden, nur auf besonders in die Augen springende Beispiele beschränkten Würdigung dieser materiellen Erfolge wollen wir Vorsicht walten lassen, um uns nicht dem Vorwurf der Zahlenschwelgerei auszusetzen. In der Meisterung des Stoffes haben die Baumeister des Altertums bereits Erstaunliches geleistet, und die Monolithen Ägyptens sind sprechende Denkmale einer weitgehenden Technik der Steinbearbeitung. Diese Leistungen waren aber nur möglich auf Grund rücksichtslosester Ausnutzung der menschlichen Muskelkräfte. Hier hat die maschinelle Bearbeitung befreiend gewirkt und den Menschen in weitestem Maße der seiner würdigen geistigen Arbeit zugeführt. Die zum äußersten getriebene Ausnützung menschlicher Körperkraft wäre übrigens niemals imstande gewesen, jene riesenhaften Werkstücke aus Eisen und Stahl zu schaffen, die das Eisenbahnwesen, der Schiffbau, der Brückenbau der Jetztzeit verlangen. Eine Eisenbahnschiene herzustellen, war erst nach Erfindung des Walzwerkes möglich, dessen Zyklopenarbeit uns Menzel mit verblüffender, durch künstlerische Auffassung verschönter Treue vor Augen führt. Das hier mit vollendeter Meisterschaft dargestellte Ringen der Menschen mit dem widerspenstigen Stoff ist inzwischen durch weitere Ausgestaltung der maschinellen Hilfsmittel wesentlich gemildert. Eine der schwersten körperlichen Arbeiten ist das Glasblasen. Die moderne Flaschen-Gießmaschine ersetzt 30 Glasbläser und liefert täglich bis zu 25 000 Flaschen, dieselbe Umwälzung auf diesem Sondergebiete verursachend, die im achtzehnten Jahrhundert der mechanische Webstuhl gegenüber der Handarbeit mit sich brachte, von Goethe in „Wilhelm Meister" so anschaulich geschildert. In der Buchdruckerei leistet die Typensetz- und Gießmaschine das Vierfache der Handarbeit. Die heutige Zündholzmaschine liefert täglich in Schachteln wohlverpackt 3½ Millionen Streichhölzer.

Unser Verkehrswesen steht im Zeichen der dauernd wachsenden Meisterung von Raum und Zeit. Innerhalb der zwei Jahrhunderte von 1700 bis 1900 stieg die durchschnittliche Reisegeschwindigkeit von 1,6 Kilometer in der Stunde auf 90 Kilometer und mehr; die weltberühmten, im Jahre 1903 auf der Strecke Marienfelde—Zossen unternommenen Schnellbahnversuche ergaben sogar die Möglichkeit einer Geschwindigkeit von 210 Kilometer in der Stunde. Inzwischen sind Luftschiff und Flugzeug als Verkehrsmittel



Versuchswagen der deutschen Schnellbahnversuche. Zossen 1903.

mit Erfolg in Tätigkeit getreten. Das Luftschiff „Bodensee" der Deutschen Luftschiffahrt-Aktien-Gesellschaft fuhr auf seiner ersten regelmäßigen Passagierfahrt Friedrichshafen Staaken bei Berlin mit 120 Kilometer Stundengeschwindigkeit, und das Verkehrsflugzeug der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin entwickelt eine Geschwindigkeit von 140 Kilometer. Am weitesten in das Luftmeer emporgedrungen ist der Freiballon „Preußen", der am 31. Juli 1901 den bisher nicht übertroffenen Höhenrekord von 10 800 Meter aufstellte.

Eine erfreuliche Nebenerscheinung der gesteigerten Verkehrsgeschwindigkeit ist die starke Verminderung der verletzten und getöteten Reisenden. Dies gilt insbesondere auch bezüglich des Fliegens. Im Jahre 1908 entfiel ein Todesfall auf 2000 Flugkilometer, im Jahre 1912 auf 171 000. Innerhalb von 5 Jahren hat sich also die Sicherheit des Fliegens um das Achtundzwanzigfache erhöht. Unsere Riesen-Eisenbauten sind das Ergebnis der wissenschaftlichen Vertiefung der Erkenntnis der die Brücken beanspruchenden Kräfte und der Kenntnis der Eigenschaften des Eisens. Der Eiffelturm ragt 300 Meter als zierliches Netzwerk empor, fast erreicht von dem ihn an Kühnheit übertreffenden, nicht minder kunstvollen, 260 Meter hohen Turm der Nauener Telefunken-Station, die den Austausch drahtlosen telegraphischen Verkehrs mit den Antipoden vermittelt.

Die elektrische Kraftübertragung setzt uns in den Stand, die billigen, in mächtigen Staubecken aufgespeicherten Wasserkräfte in Tausenden von Pferdestärken über das Land zu verteilen. In der Landwirtschaft steigerte der Dampfpflug den Rohertrag um 25 v. H. Hatte das Stearinlicht eine Lichtstärke von 1,15 Kerzen, so besitzen die heutigen sogenannten Halbwattlampen bis zu 4000 Kerzen. In das Innere der Erde dringt der tiefste der zahllosen Schächte bis auf eine Teufe von 1583 Meter, die tiefsten Bohrlöcher der Erde wurden bis auf 2311 Meter hinabgesenkt. Die chemische Industrie versorgt uns mit Nahrungs- und Heilmitteln von früher unbekannter Güte und Wirkung, sie erschließt uns die Farbenpracht der in der Steinkohle schlummernden Anilinfarben, und aus der Luft versorgt sie uns mit dem für die Düngung unserer Felder erforderlichen Stickstoff, uns von dem Auslande unabhängig machend. Die Gesteinbohrmaschine ebnet dem Dampfroß durch das die Völker trennende Gebirge den Weg. Der Simplontunnel durchdringt in einer Länge von 19,803 Kilometer das Bergmassiv. Von beiden Seiten gleichzeitig in Angriff genommen, treffen sich die Tunnelachsen dank der aufs höchste gesteigerten Vervollkommnung der Vermessungstechnik und der Präzisionsinstrumente mit unbedingter Sicherheit im nächtlichen Schoße des Berges. Der Telegraph übermittelt nicht nur das geschriebene und das gesprochene Wort von Land zu Land, sondern das auch auf die photographische Platte gefesselte Bild. (Schluß folgt.)

Der Minister vom Stein und die Gegenwart.

Von Dr. Hanns Martin Elster.

II. (Schluß.)

Wir sind heute in einer ähnlichen Lage wie Preußen 1807. Ein Volk, das durch einen verlorenen Krieg zur Rechtlosigkeit in der Welt verdammt wurde und als Objekt der Politik betrachtet wird... In diesem Volke wächst nun stetig der Wille, aus dem Zustande der Niederlage, der Unfreiheit herauszukommen, wieder Subjekt zu sein, gleich den anderen Völkern der Erde. Stein warf sich dem gleichen Willen in die Arme, ging ganz in ihm auf: nicht nur Deutschland, sondern die Welt zu befreien von der Tyrannei eines Mannes, eines einzelnen Volkes. Nicht um Deutschlands, um der Welt, sondern um der Menschheit, um der Menschlichkeit willen. Der gleichen Aufgabe dient auch heute wieder das deutsche Volk. Um der Sittlichkeit willen!

Ihr war Steins Wirken und Denken grenzenlos unterworfen, ohne jede Enge, in aller Größe, Weite und Freiheit. Aus wirklicher Deutschheit und aus wirklichem Seelenadel heraus. Aus einer großen, wahren Vaterlandsliebe: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland!" In dieser einzigen Leidenschaft seines Lebens besaß er die dämonische Überzeugungstreue, die Preußen vernichtet hätte, wenn davon die Rettung, die Stärkung Deutschlands abhängig gewesen wäre. In diesem realistischen Idealisten, in diesem romantischen Ethiker und schöpferischen Staatsmann wohnte ein deutsches Ideal, so großzügig, daß es sich erhob über den kühlen Geist aller Nützlichkeitsfanatiker, aller vorsichtig erwägenden Staatsraison und kalt rechnenden Diplomatie. Er war der Mann der großen Anschauung, der großen Linie und der großen Ziele. Weil er nicht aus einer nur politischen Vorstellung oder Konstruktion heraus sein Staatsgebilde und seine Weltbefreiung schuf, sondern aus seinem Wesen, das das des Volkes war. Dieses selbst wollte Steins Willen und will ihn noch heute; in der Befreiung von Napoleons Herrschaft zwang Stein, das ist seines Genies Vollendung, das Volk zur Einsicht seines unbewußten Wollens, zur Kräftesammlung auf diesen Willen: in der Staatsforderung drang Stein nicht durch, eilte er so weit seiner Zeit voraus, daß viele seiner Ideen erst im Laufe des 19. Jahrhunderts durchgeführt ward, manches heute noch der Erfüllung harrt. Es harrt noch der Erfüllung: das ganze Kapital an geistiger und sittlicher Tüchtigkeit im Volke, sich im öffentlichen Leben auszuwirken, den einzelnen für die Gesamtheit leben, im Dienste der Gemeinschaft tätig sein zu lassen. Stein strebte unter Wahrung der geschichtlichen Entwicklungen und Bedingungen den deutschen Volkstaat an, weil sein Herz weder für den absoluten Staat als verwaltungstechnische Maschine, bureaukratische Einrichtung, politisches Mittel noch für das reine Individuum, dem der Staat zu dienen hat, schlug, sondern weil der Staat das Individuum und dieses jenen veranlassen, befruchten, gestalten, bilden, wie sich wechselseitig gehören sollten, weil das Volk der Staat und der Staat das Volk sein sollte. Diese Idee konnte Stein nicht durchsetzen, aber er hinterließ sie als sein politisches Erbe, das weiter wirkte bis in unsere Tage als eine große Tradition der klassischen Zeit.

Stein ging für seine Staatsidee auf die einfachsten klarsten Grundgesetze zurück: der Staat ist für den Einzelnen wie für die Gesamtheit da, der Einzelne und die Gesamtheit auch für den Staat; durch dies Verhältnis gewinnen der Einzelne, das Volk, der Staat, jeder auf seine Weise. Es gilt den Weg zu finden, diese Grundanschauung dem Einzelnen Gewißheit werden zu lassen: die Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit, Nationalehre sind die praktische Aufgabe Steins und seiner Leute gewesen, sind sie für Volksführer auch der Gegenwart.

Stein fand ein Volk vor, das am Staat innerlich nicht teilnahm, weil es an ihm nicht beteiligt war. Ein veraltetes Regierungsystem hatte den Einzelnen, die Gesamtheit dem Staate entfremdet. Nur durch Reformen war die Freude am Vaterlande wieder zu wecken. In gleicher Lage ist das heutige Deutschland: die Änderung des Regierungsystems, der Verfassung soll in weiten, bisher staatverdrossenen Kreisen wieder fruchtbare Mitarbeit am Staate veranlassen. Freilich Steins Reformen verloren, so tief sie auch in soziale Zustände einschnitten, nie die große nationale Linie; er sah stets ihren Wert für die innere und äußere Politik zugleich und unterstellte sie seinem universalen Ziel: den Einzelnen und das Volk zu sittlich freien Menschen, politisch freien und selbständigen Bürgern zu machen, Deutschland zu lösen aus den Fesseln eines fremden Willens, innen und außen neu zu gestalten. In dem kurzen Zeitraum von dreizehn Monaten, die Stein vom 1. Oktober 1807 bis 24. November 1808 Minister war, war der Grundstein gelegt für das neue Staatswesen der Deutschen. Die Impulse und Gedanken jener Tage wirken bis in unsere Tage nach, nachdem bereits das ganze neunzehnte Jahrhundert von ihnen gezehrt hat, und wirken noch weiter nach. Steins ethisch-idealistische Staatsauffassung muß wieder gültig werden gegenüber der materialistischen

Staatsauffassung der letzten dreißig Jahre. Der Staat ist nicht dazu da, die Menschen reich, glücklich, materiell zufrieden zu machen, sondern sittlich, tüchtig, selbständig, selbsttätig und innerlich frei. Unter sittlich hochstehenden Bürgern eines Staates blüht das Glück des Einzelnen als Ergebnis der Zustände.

Stein legte, nachdem er in seiner zwanzigjährigen Beamtenerfahrung erkannt hatte, wie wenig Lebenskraft noch der friderizianische Staat in sich trug, den Hebel an der Wurzel des durch genielose Fürsten zu Unrecht weiter bestehenden absolutistischen Systems an, indem er die Kabinettsregierung beseitigte, die Minister zu selbständigen, verantwortlichen Staatsmännern erhob, aus dienenden Organen des Königs Organe der Gesamtheit, des Volkes machte. Freilich, das Interesse eines allzu monarchistischen Monarchen fiel ihm bei der Ausführung seiner Idee in den Arm und ließ nur die halbe Maßregel des Premierministers zu; aber mit diesem und seinem kollegialischen Wirken in der „Generalkonferenz" war doch die Vorstufe zur späteren Ministerverantwortlichkeit geschaffen. Diese war ja überhaupt erst möglich, nachdem Stein die Provinzialeinteilung der ministeriellen Geschäfte abschaffte, die der staatlichen Einheitsidee dienenden Fachministerien einrichtete. Wie in dem Mittelpunkt der Staatsregierung, so schuf der erfahrene Verwaltungsbeamte, der Stein nach zwanzigjähriger Amtszeit in Westfalen als Oberbergrat und Oberpräsident war, auch die *Provinzialregierung* von Grund aus um. Die Oberpräsidenten wurden zu ständigen Kommissaren des Gesamtministeriums, „die innerhalb ihrer Provinz für den nötigen Kontakt zwischen Zentralregierung und Provinzialbehörden zu sorgen hatten". Zugleich wurde ihnen auch die Aufsicht über die ständischen Verfassungen der Provinzen und die Vertretung des Staates in den Ständeversammlungen übertragen. Dadurch kamen sie in einen innigen Zusammenhang mit den Wünschen und Interessen der Bevölkerung, und diese wurde veranlaßt, energischer an der Regierung teilzunehmen. Durch Beigabe von ständischen Deputierten zu den Provinzialbehörden mit Sitz und Stimme im Regierungskollegium, durch deren Sach- und Ortskenntnis und Bodenständigkeit wurde jede Regierungsmaßnahme mit nationalem Leben erfüllt und im Gegensatz zur strafferen Zentralisierung der großen Verwaltungsbehörden in den Ministerien ein dezentralisierendes eigenes provinzielles Leben entwickelt. Dem Volkstum jeder einzelnen Provinz wurde auf diese Weise Rechnung getragen. Wie sehr sich diese Einrichtung, die dadurch verstärkt wurde, daß Verwaltung und Justiz geschieden wurden, bewährt hat, beweist die Geschichte des 19. Jahrhunderts, beweist die Reformtätigkeit der Gegenwart, die von den Steinschen Grundsätzen nicht abgehen darf, will sie nicht den ganzen Bau zerstören. Auch innerhalb der Provinzialbehörden schuf Stein Wandlungen: hier sollte die reine Bureaukratie ein Ende haben, und die Selbstverwaltung, das Wahlbeamtentum um sich greifen. Stein vereinte in den Kreistagen die Vertreter der Städte und der Landgemeinden mit den Rittergutsbesitzern, deren adlige Genossen bisher das Übergewicht gehabt hatten, ließ von ihnen den Landrat wählen und übertrug ihm mit einigen beigeordneten Kreisdeputierten die Verwaltung der Kreisangelegenheiten. „Innerhalb der Kreise sollten dann die städtischen und ländlichen Gemeinden sich selbst verwalten, nur im allgemeinen beaufsichtigt von den Provinzialregierungen." Fünfundsechzig Jahre Entwicklung bedurfte Preußen, ehe es 1872 die *Steinsche Kreisordnung* wirklich durchführte. Welchen Weg hätte Preußen-Deutschland genommen, wäre es Stein vergönnt gewesen, sein Werk restlos zu verwirklichen? Allein in seiner berühmten Städteordnung konnte Stein seine staatsmännischen Ideen voll verwirklichen: er verlegte das Zentrum der städtischen Selbstverwaltung in die Stadtverordnetenversammlung. Hierbei schätzte er den „Eigentümer", die besitzende Klasse besonders hoch ein. Ihre Bevorzugung führte zu einem späteren ungesunden Übergewicht ihrer Sonderinteressen im preußischen Städtewesen. „Das hat Stein nicht vorausgesehen", sagt Meinecke, „er hat den angesessenen Bürger vor dem unangesessenen nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus ethischen Gründen begünstigt, weil er ihm mehr Stetigkeit und einen stärkeren natürlichen Gemeingeist zutraute. Das war vielleicht schon für die damaligen Verhältnisse zu idealistisch gedacht, und so liegt hier allerdings ein Punkt vor, wo das ethisch-romantische Ideal der kommenden Entwicklung schädlich geworden ist, und eigentlich das Gegenteil von dem bewirkt hat, was er sich wünschte. Denn so hoch er die freie wirtschaftliche Regsamkeit schätzte und sie selbst als Staatsmann förderte, immer sollte doch auch sie ethisch gebunden sein und nicht in eine Unterdrückung der wirtschaftlich Schwächeren durch den Stärkeren ausarten." Die Korrektur der Steinschen Grundidee nimmt unsere Gegenwart vor; sie braucht aber nicht die Städteordnung von Grund auf zu ändern, sondern nur dort zu reformieren, wo sie sich nicht als zeitbedingt erwiesen hat. Die Steinsche Basis, alle Politik, alle Reformen auch im Lichte ethischer Volkserziehung zu sehen, braucht nicht verlassen zu werden.

Vom städtischen Kreis griff Stein auch über in den ländlichen Bezirk. Steins Wille war, auch den Bauerngemeinden die Selbstverwaltung nach dem Besten der westfälischen Erbentage zu übertragen. Aber die Macht des preußischen Adels war so stark und einseitig, daß eine Landgemeindeordnung im Sinne Steins erst 1892 Gesetz wurde. Stein führte die Vorstufe für die Landgemeindeordnung aus: sein berühmtes Edikt vom 9. Oktober 1807 verfügte mit der Aufhebung der Erb- und Gutsuntertänigkeit die wirtschaftliche Befreiung des Bauern als sittliche Befreiung. „Es ist ebensowohl den unerläßlichen Forderungen der Gerechtigkeit als den Grundsätzen einer wohlgeordneten Staatswirtschaft gemäß, alles zu entfernen, was den Einzelnen hinderte, den Wohlstand zu erwerben, den er nach dem Maß seiner Kräfte zu erreichen fähig war." „Freie Bahn dem Tüchtigen!"... Stein gab dem agrarischen Staate die persönliche Freiheit und wirtschaftliche Freiheit, die der Einzelne wie die Gesamtheit brauchte; die Gegenwart sucht in ihren sozialen Reformen die Maßnahmen zu treffen, deren das zum Industriestaat gewordene Deutschland hinsichtlich der wirtschaftlichen und persönlichen Freiheit bedarf. Parallelen drängen sich hier wie in Steins gesamter Arbeit Schritt für Schritt auf.

Vollends in der Krönung von Steins staatlichem Bau in seiner *Verfassung*: Steins Grundidee verlangte notwendig als letztes Ziel die Verfassung: „Die Teilnahme der Nation an Gesetzgebung und Verwaltung bildet Liebe zur Verfassung", sagt er, „eine öffentliche richtige Meinung über Nationalangelegenheiten und die Fähigkeit bei vielen einzelnen Bürgern, die Geschäfte zu verwalten. Die Geschichte lehrt, wie überwiegend größer die Anzahl großer Feldherren und Staatsmänner in freien als in despotischen Verfassungen war." Steins Verfassung strebte die Nationalversammlung, einen preußischen Reichstag an, der gewählt wurde durch die Stände und Berufsklassen, innerhalb deren die Masse der Eigentümer das freie Wahlrecht erhalten sollte. Nirgends aber sollte das bisherige Übergewicht des Adels, den radikal zu reformieren er Herbst 1808 erwog, gewahrt bleiben, sondern er sollte mit eintreten in die gleichberechtigten Reihen aller Staatsbürger. Menschen und Zeitereignisse verhinderten die Ausführung des Steinschen Verfassungsplanes, sicher zum großen Nachteile der Entwicklung Deutschlands. Hätte Preußen-Deutschland damals oder zum mindesten 1815 eine Volksvertretung Steinscher Vorstellung erhalten, das Jahr 1918 wäre uns nicht beschert worden. Damals hätte Preußen-Deutschland mit einem Schlage die Führung in der politischen Entwicklung der Menschheit an sich gerissen und hätte eine stetige Entwicklung seiner politischen Freiheit schon hundert Jahre vor unsern Tagen begonnen.

Wie in der inneren Politik, so hielt Stein auch in der äußeren durchaus an den *großen* deutschen Aufgaben fest. Er verlor sich nie in spezifisch preußischen Interessen. Immer sah er die Aufgabe vor sich, Deutschland zu einigen unter der Führung von Österreichs Kaisertum. Steins Antipode Metternich und preußische Kurzsichtigkeit verhinderten auch hier jede große Tat. „Österreich sollte die Kaiserwürde erhalten, um sein Interesse an Deutschland zu binden", die er gegen früher bedeutend stärken wollte durch das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, durch die Oberaufsicht über das Heerwesen, die Vertretung nach außen, die Leitung des Münz- und Zollwesens; ein Reichstag sollte die Repräsentation des Volkes bilden; die Mittelstaaten, durch Napoleon verstärkt, sollten zugunsten der Kleinstaaten geschwächt, das vergrößerte Preußen durch ein ewiges Bündnis mit dem Reiche und Österreich verbunden werden. Steins Schöpfergenie drang nicht durch; Deutsch-Österreichs heutige Vereinsamung und Not sind traurige Zeugen dafür.

Auch die zweite außenpolitische Forderung Steins, die bei voller Erfüllung die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts in ganz andere Bahnen gelenkt hätte, fand keine Erfüllung: der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze, das Elsaß deutsch! Man fragt sich, hätten wir 1870-71, den

Weltkrieg erlebt, wenn Stein 1815 sein Werk hätte vollenden können? Wie furchtbar hat sich gerächt, dem Genie nicht zu geben, was seines Rechtes ist. Aber menschlicher Kleinmut, politische Reaktion zwangen den bedeutendsten Staatsmann Deutschlands, seine Kräfte auf private Dinge zu lenken, für das öffentliche Wohl seines ganzen Volkes nicht mehr zu wirken, sondern nur noch an provinziellen Regierungstaten als Landmarschall des westfälischen Kreistages teilzuhaben. Difficile est satiram non scribere . . . .

Die Geschichte des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart ist eine dauernde Bestätigung der Steinschen Größe, der inneren Wahrheit und Richtigkeit seiner Ideen, der ewigen Dauer seiner Bedeutung. Seine Weltanschauung, sein Gedankenwerk, seine Politik wurzeln in Wesen und Geschichte des deutschen Volkes und Volkstums. Heute, wo die Entwicklung uns immer weiter von spezifisch preußischen Interessen wegführt, ist Stein der geborene Lehrer und Erzieher des deutschen Volkes, der Messias der deutschen Wiedergeburt. Wird diese in seiner Gedankenwelt, in seiner Sittlichkeit und Vaterlandsliebe verankert, wird Deutschland wieder den Weg nehmen, der ihm seinen Anlagen nach gebührt. Die Grundrichtung liegt fest: wer Steins Persönlichkeit, Werk und Leben kennt, wie das Leben Luthers oder Goethes, wird gerüstet sein, in gegenwärtigen und kommenden Zeiten zum Segen seines Volkes richtig zu handeln. Stein ist auf politisch geschichtlichem Gebiete, was Goethe auf dem Gebiete der Kunst und des Menschentums; er stellt den vollen Zusammenhang mit der Vergangenheit unseres Volkstums, unseres staatlichen Lebens her, als Staatsmann, als Kenner der Geschichte. In Stein und Goethe spricht sich die germanische Eigenart voll aus, jene germanische Eigenart, die mehr im westlichen als im östlichen Deutschland wurzelt. Sie wendet sich einerseits in universaler Schöngeistigkeit vom Lärm des Alltags, dem Streite der Politik und der Blutarbeit der Waffen ab, rein menschlichen Idealen zu, andererseits hält sie fest an der Tat, die der Gesamtheit zugute kommt und im Dienste höchster Ideale steht, an der großen Einheit, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in der Entwicklung eines Volkes bilden müssen, soll das Volk sich nicht selbst zerstören.

Ein deutscher U-Boot-Führer in englischer Gefangenschaft.

Tagebuchaufzeichnungen des Freiherrn v. Spiegel.

V. (Fortsetzung.)

Nach einer Fahrt von gut 20 Minuten Dauer hielten unsere Autos vor einem großen düstern Gebäude in einer breiten, eleganten Straße, etwa im Zentrum der Stadt. Gegenüber erhob sich zu schwindelnder Höhe ein Prachtbau, der ein ganzes Straßenviertel einzunehmen schien, mit einem dicken Kuppelturm. Ich erkannte darin das Nationalmuseum wieder und war einigermaßen beruhigt über die Gegend, in der wir untergebracht werden sollten. In diesem vornehmen Stadtteil dachte ich bei mir, das kann ja nicht allzu schlimm werden.

Ach, wie bald sollte ich schauen, wie sehr der äußere Augenschein getrogen hatte! In dem Loch, in dem ich fünf Minuten später steckte, war nichts von dem Glanz zu sehen, der uns umgab.

Ein alter, mürrischer Feldwebel empfing uns am Portal der Kaserne und befahl uns in grobem Ton, ihm zu folgen. Zunächst ging es vier Stockwerke auf alten, ausgetretenen Steintreppen hoch, dann durch eine dunkle Tür und weiter über drei schmutzige, morsche, knarrende Holztreppen. Himmel, wohin brachte uns der Mann? Wir gingen einen endlosen Gang unter dem schrägen spinnenbehangenen Dach entlang und kamen schließlich in eine Art Dachvorsprung oder Giebel, einen winzig kleinen viereckigen Vorbau mit pyramidenförmiger Decke, von dem aus drei Türen nach drei verschiedenen Seiten führten. Die Türen waren mit Eisenbändern beschlagen und doppelt verschließbar, einmal mit dem gewöhnlichen Türschloß und dann mit einem schweren verrosteten Vorhängeschloß. Unter großem Gequietsche und einer Wolke von Staub wurden die Schlösser entfernt und die Türen geöffnet, und wir blickten in drei winzige, niedrige, schwach erleuchtete Gefängniszellen. In dem Augenblick kam mir der Gedanke an das Savoy-Hotel wieder, und der Vergleich von dem eleganten Hotelzimmer mit diesem Loch war so grotesk, daß ich lachen mußte, trotzdem unsere Lage eigentlich jeder Komik entbehrte. Lachend nickte ich meinen beiden Leidensgenossen ermutigend zu und betrat meine Zelle, die sich augenblicklich hinter mir schloß. Und als ich mich dann in der Ärmlichkeit und in dem grenzenlosen Schmutz, der mich umgab, umsah, mußte ich zuerst immer weiter lachen, denn es kam mir so unsagbar komisch und unwahrscheinlich vor, daß dieses der Raum für einen Kriegsgefangenen Offizier sein sollte: das Loch war sechs Schritt lang und drei Schritt breit mit niedriger, schräger Decke, die sich nach der Straßenfront zu einem halbmondartigen, vergitterten Fenster auswölbte. Die Wände, die einstmals weiß gewesen waren, klebten von Dreck und Bleistiftschmierereien, meist englischen Namen, also von Tommys, die etwas ausgefressen hatten und meine Vorgänger hier gewesen waren. Ein Strohsack mit zwei entsetzlich schmutzigen Wolldecken, ein roh gehobelter Tisch und eine ebensolche Bank machten die Möblierung aus; doch nein, ich vergaß ein Blechgefäß zu erwähnen, welches in einer dunklen Ecke stand und so schmutzig, unausgeleert und unwürdig war, daß ich bei seinem Anblick den ganzen mühsamen Humor verlor und wütend an meine Tür klopfte, um den Posten zum Hereinkommen zu bewegen. Der hielt auch gleich in seinem trapsenden Schritt ein, lauschte einen Augenblick und rief dann den „Guard" herbei. Als der wachthabende Unteroffizier erschien, schnauzte ich ihn mächtig an, und ließ den Blechtrog entfernen. Dann brachte man mir mein „Super", eine schmutzstrotzende Schale ohne Henkel voll kaltem Tee und ein drei Finger dickes Stück Brot. Voilà tout? Resigniert ließ ich mich auf der harten Bank nieder, stippte mein Brot in den Tee und dachte darüber nach, wie veränderlich das Leben sei.

Mein einziger Trost an jenem unvergeßlichen Abend waren die fünf oder sechs Zigaretten, die ich übrigbehalten hatte, und die ich mit großem Genuß rauchte, während ich wie ein frisch gefangenes Raubtier in meinem Käfig hin und her lief. Durch meine Fensterluke sah ich gerade auf den Turm des Nationalmuseums jenseits der Straße. Ich beobachtete, wie er im Schein der Abendsonne erglühte und dann tiefer und tiefer im Grau der Dämmerung versank. Es wurde also gottlob langsam Nacht. Eine Beleuchtung irgendwelcher Art gab es nicht in meinem Loch.

Noch einmal wurde vor Dunkelheit die Tür mit vielem Gerassel geöffnet, und mit der Wache erschien ein Major, der Kommandeur dieser Kaserne. Unser Gespräch wickelte sich etwa folgendermaßen ab:

Der Major: „Good evening!"

Ich: „Guten Abend!"

Der Major: „Have you got everything you need?"

Ich (auf meine Umgebung deutend): „You better see by yourself."

Der Major: „I mean, if you had enough to eat?"

Ich: „Well, just too much to starve, and not enough to live, as I'm used to live as an officer."

Darauf wurde der Gewaltige sofort um 100 Prozent freundlicher und entschuldigte sich damit, daß man mein Eintreffen erst am Mittag erfahren habe.

Ich dagegen war so wütend, daß ich ihm unverblümt meine Meinung darüber sagte, wie schamlos diese Art der Behandlung sei, und daß man in Deutschland sicherlich niemals einen englischen Offizier so miserabel einsperren würde wie hier. Dicht hinter der Front, da wäre es etwas anderes, aber mitten in der Hauptstadt des Landes, da sei es empörend. Ich hätte seit drei Wochen nicht die Kleider vom Leibe gehabt, und nun hatte ich nicht mal ein Kopfkissen und ein Bettuch, um mich nachts ausziehen zu können. Ich schloß meine Rede mit den Worten: „Solange ich Gefangener der englischen Marine war, bin ich tadellos behandelt worden, nun ich aber der Armee in die Hände gefallen bin, ist das gerade Gegenteil eingetreten." Ich mußte den Mann verletzen, und das eben wollte ich.

Der Major machte denn auch ein sehr eingeschnapptes Gesicht, grüßte kurz und verschwand, dabei etwas wie [illegible]

sehen, was sich machen läßt" murmelnd. Na, dachte ich, den hast du zum Feind und empfand trotzdem etwas wie Genugtuung, daß ich ihm die Wahrheit gesagt hatte.

Als es völlig dunkel geworden war, suchte ich meinen Strohsack auf. Schwarz wie die Nacht umher waren die Gedanken, die durch mein Gehirn zogen. Ich wälzte mich knisternd auf dem Stroh umher, fror erbärmlich, da es durch die völlig zerbrochenen Fensterscheiben stark zog, und schlief erst nach langen Stunden ein. Als ich erwachte, stand der „Guard" vor mir und forderte mich auf, ihm zum Waschen zu folgen. Man führte mich drei Treppen tiefer an einen Ausguß, gab mir Seife und ein mehr als zweifelhaftes Handtuch und gestattete mir, mich unter der Pumpe zu waschen. Als man mir in eben demselben Schmutzgeschirr mein Frühstück brachte, fing ich ein Gespräch mit dem „Guard" an, und es gelang mir tatsächlich, den Mann von der Unwürdigkeit meiner Unterbringung so weit zu überzeugen, daß er herunterging, um mit dem Hausverwalter darüber zu sprechen. Gegen 9 Uhr erschien dann auch wirklich ein dicker, gutmütiger Feldwebel, den sie „Police" nannten, sah sich in meinem Loch um und eröffnete mir, daß einige Stockwerke tiefer ein „Zimmer" für mich bereit sei, von dem aus ich sogar auf die Straße sehen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Bis zum Kriege deckte die Landwirtschaft ihren Bedarf an Stickstoff zumeist durch Einfuhr von Chilesalpeter, nur ein Bruchteil des nötigen Stickstoffdüngers wurde in den Kokereien und in den Stickstoffwerken (Verfahren Dr. Caro) gewonnen.

Der Krieg warf dies alles um, indem er die Einfuhr unterband und große Mengen Stickstoff (Salpeter) zur Munitionsherstellung brauchte. Es galt also nun, diesen Salpeter im Inland zu erzeugen. Es kam uns zustatten, daß das Hochdrucksyntheseverfahren Haber-Bosch gerade seine technische Brauchbarkeit bewiesen hatte. Es hat uns überhaupt erst gestattet, den Krieg fortzusetzen und der Landwirtschaft wenigstens die Hälfte des Düngerstickstoffes zu liefern. Wie so oft, stießen hier die Interessen der Heimat mit denen des Heeres zusammen. Es galt auszugleichen, und deshalb war die OHL an dieser Frage besonders interessiert. Sie drückte daher dauernd auf Vermehrung der Stickstoffproduktion. Die ersten Werke lagen in Oppau am Rhein, waren also den feindlichen Fliegern sehr ausgesetzt, und dann war es klar, daß der Stickstoffhunger des Bodens infolge der unzureichenden Belieferung immer größer wurde, andererseits aber auch der Bedarf für Heereszwecke dauernd steigen mußte. So entstanden die großen Reichs-Stickstoffwerke bei Merseburg. In welcher Weise die OHL dabei mitwirkte und wie sie ihre Fürsorge besonders auch der Landwirtschaft zuwandte, zeigen nachstehende Dokumente:

I.

Chef des Generalstabes des Feldheeres.
II Nr. 37 838 op.
Zum Schreiben vom 19. 10. I A. Ie. 11652.

G. H. Qu.,
den 24. 10. 1916.

An den Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.

Euer Exzellenz danke ich sehr ergebenst für das Schreiben vom 19. 10.

Aus meinen Ausführungen im Schreiben vom 20. 9. 35 420 op. werden Euer Exzellenz ersehen haben, daß ich der Frage der Stickstoffversorgung der Landwirtschaft bereits meine volle Aufmerksamkeit zugewendet habe. Die Angelegenheit ist inzwischen, soweit mir bekannt geworden, durch große Abschlüsse mit den betr. Firmen wesentlich gefördert worden. Über die Wege, auf denen auch die anderen Düngemittel für die Landwirtschaft zu beschaffen sind, schweben noch Erwägungen. Ich hoffe, daß sich namentlich die Förderung von Phosphaten im Lahntal-Gebiet nutzbringend gestalten läßt. Ich werde mir erlauben, in nächster Zeit hierauf zurückzukommen.

Auch wegen Versorgung der kriegswirtschaftlichen Betriebe (d. h. in erster Linie der Kriegsindustrie und der Landwirtschaft) mit Arbeitern bin ich bereits seit längerer Zeit und wiederholt an den Herrn Reichskanzler und das K. M. herangetreten. Gleich Euer Exzellenz bin ich der festen Überzeugung, daß wir diese Frage nur lösen können, wenn die gesamte arbeitsfähige Bevölkerung, soweit sie sich nicht im Heere befindet, in den Dienst und **nur** in den Dienst der Kriegswirtschaft, d. h. Rüstungsindustrie und Landwirtschaft, gestellt wird, und wenn wir alle Arbeiten, die dieser Wirtschaft nicht dienen, einstellen. Ich beehre mich, anliegend unter Rückerbittung Abschrift eines hierauf hinzielenden Schreibens an den Herrn Reichskanzler zur vertraulichen Kenntnisnahme zu übersenden. Die in diesem Schreiben vorgeschlagenen Maßnahmen werden nicht sofort in Wirksamkeit treten können. Für die Zwischenzeit erhoffe ich erwirken zu können, daß auf Grund des Kriegsleistungsgesetzes und des Gesetzes über den Belagerungszustand die nötige Anzahl von Arbeitern gewonnen wird.

Euer Exzellenz mögen aus vorstehendem ersehen, daß ich diesen entscheidenden Fragen meine volle Aufmerksamkeit und Tatkraft zuwende. Ich freue mich, Euer Exzellenz auf dem gleichem Wege zu sehen, und bin bereit, Euer Exzellenz in jeder Weise zu unterstützen, wie ich auch umgekehrt für jede Unterstützung und Anregung auf diesen Gebieten dankbar sein werde.

Abschrift von Schreiben, die ich an den Herrn Reichskanzler und an das K. M. richtete, liegen bei.

gez. v. Hindenburg.

II.

Chef des Generalstabes des Feldheeres
II Nr. 47 126 op.

Gr. H. Qu.,
den 11. 2. 1917.

An den Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.

Euer Exzellenz danke ich sehr ergebenst für das Schreiben vom 31. 1. 1917. Ich kann mich den Ausführungen Euer Exzellenz nur anschließen und muß hoffen, daß die beabsichtigten Maßnahmen zum Ziel führen.

In der Steigerung der Produktion liegt zweifellos unsere Hauptaufgabe für die Zukunft. Ich halte es für ganz fraglos notwendig, daß der Landwirtschaft das genügende Saatgut belassen bleibe; daneben müssen wir mit aller Kraft an die Schaffung von Ersatzstoffen, besonders an die Zelluloseaufschließung, herangehen. Wir haben meines Erachtens bereits kostbare Zeit verloren; jede weitere Verzögerung und jede nur halbe Maßnahme kann nicht verantwortet werden. Ich hoffe, daß an allen Stellen die Bedeutung der Angelegenheit erkannt wird und niemand seine tatkräftige Mitarbeit versagt.

Es geschieht von meiner Seite alles, um möglichst große Mengen der rumänischen Vorräte nach Deutschland zu bringen; jedoch wirken die Witterung und schlechten Transportverhältnisse sehr störend.

Ich stimme Euer Exzellenz darin vollkommen bei, daß unsere Verbündeten uns das Durchhalten erleichtern könnten.

Zu meinem Bedauern haben wir in der Sitzung vom 19. 1. unter der Leitung des Staatssekretärs des Reichsamts des Innern uns zu weitgehendster Unterstützung Österreichs mit Brotgetreide und Mais, teils aus deutschen Beständen, teils aus Rumänien, bereitgefunden. Daran läßt sich augenblicklich nichts mehr ändern.

Bulgarien hat vor kurzem die Verpflegung der in Mazedonien stehenden deutschen Truppen teils durch Zuführung des Bedarfs, teils durch die Genehmigung freihändigen Ankaufs im Lande übernommen. Nur Hafer müssen wir noch nachschieben. Daß Bulgarien noch mehr leisten kann, ohne selbst irgendwie in Not zu geraten, ist mir nicht zweifelhaft.

Ich werde versuchen, durch den bulgarischen Militärbevollmächtigten auch für die Ausfuhr nach Deutschland Zugeständnisse zu erreichen. Vielleicht sind auch Euer Exzellenz in der Lage, auf dem Wege über das Auswärtige Amt auf die bulgarische Regierung im gleichen Sinne einzuwirken.

J. A.: gez. Ludendorff.

III.

Chef des Generalstabes des Feldheeres.
II Nr. [illegible] op.

Gr. H. Qu.,
den 28. 3. 1917.

An das Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten.

Auf das Schreiben vom 24. 3. I. A. I. 6980 beehre ich mich, zu erwidern, daß mit Rücksicht auf die Frühjahrsbestellung die Beurlaubung aus dem Feldheer bereits auf das größte zulässige Maß gebracht ist; ferner ist Anordnung getroffen, daß für April vorwiegend Landwirte und landwirtschaftliche Arbeiter zu beurlauben sind; bezüglich der Pferde erwähne ich, daß das Feldheer sich zugunsten der Heimat bereits, soweit wie es die dienstlichen Interessen zuließen, geschwächt hat. Was die Unterstützung der Landwirtschaft durch die heimischen militärischen Behörden anlangt, so geht hier meines Wissens das Kriegsamt nach einem von weither vorbereiteten Plan in umfassender Weise zu Werke.

Zum Schluß beehre ich mich Euer Exzellenz mitzuteilen, daß ich für die Reklamierung landwirtschaftlicher Betriebs-

leiter und Facharbeiter in voller Würdigung ihrer Bedeutung für die heimische Kriegswirtschaft weitgehende Erleichterungen geschaffen habe, trotzdem gerade jetzt jede Schwächung des Heeres sehr bedenklich ist. Wenn ich mich zu solcher Maßnahme entschlossen habe, so ist der Grund die Erkenntnis unserer außerordentlich schwierigen Ernährungslage im Innern. Ich kann nur hoffen, daß an allen Stellen in der Heimat, mögen sie behördliche oder private sein, der Ernst der Lage erkannt ist, die Folgerungen gezogen werden.

gez. v. Hindenburg.

Unter der Lupe

Lieber Mir!

Nun hör gut zu: ich werde dir ein Märchen erzählen. Das fängt so an: „Es war einmal ein Nationalversammlungspräsident" . . . Weshalb lachst du denn? Ach, du sagst, du hättest das gar nicht gewußt? Aber, lieber Mir, aber! Du hast wohl die letzten Sitzungsberichte nicht gelesen? Da ist doch der Präsident in fortwährender Tätigkeit. Er schwingt die Glocke, vertagt die Sitzung, ruft zur Ordnung, schließt die Sitzung, ruft die anwesenden Ausgeschlossenen zur Ordnung, vertagt die Sitzung, erteilt sogar aus Unparteilichkeit einem Regierungsvertreter das Wort zu seiner Rechtfertigung vor den Unabhängigen: was willst du noch mehr? Es wird wenige Leute geben, die es auf so viel Ordnungsrufe gebracht haben wie die Unabhängigen unter Herrn Fehrenbach; früher konnte es ja seltsamerweise niemand so recht auf **mehr als drei bringen — dann war ihm** nämlich das Wort entzogen. Das ist alles anders geworden. Denn obwohl man es ihnen entzogen hatte, behielten die Unabhängigen doch das letzte Wort. Aus purer Angst, der Minderheit unrecht zu tun, tut Herr Fehrenbach der Mehrheit unrecht. „Der Präsident steht über den Parteien" — wie gleicht er darin der Regierung! Wie mag er innerlich nach einem Kutscher für den durchgehenden Parlamentswagen gerufen **haben** . . . vielleicht wohl gar nach einem Schutzmann der guten alten Zeit. Aber er blieb fest in seiner Schwachheit (man traut dem maßvollen Herrn Fehrenbach eigentlich gar nicht eine solche Maßlosigkeit in der vielzitierten Unparteilichkeit zu). Allerdings kann man auch nach der anderen Seite zu weit gehen. Das hat der unabhängige Berliner Stadtverordnetenvorsteher Dr. Weyl bewiesen. Als seine unabhängigen Parteigenossen erklärten, sie würden die Stadtverordnetensitzung verlassen und in corpore aus dem Saal marschierten, **ging er einfach mit — er, der** Präsident. Er duldete übrigens keine Zwischenrufe (der Gemäßigten) und keine Opposition (gegen seine Partei); „über allem steht die Partei". Er hätte, wäre er der Leiter der Nationalversammlung gewesen, sich sicherlich höchst königlich bewährt. Schade, daß die großen Augenblicke unserer jetzigen Geschichte immer an den Falschen geraten! Obwohl wir doch so viele tüchtige Männer haben. Da ist z. B. ein unabhängiger Nationalversammlungsabgeordneter, der am ersten Sturmtage vor lauter Rührung über die Verteidigung der Nationalversammlung sich außerstande erklärte, nach diesen Ereignissen draußen hier ihren Verhandlungen zu folgen, dann aber eine ungewöhnliche Rührigkeit entwickelte, die Verhandlungen zu stören. Weißt du übrigens schon, lieber Mir, daß man beabsichtigt, in den Wandelhallen des Reichstages Hermen der großen deutschen Männer seit dem November 1918 aufzustellen? Ja! Ich kann dir sogar verraten, daß man als ersten ebendiesen Abgeordneten zum Aushauen bestimmt hat; mit Recht, wirst du sagen; und damit du siehst, über wie gute Verbindungen mit den maßgebenden Stellen ich verfüge, schicke ich dir [illegible] den Entwurf für dieses Standbild. Ja, wir leben in einer wunderlichen Zeit. Die rechte Hand weiß nie, was die linke tut, oder weiß sie es doch? Auch bei den Kommunisten fand ich ähnliche Merkwürdigkeiten. Die letzte Nummer der „Roten Fahne" brachte auf der ersten Spalte eine verächtliche Zurückweisung des Gedankens, der Arbeiter ließe sich durch die Regierung herausfordern: „Die revolutionären Arbeiter gehen fest und grad ihren Weg fort. Sie laufen nicht vor die Maschinengewehre, wenn Lüttwitz befiehlt." Sie zitiert hohnvoll die „Lüge der Ebert-Regierung", „die Extrem-Radikalen bereiten den Generalstreik, den politischen Umsturz vor". Und nachdem sie in dieser ersten Spalte ihr gutes Gewissen gestärkt, ruft sie in der dritten: „Heraus zum Kampf für das revolutionäre Rätesystem! Nur im Kampf wird das Proletariat sich Recht erringen können." Sie erzählt von „Massenaktionen in immer gesteigertem Maßstabe". Und steigert sich damit glücklich so weit, daß sie auf der vierten Seite mit der ganzen Kraft ihrer Ethik — zum Generalstreik am 15. Januar auffordert. Oder sollte das Wort „Arbeitsruhe" etwas anderes bedeuten? Weshalb macht die „Rote Fahne" das? Wollte sie sich gleich selbst widerlegen und beweisen, daß die Regierung doch mit ihrem Vorwurf recht hatte?

Aus der künftigen Hermenhalle des Reichstages.



Geyer: „Ich bin nicht imstande, einer Verhandlung zu folgen, und was ich tun kann, sie zu verhindern, werde ich tun."

Lieber Mir, verstehst du das alles? Es sind dieselben, die der einstigen Regierung Unwahrhaftigkeit und Unaufrichtigkeit vorwarfen; **dieselben, die stets nach ihrem** Recht schreien. Was für ein steinernes Gewissen gehört dazu, in einem Atemzuge zu Kampf und Streik zu hetzen und diese Hetze abzuleugnen! Sind die Leser der **„Roten Fahne" denn blind — oder wie** wollen sie diesen Lügenknäuel entwirren? **Aber da hast du, lieber Mir, wenn du dir** dies ein wenig mit der Lupe besiehst, ein Bild unseres ganzen jetzigen Staates. Die Kommunisten peitschen die Unabhängigen, die Unabhängigen vergewaltigen, wo sie können, die sogenannten Mehrheitsparteien; und das können sie, weil diese von einer Schlappheit sind, für die es kein sinnfälligeres Bild gibt als den Nationalversammlungspräsidenten. Die Angst ist die treibende Kraft dieser Parteien, und **mit ihr möchten sie regieren, indem sie** der Linken mit der Rechten angst machen und der Rechten mit der Linken angst machen möchten, und so das arme deutsche Volk immer tiefer in eine Verhetzung hineintreiben, in der es schließlich nur ein Gemeinsames geben kann, die Überzeugung von der Unfähigkeit der Mehrheitsparteien, zu **regieren.**

„Es war einmal ein Präsident" — fing das Märchen nicht so an? Man wird es der Jugend kommender Tage erzählen, wenn man ihr in einem Satz die Geschichte unserer Zeit geben will. Ihr wird sie so klein erscheinen wie uns ein Bild, das wir durch ein umgekehrtes Fernrohr sehen. Ja, auch mir will sie, trotz allen schönen Reden, nicht groß erscheinen — obwohl ich sie schon durch die Lupe betrachte.

Deutsche Karikaturen



Auch ein apokalyptischer Reiter.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H. Berlin SW. • Verantwortlich für die Redaktion Dr. E. Mühling, Berlin Friedenau

Preis 40 Pfennig



Nummer 5 | 31. Januar 1920 | 2. Jahrgang

Endlich.

Die letzte Leidensstunde

Demütigung oder Erpressung?

Von Dr. C. Mühling.

Die französische Presse und an ihrer Spitze ihr größtes und einflußreichstes Blatt, der „Temps", schwelgt geradezu in dem Gefühl, dem niedergeworfenen Deutschland immer neue Demütigungen zu bereiten. Die Selbstverständlichkeit, mit der diese Zeitung annimmt, daß wir alle diese Demütigungen geduldig ertragen, muß jedem Deutschen die Galle ins Blut treiben. Denn es scheint aus ihr noch mehr Verachtung als Haß zu sprechen. Ein Trost ist es für uns, daß manche von diesen Artikeln uns immer wieder zum Bewußtsein bringen, daß diese Verachtung nur die Maske für die Furcht ist, mit der man jenseits des Rheins trotz aller Sicherungen des Friedens von Versailles den gefesselten Riesen beobachtet.

Vor einigen Tagen bekämpfte der „Temps" die englische Zeitung „Observer", die verlangt hatte, daß die Alliierten Deutschland benutzen müßten, um der bolschewistischen Gefahr entgegenzutreten. Es fiel ihm gar nicht ein, die Frage überhaupt nur zu erörtern, ob die deutsche Regierung einem solchen Ansinnen Widerstand entgegensetzen würde oder nicht. Er hielt es für selbstverständlich, daß die deutsche Regierung auf Befehl der Sieger seine Söhne zur Verteidigung der Feinde Deutschlands zur Schlachtbank führen würde. Er bekämpfte das englische Blatt nur deshalb, weil es der Würde der westlichen Kulturvölker nicht entspräche, sich eines so barbarischen Landes, wie Deutschlands, zu ihrer Rettung zu bedienen.

Am 20. Januar erörterte dasselbe Blatt in seinem Leitartikel unter dem Titel: „Die erste Etappe des Vertrages", die Frage, wie die Nachfolger Clemenceaus es anfangen würden, die versprochenen Wiedergutmachungen wirklich zu erhalten. Die deutschen Finanzen, so sagte der Artikel, werden zum Gegenstand der vornehmsten Sorge unserer auswärtigen Politik. Diese Sorgen würden geringer sein, wenn die verbündeten Mächte unter sich eine gewisse Solidarität geschaffen hätten. Da aber Frankreich 55 v. H. der Summen zu erhalten habe, die das Reich bezahlen müsse, und von seinen Bundesgenossen gegen das Risiko der Zahlungsunfähigkeit Deutschlands in keiner Weise geschützt werde, so habe es auch mehr als die Hälfte der Sorgen zu tragen, die den Verbündeten die finanzielle Bedrängnis Deutschlands bereite. Nachdem dann diese finanzielle Bedrängnis und der voraussichtliche Mißerfolg der Erzbergerschen Finanzpläne geschildert ist, erklärt das Blatt, daß das finanzielle Problem vom politischen nicht zu trennen sei. Und dann heißt es wörtlich weiter: „Das Deutschland von heute befindet sich in einer unsicheren Lage, aus der es sich nach verschiedenen Richtungen entwickeln kann. Wird es einem demokratischen Regime entgegengehen, wie seine jetzigen Leiter versichern? Wird es einer zweiten Revolution entgegengehen wie Rußland? Wird es auf dem Wege von Parteikämpfen und grausamen Unterdrückungen der Gegenrevolution entgegengehen, die in Pommern schon so stark ist, und deren Triumph unerträglich für uns wäre? Es wird wahrscheinlich dahin gehen, wohin die Alliierten wollen, unter der Voraussetzung, daß sie wirklich etwas wollen."

Also auch hier wieder der Gedanke, daß auch die Ordnung unserer inneren Angelegenheiten ganz allein von dem Willen der Verbündeten abhängig ist. Wir werden demokratisch [illegible] bleiben oder [illegible] werden oder dem Bolschewismus verfallen, je nachdem die eine oder die andere Staatsform dem Wunsch unserer Feinde besser entspricht.

Die Krone aber wird diesen demütigenden Beurteilungen des Seelenzustandes der Deutschen durch einen am 21. Januar unter dem Titel: „La Question de Guillaume II" erschienenen Artikel aufgesetzt. In diesem Artikel, der wohl in der sicheren Überzeugung geschrieben war, daß Holland die Auslieferung des Kaisers ablehnen würde, und auf das vorbereiten sollte, was nach der zu erwartenden Ablehnung zu geschehen habe, wird dargelegt, daß die persönliche Verantwortung des Kaisers von der Gesamtverwaltung des Reiches nicht zu trennen sei, und daß es sowohl der geschichtlichen Wahrheit als den Absichten der verbündeten Mächte widerspreche, wenn Deutschland nur passiver Zuschauer bei der Ausführung des Artikels 227 des Vertrages von Versailles bleibe. Für die Richtigkeit dieser Behauptung beruft sich der Artikel auf ein in Berlin veröffentlichtes Pamphlet, einen fingierten Abschiedsbrief Wilhelms II. an sein Volk, in dem das ganze deutsche Volk von Wilhelm II. der Mitschuld an den Verbrechen angeklagt wird, die man ihm zur Last lege. Der „Temps" erkennt die Berechtigung solcher dem Kaiser in den Mund gelegten Beschuldigungen an, weist darauf hin, daß Clemenceau schon in seinem Schreiben an die holländische Regierung erklärt habe, Deutschland müßte auf Grund des Artikels 228 den Kaiser ausliefern, wenn er nach Deutschland zurückkehre, aber meint, daß wir solcher Forderung durch die Berufung darauf entgehen könnten, daß wir uns weigern, nach Überreichung der Liste der Auszuliefernden noch eine andere Auslieferung zuzugestehen, von der in dem Vertrage keine Rede sei, und schließt den Artikel mit der folgenden ungeheuerlichen Frage: „Warum macht man nicht mit allen diesen Zweifeln und Manövern kurzen Prozeß? Warum läßt man die deutsche Regierung als „tertius gaudens" außerhalb des Streites, der sich um ihren Kaiser entsponnen hat? Wenn man ernstlich will, daß Wilhelm II. gerichtet wird, warum fordert man die deutsche Regierung, die doch den Versailler Frieden unterzeichnet hat, nicht auf, öffentlich zu unterschreiben, und, falls das nötig würde, handelnd mitzuwirken bei den Maßnahmen, die notwendig erscheinen, um den Artikel 227 des Vertrages auszuführen?"

Hier wird also angenommen, daß es nur einer Aufforderung der verbündeten Mächte bedarf, damit wir Holland zwingen helfen, unseren Kaiser seinen Henkern auszuliefern, wenn es unter Berufung auf heiliges Recht seine Auslieferung verweigert. Diese Zumutung ist so ungeheuerlich, das Maß der Verachtung, das in ihr zum Ausdruck kommt, ist so furchtbar erniedrigend, daß man, so tief auch in Paris die Würde unserer Regierung eingeschätzt werden mag, kaum annehmen kann, die Franzosen glaubten wirklich, wir würden solcher Aufforderung [illegible]. Darum galte [illegible] dieser Artikel vorläufig nur dem Versuch, auch nach dem Frieden auf Grund der Zurückweisung von Forderungen, die selbst ein afrikanischer Negerstamm nicht erfüllen würde, einen Vorwand für neue Erpressungen vorzubereiten.



Das Deutsche Archäologische Institut in Rom.

Das Deutsche Archäologische Institut in Rom.

Von Professor Dr. Christian Hülsen.



Durch den Weltkrieg hat das Deutsche Reich den imponierenden Sitz, den es in Rom auf der Höhe des Kapitols seit einem Jahrhundert innehatte, verloren. Der Palazzo Caffarelli ist einer zweck- und sinnlosen Zerstörung verfallen, das Schicksal der übrigen, von Preußen und Deutschland auf dem Kapitol geschaffenen Bauten scheint noch ungewiß. Vielleicht ist auch am deutschen Hospital und an dem stattlichen Palaste, den das Reich vor nunmehr fünfzig Jahren für das Archäologische Institut errichtet hatte, bereits die zerstörende Hacke tätig — unter dem Vorwande archäologischer Forschungen, die gerade an diesem Punkte so aussichtslos sind wie in wenigen in Rom. Da mag es an der Zeit sein, mit kurzen Worten daran zu erinnern, was das Institut in seiner fast ein Jahrhundert dauernden Wirksamkeit für die Wissenschaft und für das deutsche Geistesleben im allgemeinen geleistet hat.

Am 21. April 1919 waren es neunzig Jahre, daß sich im Palazzo Caffarelli auf Einladung des preußischen Gesandten Bunsen eine Anzahl hervorragender Gelehrter und Künstler zusammenfanden, um ein Institut zu begründen, dessen Aufgabe ebenso neu wie umfassend war. Es sollte „alle archäologischen, d. h. auf Architektur, Skulptur und Malerei, Topographie und Epigraphik bezüglichen Tatsachen und Entdeckungen, welche auf dem Gebiete des klassischen Altertums, sei es durch Ausgrabungen und Funde, sei es durch wissenschaftliche Forschung, zutage gefördert würden, sammeln und bekanntmachen, damit sie vor dem Verlorengehen bewahrt und durch Konzentration an einem Punkte wissenschaftlich nutzbar gemacht würden." Der Plan war groß und neu; es fehlte wohl nicht an Forschern, die auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft Hervorragendes leisteten, auch nicht an Akademien und gelehrten Gesellschaften, welche die Archäologie in den Kreis ihrer Tätigkeit zogen. Aber gerade in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts, in denen die Funde in den Ländern der antiken Kultur sich gewaltig mehrten, in denen Hellas und der Orient wissenschaftlicher Forschung überhaupt erst zugänglich wurden, blieb auch die angestrengteste Arbeit des einzelnen und die gelegentliche Beihilfe gelehrter Körperschaften ungenügend zur Sammlung und Verwertung der massenhaft zuströmenden neuen Tatsachen. Nur eine großzügige Zentralisation konnte hier helfen und der Vergeudung mühevoller Einzelarbeit vorbeugen.

Die Aufgabe, welche sich Bunsen und seine Mitarbeiter gestellt hatten, war nur durch Zusammenarbeit von Gelehrten aus allen Ländern antiker Kultur zu lösen, und so ist denn das Institut bei seiner Gründung und in den ersten Dezennien seines Bestehens international im besten Sinne gewesen. Zu seinen Gründern und Förderern in jener Frühzeit gehörten unter anderen die Italiener Carlo Fea und Antonio Nibby, die Franzosen Duc de Blacas und Duc de Luynes, der Engländer James Millingen, der Däne Berthel Thorwaldsen. Die Arbeit und ihre Leitung lag freilich von Anfang an zum großen Teil in deutschen Händen, besonders Eduard Gerhards und Theodor Panofkas. Mit bewundernswert geringen Mitteln wurde die großzügige Organisation ins Werk gesetzt. An allen wichtigen Orten der klassischen Vorzeit, zunächst in Italien, dann aber auch in Griechenland, im Orient und in Westeuropa, wurde ein Stab von Berichterstattern, geschulten Fachleuten oder eifrigen Kunstliebhabern, geworben, die in kurzen Zeitabschnitten Berichte nach Rom zu liefern hatten. In Rom selbst sollte den Mitgliedern des Instituts, aber auch anderen zum Studium dort weilenden Gelehrten ein geeigneter Arbeitsplatz geschaffen werden durch eine Bibliothek, mit der auch ein Archiv für Handschriften und Zeichnungen, eine Sammlung von Gemmenabdrücken und planmäßige epigraphische Kollektaneen verbunden wurden. Zur Besprechung neuer Funde und zur Anknüpfung von Beziehungen zwischen den Forschern der verschiedenen Nationen dienten die regelmäßigen Zusammenkünfte, für welche Bunsen zunächst ein Zimmer im Palazzo Caffarelli zur Verfügung stellte.

Bezeichnend für Bunsens und Gerhards Auffassung von den Aufgaben des Instituts ist nicht nur, was dieses nach ihrem Programm leisten sollte, sondern auch was von seiner Tätigkeit ausgeschlossen blieb. Nicht in Aussicht genommen war die selbständige Veranstaltung von Ausgrabungen: sowohl die geringen dem Institute zur Verfügung stehenden Geldmittel als auch die im Kirchenstaate und den meisten übrigen italienischen Staaten bestehenden Gesetze schlossen Nachforschungen größeren Stiles schon damals aus. Und wie das Institut auch durch systematische Berichterstattung über fremde Ausgrabungen eine ersprießliche Tätigkeit entfalten könnte, das zeigte bald nach der Gründung Gerhard durch jenen berühmten „Rapporto Volcente", in dem er die wissenschaftlichen Resultate der von Lucian Bonaparte ins Werk gesetzten Ausgrabungen von Vulci der gelehrten Welt mitteilte und der Forschung über antike Vasen neue Wege wies. Ebensowenig wie das Ausgraben sollte das Sammeln von Antiken Sache des Instituts sein: weder mit den römischen Museen zu wetteifern noch etwa die Museen jenseits der Alpen mit Kunstwerken zu versorgen, gehörte

nach Ansicht seiner Gründer zu seinen Aufgaben. Der Schwerpunkt der Tätigkeit sollte vielmehr in der Berichterstattung liegen, weshalb man auch der neuen Anstalt den Namen „Istituto di corrispondenza archeologica" beilegte.

Die Mittel für seine Tätigkeit mußte sich das Institut im wesentlichen selber schaffen, hauptsächlich durch seine Publikationen, welche von Anfang an dreigeteilt waren. Die jährlich erscheinenden „Monumenti antichi inediti" sollten die hervorragendsten neuen Denkmäler in möglichst vollkommenen Reproduktionen bringen, die „Annali" waren zur Erläuterung dieser und zur Erörterung archäologischer Probleme bestimmt, während das monatlich erscheinende „Bullettino" schnellen und sachlichen Bericht über möglichst viele neue Funde und Tatsachen gab. Die günstige Aufnahme, welche die vom Institute geleiteten Zeitschriften, die in der Tat eine wesentliche Lücke in der bisherigen Literatur über das Altertum ausfüllten, sowohl innerhalb wie außerhalb Italiens fanden, verschaffte dem Institut einen erheblichen Teil der erforderlichen Mittel. Freilich zur Schaffung einer Bibliothek reichten diese allein nicht aus, obwohl private Gönner, namentlich auch deutsche Verleger, in dankenswerter Weise beisteuerten. Hier half sich das Institut wieder selber durch Veranstaltung von Lehrvorträgen, die mehrere Jahre lang von Männern wie Bunsen, Gerhard, Lepsius, Canina und anderen gehalten wurden. So entstand schon im ersten Jahrzehnt des Instituts der Grundstock zu der einzig dastehenden Bibliothek, von der der Geschichtschreiber der Anstalt, Adolf Michaelis, urteilt: „Vielleicht hat nichts unter allem, was das Institut unternommen hat, sich als ein so kräftiges Bindemittel aller gleichstrebenden Bewohner Roms, als eine so wirksame Förderung wissenschaftlicher Arbeiten und als ein so würdiges Mittel der Propaganda für das Institut bei Einheimischen und Fremden bewährt, als die Bibliothek und ihre liberale Verwaltung."

Die Internationalität der neuen Anstalt hatte, neben erheblichen Vorteilen, doch auch manche Nachteile im Gefolge. Die französische Sektion, welche in Paris eine besondere Abteilung der Publikationen mit Eifer und Erfolg besorgte — freilich war auch hier einer der Hauptmitarbeiter der Deutsche Theodor Panofka — strebte zeitweise nach größerer Selbständigkeit, als es im Interesse straffer Zentralisation der Arbeit lag. Als gar einmal Mitte der dreißiger Jahre der Plan auftauchte, einen Teil der Institutschriften in Berlin, wohin Gerhard inzwischen übergesiedelt war, herstellen zu lassen, drohten die französischen Mitglieder mit Trennung vom Institute. Es war unter diesen Umständen mehr als ein äußerlicher Fortschritt, daß Bunsen es durchsetzte, dem Institut, ohne dessen Finanzen zu belasten, ein eigenes Heim auf dem Kapitol zu schaffen. Der Munifizenz des Kronprinzen von Preußen, der von Anfang an die Stellung eines Protektors des Instituts angenommen hatte, war es zu verdanken, daß Anfang des Jahres 1836 neben dem preußischen Hospital auf dem Monte Tarpeo ein bescheidener aber würdiger Bau erstand, in der Hauptsache aus einem geräumigen Bibliothek- und Sitzungssaale bestehend: dadurch war die Anstalt als eine römische greifbar hingestellt, und ist es für ein halbes Jahrhundert geblieben.

Mit dem Anfange der vierziger Jahre war die Stellung des kapitolinischen Instituts so gefestigt und angesehen geworden, daß sich die Zahl der jungen deutschen und überhaupt nordischen Gelehrten, welche in Rom ihre Studien im Anschluß an dasselbe fortzuführen und zu vollenden suchten, von Jahr zu Jahr mehrte. Viele später in der Wissenschaft hochangesehene und glänzende Namen finden sich unter den iuvenes Capitolini jener Zeit: Heinrich Brunn, Jakob Burckhardt, Ernst Curtius, Julius Friedländer, Otto Jahn, Theodor und Tycho Mommsen, Adolph Schöll, Friedrich Wieseler seien hier genannt. Einer aus diesem Kreise, der 1842 gekommene Wilhelm Henzen aus Bremen, nahm seinen dauernden Aufenthalt in Rom und trat in engere Beziehungen zum Institut, das unter seiner Leitung später seine glänzendsten und erfolgreichsten Jahre gehabt hat. Andere.



Bibliothek des Deutschen Archäologischen Instituts

die aus Italien in die Heimat zurückgingen, machten sie die dort gewonnenen Kenntnisse und Eindrücke für den Hochschulunterricht fruchtbar: wenn die Archäologie, die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts nur auf wenigen deutschen Universitäten gepflegt wurde, allmählich auf allen ein selbständiger Lehrgegenstand wurde, so ist das zum nicht geringen Teile ein Verdienst des römischen Instituts. Als Lehrer und Erklärer der alten Denkmäler Roms hat in dieser Epoche Emil Braun, der seit 1839 als „dirigierender Sekretär" die römische Anstalt leitete, unvergeßliche Verdienste. Der geniale, auf vielen Gebieten bewanderte Mann — er war von der Medizin zum Studium der Altertumswissenschaft übergegangen — fand auch ein besonderes Interesse daran, die Fortschritte der Technik für die Archäologie nutzbar zu machen: er richtete auf dem Kapitol eine Anstalt für Gipsabgüsse, ein photographisches Atelier, ein Laboratorium für Galvanoplastik ein, freilich oft mit zweifelhaften Resultaten. Dabei verstand es Braun, durch seine persönliche Gewandtheit die besten Beziehungen zu den italienischen und außerdeutschen Mitgliedern und Korrespondenten des Instituts zu pflegen, was seinen Publikationen in reichem Maße zugute kam. Die „Monumenti dell Instituto" mit ihren für jene Zeit oft vortrefflichen Stichen bildeten ein Denkmälerarchiv, welches in der wissenschaftlichen Literatur einzig dastand und von dem weitumspannenden Wirkungskreise des Instituts sichtbares Zeugnis ablegte. Nicht nur der lateranische Sophokles und der lysippische Apoxyomenos, sondern auch der Apoll von Tenea, die archaischen Tempelreliefs von Assos und das lykische Harpyienmonument sind damals durch die „Monumenti" zuerst bekanntgemacht worden. Und die „Annali" und das „Bullettino" behaupteten auch, nachdem seit Anfang der vierziger Jahre mehrere speziell archäologische Zeitschriften in Italien, Frankreich und Deutschland begründet waren, unstreitig den ersten Platz auf diesem Gebiete.

Das Jahr 1848 brachte mit seinen politischen Stürmen auch dem römischen Institute manche Gefahr: eine der wesentlichsten Änderungen war, daß die französische Sektion, welche nach Beseitigung jener vorübergehenden Verstimmung über ein Jahrzehnt lang einig und erfolgreich mit Rom zusammengearbeitet hatte, sich gänzlich auflöste. Dadurch wurde der Schwerpunkt des Instituts noch mehr als bisher nach Deutschland verschoben. Ein wichtiger Fortschritt war es, daß, als nach Brauns Tode (1856) Brunn und Henzen die Leitung der Anstalt übernahmen, das Institut in eine engere Beziehung zum preußischen Staate trat. Im Jahre 1859 erhöhte Preußen die schon seit 1842 fristweise gewährte Geldunterstützung so bedeutend — von 1340 auf 6000 Taler —, daß die Besoldung zweier ständiger Beamter nunmehr gesichert war. Gleichzeitig wurden aus Staatsmitteln zwei jährliche Stipendien für junge Gelehrte gestiftet, die ihre archäologische Ausbildung im klassischen Süden, vornehmlich in Rom vollenden sollten, um sie dann später, sei es als Hochschullehrer, sei es als Museumsbeamte, nutzbar zu machen. Förderung der Studien dieser Stipendiaten war die Gegenleistung, welche das Institut dem preußischen Staate gegenüber auf sich nahm. In der langen Reihe der Institutsstipendiaten fehlt kaum ein Name der Archäologen, die in späteren Jahren an deutschen Universitäten oder Museen für das Studium der Altertumswissenschaft erfolgreich gewirkt haben.

An eine deutsche Hochschule, nach München, ging im Jahre 1865 auch Heinrich Brunn, um dort für eine ganze Generation von Archäologen der verehrte Führer und Meister zu werden. In Rom trat an seine Stelle Wolfgang Helbig, der mit jugendlicher Energie besonders die Beziehungen des Instituts zu den Mitforschern im Lande pflegte und durch häufige Erkundigungsreisen der Wissenschaft eine Fülle neuen Stoffes zuführte. Die Städte und Nekropolen Etruriens, aus denen gerade in den 60er und 70er Jahren zahlreiche interessante Denkmäler ans Licht kamen, waren ein Lieblingsfeld seiner Tätigkeit, aber auch die Monumente Pompejis, welche unter der Bourbonenherrschaft sorgfältig als Domäne der einheimischen Gelehrten gehütet waren, hat er durch seinen Katalog der Wandgemälde (1868) und seine bahnbrechenden Untersuchungen über die kampanische Wandmalerei (1873) in ein neues Licht gestellt.

Ein Werk wie Helbigs Gemälde-Katalog gehört schon zu einer Seite der Institutstätigkeit, welche allmählich mehr und mehr in den Vordergrund trat, der systematischen Aufnahme ganzer Klassen von antiken Denkmälern. Die „Monumenti antichi" brachten hervorragende Neufunde, in jedem Jahre von verschiedenster Art; schon Gerhard hatte, getreu seinem Spruche: Monumentum qui unum vidit, nullum vidit, qui mille vidit, unum vidit, die Notwendigkeit jener systematischen Sammlungen und Publikationen betont. Zwei solche „Serien-Publikationen", die etruskischen Spiegel und die etruskischen Urnen, wurden, zum Teil mit den von Gerhard gesammelten Materialien, von Brunn begonnen. Als Vorarbeiten für die weit umfassenderen Aufgaben eines Vasen- oder Statuen-Korpus mochten Werke wie Heydemanns Katalog der Neapolitaner Vasen, Benndorfs und Schönes Katalog des lateranischen Museums, Matz' und v. Duhns Verzeichnis der Bildwerke Roms mit Ausschluß der größeren Sammlungen, Dütschkes Verzeichnis der antiken Bildwerke in Oberitalien gelten, alles Arbeiten, die vom Institute angeregt und unterstützt, zum nicht geringen Teile auch an seiner Arbeitstelle auf dem Monte Caprino ausgeführt worden.

Auch die Mitarbeit zahlreicher jüngerer, dem Institute angehöriger oder ihm nahestehender Gelehrter an dem großen von der Berliner Akademie begonnenen Inschriftenwerke, dem „Corpus Inscriptionum Latinarum", war von bedeutendem Einflusse für die römische Anstalt. War doch der Leiter des großen Unternehmens Theodor Mommsen seit Jahrzehnten der Anstalt nahe verbunden, während seine beiden Genossen, Wilhelm Henzen und Giambattista de Rossi, in Rom selbst wirkten und durch treue Zusammenarbeit die lateinische Epigraphik auch im Institut und seinen Schriften glänzend vertraten. (Schluß folgt.)

Auch ein Opfer der Revolution.

Von Hauptmann a. D. Dr. [illegible] Curt Michaelis, Berlin.

ir haben in Deutschland seit dem D[illegible] vom November 1918 manche Unbegreiflichkeiten erlebt und werden noch auf viele andere gefaßt sein müssen. Das Kausalitätsbedürfnis unserer Vernunft läßt sich aber nun einmal nicht gänzlich ausschalten, und der Trieb, dieses zu befriedigen, wird dem denkenden Staatsbürger bei jeder Maßnahme der Regierung, die ihm zunächst unverständlich erscheint, die Frage nach dem Warum aufdrängen und, abgesehen von dieser, die weitere Frage nach der Zweckmäßigkeit. Mit dem Alten, das morsch und brüchig geworden ist, oder den Zeitverhältnissen nicht mehr entspricht, zu brechen, ist gewiß ratsam und unbedenklich; eine alte bewährte Institution aber lediglich den zurzeit vorherrschenden Anschauungen einer bestimmten Partei zu opfern, bedeutet Engherzigkeit. Über kurz oder lang rächt sich ein solches Verfahren einmal bitter! — Die gegenwärtige Staatsregierung lehnt es ab, in Zukunft noch „für Rettung aus Gefahr" das im Deutschen Reich bislang volkstümlichste Ehrenzeichen, die silberne Rettungsmedaille am Bande, zu verleihen; sie glaubt, daß es vollkommen ausreiche, wenn ein mutiger Lebensretter für seine schöne Tat im Amtsblatt

des zuständigen Regierungspräsidenten — das fast niemand liest — „öffentlich" belobigt oder von Staats wegen mit einem Geldgeschenk bedacht wird.

Wir können uns die Beweggründe, die zu ihrer Beseitigung führten, erklären. Es paßt schlecht in diese Zeit der tiefsten Erniedrigung, der größten Entbehrungen, auf Äußerlichkeiten großen Wert zu legen. Es ist bekannt, daß die meisten Friedensorden nicht eine Auszeichnung für besonders hervorragende Leistungen darstellten, sondern fast immer nur eine staatliche Anerkennung für lange, vorwurfsfreie Dienstzeit, für langjährige Verwaltung von Ehrenämtern und ähnliches. Genau so, wie bestimmte Titel und Charakterverleihungen, wurden auch sie zum großen Teil unter der alten Regierung von den Beamten „ersessen", soweit es sich um Orden und Ehrenzeichen handelte, die der Landesherr kraft seiner Ehrenhoheit einem seiner Untertanen verlieh, und alle übrigen derartigen Auszeichnungen, die fremde Herrscher verteilten, bedeuteten in den weitaus meisten Fällen nur einen Akt internationaler Höflichkeit. Der Volksmund nannte sie deshalb auch ebenso sarkastisch wie treffend „Frühstücksorden", und der militärische Witz, dem die leise Ironie so gut stand, brachte die allgemeine Anschauung, daß bestimmte Ordensklassen sich in der Armee bei Beförderungen gleichsam automatisch einstellten, in dem bekannten Verse zum Ausdruck „aus dem Halse hängt zum Lohn ihm die zweite Klasse schon".

Ganz anders aber verhält es sich mit Orden und Ehrenzeichen, von denen jeder Laie, ja jedes Kind weiß, daß ihr Träger sie nur durch eine von Mut und Entschlossenheit, rücksichtsloser Einsetzung oder Aufopferung seiner eigenen Person zeugende, besonders hervorstechende Tat erhalten haben kann. Und das war bei unserer Rettungsmedaille am Bande regelmäßig der Fall.

Es geschah wohl nicht ohne Absicht, wenn der Stifter dieses Ehrenzeichens, Friedrich Wilhelm III. (1833), für das Modell eine so einfache und schmucklose Form bestimmte. Gerade die auffällige Schlichtheit der Denkmünze entsprach weit mehr, als es ein kostbarer, auf Eindruck berechneter Stern oder ein wertvolles, mit größter Kunstfertigkeit entworfenes Kreuz getan hätte, dem Charakter der Tat, für welche sie verliehen wurde. Und doch wäre es selbst dem Verwöhntesten und Höchstgestellten nie eingefallen, aus seiner Ordensschnalle, auch wenn sie überreich war und die ganze linke Brustseite bedeckte, das ihm verliehene anspruchslose Erinnerungszeichen herauszulassen, und ebensowenig hätte sich der Inhaber der Rettungsmedaille am Bande, der keine andere Ordensauszeichnung besaß, jemals gescheut, dieses Ehrenzeichen wegen seiner flagranten Unscheinbarkeit anzulegen. Mit berechtigtem Stolz zeigte jeder offen die schmucklose Auszeichnung. Es sei nur an Bismarck erinnert. Nun konnte man die Einwendung erheben, daß es für eine Handlung, die uns die Menschenliebe diktiert, einer äußeren Anerkennung überhaupt nicht bedürfe, daß Leute, die sich bloß durch Ehrgeiz bestimmen lassen, für den gefährdeten Mitmenschen in die Bresche zu springen, es in Zukunft eben unterlassen sollten, da heute für die bloße Befriedigung der Eitelkeit kein Raum mehr sei. Man könnte ferner auf andere Länder verweisen, in denen Orden und Ehrenzeichen unbekannt sind, und sie deshalb auch bei uns für überflüssig erklären. Ganz falsch! — Gewiß trägt eine gute Tat ihren Lohn in sich, aber dieser Satz gilt doch nur bei Ausnahmemenschen. Hier aber heißt es, an die große Menge appellieren, hier darf nicht das Motiv, durch das sich jemand dazu bewegen läßt, zugunsten eines Fremden das Äußerste zu wagen, an die Spitze gestellt werden, sondern der Zweck, die Erhaltung eines kostbaren Menschenlebens, muß dafür bestimmend sein, und diesen mit allen, selbst scheinbar kleinlichen Mitteln anzustreben, ist unsere vornehmste Aufgabe. Halten wir uns doch nüchtern den Spiegel vor! Uns allen haften gleichermaßen gewisse Eigenschaften und Eigentümlichkeiten an, ob wir nun im fürstlichen Schloß, im Privatpalast eines schwerreichen Industriellen, im gutbürgerlichen Hause oder in einer ärmlichen Hütte das Licht der Welt erblickt haben. Von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, sind wir sämtlich — der eine mehr, der andere weniger — empfänglich für Äußerlichkeiten, und weil wir an ihnen hängen, beeinflussen diese auch in gewissem Grade unsere Entschlüsse und Handlungen, nicht immer direkt ausschlaggebend, aber doch mitwirkend. Keiner von uns ist ganz frei von Eitelkeit und Ehrgeiz, und niemand kann sich mit einem Ruck von alten Gewohnheiten und Überkommenheiten losreißen, von heute auf morgen seine Gesinnung, Empfindung und Anschauung ändern. Sehr bedauerlich, wenn es anders wäre! — Frankreich, das Land der Demokratie von reinstem Wasser, hat außer der Ehrenlegion alle Ordensdekorationen abgeschafft, die Rettungsmedaille nicht. Amerika kannte sie zwar überhaupt nie, aber in diesem freien Lande, das nur der Dollar regiert, weichen die Ansichten von den unsrigen auch so himmelweit ab, wie unsere Länder himmelweit voneinander getrennt sind.

Auch im preußischen Heere, dessen Einrichtungen mustergültig für alle Welt waren, stand die unscheinbare Rettungsmedaille am Bande von jeher in hohen Ehren. Jeder gemeine Soldat, jeder Unteroffizier und Offizier sehnte den Tag herbei, an welchem er sich dieses Kleinod verdienen konnte, fast das einzige, jedenfalls aber das am höchsten gegeschätzte äußere Kennzeichen männlicher Entschlossenheit, die in Friedenszeiten durch eine Heldentat zu beweisen sich nur selten Gelegenheit bot. Und in der Bestimmung der Kleiderordnung, daß ein so Ausgezeichneter das gelbe Bändchen im Knopfloch des Waffenrockes, der Offizier auch zum Überrock tragen durfte, eine Anordnung, die im übrigen nur für Kriegsorden galt, lag System. Selbstverständlich verfuhr der Zivilist auch danach, obgleich er sich an die militärischen Gepflogenheiten nicht zu halten brauchte. So wurde jeder Träger der Rettungsmedaille und ihres Bandes zum ständigen Vorbild für andere, besonders für unsere tatendurstige Jugend; jeder Passant, jedes Kind kannte dieses Ordenszeichen, sah es bald hier, bald dort, wurde dadurch immer von neuem daran erinnert, daß alle durch Einsetzung ihres Lebens, durch eine Tat besonderer Unerschrockenheit dieser Ehrung teilhaftig werden können, und so unwillkürlich zu dem Entschluß geführt, es gegebenenfalls dem Beneideten gleichzutun. Die Rettungsmedaille trug, wie ihr Band, eine seltene Werbekraft in sich, hatte eine faszinierende und eigenartige Wirkung, auf die wir nun verzichten sollen.

Es ist ganz zweifellos, daß nach Abschaffung der Rettungsmedaille am Bande die heute schon unerhörte Gleichgültigkeit gegenüber dem Unglück anderer bei uns noch erheblich abstoßendere Formen annehmen wird. Darüber müssen wir uns klarwerden. Künftig überlegen es sich viele, bevor sie versuchen, einen Menschen vom Tode des Ertrinkens zu retten oder aus einem brennenden Hause zu holen, sicherlich zehnmal, ob sie Leben und Gesundheit opfern, Kleider und sonstiges Eigentum beschädigen oder gar einbüßen, Zeit verlieren und andere kleine Unbequemlichkeiten auf sich nehmen sollen, alles Momente, die früher bei entschlossenen Leuten angesichts der Rettungsmedaille gar nicht ins Gewicht fielen, die sie gern in Kauf nahmen, um diese kleine und doch so vielsagende, bedeutungsvolle Dekoration zu erhalten. Es ist ein schwerer Fehler, den unsere Regierungsvertreter hier begehen, eine Rücksichtslosigkeit gegen die allgemein verbreiteten Anschauungen, eine krasse Verletzung des Volksempfindens. Aber . . . sie machen damit wieder einmal ein Kompliment vor ihren Parteigängern, die sie beim Wort nehmen und ihnen ihr Wohlwollen entziehen könnten, wenn sie nicht mit allem aufräumen, was in früheren Zeiten von den Proletariern wütend bekämpft wurde, mit allem, ganz gleich, ob es hundertmal die Feuerprobe bestanden, seine ungeheure Werbekraft zugunsten sämtlicher Volksgenossen tausendfältig bewiesen hat. Der weiteren Propagierung des uralten, von vielen Weisen Griechenlands und des Orients anerkannten und warm vertretenen Goldenen Sittengesetzes, nach welchem wir, um es in den Worten des viel jüngeren Neuen Testamentes zu wiederholen, „unsern Nächsten lieben sollen wie uns selbst", wird durch diese an sich so nebensächliche Maßnahme ein Hemmschuh angelegt, der auch alle in uns schlummernden und von anderen Nationen viel beneideten edlen Eigenschaften, wie Mut, Entschlossenheit, Geistesgegenwart, Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit allmählich, wenn nicht ertöten, so doch stark zurückdrängen muß.

Ob der offene Bruch mit unserer alten Tradition der Erreichung eines Zieles förderlich sein wird, das uns wohl allen gleichmäßig ohne Ansehung der Partei in erster Linie vorschwebt, dem Wiederaufbau des zerschmetterten Vaterlandes, ob wir uns nicht tief ins eigene Fleisch schneiden, wenn wir auf ein so billiges und doch so ungemein wirksames Mittel, unsere heranwachsende Jugend anzufeuern und zu tatenfrohem Draufgängertum zu erziehen, blind verzichten, sei der allgemeinen Erwägung anheimgestellt.

Archimedes als Erzieher.

Der Einfluß der Erfindungen auf den Fortschritt der Menschheit.

Von Max Geitel, Geh. Regierungsrat.

In der Meisterung der Schwere leistete das Altertum ähnlich wie in der Bewältigung des Stoffes Erstaunliches, jedoch auch hier nur unter rücksichtsloser Anspannung von Mensch und Tier. Unsere heutigen Kräne heben spielend Lasten von Tausenden von Zentnern, dem leisen Druck des Kranführers gehorsam folgend. Das Beladen und Entladen der Schiffe und Eisenbahnwagen erfolgt in unseren neuzeitlich ausgestatteten Verkehrsanlagen fast ausschließlich durch Maschinenkraft. In unseren Werkstätten wird die vollständige Lokomotive durch mächtige Laufkrane über ihre Nachbarinnen, an den Haltungen unserer Kanäle werden die vollbeladenen Lastkähne von der einen zur anderen Kanalstrecke durch hydraulische Hebewerke schnell und sicher befördert.

In dem Kampf mit der feindlichen Umgebung war der Mensch gezwungen, die Kraft der ihm angeborenen Organe durch Waffen und Werkzeuge zu vervielfachen, sollte er seiner Umgebung nicht unterliegen. In der Schaffung der Waffen vollzog sich der Fortschritt von der den Stein auf wenige Meter entsendenden Schleuder bis zum deutschen Ferngeschütz, das auf eine Entfernung von 128 Kilometer am 23. März 1918 der Seinestadt erstmalig seinen eisernen Gruß entbot. Der Scheitelpunkt der Flugbahn seines Geschosses lag 40 Kilometer über der Erdoberfläche. Die Flugzeit des Geschosses belief sich auf 3 Minuten, ein Zeitraum, der zur Folge hatte, daß bei der Richtung des Geschützes die Drehung der Erde in Rechnung gezogen werden mußte. Auch die Erdkrümmung war zu berücksichtigen; diese machte sich in der Weise geltend, daß das Ziel 1 Kilometer unterhalb der in dem Geschützstande gezogenen Wagerechten lag.



Begegnung der Karavelle des Columbus mit dem „Imperator“.

Besaß die Karavelle „Santa Maria“ des Columbus einen Gehalt von 300 Tonnen, so verfügen die Riesendampfer „Imperator“ und „Vaterland“ der Hamburg-Amerika-Linie über ein Deplacement von je 50 000 Tonnen. Ihre Besatzung zählt 1200 Köpfe, die Zahl ihrer Passagiere beträgt 4050, und mit einer Stundengeschwindigkeit von 45 bis 50 Kilometer durchqueren sie den Ozean. Der Kohlenverbrauch des „Vaterland“ beträgt etwa 1000 Tonnen täglich. Die Bedienung der Dampfkessel erfordert 340 Heizer und Kohlenzieher. Mit Erfolg ist man bestrebt, diese überaus anstrengende Arbeit maschinellen Vorrichtungen aufzubürden. Bei den stationären Dampfkesseln an Land brachte uns die neueste Zeit das heizerlose Kesselhaus, in welchem die Kohlen den Rosten selbsttätig zugeführt werden, und das in Dampf verwandelte Wasser automatisch ersetzt wird.

Einen eindringlichen Beweis für den heutigen Wert der Zeit bietet die Riesenbrücke, die den Firth of Forth mit zwei Öffnungen von je 521,20 Meter Weite überspannt. Die hier mit einem Aufwand von über 67 Millionen Mark erzielte Abkürzung des einst in früheren Zeiten am Ufer entlang geführten Schienenweges beträgt nur 40 Kilometer, eine Strecke, die das Dampfroß in einer halben Stunde zurücklegt. Diese Brücke gibt Anlaß zu einem interessanten Vergleich mit dem Eiffelturm: für jede Öffnung waren zwei in horizontaler Richtung hoch über den Meereswogen vorgebaute Eiffeltürme erforderlich. Besonders große Wasserflächen werden mit Hilfe der Hängebrücken überspannt, bei der New-Yorker East River Brücke 487,60 Meter und bei der projektierten New-Yorker Hudson-Brücke 981,50 Meter.

Auf diese kurze Blumenlese wollen wir die materiellen Erfolge der Erfindungen beschränken und uns nunmehr deren ethische Wirkungen vergegenwärtigen. Hier steht wegen ihrer weitgreifenden Wirkung die Hebung des Verantwortlichkeits-, des Pflichtgefühls an hervorragender Stelle. Der Konstrukteur, der eine Brücke berechnet, darf sich hierbei unter Hintansetzung aller materiellen Vorteile einzig und allein von der Rücksicht auf die Sicherheit des Bauwerks leiten lassen. Dieses Verantwortlichkeitsgefühl muß auch bei allen den zahlreichen Personen obwalten, die das Bauwerk zusammenfügen. Ein jeder Träger, jede Konsole, die in dieses eingefügt wird, jedes Niet, das eingezogen wird, erfordert die gleiche Sorgfalt, die den Konstrukteur leitete. Die gleiche Sorgfalt, vom kleinsten bis zum größten, verlangen alle jene zahllosen technischen Einrichtungen, von denen das Wohl und Wehe ungezählter Mitmenschen abhängig ist: die Verkehrseinrichtungen, die elektrischen Zentralen, die Wasserversorgungsanlagen, die Apparate der chemischen Fabriken, der Berg- und Hüttenwerke. „Hier hängen Menschenleben dran!“ Mit diesen wenigen Worten kennzeichnete mir einst treffend der Steuerungsmonteur einer Lokomotivfabrik das Verantwortungs-



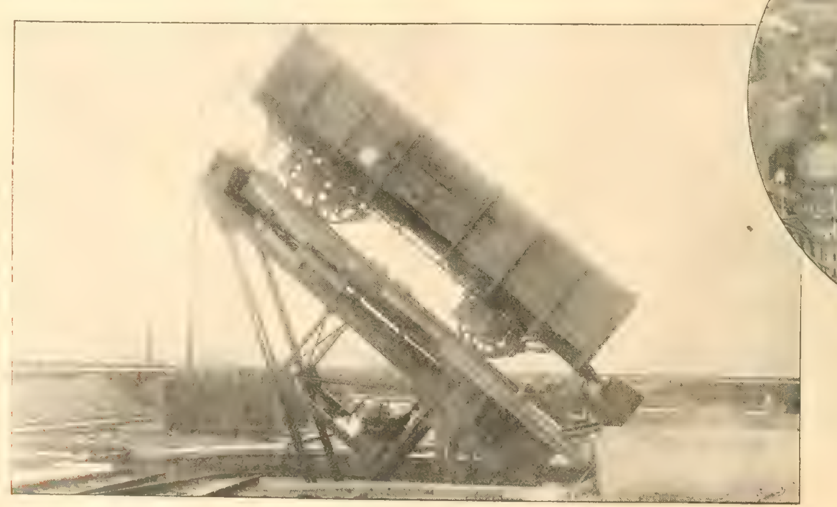
Eiffelturm Nauen 1914 Kölner Dom

volle seiner Tätigkeit. Wenn der Lokomotivführer mit vollbesetztem Personenzuge den Bahnhof verläßt, um nach wenigen Minuten mit 90 Kilometer und mehr dahinzueilen, dann muß er sich voll und ganz bewußt sein, daß an seiner Maschine alles bis zum letzten Teile des komplizierten Organismus seiner Aufgabe gewachsen ist. Ein nachträgliches Wiedergutmachen eines Fehlers ist meist vollkommen ausgeschlossen. Einen Widerruf, ein Verzeihen begangener Fehler kennen die gefesselten, ihre Banden zersprengenden Naturkräfte nicht. Hier müssen alle Beteiligten, vom obersten Leiter bis zu den die letzten Einzelheiten ausführenden Personen, ein Maß von Verantwortlichkeitsgefühl besitzen, das der Größe der zu bekämpfenden Gefahr entspricht und das, weil es alle jene zahlreichen Beteiligten gleichmäßig umfaßt, auf weiteste Kreise erzieherisch einwirkt. In engstem Zusammenhange mit diesem im steten Kampfe mit den Naturkräften gestählten Pflichtgefühl steht die Selbstzucht, die Aufopferung im Falle der Gefahr. Der hochgespannte Dampf, der elektrische Funke, die Sprengstoffe, die giftigen Gase zahlreicher Industriezweige ergreifen jede Gelegenheit, auf eigener Spur zu schreiten, und erfordern für ihre Fesselung einen Aufwand von Kaltblütigkeit und Aufopferung, der den früheren Generationen unbekannt war. So vollzieht sich täglich, stündlich auf dem weiten Schlachtfelde der Arbeit ein stilles Heldentum im Dienste des Fortschritts.

Der erzieherische Einfluß der Bezähmung der Naturkräfte macht sich infolge der stetig wachsenden Verbreitung des Leuchtgases, der Elektrizität, der in die höchsten Stockwerke der Wohnhäuser geleiteten Wasserleitung, des elektrisch gesteuerten Fahrstuhls auch in unserem häuslichen Leben vorteilhaft bemerkbar. Wie groß war hier anfangs die Zahl der durch Unachtsamkeit verursachten Unfälle, und wie gering ist sie gegenwärtig!! Das Reisen auf der Eisenbahn, die Be-



Heizerloses Kesselhaus



Feststehender Waggonkipper der Deutschen Maschinenbau-A.-G., Duisburg.

Ne

Auf einem



der Firma A. Borsig, Berlin-Tegel.

nutzung der neuesten Verkehrsmittel, vom Fahrrad, von der elektrischen Straßenbahn, dem Auto bis zum Luftschiff und Flugzeug erzieht ein neues Geschlecht heran von einer körperlichen und geistigen Elastizität, die diejenige früherer Generationen um ein vielfaches übertrifft.

Die Errichtung unserer eisernen Riesenbauten erfordert Nerven von Stahl, und über diese muß auch der in schwindelnder Höhe seine photographischen Aufnahmen ausführende Berichterstatter verfügen, der die Wunderwerke der Neuzeit der Mitwelt verkündet.

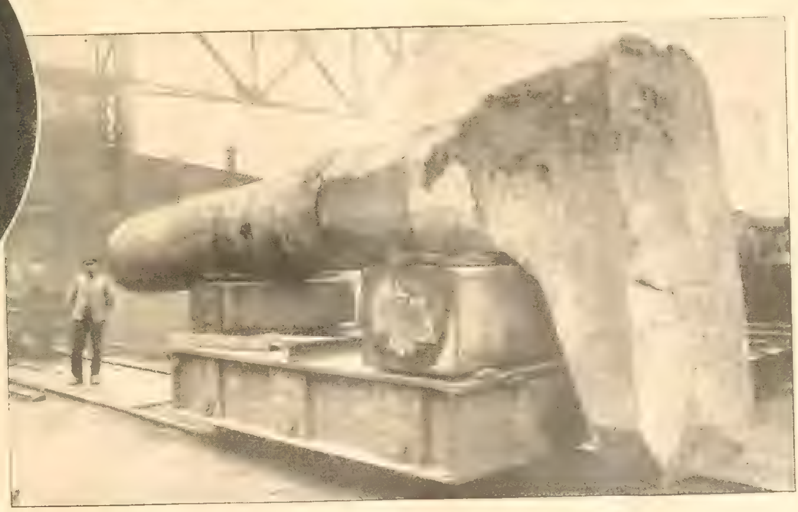
> [illegible]
> [illegible]
> [illegible]

So kennzeichnet Geibel die „Junge Zeit" und berührt hiermit einen Fortschritt von höchster ethischer Bedeutung, den wir der Dampfkraft als Trägerin des Verkehrs und der Arbeit verdanken: es ist dies die Verminderung der Roheit gegen das Zug- und Arbeitstier. Die Maschine, mag sie der Bearbeitung des Stoffes, dem Verkehr, der Bewegung von Lasten oder sonstigen Zwecken dienen, befreit den Menschen von der körperlichen Sklavenarbeit. Ihre Handhabung erfordert Sorgfalt und Aufmerksamkeit, sie weckt den Ordnungssinn dessen, der sie handhabt, sie regt diesen an, auf ihre Schonung und Vervollkommnung zu sinnen, und macht ihn fähig, in erhöhtem Maße seine geistigen Kräfte zu gebrauchen und zu entfalten.

Die in unheimlicher Geschwindigkeit das Werkstück mit scharfem Stahle bearbeitende Werkzeugmaschine, der mit rasender Geschwindigkeit dahineilende Eisenbahnzug, die durch das Gewühl der Großstadt sich bewegende elektrische Straßenbahn, das Schaltwerk der Elektrizitätswerke, die Fördervorrichtungen der Bergwerke, die Kontrollvorrichtungen für die gesundheitliche Beschaffenheit der städtischen Wasserversorgun-

hl.

kenkratzer



Geschmiedeter Ruderschaft bei Haniel & Lueg, Düsseldorf

gen, und was sonst noch die Neuzeit uns an für die Allgemeinheit wichtigen Neuerungen brachte, können in zweckentsprechender Weise nur von Persönlichkeiten gehandhabt werden, die in hohem Maße über Pflichtgefühl, Selbstzucht, Schnelligkeit und Sicherheit des Entschlusses, Verstand und Willenskraft verfügen. Und so haben die Erfindungen in ihrer verschiedenen Gestalt eine vielköpfige Klasse an Körper und Geist starker Volksgenossen herangebildet. Hand in Hand mit den eben genannten Tugenden geht ein stark ausgebildeter Wagemut, der ergiebigste Quell des Fortschritts. Alle großen, den Schritt ins Neue, Ungewisse machenden Erfindungen erforderten den Mut dessen, der als erster sich an ihre Verwirklichung heranwagte. Als Alfred Krupp, seiner Zeit weit voraneilend, im Jahre 1861 mit dem für damalige Zeiten ungeheuerlichen Aufwand von 1 800 000 Mark seinen Tausendzentnerhammer „Fritz" schuf, ließ ein hervorragender Hüttenmann aus der Umgegend die wenig schmeichelhaften Worte fallen: „Ist Herr Krupp verrückt geworden?" Selbst erprobte Mitarbeiter des Kanonenkönigs sahen dem Tage des Betriebsbeginns mit Zweifel entgegen. Als der Hammer zum ersten Male sein Riesengewicht krachend auf einen mächtigen Gußstahlblock herabfallen ließ, sprangen die zunächst Stehenden entsetzt zurück. Nur Krupp blieb auf seinem Platz in der vordersten Reihe stehen, ruhig die von ihm erwartete großartige Kraftäußerung beobachtend, die ihm hinfort die glänzendsten Erfolge brachte.

Derartige Fälle von Wagemut, erfolgreichem und vergeblichem, überliefert uns die Sage von Dädalus bis Lilienthal, dem zielbewußten Bahnbrecher der Flugtechnik, bis zum Grafen Zeppelin, dem Eroberer der Luft, in reicher Fülle. **Periculum privatum, salus publica**, lautete der Wahlspruch der ersten Personen-Eisenbahn, zum Ausdruck bringend, daß das in den Dienst des Fortschrittes sich stellende Einzelwesen ein hohes Maß von Gefahr für Gut und Leben übernehme. Tatsächlich bildeten die ersten Eisenbahnen eine erhebliche körperliche oder finanzielle Gefahr für die sich ihnen anvertrauenden Reisenden, wie für die ihr Geld in deren Bau anlegenden Aktionäre. War doch der Tag der feierlichen Eröffnung der ersten Personen-Eisenbahn der Erde (Manchester—Liverpool), der 15. September 1830, der Tag des ersten tödlichen Eisenbahnunglücks.

Geschoßflugbahnen von Luftfahrzeugabwehrkanonen
——— 10,5-cm Luftfahrzeugabwehrkanone
- - (weiß) 7,5 „ „
- - - (schwarz) 6,5 „ „

Der veredelnde Einfluß der Architektur, der „erstarrten Musik", bedarf keines Beweises. Wenn dieser Einfluß sich ständig steigern konnte, so ist dies wesentlich eine Folge der Erfindungen, die dem Architekten es ermöglichten, seine Bauten immer kühner und zugleich sicherer auszuführen. Das Kunstgewerbe erfuhr die gleiche Befruchtung und gestattet auch dem weniger Bemittelten, sein Heim wohnlich zu gestalten, den Sinn für Häuslichkeit und Familienleben zu pflegen. Auch die schönen Künste erfuhren wesentliche Förderung durch die Erfindungen, und zwar sowohl durch Vervollkommnung ihrer Techniken als auch durch künstlerisch dankbare technische Motive. Mit der künstlerischen Wiedergabe technischer Vorgänge hat es nun aber eine eigene Bewandtnis. Geschieht diese unter getreuer Darstellung aller Einzelheiten bis zum letzten Schraubenbolzen, so geht die „Stimmung" verloren. Wird aber der Versuch gemacht, letztere unter Vernachlässigung der Einzelheiten zu erzielen, so ist das Ergebnis nur allzuoft eine technische Karikatur. Hier wird Menzels „Eisenwalzwerk" immerdar unerreicht dastehen. Auch die Dichtkunst hat sich in wachsendem Maße den technischen Gegenständen zugewendet. Es seien genannt: Max Maria von Webers „Vom rollenden Flügelrad", Max Eyths herrliche technische Novellen, Ibsens „Baumeister Solneß", Hauptmanns „Weber" und „Versunkene Glocke" sowie Kellermanns „Tunnel" mit seiner meisterhaften Schilderung des unterseeischen Tunnelbaues. Die Bühnenkunst hat eine ganz besonders starke Förderung in der Vollkommenheit der theatralischen Effekte und in der Gefahrlosigkeit ihres Betriebes erfahren.

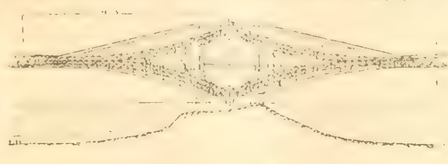
Eine große Zahl von Erfindungen hat die Vervollkommnung der in die Geheimnisse der Natur eindringenden wissenschaftlichen Apparate zum Gegenstand und eine früher nicht geahnte Erweiterung unserer Sinne ermöglicht, die sich in der Erschließung wichtiger Gebiete der Wissenschaften geltend macht. Die durch zahlreiche Verbesserungen der Heilmittel und Instrumente vervollkommnete Heilkunde verkürzt den Kranken den Weg zur Genesung, die in den Besitz der Mikrophotographie gelangte gerichtliche Chemie steht der rächenden Themis hilfreich zur Seite. Mit Recht erblickt Otto Wiener in seinem trefflichen Buche „Physik und Kulturentwicklung"* in den erweiterten Sinnen das Hilfsmittel zur Befreiung unserer Erfahrung von den Schranken der natürlichen Sinne.

Welche hohen ethischen Werte die Erfindungen der Buchdruckerkunst und der die Völker verbindenden Verkehrsmittel der Menschheit gebracht haben, bedarf keines Beweises. — — Diese kurze Musterung der durch die Erfindungen der Menschheit zuteil gewordenen ethischen Förderung läßt erkennen, wie einseitig das Urteil derjenigen ist, die ihre Auffassung lediglich auf Grund unerfreulicher Nebenerscheinungen aufbauen. Zu denjenigen führenden Geistern, die den Erfindungen ihr Recht zuteil werden ließen, gehört an erster Stelle Goethe, hierbei sich eins wissend mit dem ihm vielfach geistesverwandten Carlyle, dem begeisterten Lobredner der Maschine. Goethe hat in seiner Eigenschaft als Berater Karl Augusts von Weimar den Kampf, der um die Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert zwischen der Hand- und der Maschinenarbeit entbrannte, mit allen seinen wirtschaftlichen Schrecken an der thüringischen Hausindustrie erfahren, er hat den Luftballon erprobt und bedauert, daß er dessen Erfindung nahe gewesen sei, als die Gebrüder Montgolfier ihm zuvorkamen, er hat die Ilmenauer

* „Physik und Kulturentwicklung durch technische und wissenschaftliche Erweiterung der menschlichen Naturanlagen." Leipzig und Berlin 1919, B. G. Teubner.

Bergwerke wieder in Betrieb zu setzen versucht, die Gasbeleuchtung erprobt, die personifizierte Technik in einem Festspiel vorgeführt, und sein Ebenbild Faust läßt er sterben im Hochgefühl des Bewußtseins, daß das von ihm den Elementen entrissene fruchtbare weite Land die Spur von seinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen lassen werde.

So ist es denn lediglich ein gutes Recht, wenn wir diese den hohen materiellen und sittlichen Werten der Erfindungen gewidmeten Zeilen mit einem Ausspruch Goethes beschließen: „Alles, was wir erfinden, entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das im stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Inneren am Äußeren sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt."



Forth-Brücke und Eiffelturm.

Reserveoffizierkorps und Kriegsbereitschaft.

Von Generalleutnant a. D. Schwarte.



Das Streben Frankreichs, seine Kampfkraft für den erhofften Revanchekrieg durch Wehrhaftmachung seiner ganzen Volksmassen auf das höchste zu steigern, fand in der gesetzlichen Einführung der dreijährigen Dienstzeit für alle seine Krönung und seinen schärfsten Ausdruck.* Es liegt auf der Hand, daß ein Volk, dessen dienstpflichtig werdende Teile auf drei volle Jahre dem Berufs- und Erwerbsleben entzogen werden, eine solch furchtbare Maßregel nicht lange Zeit hindurch fortsetzen kann, ohne daß sich dies im Volksleben und in der Volkswirtschaft auf das stärkste fühlbar macht. Sie kann ohne schwere Nachteile nur kurze Zeit ertragen werden; innerhalb dieser Zeit muß der Zweck erreicht sein, für den sie bestimmt war, darüber war sich die französische Regierung klar, als sie 1913 die Gesetzvorlage einbrachte; dessen war sich die Volksvertretung voll bewußt, als sie die Gesetzesvorlage annahm. Auch über den Zweck herrschte — wenn auch unausgesprochen — volles Einverständnis. Die dreijährige Dienstzeit lastete drückend auf dem Volke — denn sie kannte keine Ausnahmen. Nicht nur die Waffenfähigen mußten dienen, sondern auch die Nichtwaffenfähigen — sie wurden zum Hilfsdienst eingezogen; und nur die Krüppel und Schwerkranken blieben vom Dienst befreit, aber auch nur soweit sie während einer Reihe von Jahren nicht einmal zum Hilfsdienst geeignet wurden. Auch die Verbrecher und Zuchthäusler ließ man nicht zum Truppendienst zu, aber sie dem Dienste zu entziehen, war ebensowenig zulässig. In den afrikanischen Strafkompagnien dienten sie ihre Zeit ab: kein Mann sollte eben für den Krieg unvorbereitet sein. Wieviel Gründe bestanden unterdes in Deutschland für die Befreiung vom Soldatendienst!

Aber noch eine zweite Härte hatte das französische Wehrpflichtgesetz bewußt ausgesprochen: Privilegien hinsichtlich der Dauer der Dienstpflicht gibt es in Frankreich nicht. Jeder jedes Standes muß seine drei vollen Jahre dienen, gleichgültig, welche schweren Hemmnisse und Gefahren dem Fortkommen im Lebensberuf daraus erwachsen; auch der Besitzer guter Zeugnisse und hochgesteigerter Bildung muß sich drei Jahre hindurch dem Soldatendienst unterwerfen, ohne jede Rücksicht darauf, was diese ausfallenden Jahre an Verzögerungen für den eigenen erstrebten Lebensberuf, indirekt aber auch für die Allgemeinheit bedeuten. Ist der Ausfall von drei vollen Lebens- und Erwerbsjahren schon eine schwere Last für alle, die nach Abschluß der Volksschulbildung und der Berufslehrgänge ihre Lehrzeit beendet, teilweise auch ihre Gesellenzeit zurückgelegt haben, so tritt ihre Härte noch viel schärfer in Erscheinung für die Absolventen der höheren Schulen (Gymnasien usw.), deren Dienstpflichtjahre in der Regel in den Besuch der Universitäten, der Technischen Hochschulen oder bestenfalls unmittelbar hinter das Staatsexamen fallen. Man stelle sich vor, wie sich in Deutschland selbst die opferwilligsten Kreise entrüstet hätten, wenn sich die zum Einjährigendienst Berechtigten, die Handlungsgehilfen, die mittleren Beamten, die Studenten und Akademiker, mitten aus ihrem Studium oder der eben begonnenen Laufbahn heraus drei volle Jahre dem Heeresdienst hätten opfern müssen. Was das Geburtsland der allgemeinen Wehrpflicht nicht auf sich nehmen wollte — in Frankreich forderte es eine zielbewußte Regierung, und das Volk nahm im Hinblick auf dieses Ziel selbst dieses ungeheure Opfer auf sich! Deutschlands Einjährig-Freiwilligenzahl betrug in den letzten Jahren 12 000—13 000; schon die Geltung der dreijährigen Dienstzeit hätte also die deutsche Friedenspräsenz um etwa 25 000 Mann erhöht.

Das war aber nur ein nebensächlicher Zweck in Frankreich; durch die Auferlegung der drei Dienstjahre auch an diese gehobenen Bevölkerungsschichten erstrebte man gleichzeitig eine wirkungsvolle Steigerung der Kriegsbereitschaft der Armee. Nach dem Wortlaut des Wehrgesetzes ist die Möglichkeit, Offizier der Reserve zu werden, natürlich jedem Eingestellten gegeben. Tatsächlich kamen aber dafür nur die Geeigneten, d. h. vor allem jene Mannschaften höherer Bildung, in Frage. Für ihre Ausbildung zum Reserve- (späteren Territorial-, d. h. Landwehr-Offizier) war durch das Gesetz vom 7. August 1913 eine außerordentlich sorgfältige Vorschrift ausgearbeitet, die die gleichartigen Bestimmungen des Gesetzes von 1905 über die zweijährige aktive Dienstpflicht noch erheblich vervollkommneten. Durch das Gesetz von 1913 war bestimmt: Nach Ablauf der ersten 6 Monate der Dienstzeit unterziehen sich die Anwärter zum Reserve-Offizier einer Prüfung zur Aufnahme in eine Regimentsschule ihrer Waffe. Haben sie die Prüfung bestanden und sich im zweiten Diensthalbjahr weiter bewährt, so verbringen sie das zweite Dienstjahr in dieser Regimentsschule und treten an dessen Schluß wieder zur Truppe, um das 5. Halbjahr als Reserve-Offizier-Aspirant, das letzte (sechste) Halbjahr als Reserve-Offizier abzudienen. Im Jahre 1914 konnte dieses Gesetz noch nicht voll zur Wirkung gekommen sein; aber auch die im Gesetz von 1905 enthaltenen Bestimmungen strebten das gleiche Ziel an. Nach diesem wurden die in analoger Weise ausgelesenen Reserve-Offizier-Aspiranten auf fünf Monate zur praktischen Ausbildung zur Regimentsschule kommandiert und dann nach gut bestandener Prüfung und einmonatiger weiterer Dienstzeit bei der Truppe zum Reserve-Offizier ernannt, um in dieser Eigenschaft das letzte Diensthalbjahr abzuleisten. Außerdem mußten sich alle Aspiranten, bevor sie in diese Klasse aufgenommen wurden, verpflichten, außer den gesetzlichen zwei Waffenübungen innerhalb der Reservedienstzeit noch weitere drei Waffenübungen abzuleisten. Es bedarf keines besonderen Nachweises, daß am Schluß der zweijährigen — und erst recht der dreijährigen — geschlossenen Ausbildungszeit wirklich gut geschulte, brauchbare Führer in das bürgerliche Leben entlassen wurden, deren vorzügliche Ausbildung in fünf kurz aufeinanderfolgenden Übungen lebendig erhalten wurde. Als von besonderem Vorteil muß gelten, daß sie das letzte Diensthalbjahr, das Sommerhalbjahr, Offiziere waren und sich als solche eine Sicherheit im Dienst und als Führer vor der Front aneignen konnten, die unseren Reserve- und Landwehr-Offizieren bis weit in den Krieg hinein gefehlt hat.

Vergleicht man mit diesen französischen Ausbildungsbestimmungen die früheren deutschen, so tritt der ungeheure Vorsprung der ersteren klar zutage. Die durch ein Zeugnis oder eine Prüfung nachgewiesene Bildung — Schulbildung

* Vergl. „20. Jahrhundert" Jahrgang I, Heft 17, Seite 5.

– berechtigte zur Verminderung der allgemeinen Dienstpflicht auf ein Jahr; von den Einjährig-Dienenden wurden die zu Reserve-Offizieren geeignet Scheinenden in den letzten Wochen oder Monaten des Dienstjahres in Unteroffizierstellung verwandt und, falls sie am Schluß die vorgeschriebene Aspiranten-Prüfung bestanden, als Reserve-Offizier-Aspiranten entlassen. Teils nach kurzer, teils nach längerer Pause (je nach häuslichen, beruflichen usw. Verhältnissen) zu einer ersten Übung eingezogen, legten sie praktisch und theoretisch die Reserve-Offizier-Prüfung ab und wurden als Vizefeldwebel entlassen. Nach einer zweiten Übung, gleichfalls von 8 Wochen Dauer, in der sie als Offizierdienstuer ihre Eignung darlegten und die Zustimmung des aktiven Offizierkorps erwarben, und nach erfolgter Offizierwahl durch das Offizierkorps des Bezirkskommandos wurden sie zu Reserve-Offizeren befördert; als solche mußten sie innerhalb der (u. U. verlängernden) Reservepflicht drei Waffenübungen ableisten. Der strenge Maßstab, der bei uns nach jeder Richtung an die Eignung zum Reserve-Offizier gelegt wurde, hat es bewirkt, daß mit verschwindenden Ausnahmen ein opferfreudiges, todesmutiges Offizierkorps der Reserve und der Landwehr bei der Mobilmachung zur Verfügung stand, das seine Pflicht in vollstem Umfange zu erfüllen suchte und sie, wenn nötig, willig mit dem Tode besiegelte. Es bedarf aber keiner weiteren Ausführung, daß die viel kürzere, stark zerrissene und viel weniger systematische Schulung und Ausbildung sich dauernd fühlbar machen mußte; dieser Mangel trat besonders in den ersten Kriegsmonaten hervor — die Schulung als Vorgesetzter und als Führer im inneren und im äußeren Dienst läßt sich nicht in ein oder zwei kurzen Übungen in einem schon weiter vorgerückten Lebensalter erwerben. In dieser Hinsicht war die Ausbildung der französischen Reserve-Offiziere sehr viel strenger, aber zweifellos auch zielbewußter und erfolgreicher. Mit den rein menschlichen Eigenschaften der beiden Offizierkorps hat dieser ausbildungstechnische Vorsprung natürlich nichts zu tun. Es ist aber ein weiterer Beweis, mit welcher zielsicheren Energie und mit welchem zähen Nachdruck die französische Regierung und Heeresverwaltung bestrebt waren, alle im Volke vorhandenen irgend Tauglichen nicht nur zum Kriegsdienst heranzuführen, sondern ihnen auch ein in strengster Schule erzogenes, den Dienst voll beherrschendes Führerpersonal zu geben. Man kann nur bedauern, daß diese Opferwilligkeit, diese Zurückstellung der eigenen Lebensinteressen beim Gegner, und nicht bei uns bewiesen worden ist.

Zum Schluß sei aber auch noch auf eine Einrichtung des französischen Heeres hingewiesen, die das Aufstellen der Reserve-Regimenter in außerordentlich hohem Maße begünstigte: der bei allen Verbänden im Frieden bestehende Ergänzungsetat (cadre complémentaire). Erst bei der Heeresvermehrung 1913 setzte die deutsche Heeresverwaltung eine ähnliche Einrichtung in beschränktestem Umfange als „Oberstleutnant und Major beim Stabe" beim Reichstage durch. Der französische Cadre complémentaire war so stark, daß alle Regiments- und Bataillonskommandeure, alle Adjutanten, die Hälfte der Kompagnieführer und die wichtigsten Unteroffizierstellen für das vom aktiven Regiment aufzustellende Reserveregiment sofort aus ihnen besetzt werden konnten (also mit vorzüglich geschulten, einander bekannten Persönlichkeiten) — eine Maßregel, die der neuen Formation einen starken Halt schon im Augenblick der Aufstellung geben und die reibungslose Mobilmachung gewährleisten mußte.

Unser Heer hat Außerordentliches geleistet; es hätte noch Besseres leisten können, wenn die technischen Unterlagen mit der gleich klaren, unerbittlichen Konsequenz bis zum Ende durchgeführt gewesen wären, wie sie die französische Heeresverwaltung forderte und durchführen konnte.

Das gleiche Streben nach dem einen großen Endziel, das sie in dem restlosen Aufgebot aller zum Ausdruck brachte, prägt sich eindrucksvoll auch in der strengen Organisation und Ausbildung der Führer aus. — Zu dieser Ausschöpfung der ganzen Kraft des Volkes haben wir uns — leider — nicht durchringen können.

Ein deutscher U-Boot-Führer in englischer Gefangenschaft.

Tagebuchaufzeichnungen des Freiherrn v. Spiegel.

VII (Schluß.)

Da ich mit keinerlei Gepäck beschwert war, ging der Umzug rasch vonstatten. Mein neues Zimmer lag im vierten Stock, war womöglich noch kleiner als das erste, hatte aber gerade Wände und ein großes, helles Fenster, von dem aus man wirklich das rührige Leben der Großstadt prachtvoll beobachten konnte. Im übrigen war, was Einrichtung und Schmutz anbelangt, kein Unterschied zu merken. Aber immerhin war ich ja nicht mehr so anspruchsvoll wie am Tage zuvor und empfand das neue kärgliche Verlies als wirkliche Verbesserung meiner Lage.

Nachdem ich so die Menschenfreundlichkeit meines Bewachers festgestellt hatte, wurde ich geradezu zudringlich mit meinen Wünschen. Zunächst erbat ich mir einen Kamm, da meine Haare, seit Wochen nicht geschnitten, mir wirr in die Augen hingen. Da ich dabei, wie zufällig, das Zwei-Schilling-Stück, welches mir der Ire auf Q 21 geschenkt hatte, aus der Tasche zog, war ich wirklich in wenigen Minuten im Besitz eines Kammstücks von fünf Zentimeter Länge und eines Spiegelscherben. Ich bot dem Unteroffizier Seiner Britischen Majestät sixpence, wenn er mir diesen Toilettenschatz überließe, und er willigte ein. Darauf erbat und erhielt ich für einen Schilling Zigaretten und offerierte dem Mann mit Erfolg meinen zweiten und letzten sixpence als Botenlohn. So hatte das Geldstück des braven Matrosen mir nicht nur doppelte körperliche Annehmlichkeit verschafft, sondern war der Schlüssel zum guten Willen meines „Guard" geworden, wie es sich bald erweisen sollte, denn es verging keine Viertelstunde, da erschien der vorerwähnte Heldensohn und brachte mir einen veritablen Stuhl mit vier Beinen, einen kleinen, grünbezogenen Tisch und mehrere englische Zeitschriften und Journale, versprach mir ferner, mir seine Zeitung zu borgen, sobald er sie ausgelesen habe, und ließ mich hochbeglückt allein. Ich kam mir ungemein sauber, reich und verwöhnt vor, als ich mich wohlfrisiert und mit einer meiner 20 Zigaretten im Mund „in" meinen etwas wackeligen Holzstuhl fallen ließ und mit blasierter Miene den „Sketch" aufschlug. Es war mir eine Wohltat, die Gedanken durch die seichten englischen Zeitschriften, die nur von den „Huns", von Theaterdivas und vom Sport erzählten, ablenken zu können.

Gegen Mittag erschien mein Feind, der Major. Er musterte mit scheelem Blick all den Luxus meines Salons und fragte drohend, ob ich jetzt etwa noch nicht zufrieden sei, worauf ich ihm nach einer zweideutigen stummen Verbeugung den Rücken drehte und auf die Straße sah. Der Major verschwand.

Zum Mittag gab es ein Stück Fleisch, zwei große ungeschälte Kartoffeln und Grünkohl, alles in demselben Teller. Dazu ein Stück Brot. Als ich den „Guard" fragte, womit ich das Fleisch schneiden und die Kartoffeln schälen sollte — man hatte mir nämlich nur einen Blechlöffel hingelegt —, zuckte er die Achseln und behauptete, ein Messer sei für Gefangene verboten. Erst nach vielen Überredungskünsten brachte ich den Mann so weit, daß er mir das Messer eines Tommys geben ließ, doch blieb er zur Sicherheit die ganze Zeit, während ich aß, in der Tür stehen und sagte ein über das andere Mal: „Don't kill you." Ich muß ehrlich gestehen, daß ich gar keine Lust verspürte, mir mit dem rostigen knife die Kehle durchzuschneiden, und daß mich die blöde Angst des Engländers belustigte und mir dadurch das recht fade Mahl würzte.

Den Nachmittag verbrachte ich abwechselnd mit Rauchen, Lesen und Auf-die-Straße-Sehen. Es waren mancherlei Gefühle, die mich beim Anblick des eleganten Straßengetriebes mit seinen unzähligen Autos, seinen wundervollen Privatequipagen und dem Gewimmel von sonntäglich geputzten Damen und Herren bewegten. Zum Teil war es Trostlosigkeit, daß ich scheinbar ausgestoßen war aus der Kaste, in der ich bisher gelebt, und in der zu leben mir immer einzig denkbar gewesen war, zum größeren Teil war es Wut und Neid über die sorglose Eleganz, den Reichtum und die unbeschränkte Fülle, die da unten in hun-

dertfacher Gestalt an mir vorüberrauschte. Diese Autos, fast alle mit nagelneuen Reifen, prächtige, langgestreckte Privatwagen, von Damen in duftiger Frühjahrstoilette gelenkt, Equipagen mit gutgenährten Pferden und eleganten Dienern neben dem Kutschersitz, alles sorglos, lachend, elegant, als wäre ringsum tiefster Friede und nicht seit drei Jahren blutiger Krieg. Ich wußte wohl, daß alles das, was ich hier sah, die bunte Decke war, unter der es auch nach Blut und Moder roch, aber trotzdem und gerade wegen der scheinbaren Sorglosigkeit reizte mich dieses flutende Londoner Straßenleben bis aufs Blut. Ich mußte auch an unser gutes Berlin mit seinen abgemagerten Droschkenpferden und seinen paar klappernden Autodroschken denken, und wie ernst und schwer unser tapferes deutsches Volk an der Last dieses Krieges zu tragen hatte, und dieser Vergleich trug wesentlich dazu bei, daß ich das eingebildete Volk da unter mir und die Stadt und das ganze Land ringsum dahin verwünschte, wo der Pfeffer wächst.

Gegen halb fünf Uhr brachte man mir einen Kump Tee und ein Stück Brot mit Butter. Das sei das „super", wurde ich belehrt, damit müßte ich für heute auskommen.

Da kam eine angenehme Überraschung. Ein Sergeant trat ein und bat mich, ihm zu folgen. Ich wurde zu ebener Erde in ein geräumiges Zimmer, eine Art Bibliothek, geführt, woselbst ein englischer Korvettenkapitän mich mit kühlem Gruß empfing.

Auf die Aufforderung des Kapitäns, der mit seinem scharfen, bartlosen Gesicht und ernst blickenden, dunklen Augen über einer kühn geschwungenen Nase einen äußerst strengen Eindruck machte, nahm ich ihm gegenüber an einem großen, grünen Tisch, welcher durch das ganze Zimmer lief, Platz.

Das Verhör, welches nun folgte, bot im wesentlichen nichts Interessantes. Es fand in deutscher Sprache statt, da der Engländer dieselbe ziemlich gut beherrschte. Nachdem es sich während der Fragen und Antworten über die Ereignisse bei meinem Untergang in streng formellen Grenzen bewegt hatte, nahm es allmählich freiere, freundlichere Formen an, als wir nämlich herauszuhören begannen, daß wir uns gegenseitig gewachsen waren. Je geschickter der Engländer seine Fragen stellte, um so liebenswürdiger und nichtssagender wurden meine Antworten. Schließlich fing der Kapitän an zu lachen und gab das aussichtslose Rennen auf. Im Anschluß an meine Anerkennung über die hervorragende Art, in welcher der Kommandant von Q 21 es verstanden hatte, mich zu übertölpeln, kamen wir dann allmählich auf ein allgemeines Gespräch über die Leistungen unserer beiden Marinen zu sprechen. Bald hatten wir dann auch die Seeschlacht im Skagerrak beim Wickel und fochten den üblichen Kampf über „Sieg" oder „Niederlage".

„Übrigens," sagte der Kapitän plötzlich, „es hat uns sehr interessiert, durch Sie Näheres über das Schicksal des Kreuzers „Wiesbaden" zu hören. Besonders der Zeitpunkt seines Untergangs war uns unklar geblieben und war uns interessant zu erfahren." Damit zog er aus seiner Aktentasche meine Bücher „U 202" und „Oberheizer Zenne" heraus und legte sie lächelnd vor mich hin. Mein Erstaunen gewahrend, meinte er: „Ja, ja, Sie sehen, wir sind gut informiert über Ihre Person und Tätigkeit."

Als der Engländer mich nach der Art meiner Unterbringung fragte, nahm ich kein Blatt vor den Mund und schilderte ihm, wie schweinemäßig und unwürdig ich hier behandelt würde. Der Kapitän war äußerst peinlich davon berührt und versprach mir, sofort zu tun, was in seiner Macht stände, um meine Lage zu verbessern. Die Kaserne unterstände zwar der Armee, aber er wolle mit dem Kommandanten sprechen. In erster Linie aber werde er Sorge tragen, daß ich sobald als möglich nach einem Gefangenenlager weiterbefördert würde. Um diese Hoffnung bereichert, zog ich wieder in mein Reich im vierten Stock zurück und versuchte, die Stunden, so gut es ging, totzuschlagen.

Der Major und Kasernenkommandant schien es mir doch übel genommen zu haben, daß ich ihn bei dem Kollegen von der Marine angeschwärzt hatte. Er erschien nämlich am Montag gar nicht.

Nach dem Essen, das diesmal, wohl infolge meiner Protesterhebungen, etwas sauberer serviert wurde, bereitete ich mich auf den Aus- und Umzug vor. An meinem kleinen Tisch schrieb ich den ersten Brief nach Deutschland, dann erbat ich von dem wachthabenden Unteroffizier Nadel und Faden, um meinen ramponierten Hosenboden zu flicken. Ich erhielt einen stopfnadelähnlichen Spieß, durch welchen eine Art Bindfaden oder Segelgarn gezogen war. Mit diesem komischen Werkzeug bearbeitete ich unter vielen Seufzern meinen durchsichtigen, schillernden Sitzfleck und war nach vollbrachter Tat sehr stolz auf meine Kunstfertigkeit. Daß die großen braunen Kreuzstiche nicht recht zu dem Blau ihrer Umgebung passen wollten, konnte ich nicht ändern.

Von 3 Uhr an zog ich auf Posten am offenen Fenster, um das Herannahen meiner Bahneskorte zu erwarten. Wann mein Zug fahren sollte, hatte ich nicht erfahren können. Meine Unruhe, aus der unwürdigen Umgebung herauszukommen, wird verständlich sein. Jedes gelbgrau gestrichene Auto, welches die Straße entlang kam, erweckte die Hoffnung in mir, daß es für mich sei. Endlich gegen ½4 hielt ein geschlossenes Militärauto vor dem Portal meiner Kaserne an. Neben dem Chauffeur saß ein Soldat mit Gewehr. Das mußte meine Eskorte sein! Ich beugte mich aus dem Fenster heraus, um nichts, was unten vorging, zu versäumen. Da sah mich der „[illegible]", der vor dem Tor stand, und nickte mir, auf das Auto zeigend, ermunternd zu: „Das ist für Dich!"

Meine Freude war unbeschreiblich. Ich steckte meinen Kammstumpf in die Tasche und lief, also reisefertig gemacht, aufgeregt in meinem Käfig auf und ab. Nach einer endlosen Viertelstunde, während welcher ich mich vielleicht hundertmal überzeugte, ob auch mein Auto nicht davongefahren sei, klapperte das Schloß an meiner Tür, und ich wurde geholt.

Unten am Portal stand der Major und sagte auf englisch: „Adieu, gute Reise."

Ich antwortete prompt: „Danke, ich freue mich sehr, dieses Lokal verlassen zu dürfen."

Im Auto empfing mich ein alter Landwehrhauptmann mit hochrotem Gesicht und martialischem weißen Schnauzbart. Er sagte wenig und qualmte das ganze Auto voll mit dem Rauch seiner scharfen Shagpfeife. Wir fuhren über Piccadilly, am Hydepark entlang nach St.-Paneczas-Station, von wo uns der 4,15-D-Zug auf der sogenannten Midland Railway nach Norden bringen sollte. Ich muß den englischen Offizieren das Lob spenden, daß sie überall mit vielem Takt bestrebt waren, mir die Zudringlichkeit des Publikums vom Leibe zu halten!

Die Fahrt, die über Leicester und verschiedene kleinere Umsteigestationen nach Donnington-Station führte, war im großen und ganzen recht gemütlich. Mein weißbärtiger Brummbär entpuppte sich als ganz gemütlicher Gesellschafter, der Tee mit Toast war vorzüglich und die Landschaft ringsum abwechslungsreich und schön. Um 8 Uhr abends erreichten wir Donnington-Station. Durch irgendein Versehen war unsere telegraphische Anmeldung von London aus unterblieben, so daß wir nicht am Bahnhof erwartet wurden. Wir mußten also vom Stationszimmer aus das etwa 3 engl. Meilen = 5 Kilometer entfernte Donnington-Castle anrufen und um Eskorte bitten. Es wurde 9 Uhr, bis ein Leutnant und ein Sergeant erschienen, die zu Fuß hatten kommen müssen, da gerade kein Auto verfügbar gewesen war.

Nachdem ich mich von meinem Brummbär verabschiedet hatte, traten wir drei den Marsch nach dem Lager an. Der Leutnant, der die Dienste eines Dolmetschers in Donnington Hall versah und demgemäß Deutsch sprach, erzählte mir den ganzen Weg über von den Verhältnissen und dem Leben im Lager. So erfuhr ich z. B. schon, bevor ich Donnington-Castle betreten hatte, daß dort nicht Engländer, sondern Bayern herrschten, und daß der liebe, deutsche Kommiß auch auf Englands grünen Fluren üppig blühe und gedeihe. Im übrigen sei es aber gar nicht so schlimm und Donnington-Hall das anerkannt schönste und beliebteste Offizierslager.

Der Spaziergang in der herrlichen Abendluft und im dämmerigen Mondlicht war mir, nach der langen Seefahrtszeit und der Kerkerhaft der letzten Tage ein großer Genuß. Ich schritt so mächtig aus, daß der alte, graubärtige Sergeant zu meiner Linken zu keuchen begann und wir unser Tempo mäßigen mußten. Gegen 10 Uhr tauchten wir im Dunkel des Parkes von Donnington Hall unter und standen gleich darauf vor dem stacheldrahtbewehrten Doppeltor des Gefangenenlagers. Die Parole wurde gewechselt, knirschend drehten sich die mächtigen Eisenflügel in den Angeln und fielen gleich darauf mit scharfem Knall hinter uns zu. Ich war am Ziel — gefangen.

Wer konnte wissen, wann sich der eiserne Ring wieder [illegible] würde.

Dokumente zur Zeitgeschichte

Zu Bismarcks Entlassung.

Noch sind die letzten von den Schleiern nicht gefallen, durch die Bismarcks Entlassung uns verhüllt wird. Wir haben nur die Überzeugung gewonnen, daß vor nunmehr dreißig Jahren zwischen dem jungen Träger der Kaiserkrone und dem Schöpfer des Reichs ein unüberbrückbarer Abgrund lag. Am breitesten und tiefsten war diese Kluft, wo sie sich zwischen den sozialpolitischen Zielen des Kaisers und des Kanzlers aufgetan hatte. Und es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, daß der schroffe Gegensatz heiliger Überzeugungen auf diesem den beiden Männern gleich wichtig erscheinenden Gebiete den Ausbruch des Konfliktes unvermeidlich gemacht hat. Ein binnen kurzem erscheinendes Buch, das auf Grund der Aufzeichnungen, Aktenstücke und Briefe, die sich im Nachlaß des Staatssekretärs Dr. von Böttich er befanden, von dem Wirklichen Geheimen Rat Professor Dr. Eppstein in Detmold im Verlage von August Scherl unter dem Titel: „Bismarcks Entlassung" herausgegeben werden, verbreitet helles Licht gerade über diese grundlegende Frage. Wir veröffentlichen aus diesem Buche im folgenden ein Dokument, das der Kaiser am 21. Januar 1890 niedergeschrieben hat, das er in der Kronratsitzung vom 24. Januar als Material zu seiner Eröffnungsrede benutzte, und das er dem Staatssekretär von Böttcher mit zwei anderen Aufzeichnungen über die Ausführung seines sozialpolitischen Programms als Unterlage für die von Bismarck vorgeschlagenen Beratungen des Staatsministeriums übergab.

Den deutschen Arbeitern, denen die sozialistischen Parteiblätter nur Haß und Verachtung gegen den Gestürzten predigen, sei dieses Dokument gerade jetzt zum Lesen empfohlen. Sie werden durch diese Aufzeichnungen bestätigt finden, was die deutschen Revolutionäre gern aus dem Gedächtnis der Menschen tilgen wollen, daß der Kaiser mit warmem Herzen für die Interessen der Arbeiter schon im ersten Jahre seiner Regierung eingetreten ist. Das war zwar auch bisher schon bekannt, aber man hat diese Wahrheit mit allen Mitteln zu verdunkeln gesucht, und sie ist auch in keiner Kundgebung so unmittelbar und so stark zum Ausdruck gekommen wie in dieser ganz persönlichen Aufzeichnung. Sie ist auch deshalb in diesen Tagen von aktuellem Interesse, weil es in ihr als das größte, unter allen Umständen zu vermeidende Unglück bezeichnet wird, daß die Verhältnisse dazu nötigen sollten, Bürgerblut zu vergießen. Daß solche Verhältnisse nicht nur in Monarchien, sondern auch in Republiken und sogar in der demokratischsten Republik der Erde eintreten können, haben die Ereignisse bewiesen, die sich in Berlin fast genau dreißig Jahre nach dem Tage zutrugen, an dem dieses Dokument niedergeschrieben wurde.

Ausarbeitung S. M. des Kaisers zur Arbeiterfrage (II.).

Berlin, 21. I. 90.

Bemerkungen zur Arbeiterfrage.

Unsere Büreaukratie hat ihr Möglichstes gethan, wenn sie eine Enquete veranstaltet, in welcher die einzelnen Betheiligten über längst bekannte Dinge vernommen werden.

Inzwischen ist es nach dem natürlichen Verlauf der Dinge weitergegangen, daß berechtigte Forderungen, wenn sie nicht berücksichtigt werden, sich in unberechtigte verwandeln und sich durch den Einfluß der Anarchisten und Socialisten bis in das Maßlose und Ungemessene steigern. Man kann das an der Frage der Arbeiterschutzgesetzgebung sehen, mit jedem Jahre steigern sich die Forderungen; jede Reichstagssession hat uns mit einem Antrag bescheert, welcher die früheren übertrumpfte, und jede Berathung steigert die Wünsche der Arbeiter. Wartet man noch länger, dann wird man auch beim besten Willen nicht in der Lage sein, diese Wünsche mehr zu erfüllen, und die Regierung wird dann trotz ihrer Bemühungen nicht mehr im Stande sein, die Forderungen zu befriedigen. Fast alle Revolutionen, von welchen die Geschichte spricht, lassen sich darauf zurückführen, daß rechtzeitige Reformen versäumt worden sind.

Die gegenwärtigen Forderungen der Bergarbeiter auf 50 Prozent Lohnerhöhung und nicht einmal 8 volle Stunden Arbeitsschicht sind übertrieben und unerfüllbar. Der Streik ist zum 1. Februar mit so ziemlicher Sicherheit zu erwarten; von einem Druck auf die Arbeitgeber zur Nachgiebigkeit kann füglich nicht mehr die Rede sein. Denn dieses mechanische Hilfsmittel würde nur dahin führen, daß nach einiger Zeit dasselbe Spiel von vorne wieder angeht.

Man muß sich bei dem betreffenden Arbeiterausstand auf Alles gefaßt machen. Die Arbeiter haben seit dem letzten Male Vieles gelernt, sind besser organisiert und von den socialdem. Agenten tüchtig bearbeitet worden. Überläßt man den Streik seinem Schicksal, wird es auch an Gewaltthätigkeiten nicht fehlen, und es würden sich leider wohl genügend Anlässe vorfinden, aus denen auf die Leute geschossen werden müßte. Es wäre jedoch in jeder Hinsicht beklagenswerth, wenn ich den Anfang meiner Regierung mit dem Blut meiner Unterthanen färben müßte! Das so lange als möglich zu verhüten, ist mein sehnlichster Wunsch. Man würde mir das nie vergessen, und alle Erwartungen, die man etwa in mich gesetzt hätte, würden ins Gegentheil umschlagen. In eine solche Zwangslage darf ich nicht und will ich nicht gebracht werden. Wer es also redlich mit mir meint, muß alles aufbieten, um ein solches Unglück zu verhüten. Ich würde in solchem Falle nur der Großindustrie zu Danke handeln; sie würde nach einem blutigen Zusammenstoß wohl auf einige Jahre vor den Forderungen ihrer Arbeiter Ruhe haben; jedoch nur einige Jahre, in denen sich noch mehr Haß und Grimm gegen Regierung und die Reichen ansammeln würde. — Daher muß man Besonnenheit, Festigkeit und Maß halten. Durch dieses Alles angeregt und auf Grund dessen, was ich mir durch den Verkehr mit Hinzpeter, Berlepsch, Douglas, H. v. Heyden an Material gesammelt habe, will ich einen Erlaß an das Staatsministerium mir vorlegen lassen, in welchem ich mein beifolgendes Programm entwickele, und in welchem ich die Aufforderung ergehen lasse, nach Maßgabe dieser meiner Grundsätze unverzüglich die erforderlichen Maßnahmen zu berathen und in Anwendung zu bringen.

Ich wünsche, daß der Erlaß in warmer und begeisterter Sprache gehalten werde, welche den Arbeitern zeigt, daß nach wie vor der König ein warmes Herz für sie habe, ihre

wahren Bedürfnisse erkenne und auch gewillt sei, ihnen zu helfen. Zugleich muß aber der Erlaß damit schließen, daß den Arbeitern das Festhalten am Gesetz zur Pflicht gemacht wird unter Androhung, daß jede Ausschreitung auf das Schärfste unnachsichtlich geahndet werden würde. Durch ein solches Vorgehen würde dem Strike der Boden entzogen werden; es wird dann leicht sein, mit den Arbeitern zu verhandeln, sobald das Wort und Programm des Kaisers vorliegt, daß und auf welche Weise ihren Beschwerden Abhilfe geschaffen werden soll. Sollte es trotzdem nöthig werden, Truppen zur Aufrechterhaltung der Ruhe an sehr bedrohten Stellen einschreiten zu lassen — wenn die Gendarmerie und Polizei sich machtlos zeigt —, so wird die Maßregel doch an Härte verlieren, wenn zur gleichen Zeit eine Commission zur Verwirklichung des von mir aufgestellten Programms tagt, und es wird dieses Vorgehen nicht als unverständige Nachgiebigkeit ausgelegt werden, wenn man sieht, daß die Regierung nicht zögert, für strenge Aufrechterhaltung der Sicherheit Vorsorge zu treffen. Die Arbeiter haben eben Bedürfnisse, die befriedigt werden können und müssen.

Wilhelm J.

Unter der Lupe

Lieber Mix!

Du verlangst von mir, daß ich Dir meine Gedanken über den Erzbergerprozeß schreibe. Das tue ich ungern, weil die Verhandlung ja kaum begonnen hat, noch vierzehn Tage dauern wird und ein abschließendes Urteil noch nicht zu fällen ist. Wer weiß, welche Überraschungen uns noch bevorstehen. Ich ziehe es deshalb vor, ein Urteil über die Vermischung geschäftlicher und politischer Tätigkeit, die nach Helfferich in dem Rosenwangigen ihre verhängnisvolle Verkörperung gefunden hat, noch nicht zu fällen. Es wäre bei dem heutigen Stand der Verhandlungen sehr leicht möglich, daß es zu milde oder zu hart ausfiele. Aber über etwas anderes will ich Dir ein paar Zeilen schreiben, zumal davon in den Betrachtungen der Presse über den Prozeß noch gar nicht gesprochen worden ist. Nicht die Vermischung geschäftlicher und politischer Tätigkeit, nicht die Wandlung des Urteils über die Kriegsziele ist der schlimmste Vorwurf, den man dem Reichsfinanzminister machen kann. Solche Wandlungen haben auch andere erlebt, und geschäftliche und politische Tätigkeit mußte, wie in allen parlamentarisch regierten Ländern, auch in Deutschland miteinander vermischt werden, sobald das Parlament der allein entscheidende Faktor im Staatsleben wurde. Wir werden noch ganz andere Dinge unter der Herrschaft des parlamentarischen Systems erleben. Was diesen Mann bei seinem Auftreten in der Öffentlichkeit so ganz besonders unsympathisch macht, ist etwas ganz anderes als der Mißbrauch des politischen Einflusses, um den sich dieser Prozeß dreht, und dessen Umfang erst unter Beweis gestellt ist. Wenn dieser Volksschullehrer, der auf der Leiter, die ihm seine Wähler immer wieder aufrichten, in die Häuser der Großindustriellen gestiegen und, wie er unter seinem Eid zugegeben hat, für ihre Interessen eingetreten ist, also durch seinen eigenen Einfluß ihren Einfluß verstärkt hat, wenn dieser Volksschullehrer in der Nationalversammlung, wie er es am 18. Februar getan hat, im Tone höhnischer Verachtung — ich habe, lieber Pix, diesen Ton gehört, und es ist schade, daß man ihn nicht vor Gericht stellen kann — den Schwerindustriellen zuruft: „Unter einen solchen Terrorismus suchen Sie die Regierung zu versetzen. Ihre Herrschaft ist vorüber, glauben Sie mir das. Restlos", dann wird man von einem Gefühl tiefster Trauer ergriffen.



Nicht die Tatsache, daß dieser Mann Briey und Longwy und die normannischen Inseln annexionieren wollte und nachher für einen annexionslosen Frieden eintrat, nicht die Anpassung der politischen Wünsche an die politischen Möglichkeiten stößt uns ab, sondern die jedes erträgliche Maß übersteigende „Vergeßlichkeit", mit der dieser Mann, der den am weitesten gehenden Annexionsplan aufgestellt hat, die Annexionspolitik der Schwerindustrie als solche ganz unabhängig von den Kriegsereignissen aus ethischen Gründen im Parlament und in Volksversammlungen für verbrecherisch erklärt. Ich möchte Dich, lieber Mix, an einige Worte erinnern, die der Abg. v. Graefe am 25. Juli 1919, jenem Triumphtag Erzbergers, dem Tag der auf Staatskosten verbreiteten Rede, in Weimar gesprochen hat: „Der schlimmste Annexionist ist derjenige, der sich nicht — später freilich — genug tun konnte, die Alldeutschen, oder wie er sie nennen wollte, anzugreifen, weil die Annexionen aus sittlichen Anschauungen zu verurteilen waren, weil Annexionen dem gleißenden Mammonismus entsprächen, weil das Annexionsprogramm ein Unglück für Deutschland, dann für die Welt und dann für das Christentum wäre, das doch wohl nicht abhängig gewesen ist von dem jeweiligen Stand der Kriegsverhältnisse." Diese sittliche Entrüstung, von der Herr v. Graefe hier spricht, und die angesichts der jetzt vom Rosenwangigen zugestandenen Annexionsgelüste ganz unverständlich erscheint, ist unerfreulich im höchsten Grade und nicht einmal sehr geschickt, weil kein Denkender an sie glauben kann. Das, mein lieber Mix, kann man auch heute schon anläßlich dieses Prozesses sagen. Dein Pix.

P. S. An diesem Urteil kann auch das bedauerliche Attentat natürlich nichts ändern, von dem ich in diesem Augenblick höre. Denn dieses Urteil beruht auf unangreifbaren Tatsachen. Der Streich des unreifen Fähnrichs ist, wie mir scheint, das größte Glück, das seinem Opfer widerfahren konnte. D. D.

„Reisen" — „Abweisen". Vor uns liegt ein Briefumschlag, der eine Drucksache enthielt, von einer deutschen Firma an eine Pariser Adresse gerichtet, und auf ihm stehen diese Worte. Aber damit nicht genug. Eine Marke klebt neben dieser Aufschrift —, eine Marke, deren Bild wir hier bringen. Es erübrigt sich fast, noch ein Wort dazu zu sagen. Doch es ist nicht uninteressant, daß sie die Worte des jetzt zum Präsidenten gewählten Herrn Deschanel trägt, aus derselben Rede, die in dem Leitaufsatz der vorigen Nummer erwähnt wurde. Wahrlich ein seltsamer Tatbestand: das siegreiche Frankreich ruft seinem Volk zu: „Vergesset nicht"; und das am Boden liegende Deutschland bemüht sich nach Kräften, selbst zu vergessen und einen Weg zu baldigem Vergeben zu drängen. So kann und darf eine Wiederanbahnung von Beziehungen nicht aussehen. Denn eines Tages wird sich Frankreich, so oder so, doch vor die Frage gestellt sehen, ob es ohne uns wirtschaftlich bestehen oder sich entwickeln kann; und es wird dann wohl oder übel zu uns kommen müssen. Und darauf sollten wir es ankommen lassen. Jetzt aber bleibt uns nur eins: unsere Würde zu wahren und uns an unseren Feinden ein Beispiel zu nehmen, nicht so vielleicht an ihrer Unversöhnlichkeit ... Nationalgefühl. „Souvenez-vous" — ... uns ...

Deutsche Karikaturen

Die rote Gefahr.



„Eine ungeheure rote Flamme droht ganz Asien in Brand zu setzen und auch den Westen zu ergreifen."

„Le Temps" am 17. Januar [illegible].

[illegible] Verlag von [illegible] G. m. b. H., Berlin SW • Verantwortlich für die Redaktion [illegible] Mahling Berlin-Friedenau.

Preis 40 Pfennig



20. Jahrhundert

Dokumente zur Zeitgeschichte

Verlag August Scherl G.m.b.H. Berlin SW. 68

Nummer 6 | 7. Februar 1920 | 2. Jahrgang

Die Verbrennung der Heiligen.

Wie eine Ketzerin wirst du verbrannt, und es wirft in die Flammen,
Die dich verzehren, ihr Haß wütend das e i g n e Gesetz

Die Auslieferung.

Von Dr. C. Mühling.

Nichts lastet trotz aller Not und aller Entbehrungen, trotz der Unsicherheit unserer Zukunft und der Maßlosigkeit der wirtschaftlichen Bestimmungen des Friedens von Versailles so schwer auf unserer Seele wie die Artikel 227 und 228 dieses Marterwerkzeuges. Hunderte von deutschen Männern sollen wir rachsüchtigen Feinden ausliefern, unter Nichtachtung unserer Gesetze und des Rechts, das in den meisten Staaten, die uns diese Schmach antun, zum mindesten gewohnheitsmäßig gültig ist.

Das italienische Strafgesetz bestimmt im Paragraphen 9 des ersten Abschnittes kurz und knapp: „Die Auslieferung des Bürgers ist verboten.“

Das französische Recht verbietet zwar nicht wie das unsrige und das italienische ausdrücklich die Auslieferung des Inländers. Es gibt in Frankreich nur eine einzige Bestimmung über die Auslieferung französischer Bürger an fremde Staaten. Das ist das napoleonische Dekret vom 23. Oktober 1811, das nur vorschreibt, was zu geschehen hat, wenn ein fremder Staat die Auslieferung eines Franzosen verlangt, der auf seinem Gebiet ein Verbrechen gegen Nichtfranzosen begangen hat. Napoleon behielt sich in diesem Dekret vor, daß ihm in solchem Falle das Gesuch des fremden Staates durch den Justizminister vorgelegt werden soll, damit er entscheide, was rechtens ist, und ordnete an, daß der Minister des Äußeren sein Gutachten darüber abzugeben habe. Aber es ist niemals irgendein Gesuch der Auslieferung eines Franzosen in der Praxis von irgendeiner französischen Regierung seit der Revolution erfüllt worden. Obwohl also das französische Recht ein ausdrückliches Verbot der Auslieferung nicht enthält, hat man es immer als Schmach empfunden, einen eines Verbrechens beschuldigten Franzosen, und wenn er auch der abgefeimteste Schurke gewesen wäre, den französischen Richtern zu entziehen.

Das englische und amerikanische Strafrecht stellt den Grundsatz auf, daß jede beantragte Auslieferung, also auch die des Inländers, in Ansehung des Schuldbeweises geprüft werden muß. Aber auch in den angelsächsischen Ländern ist es seit dem siebzehnten Jahrhundert nicht mehr vorgekommen, daß englische oder amerikanische Bürger zur Bestrafung fremden Gerichten ausgeliefert worden sind. England hat vielmehr seinen Ruhm darin gesucht, immer gerade sogar verfolgten Bürgern anderer Staaten eine Freistätte zu gewähren, und wenn man von ihm die Auslieferung von Engländern verlangt hätte, die sich darauf berufen konnten, daß sie die Grausamkeiten, die Verbrechen und die Verletzungen des Völkerrechts, deren man sie beschuldigte, im Interesse Englands begangen hätten, so würde es mit einem Hohngelächter geantwortet haben. Denn niemals hat dieser Staat anerkannt, daß ein für englische Staatszwecke begangenes Verbrechen strafbar sei.

Als im Jahre 1808 nach der Beschießung von Kopenhagen im englischen Unterhause die Proklamation des Königs zur Verhandlung stand, in der mit dem Ausdruck des Bedauerns dieser Völkerrechtsbruch für notwendig erklärt wurde, und der Abgeordnete Ponsonby diese Vergewaltigung der Hauptstadt eines Landes, mit der England im Frieden lebte, für unvereinbar mit den Grundsätzen des Völkerrechts erklärte, da sagte George Canning, der damalige Minister des Äußeren: „Wer wird zu behaupten wagen, daß wir verpflichtet waren, im Augenblicke unmittelbarer Gefahr und unabweislicher Notwendigkeit auf einen Schritt zu verzichten, den Voraussicht und Politik von uns heischten, um schlimme Gefahren abzuwenden, welche die Sicherheit unseres Daseins bedrohten? Hätten wir anders gehandelt und dadurch den Kürzeren gezogen, so hätten wir keinen anderen Trost, als daß eine Autorität wie Pufendorf uns Beifall geklatscht hätte.“

Mit diesen von der ganzen Kammer bejubelten Worten eines englischen Ministers könnte der Kaiser antworten, wenn man ihn nach England ausliefern und wegen des Bruchs der belgischen Neutralität vor ein Gericht stellen würde, denn sie sind nichts anderes als eine Rechtfertigung des viel geschmähten Bethmannschen Satzes: „Not kennt kein Gebot“. Durch die ganze englische Geschichte zieht sich der Gedanke, der diesen Worten Cannings zugrunde liegt. Darum sollte man nirgends mehr Verständnis für die Ungeheuerlichkeit der Zumutung der sogenannten Strafbestimmungen des Friedens von Versailles besitzen als gerade in England.

Von allen Kulturvölkern wird, wenn nicht ausdrücklich in ihren Gesetzbüchern, so doch in der Praxis, der Grundsatz des § 9 des deutschen Strafgesetzbuches als zu Recht bestehend betrachtet. Aber darum kümmern sich unsere Feinde nicht. Sie verbrennen die Gerechtigkeit wie eine Ketzerin auf dem Scheiterhaufen ihres Hasses und werfen ihre Gesetzbücher und ihre heiligen Gewohnheitsrechte in die Flammen. —

Sie können nicht einmal zu ihrer Entschuldigung anführen, daß die Verbrechen, welche die Deutschen, deren Auslieferung sie verlangen, begangen haben, wegen ihrer Scheußlichkeit eine ganz besondere Demütigung vor fremden Richtern verdienten, wenn solche Beschuldigung wahr wäre. Denn sie haben ausdrücklich eine noch wenig bekannte Ausnahme zugelassen. Es gibt unter den „Kriegsverbrechern“ Männer, die nicht vor die Gerichte ihrer Feinde, sondern vor die ihrer eigenen Länder gefordert werden sollen: Der Friede von Saint-Germain, dessen Strafbestimmungen im übrigen mit denen der Artikel 228 bis 230 des Versailler Friedens identisch sind, enthält in seinem Artikel 176 die Sonderbestimmung, daß die Verpflichtung zur Auslieferung auch auf die Regierungen derjenigen Staaten Anwendung finden soll, denen Gebiete der ehemaligen österreichischen Monarchie zuerkannt worden sind, wenn sich die auszuliefernden Personen im Gebiete oder zur Verfügung der bezeichneten Staaten befinden. Er statuiert aber mit einer Verbeugung vor der hohen Souveränität der Beutestaaten folgende Ausnahme: „Wenn die betreffenden Personen die Staatsangehörigkeit eines der bezeichneten Staaten erlangt haben, verpflichtet sich die Regierung dieses Staates, alle Maßnahmen zu treffen, die notwendig sind, um auf Einschreiten der beteiligten Macht und im Einvernehmen mit ihr deren Verfolgung und Bestrafung sicherzustellen.“

Also ein auf der Auslieferungsliste stehender Österreicher, der infolge der Zerstückelung Österreichs Tschechoslowake, oder Südslawe, oder Pole, oder Italiener geworden ist, wird auf Verlangen einer Ententemacht von tschechoslowakischen, von südslawischen, von polnischen oder italienischen Gerichten abgeurteilt. Damit ist erwiesen, daß die Strafbestimmungen von Versailles den Zweck haben, vor der ganzen Welt zum Ausdruck zu bringen, daß deutsches Recht und deutsches Gericht des Vertrauens der Kulturnationen unwürdig seien.

Und schon aus diesem Grunde muß das deutsche Volk diese Forderung, ganz abgesehen von der Demütigung, die mit ihr verbunden ist, als eine Beleidigung betrachten, die nie vergeben werden kann. Gibt es doch kein Land, in dem die Unparteilichkeit der Richter so wenig durch politische Erwägungen beeinflußt wird wie in Deutschland. Und wenn es schon Hände gegeben hat, die bei der Unterzeichnung dieser Paragraphen nicht verdorrt sind, so sollte doch jede deutsche Hand verdorren, die sich rührt, um an der Erfüllung dieser unerträglichen Forderung mitzuwirken.

Das erste Blatt von Schillers Fragment „Deutsche Größe“.

Schillers frohe Botschaft an die Deutschen.

Von Professor Dr. Karl Berger.

as deutsche Volk hat angesichts der furchtbaren Lage, in die es durch eine bejammernswert unfähige Staatsleitung, durch Dummheit und Verbrechen elender Volksverführer gebracht worden ist, allen Grund, voll schwerster Sorgen in die Zukunft zu blicken. Von der Höhe jäh in die Tiefe gestürzt, wehrlos jeder Schmach und Mißhandlung preisgegeben, von allen Seiten umstellt und so gefesselt, daß es sich kaum regen, geschweige denn erheben kann, ist dieses Volk, das eben noch im Kampfe um den Erdball den Siegespreis davonzutragen alle Aussicht hatte, der Verzweiflung nahe, und zwar um so näher, als Zuchtlosigkeit und Verderbtheit täglich ihre Herrschaft mehren, die Schlechten und Entarteten an Macht und Einfluß immer mehr gewinnen. Von außen wie von innen besehen, scheint unser Volk dazu verdammt, eines der Sklavenvölker der Erde zu werden. Doch dagegen sträubt sich jedes gesunde Gefühl. Wer sein Vaterland liebt und sein Volk kennt, wird trotz aller Zweifel die Hoffnung nicht fahren lassen, daß die durch einen Krankheitstaumel aus dem Gleichgewicht gebrachten Deutschen sich wieder zu ihrer ursprünglichen, besseren Natur zurückfinden werden. Und wenn nicht das lebende Geschlecht, so wird das kommende dieses Vertrauen rechtfertigen müssen, das Vertrauen auf die im Grunde unverwüstlichen geistigen und sittlichen Kräfte unserer Nation. Solches Vertrauen aber schöpfen wir aus der Geschichte des deutschen

Volkes, die es oft von Sonnenhöhen in dunkle Tiefen gestürzt, immer aber wieder emporgeführt hat. Der Verlauf der deutschen Geschichte spricht dagegen, daß das Volk, dem in fast zweitausend Jahren die gewaltigsten Geister auf allen Gebieten des Lebens entsprungen sind, und das eben noch unter herrlichen Führern unübertreffliche Heldentaten gegenüber einer Welt von Feinden vollbracht hat, in dem Sumpf enden konnte, in den es von Schurken und Schwächlingen geführt worden ist.

Mit einem Zusammenbruch hebt auch die Geschichte des von Bismarck gegründeten, jetzt wieder so schmählich verratenen Deutschen Reiches an, mit dem Einsturz des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation, mit der Zertrümmerung des Staates Friedrichs des Großen. Ohne die unvergleichlich viel schlimmere Lage, in der wir uns heute befinden, irgendwie zu verkennen, darf doch gesagt werden, daß jenes Zeitalter deutscher Erniedrigung das bis dahin schmachvollste deutscher Geschichte gewesen ist, und daß jene traurige Vergangenheit manche Ähnlichkeit mit unserer namenlos furchtbaren Gegenwart hat. Auf jenen Zusammenbruch folgte rasch die Wiedergeburt und Erhebung. Wie trostlos, hoffnungsarm und verzweiflungsvoll die deutsche Welt aber noch kurz vor der Befreiung selbst starken Gemütern vorkam, dafür zeugt uns der Freitod Heinrichs von Kleist, des Dichters also, in dessen Werken die politische Leidenschaft und brennende Ungeduld der auf Befreiung Hoffenden ihren gewaltigsten künstlerischen Ausdruck gefunden hat. Dem Unglücklichen schien die Hoffnung auf staatliche Wiedergeburt unter Preußens Trümmern endgültig begraben.

Aus den Tagen, wo der fast hoffnungslose Tiefstand deutschen politischen Lebens durch den Frieden von Luneville (9. Februar 1801) besiegelt ward, besitzen wir das Dokument eines anderen Großen, von dem ein Licht auch in unser Dunkel fallen kann, einen Mahnruf Friedrich Schillers an sein deutsches Volk. Doch zu dessen Verständnis muß einiges vorausgeschickt werden. Der große Dramatiker war kein patriotischer Dichter im Sinne etwa der Befreiungsdichter, noch viel weniger von der Art späterer politischer Dichter. Er war der Sohn einer unpolitischen Zeit, wie die Größten und Besten seiner Zeit von Haus aus weltbürgerlich gerichtet. Was ihn aber von anderen großen Zeit- und Dichtgenossen unterschied und seinem Schaffen den eigentümlichen Zug und Schwung gab, war der Sinn für das öffentliche Leben, für die Verhältnisse und Anliegen der historisch-politischen und sozialen Welt. Wie sich dieser Sinn im Laufe seiner Entwicklung gemodelt und vertieft, durch geschichtliche und philosophische Studien und mancherlei Lebenserfahrungen neu orientiert und ausgewirkt hat, das kann hier nur angedeutet werden: von der Kritik schritt er zum Aufbau, von der Anklage zur Verkündigung einer neuen Botschaft. Ein einschneidendes Erlebnis ward für ihn die französische Revolution. Die Ideen von Menschenrechten und Völkerbeglückung, die einst sein Posa vor den Thron Philipps ausgesprochen, schienen drüben in Frankreich zum Leben zu erwachen, aber sie vermochten, wie Schiller erkannte, von einer rohen, zügellosen Masse nicht zur Erfüllung gebracht zu werden. Der Staat mußte ein Werk der Weisheit, nicht der Leidenschaften sein. Schiller sagte voraus, daß die Revolution ebenso schnell wieder aufhören werde, wie sie entstanden sei; aus ihren Fluten aber werde ein kräftiger Mann erstehen, der die brausenden Wellen beschwören und sich nicht nur zum Zwingherrn von Frankreich, sondern vielleicht auch von einem großen Teile Europas machen werde.

Inzwischen aber sollte, was in Paris mißlungen war, in Weimar-Jena auf eine andere, bessere Weise in Angriff genommen werden. Statt der Zerstörung, wie sie drüben eingetreten war, sollten hier die Grundsteine eines dauernden Gebäudes gelegt werden. Ein neues Innenland sollte aufgebaut werden durch eine Umwandlung der Seelen von Grund aus, durch eine Erziehung der Bruchstücksmenschen zu ganzen, vollen Persönlichkeiten, und so dem Bau einer wahren politischen Freiheit, der Errichtung eines neuen Staates vorgearbeitet werden. Wahre politische Freiheit bleibt für Schiller „das heiligste der Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur", aber „man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann". Das ist das Programm, das Schiller in den Briefen über ästhetische Erziehung aufgestellt hat. Gewiß bedarf es noch anderer Kräfte, um das politische Ideal zu verwirklichen. Aber hinter Schillers Formeln und Forderungen steckt dennoch eine große historische Wahrheit: aus dem Reiche der Bildung stammen die seelischen Mächte, die uns im 19. Jahrhundert den Siegeszug des politischen Gedankens ermöglicht haben. Diese Grundlage unseres ganzen Lebens müssen wir wieder stärken und befestigen, wenn wir auf neue Geltung in der Welt hoffen wollen. Dieser Schillersche Idealismus will, daß man sich den schwierigsten Verhältnissen zum Trotz durchsetze; er ist durchaus praktisch und seinem innersten Wesen nach politisch, ebenso wie der ihm entspringende Erziehungsgedanke: denn er will nicht Schöngeister, nicht Ästheten, sondern vollkommene Bürger des Staates voll Selbstgefühl und opferwilliger Hingabe ans Ganze heranbilden. Allen, die das heilige Feuer dieses Idealismus hüteten und schürten, haben wir (nach einem Worte Heinrich von Treitschkes) es zu verdanken, „daß es noch immer ein Deutschland gab, als das Deutsche Reich verschwunden war, daß die Deutschen mitten in Not und Knechtschaft noch an sich selber, an die Unvergänglichkeit deutschen Wesens glauben durften. Aus der Durchbildung der freien Persönlichkeit ging unsere politische Freiheit, ging die Unabhängigkeit des deutschen Staates hervor."

Diesen Staat freilich konnte der Sohn einer Zeit, deren Bürger zu mitwirkender politischer Tätigkeit noch nicht berufen waren, nicht erschauen und nicht beschreiben. Vorerst war es genug, daß er die einzelnen zum Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit gegenüber der Allgemeinheit erzog, daß er freudiges Handeln, Hingabe des ganzen Menschen an den Dienst der Idee und Aufgehen des Einzelwillens im großen Ganzen forderte. Jena-Weimar bereitete damit die Verbindung mit den erneuerten Kräften von Potsdam-Sanssouci vor. Wie in dem Dichter selbst, der solange, gleich den Besten und Größten seiner Zeit, dem Ideal eines schrankenlosen Weltbürgertums ausschließlich gehuldigt hatte, dem so etwas wie Nationalstolz als eine kleinliche, großer Geister unwürdige Beschränktheit erschienen war, wie in dem Schöpfer des Posa der Vaterlandsgedanke, die nationale Idee allmählich lebendig wurde, ist eines der interessantesten Kapitel aus Schillers Entwicklung. Aus eigenem Erleben erklingt der neue Ton der Vaterlandsliebe zuerst in Schillers Elegie „Der Spaziergang", dann wird der Vaterlandsgedanke in der Vorstellungswelt seiner Dichtung lebendig. Der vaterländische Ton erklingt im Prolog zum Wallensteindrama, er macht sich geltend im Gewissen des Helden selbst, er glüht auf im Liede von der „Glocke" und wächst in der „Jungfrau von Orleans" flutend an zu einem Hochgesang auf Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre. Und so geht weiterhin

ein nationaler Ton durch Schillers Dichten bis zum „Wilhelm Tell", dem Hochgesang auf ein von außen und innen bedrücktes Naturvolk, das zum Selbstbewußtsein erwacht und zur Selbstbefreiung schreitet.

Daß aber auch in dem Dichter selbst, nicht bloß in seinen Dichtungen während seiner letzten Lebensjahre eine neue, deutsche, nationale Gesinnung lebendig geworden ist, dafür besitzen wir (abgesehen von brieflichen und anderen Äußerungen) sprechende Zeugnisse in manchen Versen, die seinem Stolz auf die Würde der deutschen Kunst, auf die Selbständigkeit der deutschen Dichtung gerade in den Zeiten des vaterländischen Niederganges Ausdruck verleihen. Napoleon, der seit dem Frieden von Campo Formio (1797) den meisten als Freiheitsbringer und Menschheitsbeglücker galt, war Schiller „durchaus zuwider"; durch den Verkehr mit Frau von Staël und anderen Ausländern fühlte er sich stets aufs neue in seiner „Deutschheit" bestärkt. Und während sein dichterischer Geist ganz auf die vergangene historische Welt gerichtet schien, erfüllte er sich ganz auch mit dem Pathos der gegenwärtigen Ereignisse, die schicksalsgewaltig über Völkerleid und Völkergröße entschieden. Die schlimmsten Zeiten sollte Schiller zwar nicht mehr erleben, aber er sah doch noch die entscheidenden Akte deutscher Selbstzerstörung und Selbstentwürdigung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Auf den trüben Eindrücken, die Schiller in den Zeiten der Schmach empfing, da die untereinander feindseligen Franzosen und Briten die Welt unter sich verteilten, beruht das Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" mit den bedeutungsvollen Strophen:

> Zwo gewalt'ge Nationen ringen
> Um der Welt alleinigen Besitz,
> Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
> Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.
>
> Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
> Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
> Legt der Franke seinen eh'rnen Degen
> In die Wage der Gerechtigkeit.
>
> Seine Handelsflotten streckt der Brite
> Gierig wie Polypenarme aus,
> Und das Reich der freien Amphitrite
> Will er schließen wie sein eignes Haus.

Die von Schiller so scharf erkannte weltpolitische Bedeutung des Gegensatzes der Franzosen und der Engländer ist trotz Entente und Allianz auch heute noch in Kraft, und die Auffassung von „Gerechtigkeit" und „Freiheit der Meere" nicht weniger.

Die Not seines Volkes konnte der Dichter nicht hemmen, die Schmach nicht von ihm abwenden. Aber mahnen wollte er sie, die zum Teil mit unverwüstlicher Gleichgültigkeit die Schicksalsschläge hinnahmen, sich aufzuraffen und nach der Einbuße politischer Macht im Unvergänglichen weiterzuwirken; aufmuntern konnte er die Verzagenden und Verzweifelnden, bei allem äußeren Druck auf sich selber zu vertrauen und ihr Eigenstes, Innerstes zu wahren und zu mehren. Als durch den Frieden von Luneville durch feierliche Abtretung des ganzen linken Rheinufers der Anfang vom Ende gekommen schien, jedenfalls Deutschland seinen zugleich traurigsten und schmählichsten Augenblick erlebte, da plante Schiller, getreu seinem Berufe, das heilige Feuer einer hohen Gesinnung und eines trotzig-stolzen Glaubens an eine bessere Zukunft zu hüten, eine frohe Botschaft an seine Deutschen: ein lyrisch-dithyrambisches Gedicht, das unvollendet geblieben ist, und von dem wir nur mächtige Bruchstücke besitzen. „Deutsche Größe" hat man den gewaltigen Torso mit Recht betitelt.

Das Gedicht beginnt mit einem Hinweis auf den Frieden und auf die Teilung der Erde durch die Franzosen und die Briten. Darf da der Deutsche, „mit lorbeerleerem Haupte" einem tränenvollen Kriege entronnen, darf er in dem Augenblicke der Schmach, „wo der Franke, wo der Brite mit dem stolzen Siegerschritte herrschend sein Geschick bestimmt", „sich seines Namens rühmen und freuen?" Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?" Die stolze Antwort: „Ja, er darf's!" wird aus dem Wesen und der Geschichte des Deutschen begründet: trotz allem Unglück hat er sich deutsche Würde und deutsche Art bewahrt. Darauf aber, nicht auf äußeren Glanz und bloße Macht kommt es an:

> Stürzte auch in Kriegesflammen
> Deutschlands Kaiserreich zusammen,
> Deutsche Größe bleibt bestehen.

Diese unvergängliche Kraft aber, dieser vertiefte Vaterlandsbegriff ist eine „sittliche Größe", „sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation". So bewährt sich Schillers Fähigkeit des Aufschwungs gegenüber einer niederdrückenden Wirklichkeit auch im politischen Jammer seines Volkes. Trotz des Zusammenbruchs einer tausendjährigen Welt erhebt sich lebensfroh sein Glaube an die große Bestimmung der Nation. Ja, je tiefer diese gesunken scheint, desto siegesgewisser pflanzt der Dichter seine Hoffnung auf. Seine Zuversicht gilt den schlummernden oder verschütteten Volkskräften, die jederzeit sich neu entfalten können. Auf den Geist kommt es an, der sich den Körper baut. Darum wagt Schiller mit prophetischer Gewißheit das stolze Wort: „Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat . . . Das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen." Mancherlei geistige Taten, Besitztümer und Eigenschaften sind es, die das Vertrauen in die Kraft und den endlichen Sieg des Deutschtums rechtfertigen: Die Vielseitigkeit deutschen Geisteslebens, deutsche Begeisterungsfähigkeit für die ewigen Güter, deutsche Geistesfreiheit und Gewissenhaftigkeit, vor allem aber das köstliche, unverlierbare Gut der deutschen Sprache. Schiller rühmt die Bildsamkeit und Biegsamkeit, den Reichtum und die Sieghaftigkeit der Muttersprache. Sie ist „voll Sinn" und kann alles ausdrücken, das Tiefste und das Flüchtigste, sie besitzt Geist und Seele und gibt uns ein großes, treffliches Spiegelbild unseres Selbst. „Unsere Sprache," so ruft Schiller mit begeistertem Seherblick, „wird die Welt beherrschen."

Doch in das kühn aufrichtende Glaubenswort mischt sich auch die Warnerstimme des Propheten: Adel verpflichtet! Mag der Deutsche den fremden Waffen nur dieses Mal unterlegen sein, dem fremden Geist soll er keine Macht über sich gewähren. Vätersitte und heimische Art, Sprache und Kunst, deutsches Wesen und deutsche Würde soll er wahren auch in den Zeiten politischen Niederganges. Darum wird Weh und Schmach herabgerufen auf das Haupt jedes ehr- und selbstvergessenen Deutschen,

> Der die angeborne Krone
> Seines Menschenadels schmäht,
> Der sich beugt vor fremden Götzen,
> Der des Briten toten Schätzen
> Huldigt und des Franken Glanz.

In diesen Mahnrufen zur „Deutschheit" ist nichts von ängstlich sich abschließender Beschränktheit. Die vaterlän-

dische Idee vereint sich vielmehr im Bewußtsein Schillers trefflich mit allumfassendem Bildungstreben. Die Kluft zwischen dem nationalen Patriotismus und dem weltbürgerlichen Humanitätsgedanken löst sich in der erhabenen Gleichung, daß die deutsche Nation die eigentliche Menschheitsnation sei. Denn: das ist eben des Deutschen hoher Beruf, in völkisch bedingter, persönlicher Kultur zugleich das Ideal des Weltbürgertums zu erfüllen, den reinsten Spiegel der Menschheit zu bilden. Darum soll er mit aller Aneignungs- und Verarbeitungskraft alles, was schön und gut und erhaben ist, von fremden Völkern empfänglichen Geistes aufnehmen. Dann wird seine Kultur die Entwicklungen aller anderen Nationen in sich einschließen, dann wird sie sein wie ein mächtiger Baum, festgewurzelt, im Kern gesund, mit breit ausladender, hoch in die Lüfte ragender Krone. So ist der Deutsche berufen, „nicht im Augenblick zu glänzen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen". Mit einem großartigen, erhebenden Ausblick in die weltgeschichtliche Zukunft schließt diese Gedankenreihe: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit", sein Tag wird scheinen,

> Wenn der Zeiten Kreis sich füllt,
> Wenn die Strahlen sich vereinen
> In der Menschheit schönes Bild.

Was sagt uns Deutschen von heute diese Botschaft Schillers? Was ich vor Jahren in meiner Schillerbiographie (Bd. II, S. 582) darüber schrieb, scheint mir auch jetzt, ja gerade jetzt Geltung zu haben: „Die ganze Energie einer über alle Wechselfälle des Lebens hinausgehenden Willens- und Glaubenskraft weht uns von diesem Entwurf her an. Die unerschütterliche Überzeugung spricht daraus, daß ein Volk, dessen schöpferische Geister die gesittete Welt fort und fort mit neuen selbständigen Leistungen segneten, nicht der Dämmerung verfallen sein könne. Das ist mehr als bloß literarischer Stolz und nichts weniger als kleinliche Nationaleitelkeit: es ist die mächtigste und zuversichtlichste Verkündigung des Geistes, aus dem die Wiedergeburt des deutschen Volkes erfolgen, und in dem des Dichters kühne Hoffnungen und Ahnungen sich erfüllen sollten." Ein Satz freilich steht in dem Entwurf, der durch die Tatsachen der Geschichte als ein Irrtum erwiesen ist, der Gedanke, daß die Kultur und der Charakter einer Nation „von ihren politischen Schicksalen unabhängig" sei. Wir wissen längst, daß Potsdam und Weimar, Macht und Kultur, Staat und Freiheit unlöslich miteinander verbunden sind. Für Schiller und die Großen seiner Zeit war jener entsagungsvolle Gedanke eine Wahrheit von geradezu religiöser Kraft. Sie mußten eben ganz in der Höhe leben, in der reinen Höhe der Idee, befreit von jedem Drucke der störenden Wirklichkeit, um jenen Gemüts- und Geistesschatz ausbilden zu können, der für die folgenden, der Wirklichkeit wieder zugedrängten Geschlechter eine unversiegliche Quelle der Verjüngung werden sollte. Das klassische Zeitalter erfüllte seine Aufgabe durch den reinen Aufbau einer inneren idealen Welt; das deutsche Volk, das sich dann der Eroberung und Stützung der sichtbaren, wirklichen Welt zuwandte, am politischen und wirtschaftlichen Wettstreit der Völker teilnahm, fiel damit an sich noch nicht von seiner besseren Natur ab. Erst als der deutsche Geist dem materialistisch-mammonistischen und naturalistischen Zug der Zeit unterlag, als er den Zusammenhang mit jener Quelle der Verjüngung, mit dem deutschen Idealismus, mehr und mehr verlor, und so sich selber untreu, ein bloßer Konkurrent unter neidischen Konkurrenten, wurde, gab er seine eigentümliche Stellung und Sendung auf. Da gilt es einzusetzen und mit dem Wiederaufbau zu beginnen, wo die Gewähr unvergänglicher Dauer und unzerstörbarer Werte gegeben ist: mit der Erweckung, Neugestaltung und Stärkung der seelischen Mächte und Kräfte, in denen alles höhere Leben wurzelt, und die auch die Grundlage des deutschen politischen Gedankens bilden müssen. Nicht mit Weltverbrüderungs- und Völkerversöhnungsphrasen sollen wir unsere Jugend, die Hoffnung unserer Zukunft, füttern, sondern mit guten deutschen Gedanken, in denen nichts verloren ist von dem Goethe-Schillerschen und Bismarckischen Erbe. Weimar und Potsdam, noch einmal sei es gesagt, gehören zusammen; deutscher Idealismus wirkt sich in beiden aus.

Landkriegführung der Zukunft.

Von Kapitän zur See a. D. von Waldeyer-Hartz.

England, das im Verein mit den ihm verbündeten Mächten auszog, um, wie seine Kriegsparole lautete, dem preußischen Militarismus den Garaus zu machen, die Welt von seiner Geißel zu befreien und der Menschheit den ewigen Frieden zu bringen, England hat nach Kriegsende nichts Eiligeres zu tun als die gewonnenen militärischen Erfahrungen auszunutzen und seine Rüstungen zu verstärken; nicht nur zur See, sondern auch zu Lande, wo es im letzten Völkerringen so tief verstrickt gewesen ist wie noch nie in seiner Jahrhunderte alten, kampfdurchtosten Geschichte. Wenn man heute die Probe aufs Exempel machen würde, es gäbe ganz sicher in Deutschland mehr ehrliche Friedensfreunde als in Großbritannien. Trotzdem wagt man es noch immer, uns allein kriegerische Gelüste zuzuschreiben, sich selbst aber als Friedensengel hinzustellen. Der wahre Militarismus hat von jeher in England gesteckt, das mit Waffengewalt nach römischem Muster ein Weltreich aufgerichtet hat, in dem die gegensätzlichsten Interessen vereinigt werden mußten, während Deutschland immer nur darauf bedacht gewesen ist, seine nationale Einheit zusammenzufassen und zu vertiefen. Die deutsche Rüstung war bestimmt, deutsche Art zu schützen. Albions Seemacht hingegen stellt die eiserne Klammer dar, mit der Völker verschiedenster Abstammung, Farbe und Religion zwangsweise oder auch freiwillig zusammengehalten werden. Der deutsche Militarismus diente allein dem Schutze berechtigter Interessen, während sich der britische Marinismus darüber hinaus auch über die Deckung angemaßter Rechte erstreckt.

Im Zusammenhang mit solchen Überlegungen ist es von hohem Interesse, zu hören, wie sich die britische Militärwissenschaft über eine künftige Kriegführung ausspricht. Auch geistige Vorbereitung bedeutet Rüstung für den Ernstfall. Und sie ist in England bereits lebendig. So hat sich kürzlich vor dem Royal United Service Institution der britische Generalmajor Sir Louis Jackson über die Verwendung der Kriegsmittel für die Zukunft wie folgt ausgelassen: „Es sei zunächst notwendig, die neuen Waffen, die im Kriege entstanden wären, weiter zu entwickeln. Das Volk, das hierin am tatkräftigsten vorgehe, werde einen bedeutenden Vorsprung vor allen anderen Völkern gewinnen. Der größte Fortschritt der Kriegskunst werde voraussichtlich auf dem Gebiete des mechanischen Transportes liegen. Der Tank, der seine Entwicklung besonderen Kriegserfordernissen verdanke, habe den Transport von den Straßen unabhängig gemacht. In Zukunft werde man nicht

mehr auf lange Kolonnen stoßen, die immer wieder über Wegeverstopfungen zu klagen hätten, sondern mit Geschützen, Munition, Vorräten und Mannschaften in breiter Front über jedes Gelände vorrücken. *Ein Verbot, in künftigen Kriegen Gas zu verwenden, sei ungerechtfertigt.* Ebensogut könne man Gewehre oder Geschütze verbieten. Es gäbe Gase, die schmerzlos töteten. *Daher sei der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß das Gas menschlicher wirke als Sprenggranaten.* Besonderen Erfolg dürfe man sich von der Gaswirkung bei Strafunternehmungen versprechen. Während das vergangene Jahrhundert das Zeitalter der Technik gewesen sei, würde das kommende Jahrhundert, zum **mindesten in der Landkriegführung, auf den Errungenschaften der Chemie seine Erfolge aufbauen."** Wir stimmen der britischen Autorität in diesem Punkte völlig zu. Und — was noch wichtiger ist — wir sind schon längst der Ansicht gewesen, daß das Gas als Kampfmittel nicht verworfen werden darf, sondern einschränkungslose Gleichberechtigung im Wettbewerb der Waffen verdient. Wer hat aber immer wieder auf der Grundlage der sogenannten humanen Kriegführung einen Sturm der Entrüstung gegen die angeblich von deutscher Seite zuerst betriebene Gasverwendung zu erregen versucht? Die Entente ist es gewesen. Unter dem Wehegeschrei: „Gasangriffe!" hat sie uns vornehmlich der Barbarei bezichtigt, und zum mindesten ist die Gasverwendung immer der Anklagepunkt gewesen — allem Anscheine nach geben unsere Feinde manches von ihren unhaltbaren Forderungen preis, denn die Auslieferungsliste dürfte mehr und mehr zusammen geschrumpft sein —, um deretwillen man Auslieferungsforderungen hat erheben wollen. Gemeiner Verbrechen gedachte man uns zu überführen. General Jackson scheint hingegen anderer Ansicht über die Rechtslage zu sein. Oder läßt er nur, nachdem Deutschland am Boden liegt, die Maske fallen? Vermutlich; so wird es sein. Denn die Frage, ob Gas ein erlaubtes oder unerlaubtes Kampfmittel darstellt, ist im Grunde genommen müßig. Seit Jahren war es entschieden, daß die Gaswirkung in künftigen Kriegen von ungeheurer Bedeutung sein würde. Mit Einführung der Brisanzgeschosse, die in größerem Maßstabe zum ersten Male den Russisch-Japanischen Krieg beherrscht haben, war die Wirkung der militärischen Welt eindrucksvoll vor Augen geführt. Und jeder angehende Offizier lernte auf deutschen und fremden Kriegs- oder Marineschulen, daß die Gaswirkung der neuzeitigen Geschosse gleichberechtigt neben der Spreng- und Durchschlagswirkung stünde. Wie die Wirkung erzielt wird, ob durch Geschosse oder besondere Abblasevorrichtungen, ist dabei belanglos. Jahrelang vor dem Kriege hat sich die deutsche Marine in sorgfältigen Untersuchungen und Erprobungen gegen die Gaswirkung feindlicher Geschosse zu sichern gesucht, und „Gasgefahr!" war das Stichwort für immer wiederkehrende Übungen. Jetzt springt der von der Entente gegen uns verschossene Giftpfeil auf sie selbst zurück. Die Gasfrage ist kennzeichnend dafür, wie man uns mit Werken der Lüge und Infamie verunglimpft und zermürbt hat. Daß auch im Landkriege die *Luftwaffe* von ausschlaggebender Wirkung sein würde, steht für General Jackson außer allem Zweifel. Man könne sogar soweit gehen, behauptet er, die Bereitstellung der Luftstreitmacht als den wichtigsten Teil der Kriegsvorbereitungen zu bezeichnen. Alle im Privatbesitz vorhandenen Luftfahrzeuge müßten für die Einstellung in den Heeresdienst bei der Mobilmachung vorgesehen werden. Sie ließen sich für Kriegszwecke leicht umändern. Bei ausgesprochenen Kampfflugzeugen bedürfe man hingegen besonderer Arten. Ihr Personal müsse straffster militärischer Ausbildung unterzogen werden. Für den Verkehr mit Luftfahrzeugen würde die Funkentelegraphie auszunutzen sein. Die Bombenflugzeuge hätten in erster Linie ihre Ziele nicht an der Front der Heere, sondern in den Mittelpunkten der feindlichen Kraftstellen zu suchen, überall dort, wo Munition angefertigt, Vorräte aufgehäuft und Truppen ausgebildet würden. Wie umfassend die britischen Rüstungen für den Luftkrieg sind, ergibt sich daraus, daß in Indien 8, in Mesopotamien 3, in England 11 Geschwader von Luftfahrzeugen ständig in Dienst gehalten werden sollen.

Das unhandliche Gewehr wird nach Jacksons Ansicht voraussichtlich durch einen kurzen Karabiner mit guter Schußleistung ersetzt werden. Jedermann müsse außerdem über einen Dolch verfügen, der als Bajonett am Karabiner befestigt werden könne. Es sei aber nicht damit getan, daß der Infanterist mit Karabiner, Dolch, Handgranate und Spaten umzugehen wisse. Er müsse sich auch auf die Bedienung eines Maschinengewehrs verstehen und in der Lage sein, der Artillerie bei Personalausfällen zu helfen. Demgemäß müsse auch der Infanterist mit der Handhabung von Sprengstoffen und Zündern vertraut gemacht und nach Möglichkeit im Signalisieren und in der Funkentelegraphie ausgebildet werden. Was für die Kolonnen gelte, würde erhöhte Bedeutung für die Artillerie gewinnen. Auch sie müsse bei voller Ausnutzung des mechanischen Transportes unabhängig von Wegeschwierigkeiten gemacht werden. Außerdem sei es erforderlich, daß die Artillerie mit dem schnellen Vorrücken der Truppen Schritt halten könne. Was die ballistischen Leistungen anbetrafe, so müßten die Geschütze imstande sein, **ein wirksames Sperrfeuer auf 16 500 Meter zu unterhalten.** Als Einheitskaliber für Feldgeschütze schwebt dem englischen Generalmajor das 10,7-Zentimeter-Geschütz vor Augen, und zwar in doppelter Ausführung, einmal als kurzes Rohr mit Treffsicherheit auf 11 000 Meter und dann als langes Rohr **mit Treffsicherheit auf 18 000 Meter.**

Die Gefahr eines Angriffes auf England ist nach Jacksons Ansicht infolge der Entwickelung der Luftstreitkräfte ernsthafter als früher geworden. Er habe bereits sechs Monate vor dem Kriege auf die Möglichkeit einer Bombardierung Londons hingewiesen. Damals habe man ihn verlacht. Die Deutschen seien aber trotzdem gekommen. Sie hätten nur **den einen Fehler begangen, Sprengbomben anstatt Brandbomben zu verwenden!** Es sei künftig unmöglich, für alle Großstädte Luftabwehrmittel bereitzustellen, man müsse sich vielmehr bei der Abwehr eines feindlichen Luftangriffs auf die eigenen Luftstreitkräfte verlassen. Die Hauptstadt des Landes bedürfe allerdings für ihre Verteidigung neben zahlreichen Kampfflugzeugen einer starken Bestückung mit Luftabwehrgeschützen, und dafür gut ausgebildetes Personal.

So weit die freie Wiedergabe der Ausführungen des englischen Generals. Außer der Anerkennung des Gases als Kampfmittel werden wir uns vor allen Dingen die planmäßig beabsichtigte ***Bombardierung von Städten** und Ortschaften mit Kriegsindustrie* zu merken haben. Diese beiden Maßnahmen sind es in erster Linie gewesen, die unsere Feinde während des Krieges auf dem Papier immer wieder verdammt haben, um uns vor dem neutralen Auslande als Barbaren herabzuwürdigen. Jetzt stellt man die verschrieenen Kampfmethoden ohne Besinnen in den Kreis seiner eigenen, der Kriegsvorbereitung dienenden Erwägungen ein. Wenn England unsere Kriegführung, die im übrigen nach keiner Richtung hin von der britischen irgendwie abgewichen ist, **ernsthaft als barbarisch erkannt und verurteilt hätte, dann** wäre es wohl in der Lage, künftig von dem im letzten Kriege geübten Verfahren abzuweichen, wo es dem eigenen Vorteil dient, soll es mit allen Mitteln erweitert und ausgebaut werden.

Zum Schluß unserer Betrachtung sei noch eine Zahl gegeben, die besser als alles andere beweist, wie in England der Militarismus blüht. Im Jahre 1914/15 hat der Heereshaushalt **28 845 000 Pfund Sterling betragen. Im Jahre 1919/20** ist die Summe auf 405 [illegible] Pfund Sterling gestiegen. Die „Times" äußert sich hierzu wie folgt: „Mr. Chamberlain hofft, daß in einem normalen Jahre die Kosten des Heeres **und der Luftstreitmacht 75 000 000 Pfund Sterling nicht** überschreiten werden. Soweit man die Verhältnisse aber übersehen kann, ist diese Zeit noch fern!"

Und dieses Land ist als *Retter der Menschheit* in den Krieg gezogen, *um den deutschen Militarismus zu zertrümmern und einen Völkerbund aufzurichten, der auch dem Schwächsten gleiches Recht gewähren soll!*

Eine nachdenkliche Geschichte aus alter deutscher Zeit.

Von den jungen Rahtsherren zu Rom / die ihre Vätter alle zu todt schlugen / daß sie allein regieren wolten.

Nachdem die alten Römer mit weißheit und zwange also lange zeit und jahr den gemeinen nutz, ihr reich, Commun und Kaiserthumb erhalten, gemehrt und geweitert haben, kamen uff ein zeit die jungen Rahtsherren überein, daß sie die strengen ordnungen und statuten ihrer vätter nitt lenger gedulden wolten, sundern erkannten gemeinlich, daß jeglicher solt seinen eignen vatter todtschlagen. das solt uff einen bestimpten tag, zeit und stund beschehen. Nun was einer under den jungen Römeren, der kam zu seinem vatter, den er faste lieb hatte, hielte ihm solch sein sterben für. Der Vatter erkannt den heimlichen raht der jungen Römer, auch das strengurtheil wol, sprach zu seinem sun: „O lieber sun, nun merck mich, das geschieht darauß, daß ihr selbs wöllet regieren. So sag ich: Es würt noch darzu kommen, daß ihr durch solche verderbung ewerer vätter werdet Rom mit allem ihrem gewalt, Land, Leut und ewer eigen großerhalten ehr verlieren." Der sun sagt: „Das ist nit müglich, vatter, daß solchs geschicht." Wolan, der vatter wolt des suns zorn nit lenger zugeben und sagt: „Also, lüber Son, sollen denn alle alte Römer todt geschlagen werden, so ist doch allein meine bitt, lieber sun, an dich: laß mich leben und beschleuß mich in, verwahr mich wol, biß daß du mich selbs mit großer bitt würst heißen wider herfürher gehen." Der sun was ohne das unmütig, denn der vatter was ihm von Hertzen lieb, ward durch dise getrewe red seines vatters bewegt, ließ in leben, ernerte in sunst in der stille, heimlich und wol. Demnach über etlich jahr, da kam ein großer König auß fremden Landen gezogen (Quia surrexit Rex post Regem), der hett vernommen, daß die jungen Römer ihre vätter hetten todt geschlagen und also das Regiment allein inhetten, so were darmit also auch die weißheit verloren und außgetilckt worden. Darumb er ihnen schreiben thet, zwey ding solten sie ihm außlegen und darinn raht geben, oder er wollte sie gewaltiglich überziehen und ihm unterthänig machen. Die erste frag was dieses: es wer ihm in seinem land in all sein saltz würme kommen, dazu begehrt er rahts, wie er die vertreiben möchte. Die jungen Römer gingen zu raht, die alten waren alle, biß an den einen, erschlagen. Sie rieten wol acht tag, kundten oder wußten dem König darüber kein antwort zu geben. Mittlerzeit geht der vorgemelt sun, so er heimkumpt, zu seinem vatter, hielt ihm solchs für, sagt ihm auch, daß sie alle darauff nit wüßten zu antworten. „Also, lieber sun, sagt der vatter, ist die weißheit mit ewern vättern undergangen und verloschen. Aber dein heil, das steht bey mir. So du morgen in den raht gehst und die frag wider fürgehalten würt, so sag: Lieben Herren auß dem Senat, wisset, kein wurm in daz saltz kummet, denn das saltz frißt die würme. So ist mein raht, daß man dem König schreib und raht geb, die würm im saltz zu vertreiben, nemlich daß er Mauleselsmilch nehm und es uff das saltz spreng, so werden die würme alle darumb sterben." (Nun hat aber kein Maulesel keine milch, quia Mulus sterilis est et non habens lac.) Sollicher weyßer raht ward von den jungen rahtsherren gemerckt und angenommen, auch für groß gehalten, daß er sie also erlöst hatte. Dem König ward dise antwort zugesendet, den nahm der großen weyßheit wunder, begert sie aber in einem andern weg zu versuchen. Ließ ihnen vier buchstaben verzeichnen, schickt ihnen die zu, begert darbey, sie solten ihm dieselbigen außlegen oder er wolt sie ihm zinßbar machen. Und waren das die vier buchstaben: Q. M. R. N. Die heißen uff Teutsch: Wer ist mechtiger als unser König? und zu Latin: Quis maior Rege nostro? Da nun die Römer die brieff von dem König wider empfingen sampt den vier buchstaben: Q. M. R. N. und keine außlegung darbey, da waren sie widerumb gesteckt, giengen etliche tag zu raht, sie kunten oder mochten aber nit darauß oder zu der außlegung kommen, sagten gemeinlich zu dem jungen Rahtsherren, der ja vorhien durch seins vatters raht geholffen, daß er auch hierinn raht suchte, wie dem König wider zu schreiben were und was die vier buchstaben bedeuten, sie



wolten ihm ein ewig gedächtnüs machen und dazu große schenck thun. Der jung Rahtsherr was betrübt, das ihme die Handlung und das Heil der gantzen stadt Rom allein uffgeleget was, hatt doch aber eine gute hoffnung zu seinem vatter. Als er nun heim kam, verzoge er nit lang, gieng zu seinem vatter, hielt ihm solchs für. Der sagt gleich: Die vier buchstaben bedenten: wer ist mächtiger als unser König? So schreibet ihr dem König widerumb uff seinen brieff zu disen euch über-

schichten vier buchstaben: S. P. Q. R., das heißt: Der Römisch Senat und das Römisch volck und heißt in Latin: Senatus Populusque Romanus. Da dem König die brieff überantwortet waren, zohe er gleich ab, sprechend: „Nun sehe ich wol, daß die Römer noch stercker mit ihrer weißheit sind, dann ich mit meinem großen volck und mechtigem zeuge." Sobald die Römer den abschied und nachlassung des Königs erfuren, sandten sie nach dem jungen Rahtsherren, der mußt ihnen anzeigen, von wem er solche weißheit bekommen hatte. Er begerte gnad, sie ward ihm zugelassen. Da stellet er seinen vatter in den Senat, sagt, daß Rom durch des alten manns weißheit uff dasmal erlediget worden were. Da erkannten sie gemeinlich den alten Römer wider zu ihnen in den Senat, bekannten ihre ungerechtigkeit, so sie in die alten Römer begangen hatten; denn wo der alt Rahtsherr allein nit gewesen were und Rom durch seine einige weißheit erlediget worden, so were nit müglich gewesen dadurch zu sein, Rom müßt sein freiheit übergeben haben und einem frembden König underthänig worden. Darumb soll allezeit ein junger bey dem alten raht ufferzogen und gebraucht werden, uff daß, wo die Alten abgehen, die Jungen ihrer geübten weißheit, gebrauche, arten und gewonheiten alsdann wol erkundiget und erfahren, also auch der Regierung und Obwaltung des gemeinen nutzes, Stadt, Land und leuth desto stattlicher darmit zu erhalten, heilsamlich nachzuvolgen mögen. Welches Gott der Herr allen regierenden Fürsten, Herren und allen andern Regenten und Machthabern zu fried, einsehn, wolstand, glück und heil, der gantzen Christenheit zu ruh und einigung, auch uns allen anderen gnediglich verleihen und geben wölle, Amen!

Der wackre Stadtschreiber Jakob Frey im elsäßischen Städtlein Maursmünster berichtet 1556 also in seinem unterhaltsamen Schelmenbüchlein „Die Gartengesellschaft". Es ist uns gelungen, zu dieser Erzählung einen merkwürdigen Holzschnitt des Meisters Garvensius aufzufinden, der des Reizes einer gewissen Aktualität nicht entbehrt. Die Red.

Das Deutsche Archäologische Institut in Rom.

Von Professor Dr. Christian Hülsen.



Das Institut war allmählich aus der bescheidenen internationalen Privatvereinigung herausgewachsen zu einer Anstalt, die sich durch ihre Leistungen großen vom Staate fest fundierten an die Seite stellen konnte. Der Wunsch, daß dem römischen Institute auch dieser feste Rückhalt werde, daß es aus einer vom preußischen Staate temporär unterstützten zu einem wirklichen Staatsinstitute würde, lag nahe. Er ging in Erfüllung in dem Schicksalsjahre 1870/71. Doch nur kurze Zeit sollte das Institut eine rein preußische Anstalt bleiben: bereits im Jahre 1873 erfolgte, namentlich auf Anregung Bayerns, die Umwandlung in eine deutsche Reichsanstalt. In großzügiger Weise beschloß die Vertretung des neuen Reiches, dem Institute ein würdiges Heim zu schaffen, das hinter den wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten anderer Staaten in Rom nicht zurückstände. Auf der äußersten westlichen Spitze des kapitolinischen Hügels erstand in den Jahren 1873—1876 ein stattlicher Neubau, der nicht nur die Bibliothek und die nötigen Arbeitsräume, sondern auch Wohnungen für die beiden Sekretäre und die Stipendiaten (deren Zahl seit 1874 auf jährlich fünf erhöht war) enthielt. Mit seinen weithin sichtbaren zweigeschossigen Säulenhallen war der Bau ein Wahrzeichen dafür, daß das neue Reich die Pflege von Wissenschaft und Kunst auch außerhalb seiner Grenzen unter seinen mächtigen Schutz nehmen wolle.

Im Dezember 1877 wurde der neue Bau feierlich eingeweiht. Daß auch der Inhalt den neuen prächtigen Rahmen ausfülle, dafür sorgten unter anderem mehrere wertvolle Schenkungen. Der Berliner Akademiker Gustav Parthey stiftete dem römischen Institut seine 2500 Bände umfassende philologische Bibliothek, der Baron Ferdinand v. Platner, Sohn des Mitarbeiters Bunsens an der „Beschreibung Roms", schenkte seine reiche Sammlung italienischer Munizipalgeschichten, die in solcher Vollständigkeit in keiner Bibliothek Roms vorhanden waren, der russische Architekt Sergius Iwanoff setzte das Institut zum Universalerben seines Vermögens ein, dessen Einkünfte hauptsächlich der Bibliothek zugute kamen. So wuchs die Büchersammlung auf dem Kapitol aus einer bescheidenen archäologischen Handbibliothek zu einer an Vollständigkeit und systematischer Auswahl unvergleichlichen Fachbibliothek, welche nicht nur die speziell kunstarchäologische Literatur nahezu lückenlos umfaßte, sondern auch aus den Grenzgebieten der Philologie, der Geschichte und der neueren Kunstgeschichte das Wichtigste enthielt. Und diese Schätze nicht nur dem engeren Kreise der Fachgenossen zugänglich zu machen, galt als Ehrenpflicht der Anstalt. Wie ausgedehnt ihr Wirkungskreis dadurch für alle Rom besuchenden Deutschen wurde, schildert der Heidelberger Archäologe K. B. Stark in einer dem Institute zu seinem 50jährigen Jubiläum (1879) gewidmeten Festschrift: „Der Theolog, welcher den Denkmalen urchristlicher Zeit oder den großen Kirchenbauten auf römischem Boden nachgeht oder die Monumente des Orients, Ägyptens und Syriens mit der Bibel vergleicht; der Jurist, welcher die römischen Rechtsquellen in ihrer aus dem Altertum überlieferten Form, in Erz- und Marmortafeln studiert; der klassische Philolog, welcher aus den Schätzen römischer Bibliotheken schöpft und dabei ein lebendiges Bild des Altertums sich zu erwerben strebt; der Historiker der Kunst- und Kulturgeschichte, der gebildete Mann überhaupt, welcher für Kunst und Altertum ein offenes Auge hat: sie alle finden im archäologischen Institute, in den von ihm angeregten und geleiteten Unternehmungen reiche Belehrung."

In Italien selbst hatte seit der Einigung des Königreiches im Jahre 1870 die Altertumswissenschaft einen bedeutenden Aufschwung genommen: die Leitung sämtlicher Ausgrabungen war in Rom zentralisiert worden, neue Museen wurden begründet, die alten besser geordnet und der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich gemacht, neue Zeitschriften, die sich die

Pflege der Archäologie zum Gegenstande machten, entstanden in Rom und im ganzen Lande. Es darf wohl gesagt werden, daß diese Entwicklung ohne die jahrzehntelange vorbereitende Wirksamkeit des Instituts sich nicht so schnell und mit solchem Erfolge hätte vollziehen können. Namentlich wäre die Organisierung des Ausgrabungsdienstes gar nicht so möglich gewesen, wenn nicht die an jedem bedeutenden antiken Orte tätigen Korrespondenten des Instituts einen wohlgeschulten Grundstock für die „Ispettori degli scavi", die neueingesetzten staatlichen Beamten, gegeben hätten. Das vertrauensvolle und freundschaftliche Zusammenarbeiten von Deutschen und Italienern gereichte auch in dieser besonders erfolgreichen Periode der Institutstätigkeit der Wissenschaft zu hohem Nutzen.

Das fünfzigjährige Jubiläum des Instituts im Jahre 1879 gestaltete sich zu einer glänzenden Ehrung der deutschen Wissenschaft und ihrer Vertreter auf dem Kapitol. Aus Deutschland und Italien fanden sich zahlreiche Vertreter von Behörden und gelehrten Körperschaften ein, um dem Institut warme Anerkennung für das Geleistete und Glückwünsche für weitere fruchtbringende Tätigkeit darzubringen. Aber auch die meisten übrigen Nationen Europas, welche die klassischen Studien pflegen, beteiligten sich durch Abgesandte oder Kundgebungen an der Feier; für Frankreich erschienen Gaston Boissier und A. Geffroy, welcher in längerer Rede den Dank der französischen Fachgenossen, die ja in früheren Jahren einen so bedeutenden Anteil an den Arbeiten des Instituts genommen hatten, und die auch weiterhin zu keiner Zeit und in keiner Weise ihm gleichgültig oder fremd gegenüberstehen würden, zum Ausdruck brachte. Der festliche Tag durfte wohl eine über das rein Wissenschaftliche hinausgehende Bedeutung in Anspruch nehmen: unter den Gratulationen lief auch eine Adresse der Vereinigung italienischer Demokraten ein, unterzeichnet von G. Garibaldi, G. Bovio und anderen hervorragenden Politikern, welche „dem Vaterlande Luthers, Schillers und Körners" den Dank für die Tätigkeit des Instituts aussprach, und ein Prolog, welchen bei einem vom Botschafter von Keudell gegebenen Feste die berühmte Tragödin Adelaide Ristori sprach, klang aus in den Gedanken: „Guelfen und Ghibellinen gibt es nicht mehr — ein besseres, friedliches Band verknüpft das neue Rom und das neue Reich!" Es waren unvergeßliche Festtage, die eine Bürgschaft dafür zu geben schienen, daß sich die Nationen Europas auf dem Felde friedlicher, wissenschaftlicher Arbeit in dauernder Eintracht zusammenfinden könnten.

Freilich hatte das Aufblühen der Altertumswissenschaft und der staatlichen Kunstpflege in Italien für das römische Institut auch eine minder günstige Seite. Schon erhoben sich in Deutschland Stimmen, welche behaupteten, nachdem Italien die Sorge für Archäologie so umfassend und energisch in die Hand genommen habe, könne das römische Institut seine Tätigkeit bedeutend einschränken; andere verlangten, die Anstalt solle nunmehr ihren Charakter als einer spezifisch deutschen sichtbarer hervorkehren. Dabei wurde besonders bemängelt, daß für die Sitzungen und die in Rom erscheinenden Publikationen Italienisch noch immer die herrschende Sprache, neben der auch zugelassenen lateinischen und französischen war, während das Deutsche ausgeschlossen blieb. Übersehen oder verschwiegen pflegte zu werden, daß für die Lehrvorträge auch in Rom Deutsch schon längst die übliche Sprache war und daß das Institut seit 1873 ein eigenes, in Deutschland und deutsch erscheinendes Organ, die „Archäologische Zeitung", besaß. Aktuell wurde diese Sprachenfrage, als im Jahre 1885 der Reichskanzler, veranlaßt durch die Denunziation eines Gelehrten, der zur Vertretung deutschnationaler Interessen in Italien recht wenig legitimiert war, in die Tätigkeit des Instituts mit sehr einschneidenden Verordnungen, die freilich in den darauffolgenden Ausführungsbestimmungen zum großen Teile wieder zurückgenommen wurden, eingriff. Immerhin wurde das Vorgehen des großen Kanzlers Anlaß zu wesentlichen Umgestaltungen in der Verfassung und dem Betriebe des Instituts; die Art, wie diese Angelegenheiten, nicht nur in der Sache, sondern auch in der Form, von Berlin aus behandelt wurden, veranlaßte die beiden Leiter der römischen Anstalt, von denen Wilhelm Henzen seit über vierzig Jahren ihr angehört und sie durch schwierigste Zeiten mit Aufopferung und Erfolg geleitet hatte, zum Rücktritte. Neue Männer traten im Oktober 1887 an ihre Stelle, neue Richtlinien wurden dem römischen Institute gezogen.

Es gab von nun an auf dem Kapitol nicht mehr ein „Institut für archäologische Korrespondenz", sondern eine „Zweiganstalt des Archäologischen Instituts in Berlin", die bisher in Rom erscheinenden Publikationen — „Annali" „Bullettino", „Monumenti" — hatten bereits mit dem Vorjahre aufgehört zu erscheinen und waren durch neue in Berlin erscheinende Organe ersetzt, in Rom verblieben nur die von jetzt an in deutscher Sprache vierteljährlich erscheinenden „Mitteilungen". Der Namenswechsel und die Umformung der Zeitschrift waren beide durch die Konformität mit der athenischen Anstalt motiviert und hätten wenig ausgemacht, wenn der „Zweiganstalt" für die mannigfachen ihr zufallenden Aufgaben die erforderlichen Mittel wie früher zu Gebote gestellt worden wären. Leider trat jedoch bei den in Berlin leitenden Männern die Tendenz, die Arbeit in Rom und Italien immer mehr einzuschränken, nur zu bald hervor, um so mehr, als seit Theodor Mommsens Ausscheiden aus der Zentraldirektion (1887) kaum mehr ein spezieller Kenner des italienischen Landes und seiner Denkmäler dieser Behörde angehört hat. Die Folge war unter anderem, daß der Bibliothek, dem wichtigsten Hilfsmittel der Anstalt, die Bezüge beträchtlich gekürzt wurden, so daß seit etwa 1890 die frühere Vollständigkeit in den Anschaffungen nicht mehr zu erreichen war. Ferner wurden die Provinzialreisen, welche Mommsen stets als den Lebensnerv des Instituts bezeichnet hatte, durch unzweckmäßige Sparsamkeit und bureaukratische Einschränkungen den römischen Beamten fast unmöglich gemacht, die Mittel für die römische Zeitschrift trotz der steigenden Herstellungskosten verringert. Auf diese Dinge muß hingewiesen werden, um zu rechtfertigen, daß die Leistungen der römischen Anstalt sich seit dem letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts nicht in dem erwünschten Maße gesteigert haben und oft zu unvorteilhaften Vergleichen mit der reicher ausgestatteten athenischen Anstalt Veranlassung gaben. Immerhin gelang es, in der wissenschaftlichen Tätigkeit und den Publikationen des römischen Instituts die spezielle Kunstarchäologie würdig zu vertreten, der Forschung über römische Topographie einen weiteren Raum als in den vorhergehenden Jahren zu gewinnen, und die Berichterstattung über Pompeji, welche August Mau, der anerkannt beste Kenner der alten Stadt, seit längerer Zeit besorgte, auf der alten Höhe zu halten. Auch die Beziehungen zu den Fachgenossen aus Italien wie aus anderen Nationen blieben die besten, und wenn im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts außer Frankreich auch England und Amerika in Rom eigene archäologische Institute unter Aufwand bedeutender Mittel begründeten, so blieb das Ansehen des deutschen als des ältesten und an Hilfsmitteln für wissenschaftliche Arbeiten reichsten doch ungeschmälert. Freilich machten sich seit 1909, nach einem abermals in der Leitung eingetretenen Wechsel, die Tendenzen zur Einschränkung der Tätigkeit in Rom und Italien aufs neue und stärker geltend. Das soll hier nicht erörtert werden, ebensowenig die Frage, inwieweit die Organe der römischen Anstalt während des Weltkrieges und nach demselben, zu einer Zeit, wo mehr als jemals eine ausgiebige wissenschaftliche Berichterstattung aus dem Auslande notwendig gewesen wäre, sich dieser Aufgabe gewachsen gezeigt haben.

Wichtiger ist die Frage: Was soll nun in Zukunft werden? Der Ausblick scheint zunächst sehr ungünstig. Das schöne Heim des Instituts auf dem Kapitol ist vielleicht verloren, die Bibliothek ist beschlagnahmt und im Castel Santangelo verwahrt. Reisen in Italien werden, namentlich für Stipendiaten und jüngere Gelehrte, in den nächsten Jahren beim Stande unserer Valuta äußerst erschwert sein. So scheint

die Frage nahezuliegen, ob es überhaupt noch lohne, die römische Anstalt aufrechtzuerhalten. Diese Frage zu verneinen wird aber nur imstande sein, wer überhaupt klassische Bildung, wer die Beschäftigung mit Kunst und Kultur des Altertums für überflüssig erklärt. Wer dagegen überzeugt ist, daß gerade in den kommenden Jahren die Pflege der geistigen Güter und der Geisteswissenschaften für Deutschland eben so unerläßlich und so fruchtbringend sein wird, wie sie es vor einem Jahrhundert in den Tagen Fichtes und Wilhelm v. Humboldts war, der wird auch die deutsche archäologische Arbeit in Rom und Italien nicht aufgeben wollen. Und ein „Istituto di corrispondenza archeologica" wird für die Forschung in Deutschland in den nächsten Jahren um so notwendiger sein, als die deutschen Bibliotheken und wissenschaftlichen Institute, wie A. v. Harnack noch neulich auseinandergesetzt hat, nicht imstande sein werden, die neuen Erscheinungen und Zeitschriften des Auslandes anzuschaffen. Man wende nicht ein, daß eine Erneuerung des Instituts sich wegen der Kosten verbiete. Mit wie beschränkten Mitteln die römische Anstalt in den Jahren 1890—1909 gearbeitet hat, darüber ist mancher, der es erfuhr, erstaunt gewesen; einen jener Summe entsprechenden Betrag sollte das Reich auch jetzt für wissenschaftliche Repräsentation im Auslande aufbringen können. Das Institut selber aber müßte, wie in der Zeit seines Aufstieges, selbst wieder durch wissenschaftliche Arbeit Werte schaffen. Dann wird es auch, selbst wenn man bescheiden neu anfangen muß, gelingen, aufs neue eine Stätte geistiger Arbeit auf klassischem Boden zu schaffen, zum Besten der deutschen Forscher und zum Heile der gesamten Wissenschaft.

Das Ende Rasputins.

Tagebuchblätter des Reichsdumaabgeordneten Wladimir Purischkewitsch vom November 1916.

Übertragung aus dem Russischen von F. Ottow.

Wir beginnen hier mit dem Abdruck einer Übersetzung der Tagebuchblätter des bekannten russischen Politikers und Abgeordneten der ehemaligen Reichsduma Wladimir Purischkewitsch, in denen er in außerordentlich anschaulicher und packender Weise eine genaue Schilderung der Ermordung Rasputins gibt und damit den Schleier lüftet, der bisher über diese blutige Episode aus der letzten Regierungszeit Nikolaus' II. gebreitet war. Rasputin, diese seltsame Erscheinung am russischen Kaiserhofe, hat durch seinen Einfluß auf die Politik des letzten Zaren ein weit über sein Vaterland hinausgehendes Aufsehen erregt, das durch die Abenteuerlichkeit seiner Herkunft und seines Auftretens noch verstärkt wurde. Da Purischkewitsch in hervorragendem Maße an der Ermordung Rasputins beteiligt war, darf diese Veröffentlichung auf ein um so größeres Interesse rechnen. Die Redaktion.



Wladimir Purischkewitsch.

Heute verbrachte ich den Tag in tiefer seelischer Erregung.

Nach langen Jahren zum ersten Male hatte ich das Gefühl vollkommener Befriedigung und das Bewußtsein einer ehrlich und mutig erfüllten Pflicht: ich sprach in der Reichsduma über die augenblickliche Lage Rußlands. Ich stellte an die Regierung die Forderung, dem Herrscher über die wahre Lage der Dinge die Augen zu öffnen und ihn ohne alle Grimassen hinterlistiger Höflinge über die Gefahren aufzuklären, die Rußland von seiten jener dunklen Elemente drohen, von denen es im Rücken der Armee wimmelt.

Es ist schwer, diese Zeilen zu schreiben, aber mein Tagebuch wehrt sich gegen die Lüge: ein aufmerksamer Beobachter der Stimmungen des russischen Heeres vom ersten Tage des Großen Krieges an, habe ich von Tag zu Tag mit dem Gefühle tiefster Bitterkeit den mehr und mehr fortschreitenden Verfall der kaiserlichen Autorität bei den Truppen verfolgt, und zwar nicht nur im Offizierkorps, sondern auch in den dichten Massen der Soldaten. Und die alleinige Ursache dieser Erscheinung ist — Grigori Rasputin!

Sein verhängnisvoller Einfluß auf den Zaren durch Vermittelung der Zarin und die Unfähigkeit des Monarchen, sich und Rußland von der Mitwirkung dieses käuflichen Bauern und schmutzigen Wüstlings bei der Führung der Staatsgeschäfte zu befreien, stoßen Rußland in einen Abgrund hinab, aus dem es keine Rettung mehr gibt.

Mein Gott, was schlägt die Augen des Zaren mit Blindheit? Was hindert ihn, zu sehen, was um ihn her vorgeht? Wie elend sind seine Minister, welche die Wahrheit vor ihm verbergen und die Dynastie ihren eigenen selbstsüchtigen Interessen opfern! Wann wird das ein Ende haben, und wird es überhaupt ein Ende haben? Was veranlaßt die russischen Würdenträger und die nächste Umgebung des Kaisers, zu schweigen?

Nichts als Feigheit! Grenzenlose Feigheit und Furcht, ihre Stellungen zu verlieren! Und dieser Angst werden die Interessen Rußlands zum Opfer gebracht!

Sie fürchteten sich, dem Kaiser die Wahrheit zu sagen.

Klarer als je zuvor begriff ich dies am 3. November, als ich mit meinem Zuge (Purischkewitsch war Kommandant eines Rotenkreuzzuges, den er aus eigenen Mitteln unterhielt, D. Übers.) von der rumänischen Front zurückkehrte, in Mohilew, dem Kaiserlichen Hauptquartier, vom Zaren zur Tafel befohlen wurde und ihm über die Stimmung in der Armee in den Rayons Reni, Brailow und Galatz Bericht erstattete.

Als wenn es heute gewesen wäre, so deutlich erinnere ich mich jener glänzenden und lärmenden Suite von Großfürsten und Generalen, die vor dem Mittagessen mit mir zusammen auf das Erscheinen des Zaren warteten und gegenseitig ihre Eindrücke über die militärischen Ereignisse und die russische innerpolitische Lage austauschten.

Einer nach dem anderen traten sie an mich heran und sagten mir: „Sie werden dem Zaren berichten? Sie werden ihm die Lage schildern? Sprechen Sie ihm von Stürmer! Weisen Sie auf die verderbliche Rolle Rasputins hin! Lenken Sie seine Aufmerksamkeit auf den zersetzenden Einfluß dieser oder jener Persönlichkeit! Tragen Sie die Farben dick auf! Der Zar wird Ihnen glauben, und Ihre Worte werden einen entsprechenden Eindruck hinterlassen."

Und so sagte ich denn — damals im Hauptquartier dem Kaiser und heute in der Reichsduma ganz Rußland — die bittere Wahrheit, und als treuer und unbestechlicher Diener des Zaren schilderte ich, indem ich meine persönlichen Interessen hinter dem Wohle des Vaterlandes zurückstellte, die Wahrheit, die ihm verheimlicht wurde, während sie dem ganzen trauernden Rußland offen vor Augen lag.

Ja, ich sprach zweifellos das aus, was die besten Männer Rußlands ohne Unterschied der Parteien, politischen Richtungen und Überzeugungen empfanden. Ich fühlte das deutlich, als ich nach meiner zweistündigen Rede die Tribüne der Reichsduma verließ.

Als ich ermüdet und erschöpft von den Glückwünschen und Händedrücken aus dem Taurischen Palais (Sitz der Reichsduma in Petersburg) hinaustrat, holte mich im Katharinensaale Kaufmann Türkestanski ein, der damals Generalbevollmächtigter des Roten Kreuzes beim Kaiserlichen Hauptquartier war und morgen in das Hauptquartier abreisen sollte. Indem er mich umarmte, sagte er mir, daß er sich bereits ein Exemplar des Stenogramms meiner Rede gesichert habe, welches er mitnehmen und persönlich dem Zaren überreichen wolle.

*

Heute den ganzen Tag über hatte ich buchstäblich keinen Augenblick Ruhe. Ich saß zu Hause und arbeitete an meinem Schreibtisch, aber vom Morgen bis zum Abend läutete das Telephon: Bekannte und Unbekannte sprachen mir ihre Sympathien aus, und ich muß gestehen, daß diese Äußerungen sich bis zu einem Grade häuften, der mir ein weiteres

Verbleiben in meinem Arbeitszimmer vollkommen unmöglich machte.

In der Zahl derjenigen, die mich telephonisch anläuteten, interessierte mich vor allem einer, nämlich der Fürst Jussupow Graf Sumarokow Elston.

Er begnügte sich nicht mit der üblichen Begrüßung, sondern bat vielmehr um Erlaubnis, mich so bald wie möglich an einem der nächsten Tage zur Klärung einiger — wie er sagte — mit der Rolle Rasputins bei Hofe zusammenhängenden Fragen persönlich aufsuchen zu dürfen, da eine telephonische Erörterung dieser Angelegenheit „nicht gut möglich sei".

Ich ersuchte ihn, sich am folgenden Tage um 9 Uhr morgens zu mir zu bemühen.

Ich war gespannt, worüber er mit mir zu reden wünschte, und was er von mir wollte.

*

Heute pünktlich um 9 Uhr morgens erschien Fürst Jussupow bei mir — ein junger Mensch von ungefähr dreißig Jahren in Pagenuniform und augenscheinlich Offiziersaspirant.

Mir gefiel nicht nur sein Äußeres ausgezeichnet, in welchem sich Rasse und eine nicht in Worte zu kleidende Eleganz ausdrückten, sondern vor allem eine gewisse geistige Diszipliniertheit und Zurückhaltung. Er ist offenbar ein Mensch von Charakter und Willenstärke — Eigenschaften, die bei den Russen und besonders in aristokratischen Kreisen bei uns selten zu finden sind.

Er saß länger als zwei Stunden bei mir.

„Ihre Rede wird nicht die Früchte tragen, die sie erwarten", sagte er mir geradeheraus. „Der Kaiser liebt keinen Druck auf seinen Willen, und es ist daher anzunehmen, daß die Stellung Rasputins nicht nur nicht erschüttert, sondern im Gegenteil dank seinem außerordentlichen Einfluß auf Alexandra Feodorowna noch gefestigt werden wird, da die Kaiserin heute, wo der Zar im Hauptquartier mit militärischen Operationen beschäftigt ist, de facto regiert."

„Was soll man denn tun?" fragte ich.

Er lächelte vielsagend und, indem er mir lange, ohne mit der Wimper zu zucken, in die Augen sah, stieß er zwischen den Zähnen hervor:

„Rasputin beseitigen" ..

Ich lachte.

„Das ist leicht gesagt," antwortete ich, „aber wer wird sich dazu hergeben, wo es in Rußland keine entschlossenen Männer gibt und die Regierung, die wohl die Möglichkeit hätte, dieses Vorhaben durchzuführen, sich selbst nur dank Rasputin hält und ihn darum wie ihren Augapfel hütet."



Grigori Rasputin.

„Ja," erwiderte Jussupow, „auf die Regierung ist nicht zu zählen, aber es werden sich andere Leute in Rußland finden."

„Glauben Sie?"

„Ich bin überzeugt! Und einen von ihnen haben Sie vor sich" ...

Ich sprang auf und ging im Zimmer auf und ab.

„Hören Sie, Fürst, über solche Dinge scherzt man nicht. Sie haben mir eben etwas gesagt, was schon lange wie ein Pfahl in meinem Fleische steckt. Ich begreife nicht schlechter als Sie, daß Dumareden allein kaum dem Jammer ein Ende machen, aber der Ertrinkende versucht sich an den Strohhalm zu klammern, und auch ich habe nach ihm gegriffen. Der Ausweg, von dem Sie sprechen, ist mir kein neuer Gedanke. Mehr noch, vor einigen Jahren, noch zu Lebzeiten des verstorbenen W. A. Dedjulin, der — wie Sie ja wissen — Palastkommandant war, fuhr ich eines Tages zu ihm nach Zarskoje-Sselo hinaus. Ich tat das nur zu dem Zweck, um ihn zu überzeugen, daß eine sofortige Beseitigung Rasputins dringend erforderlich sei und daß die notwendigen Schritte dazu unverzüglich gemacht werden müßten. Denn schon damals war es mir klar, daß Rasputin für die Dynastie und damit auch für Rußland das Verhängnis bedeutete.

„Nun, und was wurde daraus?" fragte Jussupow.

„Wie Sie sehen, nichts! Rasputin ist bis zum heutigen Tage am Leben. Augenscheinlich hatte Dedjulin nicht gewagt, die Initiative in dieser Sache zu ergreifen, denn das Unglück besteht ja darin, daß die Karriere einer Menge unserer höchsten Würdenträger, wie z. B. der Sabler, Rajew, Dobrowolski, Protopopow, Stürmer und Wojeikow, von Rasputin abhängig ist, und daß daher die geringste Unvorsichtigkeit eines Menschen, der bestrebt wäre, Rußland von Rasputin zu befreien, einerseits den Initiator den Kopf kosten würde und andererseits nur dazu dienen müßte, die Stellung dieses Reptils bei Hofe nur noch mehr zu befestigen."

„Sie haben vollkommen recht," sagte Jussupow. „Wissen Sie übrigens, daß Rasputin von Geheimpolizisten geschützt wird, welche von drei Institutionen gestellt werden?"

„Nicht möglich!"

„Doch! Doch! Ihn bewachen auf Veranlassung der Kaiserin die Geheimpolizisten des Hofministeriums, dann die Spitzel des Ministeriums des Inneren und endlich die Detektivs von — nun, raten Sie mal, von wem noch?" ...

„Keine Ahnung!"

„Sie werden sich wundern ... die Detektivs der Banken!" Ich lachte. „Fürst," sagte ich, „ich

habe längst aufgehört, mich noch über irgend etwas in Rußland zu wundern!" —

„Ich suche nichts für mich, will auch nichts erreichen, aber wenn Sie bereit sind, bei der endgültigen Erlösung Rußlands von Rasputin mitzuwirken, so haben Sie hier meine Hand! Lassen Sie uns über alle Möglichkeiten dieser Operation beratschlagen und, wenn wir noch einige geeignete Menschen finden sollten, so wollen wir uns an die Durchführung dieses Planes machen, ohne jemand von der Dienerschaft ins Vertrauen zu ziehen, das ist im Interesse der Geheimhaltung notwendig."

„Zwei kann ich Ihnen schon nennen", erwiderte Jussupow lebhaft, indem er mir die Hand drückte. „Wenn Sie heute Zeit haben, so kommen Sie zu mir. Sie werden die beiden dort finden und mit ihnen bekannt werden. Wir besprechen die Sache, und wenn es sich herausstellen sollte, daß wir vier zu wenig sind, so finden wir schon noch jemand aus der Zahl unserer Freunde. Und ich teile Ihnen meinen Plan mit, dessen Durchführbarkeit nur von dem Grade der inneren Ruhe Grigori Jefimowitsch' und seiner Bereitwilligkeit, mein Haus an einem der nächsten Abende zu besuchen, abhängig sein wird." Hier trennten wir uns.... (Fortsetzung folgt.)

Deutschkunde.

Eine Forderung von Hanns Martin Elster.

Wenn man die öffentliche Meinung und ihre Äußerungen über die zukünftige Schulordnung und Unterrichtsform beobachtet, kann man von lebhafter Verwunderung darüber ergriffen werden, daß das deutsche Volk, zum mindesten in seinen bürgerlichen Schichten, nicht mit aller Leidenschaft für eine bewußte Deutschwerdung der Schule eintritt. Wir erfahren es in der Gegenwart doch bitter genug, wie unser nationales Gefühl, unser Deutschbewußtsein bei weitem noch nicht in dem Grade selbstverständlicher Teil unseres Wesens ist, daß es stets als regulierende Kraft bei unmäßigen Einseitigkeiten anderer Lebensgebiete auftritt. Jetzt leiden wir doch unter der Gefahr, daß alles ohne Bedenken und Maß unter den sozialistischen Grundsatz gestellt wird. Und die Folge davon ist, daß mit einer fast modischen Gebärde das Nationale überhaupt kaum noch in Rechnung gestellt wird, wenn man es auch hier und da noch im Munde führt. Damit ist uns aber nicht gedient. Wir müssen Taten sehen. Auf dem Gebiete des Sozialen sieht man schon allerhand Taten, auch im Schulwesen. Wie steht es aber auf dem Gebiete des Nationalen in der Erziehungsfürsorge?

Wir haben es doch in all den Jahren des Weltkrieges und seinen unglücklichen Folgen stündlich, täglich erfahren, daß das Nationalgefühl, das Deutschbewußtsein eine fruchtbringende Kraft, eine Geistes- und Charaktermacht ist, dem nur das religiöse Moment an die Seite gestellt werden kann. Und wir haben doch auch offensichtlich am eigenen Leibe erfahren, wie wir in diesem Deutschbewußtsein immer wieder Trost und Stärkung empfanden, wie es im wahren Sinne aufbauend wirkte. Und heute? Da wir alle aufbauenden Kräfte notwendig brauchen, da soll das Deutschbewußtsein plötzlich ausgeschaltet werden aus dem Neuaufbau des deutschen Lebens, aus der Zukunftsgestaltung des deutschen Volkes, aus der Erziehung unserer Jugend und der kommenden Geschlechter, denen doch die Aufgabe obliegen muß, den deutschen Namen wieder zur Größe und zur vollen Achtung zu erheben?

Darum gilt es, wenn jetzt auf der einen Seite immer wieder und wieder der Ruf nach der Einheitsschule ertönt, zugleich auf der anderen Seite immer wieder und ebenso laut unermüdlich zu fordern: Gebt uns eine deutsche Schule, eine nationale Erziehung. Denn wir brauchen die nationale Erziehung, damit wir nicht wieder in solche Würdelosigkeit versinken und die Massen des Volkes ganz ihres Deutschtums vergessen. Zudem kann aber auch nur eine nationale Erziehung die kulturellen Kräfte dem einzelnen mitgeben, deren er bedarf, um immer auch ohne besonderes Wollen als Deutscher aufzutreten, zu wirken.

Es kommt wirklich nicht so sehr auf die Vielheit und Mannigfaltigkeit des zu lernenden Stoffes an, sondern auf seinen lebensfördernden, charakterbildenden sittlichen Gehalt und darauf, daß alle ausgebreiteten Lehrstoffe im Geschichts-, Kirchen-, Literatur-, Sprachunterricht, in der Erdkunde und Volkskunde plastisch und einigermaßen zum Bilde und Verständnis der Gesamtentwicklung unserer Art und unseres Volkes, unserer Vergangenheit und Gegenwart und zum Aufschlusse über unsere Zukunftsmöglichkeiten und -aufgaben zusammengefaßt werden. Der gleiche Mangel an Gradlinigkeit, an Anschaulichkeit, Zusammenfassung und Zielsetzung des Unterrichts und der Erziehung macht sich auch auf den Universitäten bemerkbar, wo freilich eher andere Mittel des praktischen Lebens Einfluß nehmen, damit die Einführung des Studenten in die Wirklichkeit nicht ganz unterbleibt. Aber auch die Universitäten müssen bewußte „Deutschkunde" treiben, müssen alle Wissenschaftsbetriebe unter einen Generalnenner zur Förderung der deutschen Kultur zusammenfassen. Und in noch höherem, tieferem Maße bedarf die nur volksschulmäßig gebildete Jugend dieser Art Erziehung, die ihnen Wissens- und Herzensbesitz werden läßt, was ihnen von Natur und Herkommen gehört. Deshalb haben die neu zu errichtenden Volkshochschulen, denen sich jetzt das Interesse weitester Kreise zuwendet, vor allem die Pflicht, ihrer nationalen Pflichten nie zu vergessen.

Die „Deutschkunde", wie die Zusammenfassung aller Lehrstoffe genannt werden müßte, soll sich dabei durchaus nicht in die Phrasenmacherei, ins Tendenziöse und Einseitige verlieren. Sie soll nur in allen Lehr- und Lebensgebieten aufzeigen und allen Lernenden zum Verständnis bringen, was im einzelnen und im ganzen wirklich deutsch ist und deutsch wirkt, was von jeher deutschen Wesens gewesen ist und auch in alle Zukunft bleiben wird. Wie das gemeint ist, kann man aufs schönste an einem sachlich gearbeiteten Buche von Dr. Walter Hofstätter über „Deutschkunde" ersehen, das vor zwei Jahren bei Teubner in Leipzig erschienen ist und auf keinen Fall über die heutigen Zustände und Entwicklungen vergessen werden darf. Es sollte in Schule und Haus heimisch werden, denn es bietet die Grundlage zu der Art, die Welt auf deutsche Art zu sehen und zu erkennen. Es gibt kein Gebiet des Erziehungswesens, des Lebens, auf dem das Deutsche nicht in seiner Sonderart in Erscheinung träte: vom Wissen um die geologischen Bedingungen unseres Vaterlandes und um die Pflanzen- und Tierwelt Deutschlands an bis zu höchster Kultur- und Kunststufe hin, die wir je erreichten. In Märchen, Sage, Religion, Brauch und Sitte, in Rechts- und Staatsentwicklung, Siedlungs- und Bauwesen, Handel und Kolonisation im Sozialen, Gesellschaftlichen und Wirtschaftlichen, in Klassen, Parteien, Ständen, Berufen und Freiheiten, Musik und Presse — überall zeigt sich der deutsche Geist, die deutsche Art.

Alle, deren Herzenswunsch es ist, daß im Taumel revolutionssüchtiger und reformwilder Tage unsere Art und Anlage nicht untergehe, volle Anerkenung und Auswirkungsmöglichkeit finde, sich weiter entwickle und wieder zur Kraft erwache, haben heute die Pflicht, sich zusammenzutun und immer wieder neu und laut von der Schule der Zukunft, mag sie nun Einheitsschule sein oder nicht, zu verlangen, daß sie die Deutschkunde in den Mittelpunkt ihres Unterrichts und ihrer Erziehungsaufgabe stelle.

Unter der Lupe

Lieber Mir!

Wie Du unten sehen kannst, sind wir nun für das englische besetzte Gebiet nicht mehr verboten. Und das mit Recht. Denn wir geben uns doch wirklich alle Mühe, unseren Feinden von gestern zu gefallen und ihnen nach Wunsch zu sein. Nicht nur wir, das heißt unser „20. Jahrhundert", sondern das gesamte gebildete Deutschland. Ich will Dir gleich ein Beispiel dafür nennen. Durch die Berliner Tageszeitungen ging vor wenigen Tagen eine Notiz, die die Aufführung von Oscar Wildes „Lady Windermeres Fächer" in englischer Sprache ankündigte. Das englische Seminar der Universität veranstaltet sie „zunächst in engerem Kreise" im Lyzeumklub, „eine öffentliche Aufführung im Kleinen Theater dürfte folgen". Dann folgt ein Satz, den die **meisten Zeitungen allerdings fortgelassen hatten, aus irgendeinem mir unerklärlichen Schamgefühl; ich fand ihn aber im** „Berliner Tageblatt"; er lautet „Zweck dieser Abende ist, den Studenten die Liebe am Sprechen und Denken in englischer Sprache zu erhöhen". Ich muß ja sagen, ich habe einige Bedenken, ob diese Notiz unseren jetzigen englischen Freunden gefallen wird. Oscar Wilde erfreut sich nämlich in England noch immer nicht wieder jener Beliebtheit, die er vor seinem Prozeß genoß. Und dann sieht es mir sehr fraglich aus, ob man in England sehr erbaut sein wird, wenn auch bei uns das englische Denken gelehrt wird; die Kaufleute — entschuldige, lieber Mir, ich meine natürlich die Gelehrten, sind sich nämlich noch immer nicht darüber einig, was englisches Denken auf deutsch bedeutet; und ob eine allzu weite Verbreitung des englischen Denkens nicht zu heftigen Komplikationen auf dem Weltmarkt führen könnte. Und noch eines möchte ich dazu bemerken, ein Wort für Oscar Wilde. Es scheint mir fraglich, ob man seine Sprech- und Denkweise englisch nennen kann; sie erinnert eher an spätrömische oder französische Art, als an englische. Na, das wird ja aber der Herr Professor besser wissen, der die Aufführung inspiriert. Weshalb den Studenten allerdings außer im Lyzeumklub auch noch im Kleinen Theater die Liebe am Englischen erhöht werden soll, vermag auch ich nicht einzusehen; wenn schon eine größere Erhöhung erstrebt wird, weshalb dann nicht in Reinhardts Großem Schauspielhaus? Es wäre doch für ihn sicher eine reizvolle Aufgabe, nach dem „Hamlet" „Lady Windermeres Fächer" dort zu inszenieren. Du siehst also, lieber Mir, wie recht ich habe, wenn ich sage, daß wir wirklich uns ernsthaft bemühen, die Liebe unserer Feinde zu verdienen. Und sie mogen großmütig verzeihen, wenn unsere Liebe aufdringlich werden sollte.

Rix.

Lieber Rix!

Da hast Du aber eine schöne Dummheit gemacht! Und Du freust Dich noch, daß Du Deine Villa verkauft hast! Nein, das hast Du wirklich nicht klug gemacht. Was hast Du nun von den hunderttausend Mark Papier? Alte Zeitungen kann man wenigstens zum Einwickeln gebrauchen. Neulich erzählte mir ein Holländer, er habe für einen Freund ein großes Rittergut für vierzigtausend Gulden gekauft: das ist ein Preis, für den er in Holland noch nicht einmal das Gebäude bekommen würde, geschweige denn Inventar und Land. Freilich, der Rittergutsbesitzer glaubte wohl, recht gut dabei wegzukommen, denn er bekam ja eine Million sechshunderttausend Mark. Aber was ist das? Alle die schönen Kühe, Pferde, Schweine, Schafe, Ziegen — das Herz wird mir ordentlich schwer, wenn ich daran denke, was er alles damit zusammen verkauft hat. Und was hat er dafür bekommen? Bedrucktes Papier. Diese anderthalb Millionen sind doch nach Friedensschluß kaum mehr als 160 000 M., und die Jahresrente macht nicht mehr als zehntausend Friedensmark aus. Das ist doch wirklich nicht viel. Denn davon hätte er auch vor sieben Jahren nicht gerade fürstlich leben können, jedenfalls nicht annähernd so, wie er auf seinem Gut gelebt hat. Und dabei wäre es dem Holländer wirklich nicht darauf angekommen — er hätte gut und gern noch mehr gezahlt. Denn, wie gesagt, Papier ist billig; und es fällt mit jedem Tag an Wert, je mehr hergestellt wird. Es wird schließlich auch bei uns noch so weit kommen wie in Rußland, wo man den Wert des Papiergeldes nach Gewicht berechnet. Die Notenpresse arbeitet unverdrossen weiter; sie ist nachgerade der einzige Betrieb, der bisher nicht gestreikt hat und auch gar keine Miene macht, es zu tun. In früheren Zeiten sprach man oft von dem Dukatenmännchen; Deutschland hatte damals mancherlei Ähnlichkeit mit ihm. Es wurde ihm alles zu Geld, und immer mehr Möglichkeiten taten sich vor ihm auf. Jetzt wird fast jedes Stück Papier zu Geld (nur das nicht, was ein armer „geistiger Arbeiter" mit seinem Blut schreibt). Ich komme von einem bestimmten Bilde für dieses bandwurmähnlich abrollende Papiergeld nicht recht los, das ich nicht näher bezeichnen will (fehlt nur das Dukatenmännchen dazu). Gibt es denn wirklich keine Möglichkeit, dies rollende Band einmal anzuhalten? Seit über Jahresfrist sitzt unsere Regierung voll so kluger Männer, die nur gelegentlich von noch klügeren abgelöst werden, daß man schließlich in seiner Verzweiflung auf die anscheinend einzig mögliche Erklärung kommt: Die jeweiligen warten nur auf die noch klügeren, damit die endlich das Klügste tun; aber die warten dann wieder. . . . Bedauerlich ist nur, daß es dabei dem Patienten, den Reichsfinanzen, täglich schlechter geht; und zwar nach einem physikalischen Satz, umgekehrt proportional dem Quadrat der Klugheit der Regierung. Man könnte sich beruhigt schlafen legen, da dies wieder einmal der bündige Beweis dafür ist, daß wir Deutschen reine Idealisten sind, und daß dieser Beweis sogar auf die Entente überzeugend wirken muß —, wenn man diesen Idealismus nur nicht so arg in der Praxis zu fühlen bekäme. Und es scheint fast, als ob auch unsere Feinde, obwohl sie uns immer wieder „Weimar und nicht Potsdam" gepredigt haben, nun doch nicht mit diesem Idealismus einverstanden sind. Aber meine Villa würde ich doch nicht verkaufen. Höchstens die von anderen.

Fix.

Ein businessman. Die Unabhängigen haben in der letzten Zeit mit ziemlichem Pech zu kämpfen. Beinahe alles, was sie unternehmen, hat zwar einen Erfolg, aber gewöhnlich einen anderen, als sie beabsichtigten. So hat kürzlich einer ihrer Fahnenträger auch trotz aller Geschäftstüchtigkeit wieder etwas ganz anderes erreicht, als er eigentlich gewollt hat, nämlich der smarte Herr Baumann aus dem Rheinland, der seine treuen Dienste plötzlich der Regierung als Propagandachef zur Verfügung stellen wollte. Seine Bedingungen waren seinen zu erwartenden Erfolgen angemessen, es war eine Art Gelddiktatur, die er für seine Ressorts forderte. Allerdings, es war ja auch nichts Geringes, was er dafür verkaufen wollte, da das Handelsobjekt seine Überzeugung war; und diese doch immer einen gewissen Geldwert hat. Die Regierung hat sich in diesem Falle zu dem von den Unabhängigen so oft gepredigten Prinzip bekannt, und die volle Öffentlichkeit der Verhandlungen proklamiert. Was wird Herr Baumann darauf antworten? Wahrscheinlich, daß er im Interesse seiner Partei einen Einblick in die Regierungstätigkeit hat bekommen wollen, um seine Partei dauernd auf dem Laufenden halten zu können. Es ist selbstverständlich, daß das gut bezahlt werden muß — von der Regierung.

Im besetzten Gebiete sind innerhalb der britischen Besatzungszone alle deutschen Zeitungen und Zeitschriften wieder zugelassen und können durch die Post und den Buchhandel bezogen werden. Wir bitten unsere Leser, diese wichtige Nachricht möglichst umgehend an Verwandte und Bekannte in der Rheinprovinz mitzuteilen und ihnen zu empfehlen, die in unserem Verlage erscheinenden Blätter Berliner Lokal-Anzeiger, Tag, Abend, Woche, Gartenlaube, Sport im Bild, 20. Jahrhundert, Export-Woche, Staatsbedarf, Allgemeiner Wegweiser und Praktischer Wegweiser-Würzburg beim Postamt oder Buchhändler neu zu bestellen.

Deutsche Karikaturen



Frei nach Rodin.

Le „Penseur" pensionné.

... G. m. b. H., Berlin SW • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. E. Mühling, Berlin-Friedenau.





Nummer 7 | 14. Februar 1920 | 2. Jahrgang

Unser neuer Geschäftsträger in Japan.

Die Not der Landwirtschaft.

Von Prof. Dr. Heinrich Dade.

Die Zusammenkunft der deutschen Landwirte zu ihrer alljährlichen Tagung, zur sogenannten Landwirtschaftswoche, ist diesmal von ganz besonderer Bedeutung, weil sich die deutsche Landwirtschaft in einer Notlage befindet, von deren Beseitigung Leben und Tod für sie abhängt. Wir haben deshalb den Hauptgeschäftsführer des Deutschen Landwirtschaftsrats und des Reichsausschusses der deutschen Landwirtschaft Herrn Professor Dade gebeten, unseren Lesern ein Bild von der Lage der deutschen Landwirtschaft in dieser Schicksalsstunde zu zeichnen.

Die Redaktion.

ls Deutschland im November 1918 zu Boden sank und sein Wirtschaftsleben zusammenbrach, blickte unser Volk auf die Landwirtschaft als Retterin aus tiefer Not. Aber auch diese Hoffnung ist im Laufe des Jahres 1919 mehr und mehr vernichtet. Heute stehen wir, wenn nicht bald ein Wunder geschieht, vor dem unaufhaltsamen Niedergang unserer Landwirtschaft.

Wenn der Ackerbau trotz aller Erschwernisse und Hindernisse in der langen Kriegszeit nicht versagt und das deutsche Volk vor dem Hungertode bewahrt hat, so war dies weder vor noch nach der Revolution einer weisen Staatsfürsorge zu verdanken, sondern vielmehr dem Beharrungsvermögen, das in keinem Gewerbe so tief ausgeprägt ist wie in der Landwirtschaft. Sie ist der unbeweglichste und am wenigsten einer schnellen Änderung zugängliche Beruf. Es ist dies darin begründet, daß das in der Landwirtschaft angelegte Kapital erst nach Ablauf eines oder mehrerer Erntejahre umgesetzt werden kann, im Gegensatz zur Industrie, zum Gewerbe und Handel. Der Landwirt bestellt seinen Boden, solange noch eine Spur von Erzeugungskraft in ihm steckt. Erst wenn sie ganz aufgebraucht ist, wenn Rohstoffe und Arbeitskräfte nicht oder nur zu unerschwinglichen Preisen beschafft werden können und sein Betrieb aus den Fugen geht, entschließt er sich mit schwerem Herzen, den Betrieb umzustellen und extensiv zu wirtschaften. Das ist aber mit großen Verlusten verknüpft, da im intensiven Betrieb das angelegte Kapital in Gebäuden, Vieh, Maschinen usw. das Vielfache des für den extensiven Betrieb erforderlichen Kapitals beträgt. An diesem Punkte ist die Landwirtschaft zur Zeit vielfach in Deutschland angelangt. Im Erntejahr 1920 und in den nächsten Jahren werden deshalb die Ernte-Erträge voraussichtlich auf einen Tiefstand sinken, wie ihn Deutschland etwa vor einem halben Jahrhundert gehabt hat.

Der schon lange drohende Zusammenbruch der Landwirtschaft ist einmal der öffentlichen Bewirtschaftung der Lebensmittelversorgung zu verdanken, die von vornherein ihren Schwerpunkt einseitig auf die Preispolitik für die Konsumenten und nicht auf eine Produktionspolitik der Landwirtschaft gelegt hatte. Die polizeiliche Kontrolle der landwirtschaftlichen Betriebe, die dem Landwirt jede Bewegungsfreiheit in der Ausnutzung seiner Betriebsmittel raubte, die ihm nicht nur vorschrieb, was er mit seiner Familie und seinen Arbeitern von den Erträgen seines eigenen Bodens essen durfte, sondern die ihn auch zwang, seinem eigenen Vieh die für seine Leistungsfähigkeit erforderlichen Futtermittel vorzuenthalten, haben mit dazu beigetragen, dem Betriebe nach und nach seine wichtigsten Produktionsmittel zu entziehen. Es ist deshalb eine völlige Verkennung der Sachlage, wenn von behördlicher Seite und von Konsumentenkreisen der Landwirtschaft der Vorwurf gemacht wird, daß sie die Zwangswirtschaft nur aufheben wolle, um höhere Preise zu erzielen.

Aber nicht nur die öffentliche Bewirtschaftung hat die einheimische Landwirtschaft in diese Notlage gebracht, sondern auch der Umstand, daß gleichzeitig die Düngemittel und die menschlichen Arbeitskräfte nicht in genügender Menge zur Verfügung gestellt werden konnten. Die Vertröstung der Landwirte während des Krieges auf die fast unbegrenzten Mengen von Stickstoffdünger, sobald der Krieg zu Ende sei, hat sich nach der Revolution als trügerisch erwiesen. Das Versagen der Arbeiter in der Förderung der Steinkohle, beim Eisenbahntransport und in der Fabrikation von Kunstdünger hat nicht nur dem gesamten Industrieleben Deutschlands, sondern auch der Landwirtschaft den Todesstoß gegeben. In dem Augenblick, da es sich in Deutschland darum handelt, die Schaffenskraft zu heben, um durch neue inländische Werte die notwendige Einfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen zu bezahlen, ist die Arbeitsleistung durch eine sinnlose organisierte Arbeitslosenunterstützung, die eine Prämie auf die menschliche Faulheit setzte, vielfach auf den Nullpunkt gesunken. Man scheint in weiten Kreisen der industriellen Arbeiter keine klare Vorstellung davon zu haben, welchen ungeheuren psychologischen Eindruck es auf den Bauernstand Deutschlands ausüben muß, wenn der Landwirt täglich liest, daß die Arbeiter in den Städten streiken, während er selbst mit seinen Familienangehörigen unermüdlich Tag für Tag ohne Einschränkung der Arbeitszeit seine Kraft einsetzt, um das Volk nicht verhungern zu lassen. Alle diejenigen Kreise, die heute die Schuld an der Lebensmittelnot auf die Landwirtschaft abwälzen möchten, weil sie ein Grausen vor ihrer eigenen Ohnmacht packt, vergessen, daß die Nahrungssorgen unseres Volkes letzten Endes weniger eine landwirtschaftliche als vielmehr eine Eisenbahn- und Industriefrage sind. Es sei daran erinnert, daß der russische Koloß trotz seines ausschließlichen Agrarcharakters von einer Hungersnot heimgesucht wurde, weil das Eisenbahnwesen völlig desorganisiert war.

Selbst wenn die Regierung die Aufrechterhaltung der Zwangswirtschaft mit Rücksicht auf die völlige Entwertung des deutschen Geldes, besonders bei Getreide und Milch, rechtfertigen könnte, befindet sie sich doch in der peinlichen Lage, daß der öffentlichen Bewirtschaftung der Lebensmittelversorgung längst das Rückgrat gebrochen ist. Die Frage ist nicht mehr die, ob aus sozialen Gründen die staatliche Bewirtschaftung aufrechtzuhalten ist, sondern vielmehr, ob die Zwangswirtschaft gegenüber dem Widerstand der gesamten Landwirtschaft und insbesondere des Bauernstandes überhaupt noch durchgeführt werden kann. Man darf die Augen nicht vor der Tatsache verschließen, daß die städtische Bevölkerung in ihrer großen Mehrheit überhaupt nicht von den rationierten Lebensmitteln ernährt wird, sondern zum größeren Teil von den im Schleichhandel vertriebenen Waren. Gewiß ist es nicht ohne Bedenken, durch eine Freigabe aller landwirtschaftlichen Erzeugnisse das Preisniveau derselben in die Höhe schnellen zu lassen. Aber andererseits darf man nicht an dem Widerspruch vorübergehen, die von der Landwirtschaft erzeugten Lebensmittel mit niedrigen Höchstpreisen erfassen zu wollen, während der Landwirt gezwungen wird, für alle Betriebsmittel und Rohstoffe, die er für die Aufrechterhaltung seines Betriebes notwendig hat, Preise anzulegen, die die Friedenspreise um das Zehnfache und

mehr übertreffen. Dies ist der Fall bei landwirtschaftlichen Maschinen, bei den künstlichen Düngemitteln, dann vor allem bei Steinkohle und den übrigen Betriebstoffen, um von der Kleidung ganz zu schweigen.

Aber die schwerste Sorge bereitet dem Landwirt neben all diesem Ungemach die Arbeiterfrage. Es ist ein großes Unglück für Deutschland, daß die sozialen Fragen nur vom Standpunkte der großindustriellen und großstädtischen Arbeiter gelöst werden. Großindustrie und Landwirtschaft sind in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht die denkbar größten Gegenpole. Streikt in einem industriellen Betriebe die Arbeiterschaft, so wird der Dampf abgelassen, und die Fabrik steht still. Streiken in einem landwirtschaftlichen Betriebe die Arbeiter, so brüllen die Kühe im Stall, daß sie nicht gemolken werden, die Tiere verhungern, und bald darauf schreien die Leute in der Stadt, daß ihre Kinder keine Milch bekommen und daß die übrige Lebensmittelzufuhr stockt. Die Landwirtschaft hat nicht die Mechanik und Arbeitseinteilung der Industrie, sondern sie ist ein organischer Prozeß, bei dem man es mit lebenden Tieren zu tun hat, die sich häufig viel vernünftiger gebärden als die Menschen, die jetzt zu ihrer Pflege und Wartung bestellt sind. Das A und O der gesamten Landwirtschaft bleibt deshalb die Regelung der Arbeiterfrage. Die Übertragung der industriellen Arbeiterverhältnisse hinsichtlich der Beschränkung der Arbeitszeit auf die Landwirtschaft wird und muß sie zum Ruin führen und wird zugleich die Landwirtschaft zwingen, ihre intensive Betriebsweise in eine extensive umzuwandeln. Was das für die Ernährung zu bedeuten hat, möge das folgende Beispiel zeigen. Ein Gut von 400 Hektar ist bisher sehr intensiv bewirtschaftet, es ist in vier Schläge zu je 100 Hektar eingeteilt. Jeder Schlag trug bisher abwechselnd Zuckerrüben, Winterkorn, Feldgemüse und Sommergetreide. Durch die ungeheure Steigerung der Arbeitslöhne bei gleichzeitiger Herabsetzung nicht nur der Arbeitszeit, sondern auch der Arbeitsleistung und durch den Mangel an Kunstdünger, Stickstoff und Phosphat und durch niedrige Höchstpreise sind die Kosten für Zuckerrüben und Gemüse derartig gestiegen, daß dieser Anbau nicht mehr lohnt. Der Besitzer sieht sich daher gezwungen, sein Gut extensiv zu bewirtschaften. Er teilt demgemäß sein Ackerland in acht Schläge ein, so daß jeder Schlag 50 Hektar groß ist. Zuckerrüben und Feldgemüse läßt er ganz fallen, statt dessen baut er nur je 50 Hektar mit Kartoffeln, Winterkorn und Sommerkorn, ein Schlag ist Brache und die übrigen vier Schläge läßt er in Weide und Klee liegen. Dies würde zur Folge haben, daß von dem Ackerland des Gutes sich nicht mehr 100 v. H., sondern nur noch 37 v. H. unter dem Pfluge befinden und daß dasselbe Gut kaum noch ein Drittel der früheren Nährstoffmenge erzeugt.

Es ist unglaublich, wie selbst von behördlicher Seite heute mit den Interessen der Landwirtschaft und damit mit den Lebensfragen der Bevölkerung gespielt wird. Dafür noch eine Probe. Das Prämiensystem für Brotgetreide, zu dem sich die Regierung in letzter Stunde entschlossen hat, hat bisher vielfach versagt, einmal, weil es an sich unpraktisch ist, dann aber, weil die Kommunalverbände häufig den Unfug begangen haben, das Lieferungsoll so hoch zu setzen, daß die Zahlung der Lieferungsprämien überhaupt nicht mehr in Betracht kommt. Statt die Landwirtschaft durch eine freigebige Gewährung der Lieferungsprämien zur Ablieferung zu ermuntern, betrügt man sie noch obendrein und wundert sich dann, daß die Ablieferung nicht erfolgt. Warum treten nicht die Industriearbeiter in ihren Gewerkschaften im Interesse ihrer Frauen und Kinder auf die Seite der Landwirte und bekämpfen mit ihnen dieses Gaukelspiel der Behörden, die den Arbeitern einreden, der hohe Brotpreis sei eine Folge der Lieferungsprämien an die Landwirte, während die letzte Erhöhung der Brotpreise durch die Prämien in keiner Weise gerechtfertigt ist?

Wir stehen jetzt unmittelbar vor der großen landwirtschaftlichen Woche in Berlin. In Hunderten von Versammlungen werden Vorträge abgehalten, wie der Not der Landwirtschaft gesteuert werden kann, werden Mittel und Wege gesucht, die Produktion trotz aller Hindernisse noch einigermaßen aufrechtzuerhalten. Sollen alle diese Bemühungen umsonst sein, weil Regierung und Nationalversammlung in parteipolitischer Verblendung der Landwirtschaft nicht helfen wollen?



Die Erfüllung des Versailler Vertrages — das Ende der deutschen Landwirtschaft.

Die internationale Valuta-Konferenz.

Von Dr. Otto Arendt.

Der in diesem Artikel gemachte Vorschlag zur Lösung der Valutafrage scheint uns der größten Beachtung würdig. Auf der ersten Wirtschaftskonferenz der alliierten Staaten, die im Jahre 1916 in Paris stattfand, hat der bekannte Politiker und Volkswirtschaftslehrer Luigi Luzatti ähnliche Vorschläge gemacht. Die internationale Kreditorganisation, die er zu schaffen vorschlug, sollte sich freilich auf die westeuropäischen Mächte beschränken. Der Vertreter Großbritanniens setzte damals diesem Programm des Italieners den größten Widerstand entgegen.

Die Redaktion.



Der Weltkrieg schafft ein neues Zeitalter, wie auf allen Gebieten, so auch im Geldwesen. Wir müssen aus den alten Formen heraus und müssen Neugestaltungen schaffen. Die große Aufgabe ist es, die Übergänge, die zu unvermeidlichen Schädigungen führen, so erträglich wie möglich zu gestalten. Unter wie anderen Verhältnissen und mit wie anderen Aufgaben wird die jetzt in Aussicht genommene internationale Valuta-Konferenz zusammentreten als die früheren zahlreichen internationalen Währungskonferenzen — und doch ist das Ziel das gleiche geblieben seit jener ersten Münzkonferenz, die Napoleon III. 1865 nach Paris berief. Immer war der leitende Gedanke, dem internationalen Verkehr ein einheitliches Tauschmittel zu bieten. Frankreich wollte durch die Pariser Münzkonferenz das französische Geldsystem zum Weltgeld machen. Es hatte nur einen Teilerfolg. Eine Reihe von Ländern führten das Frankengeld ein. Man legte damals den Hauptwert auf die Münzeinheit und glaubte bei der Knappheit des Silbers und der starken Goldproduktion im goldenen Zwanzig-Frankstück die allgemeine Grundlage für den Weltverkehr gefunden zu haben. Dann kam der Krieg von 1870. Wie wir jetzt wissen, hatte man in Deutschland damals die Vorgänge auf der Pariser Münzkonferenz durchaus falsch aufgefaßt, man schwärmte für die Goldwährung und führte sie durch. Die Folge war eine ernste Störung des Welthandels. Deutschlands Entmünzung des Silbers führte eine schwerschädigende Silberentwertung herbei, die Goldproduktion nahm bedenklich ab. Fürst Bismarck prägte das Wort von der zu kurzen Golddecke, an der alle zerrten. Es entstand ein Kampf ums Gold, der die Notenbanken zu unaufhörlichen Diskonterhöhungen zwang. Die Valuta-Differenzen, die man damals für eine bimetallistische Erfindung ausgab, machten sich immer bedenklicher in der Volkswirtschaft geltend. Die Silber- und Papierländer produzierten billiger als die Goldländer und drückten in diesen die Preise herab. Es war eine Zeit steigenden Goldwerts und wirtschaftlichen Niedergangs. Da trat das völlig Unerwartete ein. Die im raschen Rückgang befindliche Goldproduktion nahm wieder durch die Entdeckung der südafrikanischen Goldreichtümer in völlig ungeahntem Umfang zu. Dadurch wurde die Goldwährung gerettet. Ein Land nach dem andern vermochte sich einen festen Goldkurs zu schaffen, die Silberentwertung blieb zwar, aber sie war ein erträglicher Teilschaden, nachdem die wirtschaftlichen Schädigungen der Valuta-Differenzen aufgehört hatten.

Während der Währungskämpfe haben eine Reihe von internationalen Währungs-Konferenzen stattgefunden. Sie beschäftigten sich nicht mehr mit der Münzeinheit, sondern mit der Währungseinheit. Die Bimetallisten strebten eine internationale Vereinbarung an, die dem Silber neben dem Golde einen festen und unveränderlichen Wert geben sollte, um dadurch die Grundlage des Weltverkehrs, für die das Gold allein unzureichend war, angemessen zu verbreitern. Mit der Zunahme der Goldproduktion hörte das Bedürfnis nach Silber als Weltgeld auf und wäre später wieder hervorgetreten, wenn die Goldproduktion [illegible] Nachfrage genügt hatte. Seit dem Weltkrieg ist das anders geworden. Aus der Millionen-Wirtschaft hat sich die Milliarden-Wirtschaft entwickelt. Gold und Silber getrennt oder zusammen spielen gar keine Rolle mehr als Deckungs- oder Umlaufsmittel gegenüber den jetzigen Papiergeldmengen aller Länder. Es wäre schon eine ungeheure Errungenschaft, wenn es bald gelänge, dem weiteren Anwachsen der Noten und der weiteren Geldentwertung ein Halt zu gebieten. Ein Zurückschrauben der Preise und des Notenumlaufs auf annähernd den früheren Stand ist undenkbar und würde übrigens auch wirtschaftlich noch schwerere Krisen hervorrufen als die, die wir jetzt erleben.

Das Edelmetall hat seine Rolle als Geldmittel endgültig ausgespielt. Es ist dafür zu selten und zu teuer geworden. Gold und Silber sind heut wieder, was sie vor ihrer Bereitung zu Geldzwecken waren, wie Perlen und Edelsteine für Schmuck und Gerät als Kostbarkeiten gesucht. Das ist auch der Grund der Preissteigerung des Silbers. Es gibt keine Silberentwertung mehr. Silber galt während des 19. Jahrhunderts nach dem Wertverhältnis der französischen Doppelwährung (1 : 15,5) in London 60⅞ Pence für die Unze. Vor dem Kriege war der Wert des Silbers bis auf weniger als 30 Pence gesunken, und heute nähert er sich 90 Pence. Diese Preissteigerung auf dem Weltmarkt bedingt das Verschwinden aller Silbermünzen aus dem gesamten Geldumlauf aller Länder. In Deutschland war der Silberpreis vor der Münzreform — unsere Taler „dreißig ein Pfund fein" — 180 M. für das Kilogramm. Vor dem Krieg galt Silber etwa 80 M. für das Kilogramm. Heut übersteigt der Silberwert 2600 M. für das Kilogramm. Wenn man heut die alten Währungstreitschriften durchblättert, so lächelt man über die Befürchtung, daß wir im Kriegsfall mit dem entwerteten Silber „überschwemmt" werden würden.

Der Arzt kann nur heilen, wenn er nicht an den Symptomen herumdoktort, sondern das Übel selbst herausfindet. Wir werden die Valuta-Krisis nur beseitigen, wenn wir ihre wirkliche Ursache richtig erkennen. Diese Ursache ist der Fortfall des Metallgeldes, wodurch jede feste Grundlage für den Wechselkursverkehr beseitigt ist. Früher war Gold die gemeinsame Grundlage. Heute besteht zwischen deutschem und fremdem Geld keine andere Beziehung als etwa zwischen Kohle und Baumwolle. Jede Möglichkeit einer Einschränkung der Schwankungen fehlt. Angebot und Nachfrage allein entscheiden. Das ist ein für den Weltverkehr auf die Dauer unhaltbarer Zustand. Es handelt sich hierbei nicht um eine Finanzfrage eines einzelnen Landes. Alle Länder sind gleichmäßig daran interessiert, daß wir wieder einen internationalen Wertmesser bekommen. Edelmetall ist hierfür völlig unzureichend und viel zu hochwertig. Das Milliardenzeitalter kann nur durch eine internationale Kreditorganisation Anarchie und Chaos von unserem Verkehrsleben fernhalten. Mit Anleihen ist es nicht getan, auch nicht mit der bloßen Wiederherstellung des finanziellen Gleichgewichts in den einzelnen Ländern. Die Valutaschwankungen würden nur um so stärker und wilder werden, je mehr die einzelnen Länder finanziell erstarken, denn dann würden sie nicht wie jetzt nur nach unten, sondern bald nach unten, bald nach oben springen. Die Hauptsache ist nicht die Beseitigung der Valuta-Entwertung, sondern die Festigung der internationalen Wechselkurse.

Die beabsichtigte Valuta-Konferenz muß daher insoweit an die Überlieferungen der früheren Währungskonferenzen wieder anknüpfen, als die internationale Regelung der Währungsfrage durch Schaffung eines internationalen Wertes auch ihre Aufgabe sein wird. Nur muß, da Gold und Silber nicht mehr in Betracht kommen, ein neuer Wertmesser gefunden werden. Unsere ganze Auffassung vom

Gelde ist durch den Weltkrieg geändert. Die vielbekämpfte Lehre, daß Geld ist, was das Gesetz zum Geld macht, daß also nicht innerer Wert, sondern gesetzliche Zahlkraft entscheidet, kann jetzt nicht mehr bestritten werden. In allen Ländern herrscht die Note, das neue Kreditgeld. Die Brücke zwischen den verschiedenen Kreditsystemen kann nur wieder eine Kreditvorrichtung werden. Es muß ein **Weltkreditgeld geschaffen werden, das in allen Ländern unbeschränkte Zahlkraft hat.** Diese internationale Banknote — vielleicht auch nur als Zertifikat ausgegeben — wird in jedem Lande ausgegeben und bildet das internationale Ausgleichsmittel. Nur bis zur Höhe des Landbesitzes an diesem Ausgleichsmittel dürfen Auslandswechsel abgegeben werden. Jede Auslandsforderung verschafft uns internationales Geld und ermöglicht damit die Ausgabe von Auslandswechseln. Ein internationaler Clearing besorgt die Ausgleichungen. Die verschuldeten Länder erhalten Vorschüsse an internationalem Geld. Jeden Ankauf von Lebensmitteln und Rohstoffen verrichten und tilgen diese durch die Verpflichtung zur Ablieferung ihrer Erzeugnisse und Fabrikate. Der eigene Geldverkehr zwischen den Ländern hört vorerst auf, nur in internationalem Geld ist er gestattet. Aufgabe der inneren Finanzverwaltung jedes Landes ist es, ein festes Verhältnis zwischen dem Landesgeld und dem internationalen Geld anzubahnen und herzustellen. Allmählich werden sich immer mehr Werte und Wertpapiere auf den internationalen Wertmesser einstellen. Das Landesgeld wird zu einer bloßen Scheidemünze herabsinken und dann ganz verschwinden, um durch Geldzeichen des internationalen Wertes ersetzt zu werden.

Die Aufgabe der Valuta-Konferenz ist eine überaus schwierige, die Lösung der Aufgabe aber schlechthin notwendig. Nur wenn sie gelingt, ist die Wiederherstellung geordneter Finanzverhältnisse gesichert. Glücklicherweise ist die Kulturwelt immer noch ein einheitliches Ganze. Unsere Feinde mögen uns von Herzen den Untergang wünschen, sie werden schließlich erkennen müssen, daß wir sie mit uns in den Abgrund reißen würden. Es handelt sich für unsere Feinde um größere Werte als um die Entschädigungsansprüche an Deutschland. Was Deutschlands größter Nachteil war — unsere Lage im Herzen Europas — wird jetzt unser Vorteil. Um sich selbst zu retten, muß man uns mitretten. **Der einzige Weg zur Rettung ist die Schaffung einer internationalen Währungseinheit durch internationale Krediteinrichtungen.** Möge die bevorstehende internationale Valuta-Konferenz diesen Weg schnell und erfolgreich einschlagen.

Die Neutralen und die Auslieferungsfrage.

Von Dr. J. Lulvès, Archivrat.

I.



In würdevoller, Achtung heischender Weise hat Holland das brutale Ansinnen der über Europa in Gewaltherrschaft gebietenden Ententemächte abgelehnt, dem ehemaligen Deutschen Kaiser das Asylrecht zu entziehen und ihn zur Verurteilung auszuliefern. Selbstgefühl und Stolz des kleinen Staates bäumen sich auf! Die Nachkommen der heldenhaften Kämpfer gegen die spanische Unterdrückung, gegen das Joch eines Philipps II. und Herzogs Alba lassen sich nicht von außen her, von Fremden Gesetze vorschreiben. Sie wollen die international zugestandenen Rechte der neutralen Staaten überhaupt anerkannt und geschützt sehen, insonderheit diese Mächte — anläßlich des jetzigen eklatanten Falles — zu einem allgemeinen Protest gegen eine erzwungene Verletzung der international sanktionierten Asylrechte durch einen besonderen Appell veranlassen.

Wie stehen aber diese **neutralen Mächte** selbst zu der jetzt die Kulturwelt bewegenden Frage der Auslieferung Kaiser Wilhelms und der von der Entente registrierten deutschen „Schuldigen", mögen es nun 1500 oder weniger sein? Wie haben sich vor allem ihre angesehensten Presseorgane zu der Frage geäußert, von dem Augenblick an, als sie bei den Versailler Friedensunterhandlungen aufgeworfen wurde, bis zu der Verkündigung des ratifizierten Gewaltfriedens und der Auslieferungsnote der Entente vom 15. Januar?

Eine Auswahl der bemerkenswertesten Äußerungen sei hier gegeben. Wenn auch nicht bezüglich der zeitlichen Reihenfolge, so doch hinsichtlich des Gewichtes der Stimme an erster Stelle sei das Wort **der** Macht gegeben, die, der Natur ihres Wesens und ihrer Tradition entsprechend, in unbestreitbarer Form Neutralität und Objektivität im Weltkriege bewahrt zu haben behauptet — **dem Papsttum!**

Man vergegenwärtige sich dabei zweierlei: einmal Stellung und Wirksamkeit Papst Benedikts XV. während des Weltkrieges, seine unermüdliche Tätigkeit im Dienste der Menschlichkeit und des Friedens, sodann die Tatsache, daß die Kurie über die gewandtesten und erfahrensten Politiker, Diplomaten und Juristen verfügt. Ein solcher hat in scharfsinniger und unparteiischer Weise die rechtlichen Abnormitäten in der Prozeß- und Auslieferungsfrage hinsichtlich Kaiser und Heerführer bereits am 2. Juni und 16./17. August 1919 im päpstlichen „Osservatore Romano" (bzw. „Unità Cattolica") ausnehmend eingehend mit dem Sonnenlicht der Kritik bestrahlt: Daß die Ankläger den Gerichtshof bilden werden, der den Angeklagten verurteilen soll, ist im Kriminalrecht ein geradezu unerhörter Fall, um nichts anderes zu sagen. Mögen auch die Ententemächte Richter von tadellosem Charakter, von hervorragender Rechtskenntnis, ausgezeichnet durch die besten Eigenschaften, auswählen, die Tatsache, daß sie von der an der Verurteilung interessierten Seite ernannt sind, genügt schon, um sie, als befangen, für ihr Amt rechtlich unmöglich zu machen.

Und nun das Auslieferungsverlangen an Holland! „Befände sich etwa England in der gleichen Lage wie jetzt Holland," so sei eine hochstehende britische Persönlichkeit gefragt worden, „was würde es auf ein derartiges Ansinnen erwidern?" „Wahrscheinlich nichts", war die Antwort. „Aber," fuhr der Fragesteller fort, „wenn die Forderung durch eine Drohung verstärkt würde?" — „Ja, dann würde es antworten — mit seinen Kanonen."

„Wollte nun die Entente gegen Holland Gewalt anwenden, so wäre das die unleugbarste Verletzung des gerade von ihr seit Beginn des Weltkrieges und speziell von Wilson proklamierten Prinzips, daß die Rechte der schwachen Völker ebenso heilig und ebenso zu respektieren sind wie die der starken."

Hinsichtlich der Frage nach den Vergehen des Kaisers, nach der Schuldfrage des Weltkrieges, nach den näheren und weiter zurückliegenden Ursachen des Krieges verlangt der kuriale Jurist kategorisch die vorbehaltlose Vorlegung der diplomatischen Aktenstücke aus den Geheimarchiven **aller** beteiligten Regierungen, als einziges Mittel, die volle Wahrheit zu erkunden. Sind dazu die Mächte bereit? Wird auch eine Garantie dafür vorhanden sein, daß kein Aktenstück von Wichtigkeit zurückbehalten, keines zerstört, vernichtet worden ist? Alles das ist zur Durchführung einer unanfechtbaren Untersuchung unerläßlich, aber jetzt ausgeschlossen!

Sollte der Gerichtshof in wahrer Unparteilichkeit zu dem Ergebnis: „Non liquet" kommen, so würde diese Erklärung für die Entente eine moralische Niederlage, „[illegible]", bedeuten. Spricht hingegen der Gerichtshof ein Verdammungsurteil über den Kaiser aus, so wäre es, aus den angeführten Gründen, juristisch wertlos. Moralisch würde eine Verurteilung des Monarchen zu seinen Gunsten ausschlagen, da er in der Öffentlichkeit als ein Opfer der Willkür und Präpotenz der Sieger gelten dürfte. Und schließlich existiert ein Gesetz, das [illegible] Strafe gegen einen Souverän ausspricht wegen Verantwortlichkeit am Kriege?

Rücksichtlich der Heerführer wies der mutige [illegible] auf die gleichen, [illegible] Verfahren [illegible] lichen Schwierigkeiten hin, derentwegen der Grundsatz, der

modernen Prozeßführung gelten würde, daß der Beschuldigte das Recht habe, das gegen ihn von befangenen oder sonst eines Mißtrauens würdigen Richtern gefällte Urteil zurückzuweisen. Denn nach Unterzeichnung des Friedens befinden wir uns nicht mehr im Kriegszustande; es gelten nunmehr die Regeln des Strafrechts. Und hinsichtlich der Auslieferung sagt er: „Also das Vaterland selbst müßte seine eigenen Kinder in die Hände des Feindes ausliefern — zur Verurteilung. Eine gehässige, grausame Verpflichtung, die in der Seele des deutschen Volkes einen Keim tiefen Hasses zurücklassen würde, der über die jetzige Generation hinaus dauern mußte. Wer könnte je eine Gesetzgebung einer zivilisierten Nation sich vorstellen, die eine Mutter zwingen würde, ihre eigenen Kinder den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben, mögen sie als noch so schwer schuldig angesehen werden! Und wenn Deutschland sich weigert, einer solchen Verpflichtung nachzukommen (und niemand, der ein Herz hat, würde ihm darob einen Vorwurf machen), würde die Entente deshalb den Krieg von neuem beginnen?"

Schließlich betont der Verfasser noch, daß die Auslieferungsfrage zwischen den einzelnen Staaten, kraft ihres Souveränitätsrechts, durch Verträge geregelt ist, wobei sowohl die individuelle Freiheit des einzelnen Menschen als auch die Oberhoheit des betreffenden Staates garantiert werden soll. Im vorliegenden Falle würde aber die Auslieferung gefordert wegen eines Deliktes (Verletzung der Gesetze und Gewohnheiten der Kriegführung), das sicherlich in den Verträgen nicht enthalten ist! Übrigens nur, wenn alle Delikte dieser Art, gleichgültig von welchen Heeren sie im Weltkrieg begangen wären, verfolgt würden, hätte eine solche Klage Berechtigung; sonst handelte es sich lediglich um eine willkürliche Maßregelung eines wehrlosen Besiegten. Es fehlt zudem die genaue Bezeichnung der Natur und des Wesens der zu untersuchenden Straftat. Und welches Gesetzbuch soll zur Strafbestimmung Geltung haben? Denn fünf Staaten sind mit fünf verschiedenen Gesetzbüchern an der Sache beteiligt!

Die päpstliche Kurie steht noch heute, nach mehr als sieben Monaten auf demselben Standpunkt, wie ein Aufsatz im „Osservatore Romano" vom 25. Januar aus der Feder seines Direktors Angelini lehrt. Dort wird des weiteren ausgeführt, daß eine Notwendigkeit zur Beteiligung an dem ungeheuerlichen Vorgehen Frankreichs und Englands, z. B. für Italien, durch die Unterzeichnung des Friedensvertrages nicht gegeben sei, wie die Haltung Amerikas und Japans beweise. Ein Schiedsgericht des Völkerbundes würde eine Anfrage Hollands, ob es zur Auslieferung verpflichtet sei, sicherlich mit „nein" beantworten. Am besten würde die Angelegenheit überhaupt nicht mehr erörtert, da der juristisch widersinnige, von der Presse aller neutralen Staaten gemißbilligte Prozeß gegen den Kaiser und andere deutsche Persönlichkeiten nur den internationalen Haß sowie die Gefahr einer militaristisch-bolschewistischen Revolution in Deutschland verstärken könnte.

Mehreren der Gedanken, mit welchen jener scharfsinnige päpstliche Rechtsgelehrte offen und entschieden die Ungeheuerlichkeit des Ententeverlangens dargelegt und dadurch gebrandmarkt hat, begegnen wir auch in den Ansichtsäußerungen aus den neutralen Ländern, die wir hier in Kürze durchgehen wollen. Insbesondere wird die Schuldfrage am Kriege vom objektiven und allgemeinen Standpunkt in dem schwedischen Blatte „Allehanda" (Ende Januar 1919) erörtert. Es nennt die Resolution der Friedenskonferenz zur Schuldfrage eine Parodie der Gerechtigkeit, die ein Hohn auf alles Recht sei und die Hoffnung auf eine neue Zeit des Rechtes vereitle. Die Frage der Verantwortung der am Kriege Schuldigen solle untersucht werden; die ganze Formulierung zeige, daß es sich nur um Männer aus dem Lager der Mittelmächte handle, aber eine Untersuchung, die sich den Schein der Rechtsprechung gebe, dürfe nicht von vornherein Fragen, wie folgende, außer acht lassen: Inwieweit sind die serbische Regierung und Propaganda am Kriegsausbruch beteiligt? Welche Verantwortung trägt der Zar oder Suchomlinow? Die Untersuchung solle ferner Verstöße gegen die Gesetze und Gepflogenheiten des Krieges umfassen, die von den Mittelmächten in aller Welt begangen wurden. Sollen dabei die russischen Verheerungen und die Zustände in russischen Gefangenenlagern ausgeschlossen sein? Ist es bewiesen, daß auf seiten der Westmächte keine Vergehen vorliegen? Sind die französischen Gefangenenlager fehlerlos? War die Behandlung der Einwohner in deutschen Kolonien durch die Engländer einwandfrei?

Den geheimen Hintergedanken der Entente geht ein anderes Organ der öffentlichen Meinung Schwedens nach, das Jungsozialistenblatt „Folkets Dagblad". Als der Versailler Gewaltfrieden von Deutschland unterzeichnet war, nannte es (8. Juli 1919) das Auslieferungsverlangen eine die Sinne vergiftende Inquisition und meinte, der Plan der Entente sei, durch ein einseitiges Urteil zugleich das deutsche Volk zu brandmarken, obwohl die entscheidenden Ursachen des Krieges im Imperialismus der ganzen Welt lägen. Ein Gewaltturteil solle den Gewaltfrieden vollenden!

Und die tiefere Ursache für das raffinierte Vorgehen unserer Gegner? Die nennt die schwedische Schriftstellerin Cecilia Booth-Holmberg in „Aftonbladet" (Mitte Dezember 1919) in einem geistvollen, unsere gesamten Kriegschicksale in ihrer Entwicklung von einem höheren Gesichtspunkt erfassenden Aufsatz: „Die Angst der Sieger". Da sagt sie unter anderem: „Deutschland fiel noch tiefer! Frankreich und England jubelten. Beschimpft und beschmutzt haben sie den gefürchteten Hohenzoller. Ihn fürchteten sie weniger wegen seiner persönlichen Bedeutung als wegen der Idee, die er verkörperte: Deutschlands Einheit und damit Deutschlands Kraft! Ihre Staatsmänner und Presseleute freuten sich beim Gedanken, ihn in die Höhle des Towers zu schließen, die Marterstätte für politische, namentlich gefürchtete Gefangene früherer Tage. Denn Angst beherrscht sie noch, diese Sieger, die nicht mit eigenen Waffen den Kampf gewannen, sondern mit denen Amerikas, dazu mit schwarzem, gelbem und sonstwie gefärbtem Volk —, die alles gegen den weißen Bruder auf die Beine gebracht haben, der das Verbrechen begangen hatte, sich als betriebsamer und geschickter Handelsmann auf dem Weltmarkt gezeigt zu haben, wo Albion Alleinherrscher sein wollte . . . Jetzt gilt es zu verhindern, daß er sich wieder erhebt: so soll denn der einsame, betrogene Mann sterben. Erst dann glauben sich England und Frankreich sicher, erst dann ist Deutschland in seinem Lebensnerv, dem Kaisergedanken, getroffen. Kaiser Wilhelm soll vor ihren Richterstuhl gestellt, von seinen Todfeinden angeklagt und, auf Grund falschen Zeugnisses, des Todes für schuldig erklärt werden. Ihre eigenen Aussprüche deuten darauf hin. Noch haben scheinbare einige von ihnen so viel Schamgefühl, daß sie meinen, die Welt etwas darauf vorbereiten zu müssen, bevor das Urteil gefällt und vollzogen wird, das sie selbst und ihre Völker in Schande hüllen wird.

Ein gut Teil Angst bleibt immer noch: alle leitenden Männer Deutschlands sollen auch fort, vor denselben inkompetenten Ententegerichtsstuhl gestellt, verurteilt, eingesperrt, am liebsten umgebracht werden. Hindenburg, Ludendorff, die ersten Offiziere, die tapfersten, die am ehrlichsten und aufrichtigsten deutsch gesinnten Männer — sind die erst glücklich gefangen, dann werden die demokratisch-jüdisch geleiteten, im Innern zerrissenen deutschen Staaten wohl nicht so gefährlich sein; sie in Armut und Niedrigkeit zu halten, wird den Engländern und Franzosen wohl noch gelingen.

Und doch — gibt's nicht etwas, das deutsches Nationalgefühl heißt? Deutsche Volkskraft? Deutsche Nationalehre und -treue? Wenn nun diese geistigen Mächte noch nicht vernichtet sind? Trotz der Hungerblockade — das schwärzeste Verbrechen der Weltgeschichte, dessen Anstifter, noch nicht vor Gericht gestellt, einem überirdischen Gerichte nicht entgehen werden — trotz Not und Kälte, trotz inneren entsittlichenden Parteidruckes lebt noch der deutsche Geist! Mehr als einen Beweis hierfür hat man, wenigstens hier in Schweden, mit Freude in letzter Zeit gesehen! Und Frankreich und England fürchten sich noch immer. Den Kaiser töten und die Großen, die ihm am nächsten standen, das genügt noch nicht. Man wird auch die deutsche Seele tödlich zu treffen suchen. Zerrüttende, lähmende Sorge und Ängstigung sollen es tun. . Die Triebfeder dieses ganzen Spiels ist im Grunde die Angst: Deutschland ist noch ein millionenstarkes Volk, im ganzen Weltkrieg unbesiegt und zuletzt doch zerschmettert, könnte es sich eines Tages selber wiederfinden, sich in neuer Kraft und Einheit sammeln und einer Wiedergeburt entgegengehen. Das Bewußtsein hiervon veranlaßt die verabscheuungswertesten Maßregeln."

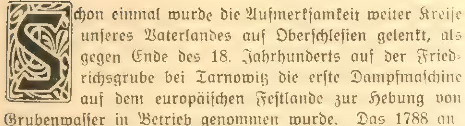
(Schluß folgt.)



Die alte Dreikaiserreichsecke bei Myslowitz.

Was bedeutet Oberschlesien für Deutschland.

Von Berginspektor Arthur Gerke, Weißstein.



Schon einmal wurde die Aufmerksamkeit weiter Kreise unseres Vaterlandes auf Oberschlesien gelenkt, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf der Friedrichsgrube bei Tarnowitz die erste Dampfmaschine auf dem europäischen Festlande zur Hebung von Grubenwasser in Betrieb genommen wurde. Das 1788 angelegte Fremdenbuch, das sog. goldene Buch von Tarnowitz, legt hiervon beredtes Zeugnis ab, wie diese Feuermaschine Aufsehen und Bewunderung nicht nur in den Kreisen der Fachmänner erregte, sondern auch die führenden Geister der damaligen Zeit, Goethe, Freiherr vom Stein u. a., zum Besuche Oberschlesiens veranlaßte, um die durch die unvergeßlichen Organisatoren des preußischen Bergwesens Heinitz und Rheden geschaffene, auf solcher Höhe stehende oberschlesische Industrie kennenzulernen. Dann war es lange Jahre still von Oberschlesien geworden, das, in der äußersten Südostecke unseres Vaterlandes gelegen, schwer zu erreichen war und weder auf landschaftlichem, noch auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiete besondere Schätze bot. Seine Industrie nahm zwar einen immer bedeutenderen Aufschwung; er würde aber, abgesehen von den mit ihr in Berührung kommenden Kreisen von Handel und Fachwelt, der Allgemeinheit ebenso wenig bekannt, wie der bemerkenswerte Fortschritt des Deutschtums in diesem Teile unserer Ostmark.

Durch den Krieg wurde das Interesse an Oberschlesien schon einmal geweckt, als Nikolai Nikolajewitsch mit eherner Faust an den Pforten Ostdeutschlands rüttelte. Damals trat zum ersten Male ein, wenn auch nur vorübergehender, Verlust von Oberschlesien in den Bereich der Möglichkeit, und weiteren Kreisen wurde klar, von wie verderblichen Folgen sein Ausscheiden aus der deutschen Volksgemeinschaft begleitet sein müßte. Aber noch einmal wurde durch Hindenburgs Meisterschaft das Unheil abgewendet.

Und heute sind die Blicke unseres ganzen Volkes wieder einmal auf dieses kleine Oberschlesien gerichtet, dessen Verlust durch den unglücklichen Ausgang des Krieges und die Begehrlichkeit der von uns befreiten Polen nun in greifbare Nähe gerückt ist. Wenn dieser Umstand schon genügte, allen vaterländisch empfindenden Kreisen tiefsten Schmerz zu bereiten, so hätte der immer zunehmende Kohlenmangel auch dem, welcher derartige Empfindungen nicht teilt, klarmachen müssen, welch außerordentliche Gefahr mit der Ausführung der Bestimmungen des nunmehr in Kraft getretenen Friedensvertrages hinsichtlich Oberschlesiens am Horizonte heraufzieht. Es ist doch nun einmal das Land der schwarzen Diamanten, welche für die Wiederaufrichtung unseres so arg daniederliegenden Wirtschaftslebens unentbehrlich sind. Daneben liefert Oberschlesien noch Eisen, Zink und sonstige Rohstoffe, welche unsere Volkswirtschaft gleichfalls nicht entbehren kann. Außerdem werden hier Fertigfabrikate erzeugt, die für viele Gewerbezweige die Grundlage ihrer Existenz bilden. Aber trotz der Vielseitigkeit seines Gewerbefleißes und trotz der drohenden Kohlenkatastrophe dürfte Oberschlesien wohl für die meisten Volksgenossen noch heute fast eine „Terra incognita" sein, deren geographische Lage und größeren Städte man wohl kennt, von dessen Bedeutung für das Wirtschaftsleben man aber nur eine vage Vorstellung hat. Wie ganz anders müßte sich sonst die Teilnahme an dem Kampf auf Leben und Tod, der augenblicklich in diesem Teile der Ostmark von unseren Volksgenossen ausgefochten wird, bemerkbar machen! Noch ist es nicht zu spät, und noch läßt sich vielleicht alles retten, wenn jeder Deutsche, gleich welcher Partei er angehört, alles daran setzt, unseren Brüdern in diesem schweren Kampfe beizustehen. Die Riesenwerte, die hier, wie die folgenden Ausführungen zeigen sollen, für uns auf dem Spiele stehen, sprechen eine zu Herzen gehende Sprache und müssen auch dem Gleichgültigsten die Augen öffnen, was für Deutschland und für ihn selbst das Ausscheiden Oberschlesiens bedeuten würde.

Oberschlesien, die jüngste Provinz Preußens, ist zwar der Ausdehnung nach die kleinste, nicht aber seiner Einwohnerzahl nach. Die Volkszählung von 1910 ergab im damaligen Regierungsbezirk Oppeln, der mit der heutigen Provinz Oberschlesien identisch ist, 2 207 981 Einwohner oder rund 180 auf 1 Quadratkilometer. Diese zahlreiche, auf engen Raum zusammengedrängte Bevölkerung zieht ihren

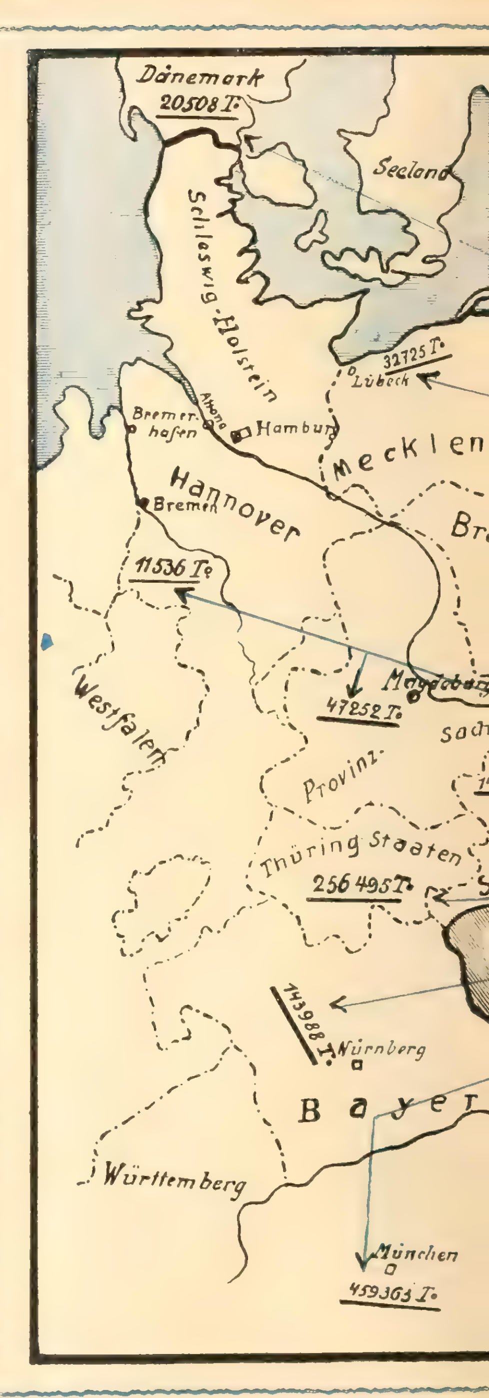
Lebensunterhalt im wesentlichen aus drei Quellen: aus einer blühenden Industrie, welche auf dem überwältigenden Reichtum an Bodenschätzen aufgebaut ist, aus einer hochentwickelten Land- und Forstwirtschaft und endlich aus dem mit beiden unzertrennlich verbundenen Handel.

Die oberschlesische Industrie basiert auf den gewaltigen Kohlenschätzen, welche ihresgleichen nicht in Europa haben. Selbst die westfälischen, so ausgedehnten Kohlenlager werden davon noch übertroffen. Das oberschlesische Steinkohlenbecken hat nach unseren heutigen Kenntnissen eine Ausdehnung von rund 5637 Quadratkilometer, wovon 2600 Quadratkilometer auf den preußischen, 2517 Quadratkilometer auf den galizischen und 230 Quadratkilometer auf den polnischen Anteil entfallen. Im westlichen Teile des preußischen Anteiles sind unter den vielen Steinkohlenflözen 121 mit 172 Meter Kohle (in Niederschlesien beispielsweise zirka 22 Meter bei 19 Flözen), im östlichen Teile des Beckens, dem eigentlichen Industriebezirk, 30 Flöze mit 62 Meter Kohle abgelagert, die nach unseren heutigen Begriffen noch mit wirtschaftlichem Erfolge gebaut werden können. Es ist zweifellos, daß bei der raschen Entwicklung der Bergtechnik die Grenze der Bauwürdigkeit immer weiter nach unten verschoben wird, so daß in Zukunft mit der Möglichkeit des Abbaus von noch weit mehr Flözen zu rechnen ist. Die Grundlage des heutigen Steinkohlenbergbaus bilden in Oberschlesien die sechs Sattelflöze, welche im europäischen Kohlenbergbau nicht ihresgleichen haben und in Stärke von 4—12 Meter in einem 7—12 Kilometer breiten Streifen entwickelt sind, der von Hindenburg über Kattowitz nach Myslowitz zieht. In Polen und Galizien sind diese Flöze zum großen Teil verschwunden.

Rechnet man den Inhalt aller Kohlenbänke von 30 Zentimeter Mächtigkeit an aufwärts, so beträgt der Gesamtkohlenvorrat des preußischen Anteils 165 Milliarden Tonnen, die Tonne zu 1000 Kilogramm. Von diesen sind nach unseren heutigen Begriffen etwa 113 Milliarden Tonnen abbauwürdig. Bei einer Jahresförderung von 50 Millionen Tonnen würde Oberschlesien also noch mehr als 1200 Jahre Kohle liefern können. In der Abbildung auf S. 106 sind die Kohlenvorräte der wichtigsten Länder der Welt einander gegenübergestellt. Oberschlesiens bedeutungsvolle Stellung tritt hierin besonders deutlich hervor.

Die oberschlesische Kohle besitzt einen hohen Sauerstoffgehalt, gibt eine lange, die feuerberührte Fläche des Kessels weithin bespülende Flamme, wobei gleichzeitig in vielen Fällen der Aschengehalt gering ist. Hinsichtlich ihrer Reinheit, Härte und Entflammbarkeit eignet sie sich gleich gut zur Dampferzeugung wie zum Hausbrand, nachteilig ist dagegen der große Gasreichtum, der im Vergleich zu anderen Kohlensorten ein geringeres Koksausbringen und einen wenig tragfähigen Koks zur Folge hat.

Der Absatz der oberschlesischen Steinkohle im letzten Friedensjahre ist in der nebenstehenden Karte zur Darstellung gebracht. Demnach betrug der Auslandsabsatz 38,51 v. H., der Inlandsabsatz 61,19 v. H. Der Hauptteil des Auslandsabsatzes erfolgte nach Österreich-Ungarn, das vor allem Lokomotiv- und Hausbrandkohlen abnahm. Polen





Steinkohlenabsatz Oberschlesiens.

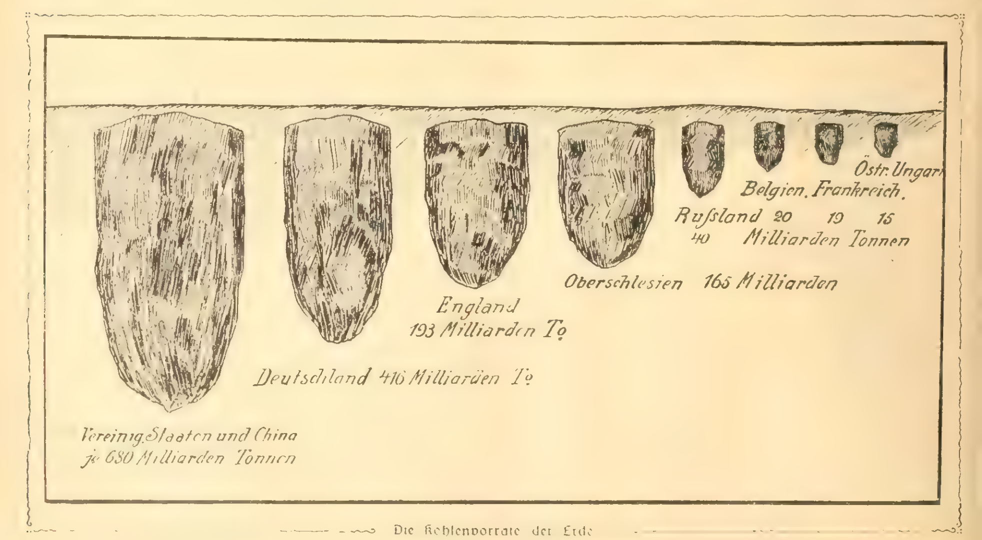
verbrauchte erheblich weniger, da es selbst einen nicht unbedeutenden Steinkohlenbergbau in unmittelbarer Nachbarschaft des oberschlesischen besitzt. Der Inlandsabsatz richtete sich fast ganz nach dem deutschen Nordosten trotz des heftigen Wettbewerbes, welchen die englische Kohle dem Absatz in den deutschen Küstenprovinzen bereitete. Infolgedessen ging beispielsweise in den letzten Friedensjahren der Absatz nach Berlin mehr und mehr gegenüber dem Verbrauch an englischer Kohle zurück, auch wurde infolge des geringeren Bahnweges die oberschlesische Kohle von der englischen sogar auf dem Moskauer Markte damals verdrängt.

Während der Kriegsjahre änderten sich die Verhältnisse von Grund auf. Da die englische Einfuhr ganz zum Erliegen kam, wurde die oberschlesische Kohle bald im ganzen Osten ein sehr begehrter Artikel und jede nur irgendwie verfügbare Menge gern abgenommen.

Die oberschlesische Steinkohlenförderung betrug 1913 43 Millionen Tonnen. Wenn man demgegenüber bedenkt, daß die Steinkohlenförderung des industriereichen Frankreichs ebenso hoch war, daß Rußland etwa 29 Millionen Tonnen und das ehemalige Österreich-Ungarn nur ein Drittel so viel Steinkohle förderte, so wird die Bedeutung Oberschlesiens in das rechte Licht gerückt. Noch mehr tritt dies hervor, wenn man die Kohlengewinnung von Gesamtdeutschland vor dem Kriege und jetzt zum Vergleich heranzieht. 1913 förderte Deutschland insgesamt 190 109 440 Tonnen Steinkohle. Durch die Abtretung Elsaß-Lothringens an Frankreich, durch die Beschlagnahme des Saarreviers und des Aachener Steinkohlenbezirks erlitt die deutsche Steinkohlenförderung eine Einbuße von 24 Millionen Tonnen = 12,6 v. H. unserer Gesamtförderung. Da nach dem Friedensvertrage jährlich mindestens 20 Millionen Tonnen an unsere Feinde zu liefern sind, so würde, wenn außerdem Oberschlesien verloren geht, die deutsche Steinkohlenerzeugung nach dem Stande des Jahres 1913 nur noch 98 074 446 Tonnen ausmachen. Aber selbst diese bescheidene Zahl wird unter den heutigen Verhältnissen auch nicht annähernd mehr erreicht. Die Verringerung der Arbeitszeit im Bergbau um 1½ Stunden hat einen derartigen Ausfall herbeigeführt, daß 1919 nur annähernd 90 Millionen Tonnen gefördert wurden. Durch die Zwangslieferung an die Entente in Höhe von 20 Millionen Tonnen würde der Jahresbedarf Deutschlands, 119,4 Millionen Tonnen Steinkohle, nach den Ausführungen des bekannten Volkswirtschaftlers Dr. Jüngst im „Glückauf" auf rund 140 Millionen Tonnen steigen. Der Fehlbedarf beträgt demnach rund 50 Millionen Tonnen. Da dieses Quantum nicht aufgebracht werden konnte, so ist die Kohlennot in diesem Winter eben so außerordentlich groß geworden.

Die Minderleistung infolge des Wegfalls der abgetretenen und besetzten Gebiete und der verkürzten Arbeitszeit hat durch die Einstellung neuer Arbeitskräfte auch nicht annähernd wieder ausgeglichen werden können, da die Möglichkeit der Einstellung von Arbeitern für die Gruben natürlich auch ihre Grenzen in den Arbeitsbedingungen findet. Außerdem konnten die vorhandenen maschinellen Einrichtungen bei dem Mangel an Rohstoffen und Maschinen und bei den fortgesetzten Streiken in allen Industrien nicht so schnell vergrößert werden, wie es für eine Steigerung der Förderung erforderlich gewesen wäre. Zum Teil scheitert die Anschaffung von Maschinen und Rohstoffen auch an den ins Fabelhafte gestiegenen Preisen, was besonders für elektrische Maschinen und Apparate gilt.

Wenn Oberschlesien durch die Abstimmung verloren geht, besteht keine Aussicht, daß unser Vaterland in absehbarer Zeit aus dem Kohlenelend wieder herauskommt. Eine Einbuße von 40 v. H. der heutigen Förderung ist natürlich nicht wieder wettzumachen. Nun ist zwar nach dem Friedensvertrag Polen verpflichtet, 15 Jahre lang Deutschland die bisher bezogenen Kohlen zu liefern. Daß Polen sich um diese Verpflichtung nicht kümmern wird, bedarf wohl kaum der Erwähnung, vor allem, wenn man das Verhalten der Entente im besetzten Gebiete ins Auge faßt. Aber selbst, wenn man annimmt, daß Polen wirklich trotz seines eigenen Kohlenmangels den Vertrag erfüllen wollte, so würde es uns bei dem schlechten Stande unserer Valuta sehr wahrscheinlich an Geld fehlen, diese Kohlen zu bezahlen. (Fortsetzung folgt.)



Die Kohlenvorräte der Erde

Wie erklärt sich das geringe politische Verständnis der Deutschen?

Von General der Infanterie, Dr. h. c. Freiherr von Freytag-Loringhoven.

Der unverkennbare Mangel an politischer Einsicht und politischem Willen, den das deutsche Volk in diesen letzten Jahren offenbart hat, war nicht immer vorhanden. Wer sich in die Geschichte versenkt, findet, daß es zur Zeit der Ottonen und Staufer reger war als bei den anderen europäischen Völkern, er stößt auf die gewaltige Leistung der Kolonisation des Ostens, auf den Bund der Hansa, der drei Jahrhunderte hindurch die Ost- und Nordsee zu deutschen Meeren gemacht hat. Gleichwohl war die staatenbildende Kraft der Deutschen gering und nirgends von Dauer. Gegen Ende des Mittelalters ist das Gefühl des nationalen Zusammenhanges und der Pflicht gegen das Reich fast verschwunden. Von dem Zeitalter der Reformation aber sagt Gustav Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit (II. T.): „Sehnsucht nach Erkenntnis der Wahrheit und heißes Ringen nach der ewigen Liebe, das sollte auf lange die herrschende Leidenschaft der Deutschen werden. Solche Anstrengung der Volksseele, das gesamte Leben neu zu gestalten durch ein tiefes Erfassen des Ewigen hat auch die politische Entwicklung der Deutschen in einen Lauf gebracht, welcher dem anderer großer Kulturvölker scharf entgegengesetzt ist. Denn dieser leidenschaftliche Kampf hat die volle Kraft der Nation in Anspruch genommen bis zur äußersten Erschöpfung, er hat die politische Konzentration Deutschlands um Jahrhunderte aufgehalten, die furchtbarsten inneren Kriege, eine totenähnliche Ohnmacht sind ihm gefolgt; er hat einen tiefen Riß gemacht zwischen Deutschen und Deutschen."

England erlebte im 17. Jahrhundert eine Revolution, sein nationaler Bau schritt in der Festigung weiter. Auch Frankreich hatte seine inneren Wirren und seine Hugenottenkriege, aber zur selben Zeit, da Richelieus eiserner Wille der Krone die absolute Herrschaft und dem Lande die Einheit gab, siechte Deutschland dahin unter der Last des Dreißigjährigen Krieges. Seine Folge war im geraden Gegensatz zu Frankreich die vollendete Landeshoheit der Territorien. Der Name des Deutschen Reiches hatte nur noch die Bedeutung eines geographischen Begriffs, den Wert einer Erinnerung an gemeinsame Abstammung für die Deutschen. Unter den verheerenden Nachwirkungen des großen Krieges, dem Druck, der auf ihnen lastete, schwand ihnen der Sinn für die Politik. „Im Wesen des Deutschen wurden einige Eigenschaften herausgebildet, welche noch heute nicht ganz geschwunden sind, so die Neigung, das Wesen und Leben anderer gräulich, kleinlich und skeptisch zu beurteilen", wie Gustav Freytag (a. a. O. III.) sagt. Dazu kam, daß ein großer Teil der Nation, der in den Ländern der habsburgischen Krone zusammengefaßt war, dem Zusammenleben mit den übrigen Deutschen mehr und mehr verloren ging.

Die **Einheit der Nation** ist bis in die Neuzeit hinein noch weiter durch geographische Verhältnisse erschwert worden. Nicht nur, daß die Lage Deutschlands in der Mitte Europas das Eindringen fremden Volkstums und den Einfluß der frühzeitig erstarkten westlichen Nachbarmacht begünstigte, „es bemächtigte sich schon früh", äußert Professor Martin Spahn (in seinem Buch „Die Großmächte"), „des Auslands die Vorstellung, es gar nicht mit einer das ganze deutsche Land überspannenden staatlichen Einheit zu tun zu haben. Claude de Seyssel zählte dem König Franz in seiner Denkschrift über die Großmacht Frankreich als Nachbarn, mit denen die französische Politik zu rechnen habe, sowohl ein „Deutschland", als ein „Niederdeutschland" wie zwei getrennte Staatswesen auf. Das alte Reich bestand wohl trotzdem noch ein Vierteljahrtausend fort, aber die Norddeutschen blieben gegen sein staatliches Dasein unverändert gleichgültig und lebten ihr eigenes Leben. Das Mittelgebirge verschränkte ihnen den Blick auf den Süden und Westen ihres Vaterlandes, wo die Wurzeln des Reiches lagen." So ist es gekommen, daß, wenn schon die großen Leistungen unserer mittelalterlichen Geschichte immer nur von Teilen unseres Volkes ausgingen, seit dem Westfälischen Frieden solches erst recht der Fall war. Hier sind es die großen Fürsten aus dem Hause Hohenzollern, die, indem sie mit höchster Tatkraft Territorialpolitik treiben, zugleich mittelbar das Aufkommen deutschen Nationalgefühls begünstigen. In ihrer Schule bildete sich ein treffliches Heer und eine ebensolche Beamtenschaft heran. Von einer politischen Erziehung in eigentlichem Sinne auch nur der Oberschichten des Volkes konnte jedoch unter dem absoluten Königtum in Preußen keine Rede sein.

Die Regierungsweise Friedrichs des Großen war ganz auf seine Person eingestellt. Sein Tod mußte daher eine ungeheure Leere zurücklassen, da bis zum Jahre 1806 die bisherigen Staatsformen und Verwaltungsgrundsätze mit neuem Geiste nicht belebt werden konnten. Erst die nach dem Tilsiter Frieden einsetzende Reform entfesselte diesen Geist. Im Befreiungskriege äußerte er seine Wirkung, und sie kam dem gesamten Deutschland zugute. Die Natur dieses Kampfes als eines europäischen Bündnisses gegen Napoleon aber brachte es wiederum mit sich, daß in ihm rein deutsch-nationale Strömungen, die sich über den Krieg hinaus hätten zur Wirkung bringen können, nicht ungehindert zum Durchbruch gelangen konnten. Man lese in Meineckes geistvollem Buche „Weltbürgertum und Nationalstaat" nach, in wie hohem Maße Stein und zeitweilig auch Gneisenau bereit waren, Rußland und England den größten Einfluß im künftigen Deutschland zu sichern, und keinerlei Bedenken trugen, hierfür selbst territoriale Zugeständnisse zu machen. Daran, daß unsere führenden Männer, unsere Besten, damals noch so wenig national im heutigen Sinne dachten, kann man ermessen, wie jung wir, obzwar ein altes Volk, doch als Nation sind.

So kann es nicht wundernehmen, daß Fortschritte in der Richtung gesunder nationalpolitischer Betätigung nach den Befreiungskriegen nicht gemacht wurden. Das lockere Gefüge des Deutschen Bundes und die einsetzende Reaktion trugen vielmehr dazu bei, den universalen Geist des 18. Jahrhunderts in anderer Form wieder aufleben zu lassen. Die Revolution von 1848 war wesentlich getragen von dem Streben des Bürgertums, wirtschaftlich und politisch mündig zu werden und den lähmenden Druck bureaukratischer Bevormundung abzuwälzen, wie Professor Hermann Oncken in seiner politischen Biographie Lassalles darlegt.

Das Auftreten der international gerichteten Sozialdemokratie brachte eine Verstärkung des im deutschen Wesen liegenden kosmopolitischen Zuges. Nebenher gingen die deutschen Einheitsbestrebungen, wie sie mit viel idealem Schwung, aber mit wenig Tatsachensinn in der Paulskirche vertreten wurden und erst durch Bismarck verwirklicht werden konnten, als er die reale Macht des preußischen Staates für sie einsetzte.

„Daß Nationalstaat und soziale Frage", führt Oncken weiter aus, „diese beiden Probleme, zu gleicher Zeit, unlöslich ineinander verflochten, vor dem politischen Willen der Deutschen des 19. Jahrhunderts gestanden haben, darin liegt die Besonderheit gerade unserer Entwicklung, mit der sich in dieser Hinsicht keine andere vergleichen läßt. Mitten auf dem Marsch zu unseren nationalen Zielen wurden wir wie über Nacht von dem ganzen Fragenkomplex der sozialen Sphinx überrascht. Auch das ist ein Stück unseres weltgeschichtlichen Schicksals.

Die Engländer und Franzosen mochten schon viel früher und heftiger von den sozialen Problemen des kapitalistischen Zeitalters gepackt werden, aber sie erfreuten sich dafür der nationalen Einheit und der grundlegenden Staatsformen längst als eines unangefochtenen Gutes. Die werdende Nation war in ihrem inneren Aufbau in einen Umbildungsprozeß eingetreten, wie er kaum jemals in unse-

rer ganzen Geschichte erhört war: aus der Biedermeierzeit einer patriarchalischen Agrar- und Kleinbürgergesellschaft, die isoliert von der Welt in tausend engen Kreisen rückständig dahinlebte, sprangen wir gleichsam in einen modernen Industriestaat hinüber, um nun durch alle Probleme weltwirtschaftlicher Verflechtung, bourgeoiser Kapitalkonzentration und proletarischer Nöte, durch eine Revolutionierung unseres äußeren Klassenaufbaues und unserer geistigen Wesenheit so atemlos hindurchgejagt zu werden, wie kaum England und Amerika es in gleichem Tempo erlebt hatten."

Nach alledem ist es nicht zu verwundern, daß es uns nicht gelungen ist, in den wenig über vier Jahrzehnten, die zwischen der Reichsgründung und dem Weltkriege lagen, einen wirklich tragfähigen Nationaltypus auszubilden. Der große Idealist, der das Reich geschaffen hatte, fand keine Nachfolger. Der Bismarcksche Geist wurde nicht Allgemeingut der führenden Männer Deutschlands, so wenig wie einst der Geist Friedrichs in der Leitung Preußens. Die Neigung des Deutschen, die Politik einseitig vom Parteistandpunkt zu betrachten, sein Hang zu unfruchtbarer Ideologie, seine zur Willensschwäche führende Objektivität behielten die Oberhand. Auch die einsichtsvollsten und besten Deutschen haben sich davon nicht freizuhalten gewußt. Gesteht doch selbst D. Traub mit einer Offenherzigkeit, die seiner Wahrheitsliebe hohe Ehre macht, in Heft 28 seiner „Eisernen Blätter", daß er bis zum Kriege den Glauben an einen Fortschritt der Masse gehegt habe; erst durch das schmähliche Ende des Krieges sei ihm die Erkenntnis gekommen, daß alle wirklich geistigen Führer ihre Hoffnung niemals auf einen Fortschritt der Masse gesetzt hätten. Ein Zeichen im einzelnen, wie wenig entwickelt bei unseren Politikern und Parlamentariern das Verständnis für Realpolitik war. Solche hat stets eine gewisse Menschenverachtung zur Voraussetzung.

„Das neue Ethos", das Oncken „in einer letzten Synthese von Nationalstaat und sozialer Gerechtigkeit" sieht, konnte vor dem Kriege bei der Geistesrichtung unserer „Intelligenz" weder von dieser gefunden werden, noch von unserem höheren Beamtentum, das ungeachtet seiner Tüchtigkeit doch den Erfordernissen der Zeit nicht mehr voll gewachsen war. Mit seiner allzu einseitig juristischen Vorbildung war es noch zu sehr in den Gepflogenheiten des alten Polizeistaates befangen. Der herrschende Bureaukratismus ahnte wohl sein Unvermögen, mit den ihm geläufigen Mitteln auf kommenden Strömungen die geeigneten Bahnen zu weisen, zeigte infolgedessen ihnen gegenüber häufig eine nicht angebrachte Weichheit, ohne sie jedoch geistig beherrschen zu lernen. Ein Übermaß an staatlicher Zucht hemmte die freudige Entschlußkraft des einzelnen. Große Ziele wurden von leitender Stelle nicht gegeben, und doch hätte ein so unpolitisches Volk ganz besonders einer starken Führung bedurft. Seit Bismarcks Rücktritt hat sie uns jedoch gefehlt. Vor den Parteistreitigkeiten über Fragen der inneren Politik treten bei der Regierung, im Parlament und in der Nation überhaupt die Fragen der auswärtigen Politik völlig zurück. Diese ist den ganzen Krieg hindurch von inneren Fragen wesentlich beeinflußt worden, während das umgekehrte Verhältnis hätte obwalten müssen. Politisch reife Völker haben von jeher für eine entsprechende Schulung ihres Nachwuchses zu sorgen verstanden. Die Söhne der Senatorenfamilien wohnten im alten Rom bereits als Knaben den Verhandlungen des Senats als Zuhörer bei. Auch in England wird schon die heranwachsende Generation für späteres politisches Wirken vorgebildet. Die bei uns herrschende Ungebundenheit in dieser Hinsicht mag dem einzelnen frommen, für die Wohlfahrt der Nation, für unser ganzes Parteiwesen können sie nur Nachteile im Gefolge haben. So sind denn, wie General Ludendorff in seinen Kriegserinnerungen schreibt, „unsere politische und geistige Unreife und Urteilslosigkeit, die uns die Hohlheit der Schlagwörter und unerfüllbarer Versprechungen nicht erkennen lassen, zu unsrem Unglück geworden". Die politische Kurzsichtigkeit und die Philisterhaftigkeit des Deutschen, seine Unfähigkeit, die Feinde so zu sehen, wie sie wirklich waren, hatten eine Politik zur Folge, die gegen Ende des Krieges diesen Namen überhaupt nicht mehr verdiente. Ihr sind wir erlegen.

Unsere ganze Art ist das Ergebnis der Geschichte, umgekehrt aber diese auch wieder die Folge unseres Wesens. Diese Ausführungen sind daher nur als ein Versuch zu betrachten, eine Erklärung dafür zu finden, wie wir ein so unpolitisches Volk werden konnten. Sie sollen nicht entlasten. Fehler ablegen kann man nur, wenn man sie in ihrem Ursprung und in ihrer Tragweite erkennt. Das gilt für den einzelnen nicht minder wie für ein ganzes Volk. Nur wenn wir Selbsterkenntnis und auf diese gegründete Selbstzucht üben, kann unser Weg wieder aufwärts führen.

Das Ende Rasputins.

Tagebuchblätter des Reichsdumaabgeordneten Wladimir Purischkewitsch vom November 1916

Übertragung aus dem Russischen von F. Ottow. (Fortsetzung.)



Wir fünf verließen den Salon über einen kleinen Vorplatz, stiegen eine Wendeltreppe hinab und begaben uns ins Eßzimmer des Fürsten, wo wir uns an einem großen Teetisch niederließen, der reich mit Kuchen und allerhand Gebäck belegt war.

Das Zimmer, das ich gesehen hatte, während die Umgruppierung im vollen Gange war, war gar nicht wiederzuerkennen. Man hatte es in zwei Teile zerlegt, in dem man in der Hälfte, die zum gemütlich brennenden Kamine zulag, ein Miniatur-Eßzimmer hergerichtet hatte, während die andere Hälfte eine Art Mittelding zwischen Salon und Boudoir vorstellte mit weichen Lehnsesseln und einem schönen tiefen Diwan, vor welchem auf dem Fußboden ein riesiges, blendend weißes Eisbärfell als Teppich ausgebreitet war. Im Halbdunkel an der Fensterwand befand sich ein kleines Tischchen, auf welchem auf einem Tablett vier verkorkte Flaschen mit Marsala, Madeira, Sherry und Portwein und einige Weingläser aus dunklem Glase standen. Auf dem Kamin, inmitten schöner alter Kunstgegenstände, war ein prachtvolles Kruzifix angebracht, das — wie mir schien — aus Elfenbein gearbeitet war. Der Raum war gewölbt im Stile der malerischen altrussischen Palaten.

Wir setzten uns um den runden Teetisch, Jussupow goß Tee ein und bot uns von dem Kuchen an, bevor dieser die für unser Vorhaben erforderliche Füllung erhalten sollte. . .

Die Viertelstunde, die wir hier am Teetisch verbrachten, erschien mir wie eine ganze Ewigkeit. . .

Nachdem wir Tee getrunken hatten, machten wir uns dran, dem Tisch einen Anstrich zu geben, als hätte ihn eine größere Gesellschaft, aufgescheucht durch das plötzliche Erscheinen eines unerwarteten Gastes, hastig verlassen.

In die Tassen gossen wir ein wenig Tee, Kuchen und Cakesstücke legten wir auf die Teller und verteilten Brotreste auf dem Tisch neben einigen unordentlich wie in großer Eile hingeworfenen Teeservietten. Das alles geschah, um bei dem eintretenden Rasputin den Eindruck hervorzurufen, als hätte er durch sein Kommen eine Damengesellschaft nach oben in den Salon vertrieben.

Nachdem wir also den Tisch auf diese Weise hergerichtet hatten, machten wir uns an zwei Schalen mit Teegebäck. Jussupow übergab dem Doktor L. einige harte Stücke

Zyankali und, nachdem der Doktor sich ein paar Handschuhe angezogen hatte, begann er das Gift auf einen Teller zu schaben. Alsdann wählte er alle Gebäcke mit rosafarbenem Cremebelag — es gab ihrer nur zwei Sorten, eine mit rosafarbener und die andere mit schokoladenfarbener Creme — löste die obere Decke mit dem Cremebelag ab, streute das Gift auf den Kuchen, legte hierauf die Decke wieder darauf und gab auf diese Weise dem Gebäck sein altes unverändertes Aussehen. Nach der auf diese Art zuwege gebrachten Vergiftung der rosafarbenen Kuchen vermischten wir die letzteren auf den Schalen mit den schokoladenfarbenen, schnitten zwei rosafarbene in Teile, gaben ihnen das Aussehen von angebissenen Stücken und legten sie neben einige Teetassen. . .

Dann begaben wir uns wieder in den Salon hinauf. Jussupow entnahm einem Schubfach seines Schreibtisches zwei Fläschchen mit flüssigem Zyankali und übergab dem Großfürsten Dmitri Pawlowitsch und mir je ein Fläschchen. Wir sollten zwei von jenen vier dunklen Weingläsern, die unten im Eßzimmer hinter den Weinflaschen standen, zwanzig Minuten, nachdem Jussupow abgefahren sein würde, um Rasputin abzuholen, zur Hälfte mit dem Gift anfüllen.

L. hüllte sich in sein Chauffeurkostüm. Jussupow zog einen Zivilpelz an, schlug den Kragen hoch, verabschiedete sich von uns und ging hinaus.

Bald darauf gab uns das Rattern des Automobils die Gewißheit, daß sie abgefahren waren, und schweigend begannen wir nun im Salon und auf dem Vorplatz an der Treppe auf und ab zu gehen.

Es war fünfunddreißig Minuten nach zwölf Uhr. Der Rittmeister S. überzeugte sich, daß das Grammophon in Ordnung und die Platte aufgelegt war; alles war bereit.

Ich entnahm meiner durch das Gewicht meines Revolvers ausgereckten Tasche die Waffe und legte sie auf Jussupows Schreibtisch.

Die Zeit verging mit qualvoller Langsamkeit. Niemand hatte Lust, zu sprechen. Nur selten wechselten wir ein paar Worte und, nachdem wir uns darüber beraten hatten, ob es angezeigt wäre, zu rauchen und ob der Rauch wohl hinunterdringen könnte — Rasputin hatte sich männliche Gäste verbeten — begannen wir schweigend und angestrengt zu rauchen, ich — eine Zigarre, und S. und Dmitri Pawlowitsch — Zigaretten.

Um dreiviertel ein Uhr gingen der Großfürst und ich hinunter ins Eßzimmer und gossen, wie verabredet war, das Zyankali in die beiden Gläser, wobei Dmitri Pawlowitsch die Befürchtung aussprach, Felix Jussupow könnte, während er Rasputin bewirtete, in der Eile selbst vom rosafarbenen Gebäck essen und aus Versehen eines von den vergifteten Weingläsern nehmen.

„Das kann nicht geschehen“, sagte ich dem Großfürsten überzeugt, „Jussupow zeichnet sich, wie ich sehe, durch große Selbstbeherrschung und Kaltblütigkeit aus.“

Nachdem wir unsere Aufgabe erfüllt hatten, begaben wir uns, auf das leiseste Geräusch, das von der Straße zu uns zu dringen schien, achtend, wieder nach oben.

„Sie kommen!“ rief ich plötzlich, vom Fenster zurücktretend, im Flüsterton.

Der Rittmeister S. eilte zum Grammophon, und nach wenigen Sekunden erklang der amerikanische Marsch „Yankee Doodle“, welcher mich auch heute noch zeitweise förmlich verfolgt.

Noch einen Augenblick — und schon hören wir den Lärm des Automobils im Hof, das Zuwerfen des Wagenschlages, das Geräusch von Füßen, die auf den Boden stampfen, um den Schnee von den Stiefeln abzuschütteln und endlich die Stimme Rasputins: „Wohin, mein Lieber?!“

Hierauf wurde die Eßzimmertür hinter den beiden Ankömmlingen geschlossen, und nach einigen Minuten stieg Doktor L. wieder in seinem gewöhnlichen Kostüm zu uns herauf, nachdem er seinen Chauffeurmantel, seine Pelzmütze und seine Handschuhe unten gelassen hatte.

Wir hielten den Atem an, gingen auf den Vorplatz hinaus und stellten uns am Geländer der herabführenden Treppe auf — einer hinter dem anderen in folgender Reihenfolge: Als erster ich mit einer kalten Waffe in der Hand, hinter mir der Großfürst, hinter diesem der Rittmeister S. und endlich als letzter der Doktor L. Es wird mir schwer, mit Sicherheit anzugeben, wie lange wir so in gespanntester Erwartung und in ein und derselben Stellung verharrend an der Treppe gestanden haben. Indem wir uns bemühten, nicht zu atmen und uns nicht zu bewegen, lauschten wir dem geringsten Geräusch, das von unten zu uns drang, von wo die Stimmen der beiden sich Unterhaltenden bald als einzelne abgerissene Laute, bald als zusammenhängende Rede an unser Ohr klangen. Aber was dort gesprochen wurde, war nicht zu unterscheiden. Ich nehme an, daß wir mindestens eine halbe Stunde am Treppengeländer standen, während welcher Zeit das Grammophon ununterbrochen denselben „Yankee doodle“ zu spielen fortfuhr.

Das, worauf wir warteten, trat jedoch nicht ein. Wir erwarteten nämlich das Geräusch vom Entkorken der Flaschen, die — wie ich schon erwähnt habe — unten standen und die Jussupow öffnen sollte. Dieser Laut sollte uns anzeigen, daß das Unternehmen im besten Gange war und daß Rasputin nach einigen Minuten bereits eine Leiche sein würde.

Aber die Zeit ging hin. Das friedliche Gespräch unten dauerte fort, und augenscheinlich aßen und tranken die Beiden noch immer nichts.

Endlich hören wir, wie die Tür unten geöffnet wird.

Geräuschlos eilen wir auf den Zehenspitzen in den Salon Jussupows zurück, in welchen auch er einen Augenblick später eintritt.

„Stellen Sie sich vor, meine Herren,“ sagte er — „es wird nichts daraus! Dieses Tier ißt und trinkt nichts, so oft ich ihn auch nötige, sich zu erwärmen, und ihn auffordere, doch meine Gastfreundschaft nicht auszuschlagen! Was soll ich tun?“

Dmitri Pawlowitsch zuckte die Achseln: „Warten Sie, Felix! Gehen Sie zurück, versuchen Sie es noch einmal und lassen Sie ihn nicht allein. Es ist nichts unmöglich. Plötzlich kommt er noch hinter Ihnen herauf und sieht hier ein Bild, das er am wenigsten erwartet. Dann bleibt nichts übrig, als ihn friedlich zu entlassen oder ein geräuschvolles Ende zu machen, was üble Folgen haben muß.“

„Wie ist seine Stimmung?“ fragte ich Jussupow.

„Nicht be—rühmt“, antwortet er gedehnt. „Stellen Sie sich vor — es scheint fast, als ahnte er etwas“ . . .

„Nun, gehen Sie, gehen Sie, Felix!“ trieb der Großfürst Jussupow zur Eile an. „Die Zeit vergeht!“

Jussupow ging wieder hinunter, und wir nahmen in derselben Reihenfolge wieder unsere Plätze an der Treppe ein.

Es verging wieder eine gute, bis zur Unerträglichkeit qualvolle halbe Stunde, als wir endlich deutlich kurz hintereinander das Geräusch des Entkorkens zweier Flaschen unterschieden. Dann das Klirren von Gläsern, wonach plötzlich unten die Unterhaltung verstummte.

„Jetzt trinken sie,“ flüsterte mir Dmitri Pawlowitsch ins Ohr, „jetzt brauchen wir nicht mehr lange zu warten“ . . .

Wir schlichen einige Stufen tiefer hinunter und verharrten atemlos in unseren Stellungen. Aber . . . es verging noch eine Viertelstunde und das friedliche Gespräch und zeitweilig sogar Gelächter hörten dort unten nicht auf.

„Ich verstehe das nicht“ . . . flüsterte ich, mit einer Handbewegung mich zu dem Großfürsten umwendend. „Ist er denn verhext, daß sogar Zyankali nicht auf ihn wirkt?“

Dmitri Pawlowitsch hob die Schultern.

„Warten Sie, nun scheint es beinahe, als wenn unten etwas vorgeht.“ — Und wahrhaftig drang jetzt etwas wie ein Stöhnen zu uns herauf. Aber es erwies sich als eine Täuschung, denn gleich darauf hörte man wieder unten ein friedliches Gemurmel und einzelne Worte — augenscheinlich Antworten des Partners.

(Fortsetzung folgt.)

Abschied vom Meere.

Von Bogislav von Selchow, Fregattenkapitän a. D.

Wir waren dein,
Und du warst unser.
Wir kannten dich,
Wie du uns kanntest;
Wir verstanden dich,
Wie du uns verstandest,
Wir vertrauten auf dich;
Ob du in leise träumender Bewegtheit,
Ob du in stürmender, wilder Erregtheit,
Wir bauten auf dich,
Wir lebten zusammen Jahr um Jahr,
Wir standen zusammen in Kampf und Gefahr,
Wir und du und der Himmel droben,
Waren eng zusammengewoben.

Wenn du in ewiger Kraft dich recktest,
Wenn du in schimmernder Weite dich strecktest,
Wenn du dich blau in der Ferne verlorst,
Wenn du in grünem Glanze frorst,
Wenn du gelb und schwer dich hingebreitet,
Wenn du weiß im Mondenlicht geweitet,
Wenn du von Leuchten ganz erfüllt warst,
Wenn du in purpurne Glut gehüllt warst,
Wir kannten dich,
Wir liebten dich.
Und haben mit deinem ewigen Walten
Oft und lange Zwiesprach gehalten.
Oder wenn du dich plötzlich belebtest
Und in den stillsten Tiefen bebtest,
Wenn du in strudelndem Sturze stürmtest,
Wenn du Woge auf Woge türmtest,
Wenn du tostest, tobtest und tolltest,
Wenn du rastest, rolltest und grolltest,
Wenn du dich schütteltest, schlugst und schäumtest,
Wenn du brodeltest, brachst und dich bäumtest,
Wenn du brandetest, braustest und brülltest,
Wenn du in Schaum und Gischt dich hülltest,
Wenn du wirbeltest, wogtest und walltest,
Wenn du zu brodelndem Berge dich balltest,
Wenn du von eisigem Norder gepackt warst,
Wenn du in glühendes Glasten zerhackt warst,
Du bist doch unser letztes Lieben,
Bist doch unsere Heimat geblieben.
Und war manch Glück, auch noch so süß,
An Land nur zu erreichen,
Mit dem Beruf des Seemanns ließ
Kein andrer sich vergleichen. —

Bis zwei Lumpe kamen und über Nacht
Das Matrosenkleid ehrlos gemacht,
Zwei Lumpe, die sich stets verbinden,
Wenn sie sich erst zusammenfinden,
Die Feinde jeder Mannestat:
Feigheit und Verrat.
Die haben des Seemanns Ehrenkleid
Entehrt, geschändet und entweiht,
So daß man heut, Gott sei's geklagt,
„Ehrlos wie ein Matrose" sagt.

Wir aber, die wir auf dich geschworen,
Ewiges, gewaltiges Meer,
Wir haben alles mit dir verloren,
Wir haben keine Heimat mehr.
Und doch, ob auch das Liebste bricht,
Wir zagen nicht, wir verzweifeln nicht.
Du lehrtest uns ja, auch im Tod
Stolz den Kopf oben tragen;
So werden wir auch in dieser Not,
Der größten, deiner nicht entsagen;
Mag alles durcheinandertreiben,
Wir werden deiner würdig bleiben.
Du gabst uns so unendlich viel,
Du sollst uns nicht müde und mutlos sehen;
Wir finden schon wieder ein Lebensziel,
Werden wieder auf eigenen Füßen stehen.
Doch heute, wo noch im Ungewissen
Unsre Zukunft liegt, schwarz und schwer,
Und wo wir von dir uns trennen müssen,
Unsere Heimat, unser Meer,
Erhöre, die wir von dir scheiden,
In alle Winde nun verweht,
Zu fremdem Kampf und fremdem Leiden,
Unser heiliges Gebet:

„Die du den läuterst, der leidbeschwert
Ruhen dir zu Füßen will,
Die du den reinigst, der auf dir fährt,
Und der rein dich grüßen will,
Die du den weihest, der entehrt
Wehen Fluch büßen will, —
Löse du das lastende Leid!
Wasche rein das Seemannskleid,
Das wir lange in Ehren getragen,
Mit dem wir Skagerrak geschlagen!
Baue du wieder, was zerbrach,
Tilge du, sühne du Schande und Schmach!
Damit neu ein Geschlecht
Wieder dir tauge,
Rein und recht
Und klar das Auge!
Wenn dann die Jungen einmal dich wieder befahren,
Werden wir Alten dir noch die Treue bewahren,
Bis uns im Tod einst das Auge bricht:
Du warst unser! Wir vergessen dich nicht!"

Unter der Lupe

Lieber Alexander!

Du bittest mich, Dir sofort meine Ansicht zu schreiben über die erfolgten Neubesetzungen in der Diplomatie. Da müßte doch selbst ich, meinst Du, einsehen, daß das alte Regime besser war als das neue.

Bruderherz, gutes, Du hast Dir diesen Satz wohl nicht ganz überlegt. Ich sollte nicht davon durchdrungen sein, daß das alte Regime besser war als das jetzige? Aber scheint Dir es nicht auch richtig, daß jeder, der sich wie ich andere Zustände wünscht, als wir sie heute haben, jeder der wie ich nur findet, daß heute alles schlechter geworden ist, gerade freimütig die Fehler des alten Regime zugeben muß und alles Schlechte des alten Regime — das gab's doch auch da — sich nicht wieder wünscht. Und dazu gehörten zweifellos die Mißstände in unserer Diplomatie. Und gerade da hoffte man in den verschiedensten Kreisen des Volkes auf eine gründliche Wandlung, ganz zu schweigen von den Deutschen im Ausland. Reise mal wie ich jetzt ein paar Wochen im neutralen Ausland ohne Diplomatenpaß und alle gewohnten Scheuklappen.

Aber genug davon, ich muß Deine Fragen beantworten. Daß ein Hamburger Senator aus einer angesehenen Patrizierfamilie die Deutsche Republik in London vertreten soll, ist, finde ich, ein guter Gedanke. Herr Sthamer soll ja auch im Kriege öffentlich mit Erfolg gewirkt haben. Herrn Mayers Ernennung nach Paris kann ich weniger beurteilen. Finde aber auch sie vernünftiger, als wenn beispielsweise mein hochgeborener Herr Bruder dahin ginge. Nicht, daß Du als Graf nicht ebenso tüchtig sein kannst — bewahre. Aber genau so wie ich immer der Ansicht gewesen bin, daß zwischen zwei ganz gleich tüchtigen Anwärtern zweifellos dem Grafen unter dem alten Regime der Vorzug bei Besetzung eines Gesandtenpostens gegeben werden mußte, weil ihm der Titel seine Stellung erleichterte, genau das Gegenteil ist heute der Fall.

Ganz neue Männer hatte ich erwartet, die besten Köpfe: Journalisten, Kaufleute, Professoren, Techniker, auch unter den Generalkonsuln und Konsuln. Und was liest man? Man kennt die Namen: Lucius, Nadolny, Solf, Rosenberg (ich glaube bei weitem der beste!) und Dr. Rosen, der Abgelehnte. Daß man sich da nicht vorher erkundigt hat, ist grotesk. Ganz das A. A.!! Nachfolger Graf Oberndorff. Ich las in einer Zeitung, er wäre für den Haag in Aussicht genommen (stimmt auch, wie wir beide wissen), die Sozialisten hätten aber den reaktionären, katholischen Junker abgelehnt. Zu niedlich. Unsere sozialdemokratische Regierung hält den Grafen Oberndorff für ihren geeigneten Vertreter im Haag, holt sich von da eine solche Antwort, steckt sie ein und schickt denselben Herrn nach Madrid! (Für die Intimität von Schwarz und Rot hatte man im Haag wohl wenig Verständnis.) Sag selbst: Kannst Du Dir unseren guten Oberndorff als Vertreter der Deutschen Republik beim spanischen Volke, nicht mehr beim spanischen Hofe, vorstellen?

Und nach dem Haag wird „Oberst" (von Noskes Gnaden?) Renner geschickt, mit der Begründung, daß er „innerlich mit den neuen deutschen Zuständen übereinstimme". Na, weißt Du, Alexander, soll das eine Empfehlung sein?

Endlich Solf, der Wohlgenährte. Pazifist wie die anderen, na, das ist wohl jetzt notwendig. Und sehr anpassungsfähig. Er wird wohl bald — siehe Titelbild — zum Japaner werden. Als beim Frühstück nach seiner ersten Audienz der Kaiser ihn fragte, wie ihm seine eigene Erfindung, der Apfelsekt, schmeckte, antwortete Solf: „Großartig, Euer Majestät!" Und die kleine Prinzessin Viktoria Luise sagte trocken über den Tisch: „Hofmann sind Sie ja schon geworden, Exzellenz!"

Nach diesen Proben kann man auf Washington, China, Kristiania, Kopenhagen usw. gespannt sein.

Leb wohl für heute, Alexander! Dein Oscar.

Mein lieber Alexander!

Eben ist mein Brief fort, da kommt Dein neuer. Schönen Dank.

Ich soll vor allen Dingen nichts glauben, was in Zeitungen steht. Einverstanden. Da hat ja unter anderem vor einiger Zeit gestanden, daß Herr v. Hassel, Tirpitz Schwiegersohn, in Rom Geschäftsträger werden sollte. Aber wer wird es denn nun, nachdem man dort Deinen Freund Lucius abgelehnt hat? Ich begreife ja Deine Empörung, aber Du bist so schrecklich geheimnisvoll, wenn Du von den Gründen sprichst. Annexionist war er doch wirklich nie, dazu militärfromm. Oh, Ihr Armen! Was soll denn aus Euch werden, wenn Ihr diese Leuchte missen müßt. Ich verstehe vollkommen den Schmerz der ihn liebenden Zeitungen, daß man im Ententelager so wenig Verständnis hat.

Und Oberndorff Madrid auch noch nicht sicher? Und Rosen bleibt, und Herr Oberst Renner will dem A. A. die Freundschaft deshalb kündigen. Macht mir Spaß.

Hintze Washington dachte ich mir lange. Mutius' Abgang war mir auch bekannt. Aber weshalb soll die Stelle denn ganz eingehen und der Generalkonsul nicht ruhig Gesandter heißen? Rangschwierigkeiten? Oh, Ihr großen Leute!

Aber Spaß beiseite. So etwas an Blamage des A. A. hätte wohl kein Mensch für möglich gehalten. Trotz Deines brüderlichen Widerspruchs bleibe ich dabei: Das A. A. war vor dem Kriege und im Kriege im höchsten Grade reformbedürftig. Aber so lächerlich wie jetzt war es noch nie. Ich teile nicht Deine Ansicht, es schade gar nichts, daß all dieser Blödsinn geschieht, dann kehre man eben reumütig zum Alten zurück. Nein, schafft etwas Neues, etwas Zeitgemäßes. Behaltet Eure Tüchtigen und nehmt ganz neue Männer hinzu, der Praxis, von Charakter, vorausgesetzt, daß sich wieder welche finden. Denn ein Vergnügen ist es heute nicht, wo der deutsche Diplomat nur von der taktvollen Gnade der anderen abhängig ist. Oder bist Du auch der Ansicht eines Deiner jetzt glücklicherweise in der Versenkung verschwundenen Kollegen, erst dann finge die Kunst des Diplomaten an, wenn keine Macht mehr hinter ihm steht?

Weißt Du übrigens, daß ein uns gar nicht unwichtiger Staat mit uns ein sehr bedeutsames Geheim-Abkommen abschließen wollte? Dein hoher Chef, Pseudo-Exzellenz Müller, antwortete, darauf könne er sich nicht einlassen, denn so etwas wäre jetzt verboten und vertrage sich nicht mit der demokratischen Weltanschauung. Tatsache, Alexander.

Gründe ein „Neues Theater in der Wilhelmstraße" und laß mich Aktionär werden. Aber der Humor vergeht einem, heulendes Elend liegt näher.

Dein Oscar

Der unzeitgemäße Kalender.



„Wie kann es Aschermittwoch sein, wenn es doch keine Kohlen gibt . . ."

Deutsche Karikaturen

Der „kranke Mann“ auf dem Operationstisch.



Die Ärzte werden sich nicht einig.

Druck und Verlag von [illegible] G. m. b. H. [illegible] SW • [illegible] Redaktion: Dr. [illegible] Berlin-Friedenau

Preis 40 Pfennig



20. Jahrhundert

Dokumente zur Zeitgeschichte

Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin SW. 68

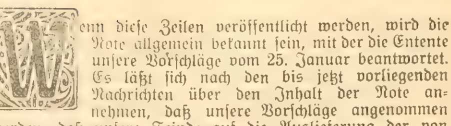
Nummer 8 | 21. Februar 1920 | 2. Jahrgang

Deutschlands Antwort

auf die unerfüllbare Forderung der Entente.

Es beginnt zu dämmern.

Von Dr. C. Mühling.



Wenn diese Zeilen veröffentlicht werden, wird die Note allgemein bekannt sein, mit der die Entente unsere Vorschläge vom 25. Januar beantwortet. Es läßt sich nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten über den Inhalt der Note annehmen, daß unsere Vorschläge angenommen werden, daß unsere Feinde auf die Auslieferung der von ihnen auf die Liste der Kriegsverbrecher gestellten Deutschen verzichten, daß sie sich damit begnügen, die von ihnen Verdächtigen vor deutschen Richtern erscheinen zu sehen.

Diese Nachgiebigkeit ist die Folge davon, daß die Überzeugung von der Unerfüllbarkeit des Artikels 228 des Versailler Vertrages sich über die ganze Welt verbreitet hat und daß auch die Sieger kein Mittel finden konnten, ein zu einem unbeugsamen Nein entschlossenes Millionenvolk zu einer Handlung zu zwingen, die es für alle Zeiten entehrt hätte. Dieser Erfolg darf uns nicht übermütig machen. Er sollte aber immer die zu Kompromissen geneigten schwachen Seelen unter uns darüber belehren, daß unbeugsame Festigkeit selbst dem Machtlosen zum Siege verhelfen kann.

Gerade die Strafbestimmungen des Versailler Vertrages, die der Regierung des Herrn Scheidemann, der Versailler Friedensdelegation und der Nationalversammlung von vornherein als die unannehmbarsten des ganzen Vertrages erschienen, mußten die ersten sein, deren Unerfüllbarkeit nachgewiesen wurde. Diese Arbeit ist uns durch die jammervoll leichtfertige Zusammenstellung der Liste und ihre jedem Rechtsgefühl ins Gesicht schlagende Begründung beträchtlich erleichtert worden. Wir hatten nach dem Bekanntwerden dieser Liste, die das schlummernde Weltgewissen endlich wieder weckte, schon deshalb nichts mehr zu fürchten, wenn wir fest blieben, weil sie einem schlechten Scherz ähnlicher sah als einer Sühne für das größte Verbrechen heischenden Urkunde von weltgeschichtlicher Bedeutung. Aber, selbst wenn sie besser begründet gewesen wäre und wirklich nur die Namen von überführten Verbrechern enthalten hätte, wäre unsere Verteidigungsstellung unangreifbar gewesen.

Denn nachdem der Frieden geschlossen ist, können nur diejenigen Zwangsmittel gegen uns angewandt werden, die der Friedensvertrag für den Fall vorsieht, daß wir eine seiner Bestimmungen nicht erfüllen. In der Note vom 14. Dezember, mit der Clemenceau unseren auf das Protokoll vom 1. November (über die Sühne für Scapa Flow) bezüglichen Gegenvorschlag beantwortete, heißt es wörtlich: „Was die Sicherungsmaßregeln betrifft, von deren Anwendung die alliierten und assoziierten Mächte hoffen absehen zu können, so möchten diese Mächte feststellen, daß die deutsche Regierung hinreichend davon unterrichtet ist, daß, wenn nach der endgültigen Wiederherstellung des Friedenszustandes die Anwendung von Sicherungsmitteln, wie sie der Krieg mit sich bringt, ihr Ende gefunden hat, **andererseits die im Vertrage vorgesehenen besonderen Maßnahmen sowie die vom Völkerrecht anerkannten verschiedenen Verfahrensarten genau Anwendung finden werden.**" Der Vertrag sieht nun als allgemeine Sicherung für die Ausführung der Deutschland durch ihn auferlegten Verpflichtungen nur die im Artikel 429 vorgesehene Verlängerung der Fristen für die Besetzung der Rheinlande vor; das heißt, er bestimmt, daß diese Besetzung eventuell länger als fünfzehn Jahre dauern kann, oder nach fünf oder zehn Jahren nicht eingeschränkt zu werden braucht, wenn irgendeine Verpflichtung zu diesen Zeitpunkten nicht erfüllt ist. Die Zwangsmaßnahmen, von denen die Artikel 17 und 18 der Anlage II des Abschnitts VIII sprechen, dürfen nur angewendet werden, wenn eine Verpflichtung nicht erfüllt worden ist, die sich auf die **Wiedergutmachung** bezieht.

Der **Vertrag** also bot unseren Feinden nicht die geringste Handhabe zur Ergreifung einer Maßnahme, die wir irgend zu fürchten hätten. Denn die Verlängerung der Besetzung der Rheinlande, die einzige Strafe, mit der man uns bedroht hat, würde, **wenn überhaupt**, auch eintreten, ob wir den Artikel 228 erfüllt hätten oder nicht, weil ihre **Verewigung** nicht etwa ein **Mittel**, sondern das **Ziel** der französischen Politik ist, und der Vertrag Dutzende von unerfüllbaren Bestimmungen aufweist, welche die Anwendung des Art. 429 ermöglichen.

Nun gab es ängstliche Gemüter, die glaubten, daß die Entente, gerade weil die Strafartikel eines der Fundamente des Friedensvertrages sind, wenn ihre Erfüllung bedroht wäre, sich nicht an den Vertrag halten, sondern militärische oder wirtschaftliche Maßregeln gegen uns ergreifen würde, obgleich ihr der Vertrag dazu kein Recht gäbe und obwohl Herr Clemenceau in der oben zitierten Note vom 14. Dezember die Anwendung des Vertrages nach dem endgültigen Friedensschluß für eine Selbstverständlichkeit erklärt hätte. Es war leicht vorauszusehen, daß sie ad absurdum geführt werden würden. Denn eine Macht, die gegen den klaren Wortlaut des Friedensvertrages Zwangsmaßregeln gegen uns ergriffen hätte, weil die Auslieferung verweigert würde, hätte sich nicht nur sofort isoliert gesehen, sondern wäre dem größten Widerstand bei ihren eigenen Verbündeten begegnet. Vielleicht aber hat auch noch eine andere spät erwachte Einsicht zu dem Beschluß der Londoner Konferenz mitgewirkt. Das große Strafgericht sollte doch den Zweck haben, alle Völker und ihre Leiter für alle Zukunft von der Wiederholung der Verbrechen abzuschrecken, über die es sein Urteil sprechen sollte. Dieser Zweck kann aber doch nur erreicht werden, wenn auch die von dem **Sieger** begangenen Verbrechen in gleicher Weise geahndet werden. Denn es ist ja ein ganz einzig dastehender Fall, daß der Besiegte bis zum Ende des Krieges im Lande des Siegers steht, und in fast allen anderen Kriegen sind solche Verbrechen, wie sie den Deutschen zur Last gelegt werden, nicht von den Besiegten, sondern von den Siegern verübt worden, weil nur sie die Gelegenheit dazu hatten. Die Verbrecher unter den Siegern sollen aber gerade straflos bleiben.

Wenn Hindenburg verurteilt wird, weil er einem Interviewer gegenüber den übrigens durchaus nicht neuen Gedanken ausgesprochen hat, daß die Kriegführung um so menschlicher sei, je unerbittlicher sie sei, so muß doch auch Lord Fisher, der Lord der englischen Admiralität, verurteilt werden, weil er in seinem neuesten Buche (Records, S. 75) sogar **nach** den Verbrechen dieses Krieges die folgenden Worte geschrieben hat: „Wenn der Krieg kommt, ist Macht Recht. La raison du plus fort est toujours la meilleure, und jeglicher Vertrag ist ein Papierschnitzel. **Der Krieg ist in seinem Wesen Gewalt. Mäßigung im Kriege ist Blödsinn. Schlagt zuerst zu und schlagt hart und fahrt fort zu schlagen. Man muß unbarmherzig, unerweichlich, gewissenlos sein. Es ist ein heller Unsinn, über humane Kriegführung zu sprechen. Man kann gerade so gut über eine himmlische Hölle sprechen.**"

Schon diese Gegenüberstellung beweist, wie notwendig es ist, daß wir nicht etwa, weil unsere Feinde nun auf die Auslieferung verzichtet haben, unsere Anklageschrift wieder in den Archiven begraben. Nichts kann das Unrecht der Forderungen der Artikel 227 und 228 des Versailler Vertrages besser beweisen, als die Liste der Verbrecher unter den Siegern.

Die deutsche Friedensdelegation.

Von Dr. Freiherrn von Lersner.



Man hat in den letzten Monaten viel von der deutschen Friedensdelegation gesprochen, ohne sich ein klares Bild von ihrer Organisation und ihren Aufgaben zu machen.

Ein solches Bild kann man nur aus der Kenntnis ihrer Entstehungsgeschichte gewinnen. Ende April fuhr der Reichsminister Graf Brockdorff-Rantzau mit der damals aus etwa 200 Mitgliedern bestehenden deutschen Friedensdelegation nach Versailles zu den bevorstehenden Friedensverhandlungen. Nach Überreichung der endgültigen Friedensbedingungen Mitte Juni 1919 reisten die meisten Mitglieder der Delegation nach Berlin und Weimar ab; nur ein kleiner Teil blieb in Versailles zurück.

Am Tage der Unterzeichnung des Friedensvertrages ersuchte der neue Reichsminister des Auswärtigen Herr Hermann Müller mich, den Vorsitz der neuen Friedensdelegation anzunehmen, obwohl ich dienstlich gegen die Unterzeichnung der Versailler Bedingungen mündlich und schriftlich Stellung genommen hatte. Da ich einsah, daß es das Reichsinteresse erforderte, einen Eingearbeiteten an diesen Platz zu stellen, und auch der ausscheidende Minister des Auswärtigen mich wissen ließ, ich solle diesen Posten annehmen, erklärte ich mich einverstanden.

Die Aufgabe der deutschen Friedensdelegation bestand von nun an hauptsächlich in der Ausführung der in Versailles übernommenen Verpflichtungen und den hierzu nötigen Vorverhandlungen.

Meine Arbeit war vorwiegend politischer Natur. Mit wirtschaftlicher Fragen hatte ich mich nur ganz im allgemeinen zu beschäftigen und darüber zu wachen, daß die einzelnen wirtschaftlichen Verhandlungen die Richtlinien unserer auswärtigen Politik nicht durchkreuzten. Diese wirtschaftlichen Verhandlungen leitete und leitet in erster Linie der Vorsitzende der Kriegslastenkommission Unterstaatssekretär Bergmann, ein vorzüglicher Mann, der ernst und ruhig die jeweilige Lage überlegt und beurteilt und seine Maßnahmen ergreift. Auf finanziellem Gebiet ist er eine erste Autorität. Seine Hauptstütze ist der gewandte, kluge, klarsehende, überall verwendbare Dr. Hans Meyer, ein Vetter der Warburgs. Die Kriegsgefangenen-Abteilung bei der Friedensdelegation untersteht dem bekannten Major Draut, der sich unverdrossen Tag und Nacht der Lösung seiner Aufgabe, der Fürsorge und Heimsendung unserer Kriegsgefangenen, widmet. Die Geschäfte des Wiederaufbaues Nordfrankreichs liegen in der Hand eines der hervorragendsten Kenner des wirtschaftlichen Frankreichs, des Direktors Alfred Schönlicht, der erst nach langen Verhandlungen mit Max Warburg für diese wichtige Aufgabe gewonnen werden konnte. Als Presse-Bearbeiter war mir der Redakteur Julius Wertheimer beigegeben, der die Berichterstattung für das Auswärtige Amt und das Wolff-Bureau über die gesamte französische und belgische Presse erledigt. Seine Sachkenntnis, Gründlichkeit, Begeisterung, das politische Verständnis, mit dem er seine schwere Aufgabe erfüllt, verdienen die größte Anerkennung. Meine politische Abteilung bestand aus einem Legationssekretär, drei Hofräten, darunter der altbewährte Hofrat Rühl, und dem jungen Fräulein Sachse, die schon die Friedenschlüsse von Brest-Litowsk, Bukarest, Versailles und die Verhandlungen in Salzburg und Spa mitgemacht hat, und die neben ihren Arbeiten in drei Sprachen die Aufgabe eines zweiten Legationssekretärs zu bewältigen hatte. Überhaupt sind die weiblichen Hilfskräfte der Friedensdelegation über jedes Lob erhaben. Sie arbeiten unermüdlich ohne Rast in fliegender Eile — denn in Paris ist alles eilig — täglich zwischen 10—14 Stunden. Ihnen allen sei an dieser Stelle noch besonders herzlicher Dank für ihre treue, aufopfernde Mitarbeit wiederholt.

Zu den politischen und besonders wirtschaftlichen Verhandlungen erschienen jeweils aus Deutschland Reichskommissare und Sachverständige. Unter ihnen muß vor allem der Ministerialdirektor im Auswärtigen Amt Dr. von Simson hervorgehoben werden. Er hat durch seine Abreise im November als erster der Entente gezeigt, daß Deutschland nicht gewillt ist, über den Friedensvertrag hinausgehende Konzessionen zu machen. Trotz mancher Angriffe hat er sich dadurch auch bei den Alliierten größte Autorität erworben. Gesandter von Treutler und Unterstaatssekretär Lewald, Geheimrat Göppert, Geheimrat Loehrs, die großen Chemiker Geheimrat Duisberg, von Weinberg, Professor Bosch, der Direktor des Kohlensyndikats Lübsen, die Arbeitervertreter Legien, Silberschmidt, Paeplow, Becker, Kube und viele andere waren häufig zu den Verhandlungen in Versailles und Paris. Alle haben sich unentwegt im Reichsinteresse bemüht, unsere Aufgabe zu erfüllen, deren Mannigfaltigkeit und Schwere eine kurze Übersicht zeigen soll.

Im Juli und August standen die Kohlenverhandlungen mit dem französischen Minister Loucheur im Vordergrund. Ihre Geschichte und ihr Ergebnis sind durch die neueste Millerand-Note, deren Drohung die deutsche Regierung in ihrer Erklärung vom 12. Februar mit Recht zurückgewiesen hat, aktuell geworden. Ferner führte in dieser Zeit Unterstaatssekretär Lewald die schwierigen Verhandlungen über die besetzten Rheinlande.

Im September und Oktober waren es die Fragen des Wiederaufbaues der zerstörten nordfranzösischen Gebiete, die das Haupttätigkeitsfeld der Delegation bildeten. Hier sei kurz gesagt, daß wir uns bereit erklärten, mit wesentlichen Arbeitskräften den Wiederaufbau großer Gebietstrecken zu übernehmen. Frankreich hat dies aber bisher zu verhindern gewußt und will aus innerpolitischen Gründen von unseren Arbeitern nichts wissen. Höchstens bei Wiederinstandsetzung zerstörter Kohlenschächte wünscht es unsere Hilfe. Wir gewähren sie ihm hierfür besonders gern, denn je eher die Kohlenförderung Nordfrankreichs wieder in Betrieb kommt, desto eher beginnen unsere im Friedensvertrage auferlegten Kohlenlieferungen sich zu vermindern.

Wichtige Verhandlungen wurden ferner geführt über die Lieferung unserer chemischen Farben, die wohl den wertvollsten Bestandteil unserer Leistungen darstellen. Sie führten der Generalkonsul Karl von Weinberg, Geheimrat Duisberg, Professor Bosch, Geheimrat Häuser und andere Herren in mustergültiger Weise.

Nebenher liefen die Verhandlungen über die Lieferung von Milchkühen, Pferden und Vieh, von Fischdampfern, von Benzol, von Ammoniak, von Zement, von Baracken, von pharmazeutischen Produkten und vielen anderen Erzeugnissen unserer Industrie.

Mein Gebiet bildeten, wie erwähnt, vornehmlich die politischen Verhandlungen. Hauptsächlich waren es vier große Fragen die mich beschäftigten: die Gefangenen-Frage, das Schlußprotokoll, die Inkraftsetzung des Friedensvertrages, die Frage des Schadenersatzes für die in Scapa Flow versenkten deutschen Kriegsschiffe und die Ausliefe-

[illegible] Mündlich verhandelte ich hauptsächlich mit dem Generalsekretär der Friedenskonferenz, dem französischen Botschafter Dutasta, Minister Loucheur, den verschiedenen Vertretern der alliierten und assoziierten Mächte im Obersten Rat, ferner den alliierten Botschaftern, die in der Botschafterkonferenz saßen, und schriftlich vor allem mit dem Vorsitzenden der Friedenskonferenz, Herrn Clemenceau bzw. später Herrn Millerand.

Die Gefangenenfrage, die mir besonders am Herzen lag, habe ich in den Monaten von Juli bis Januar schriftlich und mündlich einige zwanzigmal amtlich und noch öfter privatim angeschnitten. Trotz entgegenstehender Versprechungen französischer Minister ließ Clemenceau sich nicht vom Wortlaut des Friedensvertrages abbringen und gab keinen Mann eher heraus, als er dazu verpflichtet war. Er hat mir aber die feierliche Versicherung durch den Generalsekretär Dutasta abgegeben, die ich mit seinem ausdrücklichen Einverständnis auch im Wortlaut durch W.T.B. veröffentlichen ließ, *daß die Gefangenenfrage mit keiner anderen Frage verknüpft werden würde.* Im Augenblick nach der Unterzeichnung des Protokolls, das den Friedensvertrag in Kraft setzte, am 10. Januar, nachmittags 4 Uhr, trat er zu mir und erklärte mir, daß er den Befehl zur sofortigen Heimsendung unserer Gefangenen noch am gleichen Abend erteilen werde. Die Gefangenen-Heimsendung läuft seitdem in zufriedenstellender Weise.

Über das Schlußprotokoll, das Herr v. Simson und ich am 10. Januar zeichneten, ist nur zu sagen, daß der so gefährliche Schlußsatz, durch den den Alliierten das Recht zuerkannt werden sollte, in Deutschland einzumarschieren, wenn wir unsere vertraglichen Verpflichtungen nicht erfüllten, zehn Minuten später durch die Inkraftsetzung des Friedensvertrages annulliert wurde. Wir hatten durchgesetzt, daß die Entente zum erstenmal nachgab. *Seit dem 10. Januar ist ein Vormarsch der Alliierten nach Deutschland oder die Besetzung auch nur des kleinsten deutschen Landstriches nur nach vorheriger Kriegserklärung möglich.* An einen neuen Krieg aber denkt selbst der chauvinistischste Franzose nicht.

Der zweite Erfolg, den der 10. Januar uns brachte, war der Brief, den Clemenceau über die *Scapa-Flow-Entschädigung* an mich richtete. Mit der Überreichung dieses Briefes setzten die Alliierten ihre kategorische Forderung von viermalhunderttausend Tonnen sofort zu liefernden Hafen- und Dockmaterials auf hundertzweiundneunzigtausend und dreiundachtzigtausend Tonnen in 2½ Jahren abzuliefernden Materials herab. Dem Reich ist hierdurch etwa eine Milliarde erspart worden.

Auf die *Auslieferungsfrage* näher einzugehen, dürfte sich erübrigen. Meine seit drei Monaten ständig wiederholten Schritte und Erklärungen sind bekannt. Als Antwort übersandte mir Herr Millerand am 3. Februar die Liste der auszuliefernden Deutschen. Den Entschluß, ihre Weiterleitung nach Berlin zu verhindern und Note und Liste an Millerand zurückzusenden, mußte ich fassen, um den Alliierten den Ernst der Lage klar zu machen und ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß unser Nachgeben an seiner äußersten Grenze angelangt ist.

Der Minderheitenschutz in den Pariser Verträgen.

Von Dr. *Mischler.*



Vorweg sei festgestellt, daß es sich hier nicht um Minderheiten im landläufigen Sinne handelt, sondern um Völker, die zusammen sogar die Mehrheit im *tschechischen Staate* bilden.

Die Friedenskonferenz hat in ihrem Bestreben, weite Gebiete von Deutschland loszureißen und zwischen Wien und Berlin einen möglichst starken slawischen Block zu schaffen, die Grenze der Tschecho-Slowakei so weit gezogen, daß die Tschechen darin geradezu in der Minderheit sind. Sie können den Staat ihren sieben Millionen zentrifugalen Deutschen, Slowaken und Magyaren gegenüber nur durch schrankenlose Diktatur in Gesetzgebung und Verwaltung erhalten, bis sie vielleicht einmal durch Entnationalisierung der anderen Völker zur Mehrheit geworden sind. Gleich den Polen und Südslawen haben auch die Tschechen von Paris das Mandat erhalten, Millionen Deutsche ihrem Volkstum zu entreißen, und die Friedenskonferenz hätte folgerichtig dies in einem einzigen Artikel unumwunden erklären müssen. Der Wunsch, auch hier den Schein der Gerechtigkeit zu wahren, der Zwang zur Rücksicht auf das demokratische Gewissen der Westvölker, nicht zuletzt die Hoffnung, die betroffenen Minderheiten selbst wenigstens vorübergehend über ihre Lage zu täuschen, führte zu den *Pariser Verhandlungen und Verträgen über den Minderheitenschutz.* Aus den Berichten der österreichischen Friedensdelegation geht hervor, daß die Hauptmächte zuerst einen solchen Vertrag mit *Polen* abgeschlossen und nach dem gleichen Schema die Stellung der Minderheiten in den neu entstandenen Nationalstaaten geregelt haben. Unberücksichtigt blieb die Tatsache der [illegible] historischen und geographischen Struktur der [illegible] in allen diesen Ländern. Während für die im geschlossenen Sprachgebiete lebenden Minderheiten, wie sie sich namentlich in einem Teil Polens, in Deutsch-Böhmen und Deutsch-Tirol befinden, ausschließlich die *territoriale* Autonomie Lebensmöglichkeiten schafft, also weitestgehende Selbstverwaltung, Homerule, ist das Interesse der versprengten Minoritäten und Sprachinseln unauflöslich mit der Personal-Autonomie verbunden.

Die rein schematische Fassung des Problems und besonders der materielle Inhalt der Vertragsbestimmungen selbst bestätigen, daß es den Vertragschließenden nicht um einen ehrlichen *Schutz* der Minderheiten, sondern im Gegenteil um eine durch Paragraphen verschleierte *Preisgabe* handelte. Wenn im folgenden der Vertrag mit der Tschecho-Slowakei als Ausgangspunkt genommen wird, so hat das seine Begründung in den vorliegenden offiziellen und inoffiziellen Kommentaren zu diesem Vertrag. Ferner aber läßt die Geschichte dieses uralten nationalen Kampfbodens eine empirische Bewertung der Bestimmungen zu, die auch dadurch erleichtert wird, daß, wie in keinem anderen Falle, die authentischen Erklärungen dieser Minderheiten selbst über ihre Forderungen seit langem vorliegen.

Der *Pariser Vertrag vom 20. September über den Minderheitenschutz in der Tschecho-Slowakei* beginnt mit der Behauptung, daß sich alle Völker dieses Staates „aus freiem Willen" vereinigt hätten. Dadurch soll wohl der Welt gegenüber die historische Wahrheit von dem blutigen Widerstande der Sudetendeutschen und der Slowaken gegen ihre Einverleibung hinwegdekretiert werden. Von den folgenden Artikeln sollen mit Auslassung der völlig belanglosen Erklärung der Menschenrechte und anderer, rein dekorativer Auslassungen nur die die Erhaltung der

Minderheiten am tiefsten berührenden Artikel über Verwaltung, Schulrecht und internationalen Schutz erörtert werden. In diesen Fragen soll der Vertrag nach den Pariser Erklärungen nur ein Mindestrahmenprogramm geben, gibt aber in Wirklichkeit nicht einmal das, sondern nur eine lückenhafte widerspruchsreiche und unklare Fassung von Grundsätzen. So ist die Ausübung der politischen und bürgerlichen Rechte von religiösen und sprachlichen Verschiedenheiten unabhängig gemacht. Der Zutritt zum öffentlichen Dienst und die Ausübung aller Gewerbe und Berufe ist aber nur mehr vom Glaubensbekenntnis unabhängig, nicht auch von der Sprachzugehörigkeit! Die tschechische Regierung kann daher dem Wortlaute gemäß ungehindert deutschen Beamten die Anstellung, den Gewerbetreibenden die Ausübung ihres Berufes unmöglich machen. Im folgenden Artikel wird die tschechische Regierung ermächtigt, überall, also auch im deutschen Gebiet, die tschechische Amtssprache einzuführen. Die Deutschen behalten zu ihrem Schutz „die angemessene Möglichkeit, vor Gericht ihre Sprache zu gebrauchen". Davon, daß sie es auch vor den Verwaltungsbehörden, in Staatsanstalten und Instituten dürfen, schweigt der Vertrag. Und auch vor Gericht haben sie kein Recht, Erledigungen in ihrer Sprache zu erhalten. Ja, nach dem Vertrag ist sogar die groteske Möglichkeit einer Gerichtsverhandlung im rein deutschen Gebiete denkbar, bei der sich die deutsche Partei nur tschechisch sprechenden und antwortenden Richtern, Geschworenen und Staatsanwälten gegenüber sieht! Die Einführung der tschechischen Sprache als Hauptamtsprache gibt auch der Anstellung deutscher Beamten gegenüber der Willkür freie Hand. Man wird sie einfach als sprachlich minderqualifiziert betrachten. Zusammenfassend kann gesagt werden, wo der Deutsche mit dem Verwaltungsapparat, ja mit dem Staate selbst zu tun hat, wo er ein Recht geltend machen will, gewährt ihm der Pariser Vertrag keinen nennenswerten Schutz. Seinen Pflichten und namentlich denen als kapitalskräftiger Steuerzahler wird er dagegen strikte nachkommen müssen. Trotzdem die Deutschen beispielsweise an sieben Zehntel zum Staatsbudget beitragen, ist der Staat ihren Kulturforderungen gegenüber nur zu sehr wenig verpflichtet. „Die Staatsnation bestimmt, wie groß der Bruchteil ist, der aus den allgemeinen Steuergeldern für die Humanitäts- und Erziehungszwecke der Minderheiten auszuwerfen ist." Die Erhaltung deutscher Schulen, deutscher Krankenhäuser und humanitärer Anstalten im geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet wird nach dem Vertrage von der Willkür der Staatsnation abhängen, in Wirklichkeit also ganz auf den eigenen Schultern der Minderheit lasten. Die Bestimmung, daß „dort, wo ein bedeutender Bruchteil von Bürgern anderer als tschechischer Zungen wohnt, durch Gewährleistung eines geziemenden Betrages für Minderheitenschulen die angemessene Gelegenheit geboten wird, den Unterricht in der eigenen Sprache zu genießen", läßt in seiner unklaren und vieldeutigen Fassung der tschechischen Verwaltungspraxis völlig freie Hand! Und dabei besteht für die tschecho-slowakische Regierung noch nicht einmal die Verpflichtung, diesen Artikel unter die Staatsgrundgesetze aufzunehmen, sondern sie gibt ihr das Recht, die Einhaltung von den „gleichen Garantien" der Minderheiten ihr gegenüber abhängig zu machen. Worin diese Garantien bestehen, wann sie vorliegen und wer über ihr Vorhandensein entscheidet, bleibt ungeklärt. Die Allmacht des Staates wird sanktioniert, den Minderheiten nicht einmal der Bruchteil einer Selbstverwaltung, einer eigenen Reichssphäre, zugebilligt.

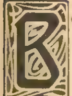
Am bezeichnendsten für die Tendenz, die bei den Vertragschließenden vorherrschte, ist aber wohl der Artikel, der den Schutz der Minderheiten unter die Garantie des Völkerbundes stellt. Nicht die Minderheitsvölker dürfen nämlich bei einer abfälligen Verletzung Beschwerde führen, auch nicht ein Mitglied des Völkerbundes schlechthin darf das, sondern nur ein Mitglied des Rates der Gesellschaft der Nationen erhält das Recht, die Aufmerksamkeit des Rates auf eine Verletzung der Verpflichtungen hinzulenken. Nicht eine Pflicht, sondern nur ein Recht wird damit statuiert, und seine Geltendmachung dem guten Willen der Diktatoren des Völkerbundes überlassen. Sollte aber in der Praxis ein derartiger, wenig wahrscheinlicher Fall vorkommen, so entsteht vorerst zwischen der beteiligten Macht und der Tschecho-Slowakei ein Konflikt internationalen Charakters, der zunächst vor den zuständigen internationalen Gerichtshof gebracht und dort entschieden werden muß.

Alles in allem: die Verträge garantieren den Tschechen und den Polen die schrankenlose Vormachtstellung, eine Garantie für die Minderheiten gibt es nicht. Die Zukunft der Minderheiten hängt von ihrer eigenen Widerstandskraft, von eigenen Einrichtungen zum Schutze ihres Volkstums ab. Die Pariser Verträge haben auch die letzte Hoffnung auf eine internationale Gerechtigkeit und auf den Schutz des Völkerbundes zerstört. Sie verewigen den Daseinskampf der Minoritäten.

Die Neutralen und die Auslieferungsfrage.

Von Dr. J. Lulvès, Archivrat.

II. (Schluß.)



Bereits Ende Mai 1919, als die Forderungen jenes Gewaltfriedens eben bekannt geworden waren, hatte der norwegische Schriftsteller Hjalmar Christensen in dem vielgelesenen Presseorgan „Bergens Tidende" seiner moralischen Empörung Ausdruck gegeben:

„Der Beschluß," so schreibt er, „Kaiser Wilhelm vor eine Art Kriegsgericht zu stellen, ist die gemeinste Äußerung eines schlechten Gewissens, die die Weltgeschichte kennt. Die Verbündeten brauchen ein Gerichtsurteil, das ihnen die Schuld am Weltkriege abnimmt. Nach Enthüllung der geheimen Abmachungen würden die eigenen Nationen der Vielverbandsmächte schwerlich ihre Blindheit beibehalten. Jetzt will man sie beruhigen, und dies geschieht in der Art, daß die Sieger aus ihrem eigenen Kreise Richter ausersehen, die einen Mann aburteilen, der jedenfalls nicht mehr Verantwortung für den Krieg hat als die eigenen Machthaber des Vielverbandes. Das ist eine Äußerung der Gerechtigkeit von derselben Art wie die, die das Abkommen mit Italien diktiert hat, das die Slawen Dalmatiens und die Deutschen Tirols von vornherein verkauft, während gleichzeitig die Alliierten ihr Heilsarmeelied über das Selbstbestimmungsrecht der Völker singen. Sollte der Kaiser, der, solange es möglich war, friedliche Ziele in Europa verfolgte, jetzt das Opfer eines Justizmordes empörendster Art werden, so würde er eine tragische Persönlichkeit werden, und man wird sich dann aller seiner guten Eigenschaften erinnern."

Daß die norwegische öffentliche Meinung unbeirrt noch heute diesen Standpunkt ihres Rechtsempfindens einnimmt, beweist das „Morgenbladet" (Christiania, 20. Januar 1920) durch einen längeren Leitartikel des Inhalts: Der Auslieferungsantrag beweise durch seine Begründung, daß die Alliierten eine juristische Anklage gegen den Kaiser nicht für

haltbar halter. Es gebe kein Gesetz, nach dem die Auslieferung verlangt werden könnte, und es würde gegen alle juristischen und völkerrechtlichen Grundsätze verstoßen, wenn Holland ausliefert.

Als Vertreter des dritten neutralen nordischen Staates, Dänemarks, geht auch das Kopenhagener Blatt „Ekstrabladet" vom 7. Juli wegen der empörenden Rechtsverletzung, die die Entente unter Mißbrauch ihrer gegenwärtigen Machtfülle begeht, mit ihr ins Gericht. Frank und frei gibt das Blatt den „Schuldigen" klare Verhaltungsmaßregeln. Der Artikel lautet: „Der Prozeß (gegen den Kaiser) kann niemals etwas anderes als eine Paradevorstellung werden, welche allen Begriffen von Recht und Gerechtigkeit widerspricht. Welche Karikatur er ist, wird durch die Tatsache bezeichnet, daß das Urteil bereits gefällt ist; denn es ist beschlossen, daß der Kaiser nicht zum Tode verurteilt werden soll, sondern zu lebenslänglicher Verbannung auf eine öde Insel. Warum denn dieses Schauspiel, das weder einen Gerichtshof, noch einen Prozeß darstellt, aber beides zu sein vorgibt? Der Sieger hat stets seine Macht benutzt, seinen Sieg zu sichern. Es verstößt aber gegen das Rechtsbewußtsein, dieses unter dem Anschein eines gerechten Urteils zu tun, wenn alle Bedingungen für ein solches fehlen. Es ist völlig unmöglich, im vorliegenden Falle einen gerechten Gerichtshof zusammenzusetzen. Nichts empört das Rechtsbewußtsein mehr, als wenn jemand seine Macht unter dem falschen Scheine des Rechtes zur Geltung zu bringen sucht. . . . Ein Grundstein, auf dem das Leben der Staaten der Völker gegründet ist: die Unparteilichkeit der Rechtsprechung, wird hier erschüttert. Der erbärmlichste Raubmörder genießt einen Schutz. Ist es glaublich, daß außer dem Kaiser noch Bethmann Hollweg, Hindenburg und Ludendorff usw. vor einen Gerichtshof sollen? Die einzige vernünftige Antwort seitens der Angeklagten muß darin bestehen, daß sie sich weigern, vor dem Richter zu erscheinen und auf jeden Fall sich nicht verteidigen, bevor sie vor einen unparteiischen Gerichtshof gestellt werden. Daß das unmöglich ist, ist Sache der Großmächte. Allerdings wird man eine Ahndung der deutschen Kriegsgreuel fordern. Aber auch die Deutschen behaupten, vollgültige Beweise für englische und französische Schändlichkeiten zu haben. Wir wissen jedoch, daß diese Beschuldigungen nicht untersucht und die Beweise nicht geprüft werden. Wie kann man da noch von Recht reden, wie kann man von etwas anderem sprechen, als von dem erbärmlichsten Bruch aller Rechtsbegriffe, als von einer offenbaren Verhöhnung und Verachtung der Idee des Rechtes! Welche Heuchelei, welche Betrügerei, unter dem Deckmantel des Rechtes seinen Machtgelüsten nachzugehen." Einig sind sich alle Stimmen darin, die einzig dastehende Rechtsverhöhnung in dem ganzen Verfahren gebührend an den Pranger zu stellen!

Die im Mai durch den europäischen Blätterwald gehende Nachricht von einer eventuellen gerichtlichen Aburteilung Kaiser Wilhelms in Genf löste oppositionelle Gefühle bei den Schweizern aus, welche die „Baseler Nachrichten" in folgender gründlich abkühlenden Form zu Papier brachten: „Es erscheint als selbstverständlich, daß die Schweiz sich für die ihr zugedachte Ehre bedanken wird, auch noch dem Standgericht über Exkaiser Wilhelm zum Sitze zu dienen. Von einem wirklichen Gericht ist ja überhaupt keine Rede, weil diesem jede Kompetenz und Unparteilichkeit von vornherein völlig abgeht, indem die Ankläger und Geschädigten zugleich als Richter auftreten wollen. Die Schweiz würde durch Duldung einer solchen Verhandlung auf ihrem Gebiete alle Traditionen, ihre Neutralität und ihre Würde aufgeben und sich zur Polizei der Mächte erniedrigen." Eine Sprache, würdig der Hollands in ihrer eingangs erwähnten Absagenote an die Entente.

Wenden wir uns noch zum Schluß dem neutralen Lande im Süden Europas, Spanien, zu, in dem wir Deutschen so viele aufrichtige Sympathien besitzen, die sich auch während des Krieges zeigten, so weit der stetig zunehmende Druck von seiten Englands und Frankreichs es zuließ. Temperamentvoll und voll Verachtung gegenüber Frankreich äußert sich die Madrider „A. B. C." zu Anfang dieses Monats auf die Nachricht, daß die Liste der „Schuldigen", mit angeblich nicht weniger als 1500 Mann, vollständig sei: „Und schon versprechen die Zeitungen Außerordentliches. Die Damen und Herren der Boulevards benötigen für ihre ermüdeten Nerven neuer Aufregungen und streiten sich um Eintrittskarten für den Untersuchungsausschuß; der angekündigte Blutgeruch peitscht das ganze französische Volk auf!"

Hier möchte ich eine geschichtliche Reminiszenz einschieben: Wer denkt bei dieser Bemerkung nicht an den perversen Blutdurst des französischen Volkes, insonderheit der degenerierten Pariser, nach großen politischen und wirtschaftlichen Katastrophen, wie nach der Eroberung der wichtigsten Provinzen Frankreichs durch die Engländer im Hundertjährigen Kriege, wie nach den drei ersten Bürgerkriegen gegen die Hugenotten, nach dem Sturze des Ancien Régime und nach dem Deutsch-Französischen Kriege? Im Pariser Aufstand des Etienne Marcel und in der Jacquerie 1358, in der Bartholomäusnacht 1572, im Schreckensregiment der Großen Revolution 1793/94 und der Pariser Kommune von 1871, mußte der französische Pöbel, der Ausbund von Voltaires Tigeraffen, im Blute schwelgen, ehe er wieder zur Besinnung kommen konnte. So auch heute nach der Beobachtung des Spaniers, dem wir hier wieder das Wort geben.

„Es gibt aber noch Menschen, die nicht an diese Befriedigung der Rache glauben. Gewiß, im Versailler Vertrag steht eine von den Deutschen unterzeichnete Bedingung, welche die Auslieferung der „Schuldigen" verlangt. Aber gibt es nicht etwas Größeres als diesen Vertrag? Ist die Liebe aller Deutschen zu ihren besten Landsleuten, die überall in der Luft und unter Wasser für ihr Vaterland siegten und starben, nicht größer? Dieselben, denen in den siegreichen Tagen, als die Fahnen aus den Fenstern hingen, die Glocken läuteten und die Schulen feierten, zugejubelt wurde, sollen jetzt ausgeliefert und gemäß den Bedingungen des Friedensvertrages von Richtern abgeurteilt werden, die nicht Recht sprechen, sondern nur Rachegefühle entscheiden lassen. Das deutsche Volk soll die „Schuldigen" ausliefern. Weswegen „schuldig"? Das einzige Verbrechen, dessen man sie anklagt, ist, die deutsche Heimat vor dem feindlichen Eindringen geschützt zu haben. Sie warfen Bomben auf Paris und London in gleicher Weise wie die Franzosen und Engländer auf die deutschen Grenzstädte, weil sie Berlin nicht erreichen konnten, sie hielten also die kriegerische Begeisterung in gleicher Weise wie Lloyd-George und Clemenceau aufrecht; sie gebrauchten barbarische Abwehr- und Verteidigungsmittel in dem barbarischen Kriege, der gegen sie geführt wurde. Wie könnten die ihre Brüder ausliefern, deren Zuversicht, nicht Hungers sterben zu brauchen, durch jede Heldentat eines U-Bootes neu gestärkt wurde? Wenn das nach Meinung der französischen Gesetzeskenner als strafwürdiges Verbrechen anzusehen ist, sind nicht nur die 1500 der Liste des Herrn Ignace schuldig, sondern 60 Millionen deutscher Männer, Frauen und Kinder. Alle haben das gleiche Vergehen begangen, alle haben ihr Vaterland bis zur Verzweiflung verteidigt. Der den jetzt „Schuldigen" seinerzeit entgegengebrachte Beifall und Jubel bei ihren Taten macht ganz Deutschland mitschuldig der Verbrechen der „Möwe", Richthofens und Hindenburgs.

Der Vertrag ist gezeichnet. Nun gut! Das deutsche Volk kann nur sagen: unsere Unterschrift gilt — wir sind alle schuldig!"

Indirekt enthalten diese Ausführungen des Spaniers einen nicht mißzuverstehenden Appell an das anscheinend noch schlummernde Nationalgefühl des deutschen Volkes. Der Gedanke liegt einem Spanier nahe, dessen Vorfahren einst in den Kämpfen gegen den französischen Unterdrücker, gegen Napoleon I., heldenhaft ihren Nationalstolz bewiesen, für ihr Nationalgefühl geblutet haben, in jenem Kampfe, der damals Europa und voran das deutsche Volk zu dem Versuche ermutigte, auch seinerseits das Joch des bis dahin für unbesiegbar geltenden Eroberers abzuschütteln.

Möge heute der Appell des Spaniers an das Nationalgefühl des deutschen Volkes, an das sich fast gleichzeitig auch die Schwedin Cecilia Booth-Holberg in ihrer oben angeführten beredten Sprache wendet, möge das vom kleinen Holland gegebene Beispiel, seine nationale Würde und sein nationales Recht, selbst gegenüber der Übermacht, zu wahren, wirksamen Nachhall finden — zuerst einmal in der Auslieferungsfrage!



Reichs-Stickstoffwerk bei Chorzow, Oberschlesien.

Was bedeutet Oberschlesien für Deutschland.

Von Berginspektor Arthur Gerke, Weißstein.



Neben der Kohle spielt das Eisen im deutschen Wirtschaftsleben die wichtigste Rolle. Oberschlesien nimmt auch hierin eine bedeutende Stellung ein, obwohl es vor dem Kriege nur etwa ein Hundertstel der Gesamtbeförderung Deutschlands erzeugte. Sein 1917 insgesamt 1 014 625 Tonnen betragender Erzverbrauch mußte infolgedessen zum größten Teil aus sonstigen deutschen und ausländischen Erzbezirken gedeckt werden, zumal die oberschlesischen Erze wegen ihrer Minderwertigkeit wenig beliebt sind. Das zur Erzeugung von Roheisen und Stahl verbrauchte Erz wurde daher von weither teils mit der Bahn, teils auf der Oder herangeholt, was wirtschaftlich nur infolge der besonderen Frachtvergünstigungen seitens der Eisenbahn möglich war. Wenn die oberschlesische Eisenindustrie trotzdem und besonders während des Krieges so Großes geleistet hat, so ist das ein Beweis für ihre innere Gesundheit und für die hohe Stufe ihrer Technik.

Oberschlesien erzeugte 1917 in 31 Hochöfen 752 395 Tonnen Roheisen. Der weitaus größte Teil des erzeugten Rohmaterials wurde in eigenen Stahl- und Walzwerken weiter verarbeitet, welche rund 1 401 519 Tonnen Halbzeug und Fertigeisen herstellten. In zahlreichen Verfeinerungsbetrieben wie Preß- und Hammerwerken, Rohrwalzwerken, Maschinenbauanstalten, Drahtziehereien, Waggon- und Brückenbauanstalten wird dem so gewonnenen Rohmaterial die endgültige Gestalt gegeben.

Die Annexion Elsaß-Lothringens durch Frankreich, womit auch das Ausscheiden Luxemburgs aus dem deutschen Zollgebiet verbunden ist, ebenso die Besitzergreifung der Saarindustrie durch die Franzosen, verringert Deutschlands Eisenerzeugung um mehr als die Hälfte. Betrug früher der Anteil Oberschlesiens etwa 5 Prozent an der gesamten deutschen Eisenerzeugung, so erhöht sich dieser jetzt auf etwa 10 Prozent. Oberschlesien rückt damit von der achten an die vierte Stelle der deutschen Eisenindustrie.

Nun ist aber in Wirklichkeit die deutsche Eisenerzeugung infolge des Mangels an Rohstoffen, der verkürzten Arbeitszeit usw. noch erheblich geringer gewesen, so daß auch in diesem so wichtigen Rohstoff ein empfindlicher Mangel schon jetzt zu spüren ist. Dieser Mangel ist, da infolge der Kohlennot immer mehr Hüttenwerke zum Erliegen kommen, stark im Zunehmen begriffen und bedroht unser ganzes Wirtschaftsleben nicht minder wie der Kohlenmangel. Oberschlesiens Ausscheiden aus dem deutschen Wirtschaftsgebiet würde uns daher auch hierin vom Auslande abhängig machen und damit die Grundlagen unserer ausgebreiteten Maschinenindustrie, elektrischen Industrie, unseres Schiffbaus usw. erschüttern.

Oberschlesien birgt außer Kohle und Eisen die **bedeutendsten Zinkerzlagerstätten Europas** in seinem Boden. In 17 Gruben wird in der Umgebung von Beuthen Zinkerz in Verbindung mit edlem, etwas silberhaltigem Bleierz gewonnen und in 16 Hütten und 2 Bleihütten daraus Zink, Blei, Kadmium, Silber und Schwefelsäure erzeugt. Die Entwicklung der oberschlesischen Zinkindustrie zur bedeutendsten von ganz Europa war nur dank der reichen Kohlenlager möglich, da Zink zur Verhüttung noch heute die achtfache Menge des zu schmelzenden Erzes an Kohle gebraucht. Während Oberschlesiens Kohle und Eisen in der Hauptsache auf den deutschen und den Markt der benachbarten europäischen Länder angewiesen sind, versorgt sein Zink noch weite Gebiete des Weltmarktes mit diesem vielfach gebrauchten Metalle. Italien, die Balkanländer und besonders Asien kauften bis zu dem Kriege erhebliche Mengen Zink in Oberschlesien. Die gesamte deutsche Zinkerzförderung betrug 1913 etwa 649 700 Tonnen, Oberschlesiens Anteil daran 521 331 Tonnen = 80,2 Prozent. An Rohzink wurden 278 585 Tonnen produziert, wovon auf Oberschlesien 169 439 Tonnen = 60,8 Prozent entfielen. Die Abtrennung Oberschlesiens, welches allein **17 Prozent** der 1 0[illegible] 100 Tonnen betragenden **Welterzeugung** an Zink deckt, würde unser Vaterland schwer schädigen. Da die Ausfuhr 1913 zirka 136 093 Tonnen, die Einfuhr 58 520 Tonnen betrug, so stellt sich der deutsche Bedarf an Zink auf 191 012 Tonnen, der Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr also auf 80 573 Tonnen. Da mit Oberschlesien rund 170 000 Tonnen Zink wegfallen würden, so müßten zur Deckung des Bedarfs rund **108000 Tonnen eingeführt werden**, so daß wir auch hier wieder dem Auslande tributpflichtig würden.

Durch den Wegfall der bedeutenden **Schwefelsäureerzeugung** würde sich auch die Wirtschaftslage der chemischen Industrie, welche dieses Erzeugnis in erheblichen Mengen bezieht, verschlechtern. Die bisherige Ausfuhr würde auch hier durch eine Einfuhr ersetzt werden müssen. Da Schwefelsäure ferner im großen Umfange zur **Superphosphatherstellung** verwandt wird, welches als **Düngemittel** für die leichteren Böden des nordöstlichen Deutschlands unentbehrlich ist, so würde auch die deutsche **Landwirtschaft** durch den Verlust von Oberschlesien schwer betroffen werden.

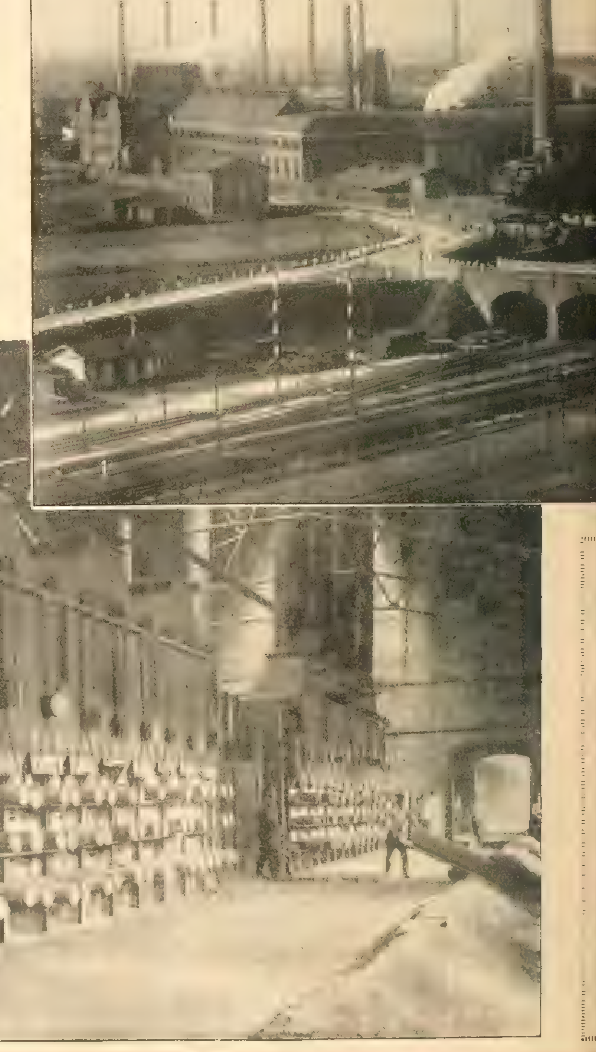
Wenn auch beim Blei die Folgen der Abtrennung Oberschlesiens nicht ganz so vernichtend wie bei den anderen Rohstoffen sein werden, da seine Bleiindustrie sich an Bedeutung mit der Zinkindustrie nicht messen kann, so bildet auch die

Bleigewinnung im Rahmen der gesamten Montanindustrie ein wesentliches Glied, dessen Abtrennung nicht leicht zu verschmerzen sein würde. Während Deutschlands Bleierzförderung 1913 etwa 142 000 Tonnen betrug, woran Oberschlesien mit 52 572 Tonnen beteiligt war, war die Bleierzeugung mit 165 000 Tonnen dank der Einfuhr ausländischer Erze recht erheblich zu nennen. Davon produzierte Oberschlesien etwa 44 337 Tonnen, deren Wegfall uns zwingen würde, auch hier wiederum das Ausland zur Sicherstellung unserer Versorgung heranzuziehen.

Zement- und Kalkindustrie sind in der Hauptsache auf den deutschen Absatz angewiesen, ihre Abnehmer würden also ebenfalls gezwungen sein, ihren Bedarf im Auslande zu decken. Ebenso ist es mit der holzverarbeitenden Industrie, der Sprengstoffindustrie und noch manch anderen Industriezweigen Oberschlesiens, deren Ausfall unser Wirtschaftsleben schwer beeinträchtigen müßte. Auch die Erträge der Land- und Forstwirtschaft dürfen bei dem Feldreichtum Oberschlesiens nicht unterschätzt werden.

Schwer betroffen würde vor allem das Reich und Preußen durch den Wegfall der Post und Eisenbahn. Nicht allein der einmalige Verlust an Werten, die in Gebäu-

Bilder aus der ob



esischen Industrie.



den und Anlagen stecken, wäre bitter zu ertragen, auch die jährlichen Verluste an Einkünften würden sehr bedeutend sein. Der Eisenbahndirektionsbezirk Kattowitz steht an Größe unter den 21 preußischen an 15. Stelle, ist also einer der kleinsten. Der Gesamtgüterverkehr Oberschlesiens belief sich aber vor dem Kriege auf 53 Millionen Tonnen oder auf rund 13 Prozent des gesamten preußischen Verkehrs. Der Einnahmeausfall allein aus dem Güterverkehr würde demnach ganz außerordentlich sein. Dazu käme noch der Wegfall der Einnahmen aus dem sonstigen Verkehr, der Steuern, Zölle usw., so daß der Staatshaushalt in seinen Grundfesten erschüttert würde.

Hiermit ist das Ende aber noch nicht erreicht. Vielmehr kommen zu den obigen, in Zahlen unmittelbar wiederzugebenden Verlusten noch weitere hinzu. Denn die oberschlesische Industrie steht nicht isoliert in Deutschland da, sondern ist durch tausend und aber tausend Fäden mit dem gesamten deutschen Wirtschaftsleben, vor allem mit dem des Ostens, aufs innigste verknüpft. Alle die vielen Kalkbrennereien, Zementfabriken, Ziegel- und Tonwerke, Zucker- und Spiritusfabriken, Eisengießereien und Maschinenfabriken, Gas- und Elektrizitätswerke leben von dem Brennstoff, den Oberschlesien ihnen in Gestalt seiner Kohle liefert. Wie



ber-

ütte
ben-

Bis-

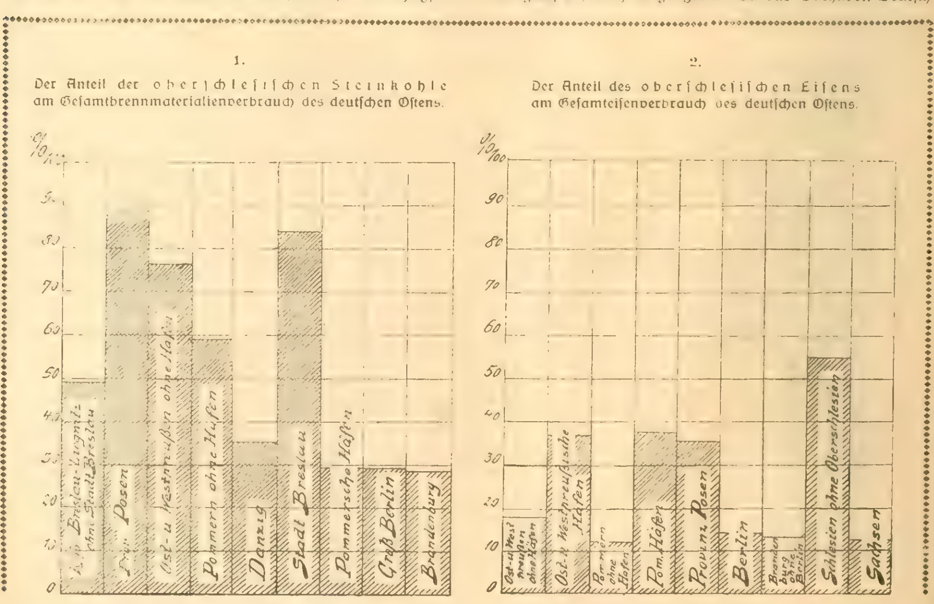
sehr vor allem der deutsche Osten in seiner Brennstoffversorgung vom oberschlesischen Kohlenbergbau abhängt, zeigt die Abbildung 1 auf dieser Seite. Sie enthält eine Berechnung des Verbrauchs dieser Bezirke an Steinkohlen und Braunkohlen überhaupt sowie den Anteil der oberschlesischen Steinkohle an diesem Verbrauch. Demnach ist Oberschlesien der bedeutendste Kohlenlieferant von Ostdeutschland und das, obwohl die englische Kohle vor dem Kriege hier so außerordentlich an Boden gewonnen hatte.

Auch bei den Erzeugnissen der Eisenindustrie tritt die bedeutsame Stellung Oberschlesiens in der Versorgung Ostdeutschlands klar in Erscheinung. In der Abbildung 2 auf dieser Seite ist für die wichtigsten Absatzgebiete Ostdeutschlands eine Gegenüberstellung ihres gesamten bahnwärtigen Eisenempfanges aus allen Eisenbezirken einerseits und aus Oberschlesien anderseits durchgeführt worden. Hierbei ist nur der Empfang von Stab- und Formeisen aller Art, von Eisenbahnschienen, Eisenbahnschwellen, Röhren-, Eisen- und Stahldraht berücksichtigt worden, da die oberschlesische Eisenindustrie für die Lieferung einer ganzen Reihe von Eisenerzeugnissen (Kleineisenzeug außer Nieten und Schrauben, Lokomobilen, Lokomotiven, usw.), die einen nicht unbeträchtlichen Teil des Empfanges der dargestellten Bezirke ausmachen, nicht in Frage kommt, weil sie diese nicht herstellt. Wenn der Anteil Oberschlesiens hier nicht so sehr in Erscheinung tritt, so ist das auf den heftigen Wettbewerb des westdeutschen, vor allem des lothringischen Eisenbezirks, zurückzuführen, der unter Benutzung der Rhein- und Seeschiffahrt mit außerordentlich niedrigen Frachtkosten nach Ostdeutschland liefern konnte. Nach der gewaltsamen Abtrennung Lothringens wird sich aber das Bild zugunsten Oberschlesiens verschieben und dieses noch weit mehr als früher für die Versorgung Ostdeutschlands herangezogen werden müssen.

Aber auch als Abnehmer, nicht nur als Lieferant, spielt Oberschlesiens Industrie eine große Rolle. Wieder sind es Kalkwerke und Zementwerke, die chemische Industrie, die Lederindustrie, die Industrie der Schmieröle und Sprengstoffe, die Maschinenindustrie, die elektrische Industrie und viele andere Zweige deutschen Gewerbefleißes, die in Oberschlesien und besonders in seiner Montanindustrie ihren wichtigsten Abnehmer haben. Die in der oberschlesischen Industrie zusammengedrängten Massen von Arbeitern und Beamten bilden einen außerordentlich aufnahmefähigen und kaufkräftigen Abnehmerkreis für die Landwirtschaft des Ostens und das mit ihr zusammenhängende Nahrungsmittelgewerbe. In erster Linie sind es natürlich die dem oberschlesischen Industrierevier unmittelbar benachbarten landwirtschaftlichen Kreise, denen die Deckung seines großen Lebensmittelbedarfes zufällt.

Aber auch die weiter entfernten, landwirtschaftlichen Gebiete bis hinauf nach Pommern, Ost- und Westpreußen sind, da die Lieferungen der Nachbarkreise bei weitem nicht ausreichen, an der Deckung des Bedarfs beteiligt. Auch für westdeutsche Industrieerzeugnisse ist Oberschlesien von jeher ein guter Abnehmer gewesen. Maschinenfabriken, elektrotechnische Werke, chemische Fabriken, Textilwerke liefern nicht nur der Montanindustrie, sondern auch der Bevölkerung dauernd große Mengen der verschiedensten Erzeugnisse. Ein Heer von Kaufleuten, Ingenieuren, Technikern und anderen Beamten findet als Vertreter der im sonstigen Deutschland ansässigen Firmen durch Vermittlung der von oberschlesischen Werken erteilten Aufträge sein Einkommen und würde bei einem Riß dieser Fäden rücksichtslos auf die Straße geworfen werden.

Die schlimmsten Einwirkungen würde jedoch die deutsche Handelsbilanz erleiden, welche bekanntlich seit 1889 dauernd passiv gewesen ist. Oder mit anderen Worten, Deutschland hat seit diesem Jahre dauernd mehr Nahrungsmittel und Rohstoffe für seine Industrie mit einem Werte eingeführt, der den Wert seiner Ausfuhr ganz erheblich überstieg. Zum Ausgleich dieses Defizits des deutschen Außenhandels stand aber neben den Einnahmen für die Ausfuhr, den Seetransport usw. ein Zinsguthaben Deutschlands an das Ausland zur Verfügung, mit dem die Bezahlung der eingeführten Güter bewirkt wurde. Durch dieses im Auslande angelegte Kapital erhielt unser Vaterland die Möglichkeit, eine größere Bevölkerung zu unterhalten, als es sonst ernähren konnte. Die Annexion Oberschlesiens durch Polen würde nun durch den Wegfall seiner bedeutenden Ausfuhr dieses Defizit, d. h. die Spannung zwischen Ein- und Ausfuhr, ganz erheblich vergrößern. Da das Guthaben Deutsch-



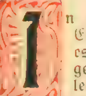
lands im Auslande durch den unglücklichen Ausgang des Krieges teils ganz vernichtet ist, teils zur Deckung der an die Entente zu zahlenden Kriegskosten mit Beschlag belegt worden ist, so sieht sich unser Vaterland einer äußerst schwierigen Lage gegenüber. Bleibt Oberschlesien und damit auch seine gewaltige Industrie deutsch, so wird es zweifellos gelingen, den vor dem Kriege herrschenden Gleichgewichtszustand allmählich wieder zu erreichen. Fällt Oberschlesien durch die Volksabstimmung an Polen, so wird die Spannung zwischen Einfuhr und Ausfuhr so groß, daß die deutsche Volkswirtschaft die zur Gesunderhaltung des deutschen Wirtschaftskörpers erforderliche Einfuhr nicht mehr wird bezahlen können. Die unausbleibliche Folge davon wird eine erhebliche Einschränkung unserer Einfuhr sein müssen.

Wo wird man diese aber eintreten lassen? Nun, die Menge der Lebensmittel wird man nicht sehr verringern können, denn leben wollen wir doch alle. Man wird also bei den Rohstoffen einsetzen müssen. Können wir nicht mehr so viel Rohstoffe einführen, wie wir jetzt gebrauchen, so wird unsere Industrie nicht mehr in dem bisherigen Umfange aufrechtzuerhalten sein. Viele Betriebe werden damit zum Erliegen kommen, und ein großer Teil unserer Volksgenossen wird, wenn er nicht verhungern will, zur Auswanderung gezwungen sein. Dann sind wir wieder auf dem Punkt angelangt wie im Anfang der 80er Jahre, den wir so glücklich überwunden hatten: daß nämlich die Heimat nicht mehr in der Lage ist, den Bevölkerungszuwachs zu ernähren. Wieder wird dann ein Teil deutscher Volkskraft hinausgehen und Kulturdunger für andere Völker werden. Ein Blick in die Zeitungen und die dort zahlreich sich findenden Inserate zeigt schon heute, daß es sich im vorstehenden nicht um Traumgebilde, sondern um wirkliche Tatsachen handelt. Schon hat sich sogar das Geschäft dieser Notlage bemächtigt und bietet sich zur Hilfeleistung für Auswanderer an! Aber auch für die Zurückbleibenden wird es eine schwere Zeit werden. Die gesamte Lebensführung wird sinken. Wir werden alle nicht mehr die Ansprüche ans Leben stellen können, die jeder, auch der Arbeiter, vor dem Kriege stellen durfte. Und wie waren wir stolz auf die so gehobene Lebenshaltung unseres ganzen Volkes, die wir letzten Endes nur dem günstigen Stande unsrer Handelsbilanz zu verdanken hatten!

Aber noch ist es nicht zu spät, wenn jeder Deutsche seine Pflicht tut und durch Aufklärung seiner Brüder und Schwestern dafür sorgt, daß am Abstimmungstage jeder Oberschlesier und jede Oberschlesierin ihre Stimme im deutschen Sinne abgibt. Wer den bedrängten Ostmarkdeutschen, vor allem in Oberschlesien, hilft, hilft damit nicht nur dem gesamten Vaterlande, sondern sich selbst, indem er die Wiedergesundung unseres Wirtschaftslebens und damit aller persönlichen, politischen und kulturellen Verhältnisse entscheidend fördert.

Das humanistische Gymnasium und die technischen Wissenschaften.

Von Max Geitel, Geh. Regierungsrat im Reichspatentamt.



In der Lebensbeschreibung des Marcellus, des Eroberers von Syrakus, berichtet Plutarch, daß es nur den dringendsten Bitten des Königs Hiero gelungen sei, den Archimedes zu bewegen, seine lediglich auf intellektuelle Dinge gerichtete Kunst auf körperliche Dinge zu übertragen, die reine Theorie durch die Sinne mit den Bedürfnissen des Tages in Beziehung zu bringen. Schiller hat die Auffassung des Archimedes in dem Gedicht „Archimedes und der Schüler" in die Verse gekleidet:

> Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling.
> „Weihe mich," sprach er, „in die göttliche Kunst,
> Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen
> Und die Mauern der Stadt vor der Sambuca*) beschützt!"
> „Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's", versetzte der Weise;
> „Aber das war sie, mein Sohn, eh sie dem Staat noch gedient.
> Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die sterbliche zeugen;
> Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib."

Diese Bewertung der Übertragung geistiger Dinge auf körperliche, insbesondere auf technische Dinge, steht in Einklang mit der Auffassung, die zuvor schon Plato und Aristoteles hegten. Jener stellte die Mathematik so hoch, daß er jedem der Geometrie Unkundigen den Zutritt zu seinem Heim versagte und dem Eudoxus und dem Archytas zürnte, weil sie die Würde der Geometrie dadurch vernichtet hätten, daß sie diese Wissenschaft in den Dienst der Kriegskunst stellten. In der Auffassung des Aristoteles galten Handel und Handwerk als unedel und der Tugend hinderlich.

Diese einseitige und ablehnende Schätzung der Anwendung der Wissenschaften auf die Technik hat sich in weiten Kreisen der Intellektuellen bis auf den heutigen Tag erhalten, obgleich es kein Gebiet menschlicher Tätigkeit, materieller wie ideeller Art gibt, das durch die in der Technik verwirklichte Übertragung intellektueller Dinge auf körperliche nicht reich befruchtet wurde.

In Deutschland hat sich eine vorurteilslose, von der Auffassung der Philosophen des Altertums unbeeinflußte Bewertung der Technik und ihrer Jünger langsamer entwickelt als in anderen Kulturländern. Der Umstand, daß unser Vaterland einerseits die Hochburg klassischer Bildung, andererseits die Pflanzstätte der zu höchster Entfaltung gesteigerten technischen Wissenschaften ist, hatte zur Folge, daß zwischen den Vertretern beider Richtungen ein heftiger Streit entbrannte, der u. a. in dem Kampfe um das humanistische Gymnasium zu besonders schwerem Ausdruck gelangte. Diesem Streit kann ein erheblicher Teil der Schärfe genommen werden, denn die auf dem klassischen Altertum fußende Ausbildung unserer Jugend bildet, sofern sie nicht einseitig überspannt wird, sofern sie der Vielseitigkeit der alten Kultur gebührend Rechnung trägt, keineswegs ein Hindernis für ein gedeihliches Studium der an unseren Technischen Hochschulen gepflegten Wissenschaften.

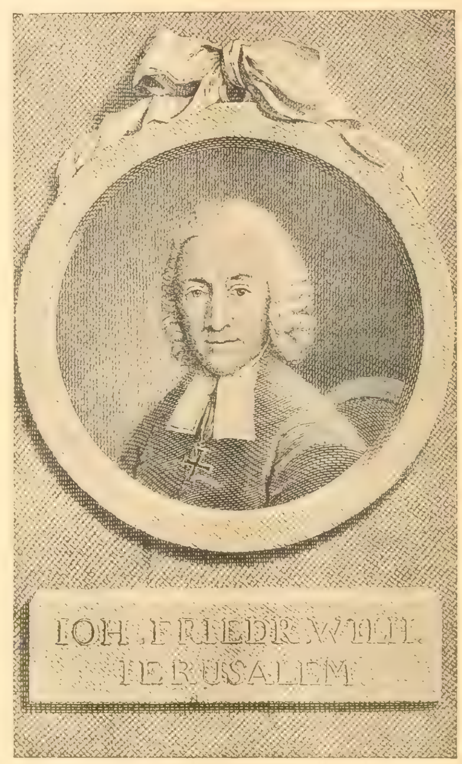
Der Techniker von heute, der vielseitigste, zweifellos einer der wichtigsten Vertreter der angewandten Wissenschaften, muß gleichermaßen heimisch sein im theoretischen Wissen, wie auf den verschiedenen Gebieten der in dem Lärm und Rauch der Fabrikhallen und der Baustellen sich vollziehenden, auf Handfertigkeit gegründeten Arbeiten. Er muß die Auffassung des seiner Zeit vorauseilenden Forschers sich ebenso zu eigen machen können wie die des Arbeiters, der dem schöpferischen Gedanken, oft unter den größten Schwierigkeiten und unter Anwendung höchster Intelligenz, die praktische Ausführung, die Projektion in die Wirklichkeit verleiht. Dieses Doppelwesen der Tätigkeit des Technikers erfordert eine Bildung, eine Lebensauffassung, die sich nicht allein auf der Kenntnis der Realien, auf dem „ungezügelten Nutzgrundsatz" aufbaut, sondern außerdem demjenigen Gesichtskreise entspringt, den uns das griechische und römische Altertum mit seinem Idealismus, seinem Patriotismus, seinem auf das allgemein Menschliche gerichteten Sinn so reich, unmittelbar und nachhaltig erschließt wie kein anderes Zeitalter. Der Quell dieser Lebensauffassung fließt zwar nicht auf allen

* Eine der Belagerungsmaschinen des Marcellus.

humanistischen Gymnasien in gleicher Fülle und Reinheit, denn die hierfür erforderliche Lehrfähigkeit und Hingabe ist nicht gleichmäßig verteilt. Trotzdem aber muß rückhaltlos anerkannt werden, daß unser humanistisches deutsches Gymnasium in seiner Gesamtheit die Pflanzstätte der Geistesrichtung bildet, die den geistigen Hochstand unseres Volkes gezeitigt hat. Wer das bestreitet, hat entweder von dem, was an unserem humanistischen Gymnasium gelehrt wird, keine Kenntnis, oder er hat, sofern er dessen Schwelle überschritt, bei der Wahl seiner Lehrer ein bedauerliches Unglück gehabt.

Der Techniker von heute darf seine fachliche Ausbildung nicht einseitig betreiben, er muß vielmehr seinem geistigen Gesichtskreis eine derartige Weite verleihen, daß er zugleich der hohen Aufgabe, für deren Lösung er infolge seines von uns gekennzeichneten Doppelwesens der gegebene Mann ist der Vermittlung der sozialen Gegensätze, dem werktätigen Humanismus, mit Erfolg zu dienen vermag. Über Trägheitsmoment, Elastizitätsmodul, Pferdekraft, Wirkungsgrad, Gleich-, Dreh- und Wechselstrom, über Säuren und Salzen darf er niemals vergessen, sich die Fähigkeit zu bewahren, Menschen und Tatsachen von der Warte einer erweiterten Lebensauffassung zu beurteilen und zu behandeln. Andererseits aber erscheint es im Interesse eines gedeihlichen Zusammenarbeitens unserer gesamten Volkskräfte auch unbedingt erforderlich, daß endlich die von den Philosophen des Altertums auf uns überkommene Mißachtung der dem praktischen Leben dienenden Tätigkeit einer vorurteilslosen Würdigung weiche.

Einer derartigen unbefangenen Würdigung begegnen wir in dem Berichte, in welchem der seiner Zeit weit vorauseilende Abt Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem* dem Herzog Karl I. von Braunschweig um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Gründung des Collegium Carolinum, des Vorläufers unserer technischen Hochschulen, empfahl. „Das Publikum", so äußert sich Jerusalem, „hat einmal gewissen Wissenschaften besondere Vorzüge eingeräumt, und wir Gelehrten, die wir diesen wichtigen Ehrentitel uns dadurch erworben haben, sind seit undentlichen Jahren in dem Besitze, uns einbilden zu dürfen, als wenn wir allein die Stützen der menschlichen Gesellschaft wären, und daß außer unseren vier Fakultaten weder Heil noch Vernunft zu suchen sei. Wir behalten aber Ehre genug, wenn wir gleich unseren Nächsten, die in anderen Ständen leben, einen Teil, und wenn es auch die Hälfte wäre, davon überlassen. Diejenigen, welche in den größten Welthändeln der Welt nützen, die mit Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, der Handlung, der Verbesserung der Naturalien, Vermehrung des Gewerbes und der Haushaltung, das ist die Landwirtschaft, umgehen, die sich auf mechanische Künste legen, die zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erde das gemeine Beste suchen, machen einen ebenso wichtigen Teil des gemeinen Wesens wie die Gelehrten aus."



Abt Jerusalem,
der als erster die Gründung einer technischen Hochschule anregte.

Auf dem von Jerusalem vorgezeichneten Wege allmählich fortschreitend, stellte sich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts die technische Hochschule der Universität, der Trägerin der ruhmvollen Gelehrten-Tradition, ergänzend zur Seite, in Gemeinschaft mit dieser einen zweiten Brennpunkt der Kultur bildend. War einerseits der Aufbau der Technischen Hochschule nur auf Grund der Jahrhunderte langen Wirksamkeit des Humanismus möglich, so erfuhr dieser hinfort durch die junge technische Wissenschaft reiche Anregung und Befruchtung. Aus dieser Wechselwirkung beider hinfort die universitas literarum bildenden Hochschulen ergibt sich die Folgerung, daß für deren Studierende eine solche Vorbildung die ersprießlichste ist, die die Realien und die humanistischen Disziplinen tunlichst gleichmäßig umfaßt.

Nun bedarf der Techniker allerdings einer besonderen Art des Denkens, des technischen Denkens, das sich im Gegensatz zu dem begrifflichen Denken auf der Beobachtung, der Erfahrung, der Erkenntnis der Naturgesetze aufbaut und schaffend, gestaltend wirkt. Das aber, was ihm das humanistische Gymnasium an Vorbildung für dieses technische Denken nicht auf den Lebensweg mitgibt, kann der Maturus, wenn er überhaupt die erforderliche Begabung und Hingabe besitzt, unschwer ergänzen.

Noch nach einer anderen Richtung muß der humanistisch vorgebildete Techniker bei dem Übertritt zu seiner Hochschule eine erhebliche Neuorientierung vornehmen. Das Wort, die Zeichnung und die Formel sind die drei Mittel, durch welche der Techniker das, was er denkt und schafft, zum Ausdruck bringt. Daß in der Meisterschaft des Wortes das humanistische Gymnasium dank dem formvollendeten logischen Aufbau des Griechischen, noch erheblich mehr des Lateinischen, unerreicht dasteht, bedarf keines Beweises. Nicht die gleiche Höhe nimmt jenes in der zeichnerischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Schulung ein. Bezüglich der vielfach unterschätzten zeichnerischen Fertigkeit ist besonders hervorzuheben, daß der heutige Techniker ihrer nicht nur zur Darstellung seiner Schöpfungen, sondern in weitestgehendem Maße auch zu deren Berechnung und Prüfung bedarf. Der Zeichnung und der Formel muß daher hinfort ein erheblich breiterer Raum im Lehrplan des humanistischen Gymnasiums eingeräumt werden, wenngleich anerkannt werden muß, daß nach dieser Richtung in den letzten Jahrzehnten eine erfreuliche Wendung eingetreten ist im Vergleich zu jenen Zeiten, wo der „Goldene Schnitt" eine gefürchtete mathematische Abiturientenaufgabe bildete.

Wenn nun Tausende von Abiturienten humanistischer Gymnasien sich bisher als tüchtige Techniker erwiesen haben, so hat dies zu einem gewissen Grade seinen Grund darin, daß sie infolge der Vielseitigkeit des ihnen dargebotenen Stoffes auch für ihren Lebensberuf eine nicht zu unterschätzende Anregung erhielten. Dem humanistisch gebildeten Techniker ist Pallas Athene nicht nur die hehre, jungfräuliche Göttin, sondern zugleich die Erfinderin der Spindel, die Schöpferin des attischen Ölbaus, die, als sie dem Haupte des Zeus entsprang, diesem so viel Gehirnmasse entzog, daß der verbleibende Rest zur Ausführung selbständiger erfinderischer

* Abt Jerusalem, geb 1709, gest. 1789, war der Vater des Legationssekretärs Jerusalem, der sich zu Wetzlar das Leben nahm und Goethe das Vorbild zu dessen Werther gab.

Tätigkeit nicht mehr ausreichte. Hephästos ist ihm der göttliche Vertreter des Kunstgewerbes, das in Homer seinen verständnisvollen Interpreten fand. Ödipus ist ihm nicht allein das Opfer des finsteren Fatums, sondern wesentlich des Umstandes, daß an dem Orte des Vatermordes die von Curtius in seiner tiefgründigen Geschichte des griechischen Wegebaues nachgewiesenen ἐκτροπαί, die das erste Vorbild unserer Eisenbahnweichen bildenden Ausweichgeleise, fehlten. Herodot ist ihm nicht nur der vielseitige Historiker, sondern zugleich der weitgereiste Berichterstatter über die großen Bauwerke des Altertums. In Julius Cäsar verehrt er nicht allein den Schöpfer des leicht übersetzbaren, periodenarmen Tertianer-Lateins, sondern zugleich den Erbauer einer leistungsfähigen Rheinbrücke und der die Stadt des Vercingetorix umschließenden Doppelfestung. Mit Ciceros nicht durchgehends sympathischer Gestalt versöhnt ihn die Tatsache, daß dieser, als er in Sizilien als Quästor fungierte, das von Marcellus dem Archimedes, dem Schöpfer der wissenschaftlichen Mechanik, in Gestalt der in den Zylinder eingeschriebene Kugel errichtete, in Vergessenheit geratene, verfallene Denkmal wiederherstellen ließ.

Bei einem tieferen Eindringen in die Technik des Altertums, insbesondere der Griechen und Römer, könnten diese Anregungen um ein Vielfaches vermehrt werden. Eine Technik im heutigen Sinne, die das gesamte Leben beeinflußt, kannten zwar die Alten nicht. Die Spannkraft des Dampfes war noch nicht in Fesseln geschlagen und ausgenutzt, wenngleich die von Heron von Alexandrien beschriebenen Dampfkünste und sonstigen mechanischen Einrichtungen bereits den Keim heutiger technischer Höchstleistungen, z. B. der Dampfturbine, enthalten. Der Götterfunke ruhte in der Hand des Donnerers, wurde nicht, nach Volt und Ampere bemessen, durch Verrichtung von Arbeit entweiht. Trotzdem aber sind, gerade weil sie der Benutzung der gefesselten Naturkräfte entbehren mußten, die technischen Leistungen des Altertums in hohem Grade bewundernswert.

Von seinem Anbeginn an hat der Humanismus den technischen Leistungen des Altertums, dessen mathematischen, physikalischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten ein sehr geringes Maß von Aufmerksamkeit gewidmet und sich fast ausschließlich mit der Philosophie, der Literatur, Stilistik, Rhetorik, kurzum mit den Geisteswissenschaften der Alten beschäftigt. Infolge dieser Einseitigkeit kann dem Humanismus der Vorwurf nicht erspart werden, daß er uns den Geist des klassischen Altertums nur teilweise erschlossen hat. Nunmehr aber muß angesichts der gesteigerten Wichtigkeit der realistischen Fächer eine Ergänzung des Wirkungskreises der humanistischen Bildungstätten Platz greifen. Diesem Verlangen kommen eine große Anzahl vorzüglicher Forschungsarbeiten von Philologen und Technikern entgegen, die in den letzten Jahrzehnten entstanden sind und unserem staunenden Auge den Hochstand des mathematischen Wissens und technischen Könnens der Alten vorführen. Hier treten uns die bahnbrechenden Vertreter der exakten Wissenschaften und deren Anwendung in bisher vermißter Anschaulichkeit entgegen. Neben Homer, Aristoteles, Sokrates, Plato, Sophokles, Euripides, Thucydides, Ovid, Horaz, Virgil, Cicero stellen sich Archimedes, Archytas, Eudoxus, Pythagoras, Thales, Euklid, Plinius, Vitruvius, Heron von Alexandrien und eine lange Reihe Anonymer. Erst durch eine Würdigung dessen, was diese bevorzugten Geister der Mit- und Nachwelt geleistet haben, wird das Bild der Kultur Griechenlands und Roms restlos enthüllt. Holt der Humanismus die von ihm hier begangene Unterlassung nach, bemüht er sich, die Vertreter der exakten Wissenschaften dem empfänglichen Gemüte der Jugend in demselben Maße näherzubringen, wie es ihm bisher bezüglich der Vertreter der Geisteswissenschaften gelungen ist, so erfüllt er eine doppelte, dankbare Aufgabe, indem er in den Kreisen seiner Anhänger die ohnehin vorhandene Verehrung des klassischen Altertums auf eine breitere Grundlage stellt, bei seinen Gegnern aber den Vorwurf der Vernachlässigung der Realien entkräftet.

Die Lösung dieser Aufgabe ist nicht leicht. Setzt sie doch eine Verminderung des bisher der Grammatik und Stilistik gewidmeten Zeitaufwandes voraus. Da erhebt sich nun die schwerwiegende Frage: ist für die Erziehung zum Humanismus, zum allgemein Menschlichen die bisher übliche, vielfach abschreckend wirkende grammatikalische Schulung unumgänglich erforderlich? Sollte es dem mit wahrhaft humanistischem Geist erfüllten Lehrer nicht möglich sein, diesen Geist auf seine Schüler ohne übertriebene philologische Tiefgründigkeit zu übertragen? Wenn erforderlich, unter vorsichtig beschränkter Benutzung von guten Übersetzungen? Generationen über Generationen haben aus den Evangelien, den Apostelbriefen und aus sonstigen Teilen der Bibel ihre religiöse und sittliche Auffassung geschöpft, ohne auch nur den geringsten Bruchteil jener Schriften im Urtext kennen gelernt zu haben, einzig und allein auf Grund von Luthers bisher nichterreichter Übersetzung. Warum soll gerade der Geist des Humanismus nur auf Grund bis zum äußersten getriebener Kenntnis derjenigen Sprachen unter uns lebendig werden können, die den Vertretern jener Geistesrichtung für den Ausdruck ihrer Gedanken zufälligerweise zur Verfügung standen?

Das Ende Rasputins.

Tagebuchblätter des Reichsdumaabgeordneten Wladimir Purischkewitsch vom November 1916

Übertragung aus dem Russischen von F. Ottow. (Fortsetzung.)



Wir begaben uns wieder die Treppe hinauf und versammelten uns von neuem im Salon, wo zwei, drei Minuten später auch Jussupow erschien. Er war blaß und erregt.

„Nein," sagte er, „es ist kaum zu glauben! Stellen Sie sich vor — er hat zwei Gläser mit Gift getrunken, hat mehrere rosafarbene, vergiftete Kuchen gegessen und — wie Sie sehen — nichts! Absolut nichts! Und seitdem sind mindestens fünfzehn Minuten vergangen! Mir steht der Verstand still! Was sollen wir tun? Er fängt schon an, sich darüber aufzuhalten, daß die Gräfin nicht erscheint, und es wird mir immer schwerer, ihn mit der Erklärung hinzuhalten, daß es ihr noch nicht möglich sei, unbemerkt zu verschwinden, wenn dort oben nur noch wenige Gäste sind, und daß sie gewiß nach zehn Minuten kommen werde. Er sitzt jetzt finster auf dem Diwan und — wie mir scheint — äußert sich die Wirkung des Giftes bei ihm nur in Speichelfluß und beständigem Aufstoßen. Meine Herren, wozu raten Sie mir?" . . . schloß Jussopow.

„Gehen Sie zurück", sagten wir ihm, „das Gift muß doch endlich seine Wirkung tun. Aber sollte es dennoch erfolglos bleiben, so kommen Sie nach fünf Minuten wieder her, und dann wollen wir verabreden, wie ein Ende mit ihm zu machen ist. Die Zeit vergeht, die Nacht ist schon weit vorgeschritten, und der Morgen könnte uns leicht mit der Leiche Rasputins in Ihrem Palais überraschen."

Jussopow ging langsam hinaus und begab sich wieder hinunter.

Nach fünf Minuten kam er zum dritten Male in den Salon hinauf.

„Meine Herren," sagte er hastig, „die Situation ist nach wie vor dieselbe: entweder wirkt das Gift nicht auf ihn, oder es taugt nichts, es wird immer später, wir können nicht mehr lange warten; beschließen wir also, was jetzt zu tun ist. Wir müssen sofort schlüssig werden, denn das Scheusal äußert seine Ungeduld über das Nichterscheinen der Gräfin und verhält sich mir gegenüber schon äußerst mißtrauisch."

„Nun" — antwortete der Großfürst — „lassen wir es für heute; vielleicht geht er ein anderes Mal unter anderen Umständen auf den Leim!"

„Unter keiner Bedingung!" rief ich aus. „Verstehen denn Ew. Hoheit nicht, daß er uns für immer entgleitet, wenn er uns heute durch die Lappen geht? Denn wird er morgen wieder zu Jussupow kommen, wenn er erst begriffen haben wird, daß er heute betrogen wurde? Lebendig darf und wird Rasputin heute nicht aus diesem Hause kommen", fuhr ich fort, jedes Wort einzeln betonend.

„Aber was soll denn nun geschehen?" fragte Dmitri Pawlowitsch.

„Wenn es mit dem Gift nicht geht" — erwiderte ich ihm — „so müssen wir eben va banque spielen. Wir müssen dann entweder alle zu ihm hinuntergehen, oder aber Sie überlassen die Sache mir allein. Ich strecke ihn mit meinem Revolver nieder oder spalte ihm sonstwie den Schädel. Was sagen Sie dazu?"

„Ja," erwiderte Jussupow, „wenn Sie die Frage so stellen, dann bleibt nichts übrig, als es auf die eine oder andere Art zu machen."

Nach einer kurzen Beratung beschlossen wir, alle hinunterzugehen, und ich sollte ihn mit der kalten Waffe ins Jenseits befördern. Jussupow gab L. auf alle Fälle seinen Gummiknüppel, obgleich der Doktor erklärte, daß er schwerlich imstande sei, etwas damit anzufangen, da er sich kaum mehr auf den Beinen halten könne.

Nachdem dieser Beschluß gefaßt worden war, gingen wir vorsichtig im Gänsemarsch — ich voran — zur Treppe und begannen bereits hinabzusteigen, als mich plötzlich Dmitri Pawlowitsch an der Schulter faßte und mir ins Ohr flüsterte: „Attendez un moment!" Wir kehrten also wieder zurück, und der Großfürst ging mit Jussopow einige Schritte abseits. Ich, S. und L. begaben uns in den Salon, wohin gleich darauf Dmitri Pawlowitsch und Jussopow uns folgten. Letzterer sagte mir:

„Wladimir Mitrofanowitsch, Sie werden wohl nichts dagegen haben, wenn ich ihn — was auch kommen möge — erschieße. Es geht schnell und ist das einfachste!"

„Bitte" — antwortete ich — „die Frage ist nicht, wer ihn umbringt, sondern nur, daß er umgebracht wird, und zwar unbedingt noch heute nacht!"

Kaum hatte ich das gesagt, als Jussupow mit schnellen Schritten an seinen Schreibtisch herantrat, einem Schubfach einen kleinen Browning entnahm, sich schnell umwandte und entschlossen zur Treppe ging.

Wir folgten ihm schweigend und, indem wir begriffen, daß wir jetzt nicht mehr lange zu warten brauchten, nahmen wir unsere Stellungen an der Treppe wieder ein.

Tatsächlich waren kaum fünf Minuten vergangen, als nach einigen kurzen Sätzen, die unten gewechselt wurden, ein dumpfer Schuß ertönte. Wir hörten alsdann ein fortgesetztes „A—a—a—a— . . ." und hierauf den schweren Fall eines Körpers auf den Fußboden.

Hals über Kopf stürzten wir nun am Geländer die Treppe hinab und stießen die Tür zum Eßzimmer auf. Sie flog auf, aber einer von uns muß sich dabei irgendwie am elektrischen Kontakt verhakt haben, denn plötzlich verlöschte das elektrische Licht.

An der Wand am Eingang umhertastend, fanden wir endlich den Kontakt und drehten das Licht wieder auf. Es bot sich uns folgendes Bild: vor dem Diwan auf dem Eisbärfell lag der sterbende Grigori Rasputin und über ihn gebeugt, den Revolver in der rechten, auf den Rücken gelegten Hand, stand Jussupow, vollkommen ruhig und mit einem nicht wiederzugebenden Ausdruck von Abscheu und Ekel in das Gesicht seines Opfers blickend.

Es war kein Blut zu sehen; augenscheinlich handelte es sich um einen inneren Bluterguß. Die Kugel war Rasputin in die Brust gedrungen und war wahrscheinlich nicht wieder aus dem Körper herausgetreten.

Als Erster sprach der Großfürst, indem er sich zu mir wandte:

„Man muß ihn auf alle Fälle schnell vom Teppich fortheben und ihn auf den steinernen Fußboden legen; das Blut könnte durchsickern und das Eisbärfell besudeln. Kommen Sie, wir wollen ihn abheben" . . .

Dmitri Pawlowitsch packte den Toten an den Schultern, während ich ihn an den Füßen aufhob. Wir legten ihn behutsam auf den Fußboden — mit den Füßen gegen die hohen Fenster und mit dem Kopf zur Treppe, über welche wir gekommen waren.

Auf dem Teppich war kein Blutstropfen zu sehen, nur das Fell war durch den fallenden Körper ein wenig plattgedrückt.

Schweigend umstanden wir nun die Leiche des Ermordeten, welchen ich zum erstenmal im Leben sah und dessen Äußeres ich nur von Photogrammen her kannte. Eins von ihnen — es war ein großes Bild, auf welchem Rasputin im Kreise seiner Anbeterinnen aus Petersburger Hofkreisen am Teetisch abgebildet war und welches ich vom Kommandeur des dritten Garde-Schützen-Regiments General A. P. Ussow erhalten hatte — hatte ich seinerzeit in vielen Exemplaren vervielfältigen lassen. Ich hatte es mit den Namen dieser Anhänger und mit einer für diese beleidigenden Aufschrift versehen und es alsdann Ende November allen Abgeordneten der Reichsduma und ferner den Redaktionen sämtlicher Petersburger Zeitungen zugehen lassen.

Jetzt stand ich vor dieser Leiche, und die verschiedenartigsten Gefühle bewegten mich. Aber vor allem — wie ich mich deutlich erinnere — erfüllte mich das Gefühl höchster Verwunderung, wie es möglich gewesen war, daß ein solcher äußerlich alltäglicher und abstoßender Bauer, solch ein Typus eines Satyrs oder Silens Einfluß auf das Schicksal Rußlands und auf die Entwicklung eines großen Volkes gewinnen konnte, dessen Land im Grunde weniger einen Staat, als vielmehr fast einen ganzen Erdteil darstellte.

Auf welche teuflische Weise hast du, Verfluchter, den Zaren und die Zarin behext?

Wie hast du es fertiggebracht, den Zaren bis zu einem Grade unter deinen Einfluß zu zwingen, daß dein Wille sein Wille wurde, daß du der faktische Selbstherrscher in Rußland werden konntest, und daß der Gesalbte des Herrn nichts anderes mehr war als dein gefügiges Werkzeug und der willenlose Vollstrecker deiner bösen Absichten und deiner gierigen Gelüste?

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Der untenstehende, zum erstenmal abgedruckte Brief des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg an den Reichskanzler ist acht Tage vor dem Ausbruch der Kanzlerkrisis geschrieben, der Bethmann Hollweg zum Opfer fiel. Das gespannte Verhältnis zwischen der Obersten Heeresleitung und dem leitenden Staatsmann kündigt sich in diesem Schreiben schon an. Es läßt sich aus ihm auch unschwer erkennen, worin es seinen Grund hatte. Es ist die Schwächung des Siegeswillens in der Heimat, für die Hindenburg und Ludendorff in erster Linie die Reichsregierung verantwortlich machten, und auf die hier in der eindrücklichsten Weise schon anderthalb Jahre, bevor sie die Katastrophe herbeiführte, aufmerksam gemacht wird. Wie groß die Spannung zwischen den leitenden Männern im Heer und in der Politik geworden war, geht am deutlichsten aus dem Satz hervor, in dem sich Hindenburg dagegen verwahrt, daß, wie in der polnischen Frage und in der Frage der belgischen Arbeiter mit völligem Unrecht geschehen sei, die Verantwortung auch in der Frage der Arbeiternot im Kohlenbergbau auf seine Schultern abgeladen werde. Schon damals war der Einfluß unverantwortlicher Organe auf die Volksstimmung stärker als der der zur Führung des Volkes bestimmten Regierung und der Beamtenschaft. Nach diesem Brief war ein gedeihliches Zusammenarbeiten zwischen dem Reichskanzler und den Feldherren kaum noch denkbar. Aber auch in diesem Brief werden die Klagen und die Anklagen, die der Generalfeldmarschall erhebt, lediglich durch die pflichtmäßige Fürsorge für die Widerstandskraft der Front begründet. Er bedeutet also keine Überschreitung der dem Feldherrn notwendigerweise anvertrauten Einflußsphäre. (Die Redaktion.)

Gr. H. Qu., den 7. 7. 1917.

Chef des Generalstabes des Feldheeres.
II Nr. 58 049 op.
Zum Schreiben R. K. Nr. 13 370.

An den Reichskanzler.

Auf Euer Exzellenz Schreiben vom 25. 6. beehre ich mich zu erwidern:

Ich stimme Euer Exzellenz darin zu, daß die Stimmung in der Heimat zweifellos herabgedrückt ist. Den Grund hierfür sehe ich jedoch nicht, wie Euer Exzellenz, in erster Linie in getäuschten Hoffnungen auf ein frühes Kriegsende, sondern in bedeutend höherem Maße in wirtschaftlichen Schwierigkeiten und in innerpolitischen Unstimmigkeiten. Das geht meines Erachtens unter anderem aus den mir regelmäßig im

Auszug zugehenden Berichten der stellvertretenden Generalkommandos und auch aus dem Gesamtbild der Presse zweifelsfrei hervor.

Das Volk ist mit Recht empört darüber, daß Versprechungen auf dem Gebiet der Ernährung nicht gehalten werden konnten. Es ist bereit, jeder Möglichkeit offen in das Gesicht zu blicken, wenn sie ihm ungeschminkt dargestellt und es selbst davon überzeugt wird, daß die Regierung ihr möglichstes tut, um vermeidbare Schäden abzuwenden; auch muß es sehen können, daß überall gerecht verfahren wird. Das Nichtinnehalten der Versprechungen hat aber das Vertrauen des Volkes in die berufenen Führer — die Beamtenschaft — schwer untergraben; auch sieht die Bevölkerung, daß dem Wucher, dem Ketten- und Schleichhandel nicht mit Erfolg entgegengetreten wird. Es ist ferner kaum zu bestreiten, daß auf dem Gebiet des Ersatzfuttermittelwesens und der Trocknung der Nahrungsmittel schneller und ergiebiger hätte gearbeitet werden müssen.

Euer Exzellenz erwähnen im einzelnen die Kohlenversorgung. Ich habe bereits Ende des Jahres 1916 während meiner Anwesenheit in Berlin mündlich die in Betracht kommenden Stellen der Regierung auf die Notwendigkeit durchgreifender Maßnahmen in der Kohlenversorgung hingewiesen; ich habe am 20. 2. 1917 schriftlich unter II 47 915 op. meine Ansicht wiederholt, daß ein Kohlenkommissar nunmehr beschleunigt eingesetzt werden müsse, und dabei betont, daß nur eine ganze Persönlichkeit mit weitestgehender Vollmacht die Aufgabe bewältigen könne. Die Ereignisse haben gezeigt, daß jedenfalls die Persönlichkeit des bisherigen Kohlenkommissars nicht ausreichte; ob seine Vollmachten genügende waren, ist mir sehr zweifelhaft. Jetzt kann ich nur hoffen, daß der neue Kohlenkommissar der geeignete Mann ist, und daß seine Tüchtigkeit nicht durch Ressortschwierigkeiten beeinträchtigt wird. Wenn nunmehr das alleinige Heil in der sofortigen Freigabe von 50 000 Facharbeitern aus dem Feldheer gefunden wird, so muß ich mit allem Nachdruck darauf hinweisen, daß eine solche Abgabe in Zeiten entscheidender Kampftätigkeit, in denen das Heer die Aufgabe des unbedingten Standhaltens erfüllen muß, von heute auf morgen gar nicht möglich ist. Das Feldheer hat vom November 1916 ab bereits 160 000 Facharbeiter — einen sehr wertvollen Bestandteil seiner Kraft — zur Verfügung gestellt; trotzdem hoffe ich, die Kohlenarbeiter so rechtzeitig zurückschicken zu können, daß durch ihre Arbeit ernste Schwierigkeiten im Winter vermieden werden. Sollte das aber wider Erwarten nicht möglich sein, so betone ich schon jetzt — um das Hochkommen anderer Urteile soweit als möglich zu verhindern —, daß ich die Schuld an solchen Zuständen lediglich in den Versäumnissen und Fehlgriffen früherer Zeit und der anfänglichen Scheu vor durchgreifenden Maßnahmen erblicken kann. Ein Abladen der Schuld auf meine Schultern, wie es seinerzeit mit völligem Unrecht in der polnischen Frage und in der Frage der belgischen Arbeiter geschah, lehne ich im voraus ab.

Den zweiten Grund der inneren Unzufriedenheit erblicke ich, wie eingangs erwähnt, in den innerpolitischen Unstimmigkeiten. In immer verstärktem Maße wird aus der bei Beginn des Krieges vorhandenen Geschlossenheit eine Zerrissenheit, wie sie selbst in den schlimmsten Zeiten vor dem Kriege nicht bestand. Der Grund ist mir klar. Der Einfluß unverantwortlicher Organe auf die Volksstimmung ist stärker als der der Regierung und der zur Führung des Volkes berufenen Beamtenschaft. Dieser Zustand wäre nicht eingetreten, wenn im Volke die Überzeugung herrschen würde, daß die Regierung mit festem Willen, ohne nach rechts und links und nach außen zu sehen, ihren Weg geht. So aber wirkt auf die Volksstimmung — insonderheit in der Kriegszielfrage und auf dem Gebiet der Neuorientierung — nicht die Rücksicht auf das allgemeine Staatswohl, sondern ungehemmt diejenige auf Privat-, Partei- und Sonderinteressen. Das hat notgedrungen zu den inneren Gegensätzen und Zwistigkeiten geführt.

Ich bin daher der Ansicht, daß innere Schwierigkeiten viel mehr als die getäuschten Hoffnungen auf ein nahes Kriegsende die Schuld am Sinken der Stimmung tragen.

Was Euer Exzellenz Ausführungen über diese getäuschten Hoffnungen im Zusammenhang mit dem Unterseebootkrieg und mit der allgemeinen Lage anbetrifft, so kann ich auch sie nicht unwidersprochen lassen.

Das Feldheer hat sich ohne weiteres mit der Möglichkeit eines weiteren Kriegswinters abgefunden. Es ist jedem einzelnen Soldaten am Feinde selbstverständlich, daß alle Gefahren, Entbehrungen und Nöte ertragen werden müssen, bis wir zu einem brauchbaren Frieden gelangt sind. Ich denke, es müßte nicht schwer sein, in der Heimat die gleichen Empfindungen und Ansichten zu wecken und zu erhalten, wenn dem Volke von den berufenen Organen immer wieder klargemacht wird, um was es geht. Euer Exzellenz betonen sehr richtig, daß wir einem Helotendasein entgegengehen, wenn wir nachgeben, solange bei unseren Feinden noch keine Friedensneigung durchbricht. Anderseits halten Euer Exzellenz es aber für ausgeschlossen, daß unsere Feinde zum Frieden gezwungen werden könnten, und Euer Exzellenz erblicken die Lösung daher in einem Verständigungsfrieden, der bis zum Herbst erfolgen muß, wenn Österreich-Ungarn bei der Stange gehalten werden soll. Zu diesem Zweck soll der Unterseebootkrieg zwar energisch fortgeführt, im übrigen aber alles vermieden werden, was den Entschluß Englands zur Anknüpfung von Friedensverhandlungen erschweren könnte.

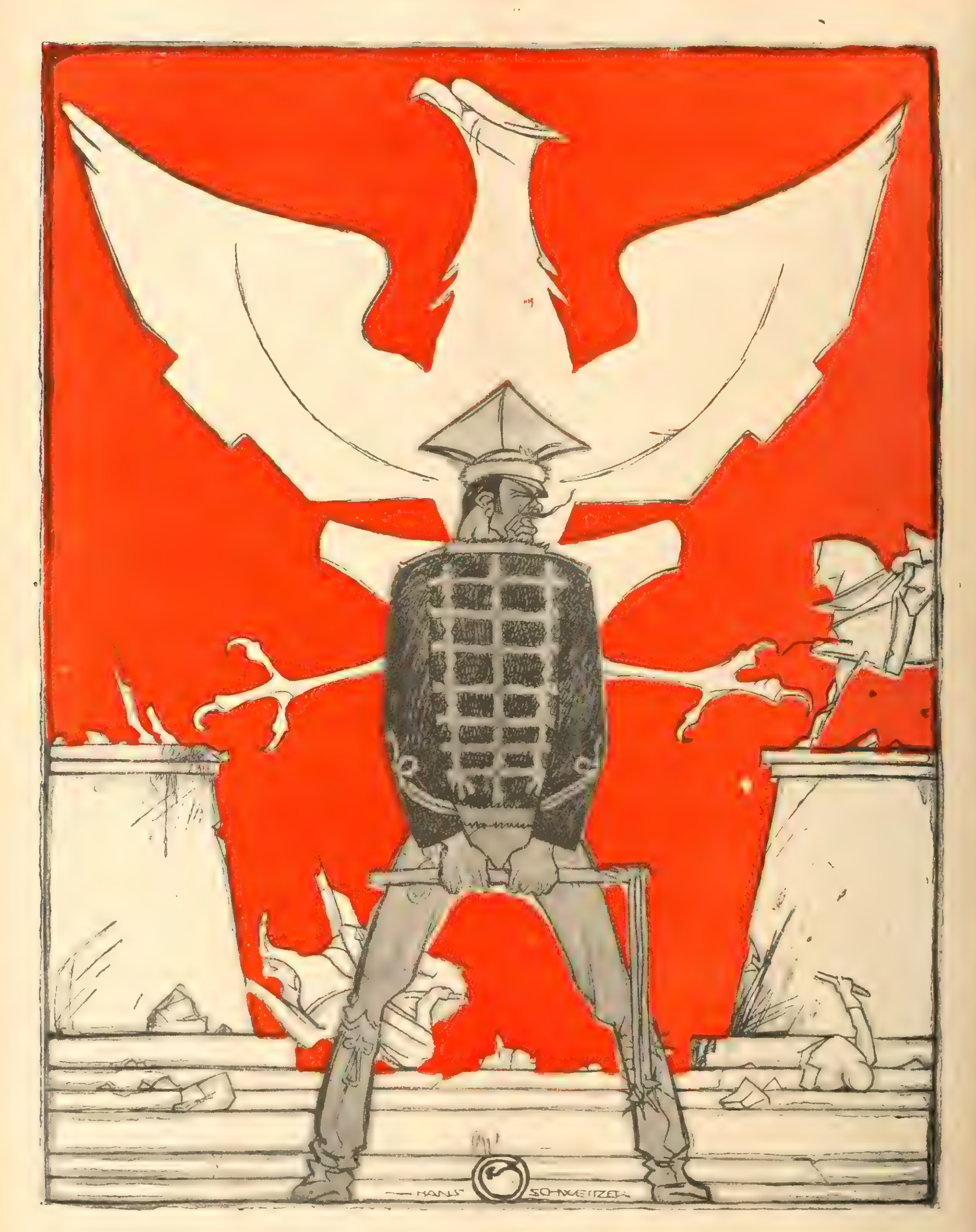
Ich glaube nicht, daß England zu einem Verständigungsfrieden bereit ist, solange es noch hoffen kann, daß Deutschland vor England zusammenbricht. Am allerwenigsten wird es zu einem solchen Frieden bereit sein, wenn Österreich-Ungarn im Begriff ist, abzufallen. Der Gewinn, den England aus einer Fortsetzung des Krieges bis zu Deutschlands Zusammenbruch gegenüber einem Verständigungsfrieden ziehen kann, ist so ungeheuer, daß es die längere Kriegsdauer in gewohnter Energie und Entschlossenheit auf sich nehmen wird. Daran habe ich keinen Zweifel, und das beweist jedes Blatt der englischen Geschichte. Wohl aber wird England sofort zu einem „Verständigungsfrieden" bereit sein, wenn es einsieht, daß der eigene Zusammenbruch früher als der deutsche erfolgt. Wir können sicher sein, daß jeder englische Friedensversuch der Beweis seiner nahenden Agonie ist. Es würde meines Erachtens ein Unheil für unsere staatliche und wirtschaftliche Zukunft bedeuten, wenn wir einen solchen englischen „Verständigungsfrieden" annähmen, ohne daß wir durch einen Abfall Österreich-Ungarns und eine gleichzeitige eigene Agonie zum sofortigen Frieden gezwungen wären. Ein solches ungünstiges Zusammentreffen halte ich aber für äußerst unwahrscheinlich. Ich teile nicht Euer Exzellenz Ansicht, daß die Vorstellungen des Unterseebootkrieges als übertrieben erkannt sind, daß alle auf statistische Berechnungen gegründeten Voraussetzungen sich als völlig unzuläßig erwiesen haben und daß die Notwendigkeit für England, Frieden zu schließen, in ganz weite Fernen gerückt ist. Ich bleibe vielmehr auf dem in meinem Schreiben vom 19. 6. 1917 II Nr. 58 049 op. klargelegten Standpunkt stehen.

Wann der Augenblick gekommen sein wird, an welchem das Gewebe der gesamten Kriegswirtschaft unserer Feinde zerreißt, kann man nicht mit Bestimmtheit voraussagen, daß er aber in absehbarer Zeit kommt, ist mir sicher.

Bis dahin müssen wir mit allen Mitteln versuchen, Österreich bei der Stange zu halten. Das beste Mittel ist und bleibt die eigene Entschlossenheit! Geben wir früher nach, so gehen wir auch dann einem Helotendasein entgegen, wenn wir einen „Verständigungsfrieden" schließen, zu dem, wie ich wiederhole, England meines Erachtens nur unmittelbar vor dem Zusammenbruch bereit sein wird. Der Wirtschaftskampf Deutschlands gegen den von England um uns gelegten und immer mehr verstärkten Ring bleibt dann ebenso aussichtslos wie im Falle einer völligen Niederlage.

gez. v. Hindenburg.

Deutsche Karikaturen



Die ersten Taten der polnischen Kulturträger.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. E. Mühling, Berlin Friedenau.

Preis 40 Pfennig



Nummer 9 | 28. Februar 1920 | 2. Jahrgang

HANS SCHWEITZER

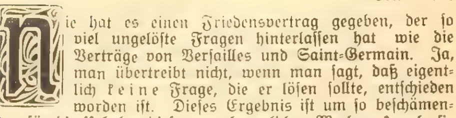
Die Geistererscheinung.

Aus der französischen Auslieferungsliste

Graf Häseler, 11. Brandenburgische Ulanen. (Regimentschef, gestorben 26. Oktober 1919. Die Red.).

Die unlösbarste der ungelösten Fragen.

Von Dr. C. Mühling.



Nie hat es einen Friedensvertrag gegeben, der so viel ungelöste Fragen hinterlassen hat wie die Verträge von Versailles und Saint-Germain. Ja, man übertreibt nicht, wenn man sagt, daß eigentlich keine Frage, die er lösen sollte, entschieden worden ist. Dieses Ergebnis ist um so beschämender für die Urheber dieser ungeheuerlichen Machwerke, als sie ja bei seiner Verfertigung gerade immer von dem Gedanken geleitet wurden, daß dieses Aktenstück zum Fundament des ewigen Friedens werden sollte. Unter den ungelösten Fragen beschwört aber die südslawisch-italienische schon jetzt noch vor der endgültigen Inkraftsetzung des Friedens von Saint-Germain zwischen den Verbündeten die heftigsten Konflikte herauf. Ihre Lösung ist nicht viel leichter als die der Quadratur des Zirkels. Der ungeheure Fehler, den die Entente begangen hat, als sie die österreichische Monarchie zerstörte, beginnt sich schon heute zu rächen. Dieser Fehler ist um so unbegreiflicher, als seine Gefährlichkeit, bevor die slawischen Völker sich im Pakt von Rom im April 1918 durch ihre Delegierten mit der Entente solidarisch erklärten, von der englischen, französischen und amerikanischen Regierung, ja auch von dem leitenden italienischen Staatsmann genau erkannt wurde. In der Tat haben alle Staatsmänner der Entente bis zum Frühjahr 1918 wiederholt erklärt, daß es ihnen genügen würde, wenn den Nationen der Donaumonarchie innerhalb des österreichisch-ungarischen Staatsverbandes die Bürgschaft freier völkischer Entwicklung gegeben würde.

Auf diesem Standpunkt stand Wilson noch im Januar 1918. Da kam die Zusammenkunft der slawischen Delegierten in Rom unter der Ägide der nationalistischen italienischen Parteien zustande, die Sonnino bekämpften und die Zerstörung des habsburgischen Reiches für die unerläßliche Bedingung der Sicherheit Italiens erklärten. Von diesem Tage ab verloren die Anhänger des Gedankens der Aufrechterhaltung der Doppelmonarchie in allen Ländern immer mehr Boden, zumal bei den Mißerfolgen auf den Schlachtfeldern die innere Zermürbung der mitteleuropäischen Mächte allmählich zur wirksamsten Waffe der Entente zu werden schien.

Nun sind an Stelle eines Nationalitätenstaates, der doch seine Lebensfähigkeit durch viele Jahrhunderte bewiesen hat, drei Nationalitätenstaaten entstanden. Denn sowohl die Tschechoslowakei als auch die polnische Republik als auch der südslawische Staat bestehen aus einem Gemisch von Völkern, zwischen denen mindestens so große Gegensätze obwalten wie zwischen den Nationen der untergegangenen Doppelmonarchie. Die inneren Konflikte in diesen neuen Staaten werden bei der Unduldsamkeit, die der slawischen Rasse eigentümlich ist, kein Ende nehmen. Aber auch die Gefahren äußerer Konflikte, die notwendigerweise daraus entstehen müssen, daß kein einziger dieser neugeschaffenen Staaten mit seinen Grenzen zufrieden ist, werden wie drohende Gewitterwolken am Himmel Europas hängen. Die Gefahren, die vom Balkan her den Frieden Europas jahrhundertelang immer wieder bedrohten, werden gegenüber den Gefahren, die die Friedenschlüsse von Versailles und Saint-Germain entfesseln, den zukünftigen Generationen gering erscheinen.

An der Spitze dieser Konflikte steht aber, auch deshalb, weil er die Kluft, die sich zwischen den europäischen Großmächten und ihrem Retter jenseits des Ozeans aufgetan hat, noch vertieft, der italienisch südslawische. Er ist tatsächlich unlösbar. Er ist es schon deshalb, weil durch das allmähliche Vordringen der slawischen Völker an den Küsten des Adriatischen Meeres seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts so tiefe Rassegegensätze zwischen Italienern und Slawen entstanden waren, daß italienische Schriftsteller und Dichter den österreichischen Nachbar, wenn sie mit ganz besonderer Verachtung von ihm sprechen wollten, den „Kroaten" nannten. Im Kroaten verkörperte sich dem Italiener der Inbegriff der Roheit, des Schmutzes, der Unbildung und der Unkultur. Und nun soll dieser minderwertige Erbfeind plötzlich zum Träger eines großen Staates von sechzehn Millionen werden, der seine Herrschaft bis zu den empfindlichsten Stellen der Ostgrenze des Königreiches ausdehnt, und ihm sollen Tausende von Italienern ausgeliefert werden! Dieser Gedanke ist für ein italienisches Gemüt fast unerträglich.

Auf der anderen Seite aber duldet die slawische Expansionskraft, die schon längst vor dem Kriege fast überall, wo sie mit italienischen Bevölkerungen den Kampf aufgenommen hat, den Sieg davontrug, keine Schranken. Die Zähigkeit des südslawischen Widerstandes gegen das für den italienischen Stolz schon schwer erträgliche Kompromiß, das Nitti mit Frankreich und England geschlossen und am 20. Januar in Gestalt eines Ultimatums nach Belgrad geschickt hat, beweist, daß die Serben, Kroaten und Slowenen nie mit dieser Lösung der Frage zufrieden sein werden.

Diesen Widerstand nun beflügelt gerade im kritischsten Augenblick die Note Wilsons. Zum zweitenmal verteidigt er Italien gegenüber Ansprüche der slawischen Völker, durch deren Erfüllung das wichtigste Kriegsziel Italiens unerreichbar werden würde, und stellt gleichzeitig Frankreich und England vor die Wahl zwischen dem endgültigen Bruch mit ihm und der Verletzung des Vertrages, den diese beiden Mächte mit Italien geschlossen haben, um es zum Eintritt in den Krieg zu bewegen, während man von südslawischer Seite versucht, Zwietracht zwischen Frankreich und Italien zu säen (s. den Vertragsentwurf unter „Dokumente zur Zeitgeschichte" S. 141).

Nitti hat in seiner Rede vom 8. Februar nochmals feierlich erklärt, daß das Kompromiß von London das Mindestmaß seiner Forderungen bedeute, und er ist auf das heftigste angegriffen worden, weil er, als dieses Kompromiß von Belgrad aus wieder zum Gegenstand von Verhandlungen gemacht werden sollte, nicht sofort gewaltsam den Vertrag von London, der Italien ganz Dalmatien zusprach, in Kraft gesetzt hat. Italien wird und kann der Forderung Wilsons nicht nachgeben, selbst wenn England und Frankreich Bedenken tragen sollten, mit Wilson zu brechen. Wenn auch Südslawien nicht nachgibt, und das ist nach der Unterstützung seiner Ansprüche durch Wilson nicht unmöglich, so kann der erste Krieg in Europa ausbrechen, bevor noch der Friede von Saint-Germain in Kraft getreten ist. Denn italienische Truppen werden an der dalmatinischen Küste landen, um den Vertrag von London in die Tat umzusetzen. Frankreich und England können das nicht verhindern, weil sie ja Mitunterzeichner dieses Vertrages sind. Sie können höchstens die Entfernung D'Annunzios aus Fiume erzwingen! Die Vereinigten Staaten freilich würden den südslawischen Freunden nur mit diplomatischen, nicht mit militärischen Waffen helfen, und darum wird man in Belgrad wohl schließlich nachgeben. Aber der südslawisch-italienische Konflikt wird durch eine so erzwungene Nachgiebigkeit nicht beseitigt, er wird chronisch werden, und wenn Elsaß-Lothringen nach Wilsons Ausspruch ein halbes Jahrhundert lang den Frieden Europas bedroht hat, so wird die Rivalität der Völker an den Küsten der Adria eine neue dauernde und höchst gefährliche Bedrohung des europäischen Friedens sein, aber durchaus nicht die einzige, welche die Meisterwerke von Versailles und Saint-Germain heraufbeschworen haben.

Der österreichische Versuch zu einem Sonderfrieden im Frühjahr 1917.

Nach den Veröffentlichungen des Prinzen Sixtus von Parma-Bourbon.

Von Oberst Bauer.

Wir veröffentlichen diese Darstellung des Treubruch-Kaisers Karl I., weil eine zusammenfassende Erzählung der Verhandlungen, mit denen der Bundesgenosse uns in den Rücken fallen wollte, bis jetzt unseres Wissens nicht gegeben worden ist, und auch die Aktenstücke, auf die sie sich stützt, nur zum Teil und auszugsweise in Deutschland veröffentlicht wurden. Unsere Leser werden aus dieser objektiven Erzählung erkennen, wie groß die Gefahr war, in der wir seit dem Tode des alten Kaisers Franz Josef, ganz abgesehen vom Eingreifen der Vereinigten Staaten in den Krieg, geschwebt haben. Die Redaktion.

In den Tagen, in denen die Mittelmächte das Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 beschlossen und bekanntgaben, machte Österreich den Versuch, zu einem Sonderfrieden zu kommen. Trägerin dieser Bestrebungen war die Familie Parma-Bourbon. Sie saß in der Kaiserin Zita, der Gemahlin des Kaisers Karl, auf dem österreichischen Kaiserthron und war in Frankreich durch die beiden Prinzen Sixtus und Xaver vertreten. Obschon Brüder der Kaiserin und Königin der uns verbündeten Doppelmonarchie, befanden sie sich im feindlichen Heeresdienst. Es hieß zwar, sie wären nur im belgischen Roten Kreuz tätig, so war es zu Beginn auch in der Tat, tatsächlich wurden sie aber später als Leutnants in die belgische Armee eingestellt und kämpften als solche an der Flandernfront gegen uns. Leider stellten wir an Kaiser Karl nicht das Verlangen, seine Schwäger zurückzurufen oder sich öffentlich von ihnen loszusagen. Dem Kaiser selbst war diese Verbindung bequem.

Kaiser Franz Josef war am 21. November gestorben, und schon vierzehn Tage später, am 5. Dezember, begann die Tätigkeit der Häuser Parma-Bourbon. Die Vermittlerrolle zwischen den Wiener Mitgliedern des Hauses Parma und Frankreich übernahm die Schwiegermutter des Kaisers. Es scheint, daß Graf Czernin, der neue Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, vollständig eingeweiht war.

Am 5. Dezember rief die Herzogin ihre beiden Söhne nach der Schweiz, indem sie die Königin der Belgier bat, den Urlaub zu befürworten. Am 28. Januar fand die erste Besprechung in der Schweiz statt. Das Friedensangebot vom 12. Dezember war inzwischen gescheitert. Die Herzogin übergab dem Prinzen einen Brief der Kaiserin Zita mit einigen Worten des Kaisers, in denen er dringend um die Unterstützung der Prinzen zur Verwirklichung des von ihm seit seiner Thronbesteigung genährten Friedenswunsches bat.



Prinz Sixtus von Parma-Bourbon in belgischer Artillerie-Uniform.

Bei dieser Besprechung äußerten die Prinzen als Vorbedingung für einen Ententefrieden:

Die Abtretung Elsaß-Lothringens an Frankreich in den Grenzen von 1814 ohne jede Entschädigung.

Belgien müsse wiederhergestellt werden und das Kongogebiet behalten, auch der Serbien zugefügte Schaden müsse wiedergutgemacht und das so schwer heimgesuchte Land vielleicht durch Albanien entschädigt werden.

Konstantinopel müsse an Rußland fallen.

Falls Österreich einen geheimen Waffenstillstand mit Rußland auf dieser Basis schließen wolle, so könnte dies als gute Vorstufe für den gewünschten Frieden angesehen werden.

Diese Mitteilungen gingen nach Wien. Am 13. Februar waren die Prinzen von neuem auf Wunsch des Kaisers in der Schweiz. Der Kaiser ließ ihnen mitteilen, daß er sich auf den Boden der vorstehenden Bedingungen stelle, und bat sie, sie möchten nachdrücklichst für einen solchen Frieden eintreten. Der Vertreter des Kaisers führte weiter aus: „Österreich wäre nicht berufen, auf Deutschland Rücksicht zu nehmen." Es wäre besser, einen entscheidenden Schlag zu führen, um die Monarchie zu retten und Deutschland vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Dieser entscheidende Schlag sollte in einem kaiserlichen Schreiben bestehen, in dem Österreich unter Wahrung scheinbarer Freundschaft und Bündnistreue mit Deutschland seinen Feinden unter den vorbezeichneten Bedingungen den Frieden anbieten würde.

Am 2. März fand in der Schweiz wieder eine Zusammenkunft zwischen den Prinzen und dem Abgesandten des Kaisers statt. Die Prinzen erhielten ausgehändigt:

1. eine französisch abgefaßte, vom Grafen Czernin gebilligte Note.
2. eine geheime, vom Kaiser verfaßte Verbalnote in deutscher Sprache.

Am 5. März wurden die Prinzen das erstemal von dem Präsidenten Poincaré empfangen. Der Präsident fand die Note Czernins völlig unzureichend. Sie könnte nicht einmal als das Minimum angesehen werden. Es wäre ganz ausgeschlossen, sie den Verbündeten vorzulegen. Dagegen bilde die Note des Kaisers eine Grundlage für weitere Verhandlungen. Der Präsident hatte nur Bedenken dagegen, daß Italiens Hoffnungen auf Fiume und die dalmatinische Küste nicht befriedigt würden. Poincaré sagte zum Prinzen:

„Es liegt im Interesse Frankreichs, nicht nur Österreich zu halten, sondern ihm zum Nachteile Deutschlands (Schlesien und Bayern) zur Vergrößerung behilflich zu sein. Wir werden mit Deutschland niemals Frieden schließen. Der Zar hat dies gegenüber Castelnau ausgesprochen und dabei bemerkt, daß er hoffe, den Krieg in diesem Jahre zu beendigen. Wenn dies indessen nicht der Fall sein könne, so wolle er ihn fortsetzen."

Auch der Prinz meinte, Österreich müsse von Deutschland abgesondert werden, nur damit Deutschland um so nachdrücklicher geschlagen werden könne.

Am 8. März folgte eine zweite Besprechung zwischen Poincaré und den Prinzen. Sie hatte zum Gegenstand den Abschluß eines Waffenstillstandes Österreichs nicht nur mit Rußland, sondern auf allen Fronten. Die Entente befürchtete zu jener Zeit eine deutsch-österreichische Offensive in Italien, die die deutschen Zeitungen auf Veranlassung der O.H.L. erörterten.

Bemerkenswert ist, daß Poincaré bei dieser Gelegenheit die Zustände in Rußland in keiner Weise übersah. Bekanntlich wurde der Zar in diesen Tagen gestürzt. Unter dem Eindruck dieses Ereignisses begaben sich die Prinzen

abermals nach der Schweiz und händigten hier dem Abgesandten des Kaisers einen überaus charakteristischen Brief aus, der unter anderem folgende Stellen enthielt, durch die der schwache Kaiser zum Verrat an seinen Bundesgenossen aufgefordert wurde.

„Ich erachte es als meine Pflicht, Dich besonders auf folgenden Punkt aufmerksam zu machen: Niemand ist willens, mit Deutschland zu unterhandeln, ehe es geschlagen ist. Augenblicklich sind die Chancen so gut, wie sie nur sein können; nie wieder wird sich Dir solche Gelegenheit bieten, Frieden anzubieten und abzuschließen, ohne Deinerseits Verluste zu erleiden.

Wenn es an Deutschland ist, sich den Friedenschluß mit der Entente vorzubehalten, so wird es vorziehen — und ich habe Dich bereits das erstemal durch Graf Erdödy von dem verständigt, was uns in dieser Beziehung zur Kenntnis gekommen ist (daß es sich hier um eine Insinuation schlimmster Art handelt, steht fest! Der Verfasser) — Rußland, Frankreich und Italien auf Kosten der Türkei und Österreichs schadlos zu halten . . . Dein eigenstes Interesse gebietet, daß Du der erste am Start bist und für den Frieden eintrittst . . . Überdies kannst Du um so besser Frieden schließen, weil die Menschen Dir wohlgeneigt sind, wogegen die Gefühle der Entente den Hohenzollern-Fürsten feindselig sind . . . Bald wird die ganze Welt gegen Deutschland aufgestanden sein, und es wird für jenen eine Unmöglichkeit sein, einen annehmbaren Frieden zu schließen, wenn Du Dein Schicksal mit dem Deutschlands unlöslich verbindest. Moralisch sollte es Dir nicht schwer sein, einen Rückzug zu finden. Du könntest z. B. eine von den unlösbaren Fragen, die zwischen Dir und den Preußen bestehen, aufs Tapet bringen, etwa die Polenfrage . . . Schon hintergeht Dich Deutschland, wo es kann.“ (Wo?! Der Verfasser.)

Diesem Briefe war noch ein Notenentwurf beigefügt, der sich mit den Zugeständnissen Österreich-Ungarns befaßte.

Vom 20. bis 25. März weilten die Prinzen in Wien zum Besuch bei ihrem Kaiserlichen Schwager. Die Zusammenkunft fand in großer Heimlichkeit im Schlosse Laxenburg bei Wien statt; waren es doch zwei Offiziere einer feindlichen Macht, die sich hier mit dem uns verbündeten Monarchen, dessen Gemahlin und dem Minister des Auswärtigen der verbündeten Doppelmonarchie — Graf Czernin — trafen. Die Prinzen waren mit dem Ergebnis der Besprechung zufrieden. Im Anschluß an die mündlichen und schriftlichen Ausführungen des Prinzen Sixtus schrieb der Kaiser am 24. März folgenden Brief, der zwar schon von Clemenceau veröffentlicht worden ist, hier aber wiedergegeben wird, um nochmals festzulegen, wie das Haus Parma-Bourbon und das offizielle Österreich seine Bundespflicht gegen Deutschland erfüllte:

Laxenburg, den 24. März 1917.

Mein lieber Sixtus!

Das dritte Kriegsjahr, das so viel Trauer und Sorge über die Welt gebracht hat, nähert sich seinem Ende. Alle Völker meines Reiches sind fester als je in dem gemeinsamen Willen zusammengeschlossen die Integrität der Monarchie gewahrt zu sehen, selbst auf Kosten schwerster Opfer. Dank ihrer Einheit, dank dem hochherzigen Zusammenwirken aller Nationalitäten meines Reiches ist die Monarchie während nahezu dreier Jahre imstande gewesen, die schwersten Angriffe zu bestehen. (Und die Taten der Bundesgenossen? Der Verfasser.) Niemand kann die militärischen Erfolge meiner Truppen besonders auf dem Balkankriegsschauplatze (der Kaiser hat die Niederlage im Dezember 1914 anscheinend vergessen, ebenso wie das ausschlaggebende Eingreifen deutscher Truppen im Herbst 1915. Der Verfasser.) in Zweifel ziehen. Frankreich an seinem Teile hat gleichfalls eine Widerstandsfähigkeit und einen Elan entfaltet, die bewundernswert sind.

Wir alle bewundern ohne Rückhalt die großartige traditionelle Tapferkeit der französischen Armee und den Geist des Opfermuts des gesamten französischen Volkes. Es ist daher besonders erfreulich für mich, obwohl wir für den Augenblick Gegner sind, wahrzunehmen, daß keine einschneidende Divergenz in unsern Ansichten und Bestrebungen mein Reich von Frankreich trennt, und daß ich Recht habe, die Hoffnung zu nähren, daß meine Sympathien für Frankreich im Verein mit denen, die in der ganzen Monarchie vorherrschenden sind, für immer die Wiederkehr eines Kriegszustandes ausschließen werden, für den keine Verantwortlichkeit auf mich fällt. Mit diesem Ziel vor Augen und mit dem Zweck, die Tatsächlichkeit dieser Gefühle ganz klar zum Ausdruck zu bringen, bitte ich Dich in diskreter und unoffizieller Weise, dem Präsidenten der französischen Republik, Herrn Poincaré, nahezubringen, daß ich mit allen Mitteln und allem mir zu Gebote stehenden Einfluß bei meinen Verbündeten bestrebt sein werde, die gerechten französischen Ansprüche in Bezug auf Elsaß-Lothringen zu unterstützen.

Was Belgien anbelangt, so muß es in seiner Ganzheit wiederhergestellt werden und muß seinen gesamten afrikanischen Besitz behalten, ungeachtet der Kompensationen, die es für die erlittenen Verluste empfangen möge.

Auch Serbien ist in seiner Souveränität wiederherzustellen, und wir sind zum Beweis unserer Aufrichtigkeit erbötig, ihm einen passenden und natürlichen Zugang zum Adriatischen Meere zuzuerkennen neben sonstigen wichtigen Zugeständnissen ökonomischer Natur.

Österreich seinerseits wird als grundlegende und unumgängliche Verpflichtung beanspruchen, daß das Königreich Serbien in Zukunft jegliche Verbindung abbricht und jegliche Gesellschaft oder Vereinigung unterdrückt, die darauf ausgeht, die Monarchie zu zerstören, besonders die Narodna obrana, daß der Kronprinz Serbiens zuverlässig und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln jedwede politische Agitation unterbindet, die das erwähnte Ziel hat, sei es in Serbien, sei es außerhalb seiner Grenzen, und daß Serbien sich in dieser Hinsicht der Garantie der Entente-Mächte verpflichtend unterstellt.

Ereignisse, die kürzlich in Rußland statthatten, zwingen mich, im gegenwärtigen Zeitpunkt mit meiner Ansicht über diese Verhältnisse bis zu einer gesetzlichen und endgültigen Regierungserrichtung zurückzuhalten.

Nachdem ich Dir so meine Ansichten klargelegt, möchte ich Dich bitten, mich Deinerseits zu verständigen, was nach einer vorherigen Fühlungnahme mit England und Frankreich die Meinung dieser beiden Mächte ist, in erster Linie, damit der Boden zu einer Verständigung über die Grundlagen vorbereitet werde, auf dem offizielle Unterhandlungen eingeleitet und zu einem befriedigenden Abschluß gebracht werden können.

Vertrauend, daß auf diese Weise es uns beiderseits gelingen möge, baldigst den Leiden so vieler Millionen von Menschen und so zahlreicher Familien, die in Sorge und Angst leben, ein Ende zu machen, bitte ich Dich, meiner freundlichsten und brüderlichen Zuneigung versichert zu halten.

gez. Karl.

Ob und inwieweit der deutsche Reichskanzler von den Vorgängen unterrichtet wurde, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls weilte er Ende März in Wien, wo er mit dem Grafen Czernin wichtige Vereinbarungen traf, die in dem sogenannten Wiener Dokument niedergelegt wurden, das noch der Veröffentlichung harrt.

(Fortsetzung folgt.)

Weltbürgertum oder Nationalgedanke?

Von Professor Dr. Karl Berger.



Thomas Carlyle macht einmal die Bemerkung, daß die Vaterlandsliebe dann am stärksten ist, wenn man kaum ihren Namen kennt. Und ein deutscher Schriftsteller, Hans Helmolt, hat ergänzend hinzugefügt, daß in Zeiten, wo von Nationalstolz viel geredet und geschrieben werden müsse, das Vaterland entweder tief danieder liege oder bedenklich erkrankt sei. Nun, unser Vaterland befindet sich jetzt in einem Zustand der Erniedrigung, wie noch niemals vorher; noch kein Volk ist wie jetzt das deutsche so jäh von glänzender Höhe in schier rettungslose Tiefen gesunken. Kein Wunder daher, daß jetzt wieder mehr als je gegenüber einem neu entfesselten, dreist auftretenden Weltbürgertum der Nationalgedanke als einziges Heil und letzte Rettung dem von Fieberschauern geschüttelten Volk in allen Tonarten angepriesen werden muß. Wird es den Ruf verstehen und zu sich selber, der Erkenntnis seiner einzigen Gesundungsmöglichkeit wieder erwachen? Mancherlei Zeichen deuten darauf hin, daß die schlimmsten Stadien der Raserei überwunden sind, daß in vielen, die sinnlos hinter ihrem in den Sumpf lockenden Verführer hergelaufen sind, mit dem Bewußtsein der tödlichen Gefahr das Licht der Vernunft wieder zu dämmern beginnt. Für jetzt kommt alles darauf an, daß sich rasch möglichst viel Deutsche aus dem chaotischen Gewirr verführerischer Schlagwörter zu wahrer Erkenntnis der Dinge durchringen. Alle Besserung des einzelnen aber, jeder Wiederaufbau des Ganzen muß mit Selbsterkenntnis anheben, und die können wir nur gewinnen, wenn wir vor unserer eigenen Geschichte nicht davon laufen, sie nicht zu einer Quelle von Selbsttäuschungen und Selbstentschuldigungen herabwürdigen, sondern mutig und aufrichtig unser Selbst darin betrachten.

Die Schicksalsfrage: Weltbürgertum oder Nationalgedanke? ist heute nicht zum ersten Male brennend geworden in deutscher Geschichte. Wogen universalistischer Gesinnung sind wiederholt über unser Volk dahingegangen. Die erste, als aus germanischer Wurzel das Kaisertum der Ottonen hervorwuchs, das Heilige Römische Reich deutscher Nation. Das politische Ziel dieses Universalreiches, angepaßt dem Wesen der Universalkirche, war nicht deutsch, nicht national, sondern allgemein-europäisch, aber dieser weltpolitische Gedanke war doch auf die Führerschaft der deutschen Nation eingestellt. Dieses Kaisertum bewährte seine Macht und Herrlichkeit fast drei Jahrhunderte lang in den weltumspannenden Kämpfen um die Führerschaft des Abendlandes; wenn es das Schwert zog, so war es, um der Welt unter seinem Schutz Recht, Freiheit und Frieden zu sichern. Nichts weniger als weltbürgerlich im späteren Sinne waren die Ritter, die den Sarazenen das heilige Grab entreißen wollten oder deutsche Arbeit im neu besiedelten Osten schützten. „Deutsche Zucht geht vor in allem", sang der nationalbewußte Walter von der Vogelweide. Und mit vollem Bewußtsein nannten sich die Kaufleute, die im Mittelalter den Handel der Nord- und Ostsee beherrschten, „Deutsche Hanse": wohin sie auch ihren Fuß setzten, brachten sie den deutschen Namen zu Ehren, duldeten sie, festhaltend an heimischer Sprache und Sitte, keine Mischung mit den Fremden. Der deutsche Kaufmann flößte dem Auslande noch lange Zeit hohe Bewunderung der deutschen Volkskraft ein, als das Reich schon zur Ohnmacht herabgesunken war. Sein Deutschtum hat der Deutsche des Mittelalters im slawischen Lande nie, im romanischen selten verloren. Um 1215 zwar hören wir schon die erste Klage über Fremdwörterwesen erschallen, von dem aus Friaul stammenden Thomasin von Zerklärn, aber selbst dieser auf einem Vorposten des damaligen Deutschtums in romanischem Land stehende Mann ist überzeugt, daß es mit dem Welschlernen doch nichts sein werde: weil er von Deutschen gut verstanden sein will, will er sein Streben auf richtigen Gebrauch der Muttersprache richten. Jeder Kampf gegen das Papsttum ist auch ein Kampf um das Deutschtum: so haben in den Tagen der Reformation auch die Parteigänger Luthers, Hutten und Sickingen, weniger um Vergebung der Sünden und Rechtfertigung durch den Glauben, als um Deutschland und Deutschtum gefochten.

Wo man für etwas kämpft, da muß aber etwas vorhanden sein, gegen das der Kampf geht: mit dem immer mehr um sich greifenden Sondergeist begann die Auslandssucht sich zu regen. Die deutsche Anpassungsfähigkeit, die als aktive Angleichungskraft unser Kulturleben unendlich reich gemacht hat, entartete oft und immer mehr zu leidender Hingabe an das Fremde: statt selber zu ergreifen und das Fremde sich innerlich anzueignen, ließ sich der Deutsche von Stärkeren oder von dem, was ihm als besser und schöner erschien, packen und hinreißen. Das hing zusammen mit der Entwicklung der staatlichen Verhältnisse: aus dem schon den Germanen angeborenen Drange nach trotziger Selbstbehauptung und Absonderung hatte sich das Gegenteil von Gemeinsinn entwickelt und daraus ein Reichtum von Sonderbestrebungen und Sonderbildungen, die jeder zusammenfassenden politischen Form, jeder nationalen Einheitsbewegung widerstanden. So ward schon vor der „kaiserlosen" Zeit die Reichsgewalt zertrümmert, das Reich todkrank. Während dieses Zersetzungsprozesses, der die Teile auf Kosten des Ganzen erblühen ließ, fuhren deutscher Geist und deutsche Volkskraft fort, sich daheim und draußen mit scheinbar unverwüstlicher Schöpferkraft zu bewähren. Zeugnis davon geben die Blüte der Städte, mittelalterliche Kunst und Dichtung, die großartige Eindeutschung der zurückeroberten Länder zwischen Elbe und Memel, die seegewaltigen Unternehmungen der bereits erwähnten Hanse, die Teilnahme an den weltumwandelnden Entdeckungen, Erfindungen und Geistesbewegungen des ausgehenden Mittelalters. Doch mochte das deutsche Volkstum in mutigem Selbstvertrauen noch so kräftig sich entfalten und kühn über Länder und Meere hinausgreifen, mochte das Streben einzelner oder eines Volksteiles noch so vortrefflich sich anlassen und den stolzesten Aufschwung nehmen — es blieb Sondergeist ohne Zusammenhang mit dem Ganzen: auf sich gestellt, ohne den belebenden Odem einer schützenden Staatsmacht, außerhalb des organischen Zusammenhangs mit der Volksgesamtheit, trugen die Unternehmungen der Teile einerseits nur dazu bei, den Partikularismus gegenüber der Zentralgewalt zu mehren und zu festigen, mußten sie andererseits auf Dauer für sich und Segen für das Ganze verzichten. Aus dem Schoße unseres Volkstums ging mit der Reformation eine gewaltige geistige Bewegung aus, eine Bewegung, die den ganzen Erdteil in seinen Tiefen aufrührte. In den Reichen des Nordens, in Schottland und England, selbst in Frankreich trug auch diese Erschütterung wieder zur Zusammenfassung der Kräfte, zur nationalen Einigung bei; ihrem Geburtsland dagegen brachte die Bewegung neue Spaltung

statt der erhofften Einheit, schob sie an die Stelle der zurücktretenden sozialen Gegensätze neue religiöse. Der „edle Carolus“, auf den Luther einst seine Hoffnungen gesetzt, wollte Deutschland, den „schönen, weidlichen Hengst“, zwar bändigen, aber nicht reiten. Ohne den rechten Reiter aber, ohne ein starkes Königtum mußte das unbändige Roß, wie der Wittenberger Mönch vorausgesagt hatte, weiter in die Tore laufen. Der Habsburger aus hispanischem Geblüt wurde der Unterdrücker der deutschen Freiheit, der Vereitler der deutschen Einheit.

Die häßlichsten Zeiten unserer Geschichte begannen. Huttens Jubelruf: „Die Studien blühen, die Geister erwachen!“ wurde durch die Wut der Theologen zuschanden gemacht. Was erhaben begonnen hatte, verlor sich ins Kleine und Kleinliche. Wie die Religion unter den Händen gelehrter Eiferer zu einem Gegenstand ewigen Gezänks um Bekenntnisformeln, wie sie in den Augen der Fürsten zu einem Mittel selbstsüchtiger Politik herabsank, so wurde auch die kaum geweckte „Freiheit des Christenmenschen“ in neue Fesseln geschlagen, erstarb der frische Drang zu geistiger Selbsttätigkeit und sittlicher Selbstverantwortung in der dumpfen Atmosphäre träger Gelassenheit. Die ersten Glaubenskriege riefen fremde Scharen auf deutschen Boden und öffneten die Tore des Reiches der Begehrlichkeit des Auslandes: Moritz von Sachsen, der Erretter des Protestantismus, ward zum Verräter am Reich. Indem er sich wider den Kaiser aus Spanien empörte, zerriß er die letzten Bande monarchischer Ordnung; indem er Metz, Toul und Verdun an Heinrich II. preisgab, gewährte er Frankreich das Recht und die Möglichkeit, sich fortan in deutsche Reichsverhältnisse einzumischen. Jetzt erst gewannen die alten französischen Ansprüche auf deutsches Land eine bestimmte Richtung, jetzt erst gewöhnten sich die um ihre „Libertät“ besorgten Reichsstände an eine Politik, die die Abhängigkeit vom Auslande der geringsten Beschränkung ihrer Willkür durch das Kaisertum vorzog, eine antinationale Politik, die für unser Vaterland noch oft verhängnisvoll werden sollte, bis sie in dem von Napoleon I. gestifteten Rheinbund ihren Höhepunkt fand. Entsittlichend wie der Glaubenskrieg wirkte auf Regierende und Regierte auch der vorzeitig geschlossene Augsburger Religionsfriede, ein fauler Friede, der die eigentliche Frucht des Lutherschen Befreiungskampfes, die Gewissensfreiheit des einzelnen fürstlicher Willkür aufopferte und der Zwietracht der Glaubensbekenntnisse eine Art gesetzlicher Weihe verlieh.

Diese Zerfahrenheit wäre an sich schon hinreichend gewesen, dem Reich jede Stimmführung im Konzert der europäischen Mächte zu entziehen. Weitere unselige Umstände kamen hinzu, ihm mit der politischen Abhängigkeit vom Ausland auch noch das Joch wirtschaftlicher und kultureller Dienstbarkeit aufzuerlegen. Da war vor allem die große wirtschaftliche Umwälzung Europas infolge der Entdeckung Amerikas und des neuen überseeischen Verkehrs: Deutschland, aus seinen bisherigen Beziehungen herausgerissen und der befruchtenden Wirkung des Weltverkehrs entzogen, ward zum Binnenland. Eine Zeitlang hielt der alte Wohlstand noch vor, aber dann versiegte mit dem abnehmenden Handel und Verkehr vor allem die wirtschaftliche Vollkraft der Städte, die so lange die Pflegestätten der nationalen Sitte und Bildung gewesen waren. Dieser Verfall der städtischen Herrlichkeit konnte nicht ohne tiefgehende sittliche, gesellschaftliche und politische Folgen bleiben. Das Bürgertum, seiner großen Aufgaben beraubt, verlor mehr und mehr den alten kühnen Unternehmungsgeist, sein stolzes Selbstgefühl und die wehrhafte Unabhängigkeit. Die Städte hörten auf, die Mittelpunkte deutschen Lebens zu sein; statt ihrer gaben die Höfe und der höfische Adel den Ton an. Je mehr die Fürstengewalt und damit die Geltung der Hofgesellschaft wuchs, desto widerstandsloser beugten sich die erschlaffenden bürgerlichen Kreise den herüberwirkenden Anschauungen der Aristokratie. Diese aber stand längst schon im Banne eines neuen, fremden Geistes, unter der verhängnisvollen Einwirkung der am Hofe der französischen Könige sich ausbildenden Sitten- und Kulturideale. Diese Einflüsse brachten gewiß dem deutschen Wesen auch manche Anregung und Bereicherung; sie wären auch weniger verderblich gewesen, wenn der deutsche Volksorganismus davon nicht in einem Zustande geschwächter Kraft betroffen worden wäre. In jenen Tagen wachsender Ohnmacht aber lernte der Deutsche, zu nehmen, ohne zu spenden; sein Volkstum für fremden Tand und Flitter hinzugeben und vom Ausland alles Gute und nur Gutes zu erwarten. Sein Lernbedürfnis artete in Nachäfferei aus, seine kulturschöpferische Aufnahmefähigkeit ward zu würdelosem Verzicht auf eigenen Charakter. Die alten Sitten, Anschauungen und Ordnungen wichen einer neuen Welt, in der sich die am Volkstümlichen und Vaterländischen treu hängenden Geister schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts kaum mehr zurechtfanden. So groß war die Veränderung, daß ein Pfarrer, Johannes Sommer, zu jener Zeit meinte, wenn Leute, die vor zwanzig Jahren Todes verblichen, „jetziger Zeit wider von den Todten aufstunden und ihre Posteros und nachkömlinge sehen, dieselben gar nicht kennen würden, sondern meinten, daß es eitel Frantzösische, Spanische, Welsche, Engelische und andere Völcker weren, die doch auß ihrem Vaterland niemals kommen sein.“ Eine zweite, verhängnisvolle universalistische Woge erhob sich, wuchs immer mehr an und schwoll schließlich zur allen Nationalgeist verschlingenden weltbürgerlichen Flut an. Angesichts solcher Gefahr hatte schon vor Sommer ein niederdeutscher Mann an den Rat von Braunschweig geschrieben: „O Dudeslant, Dudeslant, ick furchte, dat Dudeslant eyne grote strafe awergan wart.“

Diese Strafe kam im Dreißigjährigen Kriege, der unter namenlosen Greueln nach langem Gleiten auf der schiefen Ebene den entsetzlichen Sturz in Abgrundtiefen herbeiführte. Als im Jahre 1648 das „edle Fried- und Freudenwort“ über einem beispiellos verwüsteten Lande erscholl, war alles zerstört, was Deutschland vordem noch an Größe besessen hatte. Alle Stände befanden sich im Zustand der Auflösung. Die Kraft des Bürgertums war erschöpft: mit Handel und Gewerbe war sein Selbstbewußtsein dahingeschwunden. Dem deutschen Verkehr waren alle Adern unterbunden: im Innern hemmte ihn die kurzsichtige und selbstsüchtige Zollpolitik der Territorien mit tausend Schranken, die Mündungen der großen deutschen Ströme waren „fremder Nationen Gefangene“. Das deutsche Volk war auf den Ackerbau zurückgeworfen. Der Bauer aber, soweit er nicht Pflug und Hacke für immer beiseite geworfen, um sich einem hungernden Räuberleben zu ergeben, sank als leibeigenes Nutztier ausbeutender Grundherren in ein Leben voll Schmutz und Arbeit hinab. Der niedere Adel war durch den Krieg hart mitgenommen: der Landjunker saß, verbauert unter Bauern, trinkend und spielend und scheltend in der verräucherten Halle seines kunstlosen Herrenhauses. Oder die Söhne des Standes, dessen Waffenfreude und kriegerische Tüchtigkeit einst bei Freund und Feind hell erklungen waren, vertauschten das Schwert mit dem Galanteriedegen des Höflings. Untertänigkeit, Knechtsseligkeit überall, sogar bei den Fürsten, die ohne Rücksicht auf ihre innere Würde und das Wohl ihrer Völker nach dem Rang und Pomp europäischer Souveräne strebten. Und doch blieb, dank der Haltung einzelner aus diesem Stande, einzig im deutschen Fürstentum noch Leben und Entwicklung und Hoffnung für die Zukunft. (Schluß folgt.)

Der Genter Altar.

Von Ludwig Sternaux.

Wir haben Frieden, aber der Krieg wütet weiter. Er raubt uns Länder, er nimmt uns Städte, die Seuche, die grausig hinter ihm einherschleicht, rafft die Menschen zu Tausenden dahin, unsere Kinder gehen an Hunger zugrunde. Doch nicht genug damit! Er wagt sich auch mit heimtückischer Bosheit an das heran, was in die Nacht unseres Elends noch ein wenig Licht zu schütten, was unseren bekümmerten Herzen, unseren in Fronarbeit stumpf werdenden Sinnen noch ein wenig Freude zu bringen vermag: an unseren Kunstbesitz. Schon ist der Isenheimer Altar, Matthias Grünewalds Wunderwerk, den wir aus Kolmar vor den französischen Bomben nach München gerettet hatten, uns halb verloren: Kolmar, wohin er kürzlich zurückgebracht, ist — o Schmach! — „besetztes Gebiet", d. h. ist, wie die Dinge liegen, fremdes Land, das sich hermetisch gegen jeden Besuch aus dem verruchten Deutschland abschließt, und schon erzählt das Gerücht, daß das bis über sämtliche Ohren verschuldete Kolmar dies Kleinod deutscher Kunst nach Amerika verkaufen will, um seinen zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen. Was daran wahr, wird die Zeit lehren.

Nicht aber bedarf es dieser Galgenfrist bei einem anderen, nicht minder erlauchten, nicht minder seinem Wesen nach deutschen Kunstwerk, dem Genter Altar. Darüber sind die Akten geschlossen seit jenem unseligen Tage, da sich eine sogenannte deutsche Regierung bereit fand, den Frieden von Versailles zu unterzeichnen. Denn dieser Friedensvertrag bestimmt u. a. auch, daß Deutschland die Teile des Genter Altars, die sich im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin befinden, an Belgien zurückzugeben hat . . . mit anderen Worten: er stiehlt uns etwas, was seinerzeit durch an sich unanfechtbaren Kauf unser Eigentum geworden, was wir nicht etwa, um in der ekeln Sprache der Entente zu reden, auch „gestohlen", will sagen: in einem Kriege erobert haben, sondern auf dem friedlichen Wege des Kaufes in unsere Hände gelangt ist und der Stolz deutschen Kunstbesitzes war.

Die Akten darüber sind geschlossen. Jawohl. Wir haben unterschrieben in Versailles, wir haben, was wir unterschrieben, zu halten, soweit das nicht in den Bereich der Unmöglichkeit gehört. Und diese Auslieferung des Genter Altars ist leider nicht so unmöglich wie die der angeblichen deutschen „Kriegsverbrecher". Hier haben wir keinesfalls auf Verzicht zu rechnen, und der Tag, da man im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin die „Singenden Chorknaben" und die „Musizierenden Engel" des Jan van Eyck einpacken wird zur Reise nach Gent, ist nicht mehr allzu ferne, nein, er ist sogar sehr nahe, er ist da. Wer jemals in dem stillen Saale an der Spree vor diesen Bildern gestanden hat, vor denen jedes laute Wort zu weihevollem Schweigen wurde, Gebet das Herz erfüllte, das Auge sich ergriffen verdunkelte, der wird in Trauer und Erschütterung des Abschieds denken, den rohe Gewalt erzwingt. Diesen Abschied gilt es jetzt zu feiern. Schon rückt der Zeiger, der die Stunde der Trennung bringt, schon summt im Uhrwerk es, der Glockenklöppel holt aus zum Schlage . . . und bald, so rollen die Räder, die das gestohlene Gut unwiederbringlich uns entführen.





Der Genter Altar der Brüder van Eyck, geschlossen.

Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Charlottenburg

Der G

Wohin? Nach Gent. Wenn man so will: der Heimat. Denn das ist das einzige, was uns noch in gewisser Hinsicht über diesen unersetzlichen Verlust trösten kann, daß die Bilder dahin zurückkehren, woher sie einst gekommen. Und wohin sie, wie Belgien mit Emphase behauptet, rechtens auch gehörten. Nur berührt dies plötzlich erwachte Pietätsgefühl der Belgier, das die Berliner Stücke des Genter Altars auf einmal **nicht** mehr in der Fremde wissen wollte, etwas komisch. Denn hundert Jahre und mehr haben die Belgier es seelenruhig mitangesehen, daß die herrlichen Adam- und Eva-Flügel des Genter Altars fern von Gent in Brüssel prangten, und die Erkenntnis, daß das doch **nicht** ganz in der Ordnung ist, ist ihnen auch erst neuerdings aufgedämmert. Wohl aber hat man mit Entsetzen vor einigen Jahren vernommen, daß die feuchte, dumpfige Luft St. Bavos, der alten Kirche Gents, in der der Rest des Altars von alters her aufgestellt ist, diesem nicht bekommt: auf den vier unteren Seitenflügeln, die das große Gruppenbild der Anbetung des heiligen Lammes fortsetzen, hatten sich Schimmelflecke gezeigt, die die Lasur zu zerfressen drohten .... was das bedeutete, darüber war man sich bei Ruchbarwerden dieser Hiobspost in **aller** Welt klar; nur nicht in Belgien. Es ließ den Schimmel getrost weiterfressen, und wenn ich recht unterrichtet bin, bedurfte es erst der Invasion der deutschen Barbaren, um hier Abhilfe zu schaffen. Zum Dank dafür dürfen wir jetzt, da das kostbare Werk zur Not gerettet, es uns



Adam. Die singenden Engel. Maria.
Die gerechten Richter. Die Streiter Christi.

r Altar

Nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft Charlottenburg.



Johannes der Täufer. Die musizierenden Engel. Eva.

Lammes. Die heiligen Einsiedler. Die heiligen Pilger.

gefallen lassen, daß man unser vornehmstes Museum plündert, um dieses Werk zu vervollständigen. Und wenn alles nicht so traurig wäre, so wäre das fast zum Lachen! Aber wir lachen nicht. Wir würden auch nicht lachen, wenn nun vielleicht der Schimmel wiederkäme — was ja doch möglich ist, da die Luft St. Bavos schwerlich in Zukunft trockener werden dürfte — und auch die blühenden Gesichter unserer, jawohl: unserer Engel anfräße. Schrecklich wäre das! Auch der Bestohlene hängt mit dem Herzen immer noch an dem verlorenen Gut, und immer wird uns die Freude an der Kunst höher stehen als die am Besitz. So begleiten denn auch nicht Flüche und Verwünschungen die uns entrissenen Teile des Genter Altars nach Belgien, sondern Sorge gibt ihnen das Geleit, Liebe wandert mit.

Und was bleibt uns? Erinnerung. Schmerzliche, meinetwegen, aber auch verklärende. Denn immer schwebt um Entschwundenes ein besonderer Glanz. Der Kunstfreund, der in Gent in St. Bavos dämmererfüllten Pfeilerhallen Gott-Vater und die Jungfrau Maria und Johannes den Täufer in ihrer Farbenglorie gesehen hatte, von Dank erfüllt gegen den erhabenen Greis, der diese drei gemalt, als sein Leben sich dem Ende zuneigte, der mußte ja immer schon die Erinnerung beschwören, stand in Berlin er dann vor Jan van Eycks, des jüngeren Bruders, Engel-Tafeln oder in Brüssel vor den nackten, der Wirklichkeit bis in die letzten Einzelheiten getreu nachgebildeten Gestalten dieses bärtigen Adam, dieser von ihrem Frauenschicksal so schwer mitgenommenen Eva. —

Denn das geistige Auge war immer bestrebt, sich angesichts der einzelnen Teile die Vielfältigkeit dieses gnadenreichen Altars zu vergegenwärtigen, um wenigstens in der Einbildung sich an der Einheit zu berauschen, Erschütterung zu suchen im Imaginären. Vor diesen heiligen Bildern des Hubert und des Jan van Eyck aus Maaseyck, das klein und groß, ein Bethlehem der Malerei, bei Maastricht liegt, sind viele Messen ohne Priester zelebriert worden, hat Weihrauch gedampft, der aus dem Herzen stieg. So werden wir jetzt auch, denken wir an das Verlorene, der Erinnerung pflegen (die Bilder, gute deutsche Reproduktionen, ja jederzeit unterstützen können).

Denn dieser Farbenglanz kann nie verlohen. Traum will uns überkommen, denken wir der Zeit, der sagenfernen, da dieser Altar einst entstand.

> Hubertus e Eyck major quo nemo repertus
> Incepit pondusque Johannes arte secundus
> Frater perfecit Jodoci Vyd prece fretus

erzählt der alte Rahmen in Gent. Er erzählt mittelalterliche Legende und kündet zugleich den Anbruch einer neuen Zeit. Denn so wie die beiden altersungleichen Brüder aus Maaseyck hatte im Norden vor ihnen noch niemand gemalt: ohne daß der eine wie der andere, wenn die Forschung nicht lügt, jemals in Italien gewesen war, wo die Malerei bereits um 1400 die ornamental-stilisierenden Bahnen verlassen hatte, wandten auch sie sich dem Naturalismus, der Wirklichkeitsmalerei zu. Und gaben ohne alle Tastversuche sofort Erfüllung. Die Gestalten des Genter Altars, ob sie nun von Hubert, dem älteren, oder von Jan, dem jüngeren, herrühren, sind nicht mehr allein schöne Dekoration, sie sind bei aller Monumentalität, da dem Leben nachempfunden, dies Leben selbst, sind Körper, nicht Fläche. Sehr viel trägt zu dieser Wirkung, die auch dem großen Werk den Ewigkeitswert gegeben, der uns noch heute in ungemindertem Maße ergreift, die Verwendung der leuchtenden Ölfarbe für die Tafelmalerei bei — auch dies damals ein Novum in der niederländischen Kunst! Gott-Vater, den der sterbende Hubert gläubig-naiv mit allen nur erdenklichen Attributen himmlischer Herrlichkeit schmückte, hat eben in ihm selbst und auch in dem Bruder, der das gewaltige Werk dann eigenherrlich vollendete, sichtlich Wunder gewirkt: „der zweite Freitag im Mai" 1432, da Jan die Genter zusammentreten ließ, zu schauen, was er „Jodoci Vyd prece fretus" geleistet hatte, leitet in der Tat eine neue Epoche nordischer Malkunst ein.

Er spiegelt seine Zeit, der Genter Altar. Noch überwiegt in den drei Figuren, die Hubert gemalt, die monumentale Geste, die dekorative Note, noch gemahnen sie in ihrem starren Ernste irgendwie an die feierlichen, goldglanzumflossenen Heiligen alter italienischer Kirchen: sie sind die Vergangenheit. Übergang verdeutlichen dann die Engel, die vielleicht auch Hubert noch gemalt, wahrscheinlich aber Jan, dem toten Bruder den Pinsel aus der erstarrten Hand nehmend, vollendet hat, sie schon mit seines Geistes Hauch beseelend. Umsturz aber verrät alles Weitere: hier schwingt ein neues Fühlen, das an die Stelle des Dekorativen die Naturwahrheit, die Lebenstreue setzte. Jan malt sein Gent um 1425, behaglich selbst bei Kleinigkeiten weilend, ein bürgerlicher Künstler, der sich seine Modelle auf der Gasse und in dumpfer Stube, auf der Kirmes und in der Kirche sucht. So ist in das Werk ohne Zweifel etwas Zwiespältiges hineingekommen: die letzte Harmonie fehlt. Dürer, hundert Jahre später auf seiner niederländischen Reise davorstehend, läßt sich von dem Glanz der Hubertschen Tafeln blenden und erschüttern, Gott-Vater schenkt ihm die Vision der „Vier Apostel"; aber das Jahrhundert vor Dürer bewundert mehr das Werk Jans, der ganz ein Kind seiner Zeit war und dieser gegeben hatte, was sie verlangte, selbst im Altarbild verlangte: unmittelbares Leben, Abbild des Alltags. Adam und Eva, Jodocus Vydt und seine Frau, die Stifter, spiegeln es bis zum Häßlichen.

Jahrhunderte haben den Genter Altar lebendig erhalten. Jedes Geschlecht hat darin seiner künstlerischen Sehnsucht Genüge gefunden, von Michelangelo und Raffael bis auf unsere Zeit, die seltsam zwischen Hubert und Jan schwankt. Vom Schicksal auseinandergerissen, weit zerstreut in seinen Teilen, blieb es doch imponierendes Ganzes, das hundert Kunstmoden überdauerte, in seinem in Gent verbliebenen Hauptteil, der Anbetung, selbst Krieg und Vernichtung überstand . . . nicht durch eine Laune des Weltgeschehens geschützt, sondern durch das Wunder einer unbekannten Kraft. Denn während so viel belgische Städte, voran Ypern, von englischen Granaten in Trümmer gelegt wurden, blieb Gent verschont. Unversehrt steigt St. Bavos Turm gen Himmel, unversehrt ist das Dach, das das Wunderwerk schirmt. Eine stärkere Hand lenkte die Geschosse der Menschen ab.

Und wir? Wir sammeln uns zu ernster Stunde und nehmen Abschied: das Kaiser-Friedrich-Museum verliert seinen kostbarsten Besitz. Lebt wohl, ihr singenden und orgelspielenden Engel, ihr Streiter Christi, ihr gerechten Richter! Weit ist der Weg, den ihr zu wandern habt, und unbillige Gewalt die Order, die euch befiehlt, uns zu verlassen. Der laute Jubel, der euch am Ziel empfangen wird, in der Heimat, wie Belgien heuchlerisch betont, kann eins nicht aus der Welt schaffen: daß ihr Heimat hattet auch bei uns. In unserm Herzen bleibt ihr unser.

Die Auslieferungsfrage in der Geschichte.

Von Oberst Immanuel.

Die Auslieferungsfrage hat nach dem Rückzug der Entente wohl eine etwas andere Gestalt angenommen, der Grundgedanke jedoch ist unverändert geblieben. Und so werden die folgenden Zeilen nicht ohne Interesse sein, die die einzigartige Ungeheuerlichkeit dieses Gedankens in der Weltgeschichte kurz beleuchten. Die Redaktion



Wenn der Schillersche Satz zutrifft, daß „die Weltgeschichte das Weltgericht" ist, so muß die beste Lehrmeisterin der Zeiten und Menschen, die Weltgeschichte, das Urteil über die Auslieferungsforderung fällen, welche die haßerfüllte Entente als Krönung des Weltkrieges gegen uns geschleudert hat. Ein altes Wort behauptet, daß „alles schon einmal dagewesen sein soll". Hier aber ist eine klaffende Lücke, die jenen vielberufenen Ausspruch endlich einmal durch die Tatsachen Lügen straft. Eine solche Zumutung ist noch niemals dagewesen. Man könnte freilich erwidern, daß ein Krieg wie das große Völkerringen 1914 bis 1918 auch noch nicht dagewesen ist. Die Römer und Karthager haben länger als ein Jahrhundert lang, allerdings mit Pausen dazwischen, auf Tod und Leben gekämpft und nach den damaligen Verhältnissen auch einen Weltkrieg geführt, in dem es um Sein oder Nichtsein ging, bis Karthago endlich unterlag und der Ausrottung anheimfiel. England und Frankreich haben im Mittelalter ein Jahrhundert lang erbittert gerungen, bis England vom Festlande Europas weichen mußte. Der Dreißigjährige Krieg hat ein Menschenalter hindurch den Boden unseres Vaterlandes an den Rand des Verderbens gebracht und Deutschland nahezu in eine Wüste verwandelt. Friedrich der Große wehrte sich durch sieben Kriegsjahre gegen eine Welt von Feinden, die Stürme der französischen Revolution und die mit ihr in unmittelbarem Zusammenhang stehenden napoleonischen Kriege ließen Europa 23 Jahre lang nicht zur Ruhe kommen. Es gab also im Laufe der Geschichte weit längere Kriege als den großen Kampf, den wir gemeinhin mit dem Namen „Weltkrieg" zu bezeichnen pflegen.

Was aber den Krieg 1914 bis 1918 vor den Kriegen aller Zeiten in furchtbarer Weise auszeichnet, ist der Umstand, daß er mit Maßen geführt wurde, wie noch kein anderer Krieg der Vergangenheit, und daß er alle Erdteile und alle Meere in Mitleidenschaft zog. Er wurde nicht allein mit Waffen zu Lande, zur See und in der Luft ausgefochten, nicht allein mit der vollkommenen Vernichtungstechnik der Gegenwart geführt, sondern erstreckte sich auch auf das wirtschaftliche Gebiet, um hüben und drüben durch Bekämpfung und Vernichtung der Lebensmöglichkeiten die Entscheidung zu erzwingen.

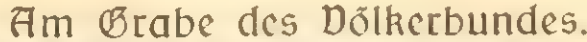
Gleichwohl durfte man, getragen vom Bewußtsein der Menschenachtung und Kultur, hoffen, daß, nachdem sich das Geschick der Waffen und die Begleitumstände des Krieges entschieden hatten, die Achtung des Gegners, auch des niedergezwungenen Feindes, eine Versöhnung herbeiführen würde. Mit dem Friedenschluß mußte der Krieg aufhören, der Aufbau im Geiste des Völkerfriedens und der Menschlichkeit beginnen. Leider war und ist dem aber nicht so. Unter den Erdrosselungsbedingungen, welche uns die Entente aufzwang, nimmt die **Auslieferungsfrage** eine Stelle ein, die nur neuen Haß und den Schrei nach Vergeltung und Rache auslösen kann. Der Gedanke spricht jedem Gefühl der Ehre und des Ausgleichs in einem Maße Hohn, daß sich ein trostloser Ausblick in die Zukunft bietet, von der wir Deutschen trotz unseres Unglücks die friedliche Erstehung aus dem Abgrund mit Recht erhoffen durften. Diese Frage enthüllt, wie keine andere, die Unversöhnlichkeit unserer Feinde, die sich über göttliches und menschliches Recht in frevelnder Weise hinwegsetzten.

Wir finden im ganzen Verlauf der Geschichte, zurück bis in die graue Vorzeit, kein Beispiel, das sich mit der Forderung der Entente in der Auslieferungsfrage auch nur annähernd deckt. Trotz der oft grausamen Strafen gegen überwundene Gegner, trotz der im Altertum vielfach üblichen Tötung der Kriegsgefangenen und ihres Verkaufes als Sklaven kannte man doch rein menschliche Züge, die uns die viel verschriene Barbarei des Altertums in freundlicherem Lichte zeigen. Hierher gehört vor allem die Heiligkeit der Person unter dem Schutze des Asylrechtes, das an bestimmte Stellen gebunden war. Wer es verletzte, zog sich den Zorn der Götter und die Verachtung der Menschen zu. Ein bekanntes Beispiel des Hasses gegen den Besiegten, das in gewissem Sinne an die Erscheinung der heutigen Auslieferungsforderung der Entente erinnern könnte, ist das Verfahren der Römer gegen Hannibal, den größten Gegner, mit dem sie je gekämpft haben. Der geschlagene Feldherr floh, von seinem Vaterlande schnöde im Stich gelassen, zum König Antiochos von Syrien und führte zusammen mit ihm den Krieg gegen die Römer, von unerschütterlicher Kampfbegierde gegen die Todfeinde Karthagos erfüllt. Allein Antiochos erlag den römischen Legionen und mußte unter die Friedensbedingungen die Zusage aufnehmen, Hannibal den Römern auszuliefern. Hannibal aber entkam zum König Prusias von Bithynien, an den die Römer ebenfalls das Ansinnen stellten, ihnen den gehaßten und noch immer gefürchteten Gegner zu überlassen. Hannibal aber zog es vor, sich der drohenden Auslieferung dadurch zu entziehen, daß er sich durch Gift tötete. Selbst die römischen Schriftsteller tadelten die Machthaber zu Rom, daß sie sich durch unversöhnlichen Haß leiten ließen.

Im späteren Altertum bildete sich bei den Römern die Kriegsitte heraus, von den unterworfenen Völkern die Stammeshäuptlinge als Geiseln zu fordern, um einen Einfluß auf die Besiegten auszuüben und sie in Ruhe zu halten. Wir finden diesen Gebrauch auch in den römischen Eroberungszügen nach Germanien, doch ist festgestellt, daß die Ausgelieferten meistens nicht in Haft genommen wurden, sondern sich mehr oder weniger frei in einer Art von ehrenvoller Gefangenschaft bewegen durften. Das frühe Mittelalter kannte einen anderen ähnlichen Gebrauch, indem sich nicht selten Völkerstämme, die sich bekriegt hatten, dahin vereinbarten, daß der überwundene Teil Fürstensöhne oder besonders vornehme und angesehene Persönlichkeiten dem Sieger als Pfand für die Wahrung des Friedens und für die Einhaltung der Friedensbedingungen überlieferte. Hierbei hatte man weniger den Begriff der Vergeltung und der Rache, als die Vervollständigung der in damaligen Zeiten noch nicht bestehenden zwischenvölkischen Beziehungen im Auge. Es spielte nicht selten auch eine gewisse Romantik hierbei eine Rolle. Wohl das bekannteste Beispiel dieser Art ist Richard Löwenherz, König von England. Er wurde auf der Rückkehr vom Kreuzzug nach dem Heiligen Lande von seinem persönlichen Gegner Leopold von Österreich gefangengenommen und auf die Burg Dürrenstein in Haft gebracht. Der deutsche Kaiser Heinrich VI. nötigte jedoch Leopold zur Auslieferung Richards gegen das Versprechen eines Anteils am Lösegeld und ließ ihn auf Schloß Trifels in der Pfalz in ehrenvoller Gefangenschaft halten. Erst nachdem Richard die Oberlehnshoheit des Kaisers anerkannt und ihm gehuldigt hatte, erhielt er die Freiheit wieder, mußte aber 100 000 Mark Silber, eine für die damalige Zeit sehr hohe Summe, zahlen und versprechen, Heinrich den Löwen zur Lehnsfolge nach Italien zu bewegen oder weitere 50 000 Mark zu erlegen. Später bürgerte sich die Auslieferung der Führer ein, als in den rohen Zeiten des Raubrittertums und des Landsknechtswesens die Sieger den Unterlegenen Gnade oder Schonung versprachen, wenn sie ihre Führer dem Feinde zur Strafe auslieferten. Ein solches Verfahren galt aber schon damals als eine Roheit und übertriebene Härte.

Als in der neueren Zeit sich die Rechtsverhältnisse der Staaten zueinander auf Verträge und feste Formen stützten, verschwand die Sitte, daß man vom Besiegten die Führer forderte, um sie zu bestrafen. Dafür einigten sich die Staaten nicht selten über grundsätzliche Auslieferungsbedingungen, so gegen Ende des 15. Jahrhunderts England und Frankreich über den Austausch derer, die wegen aufrührerischer Unternehmungen zu Schaden des anderen Landes der Strafe unterworfen werden sollten.

Unser kurzer Überblick dürfte dargetan haben, daß die Geschichte, namentlich die auf dem Völkerrecht begründete Neuzeit, keinen Vorgang kennt, der mit der jetzigen Auslieferungsforderung der Entente gegen Deutschland verglichen werden kann. Sie steht im Widerspruch mit den Grundbegriffen von Recht und Ehre, ja verurteilt sich schon durch den Makel der Unmoral und der vernunftwidrigen Gewalttat. Der Krieg ist zu allen Zeiten noch immer nur um des zu erwartenden Friedens willen geführt worden, nicht aber um neuen Haß und unüberbrückbare Unversöhnlichkeit zu säen. Dieser ethischen und kulturellen Lehre schlägt die Forderung der Entente ins Gesicht. Die Folgezeit wird Deutschlands Haltung recht geben, — ebenso wie die Geschichte den Anspruch der Entente verurteilt.



Am Grabe des Völkerbundes.



„Blumenspende von Taft und Oberst House bedecken den Hügel; und die „New York World" vergießt Tränen." „Life"

Das Ende Rasputins.

Tagebuchblätter des Reichsdumaabgeordneten Wladimir Purischkewitsch vom November 1916.

Übertragung aus dem Russischen von F. Ottow. (Fortsetzung.)

Nach Zeitungsmeldungen ist der Verfasser dieser Tagebuchblätter, Wladimir Purischkewitsch, vor kurzem gestorben. Der Tod hat den heißblütigen Bessarabier aus einem bewegten und an jähem Wechsel und inneren Widersprüchen reichen politischen Leben abberufen. Ein überzeugter russischer Patriot hatte er bereits früh seine politische Betätigung in den Reihen der extremen Rechten gesucht und war von diesen dreimal als ihr Vertreter in die Duma gewählt worden. Hier war er seines unparlamentarischen Wesens wegen das Enfant terrible des Parlaments, und zog sich die Feindschaft aller gemäßigten Elemente zu. Von Hause aus ein warmer Verehrer Deutschlands und Kaiser Wilhelms, veröffentlichte er im Jahre 1909 in der „Kreuz-Zeitung" einen Brief, in dem er sich in schärfster Weise gegen eine russisch-englische Entente aussprach. „Denn nichts als Haß hegt das russische Volk gegen England", erklärte damals dieser russische Monarchist. Seine Rolle verlor aber immer mehr an Bedeutung, je mehr er auch mit seinen eigenen Gesinnungsgenossen innenpolitisch in Konflikt geriet. Einige Jahre später wurde er aus dem Adel ausgeschlossen. In jene Zeit fällt auch der Triumphruf Purischkewitschs in der Duma, als diese die bekannte Finnland-Vorlage der Regierung angenommen hatte: Finis Finnlandiae!

Der Krieg hat diesen unberechenbaren Chauvinisten zum Renegaten an seiner Überzeugung werden lassen. Der einstige Freund Deutschlands wurde zu seinem grimmen Feinde und Verleumder. Auf dieser abschüssigen Bahn führte ihn sein zügelloses Temperament in das Palais des Fürsten Jussupoff, wo er den Schwindlermonch Rasputin niederschoß. Das war eine seiner letzten politischen Taten.



Vor Rasputins Leichnam stehend, mußte ich unwillkürlich an die Erzählung Jussupows von jenem Mittel denken, das Rasputin durch die Vermittlung seines Komplicen, des tibetanischen Wunderdoktors Badmajew, dem Zaren gereicht hatte. . . . .

„Warum, Felix," sagte einmal Rasputin zu Jussupow, „bist du niemals bei Badmajew? Er ist unentbehrlich. Ein nützlicher Mensch. Geh zu ihm. Er heilt alles mit seinem Kraut. Alles nur mit seinem Kraut. . . . Er wird dir ein winziges Gläschen mit seinem Kräutertrank geben und . . . u—uch! . . . wie du gleich nach dem Weibe verlangen wirst! Aber er hat auch noch einen anderen Zaubertrank. Wenn er dir davon ein Gläschen gibt, und du trinkst es zu einer Zeit, wo es dir schwer ums Herz ist — gleich erscheint dir alles wie ein Nichts. Du wirst dich wie befreit fühlen. Und alles wird dir einerlei sein!"

Hast du nicht — so dachte ich weiter an der Leiche Rasputins — vielleicht fortwährend in der letzten Zeit dem russischen Zaren von diesem Zaubertrank zu trinken gegeben, so daß er die Zügel der Regierung dieser Schlange Alexandra Feodorowna überließ? Dieser für Rußland verhängnisvollen Frau, die sich einbildete, eine zweite Katharina die Große zu sein, die in dir, Zar, einen zweiten Peter III. sah und sich nicht entblödete, in einem Brief an die Großfürstin Viktoria Feodorowna zu erklären, daß es im Leben der Völker Zeiten gibt, wo infolge der Willensschwäche ihrer legitimen Herrscher Frauen die Regierung in ihre Hände nehmen müßten, und daß auch Rußland solche Beispiele gekannt habe. . . .

Ich stand über Rasputin gebeugt und starrte ihn an. Er war noch nicht tot, sondern lag in der Agonie und atmete noch. Seine rechte Hand bedeckte seine Augen und die Hälfte seiner langen, porösen Nase. Seine linke Hand war am Körper entlang ausgestreckt. Seine Brust hob und senkte sich in langen Zwischenräumen, und sein Körper erzitterte in Krämpfen.

Er war reich, aber bäurisch gekleidet, trug prachtvolle Stiefel und ein seidenes, cremefarbenes, reichgesticktes Hemd, das über den samtenen Hosen mit einer dicken himbeerroten Seidenschnur zusammengehalten wurde, von welcher Troddeln herabfielen.

Sein langer, schwarzer gepflegter Bart war sorgfältig gekämmt und glänzte von Pomade.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gestanden hatte. Endlich erklang die Stimme Jussupows:

„Nun, meine Herren, gehen wir jetzt hinauf. Wir müssen das begonnene Werk vollenden!"

Wir verließen das Eßzimmer, nachdem wir die Beleuchtung ausgemacht und die Tür leicht angelehnt hatten. . . .

Im Salon beglückwünschten wir Jussupow dazu, daß ihm die große Ehre vorbehalten gewesen war, Rußland von dieser Pest zu befreien, und beeilten uns alsdann, unser Werk zu Ende zu führen.

Es war bereits vier Uhr geworden, und Eile war geboten. Der Rittmeister S. legte über seinen Uniformmantel den prachtvollen Pelz Rasputins an, zog Rasputins Überschuhe an und nahm auch seine Handschuhe in die Hand. Hierauf hüllte sich L., der sich mittlerweile beruhigt und wieder erholt zu haben schien, in sein Chauffeurkostüm, und unter Führung des Großfürsten Dmitri Pawlowitsch bestiegen sie alsdann das Automobil und fuhren zu meinem Zuge auf den Bahnhof. In meinem Salonwagen wurde zu dieser Stunde der Ofen geheizt, in welchem Rasputins Kleidungsstücke verbrannt werden sollten. Nachdem dies geschehen sein würde, sollten sie eine Droschke anrufen, zum Palais des Großfürsten fahren, dort dessen Automobil besteigen und in das Jussupowsche Palais zurückkehren, um die Leiche Rasputins abzuholen.

Fürst Jussupow und ich blieben allein zurück, jedoch nicht auf lange. Er ging über den Vorplatz durch eine Tür, die in einen Korridor führte, in jenen Teil des Palais, in dem sich die Wohnräume seiner zur Zeit augenscheinlich nicht in Petersburg anwesenden Eltern befanden. Unterdessen zündete ich mir eine Zigarre an und begann in Erwartung unserer Komplicen im Salon auf und ab zu gehen. Es war ausgemacht worden, nach der Rückkehr des Großfürsten und seiner Begleiter mit ihrer Hilfe die Leiche Rasputins zunächst in irgendeinen Stoff zu verpacken und sie alsdann ins großfürstliche Automobil zu tragen.

Ich kann nicht mehr angeben, ob mein Alleinsein von langer Dauer war oder nicht. Ich weiß nur, daß ich vollkommen ruhig war und mich eine tiefe Befriedigung erfüllte. Aber deutlich erinnere ich mich, daß es mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu Jussupows Schreibtisch hinzog, auf welchem mein Revolver lag; daß ich ihn nahm und ihn wieder in meine rechte Hosentasche steckte und daß ich alsdann — wieder diesem starken inneren Zwang gehorchend — die Tür öffnete und völlig zwecklos auf den Vorplatz hinaustrat. . . .

Ich war kaum über die Schwelle gelangt, als ich die Tür zu jenem Eßzimmer aufgehen hörte, in dem Rasputin lag, worauf unten an der Treppe Schritte laut wurden. —

„Wer kann das nur sein?" dachte ich. Aber ich hatte nicht Zeit, mir selbst diese Frage zu beantworten, als am Fuß der Treppe plötzlich ein gellender, kaum mehr menschlicher Schrei ertönte, der mir von Jussupow herzurühren schien:

„Purischkewitsch, schießen Sie, schießen Sie! Er lebt! Er läuft fort!" . . .

Und von unten kam der Schreiende Hals über Kopf die Treppe heraufgestürzt — es war Jussupow.

Sein Gesicht war verzerrt und bis zum Äußersten entstellt; seine großen prachtvollen blauen Augen waren maßlos vergrößert und drohten ihm aus dem Kopfe zu springen. In besinnungslosem Zustande, fast ohne mich zu sehen, und mit irrem Blick rannte er an mir vorbei über den Vorplatz in die Räume seiner Eltern hinein durch jene Tür, durch die ich ihn nach der Abfahrt des Großfürsten fortgehen sah.

Eine Sekunde stand ich wie angewurzelt da, aber schon hörte ich deutlich unten schnelle, schleppende Schritte in der Richtung zur Ausgangstür in den Hof, das heißt zu jener Tür, von welcher aus sich kurz vorher das Automobil in Bewegung gesetzt hatte.

Ich durfte keinen Augenblick zögern, und ohne die Selbstbeherrschung zu verlieren, zog ich meinen Revolver aus der Tasche, stellte ihn auf „feu" und stürzte die Treppe hinunter.

Das, was ich unten sah, hätte wie ein Traumbild erscheinen können, wenn es für uns nicht grausige Wirklichkeit gewesen wäre.

Grigori Rasputin, welchen ich vor einer halben Stunde seine letzten Atemzüge tun sah und welcher sich, von einer Seite auf die andere wälzend, auf dem steinernen Fußboden lag, lief behende über den lockeren Schnee im Hof am eisernen Straßengitter entlang — im selben Kostüm, in welchem ich ihn kurz vorher fast leblos hatte daliegen sehen!

Im ersten Augenblick wagte ich meinen Augen nicht zu trauen, aber sein lautes Rufen in der tiefen nächtlichen Stille: „Felix! Felix! Felix! . . . Ich werde alles der Zarin sagen!" . . . überzeugte mich, daß es Grigori Rasputin war, der dort lief. Daß er es tatsächlich war, der dank einer ans Wunder streifenden Zählebigkeit noch imstande war, fortzulaufen und daß er nach wenigen Augenblicken bereits an der zweiten eisernen Pforte und auf der Straße sein würde. Ich begriff, daß er auf der Straße — ohne zu sagen, wer er wäre — sich an den ersten besten Passanten mit der Bitte wenden würde, ihn zu retten, da man in diesem Palais ein Attentat auf ihn verübt habe und daß — daß dann alles verloren wäre! Natürlich würde man nicht zögern, ihm zu helfen — ohne zu wissen, wen man rettet — und er würde sich bald wieder in seinem Hause an der Gorochowaja befinden und — wir würden entlarvt sein. . .

Ich rannte hinter ihm her und schoß. . .

Der in der nächtlichen Stille überlaute Schuß meines Revolvers verklang in der Luft — es war ein Fehlschuß!

Rasputin beschleunigte seinen Lauf. Ich schoß zum zweitenmal im Laufen und — schoß wieder fehl!

Es ist unmöglich, das Gefühl maßloser Wut wiederzugeben, das ich in diesem Augenblick gegen mich selbst empfand.

Ein mehr als guter Schütze, der ich auf dem Schießstand auf dem Semenowplatz fortwährend die kleinsten Zielscheiben getroffen hatte, war ich heute nicht imstande, einen Menschen auf zwanzig Schritt niederzuknallen!

Unterdessen flogen die Sekunden. . . Rasputin war schon an der Pforte angelangt, als ich im Laufen innehielt, mir aus aller Kraft in die linke Handfläche biß, um mich zur Konzentration zu zwingen, zum drittenmal schoß und Rasputin in den Rücken traf. Er blieb stehen . . . Alsdann zielte ich sorgfältig und drückte vom selben Fleck aus zum viertenmal ab. Die Kugel war ihm augenscheinlich in den Kopf gedrungen, denn wie hingemäht fiel er mit dem Gesicht in den Schnee. Ich lief an ihn heran und schlug ihm mit aller Kraft, deren ich fähig war, mit dem Stiefelabsatz in die Schläfe. . .

Mit weit nach vorn gestreckten Armen im Schnee wühlend, lag er so, daß es aussah, als mühe er sich, sich auf dem Bauche kriechend nach vorn fortzubewegen; aber er konnte schon kein Glied mehr rühren, sondern röchelte nur und knirschte mit den Zähnen.

Es war klar, daß es nun wirklich aus mit ihm war.

Nachdem ich zwei Minuten bei ihm gestanden hatte und die feste Überzeugung gewonnen hatte, daß eine weitere Beobachtung überflüssig war, ging ich schnell durch dieselbe kleine Tür ins Palais zurück.

Ich erinnere mich deutlich, daß, während ich meine Schüsse auf Rasputin abgab, auf der Straße am Gitterzaun zwei Menschen vorübergingen, von denen der zweite, als er einen Schuß hörte, vom Gitter seitwärts abbog und anfing zu laufen.

„Was tun? Was tun?" — wiederholte ich laut vor mich hin, als ich in den Salon hinaufging. „Ich bin allein, denn Jussupow ist ganz unzurechnungsfähig. Die Dienerschaft ist nicht eingeweiht. Die Leiche liegt draußen bei der Pforte. Sie kann jeden Augenblick von einem zufällig Vorübergehenden bemerkt werden — und dann ist die Geschichte fertig! Allein kann ich ihn nicht hineintragen" . . . denn allein der Gedanke, Grischka Rasputin anzufassen, erregte in mir ein unüberwindliches Gefühl von Ekel. Es durfte aber keine Minute ungenützt vergehen.

„Nein" — überlegte ich — „hat die Sache einmal eine unvorhergesehene Wendung gewonnen, so muß sie sich auch weiterhin anders entwickeln, als ursprünglich verabredet war. Wenn man auch vielleicht annehmen kann, daß Jussupows Schuß nicht von der Dienerschaft gehört worden ist, so erscheint es jedenfalls undenkbar, daß die beiden Soldaten, die im Vorzimmer am Haupteingang sitzen, meine vier sehr lauten Schüsse im Hof überhört haben könnten."

Und schnell entschlossen begab ich mich über den Vorplatz zum Haupteingang.

Bei meinem Anblick sprangen die beiden Soldaten sofort auf.

„Kinder!" — begann ich — „Ich schoß und tötete" . . .

Bei diesen Worten rückten sie unwillkürlich näher auf mich ein, als wollten sie mich packen.

„Ich tötete" — wiederholte ich — „Grischka Rasputin, den Feind Rußlands und des Zaren!" Bei diesen Worten stürzte der eine der beiden Soldaten in äußerster Erregung auf mich zu und umarmte und küßte mich, während der andere ausrief:

„Gott sei gelobt! Das war längst an der Zeit!"

„Freunde" — sagte ich — „Fürst Felixowitsch und ich rechnen mit eurer vollkommenen Verschwiegenheit. Ihr begreift, daß, wenn dies ruchbar wird, die Zarin uns dafür keinen Dank wissen wird. Werdet ihr verstehen zu schweigen?"

„Ew. Exzellenz" — wandten sich beide an mich mit einem Tone des Vorwurfs in der Stimme — „wir sind russische Leute! Belieben Sie nicht zu zweifeln, wir werden Sie nicht verraten!"

Ich umarmte und küßte beide und bat sie, die Leiche Rasputins sofort aus dem Hof in den kleinen Vorraum vor dem Eßzimmer am Fuße der Treppe zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Der Entwurf einer Militärkonvention zwischen Südslawien und Frankreich.

Auch gefälschte Dokumente können helle Schlaglichter auf die Zeitgeschichte werfen, insofern die Absichten der Fälscher Schlüsse auf die Beziehungen zwischen den Völkern, für die solche Dokumente verfertigt wurden, zulassen. Aus diesem Grunde veröffentlichen wir die folgenden Dokumente, die zuerst in der italienisch-schweizerischen, in Lugano erscheinenden Zeitung „Corriere del Ticino" veröffentlicht wurden, dann aber einen stürmischen Widerhall in der gesamten italienischen Presse fanden und die Spannung der Beziehungen zwischen Italien und seinen Verbündeten in so hohem Maße steigerten, daß man an die Zeiten des Libyschen Krieges erinnert wurde, in der französische Torpedoboote italienische Schiffe an der korsischen Küste beschlagnahmten. Wird doch in diesen Dokumenten Frankreich von Südslawien ein Bündnis vorgeschlagen, das sich nur gegen Italien richten kann. Aus dem „Corriere del Ticino" druckte die „Idea Nazionale", das Blatt der nationalistischen Partei Italiens, diese Dokumente mit der Versicherung ab, daß sie authentisch seien, und hielt diese Versicherung auch aufrecht, als die „Agence Havas" die Aktenstücke halbamtlich für gefälscht erklärte. Auch wir halten diese Aktenstücke für Fälschungen; schon ihre eigentümliche, von der Form ähnlicher Verträge abweichende Gestalt, besonders die der französischen Antwort, scheint uns das zu beweisen. Wir glauben nicht, daß tatsächlich schon zwischen der südslawischen Regierung und Herrn Clemenceau Verhandlungen über ein Bündnis stattgefunden haben. Aber es liegt die Frage nahe, wer ein Interesse an solcher Fälschung hatte. Ohne Zweifel diejenigen, denen es daran liegt, Mißtrauen zwischen Frankreich und Italien zu säen. Und diese Absicht scheint in der Tat erreicht worden zu sein. Der „Temps" hat deshalb gewiß recht, wenn er behauptet, daß südslawische Agenten, die sich in der Schweiz aufhalten, dem „Corriere del Ticino" diese Aktenstücke haben zugehen lassen. Es ist aber durchaus nicht ausgeschlossen, im Gegenteil, sogar sehr wahrscheinlich, daß diese Agenten mit Herrn Trumbitsch, dem südslawischen Minister des Äußeren, in Verbindung stehen. Die Veröffentlichung der Dokumente hat nun eine höchst merkwürdige Folge gehabt; sie sind am 11. Februar bekanntgeworden. Wenn wenige Tage später die Spannung zwischen Frankreich und England einerseits und Wilson andererseits wegen seiner Unnachgiebigkeit in der Adriafrage ihren [illegible] erreichte, und die großen französischen und englischen Blätter

offen erklärten, daß das an Südslawien gerichtete Ultimatum vom 20. Januar angenommen werden müsse, damit also trotz Wilsons kategorischer Note einen dicken Strich zwischen sich und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu ziehen drohten, so hat zu dieser schroffen Haltung wohl auch die Überzeugung beigetragen, daß etwas Entscheidendes geschehen müsse, um das durch jene Dokumente in Italien entstandene Mißtrauen gründlich auszurotten. Es wird von der Festigkeit, mit der Frankreich und England an dem mit Italien vereinbarten Kompromiß festhalten, abhängen, ob dieses Mißtrauen überhaupt wieder auszurotten ist.

30. September 1919.

In der Überzeugung, daß die Ziele der südslawischen Völker nur in engem Einvernehmen mit der französischen Nation erreicht werden können, daß die südslawische Politik von der französisch-serbisch-kroatisch-slowenischen Freundschaft getragen sein muß, um die natürlichen Zugänge der Südslawen, die ethnisch und geographisch am Adriatischen Meer liegen, zu gewährleisten, in der Überzeugung von der Notwendigkeit der Freiheit des Adriatischen Meeres von jeder Hegemonie und der Sicherung der Handelsfreiheit und des Gleichgewichts der Kräfte auf ihm, die erforderlich ist, damit in Zukunft die Entwicklung der Balkanvölker nicht wieder auf Hindernisse stößt, in der Überzeugung, daß Frankreich und Südslawien gemeinsame Interessen auf den Wegen zum Orient haben und infolgedessen zum Schutz dieser Interessen gemeinsam vorgehen müssen, in der Überzeugung endlich, daß der französischen Nation im voraus Freiheit des Handelns an der dalmatinischen Küste für den Fall eines Konflikts mit einer Mittelmeermacht gesichert werden muß,

beehren sich die Herren Nicola Pasitsch, ehemaliger Ministerpräsident, und Ante Trumbitsch, Minister des Äußern, im Namen des Königs der Serben, Kroaten und Slowenen, seiner Exzellenz, dem Ministerpräsidenten und Kriegsminister der französischen Republik, Herrn Clemenceau, den folgenden auf eine Militärkonvention bezüglichen Vorvertrag als Basis für ein endgültiges Bündnis vorzulegen.

Art. 1. Die Regierung, die das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen vertritt, verpflichtet sich, im Einvernehmen mit der Regierung der französischen Republik besondere militärische Vereinbarungen festzusetzen, als Grundlage gegenseitiger Garantien der vertragschließenden Teile.

Art. 2. Auf Grund dieser Vereinbarungen wird das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen im Falle eines Konflikts zwischen der französischen Nation und einer Mittelmeermacht sein Heer auf Grund eines zwischen den Generalstäben beider Länder zu vereinbarenden Planes mobilisieren.

Art. 3. Das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen wird für den Fall eines Konfliktes, wie er im Artikel 2 bezeichnet ist, seine Flotte mobilisieren und seine Handelsflotte requirieren.

Art. 4. Bei der Erklärung des Kriegzustandes zwischen Frankreich und einer Mittelmeermacht wird eine Anzahl von südslawischen Divisionen nach dem im voraus festgesetzten Plan an der feindlichen Grenze, zum Angriff bereit, zusammengezogen werden.

Art. 5. Die Regierung des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen wird im Falle eines bewaffneten Konflikts das Eisenbahnnetz des Reiches, das die Häfen des Jonischen Meeres mit den Küsten Dalmatiens verbindet, dem französischen Hauptquartier zur Verfügung stellen.

Art. 6. Die Regierung Frankreichs verpflichtet sich, d... südslawischen Regierung in bezug auf die zukünftige Gestaltung der Flottenbasis von Cattaro freie Hand zu lassen. Die Befestigungen dieser Stadt werden in ihren wesentlichen Werken nicht geschleift werden, damit sie im Notfall ohne Aufenthalt wieder wirksam gemacht werden können.

Art. 7. Die Regierung der französischen Republik verpflichtet sich, den Bau und die Begründung der Kriegs- und Handelsflotte des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen zu unterstützen.

Art. 8. Frankreich garantiert die Unverletzlichkeit des auf Grund des Vertrages von St.-Germain erworbenen südslawischen Gebietes, ohne sich aber zu verpflichten, im Falle eines balkanischen Konflikts militärische Hilfe zu leisten.

Art. 9. Dem Abschluß dieser militärischen Vereinbarung wird die Unterzeichnung von Handels- und Zollverträgen folgen.

Art. 10. Die militärischen Vereinbarungen, die den Text der geheimen Konvention bilden werden, sollen 25 Jahre gelten und erneuert werden können.

Diese Konvention soll geheim bleiben, der Bündnisvertrag soll nur dann, wenn die vertragschließenden Teile es für nötig halten, nach seiner Ratifikation durch die Kammern der beiden Länder veröffentlicht werden.

*

Diesen Entwurf beantwortete die französische Regierung mit folgendem Schreiben:

Der von der Regierung in Belgrad vorgelegte Entwurf gewährt Frankreich ohne Zweifel Vorteile, insofern er ihm im Falle zukünftiger Konflikte eine wertvolle Unterstützung an der Küste Dalmatiens sichert und der Ausdehnung des französischen Handels weitere Aussichten eröffnet. Aber der Entwurf ist in seiner jetzigen Gestalt zu unvollkommen, als daß er ohne einschneidende Änderungen angenommen werden könnte. Nach unserer Ansicht müssen die Handels- und Zollverträge der Militärkonvention nicht folgen, sondern ihr vorangehen, weil Frankreich sich nicht verpflichten kann, Konventionen militärischen Charakters zu unterzeichnen, ohne sich vorher guter Handelsbeziehungen und der Vorteile versichert zu haben, die Südslawien ihm auf seinen Märkten und für seine Ausdehnung im Orient anbieten will. Nach einer gründlichen Prüfung der Artikel des Entwurfs bemerken wir:

1. Welche Garantie kann die Regierung von Belgrad in bezug auf die von ihr übernommenen Verpflichtungen auch im Namen der Kroaten und Slowenen übernehmen?

2. Müßte die Belgrader Regierung nicht ihre Armee erst reorganisieren, bevor sie sich zur Mobilisation verpflichtet?

3. In wieviel Jahren denkt Südslawien sich eine Flotte schaffen zu können?

4. Kann Frankreich seine Werften für den Bau von Kriegschiffen der Belgrader Regierung öffnen, bevor seine Seemacht reorganisiert ist?

5. Bevor die südslawischen Truppen an der feindlichen Grenze zusammengezogen werden, müßte die Belgrader Regierung einen Casus belli mit der Nation veranlassen, die sich im Kriege mit Frankreich befindet. Die unmittelbare Intervention, die der Artikel 4 des Vertrages vorsieht, könnte die Intervention anderer Mächte veranlassen, und das würde den Interessen Frankreichs schädlich sein.

6. Die französische Regierung kann und darf sich nicht unter den obwaltenden Umständen verpflichten, bei der Begründung der südslawischen Flotte Hilfe zu leisten. Frankreich kann lediglich die Unverletzlichkeit des südslawischen Gebietes gewährleisten.

Wir lenken ferner die Aufmerksamkeit auf eine Lücke dieses Entwurfs: Im Falle eines Konfliktes zwischen Frankreich und einer Mittelmeermacht genügt es nicht, uns die Eisenbahnen von der dalmatinischen Küste bis zum Jonischen Meer zur Verfügung zu stellen, sondern die Regierung von Belgrad sollte im voraus eine Vereinbarung mit Griechenland treffen, auf Grund deren sie über den Hafen von Saloniki und die Eisenbahnen verfügen könnte, die diesen Hafen mit Dalmatien verbinden. Die Frage der Lieferung von Waffen und Munition an Südslawien ist in dem Entwurf nicht berührt, sie ist aber von wesentlichster Bedeutung, sowohl in militärischer wie industrieller Beziehung. Diesem Kapitel müßte eine besondere Sorgfalt zugewendet werden.

Aus den oben dargelegten Gründen und auf Grund der gemachten Einwendungen schlägt man für den Fall, daß die französische Regierung grundsätzlich auf den Gedanken eines wirtschaftlich-militärischen Bündnisses eingeht, vor, daß die französische Regierung ein vollständiges Gegenprojekt ausarbeitet, das unter Berücksichtigung der Grundlinien des Belgrader Entwurfs Frankreich größere Bürgschaften und realere Vorteile bietet.

Unter der Lupe

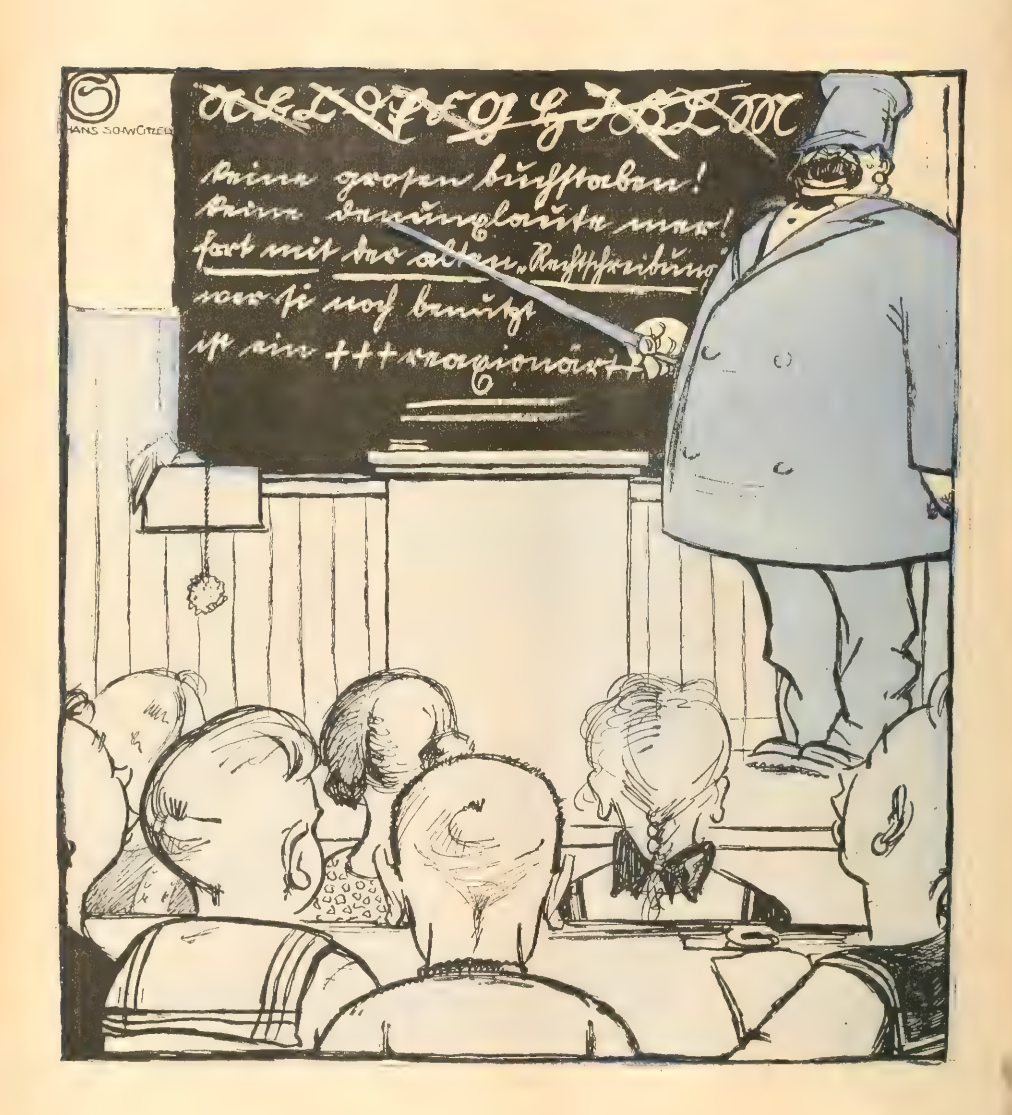
di neue rechtschreibung. Herr Hänisch arbeitet nicht gerade geräuschlos, aber dafür um so emsiger. Von Zeit zu Zeit erscheint irgendein Erlaß, manchmal auch nur eine verheißungsvolle Ankündigung, die alle den Anschein erwecken, als ob der Verfasser mit Siebenmeilenstiefeln marschiert (an dem andern Fuß hängt glücklicherweise, wie bei dem richtigen Schlemihl, der Pantoffel). Es gibt kein Gebiet, auf dem man keine Reformen versuchen könnte. Und so ist des Kultusministers suchender Blick schließlich auf das Gebiet gefallen, das man als das der Rechtschreibung bezeichnet; das also, nach der Bezeichnung zu urteilen, in Ordnung ist. Recht ist jedoch neuerdings ein durchaus veränderlicher Begriff, mit Recht also greift hier die bessernde Hand des Präzeptors Hänisch ein. Und gleich gründlich — wie die kleine Probe auf der Tafel des Bildes von Seite 16 zeigt. Gibt es einen tieferen Grund für diese geplante Reform? Will Hänisch damit zart andeuten, daß man es vor Tische anders las? Ich glaube nicht; mit so zarten Andeutungen hat er sich bisher nicht abgegeben. Wie dem sei: der Feldzug gegen die alte Orthographie ist eröffnet. Und nach den Proben, die man von dem neuen Wein bisher gesehen hat, darf man hoffen, daß die schon vorher für manchen Deutschen nicht leichte Erlernung der deutschen Sprache wenigstens für den Ausländer völlig unerreichbar wird.

An unsere Feinde.



Wenn ihr ans Herz uns greift, dann wird, ihr habt es erfahren,
Deutschlands Wille zu Stein, und ihr beißt auf Granit.

Deutsche Karikaturen



Die Orthographie der Republik.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. G. Ruhling, Berlin-Friedenau.

Preis 40 Pfennig

20. Jahrhundert

Dokumente zur Zeitgeschichte

Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin SW. 68

Nummer 10 | 6. März 1920 | 2. Jahrgang

Das mißglückte Zauberkunststück.



Eisenbahnminister Oeser: „Mit Hilfe dieses Zauberstabes verwandle ich die 5,594 Milliarden in 11 Milliarden" ...

Eine fixe Idee.

Von Dr. C. Mühling.



Ein Gedanke, der, obwohl seine Richtigkeit durch Ereignisse und Tatsachen immer von neuem widerlegt wird, von seinen Urhebern nicht aufgegeben, sondern mit eigensinniger Hartnäckigkeit aufrechterhalten und verteidigt wird, wird zur fixen Idee. Solche fixe Idee nimmt schließlich ganz groteske Formen an und gebiert immer neue fixe Ideen, die, weil sie zur Verteidigung des falschen Gedankens unentbehrlich sind, mit demselben Fanatismus verfochten werden wie jener. Zur Wandlung in fixe Ideen sind besonders solche falschen Gedanken geeignet, von denen sich ihre Urheber segensreiche Erfolge, die Beseitigung drohender Gefahren, die Rettung ihres Vaterlandes aus großer Not, die Öffnung der Pforten zum Heil der Menschheit versprechen.

Seit Beginn des Krieges wird ein kleiner, aber nicht einflußloser Teil unseres Volkes von einem solchen zur fixen Idee gewordenen Gedanken beherrscht, vertritt ihn mit einem Selbstbewußtsein, das keinen Zweifel an seiner Richtigkeit zuläßt, und nimmt für sich das Verdienst in Anspruch, durch diesen Gedanken den einzigen Weg gewiesen zu haben, der zur Rettung Deutschlands führen kann, ja behauptet, daß außerhalb des Kreises, der diesen Gedanken erfunden hat und ihn in der Öffentlichkeit vertritt, auf dem Gebiete seiner Wirkung nur die Gedankenlosigkeit herrsche.

Dieser Gedanke ist ausschließlich politischer Natur und ist zu dem System jener Art von Kontinentalpolitik ausgestaltet worden, die zuerst von den „Sozialistischen Monatsheften", dann von der „Vossischen Zeitung" mit bewundernswürdiger Hartnäckigkeit bis in die neueste Zeit wie eine Selbstverständlichkeit vertreten wird, deren Bezweiflung nicht minder töricht erscheine, als die an der Richtigkeit eines mathematischen Axioms. Der Gedanke ist aus dem Gefühl heraus geboren worden, daß der Weltkrieg höchst wahrscheinlich von England herbeigeführt, zum mindesten aber benutzt worden ist, um seine Weltherrschaft zu befestigen, und daß gegen diese, durch die Solidarität der angelsächsischen Rasse noch gesteigerte, Übermacht ein Zusammenschluß des gesamten Kontinents von Europa nötig sei, wenn nicht jede Aussicht, aus dem Elend herauszukommen, das der Krieg für alle Staaten des Kontinents zurückgelassen habe, für immer versperrt werden solle. Es wird behauptet, daß alle kontinentalen Staaten Europas das gleiche Interesse an dem Zustandekommen einer solchen Koalition haben, und es wird verlangt, daß die Herbeiführung dieser Koalition das ausschließliche Ziel der auswärtigen Politik Deutschlands werden müsse.

Die Widerlegung der Richtigkeit dieses Gedankens ist oft versucht worden: sie ist nicht allzu schwer, denn die Unrichtigkeit der Behauptung, mit der er steht und fällt, nämlich der, daß eine gegen die angelsächsischen Staaten gerichtete Interessengemeinschaft unter den kontinentalen Staaten vorhanden sei, fällt bei der Unzahl der Konflikte, die zwischen den alten und neuen Staatsgebilden des Kontinents und zwischen den alten und neuen unter sich bestehen, und von denen die Organe derselben Zeitungen, die diesen Gedanken verfechten, täglich erfüllt sind, so sehr in die Augen, daß nur ein Wundergläubiger erwarten kann, sie könnten in irgend absehbarer Zeit verschwinden. Es ist nicht meine Absicht, die Versuche der Widerlegung dieses nun schon von der großen Mehrheit der politischen Köpfe Deutschlands als fixe Idee erkannten Gedankens um einen neuen zu vermehren, obgleich sich gegen ihn noch manches Argument vorbringen läßt, das bisher nicht ins Feld geführt wurde. Aber eine Veröffentlichung, durch die der hier gekennzeichnete Gedanke der Kontinentalpolitik einfach totgeschlagen wird, und die Art, in der sich sein hartnäckigster Vertreter mit dieser Veröffentlichung auseinandersetzt, gibt mir Veranlassung, an einem Beispiel nachzuweisen, daß wir es hier wirklich mit einer fixen Idee und nicht mehr mit einem politischen Gedanken zu tun haben.

Eine der wichtigsten Voraussetzungen der Durchführbarkeit der Kontinentalpolitik ist die Möglichkeit der Herstellung einer für Jahrzehnte zuverlässigen Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und Frankreich. Diese Möglichkeit ist nach den Kontinentalpolitikern vorhanden, aber geflissentlich von Deutschland nicht benutzt worden. Die deutsche Politik, so sagen sie, habe vielmehr alles getan, um eine Verständigung mit Frankreich zu verhindern, während von französischer Seite wiederholte Versuche gemacht worden seien, sie herbeizuführen. Nur unter dem Drucke Englands sei der Friedensvertrag von Versailles zum Marterwerkzeug geworden. Frankreich habe zu widerholten Malen gegen England deutsche Interessen verteidigt, und es sei nur der ungeheuer raffinierten englischen Staatskunst gelungen, den Verdacht der Urheberschaft der entwürdigendsten und unerträglichsten Bedingungen des Vertrages von Versailles von sich auf Frankreich abzuleiten.

Diese Behauptung nun, für deren Richtigkeit seit dem Zusammentritt der Friedenskonferenz die seltsamsten Beweise und die merkwürdigsten persönlichen Erfahrungen beigebracht worden sind, wird durch die Darstellung, die André Tardieu, der „Schriftleiter" des Friedensvertrages in der „Illustration" vom 14. Februar von den Verhandlungen gegeben hat, die sich um die Besetzung des linken Rheinufers drehten, mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Wenn es bis zu dem Tage, an dem diese Darstellung bekannt wurde, noch jemand gegeben hat, der glaubte, daß England auch in dieser Frage der führende Geist war, so mußte er diesen Glauben an diesem Tage verlieren. Denn diese Darstellung aus dem Munde eines klassischen Zeugen, der an allen diesen Verhandlungen schöpferisch teilnahm, erzählt mit dramatischer Anschaulichkeit, in wie hartnäckigem Kampf Clemenceau den Gedanken der Besetzung des linken Rheinufers Schritt für Schritt gegen Wilson und Lloyd George zum Siege führte, wie er sich selbst durch das unerhörte Angebot eines Defensivbündnisses zwischen Frankreich einerseits und Amerika andererseits unter Aufwendung seiner ganzen faszinierenden Beredsamkeit nicht davon abbringen ließ, die gemeinsame Besetzung des linken Rheinufers und der Brückenköpfe zu fordern, wie er nach der Überreichung des Friedensvertrages und der deutschen Gegenvorschläge im heftigsten Kampf gegen jede von englischer und amerikanischer Seite verlangte Konzession sein System, das der Brüskierung, leidenschaftlich vertreten hat, und wie die geringfügigen Zugeständnisse, die er machte, ihm nur mühsam abgerungen werden konnten. „Es gibt zwei Systeme," so sagte wenige Tage nach der Überreichung der deutschen Gegenvorschläge Clemenceau, „die einen wollen Zugeständnisse machen. Wir, wir denken, daß man brüskieren muß." Es unterliegt nach dieser Veröffentlichung Tardieus keinem Zweifel mehr, daß Clemenceau auf den Gedanken der dauernden Loslösung der jetzt besetzten Gebiete von Deutschland nur deshalb verzichtet und sich mit der befristeten Besetzung begnügt hat, weil er fühlte, daß die Einigkeit der verbündeten und assoziierten Mächte in die Brüche gehen würde, wenn er auf seinem Gedanken bestünde.

Es ist ohne weiteres klar, ein wie vernichtender Schlag für die Verteidiger der Kontinentalpolitik diese Darstellung

Tardieus sein mußte. Denn im System dieser Politik sind englische und amerikanische Staatsmänner, die sich der Argumente, die Tardieu ihnen in den Mund legt, bedienen, vollkommen unbrauchbar. Wie ist eine deutsch-französische Interessengemeinschaft gegen die englisch-amerikanische Verbrüderung noch möglich, wenn der auf einer Jahrhunderte durchwaltenden Forderung Frankreichs bestehende Clemenceau von seinen englischen und amerikanischen Verbündeten mit folgenden Worten in die Schranken gewiesen wird: „Ist es möglich, ein deutsches von 7 Millionen Deutschen bewohntes Land einschließlich der Brückenköpfe zu besetzen? Ist es andererseits möglich, diese Deutschen von Deutschland zu trennen, ohne sie zu fragen, und so gegen die Grundsätze zu verstoßen, für die sich die Verbündeten geschlagen haben? Die französische Überlieferung? Aber Jahre sind vergangen! Und das historische Argument ist von den Deutschen allzusehr gegen Frankreich mißbraucht worden, als daß Frankreich es gegen sie anwenden könnte. Außerdem würde die dauernde Besetzung dieser Gebiete eine immerwährende Ursache von Konflikten sein. Und wenn aus solchen Konflikten ein Krieg entstünde, so würde diese Kriegsursache auf die öffentliche Meinung nicht dieselbe Wirkung haben wie die Verletzung der belgischen Neutralität. Außerdem hat Frankreich in seinen offiziellen Erklärungen im Parlament (30. Dezember 1916, 10. Januar, 5. und 6. Juni 1917, 4. November 1918) nichts Derartiges gefordert. Darum können wir unmöglich an einer solchen Besetzung teilnehmen und würden es sehr lebhaft bedauern, wenn es Frankreich allein tun würde."

Ist es zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß in dem Kopfe eines politischen Schriftstellers, der durch solche Darstellung aus solchem Munde nicht von der Unhaltbarkeit der Kontinentalpolitik überzeugt wird, dieser Gedanke zur fixen Idee geworden sein muß?

Aber der Hauptvertreter dieses Gedankens in der deutschen Presse hat sich auch durch diesen klassischen Zeugen nicht um eines Haares Breite von dem Irrwege abdrängen lassen, auf dem er seit Jahren wandelt. Sondern widmet ihm im Bewußtsein, daß diese Veröffentlichung aus der Geheimgeschichte der Friedensverhandlungen sein ganzes politisches System über den Haufen wirft, einen ganz besonders charakteristischen Artikel. Was er freilich gegen Tardieus Darstellung einzuwenden hat, kann man kaum mehr redlich nennen. Er kann natürlich dieser Darstellung gegenüber nicht leugnen, daß die Initiative zur Besetzung des linken Rheinufers von Frankreich ausgegangen ist. Aber er behauptet, wir hätten uns zu einer Zeit, wo an den Bestimmungen des Friedensvertrages noch manches zu ändern gewesen wäre, um die Beweggründe dieser Forderung zu wenig gekümmert. Damit will er doch ohne Zweifel sagen, daß wir, wenn wir diesen Beweggründen Rechnung getragen hätten, günstigere Friedensbedingungen hätten erzielen können. Die Beweggründe nun, denen wir hätten Rechnung tragen sollen, führt er selbst aus der Darstellung Tardieus an. Ich setze sie hierher, damit sich meine Leser davon überzeugen können, zu wie fürchterlichen Zumutungen an seine Mitbürger ein Mann gelangen kann, der von einer fixen Idee besessen ist. „In den ersten wie in den letzten Unterhandlungen haben wir die Besetzungen aus zwei Gründen gefordert: als ein Pfand der Sicherheit gegen ein Deutschland, das volksreicher ist als Frankreich, und das Jahre hindurch über Millionen kriegsgeübter Männer verfügen wird, weil sie den Krieg mitgemacht haben; und als eine Bürgschaft für die Erfüllung des Vertrages durch ein Deutschland, das zu viel Ursache gegeben hat, an seinem guten Willen zu zweifeln." Wenn man nun auch den Kontinentalpolitikern zugeben wollte, daß Frankreich Grund hatte, am guten Willen Deutschlands zu zweifeln, und daß eine nach ihrem Herzen geführte deutsche Politik diese Zweifel und damit einen der Gründe, die Frankreich veranlaßten, auf der Besetzung des linken Rheinufers zu bestehen, beseitigt hätte, so wäre doch immer noch der andere Grund, den Tardieu anführt, der bei weitem bedrohlichere, bestehen geblieben, daß es nämlich, wie Clemenceau sich brutal auszudrücken beliebte, zwanzig Millionen Deutsche zu viel auf der Welt gäbe. Die Zumutung, auch diesen Beweggrund Rechnung zu tragen, kann nur in einem Hirn, in dem die Kontinentalpolitik zur fixen Idee geworden ist, geboren werden.

Zur Entkräftung der Darstellung Tardieus führt nun der Vorkämpfer der Kontinentalpolitik einen Artikel von Lauzanne an, der im „Matin" erschienen ist, und in dem behauptet wird, daß die ganze französische Delegation mit Ausnahme eines einzigen, eben Tardieus, bereit war, die Räumung des linken Rheinufers zuzugestehen, und daß es nur seinen unablässigen Beschwörungen und denen Poincarés gelungen sei, Clemenceau, Pichon und Loucheur wenigstens zu einer befristeten Besetzung des linken Rheinufers zu bewegen. Herr Stephane Lauzanne kann nur von jemand, der durchaus einen Zeugen für die Richtigkeit seiner fixen Idee braucht, gegen Tardieu in dieser Frage ins Feld geführt werden. Erstens deshalb, weil dieser mitwirkend an allen Verhandlungen teilgenommen hat, jener alles, was er erzählt, nur vom Hörensagen wissen kann. Zweitens deshalb, weil dieser ganze Artikel augenscheinlich von diesem publizistischen Schildknappen Poincarés nur geschrieben ist, um den aus dem Amt scheidenden Präsidenten, den Clemenceaus Lorbeeren nicht schlafen ließen, auf Kosten des Tigers zu verherrlichen. Die Unrichtigkeit seiner Erzählung wird durch zahlreiche öffentliche Kundgebungen Clemenceaus bewiesen. Und ist es denn denkbar, daß Tardieu, wenn er in mühevollen Kämpfen Clemenceau erst von der Notwendigkeit der Besetzung des linken Rheinufers hätte überzeugen müssen, in seiner Darstellung den Tiger gerade deshalb, weil er mit so großer Hartnäckigkeit diese Forderung gegen England und die Vereinigten Staaten durchsetzte, als Retter Frankreichs hätte preisen und ihm allein das ganze Verdienst an dieser wichtigen Bestimmung des Vertrages zuschreiben können?

Und noch eine Frage ist nicht zu lösen, wenn die Kontinentalpolitiker recht haben. Wie ist es möglich, daß ein französischer Politiker und Publizist von der überlegenen Klugheit Tardieus die von den Kontinentalpolitikern behaupteten Versuche Englands, das Odium gewisser Bestimmungen des Friedensvertrages auf Frankreich abzulenken und dadurch eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich unmöglich zu machen, in so törichter Weise unterstützt, wie es Tardieu in dieser Schilderung der Verhandlungen über die Besetzung des linken Rheinufers nach Ansicht der Kontinentalpolitiker tun muß, wenn dieses Odium nicht wirklich mit Recht auf Frankreich lastete und es nur eines Wortes bedürfte, um solchen Versuch zu vereiteln? Die Darstellung Tardieus wirbt ja geradezu in Deutschland für die Politik der Anhänger der sogenannten westlichen Orientierung. Sie ruft uns ja über den Rhein zu: „Gerecht, wohlwollend und versöhnlich haben euch Deutsche in den Versailler Konferenzen nur die Engländer und Amerikaner behandelt." Er würde sich mit diesem Artikel, wenn die Kontinentalpolitiker recht hätten, zum Verbündeten einer Politik machen, von der es ihm bewußt ist, daß sie sich gegen die Interessen Frankreichs richtet.

Den Gipfelpunkt der Verbissenheit aber erreicht der Kontinentalpolitiker mit der Folgerung, die er aus der folgenden Ausführung zieht: England hat von der Kraft, die es zur Durchsetzung seines Willens hatte, keinen Gebrauch gemacht, und es hat erst Großherzigkeit markiert, als es alle seine Kriegsziele durchgesetzt hatte. Wenn das richtig ist, so würde doch daraus nur der Schluß zu ziehen sein, daß wir nach wie vor Grund zum Mißtrauen gegen England haben. Der Kontinentalpolitiker zieht aber aus dieser Tatsache den Schluß, „daß Deutschland vor der Wahl zwischen schönen Worten, aber ewigen Konflikten (mit England) und Arbeit, aber gemeinsamem Aufstieg und Frieden (mit Frankreich) auf dem Kontinent steht." Er behauptet also, daß ein Land, das uns nach der Erreichung seiner Ziele, wenn auch mit nur markierter Großherzigkeit, vor dem Verlust lebenswichtiger Gebiete bewahrt hat, uns zu ewigen Konflikten Veranlassung geben wird, daß aber ein Land, das trotz der Erreichung seiner Ziele, trotz der Zerstörung der deutschen Wehrkraft, trotz der Verewigung unserer wirtschaftlichen Sklaverei, trotz der Erfüllung seines fünfzigjährigen Traumes nicht eine Spur von Großherzigkeit zeigt, sondern an jedem Tag nur auf neue Grausamkeiten und Demütigungen sinnt und sich, wie der literarische Schöpfer des Friedensvertrages, der die ungeheure Mehrheit des französischen Volkes dabei vertritt, eine solche Stellung zu Deutschland zum größten Verdienst anrechnet, daß ein solches Land mit uns an seinem und unserem Aufstieg arbeiten wird. Und mit dieser Behauptung scheint es mir restlos bewiesen zu sein, daß der Gedanke der Kontinentalpolitik in manchen Hirnen zur fixen Idee geworden ist

Weltbürgertum oder Nationalgedanke?

Von Professor Dr. Karl Berger. (Schluß.)



Von politischer Macht, politischem Geist konnte im vermorschten Reiche keine Rede mehr sein. Der Sondergeist triumphierte und vertiefte die Grenzen jedes noch so kleinen Gemeinwesens. Die „heilige Kette der Tradition" war zerrissen: seit dem Dreißigjährigen Kriege trennte eine tiefe Kluft das deutsche Volk von seiner Vergangenheit. Diplomatisch und militärisch wurde Deutschland das Schlachtfeld fremder Mächte, in geistiger und sittlicher Hinsicht der Spielball ausländischer Gewalten. Politisches Leben gab es allenfalls noch in den Einzelstaaten, der Untertan aber hatte selbst daran keinen Anteil und sah mit Scheu auf die „geschwinden Läufte" dessen, was ihm als „große Politik" vorkam. Wie hätte er, ganz in sein Sonderdasein eingesponnen, völlig in die dumpfe Atmosphäre seines oft so winzigen „Vaterlandes" gebannt, Staatssinn oder gar Nationalbewußtsein in sich entwickeln sollen? Dieser Schwächezustand des zerrissenen Deutschtums ließ sogar die guten, starken Seiten des Volkscharakters völlig entarten: die Kraft zur Allseitigkeit ward zu wahlloser Hingabe an alles Fremde, die Fähigkeit, das Beste und Schönste aller Zonen und Zeiten dem deutschen Geiste durch innerliche Aneignung zu erobern und aus der dadurch gesteigerten eigenen Leistung das Ausland wieder segensreich zu befruchten, schlug um in passive Anpassung an alles, selbst das Nichtsnutzige, Schädliche und Minderwertige, wenn es nur von draußen kam. Hemmungslos ließ der Deutsche, vom Fürsten bis tief hinab in die Reihen der Regierten, den anschwellenden Einfluß besonders des welschen Wesens über sich ergehen, so daß selbst das letzte Band, das die selbstvergessenen Glieder der zersplitterten Nation umschlang, die Muttersprache, entedelt und verhunzt ward. Vergebens rief Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, das deutsche Vaterlandsgefühl gegen die List und Gewalt der Fremdlinge auf; seine Mahnung: „Bedenke, daß du ein Deutscher bist", verhallte ungehört. Vergeblich erstand gegen die Fremdsucht in Lebensführung und Gesittung, Wissenschaft und Kunst, gegen die Verwelschung der deutschen Sprache und des deutschen Schrifttums eine nationale Opposition, vergeblich riefen sprachgewaltige Propheten mit strafender Satire und leidenschaftlicher Warnung das Ehrgefühl und die Vaterlandsliebe gegen die Auslandseuche auf — der fremde Geist drang in alle Poren des nationalen Körpers und der Volksseele ein. Die unbeschreibliche Verwilderung des deutschen Lebens war und blieb ein Ausdruck der elenden politischen Zustände. So erleben wir auch da wieder das Schauspiel, daß zum Nationalstolz am meisten ermahnt werden muß, wenn es am tiefsten daniederliegt.

Zunächst war gründliche Abhilfe zu schaffen unmöglich. Immerhin haben jene Hüter des nationalen Ehrgefühls dazu mitgewirkt, das deutsche Volksgemüt in Zeiten dumpfen Druckes frisch und kräftig zu erhalten für bessere Tage. Die Verflachung des deutschen Denkens ins Weltbürgerliche konnten sie nicht hindern. Hindern konnten sie auch nicht die Schmach und Schande, die mehr und mehr über Deutschland sich häufte. Während ein armseliges Spießbürgertum seinen Nachbarn bekrittelte, seinen Landsmann mit verbissener Wut bekämpfte, alles Deutsche gering achtete, alles Ferne und Weite mit grenzenloser Liebe umfaßte, während deutsche Fürsten und Stämme, meist im Bunde mit dem Auslande, einander befehdeten, wurde das Reich immer unfähiger, auswärtige Politik zu treiben und seine Grenzen zu schützen, sowohl gegen fremde Waren als auch gegen feindliche Einfälle. Deutsche Denker aber gestalteten zu derselben Zeit an einer Verfassung — Europas! In langen politischen Schlummer versunken, träumte das deutsche Volk seinen wirklichkeitsfernen weltbürgerlichen Traum. Daraus waren alle einst so stolzen Ansprüche auf deutsche Führerschaft verbannt; entsprechend dem feigen Servilismus, der an die Stelle freier, opferwilliger Hingabe getreten war, entsprechend dem zagen, würdelosen Philistergeist, der sich in Selbstunterschätzung nicht genug tun konnte und alles persönliche wie völkische Selbstgefühl verdrängt hatte, wiegte man sich in dem ruheseligen Gedanken „an ein Gleichgewicht aller Glieder der Völkerfamilie", flüchtete sich die kraftlos gewordene deutsche Nation „in den Schutz der Solidarität aller Schwachen". Zu heroischem Aufschwung nicht mehr fähig, wahrhafter Gesinnung bar, wollte man Frieden um jeden Preis: das weltbürgerliche deutsche Denken von damals wie das von heute offenbarte sein „pazifistisches" Herz, seine Neigung zu friedlicher Verständigung, zu empfindsamer Versöhnung ohne Rücksicht auf die harten Gegensätze der wirklichen Welt.

Im 18. Jahrhundert, dem geschichtsfremden Jahrhundert der Aufklärung, in dem das deutsche Volk mehr als je zu einem Leben in allgemeinen Ideen erzogen und von wirklichem politischen Leben abgezogen ward, mußte die weltbürgerliche Saat zur Hochblüte sich entfalten. In der Tat schwang sich der Deutsche nun zu einer luftigen, erdentrückten Höhe der Weltanschauung empor, von der aus die Vaterlandsliebe als eine kleinliche, großer Geister unwürdige Beschränktheit erschien, die man unter dem Namen Nationalstolz in die Reihe der menschlichen Narrheiten zu setzen geneigt war. Gerade die Größten und Besten unseres Volkes huldigten lange Zeit, wenn nicht zeitlebens, dem Ideal eines schrankenlosen Weltbürgertums. Gleichgültig schauten sie der Entwicklung wie der Zerstückelung des Vaterlandes zu. Derselbe Lessing, der die unerhörte Kühnheit besaß, seine Minna gegenüber dem Franzosen Riccaut den Stolz auf die deutsche Sprache betonen zu lassen, erklärte, daß er „keinen Begriff habe, was Vaterlandsliebe sei". „Deutschland ist ein vielköpfiges Aggregat von einer großen Anzahl ganz verschiedener Völker und Staaten", erklärt Wieland. „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient", schreibt Schiller im Jahre 1784, „Deutsche bemüht euch nicht, eine Nation zu sein; seid zufrieden, Menschen zu sein." Gemeinschaft war und blieb für den klassischen Idealismus die Welt, seine Gesinnung, unberührt von politischen Bedenken deutschnationaler Art, war kosmopolitisch. In dieser Geistesverfassung wurde das Deutschtum von der französischen Revolution angetroffen, einem Ereignis, in dem eine Welt der bloßen Ideen eine Welt der Taten werden wollte. Es konnte nicht fehlen, daß der Widerspruch von Idee und Wirklichkeit für viele Deutsche zum grauenhaften Erlebnis werden mußte. Manche Universaldeutschen, die in Paris dem Genius der Menschheit durch Anschluß an die Revolution zu huldigen glaubten, mußten ihren Wahn mit grausamer Enttäuschung und moralischer Erniedrigung, mit Verbrechen oder gar oft mit dem Kopfe büßen. Man denke an Georg Forster oder dessen Freund Adam Lux, an den bis zur Verrücktheit schwärmenden Baron von Cloots aus Cleve, der von dem Franzosen verlangte, er sollte sich nicht mehr „Français", sondern „Universel" nennen, und der sich selber den Titel „Redner

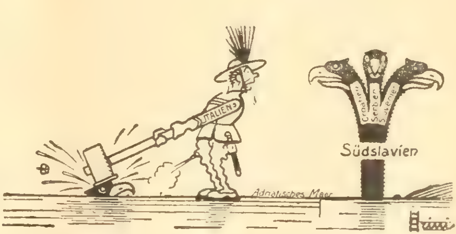
des Menschengeschlechts" beilegte. Andere wandten sich mit Gram und Ekel von einer Bewegung ab, die ihren Glauben an Menschenwürde und Völkerbefreiung so grausam enttäuscht hatte. Für alle, welche die Verkündigung von Freiheit und Humanität zur Aufgabe ihres Lebens gemacht hatten, waren die Ereignisse der Revolution und der aus ihr geborenen napoleonischen Zeit eine entscheidende Prüfung. Sie ward zum Wendepunkt in unserer Geschichte, sie führte zur deutschen Wiedergeburt.

Damals vollzog sich für uns Deutsche der Übergang vom Weltbürgertum zum Nationalstaat. Wer sich aber heute noch nicht klar ist in der Entscheidung über die Frage: Weltbürgertum oder Nationalgedanke?, der mag sich in die Geschichte jener Entscheidungszeit vertiefen. Lehrreicher vielleicht als allgemeine Geschichtsdarstellungen sind da die Lebensläufe einzelner bedeutender Persönlichkeiten. In meinem Buche „Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken. Zwölf Bilder aus Schillers Lebenskreis und Wirkungsbereich" (C. H. Beck, München, 1919) habe ich versucht, auf Grund solcher persönlichen Entwicklungen, Erlebnisse und Bekenntnisse in den großen Prozeß, dem wir das Werden einer neuen Zeit verdanken, hineinschauen zu lassen. Da ist vor allem der schwäbische Pfarrerssohn Karl Friedrich Reinhard, der als Tübinger Stiftler begann und als französischer Graf und Staatsmann endigte, um aus allerbittersten Erfahrungen zu erkennen, wie Weltbürgertum für den Deutschen zur Vernichtung des eigenen Volkstums führen mußte. Von allen Deutschen, die sich in den Strudel der Revolution hineinziehen ließen, hat keiner so tätigen, dauernden und einflußreichen Anteil an der Bewegung genommen, keiner so ganz dem fremden Volke aus edelster Begeisterung sich zu eigen gegeben und keiner so sehr im Dienst der neuen Ideen und Männer sein „Glück" gemacht wie dieser schwäbische Theologe; keiner aber auch wie er die tiefe Tragik des weltbürgerlichen deutschen Idealisten, die Tragik deutscher Pflichterfüllung, deutschen Arbeitsgeistes, deutscher Treue im Dienste fremden Volkstums durchkosten müssen. Nach langen Irrungen und Wirrungen, Seelenkämpfen und Seelennöten rang sich der Mann, der allen französischen Regierungen, von der Gironde bis zum Julikönigtum, diente, zu bitterer Entsagung durch, zum Verzicht auf den Traum der Verwirklichung des menschheitbeglückenden Vernunftstaates, zum Verzicht auf allen selbstvergessenen kosmopolitischen Wahn.

Und wie stand es um seinen größeren Landsmann und Zeitgenossen, um Schiller? Auch er hat sich unter Wehen von dem Ideal eines schrankenlosen Weltbürgertums zum Vaterlandsgedanken durchgerungen. Solange es eine deutsche Geschichte gibt, wird es als eine der herrlichsten Ruhmestaten unserer großen Dichter und Denker im 18. Jahrhundert zu gelten haben, daß sie vor der staatlichen Befreiung von politischer Fremdherrschaft den entscheidenden Sieg über fremde Geistesherrschaft davontrugen; daß sie, die schöpferischen Geister, obwohl weltbürgerlichen Gedanken und Träumen hingegeben, die Volksgenossen zur Wahrung und Mehrung ihres Innersten und Eigensten ermahnten und durch die Entwicklung eines neuen Selbstgefühls ein zunächst alle gebildeten Stände des zersplitterten Deutschlands umfassendes rein geistiges Zusammengehörigkeitsgefühl schufen, das stolze Bewußtsein, einer großen, selbständigen Kulturnation anzugehören. Von dieser, der neuerwachten Kulturnation, aber und dem ihr zugrunde liegenden geistigen Gemeinsamkeitsbewußtsein mußte erst aus neuer Erfahrung und Erkenntnis der entscheidende Schritt zum Staate und zum politischen Nationalbewußtsein hinüber getan werden. Der Sinn der neuen Erkenntnis aber war, daß Geist und Staat, Macht und Kultur zusammengehören. Diese Entwicklung von weltbürgerlicher Schwärmerei zur Volks- und Staatsgesinnung, von der Menschheit und vom einzelnen zum Volk und Staat wird an dem Leben keines der führenden Männer besser deutlich, als an dem Schillers. Den deutschen Staat selbst freilich konnte der Sohn einer Zeit, deren Bürger zu politischer Mitwirkung im öffentlichen Leben noch nicht berufen waren, nicht erschauen und nicht beschreiben. Vorerst war es genug, daß er die einzelnen zum Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit gegenüber der Allgemeinheit erzog, daß er freudiges Handeln, Hingabe des ganzen Menschen an den Dienst der Idee und Aufgehen des Einzelwillens im großen Ganzen forderte. Seinem historisch-politischen Sinn ward es unter dem Eindruck der revolutionären Entartung in Frankreich und der napoleonischen Kriege immer mehr offenbar, daß unter den Mächten, die alles Menschsein und Menschwerden bedingen, keine stärker ist als das Volkstum; daß jeder einzelne vor allem in den Zusammenhang eines bestimmten Volkes gestellt und nur durch diese Mitte Glied der Menschheit ist. Schiller hätte übrigens bei längerem Leben sicherlich auch den Weg zum konkreten Staate gefunden und die Notwendigkeit einer neuen, festen Staatsform für den Dauerbestand der idealen Güter unter der wachsenden Fremdherrschaft erkannt.

Zu dieser Erkenntnis heranzureifen, war anderen seiner gleichfalls weltbürgerlichen Zeitgenossen beschieden. Es sei





„Der zweiköpfige Adler ist glücklich untergegangen — einer mit drei Köpfen ist herausgekommen". „Avanti"

an Fichte erinnert, vor allem aber an Wilhelm v. Humboldt, der die Entwicklung vom schwärmenden Kosmopoliten und Staatsgegner zum nationalbestimmten Staatsmann durchmachte. Dieser hatte in einer politischen Jugendschrift den Staat für ein notwendiges Übel erklärt. Freilich, um den weltbürgerlich gesinnten Deutschen zum staats- und nationalbewußten Preußen zu machen, dazu bedurfte es des vollen Zusammenbruchs des Vaterlandes. Mußte mit dem Staate nicht auch die Geisteskultur, deren Schutz und Schirm jener gewesen war, der Vernichtung anheimfallen? Wo blieb das Idealreich, wenn die Stätten, auf denen es sich erhoben, zertrümmert waren, wenn die Menschen, die es erbaut, geknechtet am Boden lagen? An Humboldt erging 1808 der Ruf, dem sinkenden Staate wieder emporzuhelfen, und nun sollte der „Deutschheit", dem eigenen Volk zum Segen heranreifen, was der weltbürgerliche Humanismus gesät hatte. Derselbe Humboldt, der, obwohl preußischer Gesandter in Rom, sich noch 1806 über den Zusammenbruch Preußens mit weltbürgerlicher Leichtherzigkeit getröstet hatte, erkannte nun den preußischen Staat als den einzigen Ort der Rettung und wurde sich seiner unlöslichen Zugehörigkeit zu diesem Staate im innersten bewußt. So konnte er im Jahre 1813 in einer Denkschrift über die Umgestaltung Deutschlands schreiben: „Deutschland muß stark und frei sein, weil nur eine auch nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen; es muß stark und frei sein, um das, auch wenn es nie einer Prüfung ausgesetzt wäre, notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung nachzugehen und die wohltätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nation für dieselben einnimmt, dauernd behaupten zu können." Diese Auffassung gründet sich ganz auf das neuerwachte Nationalbewußtsein, ebenso wie der andere von Humboldt ebenfalls ausgesprochene Gedanke, „daß Deutsche e i n s sind und e i n s bleiben müssen".

Noch andere Persönlichkeiten (Johann Gottfried Seume, Heinrich von Kleist, der Sänger der Befreiungskriege u. a.) habe ich in meinem Buche dargestellt: sie alle haben mit den Idealen eines erträumten Weltbürgertums gebrochen und das zum bloß literarischen Begriff gewordene Wort „deutsch" wieder mit politischem und nationalem Inhalt erfüllt. Namentlich in Kleists kurzem Leben drängt sich noch einmal die ganze Entwicklung vom schwärmenden Weltbürgertum zum leidenschaftlichen Erfassen des Vaterlandsgedankens zusammen, in seinem Schaffen findet der leidenschaftlich durchlebte Konflikt zwischen den Rechten der einzelnen Persönlichkeit und den Forderungen des Staates seinen Widerhall. Gerade das ist das hinreißend Große an jener Zeit der Wiedergeburt und Selbstbefreiung, daß dasselbe Geschlecht, das seinem Volk im Geistigen und Persönlichen die herrlichsten Kränze errungen, eben dieses Geistige und Persönliche bescheiden wieder einordnete in die naturhaften und überpersönlichen Zusammenhänge, die des Staates und der Nation. Damals ward dem deutschen Volke die Lehre tief eingeprägt, daß ohne die Tragpfeiler nationaler Freiheit und staatlicher Macht auch das herrlichst aufragende Geistesbauwerk keinen dauernden Bestand haben könne, daß zu der geistigen Größe die politische Stärke hinzukommen müsse. Mochten auch weiterhin weltbürgerliche Ziele mit national-politischen Gedankengängen bei diesem oder jenem sich verbinden, keiner jener Großen suchte fürderhin die unmittelbare Verbindung des Einzelnen mit der Menschheit, das Weltbürgertum, und den Reifsten, wie Arndt, Schleiermacher, Stein, war es klar, daß auch der Größte seines Volkes bedarf, von ihm bedingt wird, ja bedingt werden muß, um es weiterzuführen, daß er selbst ohne diese Gemeinschaft nicht zur vollen Entfaltung seines Wesens kommt. Diese Gemeinschaft aber sahen sie verankert im nationalen Machtstaat.

Dieser Grundgedanke war der Leitstern unserer politischen und kulturellen Entwicklung seit den Befreiungskriegen. Solange und sooft wir ihm nachstrebten, ging es vorwärts und aufwärts mit uns. Jedesmal aber, wenn das nationale Bewußtsein erschlaffte, mußten wir Rückschläge erleben. Und zugleich regte sich auch wieder der Hang zur Weltbürgerei. Die akademische Jugend, die aus dem Feldlager 1815 heimkehrte und sich dann zur Burschenschaft zusammenschloß, hatte noch Grund, dem „verderblichen Weltbürgersinn" entgegenzuarbeiten. In den Zeiten der Demagogenverfolgung und des Metternichschen Druckes, die den Deutschen kaum noch Spielraum für freie politische Betätigung im eigenen Vaterlande gewährten, verzettelte sich wieder deutsche Kraft in der Teilnahme an revolutionären Bewegungen des Auslandes, erhob der deutsche Kosmopolitismus wieder sein schwärmerisches Haupt. Die Griechenbegeisterung, der Polenrausch, sogar die Franzosenschwärmerei nahmen wieder von deutschen Herzen Besitz, und mancher mußte seinen Freiheitstaumel mit grausamer Ernüchterung bezahlen.

Eine Wiederauferstehung feierten die alten weltbürgerlichen Ideale in neuer Gewandung mit der Ausbreitung der S o z i a l d e m o k r a t i e: den deutschen Genossen war es vorbehalten, im Gegensatze zu ihren Gesinnungsfreunden in anderen Ländern, die Menschheitsidee, den internationalen Gedanken über die Vaterlandsliebe zu stellen und so die Massen ihrer Anhänger wurzellos zu machen. Jetzt zwar, in der Not, rufen auch sozialdemokratische Führer, wie Konrad Haenisch, den Volksgeist an; aber wer hat unser Volk zum einseitigen Internationalismus gedrängt und erzogen? Wer hat die Massen empfänglich gemacht für die Ideen des neuesten Universalismus, der in mancherlei Gestalten und mit allen möglichen Verlockungen schon während des Krieges und erst recht seit dem Zusammenbruch über unser Volk hereinwogt? Man sollte meinen, daß die Erfahrungen unserer ganzen Geschichte, besonders der letzten hundert Jahre und des Weltkrieges, aber noch mehr die Betrachtung der Geschicke der anderen Völker, die alle durch und durch national im politischen Sinne sind, uns hätte erkennen lassen, welche Stärke eine wahrhaft völkische Gesinnung einem Volke gibt. Aber ein großer Teil der Deutschen scheint weder durch Glück noch Unglück belehrbar, ja, die tief in ihnen wurzelnden nationallos-weltbürgerlichen Anschauungen werden von idealistischen Träumern und fanatischen Schwarmgeistern noch besonders gehegt und gepflegt. Die schlimmsten Zeiten unserer Geschichte scheinen sich so zu wiederholen.

Daß wir gefesselt am Boden liegen, schönster Provinzen beraubt sind, daß mit unserem Heere unsere Macht zerschlagen und unser herrliches Reich zerschmettert ist, daß unsere Volkswirtschaft daniederliegt und unsere Volkskraft im Marke getroffen ist, ist furchtbar und schier zum Verzweifeln; tausendmal entsetzlicher aber ist, daß auch unser nationalpolitisches Denken um die Errungenschaften von Jahrhunderten betrogen sein soll, daß wir auch in dieser Beziehung in das Chaos des 17. Jahrhunderts, der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, zurückgeschleudert werden sollen. Wenn selbst die Todesnot w ä h r e n d des Krieges die Einheit in unserem Volke nicht zu erhalten vermochte, so bleibt nur die letzte Hoffnung, daß die Todesnot n a c h dem Kriege, diese furchtbare Friedenszeit, unser armes, tapferes, törichtes Volk in Zucht nehmen wird. Gesunden, von innen heraus gesunden, und vom inneren zum äußeren Aufstieg

aufs neue gelangen kann es nur, wenn es allen weltbürgerlichen Träumereien von ewigem Frieden und Völkerbund, von Völkerversöhnung und Menschenverbrüderung, von Menschheitsgewissen und Weltrechtsordnung sich entschlägt, um das einzige zu wecken und zu stärken, was ihm zum wahren Dienste auch an der Menschheit die Fähigkeit gibt: sein eigenes Volkstum, den nationalen Gedanken. Denn ein Volk hat zunächst sich zu dienen und seine Kraft zu möglichst hohen Leistungen zu entwickeln. Dann, aber auch nur dann, wenn jedes diese Pflicht erfüllt, vermag aus der kräftig gewahrten und entfalteten Eigenheit der Völker die große, ferne Idee eines Bundes aller Völker ihrer Verwirklichung entgegenzureifen.

Ein Erlaß gegen die Macht der Überlieferung.

(Siehe dazu das Bild auf der Doppelseite 152/153.)



Der preußische Minister des Innern, ein scharfsinniger Jurist, ein Mann von Rückgrat, eine der sympathischsten Gestalten des deutschen Sozialismus, hat sich zum Erlaß einer Verordnung verleiten lassen, die er wohl nur unterzeichnet, aber nicht verfaßt hat. Aber er trägt die Verantwortung für sie, und so fällt die Lächerlichkeit, mit der durch diesen Erlaß das Ansehen des preußischen Ministeriums erschüttert wird, ihm zur Last. Wir wollen den Mangel an Logik, die Widersprüche dieses Erlasses und das Gefühl der Unsicherheit, aus dem er geboren wurde, an einem Beispiel nachweisen.

Das auf den folgenden Seiten wiedergegebene Bild von Artur Kampf befindet sich im Lesesaal der Universitätsbibliothek zu Berlin. Während des Krieges hat sich in diesem Raum die Kriegsbücherei befunden. Jetzt wird der schöne Saal wieder hergerichtet und wird in kurzer Frist seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben werden. Es werden alljährlich Tausende von jungen Leuten in diesem Saale arbeiten und ihre Blicke auf dieses Bild richten. Denn es besteht nicht die Absicht, es zu entfernen, ja, der Erlaß enthält Bestimmungen, die gerade dazu dienen sollen, solche Kunstwerke wie diese Darstellung der Gründung der Königlichen Bibliothek, zu erhalten.

Das Bild stellt Friedrich den Großen dar, wie er die Königliche Bibliothek den Berliner Gelehrten übergibt. Es schildert zwar einen historischen Vorgang, aber mit der Absicht der Verherrlichung der Monarchie. Und an dieser Stelle angebracht, muß und soll es auf die studierende Jugend im Sinne der Stärkung des monarchischen Gedankens wirken. Denn es weist sie darauf hin, daß sie die Geistesschätze, aus denen sie hier schöpfen, dem großen Hohenzollern und seinen Nachkommen verdanken. In dem Erlaß aber heißt es:

„Es wird angeordnet, daß die Bilder des ehemaligen Königshauses sowie alle anderen Bildwerke oder Abzeichen, die als Versinnlichung des monarchischen Gedankens zu wirken geeignet sind, aus den dem Publikum zugänglichen Räumen aller staatlichen Gebäude entfernt werden."

Im nächsten Satz werden nun freilich die Bilder nicht mehr lebender Mitglieder der ehemaligen Königsfamilie von dieser Verordnung ausgenommen, aber mit der Einschränkung, „daß sie nicht durch die Art ihrer Anbringung an hervorragender oder allgemein zugänglicher Stelle verwirrend oder verletzend wirken können." Das Kampfsche Bild aber muß auf ein republikanisches Gemüt, das in der Monarchie als solcher eine hassenswerte Einrichtung erblickt, durch die Art seiner Anbringung an hervorragender allgemein zugänglicher Stelle verletzend und verwirrend wirken. Der Erlaß enthält aber noch zwei Bestimmungen, die zum Schutze gerade dieses Bildes und ihm gedanklich und technisch verwandter Kunstwerke dienen können. Selbst wenn es den monarchischen Gedanken verherrlicht, selbst wenn es verwirrend und verletzend wirkt, soll es nicht angetastet werden, „wenn es zu den festen Bestandteilen der inneren und äußeren Ornamentik der Gebäude gehört". Das Kampfsche Bild ist nun ein Freskogemälde, also fest mit dem Hause verbunden, und es ließe sich wohl diese Schutzbestimmung, wenn man sie in weitherziger Weise erläutert, wenn man annimmt, daß sie dem Erlaß eingefügt ist, um Kunstwerke vor der Zerstörung zu schützen, auf dieses Bild anwenden. Abgesehen von dieser der Kunst von der Politik gemachten Konzession, enthält der Erlaß noch die Bestimmung, „daß historische Zusammenstellungen (sic!) ehemaliger preußischer Könige von der Entfernung ausgenommen sind," aber wieder mit der Einschränkung, „daß sie ihrem Charakter nach nicht eine Kundgebung für die beseitigte Staatsform als solche darstellen, sondern lediglich als geschichtliche Erinnerung an eine frühere Zeit der preußischen Geschichte zu wirken geeignet sind." Eine „Zusammenstellung" preußischer Könige ist das Gemälde Kampfs gewiß nicht, denn es ist auf ihm nur ein einziger König, wenn auch der größte, dargestellt. Eine Kundgebung für die beseitigte Staatsform ist es ganz sicher; denn die Darstellung eines historischen Vorgangs, der eine Kulturtat eines preußischen Herrschers verherrlicht, wird und muß immer, besonders in einem Raum, dessen Dasein eine mittelbare Folge dieser Kulturtat ist, wirken wie eine Kundgebung für den monarchischen Gedanken als solchen. Und deshalb könnte trotz aller beschränkenden Bestimmungen des Erlasses dieses Kunstwerk mit Berufung auf ihn entfernt und bei der Entfernung, da es auf die Wand gemalt ist, zerstört werden — das Verfahren, Freskogemälde von den Wänden loszulösen, ist doch immer mit einem gewissen Risiko verbunden — wenn ein Minister einmal an der Staatsgefährlichkeit dieses Bildes Anstoß nehmen sollte.

Man wird dieses Bild aus dem Lesesaal der Bibliothek einer Universität ganz gewiß nicht entfernen, die soeben eine monarchisch gesinnte Mehrheit zu ihrer Vertretung bestimmt hat. Welchem Zweck aber soll nun dieser Erlaß dienen? In einer Stadt wie Berlin, in einem Staate wie Preußen, in dem man auf Schritt und Tritt Schöpfungen seiner Könige begegnet, die nicht beseitigt werden können, muß eben noch für ganz unabsehbare Zeit der Zustand geduldet werden, den der Minister im Eingang seines Erlasses als „unverträglich mit der neuen Staatsform" bezeichnet. Die Wahrzeichen der Geschichte eines halben Jahrhunderts kann man nicht durch Erlasse ausrotten. Dieser Erlaß des Herrn Heine ist ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Was ist dem Publikum zugänglicher als Straßen und Plätze? Hunderttausende von Berlinern sehen auf ihren Straßen und Plätzen täglich Denkmäler, die keinen anderen Zweck haben, als den monarchischen Gedanken zu verherrlichen. Man wagt nicht, sie durch einen Erlaß der Zerstörung preiszugeben. Schont man sie, weil man glaubt, daß der monarchische Gedanke in Preußen mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist und ihr Anblick deshalb nicht schaden kann? Wenn das der Fall wäre, so wäre der Erlaß des Herrn Heine, der sich so vorsichtig gegen viel ungefährlichere Zeugen einer großen Vergangenheit richtet, überflüssig. Man schont sie deshalb, weil man weiß, daß die Zerstörung der Denkmäler unserer Könige, an denen sich nur verabscheuungswürdiges Diebsgesindel vergreift, einen Sturm der Entrüstung entfesseln würde, der die Existenz der Republik gefährden könnte. Und aus diesem Gefühl entspringen auch alle die beschränkenden Bestimmungen des Erlasses, die bewirken, daß schließlich kein Mensch mehr weiß, welche Bilder entfernt werden dürfen und welche nicht. Es ist ein Erlaß zur Beruhigung der Partei, aus der Herr Heine nun einmal zur Macht gelangt ist. Es ist ein Erlaß „ut aliquid fecisse videatur". Es ist ein Erlaß, der beweist, daß sich diese republikanische Regierung im Grunde ihres Herzens für provisorisch hält; und er ist schon deshalb, weil man ihm das anmerkt, ein zur Wirkungslosigkeit verurteilter Lufthieb gegen die Macht der Überlieferung.

Pa.



Friedrich der Große übergibt einer Ab

Wandgemälde von Artur



Photographische Union in München.

erliner Gelehrter die alte Bibliothek.

. Universitätsbibliothek.

Der österreichische Versuch zu einem Sonderfrieden im Frühjahr 1917.

Nach den Veröffentlichungen des Prinzen Sixtus von Parma-Bourbon.

Von Oberst Bauer. (Schluß.)



Nach seiner Rückkehr wurde Prinz Sixtus sofort am 31. März vom Präsidenten Poincaré empfangen. Ministerpräsident Ribot war am Erscheinen verhindert. Ihn vertrat Herr Jules Cambon, der frühere französische Botschafter in Berlin. Der Prinz übergab den Brief des Kaisers dem Präsidenten, der den Brief mit verhaltener Stimme durchfliegt. Der Inhalt entsprach den Hoffnungen, nur über Kompensationen Italiens schwieg er sich aus.

Man muß sich zum Verständnis der damaligen Vorgänge vorstellen, daß in Rußland die Revolution ausgebrochen war und zu jener Zeit die Nachrichten aus England über den Schiffsraumausfall sehr ernst lauteten. Die Darlegungen des amerikanischen Admirals Sims aus dem Herbst 1919 bekunden dies einwandfrei. Die Vereinigten Staaten waren noch nicht in den Krieg getreten. Auch die Lage in Frankreich war äußerst ernst. Menschen wurden knapp, und die Nöte des Krieges wuchsen. Sagte doch am 9. 4. 17 Ribot zu dem italienischen Botschafter in Paris nach der Kriegserklärung Amerikas:

„Das Eingreifen Amerikas sei von der Vorsehung gesendet, weil es vielleicht die Beendigung des Krieges beschleunigen oder zu mindestens uns ein wenig aufrichten werde, denn wir gehen der Erschöpfung entgegen."

Die Lage der Entente war demnach am 31. März ernst. Auf einen Erfolg der bevorstehenden Ententeoffensive, die am gleichen 9. 4. bei Arras mit großer Gewalt einsetzte, scheint Herr Poincaré nicht gerechnet zu haben. Die Hoffnung, Österreich von Deutschland zu trennen, mußte naturgemäß bei unseren Gegnern ungemein belebend wirken. Bedenklich war nur die Haltung Italiens, das nach dem Vertrage vom 26. April 1916 erhebliche territoriale Forderungen an Österreich-Ungarn stellen konnte.

Die Unterhaltung zwischen Poincaré, Cambon und dem Prinzen Sixtus verlief in voller gedanklicher Übereinstimmung. „Elsaß-Lothringen soll in den Grenzen von 1914 an Frankreich kommen. Das wird das Minimum sein dürfen!" meint Herr Poincaré. Belgien müsse Grenzberichtigungen erhalten, insbesondere Malmedy und andere wallonische Städte. Österreich soll das Trentino an Italien geben und dafür Schlesien erhalten.

Herr Poincaré spricht es klar aus: „Es ist also nicht nur eine Frage des Waffenstillstandes, sondern vielmehr solche des Separatfriedens, die berufen sein soll, die Zentralmächte zu schwächen. Österreich müsse sich dann diplomatisch an unsere Seite stellen."

Der Prinz stimmte dem zu und äußerte: „Es könne bezüglich Deutschland an keinen Frieden gedacht werden, bis dieses vollständig am Boden liege."

Dieser Besprechung folgte bereits am 6. April eine weitere zwischen dem Prinzen Sixtus und Herrn Cambon. In ihr dreht es sich hauptsächlich um die Herbeiführung der Zustimmung Englands und Italiens. Dann wendete sich das Gespräch wieder Deutschland zu. Herr Cambon meinte, die neue Kriegführung gegen die Hohenzollern (d. h. die gegen unser Kaiserhaus stark einsetzende Propaganda! D. Verfasser) könne für die Habsburger nur angenehm sein. Der Prinz erwiderte darauf, daß wir die persönliche Bedrohung uns mit Vergnügen gefallen lassen könnten, die Schaffung einer Republik in Deutschland aber doch ernstliche Verwicklungen im Gefolge haben würde. In bezug auf Rußland herrschte kein Zweifel, daß die Revolution eine schwere Gefahr für die Alliierten bedeute. Über Amerika meint der Prinz: „Wenn wir schon kein Vertrauen zu den Regimentern haben, die es uns senden werde, so sind jedenfalls seine Millionen ausschlaggebend."

Die zweite Besprechung mit Poincaré fand bereits am 12. April statt. Ihr wohnte auch Ministerpräsident Ribot bei. Dieser hatte am 11. eine Besprechung mit Lloyd-George gehabt, der die Fortsetzung der Verhandlungen mit Österreich wünschte. Es werden nunmehr Vereinbarungen getroffen, wie an Italien heranzutreten sei.

In bezug auf Deutschland erklärte der Präsident der französischen Republik immer von neuem, und das mögen sich die, die da glauben, wir hätten jeden Augenblick einen Verständigungsfrieden haben können, endlich merken, „daß von einem Frieden mit Deutschland nicht die Rede sein könne, vielmehr ganz das Gegenteil der Fall sei. „Im übrigen", meint er zu Herrn Ribot, „der Prinz ist genau wie Sie und ich von dem brennenden Verlangen erfüllt, daß Deutschland eine gründliche Niederlage erleiden möchte. Frankreich fordert nicht nur das Elsaß-Lothringen von 1914, sondern einschneidende Kompensationen."

Der Prinz fügte hinzu, nach seiner Ansicht müsse das linke Rheinufer neutralisiert werden. Der Präsident erwidert lachend, er könne nicht immer alles sagen, was er auf dem Herzen habe, er sei aber nicht sehr weit von dem Prinzen entfernt. (Der Präsident dachte offenbar an Annexion. D. Verfasser.)

Der Besuch des Kaisers Karl in Homburg am 3. April erregte naturgemäß berechtigtes Aufsehen in Paris und London. Die Bedeutung dieses Besuchs kann erst später in ein richtiges Licht gesetzt werden, wenn Herr v. Bethmann sich darüber geäußert hat. Von ausschlaggebender Bedeutung ist die Frage: Was wußte er von dem österreichischen Friedensschritt. Soweit die Lage jetzt beurteilt werden kann, scheinen Kaiser Karl und Graf Czernin die Absicht verfolgt zu haben, den Kaiser und die OHL. gefügig zu machen. Als das am 3. April nicht gelang, folgte dann der berüchtigte, grau in grau gemalte Bericht des Grafen Czernin vom 12. April, der darauf hinauslief, daß Österreich-Ungarn nur noch bis zum Spätherbst durchhalten könne und Deutschland Elsaß-Lothringen an Frankreich abtreten solle. Wie dem auch sei, der Bericht wird nur verständlich im Rahmen des Friedensschrittes des Hauses Parma. Der Bericht ist dem Feinde bekanntgeworden und hat großen Schaden angerichtet.

Am 18. April fand die erste Zusammenkunft zwischen dem Prinzen Sixtus und Lloyd-George statt. England war ganz einverstanden. Die Hauptsache war, wie Italien zu gewinnen sei. Dieser Versuch sollte am folgenden Tage in St. Jean de Maurienne gemacht werden. Lloyd-George äußerte den Argwohn, daß Österreich das Spiel Deutschlands spiele, und drohte damit, daß man ihm in diesem Falle die Tür vor der Nase zuschlagen wird. Nach einer anderen Stelle des Berichtes sagte er: „Wir werden Deutschland noch in Fetzen hauen." Der Prinz beteuert, wenn Deutschland und Österreich gemeinsame Sache machten, würde er nicht einen Finger gerührt haben. Auch auf einen Sonderfrieden mit Bayern hoffte Lloyd-George.

Unmittelbar nach der Besprechung in St. Jean de Maurienne — bereits am 20. April — war der Prinz wieder bei Lloyd-George. Italien hatte Triest, das Trentino, Dalmatien und alle Inseln an der Küste gefordert, wozu es vertraglich berechtigt war. Lloyd-George befürwortete daher

dringend Konzessionen Österreichs an Italien. Der Prinz machte Einwendungen und forderte Kompensationen für Österreich. Lloyd-George führte darauf aus: „In dem kaiserlichen Briefe ist von Italien nichts erwähnt. Aber wie wollen wir Kompensationen für Österreich finden? Ich würdige durchaus die Gefühle Österreichs in bezug auf Italien, das als Bundesgenosse verlorenging, um zu den Alliierten überzugehen. Andererseits wird aber Österreich gezwungen werden, zu einer Vereinbarung zu kommen, selbst wenn Rußland geschlagen werden sollte. Die uns von den Amerikanern zuteil werdende Hilfe wird uns in den Stand setzen, den Krieg ad infinitum fortzusetzen."

Nachdem er die Behauptung aufgestellt hatte, daß England seit Jahrhunderten in der Lage war, sich selbst zu ernähren (!? D. Verfasser), schloß er: „Wir werden nie vom Kampfe ablassen."

Der Prinz: „Sie sind genau so entschlossen wie wir (Frankreich), den Krieg bis zu Ende zu wagen, weil er eine Frage auf Leben und Tod bedeutet."

Auf eine sich daran anschließende Verherrlichung des Bündnisses seitens des Prinzen Sixtus antwortet Lloyd-George: „Jawohl, auch ich glaube, daß das Bündnis Jahrhunderte anhalten wird und daß Frankreich und England im Verein mit Amerika der Welt den Frieden erhalten würden. England hat sich nur schwer zu einem Entschluß und zur Tat durchringen können. Engländer sind schwerfällig!"

Der Prinz: „Sie aber zurzeit nicht."

Lloyd-George darauf lachend: „Jawohl, schwerfällig, aber dann auch entschlossen, durchzuführen, was einmal unternommen worden ist. Auf diese Weise haben wir alle unsere Siege erfochten."

Das war stolz gesprochen: Herr v. Bethmann und Graf v. Hertling waren solchen Gedanken nicht zugänglich, zum Verderben unseres Vaterlandes.

Trotz der erheblichen Forderungen Italiens beschloß der Prinz, sein Vermittlungswerk fortzusetzen und die Wünsche der Entente an Kaiser Karl zu übermitteln. Jules Cambon händigt am 22. April dazu folgende Notiz aus: „Kein Friedensvorschlag Österreichs kann in Erwägung gezogen werden, ohne daß die Gesichtspunkte der italienischen Regierung Berücksichtigung finden. Die zu unserer Kenntnis gelangten Vorschläge enthalten nichts über die italienischen Ansprüche. Andererseits erhellt aus der Unterredung in St. Jean de Maurienne, daß die italienische Regierung nicht geneigt ist, irgendeine der Bedingungen fallen zu lassen, die sie beim Eintritt in den Krieg gestellt hat. (Vertrag vom 26. April 1916. D. Verfasser.) Unter diesen Umständen hat es keinen Zweck, eine Unterhaltung zu beginnen, die nur in einer Sackgasse endigen könnte. Wenn in einem bestimmten Zeitpunkt und unter neuen Gesichtspunkten die österreichische Regierung glauben sollte, die Angelegenheit eines Separatfriedens von neuem behandeln zu können, so würde es erforderlich sein, daß sie die italienischen Aspirationen in Rechnung stellt, sowohl in bezug auf Triest als auch auf den Trentino." (Frankreich hielt damals also ein Nachlassen Italiens in bezug auf Dalmatien für möglich. D. Verfasser.) „Gefühle der Sympathie, die der Kaiser für Frankreich und seine Armee zu erkennen gegeben, finden gebührende Würdigung!" Herr Cambon äußert sich weiter dahin, er fände, alles in allem betrachtet, daß trotz des augenblicklichen Mißerfolges die Dinge weit besser gediehen seien, als er zu hoffen gewagt habe. Es sei eine notwendige Vorarbeit für später. Was offenbar den größten Nachteil gebracht habe, sei das Geschwätz von Czernin und Mennsdorff (der in der Schweiz Österreichs Friedensehnsucht verkündete, aber gegen Italien unnachgiebig war. D. Verfasser.). Herr Cambon vertrat ferner die Meinung, daß der Krieg trotz der Hilfe Amerikas nicht vor nächstem Frühjahr beendet wäre. Seine einzige Besorgnis sei, daß das Volk zu Haus, das mehr und mehr vom Krieg mitgenommen werde, über kurz oder lang seine Beendigung begehren möchte. (Tatsächlich ließ ja auch die Stimmung im Heer und Volk im Mai stark nach. D. Verfasser.)

Prinz Sixtus erwiderte darauf, daß nach seiner Auffassung das einzig Betrübliche an der Sache der Verlust an Menschen sei, und daß alle Entschlossenheit auf englischer wie amerikanischer Seite, den Krieg ad infinitum fortzusetzen, es nicht hindern könne, daß Frankreich sich eines Tages ohne Menschenmaterial sehen würde. (Tatsächlich ist das französische Heer in den Jahren 1914—17, auch 18, stark vermindert worden, die Mannschaftsbestände seines Kolonialreichs mußten aushelfen. D. Verfasser.)

Herr Cambon: „Ach ja, nach Beendigung des Krieges werden wir ihn beklagen, denn wir werden uns Schwierigkeiten gegenübersehen, wie sie nie zuvor erlebt worden sind."

Am 22. April teilt Prinz Sixtus seinem kaiserlichen Schwager das Ergebnis seiner Bemühungen mit. Er schließt mit folgenden, für ihn so charakteristischen Worten: „Es ist meine heilige Überzeugung, meine Pflicht als guter Franzose getan zu haben, indem ich mich bemühte, ungeachtet aller unvermeidlichen Schwierigkeiten, die Dauer des Krieges durch einen Frieden mit Österreich abzukürzen und damit so viele französische Menschenleben zu retten."

Prinz Sixtus fühlte sich als Franzose, wie sein ganzes Haus, das Jahrhunderte den französischen Königsthron innegehabt hatte. Ein Unglück war es, daß Kaiserin Zita unter dem Einfluß ihrer Mutter und der Geistlichkeit ebenso dachte. So hatten der Kaiser wie Graf Czernin nur den Frieden im Auge, und beide vergaßen darüber an den Krieg zu denken.

Die Frau auf der Rednertribüne.

Von Dr. Ella Mensch.



Die Frau als öffentliche Rednerin ist eine verhältnismäßig sehr junge Erscheinung. Mit der Politisierung der Frau ist sie zwar nicht erst geboren worden, wenngleich jene sie einem neuen Entwicklungstadium zuführt. Ihr Vorhandensein reicht weiter zurück. Das Vereinsleben hat die Frau zuerst genötigt, ihre Wünsche und Bestrebungen in längeren Vorträgen, Anträgen und Berichten darzulegen. Auf den Generalversammlungen der Lehrerinnen, den Frauenvereinstagen und Kongressen war die Frau, sofern sie an diesen Veranstaltungen aktiven Anteil nahm, genötigt, ihre rednerischen Fähigkeiten im Dienst der Allgemeinheit auszubilden. Viele haben bei solchen Anlässen erst das in ihnen schlummernde Talent entdeckt, oft zu ihrer eigenen Verwunderung, andere ergriffen begierig die Gelegenheit zu einer ergiebigen Aussprache, für welche sie im Inneren längst Inhalt und Ausdruck bereithielten. An längere Vorträge schlossen sich meist Diskussionen, welche häufig den Zweck hatten, das Vernommene zu ergänzen und zu befestigen. Auf scharfe gegnerische Einwürfe, Repliken, brauchte die erste Rednerin noch kaum gefaßt zu sein. Denn die Mitglieder einer Versammlung oder eines Kongresses bewegten sich doch mehr oder weniger auf dem Boden gemeinsamer Interessen. Es handelte sich um einen kollegialen Austausch verwandter Meinungen. Der „Gegner", den man daher zu werfen suchte, befand sich nicht innerhalb, sondern außerhalb der tagenden Körperschaft.

Ganz andere Aufgaben als die, einen Kreis Gleichgesinnter zu belehren oder erbauen, sieht die politische Rednerin vor

sich, die zu einer Versammlung spricht, in welcher sich die verschiedensten Elemente befinden, höchst wahrscheinlich solche Elemente, von denen sie im voraus annehmen darf, sie werden nichts unversucht lassen, um sie zu stören und aus dem Text zu bringen. Wie hat sich eine Frau in solcher Lage zu verhalten? Vielfach geht die Meinung dahin: daß sie ihr überhaupt nicht gewachsen ist, oder daß sie ihrer nicht würdig sei. Wer sich des Rudolf Stratzschen anregenden Romans „Die letzte Wahl" entsinnt, der zu einer Zeit geschrieben wurde, als nur erst ein ganz kleiner Kreis an die baldige Verwirklichung des Frauenstimmrechts glaubte, der möchte diese Taktiken, Kniffe, kleinen und großen Intrigen, mit welchen die Wahlkämpfe und die Wahldebatten ausgestattet sind, nicht gerade dem Leben der Frau als angenehme Zubuße wünschen. Und doch — wie die Dinge nun einmal liegen — wäre es zu bedauern, wenn gerade der Einfluß der gebildeten Frau, ihre ganze Art, Menschen und Verhältnisse zu beobachten und zu werten, der politischen Tribüne fern bliebe. Mag es sie auch häufig ein Opfer kosten, ihre anerzogene oder freiwillige Zurückhaltung aufzugeben — so muß sie ihre persönlichen Neigungen dem Dienst der Sache unterordnen. Ruhe und nochmals Ruhe hat sie sich vor allem anzueignen, in Haltung, Auftreten und Sprechen. Sogenannte „Temperamentsrednerinnen" können für den Augenblick ja sehr erfrischend wirken, zumal wenn ihnen die Gabe des Humors zu Gebote steht; aber es kann ihnen auch begegnen, daß sie von einem anderen gleich starken Temperament angerannt werden, und das Bild, das sich dann entwickelt, kann wohl auf den Unbeteiligten recht ergötzlich wirken, trägt aber zur Klärung der angeregten Fragen wenig bei.

Völlige Beherrschung des Stoffes ist unbedingt geboten. Das freie Sprechen erhöht den Eindruck. Aber zur Vermeidung von Abschweifungen und leeren Phrasen ist ein vorheriges Durchgehen und Fixieren der Hauptpunkte notwendig. Nur eine sehr geschickte und parlamentarisch geschulte Rednerin kann sich auf die „Eingebungen des Augenblicks" verlassen. Sie soll sich auch im voraus klar sein über die Möglichkeit und den etwaigen Charakter der Einwendungen, über die Punkte, an welchen die Polemik sich entzünden kann, und sich von vornherein mit dem nötigen Rüstzeug versehen, vielleicht so, daß sie selbst schon die Kritik übt, etwa mit der Wendung: „Ich höre die Frage" . . . „Sie könnten mir darauf erwidern" . . . „Ich begegne an dieser Stelle vermutlich dem Zweifel" . . . . „Ich möchte gleich auf diese Bedenken antworten."

Auf „Zwischenrufe" soll sich die Rednerin tunlichst wenig einlassen; sie gehören eigentlich zu den parlamentarischen Kinderkrankheiten. Jedoch heute hat sich fast eine Zwischenrufstechnik herausgebildet. Am besten ist's, die Zwischenrufe en bloc zu behandeln oder den Rufern, falls es Störenfriede sind, den Wind aus den Segeln zu nehmen mit der Bemerkung: „Vielleicht haben Sie von Ihrem Standpunkt aus recht. Zum Schluß komme ich auf Ihren Ausspruch zurück."

Soll die gebildete Rednerin mit Schlagwörtern arbeiten? Nein, sie soll nicht die Massenpsychose fördern, nicht mit den dumpfen Instinkten rechnen, sondern zum Nachdenken, zur Verarbeitung des Gehörten anregen, die Hörer sollen den Eindruck gewinnen, nicht nur von einer klugen, wohl gar gewitzten Frau, sondern von einer, die auch das Herz auf dem rechten Fleck hat. Die guten Gedanken sind auch immer von Herzenswärme durchflutet. Die Dauerrede empfiehlt sich wenig. Kurze Sätze sind den langen Perioden vorzuziehen. Zu beherzigen wäre der Rat Luthers: „Mach den Mund auf, tritt fest auf, hör' bald auf."

Mit der längeren Übung stellt sich die nötige Sicherheit ein, die im Bunde mit jener sich dann zu einem wirklichen Talent entfaltet. Nur hat man sich höchlichst vor der Überschätzung dieses Talents zu hüten, vor der Annahme, daß sein Besitz schon eine höhere geistige Stufe einschließt. Durchaus nicht, die politische Rednerin ist Schnellarbeiterin. Auf tiefgründige Prüfung, auf sorgfältige Sichtung der Gedanken kann sie sich kaum einlassen. Sie schafft für den Tagesbedarf und gibt in Kleinmünze das aus, was ihr aus der Geisteswerkstatt ihres Volkes zugereicht wird. Schlagfertigkeit, Treffsicherheit in der Debatte sind noch kein Ausweis für die Höhe der Allgemeinbildung. Wir wissen, wie schwerfällig und geradezu uninteressant oder langweilig solche Männer als Redner berührt haben, die mit ihrer Forschung weite Wegstrecken der ganzen Menschheit erhellten. Aber auch geistvolle Frauen, die durch ihr anregendes Gespräch einen ganzen Kreis beleben, von denen der Ausspruch der Rahel Levin-Varnhagen gilt, daß ein Wort von ihnen genüge, um ganze Gedankenfamilien bei anderen entstehen zu lassen, können völlig versagen, wenn sie in großer Öffentlichkeit am Rednerpult eine Ansicht oder ein Programm zur Geltung bringen sollten. Deshalb bleiben sie doch, was sie sind.

Das Ende Rasputins.

Tagebuchblätter des Reichsdumaabgeordneten Wladimir Purischkewitsch vom November 1916

Übertragung aus dem Russischen von F. Ottow. (Schluß.)



Nachdem ich die Anordnung getroffen, Rasputins Leiche ins Haus zu tragen, und erfahren hatte, wo Jussupow sich aufhielt, ging ich zu ihm, um ihn zu beruhigen. Ich fand ihn in seinem hellerleuchteten Ankleidezimmer, über seinen Waschtisch gebeugt; er hielt sich mit beiden Händen den Kopf und spie fortwährend.

„Was ist Ihnen, Lieber? Beruhigen Sie sich doch! Er ist jetzt tot. Ich habe ein Ende mit ihm gemacht. Kommen Sie, wir wollen in Ihr Kabinett gehen!"

Jussupow, der offenbar mit einem Anfall von Übelkeit kämpfte, sah mich mit wirrem Blick an, aber gehorchte. Ich legte ihm meinen rechten Arm um die Hüften und geleitete ihn behutsam in seinen Salon.

Aber während wir uns dorthin begaben, wiederholte er beständig: „Felix, Felix, Felix, Felix" ...

Augenscheinlich war in jenen kurzen Augenblicken, als er zu dem angeblich Toten ins Eßzimmer gegangen war, irgend etwas zwischen ihm und Rasputin vor sich gegangen, das ihn so beeindruckt haben mußte, daß sein seelisches Gleichgewicht auf das tiefste gestört zu sein schien.

Wir kamen gerade in dem Augenblick über den Vorplatz, als die Soldaten die Leiche unten an der Treppe in den Vorraum hineintrugen.

Als Jussupow begriff, was sie dort taten, entwand er sich mir, rannte in den Salon, ergriff vom Schreibtisch seinen Gummiknüppel und stürzte sich damit auf die Leiche. . . .

Er, der Rasputin vergiftete und sah, daß das Gift keine Wirkung auf ihn hatte, der auf ihn schoß, ohne daß die Kugel ihm etwas anhaben konnte, war offenbar nicht imstande, daran zu glauben, daß Rasputin jetzt tatsächlich tot war — er warf sich über die Leiche und begann ihre Schläfen mit der zweipfündigen Gummiwaffe in maßloser Wut und in förmlich übernatürlicher Raserei zu bearbeiten.

Ich stand oben an der Treppe, begriff im ersten Augenblick nicht, was dort vorging und war wie gelähmt, und zwar um so mehr, als zu meinem größten Schrecken Rasputin immer noch Lebenszeichen von sich zu geben schien. . . .

Als er mit dem Gesicht nach oben hingelegt wurde, röchelte er, und ich konnte von oben ganz deutlich sehen, wie die Pupille seines rechten geöffneten Auges hin und her rollte, als blickte er mich mit einem irren, aber fürchterlichen Blicke an! Diesen Blick sehe ich auch heute noch vor mir.

Allmählich erlangte ich aber meine Selbstbeherrschung wieder und rief den Soldaten zu, Jussupow von dem Toten wegzuführen, denn er konnte sich und alles um ihn her mit Blut besudeln und dadurch im Falle einer Untersuchung auch ohne Polizeihunde dazu beitragen, daß alles aufgedeckt wurde. Die Soldaten gehorchten, aber es kostete sie die größten Anstrengungen, Jussupow fortzubringen, welcher, wie mechanisch, aber in nur immer noch wachsender Wut auf Rasputins Schläfen einhieb.

Endlich gelang es, den Fürsten vom Leichnam zu trennen. Beide Soldaten faßten ihn unter den Armen und führten ihn hinauf, wo sie den von oben bis unten mit Blut Bespritzten zu einem tiefen, ledernen Diwan in seinem Salon geleiteten.

Es war unheimlich, ihn anzusehen, so fürchterlich sah er aus — sowohl äußerlich als auch seelisch. Mit irr schweifendem Blick und leichenblassem Gesicht wiederholte er sinnlos fortwährend: „Felix, Felix, Felix, Felix"... Ich befahl den Soldaten, möglichst schnell irgendeinen Stoff zu holen, die Leiche hineinzuwickeln und sie alsdann fest zu verschnüren.

Der eine von ihnen ging, um meinen Befehl auszuführen, während ich den anderen zu mir herauf rief. Von ihm erfuhr ich, daß der an der Ecke der Pratschechnaja und der Maximilianstraße auf Posten stehende Polizist, der vorhin dagewesen sei, um sich nach dem Grunde des Schießens zu erkundigen, nach einer halben Stunde abgelöst werde und dann Meldung erstatten mußte. Ich befahl, ihn zu rufen.

Nach zehn Minuten erschien der Polizist im Salon.

Ich unterwarf ihn schnell einer Musterung vom Kopf bis zu den Füßen und begriff sofort, daß ich in ihm den Typ eines Polizisten alter Schule vor mir hatte und daß ich einen Fehler gemacht hatte, als ich ihn rufen ließ. Aber jetzt war es bereits zu spät, und ich mußte mit der Tatsache seiner Anwesenheit rechnen.

„Polizist" — wandte ich mich an ihn — „das warst du, der vor einiger Zeit hierherkam, um zu fragen, warum geschossen werde?"

„Jawohl," antwortete er wiederum.

„Nun, wer bin ich denn?"

„Der Dumaabgeordnete Wladimir Mitrofanowitsch Purischkewitsch!"

„Gut. Aber wer ist dieser Herr?" fragte ich weiter, indem ich seine Aufmerksamkeit auf den noch immer im selben Zustande dasitzenden Fürsten Jussupow lenkte.

„Ich kenne auch ihn", antwortete der Polizist.

„Wer ist es?"

„Se. Erlaucht Fürst Jussupow!"

„Richtig! Aber nun höre, Bruder" — fuhr ich fort, indem ich ihm die Hand auf die Schulter legte: „Antworte mir offen und ehrlich — liebst du den Zaren und unser Mütterchen Rußland? Wünschest du den russischen Waffen den Sieg über die Deutschen?"

„Jawohl Ew. Exzellenz," — erwiderte er — „ich liebe den Zaren und das Vaterland und wünsche den russischen Waffen den Sieg!"

„Aber weißt du wohl" — fragte ich weiter —, „wer der schlimmste Feind des Zaren und Rußlands ist, wer uns hindert, Krieg zu führen, wer uns allerhand Stürmers und andere Deutsche als Regierung einsetzt, wer die Zarin in der Hand hat und durch sie Rußland verdirbt?"

Das Gesicht des Polizisten wurde plötzlich lebhaft.

„Jawohl", sagte er, „das ist Grischka Rasputin!"

„Nun, Bruder, Rasputin lebt nicht mehr! Wir haben ihn eben getötet. Du hast die Schüsse gehört! Aber wenn man dich fragen wird, wirst du dann sagen, ich weiß nichts, ich habe von nichts eine Ahnung? Bist du bereit zu schweigen?"

Er dachte nach.

„Gut, Ew. Exzellenz, ich werde nichts sagen, aber wenn ich den Eid leisten muß, dann werde ich nichts verschweigen, sondern die volle Wahrheit sagen — es würde Sünde sein, zu lügen!"

Ein Soldat kam mit der Meldung herein, daß die Leiche verpackt sei. Ich ging hinunter, um sie zu besichtigen. Der Körper war in irgendeinen blauen Stoff fest eingewickelt und verschnürt. Es schien ein Fenstervorhang zu sein. Auch der Kopf Rasputins war bedeckt.

Jetzt sah ich, daß Grigori Rasputin zweifellos tot war und nicht mehr aufleben konnte.

Es blieb jetzt nichts anderes mehr übrig, als geduldig auf die Rückkehr des Großfürsten und des Rittmeisters S. zu warten. Ich ging nur zum letztenmal wieder hinauf und, nachdem ich Jussupow seinen Dienern übergeben und ihnen anbefohlen hatte, ihm zu helfen, sich gleich zu waschen, von Kopf bis zu Fuß umzukleiden und auch anderes Schuhwerk anzuziehen, setzte ich mich in einen Lehnstuhl und wartete.

Nach fünf Minuten hörte ich das Geräusch des ankommenden Automobils, und gleich darauf kam in beinahe heiterer Stimmung der Großfürst mit seinen beiden Begleitern die Treppe herauf.

Als Dmitri Pawlowitsch mich jedoch ansah, begriff er sofort, daß irgendetwas geschehen sein mußte.

„Qu'est ce qui est arrivé?" fragte er, sich im Kreise umsehend.

Ich erklärte den Ankömmlingen in wenigen Worten, warum es sich handelte, und bat sie, sich zu beeilen. Diese Bitte war jedoch unnütz, da sie selbst begriffen, daß jede Minute äußerst kostbar war. Nachdem wir noch Jussupow der besonderen Sorgfalt eines der Soldaten anempfohlen hatten, hoben wir die Leiche ins Automobil des Großfürsten, trugen zwei schwere eiserne Gewichte und eine Kette, welche Gegenstände ich nachts in die Wohnung Jussupows gebracht hatte, ebenfalls hinein, nahmen selbst Platz und fuhren nun zu jenem Ort, an dem verabredet war, die Leiche Rasputins ins Wasser zu versenken.

Den Chauffeur machte jetzt Dmitri Pawlowitsch. Neben ihm saß der Rittmeister S. Auf dem Rücksitz nahmen rechts L. und links ich Platz, während der Soldat, den wir zur Hilfe mitgenommen hatten, bei der Leiche Platz fand.

Endlich zeigte sich in der Ferne die Brücke, von welcher der Leichnam Rasputins in ein Eisloch geworfen werden sollte. . . .

Geräuschlos öffnete ich den Wagenschlag, sprang hinaus und stellte mich an das Brückengeländer. Hinter mir folgten der Soldat, L. und der Rittmeister S. Dmitri Pawlowitsch stand vor dem Wagen auf Posten, während wir vier in großer Eile die Leiche aus dem Auto zogen und mit aller Kraft in ein Eisloch hinunter warfen, das sich unmittelbar an der Brücke befand. Wir vergaßen dabei die Gewichte mit der Kette am Leichnam zu befestigen und warfen sie hinter ihm her.

Das alles war das Werk von zwei, höchstens drei Minuten. Hierauf setzten L., S. und der Soldat sich hinten in den Wagen, während ich neben dem Großfürsten Dmitri Pawlowitsch Platz nahm. Die Laternen waren wieder angezündet — und wir fuhren über die Brücke davon. — —

Am Abend desselben Tages war Purischkewitsch auf dem Bahnhof, im Begriff, mit seinem Zuge an die Front abzureisen. Hier hatte er ein Zusammentreffen mit dem Rittmeister S.

S. übermittelte mir die Bitte des Großfürsten Dmitri Pawlowitsch, unverzüglich zu ihm ins Palais zu kommen.

Ich setzte mich mit S. ins Automobil, und wir fuhren hin.

Im Palais fand ich außer dem Großfürsten auch Jussupow vor. Beide waren in großer Erregung und tranken eine Tasse schwarzen Kaffees nach der anderen mit Kognak. Sie erklärten mir, daß sie in dieser Nacht überhaupt nicht geschlafen und den Tag in großer Aufregung verbracht hätten, da die Kaiserin Alexandra Feodorowna bereits über das Verschwinden und den Tod Rasputins unterrichtet sei und daß sie den Großfürsten und Jussupow als die Schuldigen am gewaltsamen Ende Rasputins bezeichnet habe.

Das Hoffräulein Golowin, die Sekretärin Rasputins, habe ihr mitgeteilt, wohin Grigori Rasputin am Abend gefahren sei. Die Polizei und die gesamte Geheimpolizei seien bereits auf den Beinen, um die Leiche Rasputins zu suchen und alle Fäden dieser Sache aufzudecken.

„Ich", sagte Jussupow, „habe wegen dieses Scheusals einen meiner besten Hunde an jener Stelle im Hof erschießen müssen, wo der Schnee mit Blut besudelt war. Ich tat das für den Fall, daß unsere Sherlock-Holmes auf die richtige Spur verfallen und das Blut analysieren oder gar Polizeihunde verwenden sollten. Die letzten Stunden der Nacht habe ich mit meinen Soldaten damit verbracht, das Haus in Ordnung zu bringen und jetzt, Wladimir Mitrofanowitsch, quälen wir uns zusammen mit Dmitri Pawlowitsch mit einem Brief an Alexandra Feodorowna ab, den wir ihr noch heute zuzustellen hoffen."

Ich nahm an der weiteren Abfassung dieses Briefes teil, welchen wir anderthalb Stunden später beendigten.

Als das Schreiben kuvertiert war, ging der Großfürst hinaus, um es sofort abzuschicken.

Wir empfanden eine gewisse Verlegenheit voreinander, weil dieser Brief nichts anderes enthielt als eine geschickt ersonnene Lüge, die uns im Lichte einer ungerecht gekränkten Tugend erscheinen lassen sollte. . . .

Später fragte ich Jussupow: „Sagen Sie, Fürst, was ereignete sich zwischen Ihnen und Rasputin in jenen kurzen Augenblicken, nachdem wir alle zusammen das Eßzimmer und

den auf dem Fußboden, wie es schien, in den letzten Zügen liegenden Rasputin verlassen hatten, Sie aber nochmals ins Eßzimmer hinuntergingen?" Jussupow lächelte schmerzlich.

„Es geschah das," antwortete er, „was ich, solange ich lebe, nicht vergessen werde! Ich fand Rasputin im Eßzimmer genau an derselben Stelle, wo wir ihn verlassen hatten. Ich nahm seine Hand, um seinen Puls zu untersuchen — er hatte keinen mehr; ich legte meine Handfläche an sein Herz — es schlug nicht mehr. Aber plötzlich . . . können Sie sich meinen Schrecken vorstellen! Langsam öffnet Rasputin ganz weit das eine satanische Auge, hierauf das andere, saugt sich mit einem nicht zu beschreibenden Blick maßlosen Hasses an meinem Gesicht fest, und mit den Worten: „Felix! Felix! Felix!" springt er plötzlich in der Absicht auf, sich auf mich zu stürzen. . . . . Ich lief, so schnell ich konnte, aus dem Zimmer. Was weiter geschah, weiß ich nicht mehr."

Dokumente zur Zeitgeschichte

Admiral Scheer, der Sieger vom Skagerrak, wird in nächster Zeit unter dem Titel: „Deutschlands Hochseeflotte im Weltkriege" seine persönlichen Erinnerungen als Flottenchef herausgeben. (Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin.) Das bedeutsame Werk stellt eine umfassende Geschichte des Seekrieges dar, deren Gipfelpunkte naturgemäß die Schlacht am Skagerrak und der U-Boot-Krieg bilden. Wir bringen schon heute als Probe seines Inhaltes einen Abschnitt aus dem Kapitel „Seekriegsleitung", das die leider zu spät einsetzende Neu-Organisation des Admiralstabes beleuchtet. Die Redaktion.

Ende Juni 1918 teilte mir der Chef des Marinekabinetts Admiral v. Müller mit, daß der Gesundheitszustand des Admirals v. Holtzendorff sein Verbleiben in der Stellung als Chef des Admiralstabs unwahrscheinlich mache. In diesem Falle habe Seine Majestät mich als Nachfolger in Aussicht genommen. Durch diese Eröffnung wurde ich der Gebundenheit ledig, die mich bisher abgehalten hatte, einen Wechsel in der Organisation der Leitung der Seekriegführung selbst vorzuschlagen.

Ich hatte zwar keinen Anlaß gehabt, über unberechtigte Beeinflussung oder Beschränkung der Flotte selbst durch den Admiralstabchef zu klagen. Aber seine Stellung war unklar, der politischen Leitung gegenüber schien sie uns zu nachgiebig. Die Durchführung des U-Boot-Krieges war bezeichnend dafür. Auch jetzt noch bestanden ernste Meinungsverschiedenheiten über seine praktische Handhabung. Die Kräfte der Marine waren auf den verschiedensten Kriegschauplätzen zersplittert, ohne daß das Flottenkommando die Notwendigkeit dafür erkennen konnte. Die Flotte bildete aber das große Sammelbecken, aus dem alle personellen Bedürfnisse befriedigt werden sollten. Deshalb entstand naturgemäß ein Sträuben gegen jede Personalentziehung, die nicht einwandfrei dem Hauptkriegsziel zum Vorteil gereichte. Dies war nur durch Flotte und U-Boote zu erreichen, und dafür fühlte sich der Flottenchef verantwortlich.


Admiral Scheer.

Eine ihm übergeordnete Kommandostelle, auf der die volle Verantwortung für den Erfolg der Seekriegführung gelegen hätte, gab es nicht. Denn der Admiralstab war kein Oberkommando, sondern ein Organ des Kaisers, als des Obersten Kriegsherrn, der mit Einzelheiten der Kriegführung nicht behelligt werden sollte. Die Stellung des Admiralstabs in der Marine deckte sich nicht mit derjenigen der Obersten Heeresleitung zum Feldheer. In der Seekriegführung verteilte der Admiralstab die vorhandenen Schiffe und Fahrzeuge auf die einzelnen Operationsgebiete: Ostsee, Nordsee, Flandern, Mittelmeer, Ausland, und mußte die dort eingesetzten Befehlshaber ihrer allgemein bezeichneten Aufgabe entsprechend selbständig handeln lassen. Eine dauernde Leitung der Kriegshandlungen, wie es zu Lande durch die Oberste Heeresleitung geschah, kam auf dem Wasser nicht vor. Wenn die Flotte eine Schlacht verlor, würde niemand daran gedacht haben, den Admiralstabchef dafür verantwortlich zu machen, sondern nur den Flottenchef. Dennoch mußte eine Stelle vorhanden sein, welche mit der Regelung der Kräfteverteilung auch auf ein bestimmtes strategisches Ziel hinarbeitete, statt den Erfolg der Leistungen den auf den einzelnen Kriegsgebieten kommandierenden Admiralen zu überlassen.

Der U-Boot-Krieg hatte die Verhältnisse noch weiter verwickelt, weil allen selbständigen Befehlshabern U-Boote zugeteilt waren und auch der Chef des Admiralstabes sich einzelne Gruppen, zum Beispiel die U-Kreuzer, unmittelbar unterstellt hatte. Zwischen den einzelnen Gruppen war ein Austausch und Ersatz nötig. Die Ausbildung mußte nach einheitlichen Gesichtspunkten geregelt, die Erfahrungen der einzelnen Kommandanten mit ihren Booten, auch auf technischem Gebiet, für alle nutzbar gemacht werden. Schließlich mußte auch das Personal für alle neu hinzukommenden Boote meist aus der Flotte, wenigstens die Offiziere und Unteroffiziere, entnommen werden.

Damit trat der Chef des Admiralstabs mit in den Kreis der an der Kriegführung direkt beteiligten Befehlshaber ein. Eine oberste Kommandostelle, deren Weisungen unbedingte Folge zu leisten war, wurde vermißt. Unsere Friedensorganisation hatte dies nicht vorgesehen. Im Jahre 1899 war das Oberkommando der Marine beseitigt worden, weil für die damalige Entwicklung und den Aufbau der Marine zwei starke, meist nicht am selben Strang ziehende Behörden zu viel waren.

Mit dem Fortfall des Oberkommandos wuchs der Anspruch des Flottenkommandos auf Selbständigkeit. Mit strategischen Fragen beschäftigte es sich im Frieden nicht; Taktik und Ausbildung füllten seine Tätigkeit völlig aus.

So glaubte man wohl mit allgemeinen Direktiven auskommen zu können, die der Admiralstab als kaiserliches Befehlsorgan auf Grund seiner strategischen Überlegungen vorzuschlagen und der Flotte zu übermitteln hatte. Dies war ein Irrtum gewesen. Die für den Flottenaufbau im Frieden nützlich erschienene Organisation wurde der Flottenausnutzung im Kriege zum Nachteil. Der Seekrieg gestaltete sich viel umfangreicher, als daß er unter der persönlichen Leitung des Kaisers, wie es nach den Verhältnissen unserer obersten Marinebehörden zueinander erforderlich war, geführt werden konnte. Politik, Technik und Kriegführung traten in engsten Zusammenhang. Der Wirtschaftskrieg, den auch wir aufzunehmen hatten, beeinflußte unser Verhältnis zu den Neutralen; die Technik mußte sich für Über- oder Unterwasserschiffbau entscheiden, und diese hing wieder von der beabsichtigten Kriegführung ab.

Mit der Erkenntnis, daß England es nicht auf die Schlacht ablegte, war der Zeitpunkt für die Einrichtung einer Obersten Seekriegsleitung gekommen, um so mehr, als nun gegen Schluß des Jahres 1914 die Anschauungen über unser Vorgehen bei Flottenkommando, Admiralstab und Staatsekretär auseinandergingen. An diesem kritischen Punkte mußte mit Entschiedenheit durchgegriffen werden, der Marine die Leitung zu geben, deren sie bedurfte. Großadmiral v. Tirpitz selbst war die geeignetste Persönlichkeit dafür, dem auch die Flotte sich willig untergeordnet hätte,

obgleich ihm die Praxis der eigentlichen Flottenführung abging. Darauf aber kam es nicht so sehr an, weil dafür ja immer noch der Flottenchef da war, sondern auf zielbewußtes Zusammenfassen und Ausnutzen aller Kräfte, die für die Marine in Betracht kamen. Die Berufung des Großadmirals zur obersten Leitung der Marine wurde sicherlich auch verhindert durch die zwischen ihm und dem Kanzler bestehenden Gegensätze. Sie verschärften sich noch mehr durch die schwankende Haltung unserer Politik im U-Boot-Krieg. Als Tirpitz auch der zugesicherte Einfluß auf alle wichtigen Fragen der Kriegführung nicht mehr eingeräumt wurde und seine Heranziehung zu der Entscheidung über den U-Boot-Krieg im März 1916 unterblieben war, sah sich der verdiente Organisator unserer Flotte genötigt, den Abschied zu nehmen.

Je schwieriger es bei der Verlängerung des Krieges wurde, Material und Personal für alle neu hinzukommenden Erfordernisse zu schaffen, während sich die Kriegsaufgaben auf weit entlegene Gebiete ausdehnten und damit die Gefahr einer Verwässerung der in der Flotte gesammelten Kräfte entstand, um so häufiger traten Beschwerden auf. Instandsetzungsarbeiten der Schiffe und U-Boote, Ablieferung von Neubauten, Erfüllung dringender Bedürfnisse und Verbesserungen verzögerten sich.

Mit Sorge betrachtete ich das allmähliche Heruntergehen der Monatserfolge des U-Boot-Krieges. So manches U-Boot mit trefflichem, erprobtem Führer kehrte nicht zurück. Die neuen Kommandanten mußten sich ihre Kriegserfahrungen unter erheblich ungünstigeren Verhältnissen erwerben. Tag für Tag wurden beim Flottenkommando die Stellungen jedes einzelnen U-Boots eingetragen, Ausfahrt und Rückkehr mit Sorgfalt und Spannung verfolgt. So war unser ganzes Sinnen darauf gerichtet, Mittel und Wege zu finden, die Leistungen hochzuhalten und zu steigern. Beim Flottenkommando, dem der Befehlshaber der U-Boote mit seinem Stab ausgesuchtester Fachleute zur Verfügung stand, verging wohl kaum ein Tag, an dem wir nicht in See waren, ohne daß eingehende Besprechungen darüber stattfanden. Wir fühlten uns der Verantwortung bewußt, mit diesem Kriegsmittel das dem deutschen Volk verheißene Kriegsziel zu erreichen. Die Flotte lebte ganz in dem Gefühl: Es soll und wird gelingen. Jedes einzelne Fahrzeug, ob Linienschiff, Torpedoboot, Minensucher, Luftschiff oder Kreuzer, mit seiner ganzen Besatzung war durchdrungen von dem Ernst und der Bedeutung der Aufgabe, die sich bei jeder Gelegenheit Offizieren und Mannschaften ans Herz legte. Neue Kräfte mußten heran, die das zu vollenden unternahmen, was Admiralstab und Marineamt auf die bisherige Weise zu mißlingen drohte.

Auch ein Wechsel des Staatsekretärs (Admiral v. Capelle) erschien angebracht, da nicht erwartet werden konnte, daß jemand, der selbst der Überzeugung sein mußte, das Höchstmögliche getan und erreicht zu haben, sich rückhaltlos für die Durchführung neuer Vorschläge einsetzen würde, was ihn mit seiner bisherigen Geschäftsführung in Widerspruch brachte.

Es hatte eines halbjährigen Drängens vom Juli 1917 bis Dezember desselben Jahres bedurft, bis eine vom Flottenkommando vorgeschlagene Zentralstelle für alle U-Boot-Angelegenheiten, das U-Boot-Amt, geschaffen wurde. Solange verliefen sich die Forderungen und Vorschläge, je nach ihrer Art, ob Personal, Waffen- oder Schiffbautechnisches usw. betreffend, in den verschiedenen Departements, deren Geschäftsbetriebe dem Drang der Zeit nicht folgten.

So sehr ich mich mit der Flotte verknüpft fühlte, war ich doch zur Übernahme der Stellung als Chef des Admiralstabes bereit unter der Voraussetzung, daß er ausgesprochene Befehlsbefugnisse erhielt. Das Bedenken des Chefs des Marinekabinetts, der Kaiser würde niemals dareinwilligen, die Oberste Leitung aus der Hand zu geben, was von mir auch gar nicht verlangt wurde, rechtfertigte sich nicht. Denn der Kaiser willigte bei meinem Vortrag anstandslos ein. Wie wenig auf solche Ansicht von der vermeintlichen Auffassung des Kaisers zu geben war, die sich in seiner näheren Umgebung ausbildete und leicht dazu führen konnte, unbequeme Entscheidungen von Sr. Majestät fernzuhalten, zeigt dieser Vorgang.

Ein Seitenstück dazu war eine Erfahrung, die ich als Flottenchef im Januar 1917 gemacht hatte. Es handelte sich um den Entwurf zu einem neuen Großkampfschiff. Ich befand mich gerade zu einer Besprechung im Admiralstab in Berlin, und der Kaiser hatte meine Anwesenheit bei dem vom Staatsekretär zu haltenden Vortrag, zu dem auch der Chef des Admiralstabs zugezogen war, befohlen. Der Entwurf des Staatsekretärs brachte zwei Projekte für einen sogenannten Linienschiffskreuzer, d. h. einen Einheitstyp, bei welchem die wesentlichen Eigenschaften der bisher vorhandenen beiden Schiffsarten vertreten waren, nämlich Kampfkraft, Widerstandsfähigkeit und Geschwindigkeit. Soll ein solches Schiff nicht Riesendimensionen annehmen, so kommt keine der Haupteigenschaften zu ihrem vollen Recht. Dies war der natürliche Grund, daß die bisherige Entwicklung sich in zwei Typen gegabelt hatte: Den Kreuzer mit starken Angriffswaffen und hoher Geschwindigkeit auf Kosten der Widerstandsfähigkeit, und das Linienschiff mit stärkster Angriffs- und Widerstandsfähigkeit auf Kosten der Geschwindigkeit. Der Kaiser hatte sich wiederholt sehr entschieden für die Notwendigkeit der Verschmelzung beider Typen ausgesprochen. Demgemäß waren die Entwürfe ausgefallen. Chef des Admiralstabs und Staatsekretär waren der Meinung, daß an dieser vermeintlichen Auffassung des Kaisers nicht zu rütteln sei, und mir wurde nahegelegt, mich dem zu fügen. Ich hatte mich aber schon vorher in anderem Sinn ausgesprochen und brachte meine Gründe wiederum vor. Der Kaiser überzeugte sich, daß wir nach unseren Kriegserfahrungen zwei Arten von Großkampfschiffen mit verschiedener Geschwindigkeit beibehalten müßten, woraufhin der Staatsekretär den Auftrag erhielt — sehr zur Befriedigung seines Chefkonstrukteurs — neue Entwürfe nach dem bewährten Grundsatz auszuarbeiten.

Ebensowenig habe ich die Erfahrung gemacht, daß unangenehme Meldungen vom Kaiser abgelehnt wurden. In den beiden Monaten September und Oktober 1918 überwogen die ungünstigsten Berichte; sie wurden von Sr. Majestät stets in völliger Ruhe und Sachlichkeit aufgenommen.

Wenn ich die rapide Entwicklung der Verhältnisse vorausgesehen hätte, so würde ich es vorgezogen haben, bei der Flotte geblieben zu sein, statt die Seekriegsleitung einzurichten, deren Pläne doch nicht mehr zur Ausführung kamen. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß es mir gelungen wäre, die Flotte zur Folgsamkeit zu bringen, um ihre ganze Kraft in letzter Stunde herauszuholen. Für den Mangel an Voraussicht kann ich nur anführen, daß meine Beobachtungen über den Geist der Marinemannschaften sich auf ihre ungeminderte Bereitwilligkeit zu jeder kriegerischen Unternehmung gründeten, die sie bisher stets bewiesen hatten, und daß auch von keiner maßgebenden politischen Stelle irgendein Hinweis auf die so weit fortgeschrittene Zerrüttung unserer inneren Verhältnisse an die Flottenführung und ebensowenig auch später an die Seekriegsleitung gelangte.

Unter der Lupe

Der Völkerbund. Taines Geschichte der französischen Revolution beginnt folgendermaßen: „In Ägypten, erzählt Clemens von Alexandria, sind die Heiligtümer in den Tempeln von golddurchwirkten Schleiern verdeckt; wenn du aber bis zu dem Hintergrund des Tempels vordringst und das Bild des Gottes suchst, erscheint ein Priester mit ernstem Antlitz und singt eine feierliche Hymne in ägyptischer Sprache und lüftet ein wenig den Schleier, als ob er dir die Gottheit zeigen wollte. Was siehst du dann? Ein Krokodil, eine Schlange oder irgendein gefährliches Tier; das ist der Gott der Ägypter: er ist ein Ungeheuer, das sich auf einem Purpurteppich wälzt." Und Taine fügt hinzu: „Man braucht nicht nach Ägypten und so weit in der Geschichte zurückzugehen, um dem Krokodilkult zu begegnen." Dieser Satz — obwohl von Taine auf die französische Revolution bezogen — hat eine ewige Bedeutung: ob französische, ob deutsche Revolution, ob Ägypten, Frankreich oder Deutschland, ob Völkerverbrüderung und Völkerbund — das Bild ist ewig gleich. Vor Herrn Wilsons „Völkerbund" lagen 1918 alle unsere Pazifisten auf den Knien (und noch mancher andere dazu); von ihm käme das Heil, wurde uns wieder und immer wieder gepredigt, und wer zu zweifeln wagte, wurde der Gotteslästerung geziehen. Der Vorhang fiel — und wir sehen ein Ungeheuer: Herrn Wilsons „Völkerbund"

Deutsche Karikaturen

Der Völkerbund



vor und nach der Enthüllung.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. E. Muhling, Berlin-Friedenau.



Nummer 11 | 13. März 1920 | 2. Jahrgang

Heraus mit der Liste der feindlichen Kriegsverbrecher

Hindenburg.

Von Dr. C. Mühling.



Es ist eine Eigentümlichkeit der deutschen Revolution, daß sie nicht einen einzigen durch staatsmännische Eigenschaften, durch unerschütterliche Tatkraft und zielbewußten Willen sich auszeichnenden Mann an die Oberfläche des politischen Lebens getrieben hat. Der Verkünder der deutschen Republik, Herr Philipp Scheidemann, erschien, als er sie auf den Treppenstufen des Reichstags aus der Taufe hob, wie ein von den hinter den Kulissen agierenden Parteigenossen auf die Bühne gestoßener Schauspieler, der das ihm soufflierte Stichwort in die aufgeregte Menge hinausbrüllte. Es war wohl eine Anzahl von Führern vorhanden, aber es waren Führer, die zu schieben glaubten und selbst geschoben wurden, und die Partei, die schließlich die Alleinherrschaft an sich riß und bis zu den Wahlen zur Nationalversammlung behauptete, wollte selbst ursprünglich auf halbem Wege stehen bleiben und ist erst durch die später beseitigten Agitatoren, die seit Jahren gewühlt und endlich die Front vergiftet hatten, bis zum Sturz der Monarchie fortgerissen worden. So ist es gekommen, daß die Bewegung, so radikal sie erscheint, so viel Blut sie gekostet hat, im Grunde einen spießbürgerlichen Charakter trägt, und dieser Charakter kommt in den Persönlichkeiten zum Ausdruck, die noch jetzt an ihrer Spitze stehen. Unter ihnen ist keine einzige, die so volkstümlich ist, daß sie auch nur einer großen Mehrheit des Deutschen als eine Gestalt erscheinen könnte, der die höchste Würde des neuen Staates gleichsam selbstverständlich übertragen werden müßte. Und darum ist die Mehrheit der Nationalversammlung, die den Sattler und Parteisekretär Ebert zum ersten provisorischen Präsidenten der Republik machte, jetzt in großer Verlegenheit, welchen Kandidaten sie den Wählern vorschlagen soll. Solchen Vorschlag müßte diese Mehrheit, wenn anders sie den Willen zur Behauptung der Macht nicht schon verloren hat, noch vor ihrer Auflösung dem Volke unterbreiten, und daß sie es nicht schon getan hat, ist außer der Furcht vor den Neuwahlen der beste Beweis dafür, wie unsicher sie über die Stimmung ist, die das deutsche Volk ihr unter dem Eindruck ihrer anderthalbjährigen Herrschaft entgegenbringt.



Aber auch die Parteien der Rechten haben keinen überragenden Mann hervorgebracht, den sie als ihren Kandidaten vorschlagen könnten. Die Opposition hat ebenso wenig irgendeine das Volk faszinierende Erscheinung gezeitigt wie die Revolution. Wenn man also einen Mann finden wollte, dessen Name Widerhall im ganzen Volke finden konnte, so mußte man auf eine Gestalt zurückgreifen, die durch die letzte große Heldenzeit der deutschen Geschichte hoch über alle Volksgenossen emporgetragen worden ist. Und ein solcher Mann lebt noch unter uns in voller Geistes und Körperfrische: der Sieger von Tannenberg, ohne dessen Entschlußkraft der Krieg schon nach einem halben Jahr ein furchtbares Ende genommen hätte, ohne dessen rettende Tat wahrscheinlich ein großer Teil Deutschlands in einen Trümmerhaufen verwandelt worden wäre.

Und dieser Mann hat sich nun unter der Voraussetzung, daß seine Kandidatur keine Parteisache wird, damit einverstanden erklärt, daß er als Anwärter für das hohe Amt des Präsidenten der Republik aufgestellt wird. Er darf uns Deutschen als die Verkörperung deutscher Pflichterfüllung gelten, und es hat in der deutschen Geschichte noch keine Zeit gegeben, in der es so notwendig war, daß an der Spitze des Staates ein Mann stehe, dem aufopferungsvolle, ganz im Dienst des Vaterlandes aufgehende Pflichterfüllung der Leitstern seines Wesens und seines Handelns ist.

Wenn Hindenburg auch durch den Krieg zum volkstümlichsten Mann Deutschlands geworden ist, so erscheint er doch deshalb niemand als Vertreter des sogenannten Militarismus. Denn keinem der großen Feldherrn der Weltgeschichte war sein eigentlicher Beruf in solchem Grade, nur Mittel, nicht Zweck, wie unserem Hindenburg. Und seine militärischen Fähigkeiten standen immer im Dienste seiner Bürgertugend. Wenn man also einen Mann zum Präsidenten der Republik machen will, der sich großer Volkstümlichkeit erfreut und über den Parteien steht, so erscheint in der Tat Hindenburg nicht nur als Retter des Vaterlandes in der Stunde der schwersten von außen drängenden Not, sondern auch als der Mann, der in der Stunde der schwersten inneren Not dadurch, daß er als die überragendste aller Pflichten die gegen das Vaterland zur alleinigen Richtschnur seines Handelns machte, das Hereinbrechen des Chaos verhinderte, als der einzige mögliche Kandidat. Denn er ist durch seine Taten, Taten des Willens und der Selbstüberwindung weit hinausgehoben worden über alle etwa in Betracht kommenden Mitbewerber.

Es ist gewiß kein Zufall, daß diejenigen, die schon jetzt mit einer Ungeschicklichkeit, die wir im Interesse der Kandidatur Hindenburgs nur freudig begrüßen können, in den beleidigendsten Angriffen gegen ihn schwelgen, nicht irgendeinen Namen zu nennen vermögen, der mit auch nur der geringsten Aussicht auf Erfolg der zündenden Kraft des Namens Hindenburg gegenübergestellt werden könnte. Wenn der Name Hindenburg zuerst genannt worden ist und noch kein anderer neben ihm, so liegt das eben daran, daß er schon auf allen Lippen schwebte.

Europas Selbstmord und Europas Erben.

Von Kapitän zur See a. D. Paul Ebert.

Wir geben dieses düstere Zukunftsbild wieder, ohne uns mit der Ansicht des Verfassers vollkommen einverstanden zu erklären. Die Gefahr ist zwar im Anzug, aber sie läßt sich auch bannen, ohne daß ein Wunder zu Hilfe kommen muß; es ist nur nötig, daß sie den weißen Rassen zum Bewußtsein kommt. Und darum mag das hier gezeichnete Schreckbild als Warnung eine Stelle in unserer Zeitschrift finden.
Die Redaktion.


res, der „menschenverschlingende Gott, bluttriefender Stürmer der Mauern“, wie Homer ihn nennt, stieß sein Schwert in die Scheide. Aber Rachsucht und wütender Haß umnebeln noch immer das kranke Hirn der Völker Europas, vor ihren Augen wogt der rote Schleier des Blutrausches, und unbeachtet bleiben die rings heraufziehenden Wetterwolken, drohende Vorboten einer ungeheuren Katastrophe, die alle ohne Ausnahme in den Abgrund reißen muß, wenn nicht bald die erbitterten Feinde von heute zur Abwehr sich zusammenfinden.

In Asien stand einst, in grauer Vorzeit, die Wiege des Menschengeschlechts. Zwei Rassen traten dort aus dem Dunkel der Urgeschichte der Menschheit zuerst helleuchtend heraus als Bringer dessen, was wir „Kultur“ nennen, die Mongolen Chinas und ihre Nachbarn in Hinterindien und Japan, und die Kaukasier Indiens im Verein mit den germanischen und semitischen Stämmen des Westens. Dort war es, wo der Mensch aus dem Dämmerzustande der Urzeit sich durchrang zum Lichte der kritischen Erkenntnis seiner selbst und der Umwelt, wo die Seele im Streben himmelwärts zur Unsterblichkeit emporwuchs.

Doch das glänzende Gestirn chinesischer und indischer Geistesentwicklung verblaßte bald, eine weltabgewandte Mystik hemmte den freien Flug der Gedanken, brachte das rollende Rad gedeihlichen Fortschritts zum Stillstand. Träge pulsierte der Blutstrom des Lebens, und der riesige Körper verfiel traumhafter Erstarrung.

Die Lichtflut neuerstandenen Geisteslebens aber ergoß mit den übrigen kaukasischen Stämmen ihre Strahlen westwärts. Der Genius des Fortschritts suchte und fand in Europa eine neue Stätte glorreicher Entfaltung. Im rastlosen Wettbewerb einander überbietend, rangen die Völker des Auslands um die Siegespalme, stiegen von Stufe zu Stufe immer höher empor zum Lichtquell der Erkenntnis. Und wie der forschende Geist mehr und mehr Wesen und Ursprung alles Seins durchdrang, so zwang er die rohen Kräfte der Natur in seine Dienste.

Mit den überlegenen Waffen, die Wissenschaft und Technik als reife Früchte seines Strebens ihm lieferten, begann der Europäer seinen Siegeslauf über den Erdball. Mit brutaler Gewalt nahm er, was sein Begehren reizte, Reiche wurden zerstört und Völker sanken ins Grab, wehrlose Opfer triumphierender Habsucht des weißen Mannes. Und was er streute, war die Saat des Hasses.

So entstand und wuchs in der Seele des Weißen das Gefühl der unbesiegbaren Überlegenheit seiner Rasse Mongolen und Farbigen gegenüber. Die Herrenrechte seines Bluts wurden ihm zum Dogma, zum ehernen Naturgesetze.

Doch jene uralte Kultur der ostasiatischen Mongolen und der Inder ging keineswegs zu Grabe; sie lebt und harrt des Tags, wo die Erstarrung der Glieder sich löst, wo neubelebte Kräfte die Fesseln sprengen und Asiens Völker in einem einzigen ungeheuren Schrei aus ungezählten hundert Millionen von Kehlen die Rechte fordern werden, die Europa ihnen bisher vorenthielt.

Ein schwerwiegender Anfang dazu hat sich bereits vollzogen: Mit unvermittelter, fast katastrophaler Plötzlichkeit erwachte das japanische Inselvolk aus seiner Lethargie, erwies sich mit Blitzesschnelle als Herr der Lage und verstand es, im Laufe weniger Jahrzehnte in märchenhaft glänzendem Aufstieg vermöge seines eisernen Fleißes, seiner unübertroffenen Nachahmungs- und Anpassungsfähigkeit und seiner brutalen Energie sich zu einer achtunggebietenden Großmacht europäischen Vorbilds emporzuarbeiten. Skrupellos auf seinen Vorteil bedacht, in allen kaufmännischen Dingen, fremd jeder Sentimentalität und jedem Gefühl der Dankbarkeit, unübertroffen in der Kunst listiger Verstellung, aber von fanatischer Vaterlandsliebe beseelt, hat sich der Japaner von seinem europäischen Lehrmeister in wissenschaftlichen, wirtschaftspolitischen, militärischen und technischen Fragen binnen kurzem ziemlich unabhängig gemacht. Dann wurde es ihm auf seinen Inseln zu eng. Die allen Inselvölkern eigene Wanderlust trieb ihn auf See, die wachsende Bevölkerungsziffer drängte zur Expansion. Der Weltkrieg, der gleich einem ungeheuren Vampir die Lebenssäfte aus den Körpern europäischer Völker sog, schuf der ungeschwächten Volkskraft Japans ungeahnte Möglichkeiten, die entschlossen und rücksichtslos ausgebeutet wurden. Die Besetzung der vormals deutschen Inseln im Stillen Ozean nördlich vom Äquator ließ eine Etappenlinie zum amerikanischen Kontinent erstehen, die für die amerikanischen Bestrebungen um die Vorherrschaft im Pazifik ein arges Hindernis bildet. Auf dem australischen Markte riß der Gelbe den Import der früher von Deutschland eingeführten Waren zum großen Teil an sich. In Indien stieg die japanische Einfuhr im letzten Kriegsjahre bis zu einem Fünftel des gesamten dortigen Einfuhrhandels. In Südamerika haben japanische Unternehmer umfangreiche Kohlen- und Eisenerzlager erworben; ein Strom japanischer Einwanderer ergießt sich nach Lateinamerika. Japanische Industrieerzeugnisse drangen bis zu europäischen Märkten vor. Mit der betrügerischen Aufschrift „gefertigt in Deutschland“ täuscht vielfach der japanische Kaufmann seine Kundschaft über die Güte seiner Artikel. Schon jetzt steht Japan an Geltung und Kraft unter den Großmächten der Erde an dritter Stelle. Seine Bevölkerungsziffer erreicht 77 Millionen; der Zuwachs beziffert sich auf annähernd eine Million jährlich. Auf dem ostasiatischen Festlande geriet in Ostsibirien, der Mongolei und Mandschurei und schließlich auch in Schantung eine ungeheure Länderfläche mehr und mehr unter japanische Kontrolle. Ein neues, gewaltiges Reich ist dort im Osten im Entstehen begriffen.

So haben wenige Jahrzehnte genügt, den Völkern Europas in einem kleinen Zweige der erwachenden mongolischen Rasse einen furchtbaren Gegner im Ringen um die Weltherrschaft erstehen zu lassen. Nur ein Splitter des gewaltigen asiatischen Kontinents war es, dessen Söhne schon im ersten Anlaufe diesen ungeheuren Erfolg errangen, während die große Völkerherde dort noch immer im traumhaften Dämmerzustande auf die Entfaltung ihrer Riesenkräfte verzichtet.

Und nun sind finstere, vom Zerstörungswahnsinn besessene Gewalten, die die restlose Vernichtung der Kultur des alten Europas auf ihr blutrotes Banner geschrieben haben, am Werke, die trägen Massen Asiens in ihren Bann zu zwingen und zu mobilisieren. Die Feuerfackel bolschewistischer Irrlehre soll, auf dem durch jahrtausendelange Erstarrung geistig ausgedörrten Kulturboden Asiens rasend sich ausbreitend, einen Brand entfachen, in dessen sengendem Gluthauch Europa restlos untergehen mag.

Noch wäre es vielleicht nicht zu spät, das drohende Verderben abzuwenden, wenn die Stämme europäisch-kaukasischen Bluts im festen Zusammenschluß zu einiger, tatkräftiger Abwehr sich aufzuraffen vermöchten. Aber verbrecherische Eigensucht blendet den Blick für die schrecklich mahnenden Zeichen der Zeit, und in ekstatischer Selbstentmannung weihen Europas Völker dem Asiatentum sich zum Opfer.

Weniger unmittelbar zwar, aber nicht minder verderbendrohend ist jene Gefahr, die im schwarzen Erdteile schlummert, und die mutwillig zu wecken verruchter Wahnwitz sich nicht scheute. Ungezählte Millionen, behaftet mit allen wilden Ur-Instinkten einer zurückgebliebenen Rasse, zügelte bisher die abergläubige Scheu vor der willig anerkannten Überlegenheit der weißen Herrenrasse. Diesen Glauben zu erhalten war für Europa eine Lebensfrage, seine Zerstörung irrsinniger Selbstverrat. Aber auch diese Ungeheuerlichkeit brachten Deutschlands Feinde im Weltkriege zuwege. Farbige Armeen wurden gegen deutsche Truppen losgelassen, und im besetzten Gebiete spielt die schwarze Soldateska gegenüber der deutschen Bevölkerung die Herrenrolle des Siegers.

Auf Sturmes Fittigen fliegt jetzt der Heldensang von den Ruhmestaten des schwarzen Kriegers gegenüber dem bisher als unüberwindbar geachteten weißen Manne von einem Ende des dunklen Erdteils zum anderen. Bis zu den verborgensten Hütten im Urwalddickicht Zentralafrikas trägt dumpfer Schall der Palavertrommel die seltsam-frohe Kunde, und am

grellen Schein des Lagerfeuers prahlt manch zähnefletschender Rachen in wollüstiger Verzückung vom Reize weißer Frauenleiber, die seine Gier stillten. Die Bestie Afrika ward zum Bewußtsein ihrer Kraft erweckt. Hat jemals vorher Wahnsinn so Ungeheuerliches vollbracht?! — In tollwütiger, blinder Selbstzerfleischung bereitet die weiße Rasse ihren Zusammenbruch vor. Wenn nicht ein Wunder geschieht, dann wird das Schicksal seinen Lauf vollenden.

Deutsche Familienforschung.

Von Dr. Hanns Martin Elster.



ott, das Vaterland und die Familie sind die drei Quellen, aus denen Glück und Segen aller menschlichen Gemeinschaft fließen. Mehr denn je ist es heute an der Zeit und innere und äußere Notwendigkeit, sich auf diese drei Quellen zu besinnen, zurückzuziehen und vor allem aus ihnen zu schöpfen. Gottes Quelle rinnt ins Volk auf dem Wege der Gottesgelahrtheit, der Religiosität, der Kirche; des Vaterlandes Strom wird dem Einzelnen wie der Volksgemeinschaft zum innerlichen Werte durch die Geschichte und durch nationale Politik; um der Familie großen Triebstrom und seelischen Wertzusammenhang zu spüren, genügt es aber nicht, allein die mehr idyllischen Werte des Familienlebens und seine sittlichen Fruchtbarkeiten herauszustellen, sondern stärker als bisher muß die Verankerung des Individuums in der Familie dem Einzelnen bewußt und innerer Besitz werden, muß die Familie lebendig wirkende Geschichtserkenntnis, nie zu leugnendes Werdegefühl und unerschöpfliche Blutpflege sein, damit auch diese Quelle ihres Segens Fülle ungehemmt und unermeßlich verströmen kann. Das Mittel großzügigster Familienforschung, heute noch allzu unbekannt, muß in seiner Technik, Anwendung und in seinen Folgen allgemeiner Lebensbesitz zumindest der gebildeten Schichten werden, denn es hat das Vermögen in sich, das Beste des Individuums wachzuhalten und zu wecken: Selbsterkenntnis, Treue, Verpflichtung gegen sich selbst, die Familie und gegen ihren Lebenskreis im Staate.

Die rechte Stellungnahme zum Begriff der Familie, zu seinem wahren Gehalt trägt schöpferische Frucht. Das hat jeder erfahren, der sie eingenommen in offener Bejahung seiner Familie nach Herkunft, Eigenleben und Nachkommenschaft. Denn sie stellt erst den innigen, empfundenen, erlebten Zusammenhang zwischen der verlorenen Einzelexistenz und der Verwandtschaft, zwischen dieser und der Gesellschaft, dem Staate dar. Nie fühlt das Vaterland ganz offenbar, wer nicht erfuhr, was „Familie" ihm ist und bedeutet. Ethische Kraft geht wie von kaum einer anderen Seinszentrale von ihr aus. Und wie sehr müssen wir heute nach dieser ethischen Kraft suchen? Es gilt, sie überall ans Tageslicht zu bringen zur Rettung des Einzelnen wie der Gesamtheit.

Deshalb verdient auch von diesem höchsten Gesichtspunkt aus die deutsche Familienforschung wirksamste Anerkennung und Förderung. Es geht nicht mehr an, sie als Liebhaberei gegenwartfremder Sonderlinge, als Spezialgebiet einiger Geschichtswissenschaftler, als toten Universitätskram abzutun. Sondern sie ist einzubeziehen in das unmittelbare Gegenwartsein, denn sie knüpft an ein Empfinden an, das in jedes Menschen Brust in besseren Stunden hervortritt: an die Frage nach dem Woher und nach dem Wohin. Sie ist das Mittel, durch das der Einzelne für sich den richtigen Standpunkt im Leben leichter zu finden instand gesetzt wird; sie ist die Brücke, die von der Vergangenheit in die Zukunft leitet; sie ist die Erzieherin der solidesten Elemente unserer Natur, und sie trägt den Ewigkeitstrom der Zeiten auch in unser alltägliches Tun, sie enthüllt die unendliche Gebundenheit des individuellen Charakters durch Erbgut, Blut und Abstammung; sie macht bescheiden vor dem eigenen Gericht der Innerlichkeit.

Denn die deutsche Familienforschung, die seit 1904 in der „Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte" in Leipzig eine praktische Zusammenfassung gefunden hat, sieht ihr Ziel ja nicht bloß in der Arbeit am Material, sondern auch in der Wirkung auf das Leben. Ihre Ergebnisse werden zu grundlegenden Erkenntnissen für die Vererbungslehre, für die Personalbeschreibung, wie die Polizei zum Beispiel ihrer bedarf, für Krankheitsfragen, für die Wirkungen der Inzucht, für Rasseforschungen usw. Und die Staatswissenschaften von den Fragen des Adels, Verwandtschaftsgrades, Lehnrechtes bis hin zu den Problemen der Stände, Klassen, der Besteuerung und der Bevölkerungsbewegung können der Familiengeschichte nicht mehr entbehren. Sie ist durchaus nicht mehr eine kleine abseitige Spezialdisziplin des großen Wissenschaftskomplexes „Geschichte", sondern ein völlig selbständiges und eigenwertiges Forschungsgebiet, das wie etwa die Kultur- oder die Kunstgeschichte eingeschätzt werden muß. Bei der Familienforschung tritt als besonders lebendiges Charakteristikum noch hinzu, daß sie immer die Blutnähe des Echt-Persönlichen besitzt und so innere Teilnahme erregt; sie wirkt nie als „tote Wissenschaft"; dadurch geschieht es freilich, daß auch heute noch zahlreiche Dilettanten sich an ihre Aufgaben wagen. So wenig dieser Dilettantismus gerade hier nun, wo treuer Familiensinn das Werden und Vergehen seines Geschlechtes festzustellen sich bemüht, zu verurteilen und zu verscheuchen ist, so sehr müssen alle Einsichtigen doch darauf dringen, daß auch die Amateure der Familienforschung sich mit der Methode der Wissenschaft vertraut machen und mit ihrer Hilfe vorgehen, denn nur dann erhalten sie endgültige Resultate, denen allein wieder breiteste Lebenswirkung zugestanden werden darf.

Familienforschung, „Genealogie" gab es eher unter den Menschen als Historie, als die Geschichtsforschung selbst, hat im Jahre 1788 der Göttinger Professor Joh. Christ. Gatterer in seinem „Lehrbuch der Genealogie", in dem die Familienforschung zum ersten Male in eine Methode gebracht wurde, erklärt. In der Tat, wir brauchen uns nur unserer Bibel-Lektüre zu entsinnen: schon bei den Propheten finden wir den Baum als das Bild menschlicher Abstammung, den „Stammbaum", und in allen Büchern des Alten und Neuen Testamentes werden die Geschlechtslisten, die Abstammungsreihen, aufgezählt. Ebenso ist in der Antike die genealogische Betrachtungsweise durchaus üblich. Götter, Helden, Fürsten und Despoten bis hin zu den Peisistratiden haben bei Herodot, bei Hekateios von Milet um 520, bei Hellenikos von Mytilene um 450, bei Homer ihre Stammreihen. Im Atrium, in den Tempeln der Römer begegnen wir Familienbildern, Stammbaummosaiken. Grabschriften-Chroniken weisen stets auf Herkunft und Geschlechtsverband hin. Das römische Recht ist ganz im Familienverbande, im Familiensystem verankert. Durch die Römer kam dann im siebenten Jahrhundert, zur Zeit des Isidor von Sevilla (gestorben 636) das Stammbaumschema auch nach dem germanischen Norden, wie noch später im Mittelalter die ganze Verwurzelung des Rechtssystems im Familienzusammenhang.

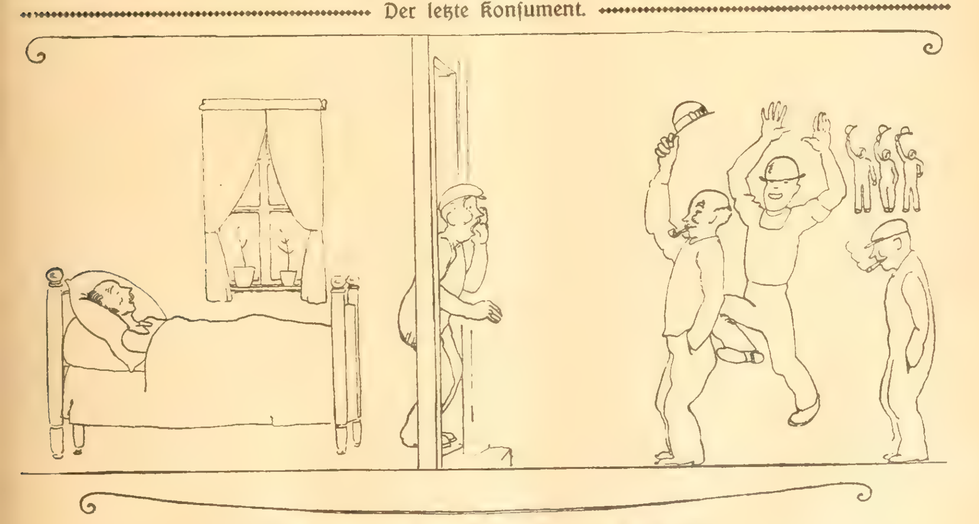
Bei den Germanen war von jeher der Familiensinn aufs stärkste und natürlichste entwickelt. Er blüht in Sage und Dichtung, er wirkt sich aus im Heer- und Gefolgswesen, und er tritt in machtvolle Erscheinung bei den Römerkämpfen, während der Völkerwanderung. Die Genealogie der Götter und Helden — man denke nur an Wotans Familie, an den Sagenkreis Dietrichs von Bern — entspricht genau dem Familiensinn, der sich während der geschichtlichen Zeiten in den einzelnen Herrscherdynastien bemerkbar macht. Unsere ganze

Geschichte wächst sich ja schließlich zu einer Geschichte des Wirkens, Seins, Bestehens und Unterganges dieser Dynastien aus, und Wohl und Wehe des Deutschen Reiches hing nur zu oft und zu eng mit dem Wohl und Wehe all dieser Herrscherfamilien zusammen, bis in unsere Tage hinein.

Solch starker Familiensinn, solch unmittelbare Familienbedeutsamkeit übertrug sich natürlich ohne weiteres auf die Geschichtschreibung der Zeit. So haben wir von den einfachsten Chroniken des Mittelalters an schon eine gewisse genealogische Wissenschaft. Sie verfällt freilich noch zumeist den irreführenden Einflüssen der Eitelkeit, der Phantasie, der mehr oder weniger gewollten Konstruktionen, der Politik, aber sie schafft auch schon, besonders im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, da deutscher Familiensinn in der Bürgerwelt, im Patriziertum frisch aufblühte, mit Familien und Hauschroniken wundervolle Dokumente und in manchen Ahnenbildtafeln der Renaissance prächtiger Schaustücke. Besonders Kaiser Maximilian I. wurde zum fruchtbaren Anreger einer eigentlich wissenschaftlichen Familienforschung. Mit dem Fortschreiten der Urkundenlehre haben wir dann im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert durch den Helmstedter Professor Reiner Reineck, durch Cyriacus Spangenberg, durch Andreas Duchesne, durch Nikolaus Ritterhaus und durch den Vater des Pietismus, Ph. J. Spener, ein solches Anwachsen ehrlich betriebener Forschung festzustellen, daß die Aufnahme der Familienforschung als Lehrfach an die Universitäten — Göttingen ging voran — im achtzehnten Jahrhundert nur eine selbstverständliche Folgeerscheinung sein konnte. Die Familienforschung erfuhr von den Fürsten selbst die stärkste Förderung: ihre Erkenntnisse wurden zu politischen Mitteln für dynastische Ansprüche und Erbschaftsfragen. Man braucht nur an die Erwerbung Schlesiens durch Friedrich den Großen zu erinnern, um die Bedeutung der Genealogie anschaulich werden zu lassen. Erst durch die große französische Revolution ging diese politische Wertung und Einflußnahme mehr und mehr verloren. Sie wurde zum kulturhistorischen Wissenschaftszweig, der seine Arbeit nun immer weiter ausdehnte, vom fürstlichen und adligen Stande zu den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen. Freilich war das kritiklose Nachschreiben noch lange gang und gäbe. Erst Rankes unantastbarer Tatsachensinn schuf mit seinen Jahrbüchern der deutschen Geschichte hier energische Wandlung, und seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wird die Familienforschung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu einer immer reineren Methode ausgebildet, bis sie im Jahre 1890 mit dem „Leitfaden für Familienforscher" und im Jahre 1898 mit dem „Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie" von Ottokar Lorenz die festeste Grundlage erhielt, die man ihr nur wünschen kann. Das Lehrbuch von Lorenz ist das Hauptwerk der heutigen deutschen Familienforschung, neben dem sich aber Ernst Devrients kleines Buch in Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" durchaus behauptet und zur Einführung jederzeit empfohlen zu werden verdient.

Die meisten Familienforscher, die, ohne beruflich wissenschaftliche Historiker zu sein, an die Aufgabe der Aufklärung ihrer Abstammung herangehen, lassen sich zuerst von ganz persönlichen Motiven leiten, oft genug auch von Äußerlichkeiten, und erfahren es dann, je mehr sie in das verschlungene Netz ihrer Familienbeziehungen hineingeraten, zu ihrer Freude oder Verwunderung, welch tiefer Bann sich um dies ihr einfaches Bestreben legt, wie es sich immer weitet und verzweigt, so daß sie oft vom Material erstickt werden und ermüdet sich abwenden, ihr Werk liegen lassen. Das ist in ihrem eigenen wie im völkischen Interesse zu bedauern. Denn das Mittel der Methode, das ihnen zumeist, weil sie nur aus Liebhaberanlaß an die Aufgabe herantreten, fremd bleibt, ermöglicht ihnen doch mit Leichtigkeit die Bewältigung auch eines überaus umfangreichen Materials. Deshalb kann man jedem beginnenden Familienforscher nur raten, sich mit Hilfe von Ottokar Lorenz' Lehrbuch oder von Devrients klarer Schrift, mit Unterstützung der Zentralstelle und durch Anschluß an einen der zahlreichen familiengeschichtlichen Vereine, wie etwa den Verein „Herold" zu Berlin oder die „Deutsche Adelsgenossenschaft" zu Berlin, erst einmal ganz klar über Mittel und Wege der deutschen Familienforschung zu werden. Auch die baldige Teilnahme an der Zentralstelle in Leipzig, die Lektüre von familiengeschichtlichen Zeitschriften, der genealogischen Taschenbücher (für gräfliche, freiherrliche, uradlige und briefadlige Familien in Gotha bei Perthes, für bürgerliche Familien in Görlitz bei Starke erschienen) führen rasch in die Ziele und Mittel der Familienforschung ein. Ein kurzer Überblick über die heutige Methode deutscher Familienforschung, die

Der letzte Konsument.



„Schreit lieber nicht Hurra! Der arme Kerl liegt im Sterben!"

immer mehr Gut und Ziel aller Familien, die sinnvoll zu leben bemüht sind, werden sollte, ist nicht schwer zu geben. Denn gerade in dieser Wissenschaft entwickelt sich eine Aufgabe folgerecht aus der anderen auf der Basis der Grunddefinition nach Devrient: „Die Genealogie ist die Lehre von den Abstammungsverhältnissen der Individuen und den daraus sich ergebenden biologischen und rechtlichen Beziehungen."

Stellen wir uns jemand vor, der, dem Nichts von Dokumenten, Papieren usw. gegenüberstehend, gewillt ist, seiner Familie Herkunft und Bedeutung, Leben und Wirken nach allen Richtungen hin zu erforschen, so muß er zuerst sich ganz den Quellen zuwenden. Die mündliche Überlieferung gibt die ersten Hinweise, denn je drei Generationen sind einander stets persönlich bekannt. Diese mündlichen Überlieferungen sind schriftlich festzulegen und aus ihnen nun die dokumentmäßigen Folgen zu ziehen. Aufzeichnungen, Familienpapiere, wie Geburts-, Tauf-, Konfirmations-, Kommunions-, Eheschließungsscheine usw., sind zusammenzutragen von allen in Frage kommenden Familienmitgliedern, vielleicht vorhandene Familienchroniken, wie besonders die in alten Zeiten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und in Biedermeiertagen sie liebten, Hausbibeln, in denen oft ganze Generationen vorn oder rückwärts eingetragen sind, sonstige Kalender, Familienbücher sind heranzuziehen. Kurzum, man legt zuerst ein kleines Familienarchiv der sich mühelos ergebenden Papiere an. Dann geht man über zu Forschungen nach Urkunden, nach Eintragungen in Kirchenbüchern, die zum Teil bis in das fünfzehnte Jahrhundert zurückreichen, und in Standesamtsregistern, die besonders erst seit der Zivileheeinführung im Jahre 1848 allgemein seit dem Reichsgesetz von 1875 bestehen. Nach den Trau-, Tauf-, Totenscheinen bringt man sonstige Urkunden, wie Lehr-, Gesellen-, Meisterbriefe, Diplome usw. zusammen, forscht in den Melderegistern, in den Volkszählungslisten, die hie und da noch aufbewahrt werden, nach, vergißt auch nicht geschäftliche Aufzeichnungen, Rechnungsbücher, Stadtrechnungen, Akten an Gerichten und Behörden, Briefe, Stammbücher, Berichte der Vereine, von Kommissionen usw. und durchforscht die genealogische Literatur.

Das sind grundlegende Quellen. Ihre Ausnutzung kann auch nicht ohne Hilfsmittel vorgenommen werden. Die Literatur anderer Spezialgeschichtsgebiete, wie Ortsgeschichte, Berufs- und Regimentsgeschichten, Ranglisten, Gelehrten-, Künstler-, Schriftlexika, sind heranzuziehen. Man tut gut, sich eine kleine genealogische Handbücherei zusammenzustellen, die sich je nach Bedarf ja ausbauen läßt.

Nachdem der Forscher sich in der vorhandenen gedruckten Literatur genügend orientiert hat, kann er sich Erfolg davon versprechen, wenn er sich nun dem Studium der Archive zuwendet. Es ist gewiß mühselig, zeitraubend und bisweilen auch kostspielig, aber doch auch stets, wenn überhaupt Ergebnisse möglich sind, erfolgreich. Bei diesem Studium der Archive darf man sich nie auf Auskünfte von Nichtfachleuten verlassen; wo ein solcher nicht vorhanden ist, muß man zu eigenen Nachforschungen bereit sein. Die Zahl der Archive ist sehr groß: Staats-, Kirchen-, Dom-, Stadt-, Universitäts-, Gymnasial-, Akademiearchive; Familien, Innungen, alte Schlösser, Abteien, Klöster, auch manche Dörfer haben ihre eigenen Archive in oft mehr oder weniger guter Verwaltung. Es werden ja allerdings stets nach den Quellen nur bestimmte Archive in Frage kommen. Will man als Liebhaber ihre Urkunden richtig auswerten, so ist man genötigt, sich auch in die Hilfswissenschaften der allgemeinen Geschichtsforschung hineinzuarbeiten: man muß nicht nur Römerlatein, sondern auch das mittelalterliche Latein verstehen, muß das Werden der Eigennamen, die Entwicklung des Standeswesens kennen, in Wappenkunde und Heraldik bewandert sein, Urkundenlehre, Paläographie, Kostüm- und Stilkunde, Chronologie nicht beiseitegelassen haben. Aber der Liebhaber findet stets Gelegenheit, die Hilfe wissenschaftlich ausgebildeter Forscher in Anspruch zu nehmen; hier springt auch die Zentralstelle fördernd ein.

Nach Abschluß der Quellenforschungen kommt man zur Darstellung der Ergebnisse. Die zahlreichen Einzelfeststellungen, die sich auf die Lebenstaten und den Lebensinhalt von mehreren hundert Personen beziehen können, müssen, um übersichtlich zu wirken und den inneren historischen Zusammenhang hervortreten zu lassen, in ein einheitliches System gebracht werden. Es stehen hier verschiedene Formen der Darstellung zur Verfügung. Zuerst die Stammtafel: sie enthält „alle im Mannesstamme blutsverwandten Personen nebst ihren Frauen mit Angabe von Zeit und Ort der Geburt, der Vermählung und des Todes". Ihre Erweiterung ist die Nachfahren- oder Enkeltafel, die die gesamte Nachkommenschaft einer Person in männlicher und weiblicher Linie wiedergibt. Der zweite Haupttypus der Darstellung ist die Ahnentafel; sie enthält alle unmittelbaren Vorfahren, Ahnen einer Person bis zu der Grenze, die das Versagen der Quellen vorschreibt; für diese Ahnentafel gibt es stets anwendbare Formulare, in denen sich die Folge aller Generationen in ihrer ganzen Breite eintragen läßt. Hierbei ist zu beachten, daß nur Generationen in zeitlicher Aufeinanderfolge, Ahnen aber stets seitwärts gezählt werden: es kann also niemand 10, 20, 30, 40 und so weiter Ahnen haben; wer solche Behauptung aufstellt, redet genealogische Unmöglichkeiten. „Man spricht einfach von 4, 8, 16, 32, 64 Ahnen, um zu bemerken, daß man die Abstammung in allen Linien bis zur zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten und so weiter Generation zurückverfolgt hat."

Neben diesen beiden Darstellungen wendet man auch noch die Stammliste und die Enkelliste an, die nichts weiter als eine mit fortlaufendem Text und Bezifferung versehene Erweiterung der Stamm- und Enkeltafel bilden; aus ihnen kann man wieder einen Auszug als Stammreihe vornehmen, die nur eine Folge von Stammträgern bekanntgibt. Ein weiterer Auszug aus der Ahnentafel ist die Ahnenreihe, die die in einer Ahnentafel nebeneinander verzeichneten Personen, also stets 2, 4, 8, 16, 32 und so weiter vereinigt.

Mit dieser tabellarischen Arbeit ist die Forschung aber weder abgeschlossen noch völlig ausgewertet. Ganz abgesehen davon, daß man die Tafeln dem weiteren Kreise der Genealogen durch Veröffentlichungen in den fachwissenschaftlichen Blättern („Der deutsche Herold", Berlin; „Familiengeschichtliche Blätter", Leipzig; „Roland", Papiermühle S.-A.; „Frankfurter Blätter für Familiengeschichte", Frankfurt a. Main) oder durch Einzeldruck bekanntgeben kann, muß man bestrebt sein, auch das kulturhistorische Material der Quellenarbeit auszuschöpfen.

Das geschieht am besten durch ein genealogisches Buch, eine „Hauschronik", „Familiengeschichte", „Geschichte der Familie", oder wie man es nennen will; sein Inhalt umfaßt außer den Tabellen, die darin als erläuternde Beilagen, „wie Karten in einer Landesgeschichte", erscheinen, vor allem aber die allgemeinen Verhältnisse, aus denen die Familie entstammt, unter denen die einzelnen Glieder gelebt haben, eine Schilderung des heimatkundlichen, ortsgeschichtlichen, kulturellen und zeitgeschichtlichen Zusammenhanges der einzelnen Familienmitglieder, ihr Wirken und Nachleben in Zeit und Ort, Abbildungen von Gebäuden, Grabsteinen, Wappen, Bildnissen, Charakteristiken ihrer Werke und Taten, kurzum das Lebensbild eines Volkes im Laufe der Jahrhunderte.

Wir haben schon eine große Reihe von ausgezeichneten Familiengeschichten, die jedem Familienforscher Vorbild zu sein vermögen. Größere Bibliotheken besitzen diese zumeist als Privatdrucke erschienenen Werke; einzelne, wie etwa die Hauschronik derer von Hase oder die Chronik der Familie Bürger sind auch im Buchhandel zu haben. Wer aber über die nur historisch-wissenschaftliche Nutzung seiner Forschung hinausgreifen und ins Leben wirken will, richtet am besten einen Familien-, Geschlechtsverband ein, wie er in vielen Adelsfamilien Sitte ist. Wieviel wohltätige Wirkungen von

solchen Familienverbänden ausgehen, weiß jeder, der einmal die Geschichte des deutschen Adels studiert hat.

So bleibt die Familienforschung durchaus nicht nur in die Atmosphäre eines mehr wissenschaftlichen Lebens gebannt. Sie wird zu einer Lebensmacht, die das Familienbewußtsein bald begründet, bald stärkt und zu einem Faktor von nationalen Folgen erhebt. Darum ist nur zu wünschen, daß sie immer weitere Verbreitung, immer neue Anhänger gewinnen möge, damit ihre staatserhaltende Kraft allen desorganisierenden Bestrebungen entgegentreten kann.

Osteuropa.

Von Dr. Käthe Schirmacher, M. d. N.



Es ist ein Hexenkessel, der nach Westasien und Westeuropa überquillt oder überquellen will. Vor 100 Jahren kamen Ideen und Heere von West nach Ost. Heute umgekehrt von Ost nach West. Der asiatische Kommunismus wirft seine Scharen gegen Europa. Das kommunistische Rußland, das die europäische, die bürgerliche Kultur im russischen Reich zerschlug, das den Kommunismus der Faulenzer überwand, steht jetzt angriffsbereit nach Ost und West da, ebenso gewillt, Europa wie Asien zu überrennen. Das Rußland Lenins ist heute eine ebenso unbeschränkte Herrschgewalt wie das zaristische Rußland. Es gewährt noch weniger Volksfreiheit, der unbeschränkte Herrscher hat nur den Namen und die Richtung gewechselt. Diese Richtung ist tatarisch-asiatisch-kommunistisch, Lenin ist Tatar; das erklärt seinen ursprünglichen, wurzelechten Kommunismus, er trägt ihn, seit Dschingis Khan im Blut, das erklärt seine ganz unrussische Zähigkeit und Grausamkeit. Er hat eine Leibgarde von Chinesen, der Mongole vertraut sich den Stammesbrüdern. Chinesen sind die Lehrer des Bolschewismus in asiatischen Grausamkeiten: Pfählen, Zerstückeln, Massenmorde. Die Letten waren besonders gelehrige Schüler. Und der Deutsche Kaiser hat recht gehabt, als er Europas Völker aufrief, ihre heiligsten Güter zu wahren. Der Feind kommt vorläufig in anderer Form. Aber er kommt.

In erster Linie bedroht er England, und zwar in Indien. Die Mohammedaner hassen England, ein großer Teil der indischen Bevölkerung ist mohammedanisch; es sind die kräftigen, kriegerischen Stämme Nordindiens, des Himalaja. Die Afghanen, Englands geschworene Feinde, sind Mohammedaner. Der tatarische Kommunist Lenin hat längst die Zündschnur durch Mittelasien nach Indien gelegt; wie behauptet wird, hat die mißhandelte Türkei mitgeholfen, Enwers Name ward in Turkestan genannt. Eine moderne Werbung für den Kommunismus gegen England soll sich in West- und Mittelasien abspielen: Reklamezüge, Flugschriften, Lichtbilder, Bildstreifen. Die Presse bringt darüber nur kleine, losgerissene Meldungen, die der flüchtige Leser übersieht. Solch eine kleine Notiz, Reutermeldung, sagte, die Engländer seien am Kaiberpaß zurückgegangen.

Dann wären die Afghanen im Aufstand; und das unter englischem Befehl stehende Inderheer? Ist es geschlagen? Oder hat es sich schlagen lassen? Oder will es nicht mehr? Und woher dies Nichtwollen? In ganz Indien, bei dem zertretensten der 1000 Stämme, liegt der Zündstoff in Bergen, der Englandhaß, zu dem Lenin seine Zündschnur vortreiben läßt.

So steht es, scheint's, in Asien, im Osten. — Und nach West? Die sogenannten Randstaaten Rußlands: Estland, Livland, Kurland, Weißrußland, Litauen, Ukraine sind nach Kennerurteil entweder bolschewistisch zersetzt oder schon ganz bolschewistisch, d. h. das Bürgertum, Träger europäischer Kultur, verhungert, verblutet oder ist nicht mehr. Die Landlosen, selbstverständlich Kommunisten, die Roten, das Stadtproletariat, der Rotgardist üben unumschränkte Gewalt gegen jeden Besitzenden. Der „Kapitalismus" wird abgeschlachtet zugunsten des „Volkes". (Siehe oben.)

England sieht diese Entwicklung mit sehr gemischten Gefühlen und kommt dadurch zu sehr gemischten Handlungen: es weiß, Lenin ist sein geschworener Feind, ist ein Imperialist, gegen den der zaristische Imperialismus ein Lämmlein. Sobald nun Englands Furcht vor dem Bolschewismus überwog, wurden die deutschen Truppen im Baltikum, die russischen Ententegenerale Judenitsch, Denikin unterstützt und vorgejagt. Sobald die Bolschewistenangst der Engländer nachließ, trat die Deutschenangst vor, unsere Truppen wurden bedroht, verfolgt, die russischen Generale fallengelassen, damit keiner zur Macht käme. Das ist altüberlieferte Englandpolitik. In den „Randstaaten" hat sie es, durch Austreibung der deutschen Truppen, zu einem völlig bolschewistischen Durcheinander gebracht. Das bedroht nun sehr ernstlich Polen, angeblich der Entente Schoßkind. Es ist auch deshalb sehr glaubhaft, daß England mit Sowjetrußland unterhandelt, um einen Frieden mit Lenin zu spinnen. — England hätte sehr gerne Ruhe in Indien, Afghanistan, Persien, Mesopotamien — und Osteuropa. England hätte sehr gern Rußlands Rohstoffe, denn zwischen England und Amerika wächst jetzt der Haß des Verschuldeten, Abhängigen. John Bull bezahlt damit den deutschen Meuchelmord. Es ist daher völlig glaubhaft, daß England mit Lenin um Wirtschafts- oder Waffenfrieden unterhandelt. Und es ist ebenso wahrscheinlich, daß der glatte Tatar ja sagt und nein tut. Und es ist schwer, durch einen englischen Gerichtsvollzieher in Sowjetrußland etwas zu erreichen. . . .

Die rote Bolschewistenwelle schlägt also bis nach Polen. Sie ist schon drin und findet dort reichlichste Nahrung. Nach dem Urteil des ententefreundlichen früheren russischen Kriegsministers Gutschkow ist die Lage des polnischen Proletariats „geradezu furchtbar". Nun plant Lenin einen großen Frühjahrsangriff auf Osteuropa, er ist ernst zu nehmen, denn die Presse meldet immer wieder, General Foch gehe nach Polen. Der „tüchtige" General Haller genügt also nicht mehr. Da Polen bolschewistisch verseucht, rechnet Gutschkow darauf, daß es, nach dem ersten stärkeren Angriff Sowjetrepublik wird und mit der russischen Sowjetrepublik gemeinsam die Brandfackel nach Westen trägt.

Das ist ja nicht ganz ohne Belang für uns. England aber fragt sich (und nur sich): Wo halte ich den Bolschewismus auf? An der Weichsel? Dann muß Kongreßpolen vielleicht preisgegeben, dem „preußischen Anteil" ein Sonderdasein gestattet werden. Diese preußischen Polen haben einen entschieden europäischeren Anstrich. Vielleicht muß man auch die Deutschen wieder heranpfeifen, sie wieder ins Baltikum jagen, damit sie den linken Flügel der Polen schützen. Haben sie ihre Schuldigkeit getan, so wirft man sie mit Hilfe ihrer Regierung wieder raus. Hat England jetzt doch den Druckpunkt Danzig in der Hand. Oder — England gibt Deutschland preis, kühl, kalt, berechnend; was macht ein Volk mehr oder weniger auf dem Schachbrett englischer Politik? Läßt den Bolschewismus durch unser Land rasen und hält ihn erst am Rhein auf. Wenn russisch-polnisch-deutsche Bolschewistenheere, nachdem sie bei uns alle europäische Kultur vernichtet, sich als rote Kommunisten und kommunistische Imperialisten zum Rhein wälzen, dann glaubt der Feind sie doch noch aufhalten zu können? Ja, denn er wird seinen Völkern erzählen: hier steht der alte deutsche Erbfeind vor euch, der alte preußische Imperialismus und Militarismus greift euch von neuem an. Auf, Engländer, Franzosen, macht ihm den Garaus. Das linke Rheinufer ist euer, und ihr habt auf ewig Ruhe!

Im Lichte dieses Planes erhalten die 100 000 Mann deutscher Truppen, die „nicht einmal genügen, die Ordnung in Deutschland aufrechtzuerhalten", eine noch tiefere Bedeutung. Sie erleichtern wesentlich die „Sowjetrepublik" Deutschland. Und man vergesse auch nicht Herrn Parvus-Helphand, den die Schweiz soeben auswies; daß dieser Unabhängige den Kanzler Bethmann Hollweg bestimmte, Lenin und seine Mitkommunisten, die sich die Schweiz schon damals, 1916, abschob, angeblich zum Sturz Kerenskis und Friedensschluß, über Deutschland nach Rußland reisen zu lassen. Kerenski wurde gestürzt, doch nicht zugunsten von Mäßigung und Frieden, wie man vorgegaukelt; der asiatische Kommunismus war es, der in jenen Bahnwagen von West nach Ost in seine neue Heimat gereist. Heute rüstet er sich, dankbar, zu neuer Fahrt von Ost nach West. Und England, hart und kalt, berechnet, mißt, wägt ab, was ihm vorteilhafter:

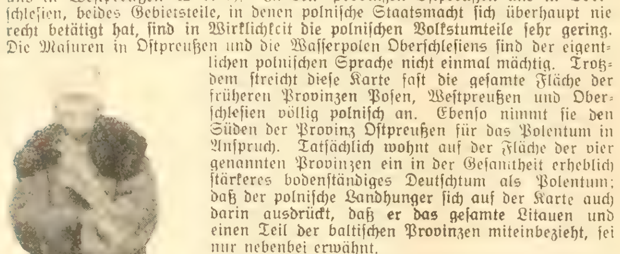
Weichsel oder Rhein?

Der polnische Bauer.

Von Schulrat Beuermann, Mitglied der Nationalversammlung.

Der Engländer Chesterton gibt in der Zeitschrift „The Sphere" in Bild, Karte und Wort eine Schilderung von dem polnischen Bauern in allen drei Gebietsteilen, die so bezeichnend englisch ist, daß sie festgehalten zu werden verdient. Aus seiner Schilderung geht hervor, daß er Mitglied einer jener durch ganz Polen reisenden Kommission war, denen sich die polnische Bevölkerung grüßend und huldigend im Festtagsgewande zu nähern hatte. Er leitet daraus den Anspruch her, Land und Volk Polens richtig zu kennen und zu schildern. Die graziöse polnische Frau, die, mit Bernsteinschmuck und Silberketten behängt, in leuchtend roten, weißen oder grünen Röcken, Miedern und Kopftüchern den fremden Herren entgegenknickste und zierlich Brot und Salz bot, und der Hand küssende Mann im langen weißen Rocke, zierlichem Hut oder farbiger Konföderatka sind ihm die Typen dieses Volkes, welches er als das dauerhafteste und eigenartigste in ganz Europa ansieht. Es werden den Polen dabei Eigenschaften beigelegt, welche geradezu allem Tatsächlichen hohnsprechen; der Volkscharakter erhält einen Anstrich, der dafür spricht, daß auch er nur mit dem Gesichtsinne erkannt ist. Alles ist dem Engländer ein „leuchtendes Beet seltener Orchideen". Von dem Volke selbst in seiner Alltäglichkeit und von seinem Werte oder Unwerte hat dieser englische Beobachter in echt englischer Harmlosigkeit nicht den geringsten Begriff. Aber er will sein Land für dieses seltene Volk erwärmen und begeistern. Es reizt förmlich, in das strahlende Rot dieser englischen Begeisterung das nüchterne Grau deutscher Wahrheit zu bringen durch die Beantwortung der Frage: Wie wohnt, lebt, denkt und fühlt der wirkliche polnische Bauer?

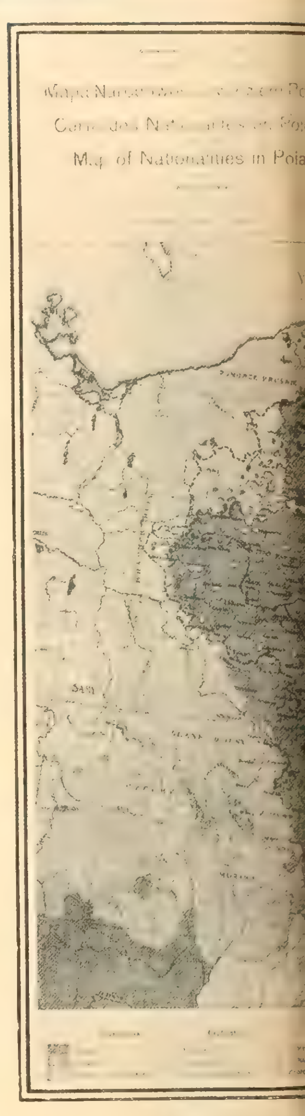
Doch zuvor möchte ich noch auf die erstaunliche Unkenntnis hinweisen, die sich aus der beigedruckten, nebenstehend wiedergegebenen Karte des polnischen Volksgebietes ergibt. Es ist hier dem Ententemanne eine jener genugsam bekannten polnischen Phantasiekarten in die Hand gedrückt worden, die er unbesehen von der bewunderten Nation übernommen hat. Wenn das Rechnen eine starke Seite dieses Engländers wäre, so würde er schon durch die geographischen Ausdehnungen, welche die dichten polnischen Volksausstreuungen, die auf der Karte bis zum Ural reichen, stutzig geworden sein. Das ganze polnische Volkstum zählt nach den Angaben seiner eigenen Statistiker nur rund 20 Millionen Menschen. In den Grenzen unseres alten Deutschen Reiches saßen von diesen 20 Millionen nur schwach vier Millionen Polen. Einige Hunderttausende von diesen waren allmählich seßhaft geworden in dem westfälischen Industriegebiete. Wirklich bodenständig war die polnische Bevölkerung nur in den bisherigen preußischen Provinzen Posen und Westpreußen. Ihr zahlenmäßiger Bevölkerungsanteil betrug in der Provinz Posen 59 v. H. und in Westpreußen 42 v. H. In den Provinzen Ostpreußen und in Oberschlesien, beides Gebietsteile, in denen polnische Staatsmacht sich überhaupt nie recht betätigt hat, sind in Wirklichkeit die polnischen Volkstumteile sehr gering. Die Masuren in Ostpreußen und die Wasserpolen Oberschlesiens sind der eigentlichen polnischen Sprache nicht einmal mächtig. Trotzdem streicht diese Karte fast die gesamte Fläche der früheren Provinzen Posen, Westpreußen und Oberschlesien völlig polnisch an. Ebenso nimmt sie den Süden der Provinz Ostpreußen für das Polentum in Anspruch. Tatsächlich wohnt auf der Fläche der vier genannten Provinzen ein in der Gesamtheit erheblich stärkeres bodenständiges Deutschtum als Polentum; daß der polnische Landhunger sich auf der Karte auch darin ausdrückt, daß er das gesamte Litauen und einen Teil der baltischen Provinzen miteinbezieht, sei nur nebenbei erwähnt.





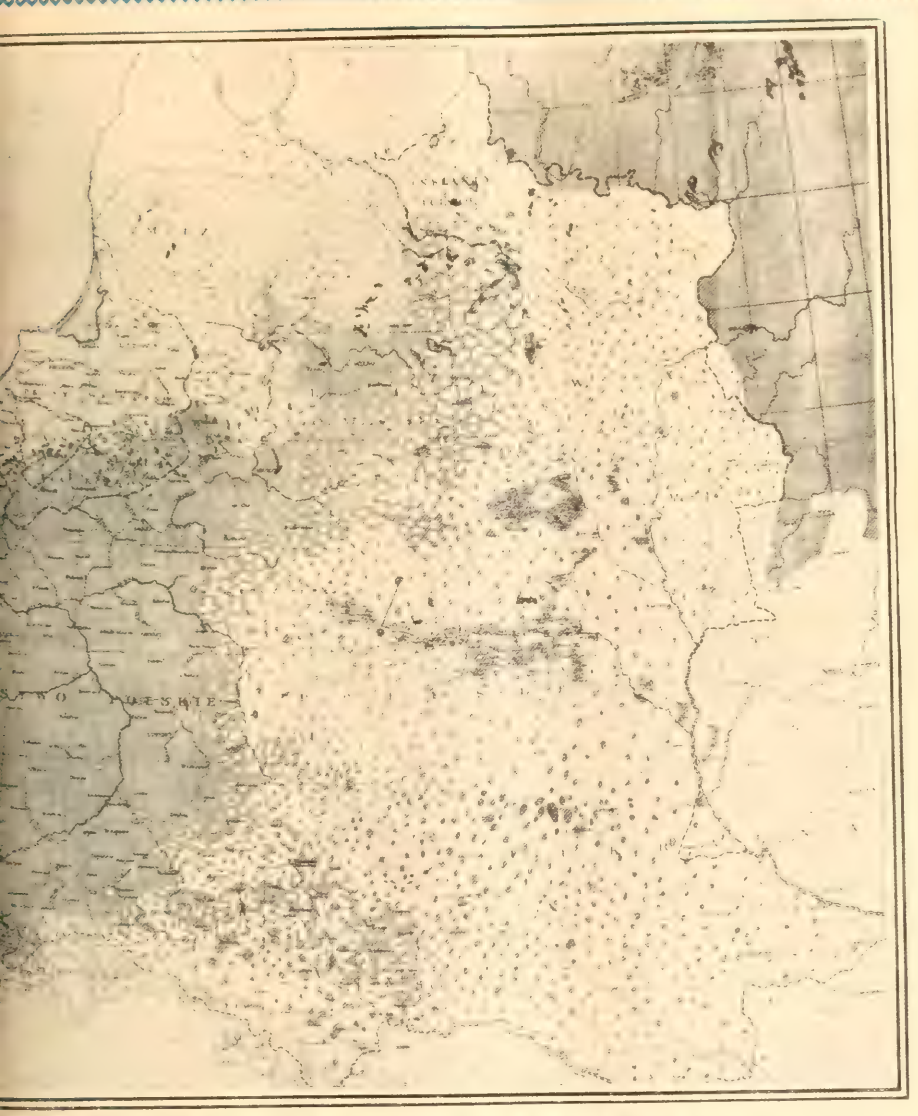
Polnische Bäuerin.

Nun aber zu dem „polnischen Bauer": Man fand schon vor dem Kriege allerlei Schilderungen des polnischen Volkslebens aus Galizien und Russisch-Polen, die jedem Leser einen Schauder erweckten. Dort in Galizien gab es nach jenen Darstellungen einen eigentlichen polnischen Bauernstand nur in sehr geringem Maße. Die Statistiker gaben an, daß nur 4 6 v. H. des dortigen Landes in den Händen bäuerlicher Besitzer sei. Das ganze übrige Land gehörte dem Großgrundbesitz, der eine ländliche Arbeiterschaft in sklavischer Abhängigkeit hielt. Wenn auch in Russisch-Polen der bäuerliche Besitz einen erheblich größeren Prozentsatz ausmachte, so stieg er nirgend auch nur annähernd bis auf 90 v. H., die der englische Erzähler als den Prozentsatz des polnischen Bauerntums angibt. Was sich in den Schilderungen der Landkenner über das stallähnliche Wohnen und die fast unmenschliche Bedürfnislosigkeit dieser polnischen Bevölkerung fand, wurde noch über[...] Polen ziehenden deutschen Soldaten in [...]



Ein polnisches [...]

Die polnischen Dörfer in jenen Län[...] Märsche ermüdeten Kriegern keine Stät[...] die niedrigen Blockhäuser, meist schlecht[...] Ferne in ihrem schmutzigen Grau ein tr[...] in diesen Häusern nur einen großen un[...] welchen die recht zahlreiche Familie au[...] Auf dem riesigen gemauerten Ofen wa[...]



...ück: Die Verteilung der Polen über Osteuropa, wie sie sich die Polen denken.

...s, was die durch Galizien und
...anden.
...nseren durch lange, mühsame
...ng, sondern der Qual. Schon
...halb verfallen, boten aus der
...st fanden dann unsere Krieger
...fteten Wohn- und Schlafraum,
...noch teilte mit dem Kleinvieh.
... Großvater oder Großmutter,

oder für den betrunkenen Hausherrn. Auf den Bänken an den Wandseiten und in den paar schmutzigen Betten suchten die übrigen Familienmitglieder sich ihre Plätze. Lebengeben und Sterben vollzog sich unter aller Augen. Für unsere Soldaten fand sich in diesem Durcheinander kein Ruheplätzchen. Die Scheune war der angenehmere Aufenthalt. Das hatten alle diejenigen bald festgestellt, die trotz allem es versucht hatten, in den wirren Familienkreis einzudringen und dort zu verweilen. Ungeziefer aller Art: Flöhe, Kopf- und Leibläuse gediehen in dem Stubenschmutz in einer Fülle, von der unsere Krieger bis dahin nie etwas geahnt hatten. Es hat gewaltiger Anstrengungen der Besatzungsbehörden bedurft, um die Seuchen aller Art, die Folge-

erscheinungen jenes polnischen Schmutzes und Dreckes, zu bekämpfen. Der englische Erzähler hat ganz recht, wenn er schreibt, daß die polnischen Bauern in Polen den Druck der deutschen Vergewaltiger erstaunlich gut ertragen hätten. Es ist ihnen gegangen wie einem armen verlausten Kinde, welches in gute Pflege kommt.

Ganz anders sieht das polnische Bauerntum, wie der Erzähler es auch empfindet, innerhalb der früheren deutschen Grenzen aus. Aber was er da an polnischem Wohlstand und Behagen schildert, das ist das Ergebnis der deutschen Kulturarbeit. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde durch die musterhafte landwirtschaftliche Arbeit der deutschen Bauern und Gutsbesitzer auch das polnische Bauerntum wach und gesund. Die deutschen Behörden haben bei aller Strenge doch stets gerecht und fördernd an dem polnischen Wohlergehen gearbeitet. Der polnische Bauer in der Provinz Posen und in Westpreußen zeigte vor dem Kriege wohl noch Reste volkischer Rückständigkeit und hatte auch noch teilweise besondere Trachten, aber in seinem Arbeiten und Gedeihen kam er seinem deutschen bäuerlichen Nachbar getreulich nach. Wäre diese bäuerliche Bevölkerung polnischer Muttersprache nicht von wilden Volkshetzern und Wühlern in Unruhe gebracht und von der polnischen Geistlichkeit in ein gegensätzliches Fühlen zum Deutschtum bewußt hineingetrieben worden, so wäre das Dankesgefühl gegen die Wohltaten der staatlichen deutschen Fürsorge mit der Zeit zweifellos allgemein geworden. Dabei wäre dann auch wohl das Kriechend-Unterwürfige und verlogen seinen Vorteil Suchende im polnischen Bauerncharakter allmählich verschwunden.



Polnische Bauern auf dem Markt.

Der neue Polenstaat aber scheint alle Schattenseiten des polnischen Charakters in Reinkultur entwickeln zu wollen. Unsere deutschen Volksgenossen, die das Unglück hatten, dem neuen Polenstaate überliefert zu werden, leiden schwer unter der prahlerischen Großmannssucht der Polen, unter dem lügnerischen Nichthalten feierlicher Verträge und unter einer kalten, fast französischen Grausamkeit.

Arbeiter-Schmutzkonkurrenz.

Von Privatdozent Dr. Ernst Schultze, Leipzig.



ntgegen allen sozialistischen Theorien, die die Menschen so gern als gleichartig und gleichwertig, mit gleicher Kraft und von dem gleichen Arbeitswillen beseelt darstellen, zeigt auch die Gegenwart wieder, wie große Unterschiede in Wirklichkeit bestehen. Da ferner für die einzelnen Berufsgruppen die Schwere der Arbeit, weder die körperliche noch die geistige Anstrengung für sie gleich groß ist, mußte sich nach Einführung des Achtstundentags ergeben, daß der Arbeitswille und die Kraft einer ganzen Anzahl von Menschen dazu ausreichen, nach vollendeter Arbeitszeit noch andere Arbeit zugunsten der eigenen Tasche zu tun.

Man könnte sich darüber im volkswirtschaftlichen wie im privatwirtschaftlichen Interesse freuen brächte diese Arbeit nach Schluß der eigentlichen Berufstätigkeit nicht Erscheinungen mit sich, die kaum auf etwas anderes hinauslaufen als auf eine Art Schmutzkonkurrenz. Gewerkschaftzeitungen und mehrheitsozialdemokratische Blätter klagen seit Monaten darüber. Ein paar Beispiele mögen dies dartun.

So veröffentlicht am 5. Juni 1919 das „Volksblatt" in Recklinghausen eine Eingabe des dortigen freien Gewerkschaftskartells an das Reichsarbeitsministerium, in der es heißt: „Wie dem Ministerium bereits bekannt sein wird, wird die Verordnung des Reichsamtes für wirtschaftliche Demobilmachung über die Regelung der Arbeitszeit gewerblicher Arbeiter vom 23. November 1918 in zunehmendem Maße von den Arbeitnehmern durchbrochen. Besonders häufen sich die Fälle, daß die Bergarbeiter des hiesigen Kohlenbezirks nach der Verfahrung ihrer regelmäßigen Schicht im Bergbau noch eine weitere regelmäßige Arbeitszeit in den verschiedensten Gewerben wie bei Erd- und Bauarbeiten verrichten. Da in den meisten dieser Gewerbe kein Arbeitermangel besteht, ja Überfluß vorhanden ist, fallen sie den Berufsarbeitern in den Rücken und tragen zur Arbeitslosigkeit und ihren verderblichen Folgen bei. Zugleich durchbrechen sie den sozialen Charakter des Gesetzes über die Regelung der Arbeitszeit."

Fünf Tage darauf veröffentlichte der „Märkische Sprecher" einen Aufruf des Handwerks in Bochum an die Bürgerschaft: bei Vergebung von Handwerksarbeiten das eigentliche Handwerk heranzuziehen, anstatt die Arbeit durch Bergleute, Fabrikarbeiter usw. in deren freier Zeit ausführen zu lassen. Ähnlich hat ein mehrheitsozialdemokratisches Blatt in Sachsen, das zugleich der sächsischen Regierung als Organ dient, kürzlich eine Zuschrift veröffentlicht, worin Angehörige aus dem Malergewerbe aus dem Plauenschen Grund bittere Klage darüber führen, daß ihnen viel Arbeit und Verdienst von den Bergarbeitern weggenommen werde, die nach ihrer Arbeitszeit den Malern Konkurrenz machten, obwohl die Arbeitslosigkeit unter letzteren noch immer am größten sei. Ebenso gebe es in den Kreisen der Bauarbeiter Leute, die nach vollendetem Tagewerk noch Scharwerksarbeiten ausführten. Nicht minder gäbe es viele Tischler, die ebenfalls nach Feierabend bis in die sinkende Nacht hinein für ihre Privatkundschaft allerlei Arbeiten ausführten. „So sehen wir allerorts," so klagt dieses sozialdemokratische Blatt, „besonders in den Vororten der Großstadt, wie ein großer Teil der Arbeiter nicht den richtigen Gebrauch von seiner freien Zeit zu machen versteht, und das schlimmste dabei ist, daß vielfach Arbeiter dabei in Frage kommen, die nicht gerade schlecht gestellt sind."

Aus allen großen und vielen kleinen Städten hört man dieselbe Klage. In Groß-Berlin, in Leipzig, in den westfälischen und rheinischen Städten, in Süddeutschland überall wird von Arbeitern, die nach dem Achtstundentag bzw. der Sechsstundenschicht noch durchaus Kraft genug übrigbehalten, um stundenlang auf eigene Rechnung weiterzuarbeiten, hier den Tischlern, dort den Malern, den Schuhmachern, den Schneidern unerlaubte Konkurrenz gemacht. Die freie Zeit, die für die Arbeiterschaft durch den Achtstundentag geschaffen wurde, dient vielen zu weiterer gewinnbringender Tätigkeit.

Gewiß ist das weit besser, als wenn die Mußestunden nur einer mehr oder weniger flachen und gar unedlen Unterhaltung dienten. Andererseits hat sich die Voraussetzung, von der die Gewerkschaften bei ihrem Kampf um den Achtstundentag ausgingen, offensichtlich nicht erfüllt: er werde nur der sittlichen und geistigen Hebung der Arbeiterklasse dienen und zur Verbesserung der Volksgesundheit beitragen

So erwünscht eine Steigerung der volkswirtschaftlichen Produktion heute, da in Deutschland insgesamt viel zu wenig gearbeitet wird, wäre, so sieht doch der Blindeste, daß diese wilden Konkurrenzarbeiten, die das wirtschaftliche und soziale Gefüge gar manchen Zweiges der Volkswirtschaft unterhöhlen oder gar auf den Kopf zu stellen drohen, außerordentlich ungesund sind. Kein Gewerbe läßt sich betreiben, ohne daß ein gewisses Kapital an Werkzeug, Geräten, Anlagen zur Verfügung steht. Der Unternehmer und nicht zum wenigsten der Kleinmeister muß dieses Kapital verzinsen und allmählich amortisieren können Das aber wird dem kleinen Handwerker nicht nur erschwert, sondern auf die Dauer unmöglich gemacht, wenn ihm, der jetzt schon unter dem Druck außerordentlich hoher Löhne seine Preisstellung beständig in die Höhe treiben muß, durch eine ohne Kapital arbeitende, nebenher betriebene, unverantwortliche und unfaßbare Konkurrenz das Leben erschwert wird.

Liegen die Dinge nun gar so, wie dies allzu häufig zu beobachten ist, daß der Arbeiter während der 7 oder 8 Stunden, die er für den Unternehmer im Zeitlohn arbeitet, so lässig wie möglich tätig ist, während er nach vollendeter Arbeitszeit, sobald es gilt, für die eigene Tasche zu arbeiten, mit allem Eifer am Werke ist, so erwachsen dem Arbeitgeber unmittelbare Verluste. Während der von ihm entlohnten Arbeitszeit jede Anstrengung zu vermeiden, hat aber der Arbeiter, der nachträglich noch für sich Lohnarbeiten ausführt, zwei Gründe: einmal will er seine Arbeitskraft schonen, um eben hinterher noch kräftig und frisch genug zu stundenlanger eigner Arbeit zu sein. Außerdem steht er vielleicht, wie heute gar mancher radikale Arbeiter, auf dem Standpunkt, daß der Unternehmer, so gut er es auch mit seinen Arbeitern meinen möge, geschädigt werden dürfe und müsse, weil er ja zu der verworfenen Menschenklasse der „Kapitalisten" gehöre.

Wo diese Taktik verfolgt wird, kann es auf die Dauer nicht ausbleiben, daß es der Arbeitgeber mit der ohne Betriebsunkosten arbeitenden Konkurrenz nicht aufnehmen kann. Verzichtet er dann auf das weitere Wettrennen, so gewinnt aber der Arbeiter tatsächlich nichts. Denn der vorübergehenden Steigerung seiner Einnahmen folgt alsbald jene Erstarrung des gesamten Wirtschaftslebens, die seit der Revolution den deutschen Wirtschaftskörper als unverkennbare Krankheit befallen hat. Allmählich ist eine Art galoppierende Schwindsucht daraus geworden. Hoffen wir, daß es der Einsicht der vernünftigen Teile unseres Volkes gelingt, das Allerschlimmste, das daraus entstehen müßte, noch abzuwenden, indem wir zu gesünderen und erprobten Arbeitsmethoden zurückkehren — bei denen die menschlichen Rechte des Arbeiters freilich besser gewahrt sein müssen, als dies früher vielfach der Fall war.

Fragen wir einmal: Was würde Marx zu alledem sagen? Weshalb erstrebte er den Achtstunden-Tag? Aus zwei Gründen: einmal, um dem Arbeiter gesundheitlich und geistig einen höheren Anteil an der Kultur zu sichern, um ihn also in den Stand zu setzen, nach vollendeter Arbeitszeit an den Errungenschaften der Kultur sich zu erfreuen sowie vor körperlicher Ausmergelung geschützt zu sein Der zweite Gesichtspunkt aber, der für Marx noch weit mehr Bedeutung hatte, war die Ansicht, daß die „industrielle Reservearmee" gerade durch die übermäßige Arbeitszeit vermehrt werde, daß eine Herabsetzung der Arbeitszeit sie also vermindern müsse. Ganz offenbar hat sich ja auch der Rat der Volksbeauftragten im November 1918 bei der Einführung des Achtstundentags von der Überzeugung leiten lassen, daß die infolge der Demobilisierung drohende Arbeitslosigkeit weit geringeren Umfang annehmen werde, wenn man die Arbeitszeit beschränke. Was geschieht aber statt dessen? Unter den schon beschäftigten Arbeitern findet sich eine ganze Anzahl von Elementen, die nun die durch Verkürzung der Arbeitszeit freigewordene Zeit benutzen, um Arbeitsgenossen in anderen Betrieben Konkurrenz zu machen, d h. die Arbeitslosigkeit hier zu vergrößern, die industrielle Reservearmee also zu vermehren. In vielen Fällen mochten sehr ehrenwerte Beweggründe diese Nebenarbeit veranlassen; dennoch ist sie sozialpolitisch als ein Ausfluß jener Eigensucht zu betrachten, die in jedem Menschen steckt, in dem einen mehr, in dem anderen weniger, die aber von der sozialdemokratischen Theorie unklugerweise überhaupt nicht in Rechnung gezogen wird.

Es ist nicht unwichtig, daran zu erinnern, daß ähnliche Erscheinungen auch früher zu beobachten waren. Im Jahre 1777 schrieb einer der klügsten Beobachter des damaligen deutschen Wirtschaftslebens, der vortreffliche Justus Möser, in seinen „Patriotischen Phantasien":

„Ich habe noch kein Jahr erlebt, wo alle Menschen so fleißig gewesen sind wie in dem vorigen. Meine Umstände erforderten es, daß ich ein neues Haus bauen mußte, und ob ich gleich ebensosehr eilig nicht wahr, so beeiferte sich doch ein jeder, mir auch in seinen Feierstunden seine Kräfte zu schenken. Maurer, Zimmerleute, Tischler und sogar die Taglöhner opferten mir die Stunden, welche sonst ihrer Ruhe gewidmet waren, und erwarteten, wie billig, meinen Beifall durch eine verhältnismäßige Vergütung. — Anfänglich glaubte ich viel dabei zu gewinnen; aber am Ende merkte ich doch, daß es auf eine Geldschneiderei hinauslief, und daß ein jeder, der rechtschaffen arbeitete, auch seine Erholungstunden nötig hatte. Was sollte ich indessen tun? Mich mit den Arbeitsleuten und besonders mit den Gesellen zu überwerfen, das war nicht ratsam, sie konnten mir auf andere Weise schaden. Ich ließ mich also ruhig betrügen, um nicht ärger betrogen zu werden. In der Tat sollte die Obrigkeit hier ein Einsehen haben und überhaupt das Arbeiten der Gesellen in den Feierabenden verbieten, weil es sowohl ein Betrug für den Meister als für den Bauherrn ist. Vor wenigen Jahren wußte man noch nichts von dieser Mode des Betrugs; aber seitdem ist sie täglich allgemeiner geworden"

Sind diese Worte nicht wie für die Gegenwart geschrieben?

Revolution und Kontrarevolution.

Von Henriette Winand-Riemann.

Wir beginnen im folgenden mit dem Abdruck einer Anzahl fesselnd geschriebener Skizzen aus den Tagen des Krieges und der Revolution, die blitzartig Zusammenhänge erhellen und Ausblicke geben, durch die diese scheinbar lose aneinandergereihten Momentbilder zu Monumenten deutschen Wesens werden. Die Verfasserin, bekannt durch ihren ausgezeichneten Roman „Pierrot im Schnee“ — kürzlich erschien auch ein Novellenband „Der andere Tod“ von ihr — war während des Krieges als Schwester, dann im Großen Generalstab und zuletzt im Auslandsdienst tätig; das hier Erzählte beruht ohne Ausnahme auf eigenem Erleben. Die Redaktion.

I.

Die Überlebenden.



Wundersame Weisen hörte ich; die Seelen selbst waren es, die sprachen und Zeugnis ablegten, die Ankläger und Richter waren in sich selbst. Vieles haben meine Ohren vernommen, vieles auch sahen meine Augen, während die Zeit hinwegpeitschte über Opferwille, Vernichtung, Verderbnis und Erhebung bis zum Ausrottungstaumel und zu tiefster Demütigung. Während ich diese Zeilen schreibe, scheint Gegenwärtiges und Vergangenes in tausendfacher Form einer Erlösung zuzustreben, in göttlichen Händen ruht der Same zu neuer Erhebung, zu neuem Opfer, zu neuem Reiche. Nun gilt es die Lippen aufzutun und zu bekennen. Unsere Kinder sollen besser Bescheid wissen, als wir wußten. Das Haupt in den Wolken und die Füße fest auf der Erde. Und Preußentritt. Scharf unterscheiden zwischen Ja und Nein, zwischen Gut und Böse, nicht verwischen. Wissen, wo man hingehört, und menschliche Würde im Blute haben, besser zu werden trachten, aber in klarem Stolze fühlen: dies alles sind Angelegenheiten zwischen uns und Gott. —

Wir alle wissen, wie arm und klein und verächtlich diese Welt ist, diese Welt, in der erst die positive böse Tat vor dem Gesetz als Sünde gilt: in der Unterlassungsünde vor keinen Richter kommt.

Aus weichlichster Schlaffheit zerrte unsere Nation das Gefühl, sich opfern zu dürfen. Dies war Revolution. Kontrarevolution brach aus den Gemütern derjenigen, die nach Besitz, statt Verantwortung, nach Gleichheit, statt nach Gerechtigkeit, nach Geschäftigkeit statt nach Tat, nach Freiheit statt nach Opferbereitschaft gierten. Die kleinen Ichs erhoben sich und würgten das große strahlende Ich im Schatten dunkelster Begierden.

Nun walte auf dem Trümmerhaufen der Seelen der Überlebende aufrecht seines Amtes. Männer, lehrt eure Söhne Knechtschaft zu hassen, Mütter, lehrt sie die Sprache verstehen, die aus den Grüften der Toten redet: lehrt sie für ihre Liebe zu sterben.

Heiligster Stand des Vaterlandsverteidigers, im Frieden oft falsch verstanden und falsch gehandhabt, geläutert durch Pflichterfüllung und Tod, geknebelt und verspottet durch eigene und fremde Sippe — euch deutschen Offizieren und Soldaten widme ich diese kurzen Berichte.

*

Oberleutnant Karsten.

Du weißt, wie wehe es tut, wenn du eine Brandblase an deine Hand bekommst?

Als sie den Flieger auf der Bahre in den Operationssaal hereintrugen, war er stumm. Denn er lag in tiefer Ohnmacht. Und als die Träger ihn auf den Operationstisch gebettet hatten, da sprangen auf dem schmalen Pfade zwischen Ohnmacht und Narkose die Worte wie Sturmkolonnen aus dem Gehege seiner Zähne. In traumverlorenem Chaos noch gepanzert in ihrer Form, zusammenhanglos und doch gestrafft durch unterirdische Willenskraft. . .

„Himmeldonnerwetter — flieg doch tiefer, Mensch — tiefer, laß doch die Kupplung nicht los . . . Herrgott, wie kann man nur so'n Blödsinn machen — tiefer — Mensch, was pulst du denn an der Schraube — keinen Schimmer hast du — Himmeldonnerwetter — det jiebt Leichenferien, Junge!“ Wut war in den Worten, nicht Furcht. Die Augen waren geschlossen, der Hals eine runde, schimmernde Säule, das Haar blondestes Fließ — kurzgeschoren und doch im Scheitel glatt. In dem großen lichten Antlitz die Nase eingequetscht, wie von roher Faust zertrümmert. Er war ein Hüne, schlank und gestrafft, jeder Muskel Energie, der Leib schöner als der des geschleiften Hektor. Über Brust und Beine liefen wenige talergroße Brandstellen, zwei Rippen waren gebrochen. Aber als der Arzt den Mann umwenden wollte, da griff er ins bloße Fleisch. Ein Stöhnen drang aus der Bewußtlosigkeit dunkelstem Grunde. Der Rücken war bis zu den Beinen hinab seiner schimmernden Haut entblößt . . . eine einzige rotquellende Fläche. Nur von geringer Höhe war die Flugmaschine abgestürzt, jedoch das brennende Benzin hatte sich über den Mann ergossen, der nun auf seinem Mantel von purpurnem Schmerze lag.

„Kann er leben?“ Fast tonlos flüsterte es die Schwester.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Wenn das Herz durchhält“, und er richtete das zerschmetterte Nasenbein. Mit dem verbrannten Körper aber konnte man nichts anderes tun, als ihn auf ein mit Vaseline getränktes Laken und dann auf Watte zu legen. Kaum war jedoch das dringlich Operative erledigt, da hatte die Narkose keine Gewalt mehr über dies willendurchsetzte Gemüt. . . Es warf die Fesseln längeren Zwanges ab, und der Flieger erwachte. In blauester Klarheit richtet sich sein Blick sofort auf den Arzt.

„Nun Doktor — was ist los?“ Die Frage schwingt wie ein Befehl, der Widerspruch nicht duldet.

Die vorsichtig vermittelnde Stimme des Chirurgen erwidert: „Herr Oberleutnant können von Glück sagen. Es sind keine inneren Organe verletzt . . . zwei Rippen gebrochen und das Nasenbein eingedrückt. Ersteres heilt von selbst und die Nase haben wir geschient.“

Wie Peitschenhieb sauste es durch die helle Stimme: „Doktor, sagen Sie die Wahrheit: Das ist doch Blödsinn — unmöglich — ich muß doch völlig unbrauchbar sein — die Maschine zerquetschte meinen Leib — Doktor, was ist los? Ich will es wissen. Ich merk' es doch — ich — ich habe grauenhafte Schmerzen.“ Zögernd kamen die letzten Worte, rauh von Scham.

Der Arzt zuckte beleidigt die Schulter. „Wenn Sie kein Vertrauen haben, dann bitten wir Professor Samueli morgen herüber — er wird Ihnen meine Worte bestätigen. Ihre Schmerzen rühren von den Verbrennungen her. Das brennende Benzin hat sich über Ihren Rücken ergossen, es wird lange dauern, sehr lange, bis Sie geheilt sind.“ . .

Da wandte des Oberleutnants Blick sich wie ein sprungbereiter Löwe einer der Schwestern zu. Vorhin erst hatte er sie betrachtet, wie einen Gegenstand, den man für sich bestimmt.

„Schwester, Sie sehen aus, als ob Sie die Wahrheit redeten, sagen Sie mir“ — sein Finger wies auf den Arzt — „schwindelt er?“ Die Schwester antwortete — und es war, als sei sie mit dem blondesten Löwen allein — „Der Doktor sagt Ihnen die Wahrheit.“

Des Fliegers Blick erlahmte: „Es sind keine inneren Organe verletzt?“

„Nein.“

„Intakt? Als Mann — Gatte — Vater?“

„Jawohl“, sagte die Schwester gelassen.

„Wieder brauchbar als Vaterlandsverteidiger?“

„Ja.“

Da zuckte ein Lachen über Augen und Mund. „Danke, Schwester. Aber die Schönheit ist perdü!“ Lachend faßte er an das Wattegebilde in seinem Gesicht. Und in diesem Lachen erhob sich die brennendrote Qual seines Körpers, in die leichte Atmosphäre männlichsten Mutes.

Der Arzt aber sagte in respektvoller Pikiertheit: „Ihre Nase kriegen wir wieder völlig in Form, Herr Oberleutnant.“

Als die Wärter zufaßten, um ihn auf die Tragbahre zu legen, da ward er nicht bewußtlos, da wimmerte er nicht — sondern — gerade auf sein nacktes, blutendes Fleisch gewälzt — ballte er die Fäuste: „Gottverfluchte Schweinebande, der Teufel frikassier euch, Kamele verdammte, wißt ihr denn nicht, wie man ein kaputtes Stück Körper anfaßt, Saukerle?“

Und dann — wie sie ihn lostrugen, vor sich hin — träumerisch in schwingendem Staunen: „Kinder, Kinder, es ist nicht zu glauben.“

General v. Jacobi.

„In einer Viertelstunde wird ein schwerverwundeter Ge eral gebracht" –– sagte geschäftig der Arzt, und im Ope ationssaal begann das Kochen, Ordnen, Brauen, das Klir en der Instrumente. . Weiße Wolken von Gaze und Watte. aubere Laken, Plätschern und Rennen. . . Ein General? rgendwelche Spottworte von Etappe . . . verirrter Kugel – eine Anekdote — dann wieder ordensschnüffelnde Rüh gkeit. . .

Und dann brachten sie ihn.

Ein gelbes, zerknittertes Antlitz, dem der schwarze Schnurr art etwas Wachsfigurenartiges verlieh. Steif und puppen aft schien der ganze Mann, hilflos in den rotgestreiften osen wie ein kleiner Nußknacker, so unpersönlich starr. lan zog ihm die Rotgestreiften vom zertrümmerten Knie. ein Gesicht blieb unbeweglich — die Antworten im ärzt chen Verhör ärgerlich verlegen und bis ins kleinste genau. ie Schläfe war verletzt, und als man den Verband ent ernte, da spritzte das Blut in hochaufschnellenden Bogen ber Ärzte, Schwester und Verwundeten. Mit dem durch ie Lebensgefahr beschleunigten Tempo ward die Ader ver äht und als, fast gleichzeitig, die Narkose einsetzen sollte, inkte der General mit leichter Handbewegung ab:

„Lassen Sie, Herr Doktor, es wird auch wohl ohne Be iubung gehen."

„Wie Exzellenz wünschen."

Exzellenz wünschte. Lag still und sein Gesicht veränderte ch nicht unter dem springenden Blutstrahl. Und während ie Wunde vernäht wurde, sagte er mit einem kleinen ver rockneten Lächeln:

„Wie wär's, Herr Doktor . . . ich wäre nicht abgeneigt, enn Sie statt Chloroform nachher einen Kognak hätten."

Als der Kopfverband fertig war, leerte er das Glas, dankte, nd sein Gesicht blieb steif und starr. Schweigen herrschte n Raum. Nur die kurzen Befehle des Arztes, das Klirren er Instrumente waren zu vernehmen. Hier und da eine eine Frage an den Patienten. Exzellenz warf eine Be nerkung übers Wetter in die Leere. Er lag ganz ruhig, ie Schwester konnte die winzig kleinen Fältchen um Auge nd Nase zählen. Seine Augen waren wie zwei kleine, lankpolierte, braune Kugeln; schienen Verachtung in sich inzusaugen, was sie forderten, war Pflicht. Die schmalen, ederfarbenen Hände lagen still, ruhig und eben ging der uls.

Es währte lange, bis das zerschmetterte Knie im Ver ande lag. Als der Arzt damit fertig war, da wandte er ch noch einmal an den General und sagte:

„Exzellenz kommen von Verdun — gibt es dort etwas leues?"

Mit einem plötzlichen Ruck hob der General das kleine, numienhafte Gesicht:

„Nein, noch nicht." Und in schneidender Kürze: „Wir ommen nicht weiter." Über das gelbe Antlitz wälzt sich ei diesen vier Worten eine kupferne Blutwelle. In den tarren Augen zuckt es auf, bitter und unbeherrscht. Die Maske, die körperliche Qual nicht zu lüften vermocht hatte, erriß. Und wie im Schein des Blitzes lag — Schlaf und Tod hätten es nicht verraten ergreifend des Mannes igenstes Antlitz.

Hauptmann Immelmann.

Man sah ihm, als er aufrecht und lächelnd hereingeschritten am, nicht an, daß er verwundet war. Die Uniform zugeknöpft bis an den Hals, und über den ganzen Mann das Strahlen seiner blauen fanatischen Augen. Zweimal mußte er's wiederholen, bis sie s glaubten, und als er seinen Rock abwarf, da sah der Arzt, daß die Schulter, über die ein Taschentuch gebreitet war, durch einen Granatsplitter völlig zerfetzt war. Unzählige kleine Granatsplitter saßen tief im Fleisch, der Knochen war leicht getroffen, Tuchfetzen und Staub hatten sich zolltief eingebohrt. Und der Arzt sah, daß ein tiefer Einschnitt nottat, um alle Fremdkörper zu entfernen.

„Schwester, machen Sie die Narkose", sagte er.

Da richtete Hauptmann Immelmann sich mit einem Satz in die Höhe, sein blonder Schnurrbart sträubte sich, und kriegerisch blitzte kornblumenblau der Blick. „Ich wünsche nicht narkotisiert zu werden."

„Das werden Sie die Güte haben, mir zu überlassen", erwiderte der Arzt, der Feigheit witterte.

„Nein. Dann müßte ich wieder gehen. Das ist meine Angelegenheit, Herr Doktor, ob ich mich meines Willens berauben lasse. Ich verspreche Ihnen, völlig ruhig zu halten. Sie können die Sache in Ordnung bringen – – genau so als läge ich in Narkose."

„Herr Hauptmann, Sie können das nicht aushalten", sagte sanft die Schwester.

Der Arzt, sich zur Ruhe zwingend, erklärt: „Die Operation ist sehr schmerzhaft — ich muß einen breiten und tiefen Einschnitt machen — ich muß Knochen- und Granatsplitter entfernen. Also nehmen Sie Vernunft an. Ich würde gern Ihren Willen respektieren — aber diese Operation läßt sich ohne Narkose nicht machen. Lokalanästhesie kann ich nicht anwenden."

„Ich würde mich auch nicht mit lokaler Narkose betäuben lassen. Ich halte ruhig. Bitte, Herr Doktor, beginnen Sie mit der Operation." Der Ton duldete kein weiteres Verhandeln. Der Arzt fügte sich.

Während die Instrumente in der Schulter wühlen und die Fremdstoffe entfernen, richten sich des Mannes durchdringende Blicke auf Arzt und Schwester, und lächelnd beginnt er zu plaudern; wird ernst, als er von den letzten Kämpfen spricht, erzählt dann wieder einen Witz und lacht herzlich, als der Doktor, darauf eingehend, eine Etappenschnurre zum besten gibt. Immer tiefer müssen die Pinzetten greifen. Staunen weitet den Blick des Arztes. Ein großer Splitter steckte mehrere Zentimeter tief in der Schulter. Der Körper unter dem Messer zuckt nicht. Die Schwester betrachtet des Hauptmanns Antlitz: Die Pupillen verändern sich nicht, die Lippen pressen sich nicht zusammen, der Puls läuft glatt, und Leben kreist rotwangig durchs frische Angesicht. Da ist es der Schwester, als versuche der Arzt die Kraft des Mannes auf die äußerste Probe zu stellen. Vergebens Mit fast kindlichem Lächeln sieht plötzlich der Hauptmann zu den beiden Gesichtern empor. „Wenn Sie fertig sind, Herr Doktor, dann will ich es Ihnen sagen, warum ich mich nicht habe narkotisieren lassen." Der Arzt verneigt sich in reservierter Abwehr, die Schwester aber starrt gebannt in ein seltsam glückliches Leuchten, das über des Hauptmanns durchgeistigtem Antlitz liegt.

Endlich hat die Schulter ihren Verband. Immelmann springt vom Operationstisch und zieht sich rasch Hemd und Waffenrock an — ohne Hilfe zu heischen oder zu bekommen: denn Schwesterchen steht, die Hände reglos herabgesunken, in versonnenem Staunen. Der Hauptmann aber schüttelt dankend sowohl dem Arzt als auch ihr die Hand und spricht:

„Nun will ich es Ihnen sagen, warum ich so starrköpfig war. Ich bin Bekenner der christlichen Wissenschaft. Bekenntnis und Tat sollen sich decken. Ich habe mich immer dafür eingesetzt, daß der Wille, der Geist, stärker sind als der Körper. Und es war mir eine unendliche Freude, meine Überzeugung an mir selbst erproben zu können."

Der Arzt lächelte: „Ich bewundere Ihre Tapferkeit, Herr Hauptmann." Der Hauptmann schüttelte den Kopf: „Nein, Herr Doktor, ich war keine Spur tapfer. Ich habe nicht den geringsten Schmerz empfunden. Ich habe mich völlig von meinem Körper befreit."

Mit kühlster Reserviertheit erwidert der Arzt: „Es ist mir als Arzt außerordentlich interessant, dieses Phänomen selbst beobachtet zu haben. Man hat ja in dieser Richtung von indischen Fakiren Erstaunliches vernommen."

Nun trieb Empfinden der Schwester das Blut ins Antlitz. „Wenn Sie so wollen, Herr Doktor, dann ist jetzt unser ganzes Vaterland von Fakiren bevölkert. Haben Sie es je für möglich gehalten, daß Menschen so klaglos sich opfern können? In Indien ist es der abstrakte Gedanke, der die Menschen zur Selbstvernichtung treibt, hier ist es Pflicht und Liebe."

In des Hauptmanns fanatischen Augen lag einen Moment tiefstes Besinnen. „Dies Überwinden der Materie durch den Geist nennen wir christliche Wissenschaft . . . Sie haben recht, Schwester, ihr Kern muß Liebe bleiben. Dieser Krieg zeigt uns Tag um Tag, daß Geist und Wille stärker sind als Körper und Zahlen. In dem Augenblick, wo dieser Wille erlahmen und die Körper ihre Rechte fordern wollten, würden wir unterliegen."

„Inzwischen verwenden Sie Ihr Christentum, um auf andere Menschen zu schießen", sagte der Arzt sarkastisch.

Kampfbereit wehrte die Schwester ab: „Hat Christus nicht die Pharisäer aus dem Tempel gepeitscht? Er war nicht einmal von ihnen angegriffen worden. Sollte man uns das Recht absprechen, unsere Tempel gegen den Erzfeind unseres Wesens zu verteidigen?“

Doch Hauptmann Immelmann sah weiter. „Das ist ein weites Feld, Schwester“, sagte er und ergriff seine Mütze, „wir müssen erst gekreuzigt werden, um wieder aufzuerstehen.“

„Hauptmann“ — von kameradschaftlichstem Gefühl übermannt, streckte sie ihm die Hand entgegen — „nicht die Kraft Ihres Willens ist es, die Sie zum Helden macht, sondern daß Sie diese göttliche Kraft so restlos in den Dienst des Vaterlandes stellen.“

Der Hauptmann, der warm ihren Händedruck erwiderte, wandte sich zum Arzt: „Wann kann ich aus der Behandlung entlassen werden, Herr Doktor? Meine Leute brauchen mich.“

„In acht Tagen“, lautete kurz die Antwort.

Dokumente zur Zeitgeschichte

Die jetzigen Inhaber der Regierungsgewalt, die für den Jammer der Gegenwart ihre gestürzten Vorgänger und in erster Linie die Oberste Heeresleitung verantwortlich machen, haben auch die ungeheure Steigerung der Löhne, die wieder die Steigerung aller Lebensmittel zur Folge haben mußte, als das Ergebnis des sogenannten Hindenburgprogramms bezeichnet. Die Dokumente, die wir heute veröffentlichen, beweisen, daß die Oberste Heeresleitung bis an die Grenze des Möglichen gegangen ist, um die hohen Löhne herabzudrücken. Sie ist dabei — und diese Beschränkung hat sie sich ohne Zweifel auferlegt, damit man ihr nicht den Vorwurf machen könne, ihre Befugnisse zu überschreiten — lediglich von dem Gedanken ausgegangen, daß die Löhne in der Heimat in einem zu schreienden Mißverhältnis zu den Löhnen an der Front standen, denn in erster Linie war es ihr immer darum zu tun, alles aufzubieten, was möglich war, um die aus der Heimat auf die Front wirkenden Stimmungseinflüsse unschädlich zu machen. Aber was sie erstrebte, das sollte auch den heimischen Verbrauchern zugute kommen. Man sieht, daß es der preußische Minister des Innern war, der dem Verlangen der Obersten Heeresleitung aus Furcht vor Unruhen und Aufständen Widerstand entgegensetzte, und daß es der Vertreter der Obersten Heeresleitung war, der den Streik für Vaterlandsverrat erklärte und für seine gewaltsame Unterdrückung eintrat, ganz wie es unsere demokratischen Feinde machten, und wie es die Bolschewisten heute tun, wie es auch die jetzige Regierung — welches Sakrilegium an den heiligen Geboten des Sozialismus — tun müßte, wenn das Leben des Vaterlandes durch Arbeitseinstellungen bedroht wäre. Es geht auch aus diesem Briefwechsel hervor, daß der wegen seiner Arbeiterfeindlichkeit so viel geschmähte Ludendorff ein weit größeres Vertrauen zum gesunden Sinne der deutschen Arbeiterschaft und zu ihrer Vaterlandsliebe hatte als die Zivilverwaltung.

Die Redaktion.

Minister des Innern.
IId Nr. 1460. Berlin, den 28. 6. 1918.

Eigenhändig!

An den Kriegsminister.

Nachrichten, die dem hiesigen Polizeipräsidenten auf vertraulichem Wege zugegangen sind, besagen, daß die beabsichtigte Herabsetzung der Löhne im Rüstungsgewerbe unter den Arbeitern Gewitterstimmung erzeugt habe und daß diese Herabsetzung geeignet sei, die Zurückhaltung, die von der Arbeiterschaft bisher trotz der Verkürzung der Brotmenge, der Lebensmittelteuerung und der Verzögerung der Entscheidung in der Wahlrechtsfrage gezeigt sei, zu vernichten. Die Verkürzung der Löhne sei ein geeigneter Werbestoff für alle, die im Trüben fischen wollen, und es sei deshalb die Gefahr vorhanden, daß es bei Durchführung einer solchen Kürzung über den Kopf der Partei- und Gewerkschaftsleitungen hinweg zu Unruhen und Ausständen kommen könne, zumal von Österreich aus äußerlich ein Anlaß dazu gegeben werde.

Die Beurteilung der Lage muß ich als zutreffend bezeichnen. Ohne mich über die Berechtigung und Notwendigkeit einer Lohnverkürzung bei der Heeresindustrie an sich auszusprechen, müßte ich die Durchführung einer etwa geplanten Lohnherabsetzung unter den gegenwärtig aufs äußerste gespannten Verhältnissen als eine höchst gefährliche Maßnahme ansehen, die geeignet wäre, die Stimmung der arbeitenden Bevölkerung aufs ungünstigste zu beeinflussen. Um den zu befürchtenden nachteiligen Wirkungen vorzubeugen, erscheint es mir daher dringend geboten, daß von den beteiligten Stellen einer Verwirklichung der etwa in dieser Beziehung bestehenden Absichten in der nächsten Zeit mit allem Nachdruck entgegengewirkt wird.

Einer geneigten Mitteilung über die dortige Stellungnahme darf ich ergebenst entgegensehen.

Dem Herrn Reichskanzler (Reichskanzlei) und dem Herrn Chef des Generalstabes des Feldheeres habe ich Abschrift dieses Schreibens übersandt.

J. A.: ——————

Gr. H. Qu., den 2. 7. 1918.

Chef des Generalstabes des Feldheeres.
II Nr. 9043 geh. op.

Zum Schreiben vom 28. 6. 18 IId Nr. 1460.

An den Minister des Innern.

Euer Exzellenz darf ich auf das vorangezogene Schreiben ergebenst folgendes erwidern:

1. Es ist mir unverständlich, wie die im engsten Kreise, in dem nur Vertreter der Regierung und der O. H. L. zugegen waren, gepflogenen Verhandlungen hinsichtlich einer Lohnherabsetzung haben in die Öffentlichkeit gelangen können. Hier liegt ein grober Vertrauensbruch vor, dem meines Erachtens nachzugehen wäre.

2. Seitens der O. H. L. ist früher ein allmählicher Abbau der Löhne gefordert, weil das Mißverhältnis zwischen den Löhnen in der Heimat und der Löhnung des Soldaten an der Front eine schreiende Ungerechtigkeit ist und starke Verstimmung erzeugt hat. Es wurde aber auf die Stimmung des Heeres, das seine Pflicht und Schuldigkeit tut, weniger Rücksicht genommen wie auf die Stimmungen der Arbeiter bzw. ihrer Vertreter, die einfach mit Nichterfüllung ihrer Pflichten und Unruhen drohen.

Gewiß hätte ich es auch gern gesehen, wenn die finanziellen Lasten — auch die hohen Unternehmergewinne — vermindert und dadurch schwere Sorgen für die Zukunft eingeschränkt wären, aber das ist allein Sache der Reichsregierung und des Reichsschatzamtes. Ob die Regierung aber tatsächlich aus Sorge vor etwaigen Arbeiterunruhen zu irgendwelchen Maßnahmen sich veranlaßt sehen könnte, die mit dem Staatswohl nicht in Einklang stehen, vermag ich nicht zu glauben.

Wie der Unbotmäßige an der Front mit voller Strenge des Gesetzes erfaßt wird, so ist nach meiner Ansicht auch gegen jeden in der Heimat vorzugehen, der seine Pflicht verletzt und damit — ich kann es nicht anders bezeichnen — Landesverrat begeht. Die Mittel dazu haben wir jedenfalls in der Hand, und Zurückweichen würde letzten Endes einer Niederlage der Regierung gleichkommen.

Ich stehe aber auf dem Standpunkt, daß unsere Arbeiterschaft in der Masse viel zu vernünftig und viel zu patriotisch denkt, um durch ihren Eigensinn das Ende des Krieges aufs Spiel zu setzen. Die Regierung ist jedenfalls in der Lage, ihren Willen durchzusetzen. Allerdings müßte durch verständige Aufklärung unser Volk und insbesondere die Arbeiter über den ganzen Ernst der Lage belehrt werden. Ich zweifle nicht, daß dann jeder seine Pflicht tun wird. Eine solche Belehrung braucht durchaus nicht der Schwarzseherei Vorschub zu leisten. Ich glaube, daß die Art und Weise, wie die Staatsmänner der Entente wirken, auch für uns in manchem vorbildlich sein könnte.

I. A.: gez. Ludendorff.

Gr. H. Qu., den 26. 7. 1918.

Chef des Generalstabes des Feldheeres.
Ic/II Nr. 93 101 op.

An den Kriegsminister, durch Stab K. M.

Auf Euer Exzellenz Telegramm beehre ich mich, folgendes zu erwidern: Ich halte eine allgemeine Erhöhung für alle bei mobilen Truppenteilen befindlichen Unteroffiziere und Mannschaften für sofort erforderlich.

Es ist uns nicht gelungen, der allgemeinen Teuerung zu steuern; sie ist vielmehr noch in dauerndem Steigen begriffen. Die Folge ist, daß der einfache Mann an der Front nicht mehr in der Lage ist, sich Genußmittel usw. auch nur in bescheidenstem Maße zu erstehen. Das drückt auf Stimmung und Leistung und muß verbittern. Ein Vergleich mit der Heimat lehrt den Frontsoldaten, daß seine Standesgenossen in der Heimat, fern von aller Gefahr für Leben und Gesundheit, zum großen Teil Löhne beziehen, die ihnen eine manchmal fast üppige Lebensführung erlauben, und daß die Kriegsgewinne noch immer fast unglaubliche Höhen erreichen, während er selbst sein Leben dauernd für den Dienst der Allgemeinheit einsetzen, große Anstrengungen und Entbehrungen erdulden muß und dabei nicht einmal in der Lage ist, sich die einfachsten Freuden zu gönnen. Dieser Zustand ist unerträglich, wir müssen ihn baldigst ändern. Eine Heraufsetzung der Bezüge um wenige Mark würde die Mißstände keineswegs beseitigen. Ich halte eine Heraufsetzung aller Löhnungen um mindestens 20 Mark monatlich für erforderlich. Eine Beschränkung der Löhnungserhöhung auf einen Teil des Feldheeres halte ich für ausgeschlossen und durch die Verhältnisse auch in keiner Weise für gerechtfertigt. Inwieweit beim Besatzungsheer eine Erhöhung eintreten muß, darf ich Euer Exzellenz Urteil überlassen.

Unter der Lupe

Ein Nachwort zu Rasputin. An alle! Nun muß der arme Rasputin — aber diesmal sicher gegen seinen Willen — zum, ich weiß nicht wievielten Male, wieder aufleben; denn unsere Leser lassen ihm keine Ruhe. Sie sind nicht mit seinem Sterben zufrieden, er stirbt ihnen nicht folgerichtig genug, und es sind Lücken in der Geschichte seiner Ermordung. . . . Lieber Leser, es ist doch kein historisch-chronologisch geordnetes Lehrbuch, das wir abgedruckt haben, sondern das Tagebuch eines reichlich heißblütigen Menschen, der zuweilen über ein paar Tage nicht berichtet; und der z. B. künstlerisch durchaus berechtigt ist, den Plan zur Ermordung Rasputins nicht schon vorher genau zu erzählen, um uns mit der Erzählung des tatsächlichen Vorganges nachher nicht zu langweilen. Man soll auch nicht vergessen, daß derartige Dokumente, wie das Tagebuch Purischkewitschs, gewöhnlich allerlei seltsame Schicksale durchzumachen haben, ehe sie an das Licht der Öffentlichkeit gelangen. Also nichts für ungut! Und es wird dir, lieber Leser, um so leichter werden, den Verfasser dieses Tagebuches zu entschuldigen, als er sich jetzt ja bereits bei seinem Opfer in den Gefilden der xten Dimension befindet.

Politische Aphorismen

Außenpolitik ohne Wehrmacht ist unmöglich. Sie beschränkt sich dann auf „Proteste", wobei das Sprichwort nahe liegt: „Hunde, die bellen, beißen nicht."

*

Mischt man Körper von verschiedenen Temperaturen zusammen, so geben die wärmeren Körper ihre Wärme an die kälteren ab, und die Mischungstemperatur ist niedriger als die der heißen Körper. Genau so wirkt das demokratische Prinzip: im allgemein nivellierenden demokratischen Mischmasch werden hochstehende Elemente herabgezogen auf das gemeinsame niedere Niveau.

*

Der Krieg hat in erster Reihe materielle Werte zerstört: also wird eine Zeitlang Handarbeit im Preise relativ höher stehen als geistige.

*

Zu dem Prinzip „Freie Bahn dem Tüchtigen" gehört notwendig das Korollar „Verschlossene Bahn dem Untüchtigen".

*

Im Blauen Buch von Vaterland und Freiheit von Friedrich Naumann findet sich folgender, gerade für Naumanns Parteigenossen sehr beherzigenswerte Satz: „Nie wird sich eine große Nation von Leuten führen lassen, deren Zuverlässigkeit in der Machtfrage nicht absolut ist." . . .

*

Vom Idealismus eines Menschen für eine Sache ist nur der Teil wertvoll, der nach Abzug der Extrawurst übrigbleibt, die er sich dabei zu braten trachtet.

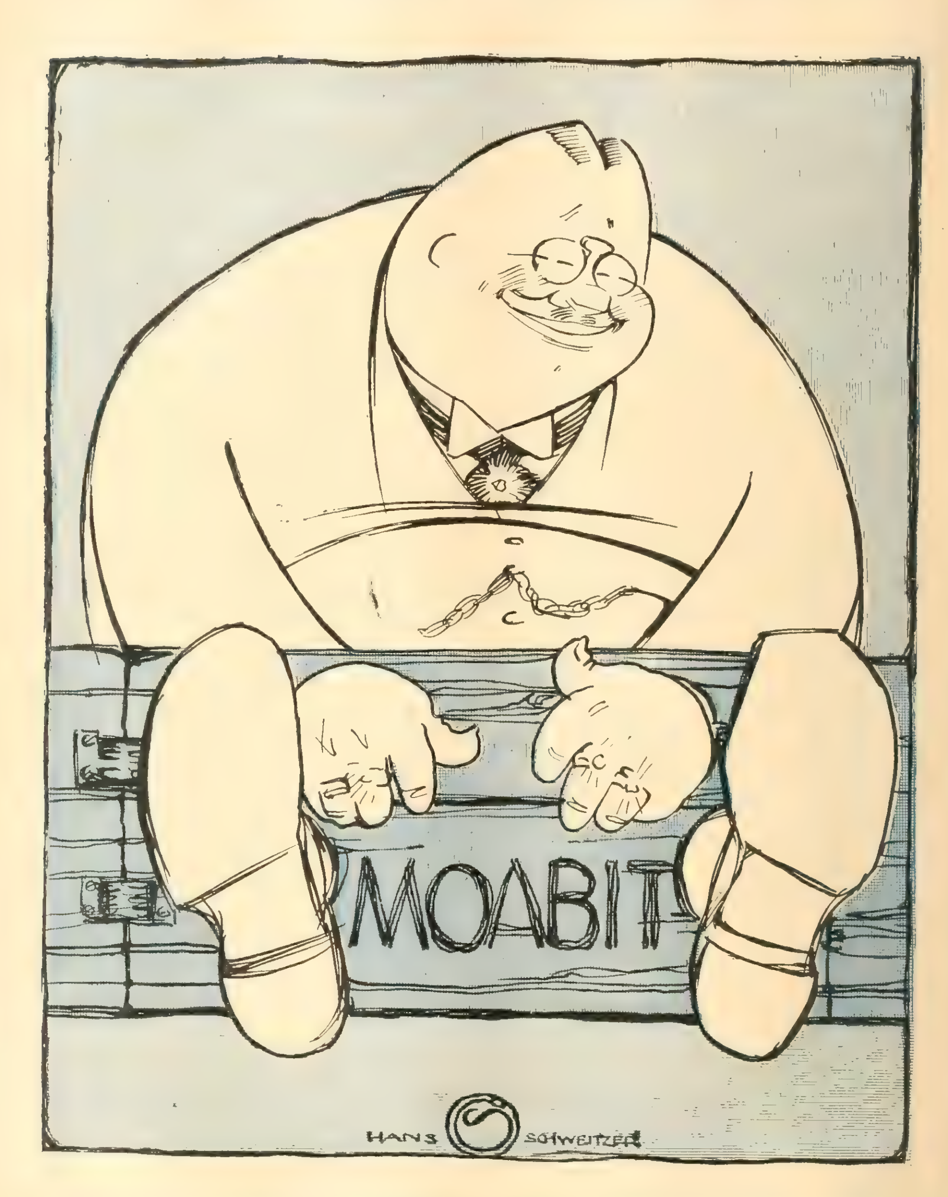
*

Auf einer merkwürdigen Verkennung des wirklichen Kerns der beiden Lehren beruht die Berufung der Kommunisten auf die ersten Christen. Das Reich, das die ersten Christen aufrichten wollten, lag nicht auf dieser Erde, und ihr Ruf nach Gleichheit aller entsprang nicht einem Habenwollen von irdischen Gütern, sondern im Gegenteil einem Verzicht. Nicht die Armen verlangten von den Reichen, daß sie ihnen ihr Geld geben sollten, sondern die reichen Anhänger des Christentums gaben ihren Besitz den Armen, weil sie nicht mehr haben wollten als ihre Brüder. Die reichen Kommunisten von heute wollen aber im besten Fall ihr Geld — ach nein, nur einen Teil ihres Geldes — ihrer Partei zu — Propagandazwecken geben. . . .



Der einzige Hund, der von Erzberger nun noch ein Stück Brot nimmt —

Deutsche Karikaturen



Am Pranger.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. E. Mühling, Berlin-Friedenau.

Preis 75 Pfennig



Verlag August Scherl G.m.b.H. Berlin SW 68

Nummer 12 | 3. April 1920 | 2. Jahrgang

Der Schiffer in Nöten.

Zwischen Scylla und Charybdis.

An unsere Leser.

Unsere Zeitschrift konnte wegen des Generalstreiks, der am 13. März ausbrach und anderthalb Wochen dauerte, bis zum heutigen Tage nicht erscheinen. Die Redaktion.

Der Staatsstreich vom 13. März.

Von Dr. C. Mühling.



Die Generation, die in einigen Jahrzehnten auf die Tage zurückblicken wird, die wir jetzt leidend miterleben, wird in ihnen eine verhältnismäßig unbedeutende Episode dieser sturmdurchwühlten Zeit erblicken und wird die Tat oder die Untat vom 13. März, weil sie unter ihr nicht leidet, wie wir, gerechter beurteilen.

Aber auch die Augenzeugen dieses Staatsstreichs sollten wenigstens versuchen, in die Beweggründe der Männer einzudringen, die ihn vollführt haben; sie würden sich dann bald davon überzeugen, daß die Triebkraft, die hinter dieser Tat steht, kein krankhafter Ehrgeiz, kein unreines Machtgelüst, sondern ganz allein die glühende Liebe zu unserem Deutschland war, das sie unter der Mißleitung einer schwachen Regierung unaufhaltsam dem Abgrund entgegenrasen sah.

Dem „20. Jahrhundert", in dessen Blättern einige von den Männern, die für diese Tat verantwortlich gemacht werden, zu ihren Mitbürgern sprachen, steht es am wenigsten zu, diese Beweggründe zu ignorieren. Aber auch die wildesten Ankläger, meinen wir, sollten, wie es die rückschauenden Betrachter in einigen Jahrzehnten tun werden, die riesenhafte, bis zur Selbstaufopferung pflichtgetreue und geniale Arbeit nicht vergessen, die Männer wie Ludendorff und Oberst Bauer für das Vaterland geleistet haben, die Arbeit, der es im wesentlichen zu verdanken ist, daß Deutschlands heiliger Boden trotz der mächtigsten Koalition der Weltgeschichte von den Schrecken des Krieges so gut wie ganz verschont blieb. Solche Taten müssen in die eine Wagschale der Gerechtigkeit geworfen werden, wenn man die vom 13. März in die andere wirft.

Am wenigsten Recht zu solcher Vergeßlichkeit haben diejenigen, die ihre Taten vom 9. November 1918 wie eine Heldentat preisen. Denn diese Tat vom 9. November beseitigte nicht nur eine Regierung, sondern schlug eine Staatsform in Trümmer, in der, ja durch die unser Vaterland auf den Gipfel seiner Macht und seines Wohlstandes emporgestiegen ist. Dennoch preisen die Männer vom 9. November ihren Staatsstreich wie eine Ruhmestat und berufen sich dabei auf das Recht zur Revolution. Dieses Recht haben die Träger der Weltanschauung, die jetzt für den Staatsstreich des Dr. Kapp und des Generals von Lüttwitz mit verantwortlich gemacht werden, immer in Abrede gestellt, und sie haben schon aus diesem Grunde ein viel größeres sittliches Recht zur Verurteilung dieser Tat als die Sozialdemokraten und ihre Verbündeten, die, solange sie nicht an der Macht sind, alles für erlaubt halten, sobald sie aber die Gewalt in den Händen haben, mit Robespierre sagen: „Die Republik kann auch durch den Willen des Volkes nicht abgeschafft werden."

Nun antworten die Verteidiger des Rechts zur Revolution, daß der Hochverrat vom 9. November gegen ein vom ganzen Volk verurteiltes System gerichtet war und schon darum den Charakter des Verbrechens verliere, während der Staatsstreich vom 13. März sich gegen eine vom ganzen Volk getragene Regierung richtete und gewaltsam den zur Herrschaft gelangten Willen des Volkes ausschalten wollte. Selbst dem, der von der Überzeugung durchdrungen ist, daß die Staatsgewalt die heiligen Weihen nur durch den Segen des Majoritätsprinzips und des parlamentarischen Systems, in dem es sich verkörpert, erhalten kann, muß diese Beweisführung wie eine bewußte Geschichtsfälschung erscheinen, denn die Regierung des Prinzen Max von Baden war mindestens in demselben Maße vom Willen des Volkes getragen wie die des Herrn Bauer. Sie war nicht nur von der Mehrheit einer Volksvertretung, die aus dem damals freiesten Wahlrecht der Erde hervorgegangen war, gebilligt, sondern von den Fraktionen dieser Mehrheit ganz wie das Kabinett Bauer-Erzberger geradezu ernannt worden, und der Anteil, den Wilhelm II. an ihrem Zustandekommen hatte, war nicht größer als der, den Friedrich Ebert an dem Zustandekommen des Ministeriums Bauer gehabt hat. Das parlamentarische System war de facto verwirklicht, ja, die Gleichartigkeit der Lage ging so weit, daß dieselben Mehrheitsparteien im Besitz der Staatsgewalt waren, die sie auch jetzt innehaben. Verfassungsänderungen lagen dem Parlamente vor, die das parlamentarische System und mit ihm den demokratischen Gedanken in wenigen Tagen zur unbeschränkten Herrschaft geführt hätten. Die Männer des Umsturzes aber vom 9. November traten diese vom Willen des Volkes getragene Regierung durch einen Gewaltakt in den Staub, der schon zwei Monate später unter der Herrschaft des radikalsten Wahlrechts vom Volke verurteilt wurde, denn sie proklamierten bekanntlich die sozialistische Republik und setzten eine Regierung ein, die lediglich aus Sozialdemokraten bestand und ihre Legitimation aus dem von der großen Mehrheit des deutschen Volkes verworfenen Rätesystem schöpfte. Es war eine Minderheit, die sich mit Gewalt in den Besitz der Macht gesetzt hatte, und die als solche durch die Wahlen vom 19. Januar erwiesen worden ist. Wahlen aber haben schon in ihrer ersten Kundgebung auch die „Hochverräter" vom 13. März sofort in Aussicht gestellt, ja, deren Vertagung bis zum Herbst und die Weiterführung der Staatsgeschäfte durch ein Parlament, das nach dem eigenen Ausspruch des Reichskanzlers dem Willen des Volkes nicht mehr entsprach, war einer der wesentlichen Gründe ihrer Tat.

Darum wird die Geschichte den Staatsstreich des 13. März zwar verurteilen, weil er großes Leid über Deutschland heraufbeschworen hat, weil er die Entwicklung, die er beschleunigen wollte, aufhielt und die Wege zu ihr verschüttete, weil er innerhalb eines so hoch entwickelten Wirtschaftsorganismus, wie Deutschland es ist, jedem Besonnenen aussichtslos erscheinen mußte, und weil das Tribunal der Geschichte den Spruch: „In magnis voluisse sat est" nicht einmal als mildernden Umstand gelten läßt. Aber sie wird den Männern, die den Staatsstreich vom 9. November vollführten, und denen, die ihn preisen, das Recht absprechen, den Staatsstreich vom 13. März für eine unsittliche Handlung zu erklären. Ihre Tat war schon deshalb viel unsittlicher, weil sie im Kriege begangen wurde, und sie ist schon, weil sie erfolgreicher war, viel verhängnisvoller für unser Vaterland geworden. Aber auch die Tat des 13. März hat ihm schwere Wunden geschlagen. Ob es davon genesen kann, wird von den Wahlen abhängen, die im Juni Deutschlands Schicksal entscheiden werden.

Die Fata Morgana des Völkerbundes.

Von H. von Waldeyer-Hartz.

Die Vorstellung von einem Friedensbund aller Völker auf Erden ist nicht nur wiederholt dem trunkenen Auge von Schwärmern und Menschheitsbeglückern erschienen, sondern hat auch streng kritisch denkende Menschen im Laufe der Geschichte mehr als einmal beschäftigt. Trotzdem hat sich ein solches Menschenwerk bis jetzt noch immer als eine Fata Morgana erwiesen.

Es ist in letzter Zeit vielfach darauf hingewiesen worden, daß auch Kant ein Verfechter des Völkerbundgedankens gewesen ist. Kundige vertreten sogar die Ansicht, daß der Versailler Entwurf nicht dem Kopfe Woodrow Wilsons entsprungen sei, sondern den Stempel Made in Königsberg trüge. In einem Punkte hat jedoch das Völkerbundstatut des zwanzigsten Jahrhunderts mit dem Kantschen Entwurf nichts gemein. Für den großen Philosophen war Voraussetzung, daß völlig gleichberechtigte Völker sich zu einem Bunde zusammenfänden. Was der Welt von heute aber zur Beachtung und Innehaltung empfohlen wird, ist ein Teil des Friedensvertrages von Versailles, jenes grausamen Schanddokuments, das seinesgleichen in der Weltgeschichte sucht, und das formuliert worden ist, nachdem Deutschland die äußerste Konsequenz gezogen und sich die demokratischste Verfassung der Welt gegeben hatte. Wie hatte es doch während des Krieges gelautet? Was ist von unseren Linksparteien dem Ausland immer wieder vertrauensvoll nachgeplappert worden, um die Massen politisch für sich zu gewinnen? — Verjagt euren Kaiser, beseitigt den Kaiserismus und Militarismus, werdet eine freiheitlich regierte Republik, und ihr habt den Frieden, habt einen billigen und gerechten Frieden! Will heutzutage jemand aufstehen und behaupten, der Friede würde anders ausgesehen haben, wenn das Deutsche Reich sich keine Verfassungsänderung gegeben hätte? Möglich, daß man uns die republikanische Staatsform aufgezwungen haben würde. Aber grausamer und härter hätten die Bedingungen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete auch nicht lauten können, selbst wenn der Kaiser an unserer Spitze geblieben wäre. In dieser einen Tatsache, daß sich ein großes und zivilisiertes Volk wie das deutsche, das auf den höchsten Stufen der Kultur steht, zunächst nicht anders wie geknechtet und geknebelt, beileibe nicht als gleichberechtigt dem Völkerbunde nahen darf, liegt schon der künftige Verfall der ganzen Einrichtung begründet. Die Entente, die diese Bedingungen stellt, beweist damit, daß es ihr um den Frieden auf Erden nur insofern zu tun ist, als er von ihrer Macht diktiert werden soll. Und jede Machtfrage ist eine Eigennutzfrage. Eigennutz widerstrebt aber dem sittlichen Gedanken eines Völkerbundes, der Bestand haben soll. Nach allem geht man nicht zu weit, wenn man die Überzeugung ausspricht, daß auch der neue Täufling des Völkerbundgedankens, wenn man ihn seiner Staatsrobe entkleidet, eine häßliche und unglückliche Mißgeburt darstellt, an der niemand rechte Freude haben wird, selbst nicht diejenigen Staaten, die die Mutterschaft für sich in Anspruch nehmen. Tatsächlich ist auch schon der Streit um das Kind entbrannt. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben ihre schützende Hand zurückgezogen und besinnen sich unter dem Zeichen der Lehre des alten Präsidenten Monroe auf ihre Selbständigkeit, die ihnen den doppelten Vorteil gewährt, im eigenen Lande keine fremde Einmischung zu dulden, während sie selbst auf das Schlagen ihres imperialistischen Herzens bei Regelung außeramerikanischer Fragen im steigenden Maße hören.

Es ist eine Doktorfrage, die aber durchaus nicht müßig ist: Ist die Struktur des Versailler Friedensvertrages durch das Verhalten Amerikas erschüttert oder nicht? Hat der Vertrag überhaupt noch Rechtsgültigkeit, wo sich einer der Vertragschließenden an die Vertragsbedingungen, soweit sie den Völkerbund betreffen, allem Anscheine nach nicht nur augenblicklich, sondern auch künftig nicht mehr zu halten gedenkt? Wollte Deutschland das kleinste Artikelchen des Vertrages außer acht lassen, die Hetze der gesamten feindlichen Presse fiele über uns her. Aber Onkel Sams Extratour verfolgt man mit Ruhe und Resignation, weil man nicht einzugreifen wagt. Und da behaupte noch jemand, Macht ginge nicht vor Recht!

In England, dessen ganzes Sehnen und Hoffen auf Weltherrschaft gestellt ist, empfindet man das Verhalten der Vereinigten Staaten als recht peinlich. Diese Empfindung äußert sich so weit, daß man von einem nervösen Ton der sonst so straff disziplinierten englischen Presse reden darf. Am Tage vorm Eintreffen Clemenceaus in London hat die „Times" ausgeführt, daß die Verwerfung des Völkerbundes und des Vertrages von Versailles auf unbestimmte Zeit durch den Senat der Vereinigten Staaten die Friedensregelung in ihren Grundzügen geändert habe, und zwar zum Schlimmern. Das sei eine Tatsache, die zu übersehen töricht wäre. Die Völkerbundsatzungen seien auf Wunsch des Präsidenten der Vereinigten Staaten zum Eckstein des Friedens gemacht und derart fest mit dem Vertrage verbunden worden, daß es unmöglich schien, die Satzungen aus dem Vertrage herauszunehmen, ohne ihn selbst zu erschüttern. Das Beiseitestehen Amerikas beherrsche demnach die gesamte Lage. Es schwäche die moralische Autorität des Völkerbundes und erschwere es, in Zukunft Zwang anzuwenden, um Deutschland zum Innehalten seiner Verpflichtungen anzuhalten. Amerikas Verhalten bürde England und Frankreich doppelte Verantwortung auf. Dies fiele besonders ins Gewicht bei allen Fragen der Rüstungspolitik und bei denjenigen Aufgaben, die der Friede ungelöst hinterlassen habe. Und diese seien zum Teil recht dornig.

Recht bemerkenswert sind auch die Ansichten, die der britische Generalmajor Sir Maurice in den „Daily News" veröffentlicht hat. Die Stellungnahme der Vereinigten Staaten zum Friedensvertrage ist nach seiner Ansicht ein kaltes Sturzbad auf die Begeisterung für den Völkerbund, wenn auch die englische Regierung ihre Absicht unzweideutig kundgegeben habe, den Bund trotzdem ins Leben zu rufen. Der Widerstand, der sich in Amerika gegen ihn erhöbe, beruhe vorwiegend auf dem Verdacht, daß das Abkommen ein englisches Werk sei, bestimmt, die Vereinigten Staaten auszunützen. Dabei sei das Hauptziel des Bundes die Herbeiführung zwischenstaatlichen Zusammenarbeitens, um den Frieden zwischen den Völkern zu sichern. Allerdings sei festzustellen, daß sich die menschliche Natur durch ein bloßes Abkommen nicht ändern lasse, denn das Hauptbestreben eines jeden Menschen sei auf seine Sicherheit gerichtet. Nach fünf Jahren bitterer Prüfung sei Frankreich in diesem Punkte nervös geworden, ebenso wie die meisten der neuen Staaten Mitteleuropas, während England sich kraft seiner beherrschenden Flotte nach Ausschaltung der deutschen Seemacht völlig sicher fühlen könne. In allen Kriegs- und Marine-

ministerien der Entente bereite man die Pläne für die Aufstellung neuer Rüstungen vor, ohne sich um den Völkerbundgedanken zu kümmern. Es bestünde zwar kein Zweifel, daß alle zivilisierten Länder vor einem neuen Kriege zurückschreckten; andererseits werde aber kein Volk gründlich abrüsten, solange noch die geringste Gefahr eines Angriffes auf seine Grenzen oder seine Macht bestünde. Wenn England das Recht auf Unterhaltung einer beherrschenden Flotte für sich beanspruche, so sei Frankreich von der Notwendigkeit eines beherrschenden Heeres nicht minder durchdrungen. Italien befände sich in der gleichen Lage wie Frankreich, und die Vereinigten Staaten planten ebenfalls die Beibehaltung eines beträchtlich größeren Heeres als das von 1914. Frankreich und Italien hätten freilich nach der Niederwerfung der Mittelmächte keinen unmittelbaren Grund zur Sorge. Ganz anders lägen hingegen die Verhältnisse für England. „Wir haben ein riesiges, verzetteltes Reich," so äußert sich Maurice, „und müssen unter allen Umständen unsere Seeverbindungen schützen. Eine Flotte kann nicht in ein Land einfallen. Sie ist deshalb lediglich eine Waffe des Verteidigers und nicht die eines Angreifers." Die Plumpheit dieser Behauptung braucht nicht näher beleuchtet zu werden. Besonders kennzeichnend ist es im übrigen, daß der britische General offen bekennt, niemand glaube an die Wirksamkeit von Verträgen als Mittel zur Rüstungseinschränkung. Er geht dabei auf geschichtliche Tatsachen zurück, führt die Erhebung Preußens an und behauptet, daß die Stärke einer Nation hauptsächlich von der Zahl ihrer waffenfähigen Männer abhinge. Die Allgemeinbildung erleichtere es gegen früher, die Bürger eines zivilisierten Landes binnen kurzer Frist zu Soldaten auszubilden. Diese Tatsachen gäben die Grundlage für die Befürchtungen der Franzosen Deutschland gegenüber ab. Maurice hält es für richtig, Deutschland in den Völkerbund aufzunehmen, damit ihm die Wiederbelebung seiner Industrie ermöglicht würde. Ein Deutschland, das künstlich abseits gehalten würde, bedeute für Frankreich eine größere Gefahr, als wenn man ihm die Hand zur Versöhnung reiche. Der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund sei letzten Endes aber eine internationale Frage, die nur im Einvernehmen mit den Bundesgenossen geregelt werden könne. Frankreich habe den ersten Schritt hierbei zu tun, weil es von der Angelegenheit stärker berührt würde als England.

Die vorstehenden Ausführungen mögen ehrlich gemeint sein oder auch nicht, von einem objektiven Standpunkt aus sind sie jedenfalls nur zum Teil diktiert. Klar geht aus ihnen hervor, daß der Vertreter der englischen Wehrmacht im Grunde genommen auf den Abrüstungsrummel pfeift und als wichtigstes Friedensinstrument — es ist der alte Sang Englands — die britische Flotte preist. Wir haben volles Verständnis dafür, daß das Inselreich mit seinen weitverzweigten und gewaltigen überseeischen Interessen unbedingt am Flottengedanken festhalten muß. Nur hätte man uns das gleiche Recht, zum mindesten in Fragen unserer Landrüstung, nicht schmälern dürfen. Lauern für England Gefahren auf See, so lauern sie für uns der geographischen Lage wegen an unseren Grenzen. Und was dem einen recht ist, sollte dem anderen billig sein, jedenfalls im Rahmen eines ehrlich gemeinten Völkerbundabkommens.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch zu vergleichen, wie sich die beiden führenden Politiker Großbritanniens und Frankreichs nach ihrem letzten Zusammentreffen in London zur Frage des Völkerbundes geäußert haben. Lloyd George ist von Lord Robert Cecil im Parlament lebhaft angegriffen worden. Die Besprechungen bei Clemenceaus Besuch hätten leider von dem sogenannten neuen Geiste gar nichts merken lassen. Aufklärung über die Absichten der Regierung in der Völkerbundfrage sei dringend erforderlich; bisher sei über die Angelegenheit noch keine Klarheit geschaffen worden. Lord Cecil sei besonders aufgefallen, daß sich viele Mitglieder des Parlaments, darunter Mr. Churchill, dem Bunde feindlich gegenüberstellten, wenn sie unter sich wären. Lloyd George verwahrte sich zunächst gegen den Vorwurf der geheim betriebenen Diplomatie. Das Abkommen, Frankreich gegen jeden mutwilligen Angriff zu schützen, sei selbstverständlich von der Ratifikation durch Amerika abhängig. Unzweifelhaft stehe es England frei, die Angelegenheit von neuem in Erwägung zu ziehen, falls Amerika zurücktreten sollte. Für England würde es eine sehr schwerwiegende Verpflichtung bedeuten, wenn es allein die Sicherheit Frankreichs zu gewährleisten hätte. Ehe es zu einer Entschließung in dieser Hinsicht käme, würde die Frage dem Unterhause nochmals vorgelegt werden. Die Schwierigkeiten bei der endgültigen Gründung des Völkerbundes rührten nicht von England her, sondern von dem Lande, das die Leitgedanken für den Bund aufgestellt hätte. Wenn der Völkerbund zusammentrete, dann müsse er ein Bund von gleichberechtigten Völkern sein, denn es würde eine Erschwerung von außerordentlicher Art bedeuten, wollte man Männer am Verhandlungstisch unter verschiedenen Bedingungen sitzen lassen, die einen frei und ungefesselt, die anderen die Hände auf den Rücken gebunden. Lloyd George bezweifelte schließlich nicht, daß sich die Vereinigten Staaten allen Bedenken zum Trotz doch noch am Völkerbund beteiligen würden. England würde unter allen Umständen daran festhalten, denn der Völkerbund sei zum Lebensbedürfnis Europas geworden.

Lloyd Georges Äußerungen sind offenbar zum Teil recht vorsichtig abgefaßt. Sie verraten trotzdem deutlich, daß man nicht gewillt ist, die Last der Sicherung Frankreichs allein auf seine Schultern zu nehmen. Ebenso klar geht aus den Ausführungen hervor, daß das Abrücken der Vereinigten Staaten vom Vertrage zu Versailles und vom Völkerbund als eine Maßnahme von größter Tragweite empfunden wird. Schließlich fällt auf, daß der englische Minister den Völkerbund als eine Notwendigkeit zur Sicherung europäischer Interessen bezeichnet. Einsichtsvolle Politiker haben lange vor dem Kriege die Forderung aufgestellt, Europa müsse einen Staatenbund gründen, um sich vor Asien und Amerika zu sichern. Hätte man in der europäischen Politik diesen Weg eingeschlagen, anstatt sich selbst zu zerfleischen, nicht nur Europa, die ganze Welt hätte den größten Vorteil davon gehabt.

Hören wir nun, was Clemenceau nach seiner Rückkehr von London zu seinen politischen Freunden geäußert hat. Lloyd George hat er folgende Worte in den Mund gelegt: „England und Frankreich müssen sich möglichst eng aneinander anschließen. Wenn die beiden Länder sich verständigen, dann ist in Europa kein Krieg mehr möglich!" Und die Antwort Clemenceaus hierauf soll gelautet haben: „In diesem Punkte kann England, was auch immer geschehen möge, auf Frankreich zählen. Wir werden niemals vergessen, was England für uns während des Krieges getan hat!" Der Optimismus des Franzosen steht in auffallendem Gegensatz zu Lloyd Georges kühler Zurückhaltung. Frankreich denkt nur an sich. Ihm ist der Völkerbund nur so viel wert, als er ihm Sicherheit vor Deutschlands Rache garantiert.

Welches sind nun die Gründe, die die Vereinigten Staaten zu ihrem plötzlichen Umschwenken in der Frage des Völkerbundes veranlaßt haben? Hierzu eine Stimme aus ameri-

kanischem Lager. Frank H. Simonds hat sich in einer Zuschrift an die „Times“ wie folgt geäußert: „Welche Parteieinflüsse auch zur Ablehnung beigetragen haben mögen, der Hauptgrund bleibt, daß der Vertrag von Versailles mit unserem Präsidenten und nicht mit dem amerikanischen Volke abgehandelt worden ist. Aus diesem Grund hat er weder die Unterstützung noch die Billigung unseres Volkes empfunden. Um die Lage zu verstehen, müsse man auf die Novemberereignisse vom Jahre 1918 zurückgehen, wo Wilson die Wahl eines demokratischen Abgeordnetenhauses verlangte als Zeichen der Zustimmung zu seiner Politik. Der Ausfall der Wahl ist eine entschiedene Niederlage für den Präsidenten gewesen. Anstatt abzutreten, hat Wilson aber auf seinem Entschlusse bestanden, nach Europa zu reisen, was er gegen den Willen der Mehrheit des amerikanischen Volkes ausgeführt habe. Als Wilson dann im Namen des amerikanischen Volkes erklärte, welche Form des Friedens jenseit des Ozeans gewünscht würde, da sei ein berechtigter Zorn in den amerikanischen Staaten aufgewallt, da der Präsident weder dem amerikanischen Volke jemals ein Friedensprogramm vorgelegt, noch von ihm in der Novemberabstimmung eine Blankovollmacht erhalten habe. Je mehr Wilson sich angemaßt hätte, für Amerika zu sprechen, desto größer sei der Unwille der Mehrheit des amerikanischen Volkes geworden. Der Präsident möge gehofft haben, durch einen glänzenden Erfolg in Paris das amerikanische Volk auf seine Seite zu ziehen. Es sei jedoch zu bezweifeln, ob irgend ein Erfolg in Europa den jenseit des Ozeans herrschenden Unwillen hätte besiegen können. Der Fortgang der Pariser Konferenz habe klar erwiesen, daß England den amerikanischen Präsidenten nahezu vorbehaltlos unterstütze. Aus diesem Grunde sei ein lebhafter Verdacht gegen die englischen Absichten entstanden. Man habe in dem Eintreten Englands für Wilson einen bewußten Versuch erblickt, des Präsidenten Idealismus auszunützen, um die Vereinigten Staaten zum Nutzen Englands und unter Gefährdung ihrer selbst in eine gefährliche Weltpolitik zu verwickeln. Englands Verhalten habe hart an Einmischung in amerikanische Politik gegrenzt mit dem offensichtlichen Zweck, das Volk der Vereinigten Staaten für ein Abkommen zu gewinnen, um das es nicht befragt worden sei und das große Gefahren in sich berge, ohne irgendwelche Vorteile in Aussicht zu stellen. Die glatte Verwerfung des Gedankens einer Teilnahme an der Verwaltung der Welt werde seitens der Vereinigten Staaten bestehen bleiben, und die Aussichten auf eine spätere Entwicklung des Völkerbundgedankens schienen mehr als trübe. Wie die Dinge augenblicklich lägen, so sei das Völkerbundabkommen für die Vereinigten Staaten tot, und je mehr die Engländer es lobten, um so allgemeiner werde der amerikanische Unwille wachsen. Der Widerstand gegen den Völkerbund richte sich mehr gegen den Geist als gegen die Form. Das amerikanische Volk fühle instinktiv, daß es nichts zu tun habe mit dem Geiste, der ohne seine Zustimmung mit seinem Namen verquickt worden sei. Das Vorgehen des Senats werde daher schwerlich von einem Einspruche des Volkes umgestoßen werden.“

Diese Sprache ist deutlich. Man wird sie überall verstehen. Ob sie allerdings vorbehaltlos ehrlich ist, mag billig bezweifelt werden, denn das amerikanische Volk hat kaum etwas dagegen gehabt, als es galt, die Kriegskonjunktur zu seinen Gunsten auszunutzen. Man ist nur zu gern mit breiten Ellenbogen in die Bresche getreten, als Deutschlands Handelsseemacht von den Weltmeeren verschwand. Auch die Vereinigten Staaten treiben in erster Linie Eigennutzpolitik. Wir haben keinen Anlaß, am morschen Gefüge des Völkerbundes zu rütteln. Bricht es auseinander, unsere Schuld wird es nicht sein. Nur auf eines werden wir immer wieder hinweisen müssen: Es geht nicht an, daß wir, um mit Lloyd George zu reden, mit auf den Rücken gebundenen Händen am Verwaltungstische Platz nehmen.

Wie kann unserer Devisennot begegnet werden?

Von Alexius Sadetzky, Fabrikdirektor.



Der mit geringen Unterbrechungen fortgesetzte Niedergang unserer Valuta hat die Geister so sehr verwirrt, daß sich sogar nicht einmal die Leitung der Reichsbank davon freizuhalten vermochte. Das hohe Aufgeld, mit dem sie das bißchen Hartgeld, über welches das deutsche Volk noch verfügt, an sich zu ziehen sucht, sieht allzu sehr nach „Rette, was noch zu retten ist!“ aus, als daß man eine solche Politik als etwas anderes als eine offizielle Bankerotterklärung unserer Geldwirtschaft bezeichnen könnte. Die Maßnahme der Reichsbank kann dem Auslande nur Veranlassung geben, an einer Gesundung unserer Währung in absehbarer Zeit überhaupt zu zweifeln, und drückt damit der Berechtigung zu solchen Zweifeln einen amtlichen deutschen Stempel auf.

Aus Eigenem heraus und ohne Zustimmung der für die Finanzgebarung des Reiches verantwortlichen Stellen dürfte sich die Reichsbank wohl kaum zu dieser Verzweiflungstat entschlossen haben, welche vor aller Welt offenbart, wie groß die Befürchtung vor einem völligen Zusammenbruch unserer Finanzwirtschaft auf seiten der maßgebenden Faktoren heute ist. —

So, wie die Verhältnisse zurzeit liegen, kann auch der größte Arbeitsdrang im Volke für sich allein — wenn er auch die unerläßliche Vorbedingung zu einer Gesundung unseres Wirtschaftskörpers ist — zu keiner nennenswerten Besserung in absehbarer Zeit mehr führen. Auch auf sich allein gestellt, dürfte das deutsche Volk die Titanenarbeit einer Wiederaufrichtung seiner Wirtschaft angesichts der Versailler Friedensbedingungen kaum je bewältigen können. —

Wie sieht es demgegenüber bei andern Völkern aus?

Wir hätten in dieser Beziehung wohl Ursache zur Schadenfreude; aber wehe den andern, wenn dies die einzige Freude sein sollte, welche man uns zu lassen geruhte, weil man sie uns nicht nehmen kann! Zu fest ist die Wirtschaft Europas an die Deutschlands gekettet, als daß die eine in den Strudel des Vergehens gezogen werden könnte, ohne die andere mit ins Verderben zu ziehen.

Was kann Europa aber für uns tun? Wie kann es sich selbst vor dem Verderben schützen, indem es uns hilft? Läßt sich uns in wirtschaftlicher Beziehung überhaupt noch helfen? Diese letzte Frage ist die wichtigste, und ich glaube sie mit „ja“ beantworten zu sollen.

Vor allen Dingen müssen wir aus dem heillosen Devisen-Dilemma heraus, in das uns die unverantwortliche Notenwirtschaft gestürzt hat.

Wie kann dies erreicht werden? — Einzig und allein auf kooperativer Grundlage aller an der wirtschaftlichen Wiedergesundung Europas interessierten Völker, und zwar diesmal

ohne Notenpreise! Ich denke mir dies folgendermaßen.

Im Haag steht ein großes Gebäude, sie nennen es den Friedenspalast; wohl weil der Friede so lange Jahre darin eingesperrt war und sich noch immer nicht der Welt wieder zu zeigen wagt, da er sich des für ihn in Versailles gewirkten Gewandes schämt. In diesen Palast, ihr Völker Europas, entsendet eure Boten! Von ihnen zu erwarten, daß sie Liebe mitbrächten, wäre törichtes Beginnen, denn wo jahrelanger Haß und verblendetste Verleumdung so üppig Wurzel schossen, kann Liebe nicht einmal im Keime sich entwickeln. Möchten sie doch an Stelle der Gefühle dem gesunden Menschenverstand das Wort vergönnen. Laßt klaren Blicks, umnebelt nicht von Haß, sie an die Arbeit gehen; nur nüchtern auf das Wohl des Ganzen laßt sie sehen; aus solchem Tun muß segensreiche Frucht erstehen!

Und die Aufgabe selbst, die sie so zu erfüllen hätten?

Sie sollen ein von den vorhandenen Geldwährungssystemen vollständig unabhängiges Wirtschafts- und Währungssystem ausbauen, was unbedingt nötig sein wird, um dieses, unbehindert und unbeschwert durch alte Sünden, zum Marschieren bringen zu können. Das neue Währungssystem soll auf eine von allen beteiligten Staaten anerkannte Werteinheit aufgebaut werden. Nennen wir sie in den drei Hauptweltsprachen kurzerhand „Einheit“, „unity, unité“.

Ich empfehle, ihr den Wert eines Zwanzigstels des englischen Goldpfundes zu geben. In dieser „Einheit“ sollen weder Scheine gedruckt noch Münzen geschlagen werden. Der inter-europäische Handel soll sich aber dieser Einheit bei seinen Käufen und Verkäufen als Wertmesser bedienen und nur in ihr Geschäfte tätigen. Die Rechnungen werden durch auf diese Einheit lautende Schecks bezahlt. Zahlstelle soll die im Friedenspalast im Haag zu errichtende Ausgleichs-Stelle (clearing house) sein. Aussteller der Schecks ist jeweils die in dem Lande des Zahlungspflichtigen von dessen Regierung damit betraute Organisation. Als Sicherheit für die Zahlungen der von ihren Organisationen ausgeschriebenen Schecks verpfändet jedes Land der inter-europäischen Ausgleichsstelle im Haag Staatseigentum in für den inter-europäischen Geschäftsverkehr seines Landes erforderlichem Umfange. Schecks können der Ausgleichsstelle nur durch die Organisation des Landes des Scheckempfängers eingereicht werden. Es wird Sache eines jeden Landes sein, den Entgelt festzusetzen, den es dem Scheck-Lieferer in seiner eigenen Währung zu bezahlen hat und den es von dem Scheck-Empfänger zu fordern berechtigt ist. Alle Auslandsverpflichtungen der Länder, die den Zinsendienst für Auslandsanleihen betreffen, lassen sich auf dem gleichen Wege erledigen. Der Devisennot kann nur begegnet werden, wenn man die Erfüllung der inter-europäischen Zahlungsverpflichtungen durch Gesetz in der inter-europäischen „Einheit“ vorschreibt. Auf diese Weise würden die gegenseitigen Guthaben der europäischen Länder gegeneinander in gleicher Währung verrechnet und ein inter-europäischer bargeldloser Zahlungsausgleich herbeigeführt werden. —

Es wäre dringend zu wünschen, daß sich auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika einer solchen Vereinbarung anschlössen. Ob sie sich aber an einem eventuellen Ausbau des inter-europäischen Zahlungsausgleichs zu einer Weltinstitution beteiligen werden, steht bei der unabhängigen Stellung, die sich Amerika als Kriegsgeldgeber in finanzieller Beziehung gesichert hat, dahin. Amerika wird nur dann mittun, wenn es seine früher von Groß Britannien jahrhundertelang ausgeübte und von Amerika jetzt übernommene Rolle eines „arbiter mundi“ dadurch nicht beeinträchtigt glaubt. — Die andern amerikanischen und die übrigen am Welthandel interessierten Staaten dürften aber in einem Beitritt zu einem inter-europäischen Finanz- bezw. Zahlungsausgleich wohl einen Vorteil erblicken.

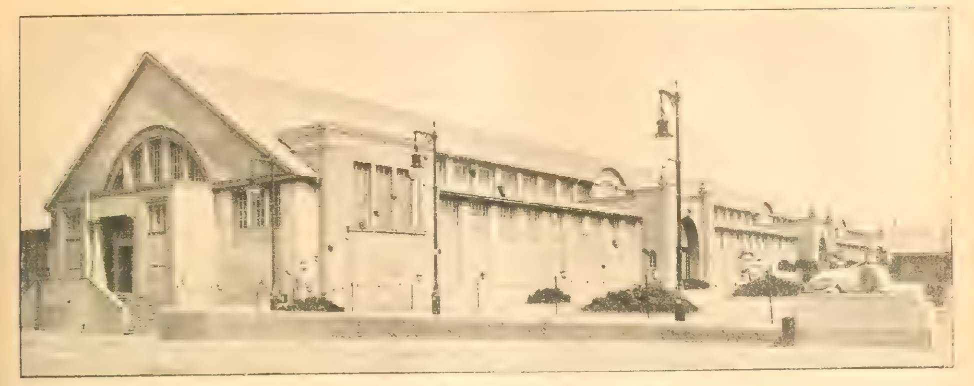
Bei den Ländern mit passiver Handelsbilanz, zu welchen auch Deutschland noch eine ganze Reihe von Jahren gehören wird, genügt der von mir vorgeschlagene Weg nicht. Deutschland wird auch bei einer Durchführung des inter-europäischen Zahlungsausgleichs nicht ohne Inanspruchnahme fremden Kredits zu arbeiten und zu leben vermögen. Mein Vorschlag wird aber, wenn er verwirklicht werden sollte, den Entschluß, uns Kredit zu geben, wesentlich erleichtern.

Es wird Sache der Regierungen sein, die erforderliche Organisation in engster Fühlungnahme mit den ihr in den Banken zur Verfügung stehenden finanztechnisch geschulten Kräften vorzubereiten. In viel späterer Zeit wird dann vielleicht die „Einheit“ einmal die Grundlage zu einer allgemeinen europäischen Währung abgeben, wenn die Gesundung der wirtschaftlichen Verhältnisse gestattet, an den Abbau der vielgestaltigen europäischen Währungen heranzutreten.

Die Erkenntnis aber von der uneingeschränkten oder absoluten Notwendigkeit, die Allgemeininteressen Europas allen anderen Interessen voranzustellen, muß sich endlich einmal Bahn brechen. Sie wird sich auch dem erbittertsten Gemüt einmal aufdrängen und ausgleichend auf die zur Zeit noch unüberbrückbar anmutenden Gegensätze zwischen den einzelnen Bevölkerungsgruppen Europas wirken. Erst dann wird ein Völkerbund möglich sein, der diesen Namen verdient. Auch zu einem solchen soll der Weg führen, den ich in vorstehendem kurz angedeutet habe; er soll ihn ebnen helfen



Der verrücktgewordene Steuerzahler.



Halle VI (Lederindustrie) der Leipziger Technischen Messe.

Die Technische Messe in Leipzig.

Von Max Caro.

Nach der glänzenden Wiederholung der alljährlich zweimal stattfindenden Prüfung der deutschen Wirtschaftskraft hat sich Leipzig an eine Premiere gewagt. Die allgemeine Frühjahrsmesse hat ihren Ruf als Weltmesse neu befestigt. Nun eröffnete die Messestadt am 14. d. Mts. eine Sondermesse, die Technische Messe, die trotz der Unruhen, von denen auch Leipzig nicht verschont blieb, einen außerordentlich starken Besuch aufwies. Das Ausland bekundete hierbei das regste, erfreulichste Interesse. Es ist immer mißlich, Ziffern des Meßbesuchs zu nennen, da statistische Umfragen bei der kaufmännischen Zurückhaltung keinen Erfolg versprechen. Doch ist es ein offenes Geheimnis, daß allein in der Werkzeugmaschinenbranche bald nach Eröffnung der Ausstellung Aufträge in Höhe von mehr als 30 Millionen Mark erteilt wurden . . . Es war kein leichter Entschluß, die technischen Artikel von der allgemeinen Mustermesse zu sondern. Allein die letzte Herbstmesse mit ihren 118 000 Besuchern hatte gezeigt, daß Leipzig am Rande seiner Leistungsfähigkeit angelangt war. Die Messehäuser waren derart überfüllt, daß die Übersicht des Angebotes litt, daß die Verkäufer ins Gedränge kamen. Denn die Leipziger Messe hatte während des Krieges einen Aufschwung ohnegleichen genommen. Nach dem schwer bedrängten, durch jahrelange Blockaden von der überseeischen Rohstoffzufuhr abgeschnittenen Deutschland strömten die Käufer. Waren, Waren, um jeden Preis Waren! — — Wie da die niedergedrückte deutsche Wirtschaftskraft emporschnellte, mit Hilfs- und Ersatzmitteln das Unmögliche möglich machte und tadellose Warenmengen erzeugte, das wird ein Ruhmesblatt in der Geschichte des deutschen Kaufmannes bleiben.

Aber die Messestadt Leipzig, deren Ausstellungsflächen alle Konkurrenten schlagen und ihren größten Gegner Lyon fast um das Dreifache überflügeln, hatte inzwischen einen kräftigen Sprößling geboren, der sich so gewaltig emporreckte, daß der Mutter fast der Atem genommen wurde. Das war die deutsche Technik. Schon seit einer Reihe von Jahren hatten verschiedene technische Industrien angefangen, sich die Vorteile der Messe zunutze zu machen. Als in den Kriegsjahren die Verkehrsschwierigkeiten und die Verteuerung der Werbetätigkeit immer größer wurden, empfand die Technik ein gesteigertes Bedürfnis zur Beschickung der Messe. So bedeutend wurde der Andrang, daß das Meßamt im Jahre 1918 eine besondere technische Messe als Unterabteilung der Mustermesse einrichtete. Das entsprach einem allgemeinen dringlichen Wunsche. Während bis dahin die Erzeugnisse der technischen Industrien in zahlreichen Meßpalästen zerstreut waren, begannen sie nunmehr sich in gewissen Meßhäusern zu sammeln. Ein großer Gewinn für die Meßbesucher. Dank der besseren Übersicht des Angebotes gingen die Teilnehmerzahlen und die Ausstellerzahl sprungweise in die Höhe. Zur Herbstmesse 1916 betrug die Zahl der Aussteller der technischen Industrien 420. Die letzte Herbstmesse weist nicht weniger als 3107 Firmen auf, deren Ausstellungsgegenstände technische Erzeugnisse sind. Während 1916 die Technik nur 16 v. H. der Gesamtausstellerschaft in Anspruch nahm, stieg diese Zahl auf 33 v. H. Für die neue Sondermesse aber waren mehr als 2000 technische Aussteller angemeldet, d. h. ihre Zahl hat sich seit vier Jahren verfünffacht. Das sind bedeutungsvolle Ziffern. Dabei waren noch viele Aussteller technischer Erzeugnisse alter Gewohnheit gemäß in ihren früheren Ständen auf der allgemeinen Mustermesse verblieben. Jedoch mit jeder neuen Messe verringert sich ihre Anzahl; sie schließen sich dem neuen Unternehmen willig an.

In Leipzig sind alle Voraussetzungen für ein derartiges großartiges Unternehmen gegeben. Fehlen diese, so werden auch der beste Wille und die größte Tatkraft nicht imstande sein, die Neugründung lebensfähig zu erhalten. Denn weder eine technische noch irgendeine andere Messe lassen sich willkürlich veranstalten, wenn nicht die notwendigen Vorbedingungen erfüllt sind. Dem Leipziger Meßamt war die schwierige Aufgabe zugefallen, für ausreichende Ausstellungsgelegenheit und vor allem für die unentbehrliche Übersicht zu sorgen. Eine grundlegende Gliederung der Technischen Messe und eine planmäßige Verteilung auf die geeigneten Meßhäuser und Hallen waren erforderlich. Den Einkäufern mußte Gelegenheit gegeben werden, sich in der erdrückenden Fülle von Erzeugnissen schnell zurechtzufinden, wenn die Absonderung der Messe ihren Zweck erreichen sollte. Sind doch weit über 500 verschiedene Gruppen von Ausstellungsgegenständen zu verzeichnen! Auf Grund der eingegangenen Anmeldungen ist ein sorgfältig erwogener Gliederungsplan aufgestellt worden. Er umfaßt vier Hauptabteilungen. In der ersten stehen die Fertigerzeugnisse, die zweite Hauptabteilung ist die wichtige Baumesse, die dritte schließt die Rohstoffe der technischen Industrien verschiedener Art ein, die vierte Hauptabteilung beschäftigt sich mit allgemein wichtigen Hilfsmitteln, obenan der Fachliteratur und dem Patentwesen. Am auffallendsten treten wohl die Fertigerzeugnisse in Erscheinung. Das sind die Maschinen für alle nur möglichen Zwecke von den größten ihrer Art bis herab zu den unscheinbaren feingestimmten Meßwerkzeugen und optischen Instrumenten. Technik und Wissenschaft gehen überall auf diesem schwierigen Gebiete Hand in Hand, zwei innig verbundene Schwestern, die den großen Haushalt der Industrie in Gang halten.

Dem Besucher der Technischen Messe wurde bald offenbar, daß sie in ihrer jetzigen Gestalt nicht etwa einen schüchternen Versuch darstellt, um Aussteller und Besucher anzulocken, sie setzt vielmehr mit einer überwältigenden Kraftprobe ein. Die Schwerindustrie aus Rheinland und Westfalen hat

Die Leipziger



Betonhalle.



mobilgemacht, doch sind auch die Provinzen Sachsen und Brandenburg hervorragend beteiligt. Das Gros der Aussteller für Feinmechanik kommt aus Bayern. Die Chemie, ein bedeutungsvolles Glied der Messe, hat starke Kräfte aus den altpreußischen Provinzen herangezogen. Die Industriestadt Berlin marschiert auf den meisten Gebieten an der Spitze.

Eine Betrachtung des Gliederungsplans lehrt, daß die Messe über die ganze Stadt verteilt ist. Längst ist sie über das Stadtinnere hinausgewachsen und hat sich nach den Vorstädten verbreitet. Zwar wird das Zentrum Leipzigs mit zäher Beharrlichkeit festgehalten, aber das städtische Ausstellungsgelände in der Nähe des Völkerschlachtdenkmals, vor einem Jahrzehnt erschlossen und durch die bequemsten Fahrgelegenheiten mit dem Innern verbunden, ist für eine ganze Anzahl Industrien unentbehrlich geworden. In der herrlichen, von Professor Kreiß entworfenen Kuppelhalle und den anschließenden Hallen, die f. Zt. für die Internationale Baufachausstellung errichtet wurden, waren die namhaftesten Firmen der Werkzeugtechnik und verwandter Gebiete mit ihren vollkommensten und neuesten Erzeugnissen vertreten. Eine Musterschau von einer Vielseitigkeit und Vollendung, wie sie wohl überhaupt noch nicht geboten worden ist! Diese Kollektivausstellung des Vereins deutscher Werkzeug- und Maschinenfabriken übertrifft alles bisher Gebotene. Niemals wurden so viele Neukonstruktionen und erstklassige Werkzeugmaschinen der Öffentlichkeit vorgeführt. Hierüber mögen die sachkundigen Ingenieure aller Länder getrost urteilen. Wird erst die gediegene Beschaffenheit des Angebotes im Auslande bekannt, so ist ein Erfolg größten Umfanges sicher. Darüber sind sich die Fachleute einig.

Im Verein deutscher Werkzeugmaschinenfabrikanten ist nämlich ein gut Teil der Maschinenindustrie zusammengeschlossen. Eine ganze Reihe namhafter Verbände ist mit ihm verbunden. Es seien erwähnt: der Verein deutscher Holzbearbeitungsmaschinenfabrikanten, der Deutsche Präzisionswerkzeugverband, der Verein deutscher Schleifmittelwerke, der Bohrmaschinenverband, der Blechbearbeitungsmaschinenverband, der Deutsche Spiralbohrerverband, die Deutsche Spannfuttervereinigung und die Forschungsgesellschaft für betriebswissenschaftliche Arbeitsverfahren. Diese gewaltige Industriegruppe bildet einen in sich geschlossenen Kreis mit eigener Außenhandelsstelle. Die Ausfuhr der Gesamtbetriebe betrug trotz aller Erschwernisse der Gegenwart im Januar dieses Jahres 106 Millionen Mark.

Wer Gelegenheit hatte, die Ausstellung des Vereins zu beobachten, singt ihr hohes Lied. Nach so viel traurigem Erleben ist es eine Genugtuung für den Deutschen, zu sehen, daß wir nicht ganz niedergebrochen sind, daß Unternehmungsgeist und Schwung weiter bei uns wohnen. Was ist das eigentlich: eine Werkzeugmaschine? Man hört so viel davon und ist sich über die Bedeutung nicht recht klar. Diese wichtigste aller

nische Messe.



Maschinenarten dient zur Bearbeitung von Gegenständen, um ihnen eine bestimmte vorgeschriebene Form zu geben. Werkzeugmaschinen werden in allen Industrien gebraucht; sie sind die Vorbedingung für die Ausführung unzähliger Arbeiten im Fabrikbetriebe. Die Werkzeugmaschine hat die kleinsten Abmessungen, wie sie der Uhrmacher in seiner Werkstatt verwendet, im Gewicht von kaum 10 Kilogramm, es gibt sie aber auch in den gewaltigsten Abmessungen der Dreh- und Bohrwerke im Gewicht von 200 und mehr Tonnen, den schweren Schiffsbearbeitungsmaschinen, den Hämmern usw. Ebenso verschieden wie Größe und Gewicht sind auch Art und Bauweise. Hier spricht die Tatsache deutlich, daß es mehr als 3000 verschiedene Werkzeugmaschinen-Arten gibt, die ganz wesentlich in den entscheidenden Punkten voneinander abweichen. Diese Maschinen sind nichts Feststehendes, Unabänderliches. Es ist keine Fabrikware im eigentlichen Sinne des Wortes, keine auf langen Verbrauch berechnete Massenfabrikation, sie unterliegen vielmehr der dauernden Abänderung. Es gibt keinen Stillstand auf diesem Gebiete; die Entwicklung rastet niemals. Alljährlich kommen neue Bauarten auf den Markt, die von sachverständigen Ingenieuren nachgeprüft werden. Der Einkauf der Werkzeugmaschinen ist so wichtig und erfordert so viel Sachkenntnis, daß immer der technische Leiter selber erscheinen muß. Die Maschine soll mit der größten Genauigkeit arbeiten; infolgedessen haben die Meßwerkzeuge eine erhebliche Bedeutung erlangt. Mikrometer, Lineale, Endmaße, das ganze Präzisionswerkzeug sind die besten Helfer der Schwerindustrie. Während des Krieges haben die meisten Betriebe ihre Werkstätten für die Munitionsherstellung nutzbar gemacht. Es wurden besondere einfache Ausführungen ersonnen und von vielen Fabriken gebaut. Doch ebenso schnell, wie die Umstellung auf Kriegszwecke, insbesondere die Massenerzeugung von Drehbänken für die Granatenerzeugung, erfolgte, trat die Rückverwandlung für den Frieden ein. Jetzt arbeiten alle diese Betriebe wieder wie vordem. Sie können mit Vertrauen in die Zukunft blicken, denn das Ausfuhrgeschäft bewegt sich von Tag zu Tag in aufsteigender Linie.

Wenden wir uns ein wenig dem Stadtinnern zu; wir kommen dann in das große Gebiet der Rohstoff-Messe, die in verschiedenen Meßhäusern untergebracht ist. Die Beteiligung aus dem Inlande ist groß; was wir selber an Rohstoffen erzeugen, um es der technischen Industrie nutzbar zu machen, ist reichlich vorhanden. Aber Leipzig hatte einen höheren Ehrgeiz. Der Gedanke der Rohstoffmesse, der hier zum erstenmal verwirklicht wird, ist vor allem auf das Ausland gerichtet. Über See liegen jene für uns kostbaren Stoffe, die wir so schmerzlich entbehren mußten und uns auch jetzt noch

Innenraum aus der Technischen Messe.



Ausstellungsflächen der wichtigsten Messen.

lange nicht in genügendem Maße gesichert sind. Deshalb wurde der Beschluß gefaßt, das Ausland zur Ausstellung seiner Rohstoffe einzuladen, die ihm unter den liberalsten Bedingungen ermöglicht wird. So kommt man einem gegenseitigen Bedürfnis entgegen. Die Erzeuger von Rohstoffen jenseit des großen Wassers sind der Bevormundung durch die englischen und amerikanischen Truste herzlich müde. Sie haben wiederholt ihrem Wunsche Ausdruck gegeben, die unmittelbare Verbindung mit Deutschland wieder aufzunehmen. Englische, Schweizer, mexikanische, italienische Firmen haben ihre Beteiligung angesagt. Die Entwicklung der Messe wird zeigen, inwieweit die Anbahnung der unmittelbaren Rohstoffverbindung Fortschritte gemacht hat. Die Ausstellung der ausländischen Rohstoffe ist hierbei nicht allein maßgebend; mindestens so wichtig ist das bemusterte briefliche Angebot, das täglich auf der Meßbörse kundgegeben wurde. Auch diese ist eine Einrichtung neuesten Stils; die ehemalige Treffbörse, die Ausstellern und Käufern Gelegenheit zur täglichen mündlichen Rücksprache gab, ist zu diesem Zwecke ausgebaut worden.

Die Einrichtungen des Messeamtes haben sich bereits bewährt; es war schon auf der allgemeinen Mustermesse eine bemerkenswerte Entlastung der Räume zutage getreten; die Technische Messe wird unter normalen Verhältnissen ihren besonderen Nutzen hieraus ziehen. Es ist überhaupt gut vorgearbeitet worden; zahlreiche Vorträge wurden überall im Lande gehalten; nicht nur der Kaufmann und Techniker, auch die Stadtverwaltungen, die ein besonderes Interesse an den technischen Errungenschaften haben, sind genügend über die Bedeutung des neuen Unternehmens unterrichtet.

Möge die neue Technische Messe den Export, der so wichtig ist für unsere wirtschaftliche Wiedergesundung, in hervorragendem Maße kräftigen, mögen aber auch alle übernommenen Verträge nach Möglichkeit treu und gewissenhaft erfüllt werden, wie dies immer deutsche Sitte war! Unsere besten Freunde auf der Messe, die Holländer und Schweizer, haben wiederholt die Befürchtung ausgesprochen, daß, wenn Deutschland weiter mit seinen Lieferungen in Verzug kommt, sein Ansehen im Auslande als ehrbarer Kaufmann leiden wird. Was geschehen kann, um übernommenen Verpflichtungen zu genügen, ist während des Krieges unter den schwierigsten Verhältnissen geschehen. Auch fernerhin soll in das deutsche Wort kein Zweifel gesetzt werden!

Analogien in der Geschichte.

Von General der Infanterie a. D. Dr. h. c. Freiherrn von Freytag-Loringhoven.



Der nun beendigte Weltkrieg hat wieder und wieder Veranlassung gegeben, auf frühere Zeiten und Geschehnisse hinzuweisen, deren Ähnlichkeit mit den jetzigen augenfällig schien. Aber es gibt keine Wiederholungen in der Geschichte. Die gleiche Lage kann nicht in derselben Form wiederkehren, sowohl die begleitenden Umstände wie die handelnden Menschen sind jedesmal verschieden. Persönlichkeiten machen die Geschichte. Die materialistische Geschichtsauffassung, die überall nur den Austrag wirtschaftlicher Fragen sieht, irrt darin, daß die Gemeinschaft über das Individuum eine unbedingte Vorherrschaft besitzen soll. Wäre dem so, dann könnten nur dunkle Massentriebe in der Geschichte der Menschheit vorwalten. Umgekehrt ist freilich die handelnde Persönlichkeit, auch die größte, nicht losgelöst von der Masse, nicht unbeeinflußt von herrschendem Zeitgeist zu denken. Es findet hier eine stete Wechselwirkung statt. Treitschke drückt das mit den Worten aus*: „Die Zeit bildet das Genie, aber sie schafft es nicht. Wohl arbeiten gewisse Ideen in der Geschichte, aber sie einzuprägen in den spröden Stoff ist nur dem Genius beschieden, der sich in der Persönlichkeit eines bestimmten Menschen zu einer bestimmten Zeit offenbart.... Wie es zugeht, daß diese Männer erscheinen, zu rechter Zeit der rechte Mann, das wird uns Sterblichen immer ein Rätsel sein.“ Ähnlich äußert Professor Walter Goetz**: „Die Lebenskraft und Lebensrichtung der Individuen, der Völker bleiben bisher ein unerklärbares Gebiet. Aber so viel ist gewiß: Diese Lebenskraft ist Wille, Tatkraft, und erst durch sie erhält jede Verbindung sozialpsychischer Kräfte ihre Eigenart, ihre besondere Richtung. Jede große Persönlichkeit ist ein Stück besonders stark ausgeprägter Lebenskraft — ein Wille, der sich die sozialpsychischen Faktoren auf seine Art dienstbar macht. Und dadurch wird das Individuum, mag in ihm noch so viel Gegebenes liegen, etwas Neues und Selbständiges.... Nichts zeigt vielleicht deutlicher die sogar mögliche relative Unabhängigkeit des Individuums von der Sozialpsyche als der Umstand, daß die Größten oft zunächst unverstanden bleiben, weil sie der Zeit zu weit vorausgeeilt waren.“

Ist sonach die Wiederkehr völlig gleichartiger Erscheinungen in der Geschichte schon aus dem Grunde nicht möglich, weil die Einzelpersönlichkeiten verschieden sind, so müssen auch die Gesamtheiten zu verschiedenen Zeiten sich mehr oder weniger erheblich voneinander unterscheiden. Die herrschenden geistigen Strömungen haben in den einzelnen Epochen andere Auswirkungen zur Folge. Selbst in dem gleichen Zeitraum sind sie gelegentlich gleichlaufend oder einander entgegengesetzt. Tocqueville sieht mit Recht eine wunderbare Erscheinung darin*, daß nach dem Untergange der alten Kultur zu Beginn des Mittelalters sich in allen Ländern Europas nahezu dieselben staatlichen Einrichtungen herausgebildet haben, und zwar, ohne daß ein näherer Zusammen-

* „Politik“, I. Einleitung.

** „Die Bedeutung von Persönlichkeit und Gemeinschaft in der Geschichte.“ Geschichtliche Abende im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. [illegible] Berlin [illegible] E. S. Mittler & Sohn.

* L'ancien régime et la révolution.

hang zwischen den Völkern bestand, der eine wechselseitige Beeinflussung ermöglicht hatte. Nach ihm gibt es Zeiten, in denen die Menschen durchaus verschiedenartig, und andere, in denen sie merkwürdig gleichartig in ihrem Denken und Empfinden sind. Man kann sich nach alledem nicht wundern, wenn mindestens große Ähnlichkeiten in den Ereignissen und in den Antrieben, die zu ihnen führen, bestehen.

Wohl nirgend tritt das Handeln des einzelnen so sehr hervor wie im Kriege. Die Macht der Persönlichkeit ist hier geradezu entscheidend. Und trotz des schöpferischen Akts, den jeder Führerentschluß darstellt, bietet die Kriegsgeschichte eine große Zahl von Handlungen, die unverkennbare Ähnlichkeiten miteinander aufweisen und zum Vergleich förmlich herausfordern. Es genügt, an die Operationen Friedrichs des Großen auf der inneren Linie gegen seine aus verschiedenen Richtungen auf ihn eindringenden Gegner und unser Handeln im Weltkriege hinzuweisen, auf Napoleons Umgehungsmarsch von Ulm und das deutsche Vorgehen 1914 durch Belgien und Nordfrankreich, auf die Ähnlichkeiten in der Schlachtenlage von Bautzen und Königgrätz, von Leipzig und Sedan — denn ein Sedan hätte Leipzig bei besserer Führung der Verbündeten für Napoleon unbedingt werden müssen. Leuthen und Lodz entsprangen demselben Gedanken Entscheidung suchender Flankenwirkung gegen eine Mehrheit, so verschieden die räumlichen Bedingungen und ziffernmäßigen Stärken in beiden Fällen auch waren. Falsch wäre es nur, wenn man aus solchen Gleichartigkeiten sich sozusagen ein Schema für sein Handeln bilden wollte. Hier gilt es vielmehr, die Mahnung von Clausewitz* zu beherzigen, daß man in den Krieg aus den Büchern nichts mitbringen soll als die Erziehung seines Geistes.

Treten wir in solchem Sinne an die Bücher der Geschichte heran, dann finden wir auch auf dem Gebiet der Politik vielfache Ähnlichkeiten. Ungeachtet der von der unsrigen so verschiedenen Denkweise des Altertums bietet dieses uns deren mehr als das Mittelalter, denn auch dessen Denkweise wich sehr wesentlich von der unsrigen ab. Beim Altertum ist es der große Rahmen, innerhalb dessen die Dinge sich vollziehen, und die hochentwickelte Kultur mit ihrer Schönheit, aber auch mit ihrer Kehrseite, die vielfach an die Gegenwart gemahnen. So ist denn auch die Gegnerschaft zwischen Rom und Karthago während des Weltkrieges vielfach mit der zwischen uns und England bestehenden verglichen worden, nur daß wir leider in der Beharrlichkeit keine Römer waren. In ihrem imperialistischen Denken und in der rücksichtslosen Anwendung der Gewalt gleichen vielmehr die Briten den Römern. Der Zweite Punische Krieg aber zeigt so recht, wie wenig die Menschheit im Verlauf zweier Jahrtausende im Grunde fortgeschritten ist. Mommsens Ausspruch**: „Jenes, wenn auch durch wechselseitige Befehdung unterhalten, doch im ganzen friedliche und freundliche Zusammenleben der verschiedenen Nationen, wie es das Ziel der neueren Völkerentwicklung zu sein scheint, ist dem Altertum fremd; damals galt es Amboß zu sein oder Hammer“, findet in seinem zweiten Teil, wie die neueste Geschichte zeigt, auch auf die Gegenwart Anwendung. Die Ähnlichkeit der damaligen Menschheit mit der heutigen ist größer, als der berühmte Geschichtschreiber ahnen mochte, als er diese Sätze niederschrieb. Seine glänzende Schilderung bestätigt es im übrigen in mehrfacher Hinsicht. Wenn er den Mangel an Individualismus im römischen Wesen der stammlichen, örtlichen und menschlichen Mannigfaltigkeit der Hellenen gegenüberstellt, so gemahnt uns das unwillkürlich an den Gegensatz zwischen englischer und deutscher Art. Indessen auch der äußere Verlauf der Ereignisse in jenem Kriege zwischen Rom und Karthago bietet vielfach Gleichartiges mit den Begebnissen dieser Tage.

Nach der Niederlage Hannibals bei Zama sah sich Karthago genötigt, auf die Bedingungen des Siegers einzugehen. Sie waren nach einem siebzehnjährigen Kriege naturgemäß schwer. Karthago wurde tributpflichtig und verlor seine politische Selbständigkeit, aber das Schlimmste, die in Rom vielfach schon damals geforderte völlige Vernichtung von Stadt und Staat, blieb den Puniern erspart, die Möglichkeit des Wiederauflebens wurde ihnen von Scipio belassen. Mommsen sagt hierüber*: „Es ist wahrscheinlich, daß die beiden großen Feldherren, bei denen jetzt auch die politische Entscheidung stand, den Frieden, wie er war, boten und annahmen, um dort der ungestümen Rachsucht der Krieger, hier der Hartnäckigkeit und dem Unverstand der Überwundenen gerechte und verständige Schranken zu setzen; der Seelenadel und die staatsmännische Begabung der hohen Gegner zeigen sich nicht minder in Hannibals großartiger Fügung in das Unvermeidliche als in Scipios weisem Zurücktreten von dem Überflüssigen und Schmählichen des Sieges. Sollte er, der hochherzige und freiblickende Mann, sich nicht gefragt haben, was es dem Vaterlande nützte, nachdem die politische Macht der Karthager vernichtet war, diesen uralten Sitz des Handels und Ackerbaus völlig zu verderben und einen der Grundpfeiler der damaligen Zivilisation frevelhaft niederzuwerfen? Die Zeit war noch nicht gekommen, wo (wie 50 Jahre später) die ersten Männer Roms sich hergaben zu Henkern der Zivilisation des Nachbarn und die ewige Schande der Nation leichtfertig glaubten, von sich mit einer müßigen Träne abzuwaschen.“ In Karthago aber fand die herrschende Oligarchie den traurigen Mut, eine Untersuchung gegen Hannibal einzuleiten wegen absichtlich unterlassener Einnahme Roms und Unterschlagung der italienischen Beute, und doch hat gerade seine staatsmännische Einsicht das meiste dazu getan, seiner Vaterstadt nach den schweren Kriegsjahren wieder aufzuhelfen. Er hat ihr schließlich die Schmach seiner Auslieferung an die Römer erspart, indem er sich einer solchen durch die Flucht in den Orient entzog. Die Ähnlichkeit der Lage von damals und heute drängt sich hier jedem auf.

Auf die Ähnlichkeit der Verhältnisse in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege und denjenigen von heute ist vielfach hingewiesen worden. In beiden Fällen hat ein langer Krieg die Menschheit verwildert und entsittlicht. Ähnlich trübe Erscheinungen, wie wir sie jetzt an unserem Volke wahrnehmen, werden uns auch aus dem 17. Jahrhundert übermittelt. Inmitten des allgemeinen Niederganges sticht dann freilich die Reinheit vieler Menschen um so mehr hervor. Daß es damals, wenn auch erst ganz allmählich, der Nation gelang, sich innerlich wieder emporzuraffen, darf in uns die Hoffnung erwecken, daß auch wir der üblen Erscheinungen, die sich unter uns zeigen, mit der Zeit Herr werden können, wenn erst die Herstellung völliger Ordnung gelingt, denn es sind nicht nur die Nachwirkungen des Krieges, sondern vor allem der Revolution, die sich zur Geltung bringen.

Bei aller Verschiedenheit in ihrem Anlaß und in ihrem äußeren Verlauf weist doch die große Französische Revolution manches Gleichartige mit der Novemberrevolution von 1918 und ihren Folgen auf. Die Demoralisierung und Zersetzung der Armee, die dadurch zu energischem Widerstande gegen jeden Volksauflauf unbrauchbar gemacht wurde, bilden auch damals den Anfang. Bereits Sybel** ist der Behauptung entgegengetreten, das 18. Jahrhundert habe nur eine politische, erst das 19. eine soziale Revolution angestrebt, und hat nachgewiesen, daß der Kommunismus in der Jakobinerzeit der großen Revolution bereits sein Vorbild gehabt habe, daß kein Vorschlag der heutigen Sozialen im Jahre 1790 nicht auch schon gemacht worden sei. Die Beschlüsse der französischen Nationalversammlung vollzogen sich unter dem Drucke des Proletariats; die Ansicht, das Wesen der Freiheit bestehe darin, den Staat für alle Sorge tragen zu lassen und von ihm überall Abhilfe zu verlangen, beherrschte das Pariser Volk durchaus. Schlemmereien und Protzen mit

* Bd. VII. „Feldzug 1812“.
** „Römische Geschichte“, I. 3 Buch [illegible]

* a. a. O.
** „Geschichte der Revolutionszeit“.

Gegenständen, die auf zweifelhaftem Wege erworben waren, neben grenzenlosem Elend gab es auch damals. Die Assignaten aber, die in stets wachsender Zahl in Umlauf gesetzt wurden, die allein „die Revolution ernährten" und 1795 bereits auf 2½ v. H. heruntergegangen waren, erinnern bedenklich an die jetzige Krisis unserer Valuta.

Während des Weltkrieges wurde bei uns häufig das Beispiel Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege angerufen, denn auch er hatte einen Kampf um das Dasein des Staates zu führen, und die Wucht der auf ihm lastenden Feindschaft war keine geringere als die uns bedrückende. Jakob Burckhardt hat einst gesagt*: „Schicksale von Völkern und Staaten, Dichtungen von ganzen Zivilisationen können daran hangen, daß ein außerordentlicher Mensch gewisse Seelenspannungen und Anstrengungen ersten Ranges in gewissen Zeiten aushalten könne. Alle seitherige mitteleuropäische Geschichte ist davon bedingt, daß Friedrich der Große dies von 1759 bis 1763 in höchstem Grade konnte." Das deutsche Volk hat solche Seelenspannungen nicht ausgehalten und dadurch die Gelegenheit versäumt, die künftige europäische Geschichte in seinem Sinne zu beeinflussen. Ihm mag freilich zur Entschuldigung dienen, daß Burckhardt jenen Satz an den weiteren hinzufügt: „Alles Zusammenaddieren gewöhnlicher Köpfe und Gemüter nach der Zahl kann dies nicht ersetzen." Damit wird die Bedeutung des Genius in das rechte Licht gerückt und zugleich die Erklärung gegeben, warum der preußische Staat in seiner damaligen, einzig auf solchen König zugeschnittenen Ordnung nach Friedrichs Tode einem Jena entgegenging.

Über das Jahr 1806 schreibt v. der Goltz**: „Erschreckend tat der Geist der Zeit sich kund, als die Niederlage eingetreten war. Statt der Aufwallungen eines entrüsteten Nationalgefühls, das zu den Waffen ruft, um die Niederlage des Heeres zu rächen, nehmen wir Gleichgültigkeit, hin und wieder sogar Schadenfreude wahr, vor allem aber eine das Ehrgefühl beleidigende Unterwerfung unter die Macht der vollendeten Tatsachen. . . . Die große Zahl der ‚Aufgeklärten', zumal in den Städten, fand sich mit betrübender Gewandtheit in die Lage der Dinge." Die Franzosen wurden in der entwürdigendsten Art umschmeichelt, Napoleon in allen Tonarten als der große Republikaner und Kosmopolit von der Berliner Presse gefeiert. In den „Neuen Feuerbränden" wurde die Seydlitz-Statue auf dem Wilhelmplatz mit den Worten angeredet: „Versinke, mutiger Mann; in den Umgebungen von Jena und Auerstedt rächte jenes Volk den durch dich ihm abgerungenen Triumph bei Roßbach, und du stehst jetzt nicht gut da. Versinke! Versinke!"

Sind wir durchweg frei von ähnlicher Gesinnungslosigkeit? Jenen mochte noch das völlige Versagen des alten friderizianischen Staates zur Entscheidung dienen, wir aber haben vier Jahre siegreich das Feld behauptet. Gewiß ist unsere Führung nicht von jeder Schuld freizusprechen, aber aus den sich mehrenden Zeugnissen der Gegner ergibt sich unzweifelhaft, daß unser Westheer, als der Waffenstillstand eintrat, noch durchaus leistungsfähig gewesen ist, während ihre eigene Kraft zu versiegen drohte. Wir wären durchaus in der Lage gewesen, dem Krieg einen ehrenvollen Abschluß zu geben, statt einen schmählichen Frieden einzutauschen, wenn die Heimat nicht das Heer in Stich gelassen hätte.

Ist sonach die Wiederkehr ähnlicher Lagen und bei solchen auch ähnlicher Auffassungen in der Geschichte nicht zu bestreiten, so ist damit zugleich die Bedeutung der Geschichte als Lehrmeisterin festgestellt. Wenn sie als solche nicht gewirkt hat, wenn immer wieder behauptet wird, daß die Menschheit nichts aus der Geschichte lerne, so liegt es in erster Linie an der Gedankenlosigkeit der Menschheit, mit der sie nur der Gegenwart lebt. Es fehlt selbst den Gebildeten die Neigung, sich in frühere Zeiten zu versenken. Zum Teil aber ist auch die Art und Weise schuld, in der uns die Geschichte übermittelt worden ist. Es geschah zu sehr im Sinne reinen Wissens, zu wenig in dem praktischer Nutzanwendung. Hier werden wir die bessernde Hand anzulegen haben.

* „Weltgeschichtliche Betrachtungen". ** „Von Roßbach bis Jena und Auerstedt". Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn.

Revolution und Kontrarevolution.

Von Henriette Winand-Riemann.

II.

Er salutiert. (1918.)



Die Fenster der Kasernen klirrten auf die Straßen, Handgranaten wurden geworfen, von Fässern herab wurden Reden gehalten. Irgendeine Stimme befahl, Hunderte von Gliedern gehorchten, irgendwo lief einer, die Menge lief nach — einer zertrümmerte ein Tor, 10 Fäuste halfen, die roten Fahnen wehten über die Köpfe, und eine feldgraue Woge wälzte sich darunter fort. Kopflos rasten die Armeen zurück, Plünderung, Zerstörungswut hinterließ unauslöschlichen Jammer. Eine Herde Hammel und Wölfe in eins, waren sie führerlos sich selbst überlassen. Nun zog man mit Revolutionskokarden in Autos umher, plünderte die Depots, unterband den Verkehr, besetzte die öffentlichen Ämter, verjagte die Fürsten und — Mütze schief auf dem Ohr, geladenes Gewehr in der Hand, geraubte Stiefel über die Schulter, überfiel man die Kameraden, riß ihnen Abzeichen und Orden herunter, knallte in die Luft und fühlte sich Herr der Situation. Mit Schüssen wurden die elektrischen Bahnen zum Stehen gebracht und die Offiziere herausgeholt, statt des Klingelzeichens wieder geschossen, und die Schaffner dankten ihrem Schöpfer und der Verwaltung, daß sie keine Kokarde an der Mütze trugen. Die Bürger fluchten und kuschten, und die meisten Offiziere, außer denen, die selbst am lebhaftesten Fenster einschlugen, verkrümelten sich mit Blitzesschnelle in die Häuser, während andere willenlos sich ihrer Abzeichen berauben ließen: — der Plebs mußte respektiert werden. Die wenigsten widersetzten sich.

Ein blutjunger Fähnrich ging hoch aufgerichtet durch die Straßen. Er trug seine schwarz-weiß-rote Kokarde, er trug seine Abzeichen, er trug seine eisernen Kreuze und er trug seinen Kopf so hoch. — Hast du nicht gesehen! Ging und trug seine Verachtung spazieren. Ein Milchgesicht hatte er, so zart, so zart, und ein paar braune Knabenaugen leuchteten darin, und die ganze Gestalt schmalschultrig und lang, wie es sich halt für so einen Fähnrich geziemt — mit fünf seiner Art wäre einer dieser wildgewordenen, knallenden, pudelhaarigen Soldaten leicht fertig geworden: ein Fußtritt in die Visage und Schluß mit dem Vergnügen — das Lebenslicht wäre davon geflogen wie ein Federlein.

Das Kerlchen starrte die Leute an, die rechts und links den Kameraden die Abzeichen nahmen. Er ging an diesen Schweinehunden dicht vorbei, geradeswegs hindurch, wo sie zu Trupps standen, er stieß fast an sie an, er wollte, daß sie auf ihn loskämen: Es sollte nur einer wagen! Es sollte nur einer seine Mütze anrühren! Und kommen da auch wieder drei baumlange Kerle, roh in Gesicht und Fäusten, schwitzend vor all der Zerstörungswut und Arbeit. Ringsumher springen die Fensterscheiben, und die Kugeln pfeifen durch die Luft. Das Bürschlein sieht die drei sich entgegenkommen — jetzt denkt er, jetzt . . . gleich gehen sie auf mich los . . . und hält seine Nase hoch in die Luft und die Fäuste in der Tasche geballt. Die Blicke der drei, die schon von weitem in spöttischer Wut Kokarde und eisernes Kreuz gemessen, fallen plötzlich stumm in das Chaos, gleiten an ihm ab, die Schritte trampeln dicht an ihm vorbei, fast wichen sie aus . . . Dem Milchgesicht steht das Mündchen offen . . . Geschont? Geschont?!! Gefürchtet doch wohl kaum? . . . Ratlos blickt er in die Woge aufrührerischer Horden, die da und dort auftauchen, während die Zivilisten ängstlich und kopfschüttelnd über die Steige trippeln.

Mit einem Male strafft sich des Fähnrichs Blick . . . er trifft, auf kurze Entfernung, seinen Major. Ohne Abzeichen, die Achselstücke abgerissen, zusammengekrochen, ängstlich schielend geduckt wie unter fürchterlichem Ungewitter auf offenem Felde. Ringsumher knattern die Rufe: Nieder der Militarismus! Es lebe die Revolution! Da steht Milchbart mitten im prasselnden Aufruhr stramm. Hacken zusammen. Hand an die Mütze, Augen fest auf den Major. Salutiert und stramm gestanden: als stünde er vor dem Kaiser. Und langsam kriecht die zitternde Majorshand hervor, hebt sich an die Mütze . . . dann plötzlich geht ein Ruck durch den Körper, er richtet sich straff auf, verläßt den Schatten der Häuser und geht ruhig und nackensteif über die Straße. Bis er um die Straßenbiegung verschwunden, steht Kerlchen Milchbartgesicht stramm und salutiert!

Und dann fällt eine brüllende dunkle Soldatenwoge über ihn her . . . Kerlchen . . . Kerlchen . . . Wie stehst du aufrecht vor deinem Schöpfer!

Die Blinden. (1919.)

Am Horizont verschwammen die zitternden Farbentöne zu silberner Ruhe. Wie eine schmalbettige, opalisierende Muschel lag das Meer unter dem zarten Baldachin des Himmels. Erst eine kurze Strecke vom Lande entfernt wurden die Farben kräftiger, als hätte ein feiner Pinsel etwas Grün und Pfauenblau über das Perlmutt gestrichen. Dort sah man auch, daß es Wasser war, das unter lichten Schleiern zu dunklen Tiefen strömte. So klar und weit und festlich wölbte sich des Himmels Blau, daß die Wälder wie schwarzgrüne Teppiche über der Erde lagerten. Kein Windhauch durchstreifte die Luft, kein Schiff durchschnitt die Flut. Übermütig schwangen die Vögel sich empor und ließen sich mit breitem seligen Flügelschlag wieder in traumumsponnene Tiefen gleiten. . . .

Der Blinde streckte sein Gesicht der Wärme zu. Er fühlte tief und gleichsam aufpflügend, wie die Sonnenstrahlen seine Haut durchglühten. Kein Lächeln stieg aus der Blässe seines Antlitzes. Zwei gläserne Gebilde starrten aus Höhlen, in denen die Schönheit der Welt versunken war. Vom Perlmutterglanze da draußen drang nichts mehr zu ihm. — Zu allem, was gewesen und in ein lebendiges Grab hinabgesunken war, war ein Unbekanntes, Heiliges mit hinabgeglitten: das Gesicht seines Knaben. Der Mann kannte es nicht. Erst lange, nachdem es Nacht um ihn geworden war, hatte er den kleinen Kopf mit dem weichen, feinen Haar unter seinen tastenden Händen gefühlt. Und die Finsternis ward weit und still, als eine helle Knabenstimme zu ihm sprach. Die Hände des Blinden kannten nun und liebten den Sohn, die Ohren tranken all die zarten und übermütigen Töne. Jetzt hieß es, auf sich selbst aufpassen! Die Hände mußten Wächter, Späher, Ordner sein. Sie waren ängstlich darauf bedacht, jede Unordnung, jede kleine Nachlässigkeit des eigenen Anzuges, einen etwas schief gezogenen Scheitel, kurz, jedes Zeichen seiner Unselbständigkeit zu entdecken und zu ordnen. Er fürchtete nichts so sehr, als hilflos, bejammernswert oder ekelerregend zu erscheinen. Seine Haltung war fast steif durch den Willen, aufrecht zu gehen, seine Kleidung schien beinahe zu korrekt, seine Hände waren wohlgepflegt, und sein Körper atmete jene Frische, die den Gedanken an Gebrechen nicht aufkommen läßt. Der Blinde arbeitete. Er übte unverdrossen Stunde um Stunde, er unterwies seinen heranwachsenden Jungen und tappte sich in seinem Leben zurecht, so gut es ging. Das Opfer, das er seinem Lande gebracht hatte, bereute er nicht. Aufrecht wollte er durch die Finsternis gehen, bis ewige Helle sein Teil werden würde. . . . Und es gelang.

Er merkte es kaum, wie liebevolle Frauen am Werke waren und ihm langsam hinüber halfen in dies neue dunkle Leben. Wie sie ihm fernhielten, was ihn niederwerfen konnte. Wie selbst Deutschlands Zusammenbruch ihm so übermittelt ward, daß sein Stolz nicht zu Boden geschlagen wurde. Ja, er hatte vielleicht nie tiefer und stolzer die Restlosigkeit seines Opfers empfunden als an dem Tage, an dem es klar wurde, daß es vergeblich gebracht war. Vergeblich, weil, wie er hörte, ein wimmelnder Menschenhaufen da war, der sich wie Würmer von Toten nährte. Man hatte dem Blinden davon erzählt; sehen konnte er ja die Menschen nicht. Seine Erinnerung war noch bei dem Antlitz tapferer Kameraden. Nur zögernd glaubte er das Märchen von Deutschlands Niedergang. Leise und schonend war es ihm von bebenden Frauenlippen übermittelt. Aber jene unzähligen Einzelheiten, die aufrechte Seelen zernagten und todeswund machten, drangen nicht bis zu ihm. Er sah das Antlitz des Volkes nicht. Die Revolution vollzog sich hinter dunklem Vorhang; der Lärm, der zu dem Mann herüberdrang, war gedämpft. Man sagte: Dies ist die unterirdische Strömung, der die alte Regierung sich ausgeliefert hatte. Und man sagte: Dies ist der Frieden, den die neue Regierung abgeschlossen hat. Und der Blinde hörte: Deutschland drängt sich danach, in einen Völkerbund aufgenommen zu werden, dessen Gründer dem deutschen Volke ins Gesicht spieen. Er wußte, daß Bürger und Proletarier dies duldeten. Aber in quälerischer Grübelei suchte er in einem Häuflein, das Macht und Handeln an sich gerissen, Ursache und Möglichkeit solcher Schmach. Und nach und nach verdichtete sich, was von außen her zu ihm drang, zu der Idee des Gottesgerichtes. Gott verließ die Menschen, die nicht bereit waren, auch erfolglos für die Sache zu kämpfen. Wer war es gewesen, der menschliche Einsicht so sehr überschätzte, daß er die Waffe fallen ließ und den Boden preisgab, für den seine Brüder schwere Tode gestorben waren? Tausend ausgestreckte Finger wiesen aufeinander. Vor des Blinden innerem Schauen tauchten unzählige Gleichnisse auf: Ulysses, der den Strand von Ithaka vergeblich suchte, Semele, die in unheiliger Neugier verbrannte, der Korse mit den gebrochenen Schwingen: Aufstieg und Niedergang des Christentums, des deutschen Volkes Hohe-Lied des Sterbens — Menschen und Menschen — vielfache — sie alle verloren mit ihres Glaubens Kraft ihr Glück. Wie Adam und Eva vor dem Tore des Paradieses, so schien ihm nun, entzaubert und verdammt, das Volk vor seiner Seele Grenze zu liegen. Neugierig und naschhaft hatte es von blutigster Erkenntnis gekostet: hatte herrschen wollen, ehe es zu dienen gelernt hatte. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

J. M. Keynes, Vertreter des britischen Schatzamtes bei den Verhandlungen der sogenannten Friedenskonferenz, hat seine Eindrücke und Ansichten vor kurzem in einem aufsehenerregenden Buch niedergelegt. London [illegible]. Uns interessiert daran nicht nur der genaue Nachweis, den er über die Unausführbarkeit der [illegible] erbringt, sondern auch seine Schilderungen von der Persönlichkeit und Haltung der beiden Hauptpersonen [illegible] Konferenz. Das Wesentlichste davon möge hier in Übersetzung daher wiedergegeben werden. Wir bringen nachstehend die beiden Clemenceau und Wilson betreffenden Abschnitte. Die Redaktion.

Clemenceau.

„Clemenceau war das weitaus bedeutendste Mitglied des Viererrats und kannte genau seine Kollegen. Er allein hatte einen festen Plan, dessen Folgen er sorgsam überlegt hatte. Sein Alter, Charakter, Witz, Erscheinung verliehen ihm den Schein von Sachlichkeit und Zielbewußtheit inmitten allgemeiner Verwirrung . . . Im Viererrat trug er stets einen Gehrock von gutem, dickem, schwarzem Tuch und an den nie entblößten Händen graue schwedische Handschuhe. Seine Stiefel waren von dickem, schwarzem Leder, sehr gut aber von ländlichem Stil und manchmal vorn durch eine Schnalle statt durch Senkel geschlossen. Er saß im Ratszimmer der Präsidentenwohnung auf einem breiten Stuhl in der Mitte des vor dem Kamin aufgebauten Halbrundes, Orlando zu seiner Linken, der Präsident am Kamin, der englische Premier zu seiner Rechten an der anderen Seite des Kamins. Er führte weder Akten noch Portefeuille bei sich und keinen Privatsekretär, wenn auch verschiedene französische Minister und Beamte eintretendenfalls zu seiner Verfügung waren. Sein Gang, seine Hand, seine Stimme waren nicht ohne Kraft, doch zeigte er, besonders nach dem Attentat, den Anschein eines sehr alten Mannes, der seine Kraft für besondere Gelegenheiten spart. Er sprach selten und überließ die einleitenden Erklärungen den französischen

Beamten. Oft schloß er die Augen und saß zurückgelehnt mit seinem unbeweglichen wie pergamentnen Gesicht, die graubehandschuhten Hände vor sich gefaltet. Gewöhnlich begnügte er sich mit einem kurzen, schneidenden oder zynischen Wort, einer Frage, einer Bloßstellung seiner Minister im Notfalle, oder einem Beweis seiner Unnachgiebigkeit, unterstützt durch wenige, eigenartig ausgesprochene englische Worte. Wenn erforderlich, zeigte er aber Leidenschaft, und sein plötzlicher Wortstrom, dem oft ein Hustenanfall folgte, übte seine Wirkung mehr durch Kraft und Überraschung als durch Überzeugungskunst. . . . Er dachte über Frankreich, was Perikles über Athen dachte — es stand ihm über alles, nichts zählte daneben. Aber sein politisches Glaubensbekenntnis war das Bismarcks. Er hatte nur eine Illusion: Frankreich, und eine Enttäuschung: die Menschheit, die Franzosen und nicht zum wenigsten seine Kollegen inbegriffen. Seine leitenden Gedanken beim Frieden waren sehr einfach. Erstlich glaubte er fest, daß der Deutsche nur auf dem Wege der Einschüchterung geleitet werden kann, daß er ohne Großmut und Gewissen ist, wenn er verhandelt, daß er keinen sich bietenden Vorteil dem Gegner gegenüber ungenützt läßt, daß er für seinen Vorteil zu jeder Erniedrigung bereit ist, daß er ohne Sinn für Ehre, Stolz und Gnade ist! Man müsse daher mit dem Deutschen nie verhandeln und ihn nie zu versöhnen suchen, sondern ihm die Bedingungen vorschreiben. Nur dann wird er den Gegner achten und ihn nicht zu betrügen suchen. Es ist indessen zweifelhaft, wie weit er diese Charaktereigenschaften nur Deutschland zuschrieb, und ob sein Urteil über andere Völker im Grunde anders war. In seiner Philosophie war daher kein Platz für Sentimentalität in internationalen Fragen. . . . Machtpolitik wird immer den Ausschlag geben. Weder der eben beendigte Krieg noch sein Zweck bieten Raum zu neuen Auffassungen. England hat heute, wie in jedem früheren Jahrhundert, den seine Handelsvormacht bedrohenden Gegner vernichtet. Ein wichtiger Abschnitt im alten Streit Deutschlands mit Frankreich ist abgeschlossen. Klugheit erfordert den Anschein einer gewissen Rücksicht auf die „Ideale" verrückter Amerikaner und gar zu heuchlerischer Briten. Aber es wäre dumm, zu glauben, daß in der Welt in Wahrheit Raum für einen Völkerbund und irgendein Sinn im Prinzip der Nichteinmischung im Selbstbestimmungsrecht der Völker ist, außer als geschickte Formeln für Regelung des Weltgleichgewichts zum eigenen Vorteil. . . .

Nach seiner Ansicht ist auch in Zukunft Europas Geschichte nichts als ein ewiger Kampf. Frankreich hat jetzt gewonnen, aber der Kampf ist nicht zu Ende. Frankreichs und Clemenceaus Politik beruht daher auf dem Glauben, daß im Grunde alles beim alten bleibt, da alles auf dem Wesen der menschlichen Natur beruht, die sich nicht ändert, und daß auf die Lehre vom Völkerbund nicht zu bauen ist. Ein Friede der Großmut und Gerechtigkeit auf Grundlage der „ideologischen" vierzehn Punkte Wilsons hätte nach ihrer Ansicht nur Deutschlands Wiedererhebung und den Tag beschleunigt, an dem es wieder seine größeren Menschenmassen, seine überlegenen Hilfsquellen und sein technisches Geschick gegen Frankreich ins Feld führen wird. Daher brauchten sie „Garantien", und da jede Garantie neuen Haß erzeugt und die Wahrscheinlichkeit eines Rachekrieges steigert, wurden weitere Vernichtungsmaßnahmen nötig. . . . So kam man zu der Häufung von Maßnahmen zur Zerstörung eines hochentwickelten Wirtschaftslebens. . . . Es ist die Politik eines alten Mannes, der noch ganz in der Erinnerung und unter dem Eindruck der Vergangenheit lebt und nicht mit der Zukunft rechnet. Für ihn stehen die französisch-deutschen Beziehungen, nicht Menschlichkeit und europäische Zivilisation auf dem Spiel. . . . Er erwartet weder, noch hofft er auf der Schwelle einer neuen Zeit zu stehen."

Wilson

„Als Präsident Wilson Washington verließ, erfreute er sich eines Ansehens und eines moralischen Einflusses in der Welt, wie sie noch nie dagewesen. Seine kühnen und maßvollen Worte hatten die Völker Europas fortgerissen und deren Politiker lahmgelegt. Die feindlichen Völker vertrauten, daß er die Verpflichtungen ausführen werde, die er ihnen gegenüber eingegangen. Die Verbündeten erkannten ihn nicht nur als Sieger, sondern als eine Art Propheten an. . . . Nie hatte ein Philosoph solche Macht, um alle Fürsten der Welt seinem Willen gefügig zu machen. . . . Aber die Enttäuschung war so vollständig, daß viele, die am meisten auf Wilson gebaut, später kaum noch davon zu sprechen wagten. Konnte es wahr sein? fragten sie die von Paris Heimkehrenden. War der Vertrag wirklich so schlecht, wie es schien? Was war mit dem Präsidenten geschehen? . . . Die Ursachen waren sehr gewöhnlich und menschlich. Der Präsident war weder Held noch Prophet, nicht einmal Philosoph, nur ein wohlmeinender Mann mit manchen menschlichen Schwächen und ohne die überlegene geistige Begabung, die nötig gewesen wäre zum Wettkampf mit den höchst gewandten und gefährlichen Hexenmeistern, die der Kampf der Kräfte und Persönlichkeiten an die Spitze gebracht hatte. Der Präsident war aber in solchem Kampf ganz unerfahren. . . . Wir wußten, daß er einsiedlerisch veranlagt war, und glaubten ihn starkwillig und hartnäckig. Wir sahen in ihm nicht einen Mann der Kleinigkeiten, und die Klarheit, mit der er gewisse große Gesichtspunkte aufgestellt hatte, würde ihn mit seiner Zähigkeit instand setzen, die seinen Weg sperrenden Spinnennetze zu zerreißen. . . .

Schon der erste Eindruck zerstörte einige der Erwartungen. Wohl waren Kopf und Zug fein und glichen seinen Photographien, und seine Halsmuskeln und seine Kopfhaltung verrieten Vornehmheit. Aber wie Odysseus erschien Wilson im Sitzen weiser als im Stehen, und seinen Händen . . . fehlte Feinheit und Gefühl. Der erste Blick verriet nicht nur, daß von Haus sein Temperament nicht das des Lernenden oder Gelehrten war, sondern daß er nicht einmal viel von der Weltgewandtheit und Schulung besaß, die Clemenceau und Balfour als ausgezeichnet gebildete Männer ihrer Klasse und ihres Zeitalters kennzeichnen. Dazu war er nicht allein äußerlich empfindungslos für seine Umgebung, sondern er verstand sie überhaupt nicht. Welche Aussichten konnte ein solcher Mann haben gegenüber einem Mann wie Lloyd George mit seinem unfehlbaren Blick für seine Umgebung? . . . Dieser blinde und taube Don Quichotte begab sich in eine Höhle, wo das rasche und blitzende Schwert in der Hand des Gegners war!

Aber wenn der Präsident nicht der königliche Philosoph war, was war er? Ein Mann, der einen großen Teil seines Lebens auf einer Universität verbracht. Er war keinerlei Geschäftsmann oder Parteipolitiker, aber ein Mensch mit Kraft, Persönlichkeit und Bedeutung. Aber wie war sein Temperament? . . . Er war wie ein nonkonformistischer Prediger, etwa wie ein Presbyterianer. Sein Denken und Fühlen war wesentlich theologisch, nicht logisch, mit all den Vorzügen und Nachteilen dieser Denkweise. Von diesem Typus existieren jetzt in England und Schottland nicht mehr so prächtige Beispiele wie früher, aber diese Beschreibung gibt dem Durchschnittsengländer das beste Bild von Wilsons Wesen. . .

Man nahm bei Beginn der Pariser Verhandlungen allgemein an, daß der Präsident mit Hilfe zahlreicher Sachverständiger einen vollständigen Plan für den Völkerbund wie für die Durchführung seiner 14 Punkte aufgestellt habe. In Wahrheit aber hatte er nichts ausgedacht. Als es an die Ausführung ging, waren seine Gedanken nebelhaft und unvollständig. Er hatte weder Plan noch Richtlinien, noch Vorschläge für Durchführung der Gedanken, die er im Weißen Hause als Gebote aufgestellt hatte. Er konnte wohl eine Predigt darüber halten oder ein prächtiges Gebet für ihre Verwirklichung an den Allmächtigen richten, aber er konnte sie den wirklichen europäischen Verhältnissen nicht anpassen. Er besorgte nicht allein keine vorbereiteten Vorschläge, sondern er war auch in vielen Dingen über die europäischen Verhältnisse schlecht unterrichtet . . . Und sein Geist war langsam und unfähig zur Anpassung. Seine Schwerfälligkeit unter den Europäern war bemerkenswert. Er konnte das, was gesagt wurde, nicht rechtzeitig auffassen, die Lage mit einem Blick übersehen, rasch eine Erwiderung finden und durch rasche leichte Stellungswechsel Einwänden begegnen. Er unterlag daher stets der Schnelligkeit, Schläue und Beweglichkeit Lloyd Georges. Selten wohl ist ein Staatsmann ersten Ranges so wenig Verhandlungen gewachsen gewesen. Sein Geist war zu langsam und hilflos, um im Notfall einen Ausweg zu finden. Höchstens stellte er sich und verweigerte jedes Nachgeben, wie in der Fiumefrage. Aber da er keine andere Verteidigungswaffe kannte, gelang es den Gegnern meist im letzten Augenblick, zu verhindern, daß es so weit kam. Seine Begleiter waren unerfahren in öffentlichen Angelegenheiten und kannten Europa so wenig wie er. Dazu wurden sie nun sehr unregelmäßig befragt. . . . Da der

Präsident nichts vorbereitet hatte, dienten dem Rat in der Regel französische oder englische Vorschläge als Unterlage. Dazu wußte man es bald so einzurichten, daß es aussah, als nehme der Präsident aus seinen Einwänden für Deutschland Partei und bringe sich in den Verdienst „prodeutsch“ zu sein. Unglücklicher- und törichterweise war er gegen diesen Vorwurf sehr empfindlich.“ . . . Sobald Wilson den Weg der Kompromisse beschritten hatte, traten die Mängel seines Temperaments und seiner Vorbereitung verderblich zutage. Er konnte die obere Linie halten und sich auf Hartnäckigkeit versteifen, er konnte Noten vom Sinai oder Olymp senden, er konnte unnahbar im Weißen Hause oder selbst im Zehnerrat bleiben, dann war er sicher. Aber er ließ sich herab, in den Viererrat zu treten, und da war er verloren. Hier wurde seine theologische oder presbyterianische Veranlagung gefährlich. Wenn er einige Zugeständnisse für unvermeidlich ansah, konnte er versuchen, durch Festigkeit, Geschick und Ausnützung der Finanzkraft Amerikas wenigstens das Wesentliche zu retten, selbst wenn Kleinigkeiten geopfert wurden. Aber zu so klarer Selbsterkenntnis war er nicht befähigt. Er war zu skrupelvoll. Obwohl jetzt Zugeständnisse nötig waren, blieb er der Mann der Prinzipien und der vierzehn Punkte. Er wollte nichts Unehrenhaftes tun, nichts, was nicht recht und billig war, nichts, was seinem großen Glaubensbekenntnis zuwider lief. So wurden die vierzehn Punkte . . . ein Aktenstück für Auslegungen, Erläuterungen und alle Mittel der Selbsttäuschung. Es ging dem Präsidenten wie seinen Vorfahren, die sich einredeten, daß alles, was sie jeweilig taten, genau den Vorschriften des Pentateuch entsprach! . . . So begann das Gewebe von Sophisterei und jesuitischer Exegese, das schließlich mit seiner Unaufrichtigkeit die Sprache und den Inhalt des ganzen Vertrags erfüllte. . . . Die feinsten Wortverdreher und überkritischen Silbenstecher wurden herangezogen und brachten ein Werk zusammen, das selbst einen klügeren Mann als den Präsidenten eine Stunde lang täuschen konnte.‘ . . . Trotz allem und allem glaube ich, daß Wilson sein Temperament erlaubte, Paris als völlig aufrichtiger Mann zu verlassen. Vielleicht ist er bis heute noch aufrichtig der Überzeugung, daß der Vertrag in nichts seinen früheren Erklärungen widerspricht.“

Unter der Lupe

Wer hat recht? Selbst die Sieger der vergangenen Umsturztage sind — anscheinend durch ihren Sieg — ein wenig verwirrt worden. Die Denkmaschine und Schreibmaschine etlicher Leute ist etwas in Unordnung geraten, und die Tasten schlagen ganz anders an, als beabsichtigt ist. Tröstlich ist allein der Eifer und die Sicherheit, mit der die Sieges- und Heilswahrheiten und Weisheiten aufgestellt werden. Dafür einige Beispiele.

Am 17. März teilte die Preußische Staatsregierung mit, daß alle Zeitungsbesetzungen, Telephonzensur usw. sofort aufgehoben würden. Eine unmittelbare Folge dieser Verordnung war die Sperrung der verschiedenen Ämter für Privatgespräche, die noch mehrere Tage anhielt.

Der Generalstreik wurde, laut Anschlag, am 20. März für aufgehoben erklärt: auf die nichtstreikenden Leser haben diese Erklärungen ihre Wirkung nicht verfehlt; beruhigt gingen sie nunmehr sofort ihren Geschäften nach.

Einige Blätter der Mehrheitsparteien sprachen am Mittwoch von einem Sieg des Volkes, von einem Sieg der Mehrheitsparteien, einige sogar von einem Sieg der Regierung. Gleichzeitig brachten sie die Nachricht, daß die Arbeiterschaft, die in der Hauptsache durch Kommunisten und Unabhängige repräsentiert wurde, den Rücktritt der Regierung und eine reine Arbeiter-Regierung forderte und durchzusetzen gedächte. Und die Regierung? Und die Mehrheitsparteien? Die Sieger?

Blätter der „Mehrheitsparteien“ warnen eindringlich vor dem Fehler der Überschätzung der bolschewistischen Gefahr. Von links drohe keine Gefahr. Als Illustration findet man in den Blättern die Nachrichten aus dem Ruhrgebiet, die — ohne gefärbt zu sein — stark nach roter Farbe aussehen. „Von Diktatur und Rätesystem ist seit dem ersten Aufruf in keinem mehr die Rede“, verkündet der „Vorwärts“ am 27. März; einige Zeilen weiter unten meldet er aus Duisburg ein Einigungsprogramm der S. P. D. und U. S. P., das in klaren Worten die Räteherrschaft fordert — Forderungen, gegen deren Radikalismus er schon allein ihre Unausführbarkeit ins Treffen führt. Die Konsequenzen aus dieser Schreib- und Denk-Technik zieht am reinsten der „Temps“, wenn er mit Vergnügen den Schlachtruf der „Frankfurter Zeitung“ aufnimmt „Von links droht keine Gefahr, die Drohung kommt von rechts“ und demgemäß mit allen Kräften gegen die Entsendung der Truppen ins Ruhrgebiet protestiert, denn auch die „Frankfurter“ fordert Verhandeln, nicht den Kampf mit den Waffen; immerhin gibt auch sie eine Art bewaffneter Arbeiter-Armee zu. Wieviel klarer und eindeutiger ist da doch die „Freiheit“. Sie erklärt (am 24. März) die Meldungen von der Existenz einer Roten Armee für eine Lüge. Was nicht hindert, daß man regelrechte Heeresberichte vorgesetzt bekommt.

Ja, wer hat recht? Wer zuletzt spricht, scheint mir . . .

Die außerordentliche Steigerung der Herstellungskosten, besonders des Papierpreises, zwingt uns zu einer neuerlichen Preiserhöhung. Ab 1. April 1920 kostet jedes Heft des „20. Jahrhundert“ 75 Pfennig.

Der „Milliardensegen" der Entente.



„Fürchten muß ich die Danaer auch, wenn Geschenke sie bringen."

Druck und Verlag der August Scherl G. m. b. H., Berlin SW • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. E. Marling, Berlin-Friedenau.

Preis 75 Pfennig



Nummer 13 | 10. April 1920 | 2. Jahrgang.

Das ist die Gefahr!

Die Selbstmörder.

Von Friedrich Hussong.

Heute ist das regierende Etwas auf den Namen Müller getauft. Gestern hörte es auf den Namen Bauer. Aber ein Unterschied zwischen heute und gestern ist nicht zu merken, es ist Müller wie Bauer, Jacke wie Hose.

Es gibt Leute, die glauben boshaft zu sein, wenn sie behaupten, die Regierung spiele Echternacher Springprozession. Aber bei der Echternacher Springprozession geht es unter Gebeten immer drei Schritte vorwärts und zwei Schritt rückwärts. Der Weg der Regierung aber geht unter Flüchen immer zwei Schritte vorwärts und drei Schritte zurück.

Das angeblich regierende Etwas und seine Gläubigen sagen, diese Regierung stehe auf dem Boden der Demokratie. Aber man sieht Herrn Müller — heißt er Hermann oder Richard? — und die Leute um ihn — was hätte es für Zweck, ihre Namen sich erst merken zu wollen? — man sieht sie nur diesen Boden der Demokratie einander unter den Füßen wegschaufeln. Man sieht Herrn Müller Herrn Kunze und Herrn Kunze Herrn Meyer schaufelweise den Boden unter den Füßen wegholen, und sieht sie so miteinander sachte in das selbstgegrabene Grab sinken, immer schaufelnd, immer schaufelnd. Ein seltsames, unheimliches Schauspiel. Und ringsum stehen die Demokraten aller Fakultäten, von der Scheidemannschen bis zur Fehrenbachschen und murmeln: Aufbau! Aufbau! Und keiner wagt zu erkennen und zu bekennen: Aber sie graben ja nur ein Grab.

Sie fristen ein schattenhaftes Dasein mit zwei Redensarten: Wir stehen auf dem Boden der Demokratie, und: Der Feind steht rechts. Damit suchen sie sich und uns über die beiden Grundtatsachen ihrer gespensterhaften Existenz zu betrügen. Sie haben nämlich den Boden der Demokratie selbst zerstört, und sie blicken krampfhaft und mit überquellenden Augen auf den besiegten Gegner zur Rechten, um nicht zu sehen, wie der unerbittliche Todfeind zur Linken ihnen näher und näher die Vernichtung trägt.

Was tun sie? Sie verhandeln. Sie wollen die Weltgeschichte beschwatzen. Es ist, wie vor einem Jahr in Weimar: Während in Berlin und Hamburg und anderswo mit Maschinengewehren und Kanonen das deutsche Schicksal gemacht wurde, führte man in Weimar ein parlamentarisches Schattenspiel von Pseudodemokratie auf, das nicht von der allerleisesten Wirkung auf die Gestaltung des deutschen Schicksals war. Damals hieß das regierende Etwas Scheidemann; aber das Spiel zwei Schritte vorwärts, drei Schritte rückwärts war dasselbe, wie seither. An einem Tag sagte Herr Scheidemann mit männlichem Brustton und rollenden Äuglein: Räte — niemals! Und am andern schlug er mit der Faust aufs Pult und rief mit martiger Stimme: Wir müssen die Räte in der Verfassung verankern! Und er verankerte. Und die Demokraten von David bis Gröber mit ihm. Aber der Ankergrund war nicht der vielberufene Boden der Demokratie, auf dem man zu stehen vorgab, sondern der Schlickboden der Diktatur des Proletariats, auf den man abgerutscht war.

So ging es und geht es noch heute. Man hat den Generalstreik beendet, den man selber angezettelt hatte. Ganz überflüssigerweise angezettelt, da der Kapp-Putsch auch ganz automatisch in sich selbst zusammengerutscht wäre, sobald sich herausstellte, daß nichts dahinter stand. Nun aber die Geister, die man überflüssigerweise gerufen hatte, glimpflich wieder los werden! Jawohl, man beendete den Generalstreik. Aber um welchen Preis! Um den Preis seiner selbst; um den Preis der Demokratie.

Oder heißt es nicht all und jeden Grundsatz des Parlamentarismus und der Demokratie preisgeben, wenn man der Leitung der bekanntlich unpolitischen Gewerkschaften in aller Form den maßgebenden Einfluß zusichert auf alle wirtschaftliche und soziale Gesetzgebung, auf die Verwaltung und auf die Entscheidung über Krieg und Frieden? Wann je hätte der Absolutismus, unter dem wir gestöhnt haben sollen, sich solcher Machtvollkommenheit rühmen dürfen? Wann je hätte er eine solche Entrechtung der verfassungsmäßigen Parlamente auch nur zu denken wagen dürfen? Was bedeutet ein solcher Pakt anderes als die grundsätzliche und tatsächliche Preisgabe der Demokratie durch die Demokraten und die Diktatur der Gewerkschaften?

Und jetzt weiter: Revolution, Bolschewistenherrschaft, Bürgerkrieg im Ruhrgebiet. Die Städte hungern, die Kanonen donnern, die Säuglinge verschmachten, die Kranken kommen um, die Banden des roten Schreckens morden, plündern, stehlen, erpressen, drohen Vernichtung unserer letzten Reserve wirtschaftlicher Kraft. Das Ding Regierung aber verhandelt. Städte und Dörfer schreien um Hilfe, um Soldaten um Sicherung Leibes und Lebens. Das Ding Regierung verhandelt. Jeder lebendige Mensch sieht, hört und fühlt: Hier ist äußerste Gefahr. Das Ding Regierung erklärt, sie werde weiter verhandeln. Die Bergwerke werden unterminiert, die Schächte ersaufen. Das Ding Regierung verhandelt, verhandelt. Die Bürger und Arbeiter schreien händeringend nach der Reichswehr. Das Ding Regierung schickt Zivilkommissare, damit nicht etwa geschossen werde. Die Regierung schließt Waffenstillstand; aber niemand hält sich daran als ihre Truppen. Sie macht diese einzige Waffe, die sie hat, die jämmerlich genug ist, zu einem Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlt. Während den Bevölkerungen ganzer Städte das Messer an der Kehle sitzt, erklärt sie, zum laut sich äußernden Zorn der Presse, die Lage entspanne sich. Als sie am nächsten Tage merkt, daß sie in Wahrheit völlig ohnmächtig dem Elend gegenübersteht, erklärt sie durch den Mund Herrn Müllers, der auch Bauer oder Schmidt heißen könnte: Ich kann mir nicht helfen, die Presse sieht die Sache zu harmlos an.

Ja, er kann sich nicht helfen; sich und anderen nicht. Diese Regierung ist die organisierte Hilflosigkeit. Schlimmer: Sie ist die Aufhebung ihrer selbst. Sie ist der politische Selbstmord. Damit ihr niemand den Bauch aufschlitzen soll, schlitzt sie ihn sich selber auf. Sie verzichtet nicht etwa nur auf ihre elementarsten Rechte gegenüber dem Gesindel, das ihr und Deutschland einen widernatürlichen Krieg macht. Sie verzichtet auf die Ausübung ihrer elementarsten Pflicht. Diese Regierung verhandelt mit Mördern, die noch den Dolch im Leibe der Ermordeten um- und umdrehen.

> Der eine fragt: Was kommt danach?
> Der andere: Was ist recht?
> Und also unterscheidet sich
> Der Freie von dem Knecht.

Diese Regierung fragt nicht: Was ist recht? Sie fragt: Was könnte mir passieren. Sie ist der Knecht ihrer Angst um ihrer Kurzatmigkeit. Ihre Herren sind die Radikalen, und deren Herren die noch Radikaleren. Und mit der Taktik, die man nicht Echternacher Springtaktik nennen darf, wird sie, wie sie gestern gegenüber den Gewerkschaften moralischen und politischen Selbstmord an sich und der Demokratie vollzogen hat, vielleicht morgen gegenüber den Bolschewisten des Ruhrgebietes grundsätzlich auch leiblichen Selbstmord begehen, indem sie die allenthalben ungeniert herausgeschriene Forderung nach Auflösung der Bügerwehren und der Reichswehr und nach der Bewaffnung der Arbeiter, aber nur der erwiesenermaßen gesinnungstüchtigen, — annimmt, um sich eine Galgenfrist von vierzehn Tagen zu erkaufen.

Warum nicht? Es wäre durchaus logisch aus der bisherigen — hm, Regierungstätigkeit der neudemokratischen Fakultäten gefolgert, deren Summe bis jetzt ist: Der Selbstmord der Demokratie.

Die deutsche Note über Schleswig.

Von Johannes Tiedje.

Unter dem Eindruck der Kappwirren, aber von ihnen im wesentlichen unberührt, vollzog sich die im Ausfall so glänzende Abstimmung im zweiten Zonengürtel Schleswigs. Am Abend des 14. März war es auch dem verbohrtesten Dänen klar, daß dieser Gürtel unzweifelhaft deutschen Volkstums ist und nur eine dänische Chauvinisten-Politik auf dieses deutsche Territorium Anspruch erheben könne. Wer in den Tagen nach dem 14. März Gelegenheit hatte, mit führenden Dänen oder mit Herren aus der Internationalen Kommission selbst Verbindung zu bekommen, hörte diese Kreise mit der Offenheit eines ehrlichen Gegners einräumen, daß hier von nationalen Ansprüchen Dänemarks nicht die Rede sein könne; etwas anderes ist es natürlich, ob diese ehrlichen Ansichten der Einzelpersonen auch die offizielle Ansicht der Feind-Kommission sein werden: Die ehrlichste Privatmeinung wechselt in der Politik kamäleonartig die Farbe, wenn ihr Vertreter zu einem bloßen Kettenglied eines Ausschusses wird.

Wie ernst der dänische Chauvinismus den Ausfall der Wahl und die Möglichkeit einer unparteiischen Entscheidung durch die Kommission genommen hat, hat der sogenannte „Staasstreich" des dänischen Königs bestätigt. Kraft seines formalen Rechtes, aber im materiellen Widerspruch zu dem Mehrheitswillen der höchsten gesetzgebenden Gewalt Dänemarks und damit in ideeller Konkurrenz zum offenen Staatsstreich hat der dänische König, der durchaus auf einem Schimmel feierlich seinen Einzug in Flensburg halten will, das Ministerium vertrieben, das schon seit Jahrzehnten in der ganzen Handhabung der schleswigschen Politik, insbesondere aber seit Deutschlands Zusammenbruch das Nationalitätsprinzip vertreten hat, und brüsk entlassen, um solche unpolitischen Ratgeber zu einem Geschäftsministerium um sich zu vereinigen, welche aus lauter Gegnern des demokratischen Nationalitätenprinzips sich zusammensetzen. So hat der König seine Krone um Flensburgs Annexion verpfändet und ist in den schwersten verfassungsrechtlichen Kampf eingetreten, den Dänemark seit mehr als 100 Jahren erlebt hat. Es handelt sich zugleich um die Einführung eines demokratischen Wahlrechtes und kommt eben im wesentlichen darauf hinaus, wer geschickter um die Volksseele zu werben weiß: die königliche Kamarilla, welche ein unvolkstümliches Wahlrecht und eine dem Friedensvertrag strikt entgegengesetzte Annexion mit Hilfe der nationalen Parole in den Neuwahlen erkämpfen soll, wobei diese nationale Parole von vornherein im dänischen Sinne als gebrochen erscheint, weil gar nicht die alten historischen Ansprüche bis an die Eider, sondern nur bis an die künstliche und ungeschichtliche Demarkationslinie des Abstimmungsgebietes in Frage steht — oder die radikal-sozialistische bisherige Blockregierung, welche den unpopulären Gedanken einer nationalen Selbstbescheidung auf das wirklich dänisch gesinnte Gebiet Nordschleswigs mit der sehr volkstümlichen Losung einer Einschränkung der königlichen Macht, einer Stärkung des legitimen Mehrheits-Ministeriums und der Einführung eines die breiten Massen des Volkes restlos umfassenden Wahlrechtes erzielen will.

Gegenüber diesen dänischen Wirren steht die *deutsche Einheitsfront*. Von den Deutsch-Nationalen bis zu den Sozialdemokraten Schleswigs stehen Führer und Massen getreulich um die Parole des Selbstbestimmungsrechtes der Bevölkerung zusammen. In der Stunde der Not und in der Sorge um den Verlust lebendigen deutschen Volkstums haben die Deutschnationalen Schleswigs in nie genug zu würdigender Entsagung auf althistorische, heilig gewordene Ansprüche des ungeteilten Schleswig-Holsteins zugunsten der freien Selbstbestimmung der Bevölkerung und der Anerkennung des Mehrheitswillens der Gemeinde verzichtet, so daß sie mit allen Deutschen Schleswigs in dem gleichen Sinne die Vergewaltigung einer deutschen Mehrheit durch eine dänische Minderheit wie weiter nördlich die einer dänischen Mehrheit durch eine deutsche Minderheit ablehnen. Der rein parlamentarische politische Mehrheitswille der Gemeinde soll entscheiden. Auf diesem Boden erheben sie heute ihre Ansprüche als endgültige, und wenn überhaupt noch Zukunftsmöglichkeiten einer Revision nach Norden erörtert werden, so geschieht es auf der loyalen Basis, daß das heute so schwer erschütterte Nordmarkdeutschtum im Abtretungsraum aus eigener Kraft erstarken und auf dem gesetzmäßigen Wege innerhalb des Nehmestaates erneut seine politische Selbstbestimmung fordere, wie es im gleichen Sinne Island zusteht. Dabei stünde aber Deutschland so wenig ein Rechtstitel zu wie einst Dänemark in Angelegenheit des Artikels V. So wenigstens haben sich mir verantwortliche politische Führer auch der Deutschnationalen geäußert. Auf der anderen Seite hat die *Sozialdemokratie* Schleswigs in erhebender Weise sich zum nationalen Gedanken des Deutschtums bekannt; nur einige Speckschwartenpolitiker *kommunistischer* Färbung in Flensburg sind der Parole „ubi bene, ibi patria" gefolgt. Den mittleren Parteien war diese Annäherung der Politiker der äußersten Rechten und der äußersten Linken zu einer mittleren Linie der volkstümlichen Einheitsfront äußerst willkommen, und hat es ihnen erleichtert, nun auch ihrerseits parteipolitische Velleitäten zurückzustellen und anzuerkennen, daß diese Einheit der Forderungen nicht zu einem demokratisch-parteilichen Sieg umgedeutet werden dürfe, sondern daß hier in der Tat unter *Zurückstellung aller Parteidoktrinen die überfraktionelle, wurzelechte Einheit des deutschen Volkswillens* ihren Ausdruck fand.

Auf diesem Boden, den er selber in mühsamer Erziehungs- und Versöhnungsarbeit bereiten half, hat der deutsche Bevollmächtigte bei der Internationalen Kommission, Staatskommissar Dr. Köster auf Grund der Abstimmungsresultate der Feindkommission seine Forderungen in einer Note vom 17. März 1920 stellen können und damit in glücklicher Vereinigung den nationalen Volkswillen und die offizielle Forderung der Reichsregierung zugleich vertreten. Diese Note geht von dem Leitmotiv des Friedensvertrages aus,* welcher im § 109 den „Wunsch der Bevölkerung" und im § 110 „die Resultate der Abstimmungen" als entscheidend erklärt. Wenn dänischerseits hiergegen die Clausensche Linie d. i. die Demarkationslinie des ersten Zonenbezirks, als Mindestforderung aufgestellt wird, so mag das wohl einen formellen Anhaltspunkt im Friedensvertrage haben; denn er ist so einseitig von dänischen Voraussetzungen und Wünschen aus diktiert worden, daß er nun mit den nüchternen Tatsachen der Abstimmung im Widerspruch steht. Wenn aber Ausführungsbestimmungen eines Gesetzes dem Grundgedanken des Gesetzes widersprechen, so wird der Richter dem *Grundgedanken* bei seiner Urteilsfallung folgen müssen. Zudem widersprechen sich die Bedeutungen, welche der Friedensvertrag dieser Clausen-Linie gibt, selbst; denn einmal wird sie nur als Abstimmungsgrenze ausgelegt, dann wieder sollen der Abstimmung unmittelbar die Besetzung durch dänische Truppen und die Übernahme der Verwaltung durch dänische Beamte folgen, ohne daß jedoch damit auch die Souveränität über das Abstimmungsgebiet Dänemarks vor der endgültigen Überweisung durch die Entente folgt. Eine wirklich unparteiische Handhabung der Abstimmung und eine gerechte Ziehung der Grenze

* Die Note erscheint mit Anlagen, statistischen Tabellen und [illegible] Karte über die Ergebnisse der Abstimmung im Verlage der [illegible] Verlagsanstalt für Politik und Geschichte, Charlottenbur[illegible]

muß die Clausen-Linie mit Erledigung der Abstimmung als zweckerfüllt ansehen und nunmehr auf Grund „der Resultate“ die Grenze ausschließlich auf der Basis der nationalen Gemeindemehrheiten festlegen. Die bisherige dänische Regierung hat seit ihrer ersten Kundgebung am 23. Oktober 1918 sich gleichfalls von dem Leitmotiv „des Wunsches der Bevölkerung“ führen lassen. Immer wieder sprechen die verantwortlichen Führer in offiziellen Erklärungen ebenso wie die höchste gesetzgebende Gewalt in ihren Beschlüssen es aus, daß ausschließlich das nationale Selbstbestimmungsrecht entscheiden soll. Seit 50 Jahren habe Dänemark nichts anderes verlangt, und in dem Feind-Ultimatum vom 16. Juni 1919 wird Deutschland ja gerade daraus ein Vorwurf gemacht, daß es den Artikel V des Prager Friedens nicht zur Ausführung gebracht und damit der nordschleswigschen Bevölkerung das nationale Selbstbestimmungsrecht verweigert habe.

Hieran knüpft die Note der deutschen Reichsregierung an und weist der Entente den geschichtlichen Irrtum dieser Anklage nach. In interessanten Auszügen aus dem Notenwechsel über die Ausführung des Art. V des Prager Friedens wird das belegt. Nachdem die deutsche Reichsregierung solche Auszüge öffentlich überreicht hat, wird sie nicht umhin können, nunmehr ein umfassendes Weißbuch über den Artikel V des Prager Friedens, ja darüber hinaus über den nordschleswigschen Teilungsgedanken überhaupt, seit 1852 bis heute, zu veröffentlichen. Die Meinung der Welt, und selbst die weiter Kreise des deutschen Volkes, ist bisher in dem Wahne gehalten worden, daß tatsächlich die Unterlassung der Ausführung des Art. V eine Schuld Preußens sei, welches aus machtpolitischen Gründen, insbesondere strategischer Art, die Wiederherausgabe eines eroberten Landesteiles verweigert habe. Schon die wenigen Auszüge, welche die Note des Staatskommissars Dr. Köster bieten, zeigen, daß Bismarck ehrlich bestrebt war, den Artikel V des Prager Friedens auszuführen, ja daß der Große Generalstab durch Generalfeldmarschall Moltke noch am 24. April 1875 die Durchführung der Abstimmung in Nordschleswig von dem Auswärtigen Amte forderte und daß dieses dazu bereit war, daß aber die Intransigenz Dänemarks in der Frage des Minderheitenschutzes für das abgetretene Deutschtum die Durchführung unmöglich machte. Wie stark das Interesse des jungen Deutschen Reiches damals, als der Dreibund noch nicht bestand, an der Durchführung des Art. V gewesen ist, lehrt die aus anderen Quellen bekannte Tatsache, daß Schweden und bei großzügiger Durchführung des Art. V auch Dänemark, mit Deutschland zu einem germanischen Defensivbündnis sich zu vereinen, bereit waren.

Damit ist die entscheidende Frage auch für die gegenwärtige Lösung angeschnitten. Eine Grenzziehung auf Grund des nationalen Selbstbestimmungsrechtes führt bei gerechter Handhabung immer zu annähernd gleichen Minderheiten auf beiden Seiten der Grenze und hat damit als Korrelat naturnotwendig die Forderung eines Minderheitenrechtes: das sind Garantien für das kulturelle Eigenleben, für freien Gebrauch der Sprache in Schule, Kirche, Presse, Versammlung und darüber hinaus für die Vereinigung der völkischen Minderheit als in sich geschlossener politischer Gruppe, welche jenes Recht für sich beanspruchen darf, das jetzt die Siebenbürger Deutschen in Groß-Rumänien für sich in Aussicht haben, daß nämlich jede völkische Minderheit, insofern sie in ihren Gemeinden die Mehrheit darstellt, das Recht habe, „von ihren eigenen Landeskindern gerichtet, unterrichtet und verwalten zu werden“. Niemals hat Dänemark auch nur annähernd einen solchen Minderheitenschutz gewähren wollen. Wenn aber der Friedensvertrag von dem „Wunsche der Bevölkerung“ spricht, so heißt das doch, daß zwei widerstreitende Ansichten, nämlich des deutschen und dänischen Volksteils, mit gleicher Gerechtigkeit anzuhören und abzuwägen sind, daß nicht nur die Mehrheiten im geographischen Zusammenhange mit ihrem Volkstum belassen bleiben müssen, sondern auch die Minderheiten bzw. die als Enklaven auftretenden Mehrheiten einen kulturellen Schutz erhalten müssen. Auch das jetzt gestürzte dänische Ministerium wollte über die geltende dänische Verfassung und den Friedensvertrag hinaus keinen Minderheitenschutz gewähren; im Gegenteil haben verantwortliche Führer, u. a. der Minister des Innern Kohde, offen erklärt, daß sie einen solchen Minderheitenschutz verweigern.

Trotzdem, und also nicht um der schönen Augen der Dänen willen, hat die deutsche Reichsregierung, unser preußisches Staatsministerium und unsere Provinzialverwaltung den Aufbau des Minderheitenschutzes unter Rückbeziehung auf den Artikel 113 der deutschen Reichsverfassung für das südlich der Grenze verbleibende dänische Volkstum schon jetzt eingeleitet. Vor allem aber ist den Schleswig-Holsteinern selber die Regelung dieser völkischen Fragen in die Hand gelegt worden. Schon 1864 haben mit Recht die herzoglichen Partikularisten Schleswig-Holsteins gegenüber der preußischen Annexion mit Recht geltend gemacht, daß die Handhabung solch zarter psychologischer Grenzfragen durch die Zentralbehörden niemals glücklich sein könnte und daß das schleswig-holsteinische Volkstum selber am besten wissen würde, wie es zu einem ehrlichen Frieden mit seiner dänischen Minderheit kommt. Das soll also heute in Erfüllung gehen. Wie in Parlamentarierkreisen verlautet, soll in der Schleswiger Regierung ein Dezernat geschaffen werden, welches mit besonderen Vollmachten die politische und kulturelle Seite der Grenzfrage in Zukunft leitet und als politische Stelle mit den besonderen Eigentümlichkeiten Schleswig-Holsteins engste Fühlung hält.

Deutschland stand in dem Rufe einer weltwirtschaftlichen Konjunkturpolitik und eines schnöden machtpolitischen Imperialismus. Das Erbe dieser Untugenden haben unsere Gegner angetreten, und Dänemark hat sich zum Satelliten der Entente gemacht! Statt einer direkten Verständigung mit Deutschland und einer endgültigen freiwilligen Abtretung durch uns scheint es aus dem Willen und auf Grund des Machtgebotes der Entente sich seinen Beuteanteil sichern zu wollen. Was freiwillig gegeben wäre, hätte nie widerrufen werden können. Was unter dem Druck der feindlichen Macht gegen unseren Willen von einem 2-Millionen-Völkchen uns entrissen wird, bleibt ihm auch nur auf Kündigung, d. h. solange die Machtkonstellation der Welt die heutige bleibt. Schon einmal, im Jahre 1852, auf der Londoner Konferenz nahm Dänemark aus den Garantien der Großmächte deutsche Provinzen, und schon einmal, 1864, in den Londoner Waffenstillstands-Verhandlungen scheiterte eine deutsch-dänische Verständigung an der Intransigenz romantischer Ideale aus alten staatsrechtlichen Verhältnissen, und schon einmal (1867 bis 1875) scheiterte die Durchführung des nationalen Selbstbestimmungsrechtes an der mangelnden Großzügigkeit der dänischen Regierung, welche lieber auf einen künftigen Krieg spekulierte, als einen nationalen Ausgleich mit Deutschland suchte.

Die Bedeutung der jetzigen Note Deutschlands ist die, daß sie nicht nur ein Verlegenheitsangebot einer Notstunde darstellt, sondern eine großzügige Bereitwilligkeit, eine endgültige Grenzregulierung mit Dänemark auf der Basis der Verständigung anzubieten! Heute ist Dänemark noch in der Lage, Schleswig „up eewig gedeelt“ zu bekommen, wenn es seine Ansprüche nicht weiter erstreckt, als die Teilungslinie geht, welche die deutsche Reichsregierung als ihre Mindestforderung geltend gemacht hat. Wir haben wenig Vertrauen zu der Weisheit der Kopenhagener Führer, und so stehen wir wohl auch in dieser Grenzfrage vor einem Ausgange der Verhandlungen, der die schleswigsche Frage als eine offene bestehen läßt. Das ist nicht der Wille der deutschen Reichsregierung. Es ist ein endgültiges Angebot auf dem Wege über die Internationale Kommission an Dänemark seitens Deutschlands gemacht; die Verantwortung für die Zukunft liegt bei den jetzigen Gewalthabern in Kopenhagen.

Der Friedensvertrag im amerikanischen Senat.

Von Günther Thomas.

Im Juni vorigen Jahres kehrte Präsident Wilson aus Paris nach Washington zurück und übersandte alsbald dem Senat den soeben unterzeichneten Friedensvertrag von Versailles zur Gutheißung. Das war das Signal zu einem Kampf, der heute noch weiter tobt und erst im kommenden November bei der Präsidentschaftswahl entschieden werden wird. Einen gewissen Abschluß hat er dadurch erhalten, daß der Senat am 19. März endgültig abgestimmt hat, wobei 49 für und 35 Senatoren gegen die Gutheißung stimmten. Da nach der Verfassung zur Gutheißung von Verträgen eine Zweidrittelmehrheit erforderlich ist und der Senat zurzeit aus 96 Mitgliedern besteht, war die verfassungsmäßige Mehrheit von 64 Stimmen nicht vorhanden und der Friedensvertrag samt Völkerbund somit vorläufig abgelehnt. Diese Gelegenheit möge hier benützt werden, um auf einige Eigentümlichkeiten der Zusammensetzung und der Geschäftsführung wie der Geschäftsordnung des amerikanischen Senats aufmerksam zu machen und somit zum allgemeinen Verständnis der Vorgänge etwas beizutragen.

Im Gegensatz zum Repräsentantenhaus, dem Unterhaus des Kongresses, dessen Mitglieder in Kongreßwahlbezirken auf Grund des allgemeinen, gleichen, geheimen und unmittelbaren Stimmrechts gewählt werden, besteht der Senat aus je zwei Vertretern eines jeden Bundesstaates, ohne Rücksicht auf Größe und Bevölkerungszahl. So kommt es z. B., daß der kleinste Staat der Union Delaware im Unterhaus nur durch ein Mitglied, der größte Staat New York durch über 40 vertreten ist, während im Senat beide Staaten über je zwei Sitze verfügen. Das Repräsentantenhaus wird alle zwei Jahre vollständig neugewählt. Der Senat ergänzt sich alle zwei Jahre immer nur zu einem Drittel seiner Mitgliedschaft durch Wahlen, so daß die Amtsdauer des einzelnen Senators sechs Jahre beträgt. Es ist also das Unterhaus gewissermaßen die in ihrer Zusammensetzung den Tages- und Volksstimmungen unterworfene Körperschaft, während der Senat eine dauernde ist. Das kennzeichnet sich u. a. auch darin, daß das Haus alle zwei Jahre den Sprecher — den Vorsitzenden — neu wählt und sich eine neue Geschäftsordnung gibt. Im Senat führt der auf vier Jahre gewählte Vize-Präsident der Vereinigten Staaten den Vorsitz, die Geschäftsordnung bleibt und unterliegt nur solchen Änderungen, die gelegentlich beschlossen werden.

Es sei hier gleich auf eine ganz eigentümliche Erscheinung hingewiesen. Nach dem eben angeführten Bericht sind insgesamt 84 Stimmen abgegeben worden, es fehlten also 12. Daraus darf man nicht etwa schließen, daß nur 84 Senatoren anwesend waren und daß die Stellung der 12 fehlenden zweifelhaft sei. Es haben nur 6 gefehlt, die durch Krankheit oder ganz dringende Geschäfte ferngehalten waren. Um des Gewichtes ihrer Stimmen nicht verlustig zu gehen, waren sie mit sechs anderen Senatoren „abgepaart", d. h. je ein fehlender Senator hatte mit je einem der Gegenseite verabredet, daß sich dieser seiner Stimme enthielte. Mit anderen Worten, es sind tatsächlich 55 Stimmen für und 41 gegen den Vertrag zu rechnen. Bei wichtigen, besonders bei namentlichen Abstimmungen, kündigen die anwesenden Senatoren an, daß sie mit dem und dem eine „Abpaarung" verabredet haben, und diese Abpaarungen werden im amtlichen Protokoll wie in den Sitzungsberichten niedergelegt, so daß die Stellungnahme eines jeden Senators protokollarisch festzustellen ist, auch wenn er nicht an der Abstimmung selbst teilgenommen hat.

Oben ist mit Absicht von der Geschäftsführung und der Geschäftsordnung des Senats die Rede gewesen, weil es notwendig ist, beides auseinanderzuhalten. Die Geschäftsordnung ist schriftlich niedergelegt und beruht auf Beschlüssen, die Änderungen unterworfen sind. Die Geschäftsführung beruht auf dem Herkommen, auf einem ungeschriebenen Gesetz und ist sehr viel stärker als die Geschäftsordnung, denn sie ist nur solchen Änderungen unterworfen, die sich langsam im Wandel der Zeiten durchsetzen. Zu den wichtigsten Bestandteilen dieses ungeschriebenen Gesetzes gehört die sogenannte „senatorielle Höflichkeit". Man muß da auf die ersten Anfänge des amerikanischen Verfassungslebens zurückgehen. Als sich 1776 die dreizehn Kolonien durch die Unabhängigkeitserklärung von England lossagten, bestand die führende Schicht, namentlich in den südlichen Staaten, aus reichen Pflanzern, die als große Herren in stolzen Schlössern inmitten ihrer Sklaven lebten und ganz im Sinn der Zeit viel auf gewisse, vornehme Umgangsformen hielten. Seitdem gelten bestimmte Höflichkeitsvorschriften, gegen die auch der demokratischste Neuling sich vergeblich auflehnen würde, wie überhaupt die Pflege der Überlieferung für die Angelsachsen so kennzeichnend ist. Es liegt darin ein nicht zu unterschätzendes Gegengewicht gegen überstürzte Neuerungen.

Diese sprichwörtlich gewordene senatorielle Höflichkeit hat eine in das ganze parlamentarische Leben, also auch in die Gepflogenheiten des Unterhauses übergegangene Einrichtung herbeigeführt, die auch für uns wünschenswert wäre. Wenn z. B. ein Senator in einer Rede eine Behauptung aufstellt, der ein anderer widersprechen möchte, erhebt sich dieser und bittet in der höflichsten Form, den Redner unterbrechen zu dürfen, was dieser aus Höflichkeit nicht abschlagen darf. An die Zwischenbemerkungen des einen knüpfen sich solche des zweiten, dritten usw., so daß sich häufig eine frische lebhafte Aussprache entspinnt, die eine Klärung bringt; nach deren Beendigung nimmt der unterbrochene Senator, der offiziell während der ganzen Zeit das Wort gehabt hat, ruhig den Faden seiner Rede wieder auf. Bei unsern Parlamentsrednern haspelt jeder seinen einmal aufgezogenen Faden ab, ohne sich darum zu kümmern, ob genau dasselbe vorher und nachher von andern Rednern gesagt wird, und deshalb sind unsere Reichstagsdebatten meist so langweilig; die persönlichen Bemerkungen am Schluß erfolgen erst, wenn man den Anlaß schon vergessen hat, und sind daher wirkungslos, können auch die Sache selbst nicht ausschöpfen.

Die senatorielle Höflichkeit verbietet es aber auch, einem Senator etwa durch einen Antrag auf Schluß der Debatte das Wort abschneiden zu wollen. Solange noch einer sprechen will, muß man ihn gewähren lassen, und das läßt natürlich der Obstruktionstaktik weiten Spielraum. Man bezeichnet das in Amerika mit dem seltsamen Wort „Filibusterien" oder Filibustern" (filibustering), also eigentlich als Freibeutertum. Dieses „Filibustern" ist natürlich immer nur das letzte Hilfsmittel in einem heißen Kampf um große politische Ziele. Im Repräsentantenhause wurde es etwa im Jahre 1891 beseitigt, als die Republikaner eine Änderung der Geschäftsordnung durchsetzten, wonach Schluß der Debatte beantragt werden kann. Im Senat wurde es gleichfalls mehrfach versucht, aber stets vergebens; es tritt dort also der Schluß der Debatte erst ein, wenn sich niemand mehr zum Wort meldet oder wenn alle Senatoren einem Antrag zustimmen, an einem bestimmten Tage zu einer bestimmten Stunde mit der Abstimmung über die einzelnen Paragraphen und die dazu gestellten Anträge zu beginnen. Dieses Verfahren war auch beim Friedensvertrag zur Anwendung gelangt. Natürlich waren die Gegner ihres Sieges sicher, sonst hätten sie so lange weitergeredet und immer die Anwesenheit einer beschlußfähigen Anzahl von Senatoren verlangt, bis die anderen noch mürber wurden, als sie es ohnehin waren.

Nun haben wir im Laufe der letzten Monate häufig von Abstimmungen über einzelne Artikel des Friedens- wie des Völkerbundvertrages und über Amendements oder Vorbe-

halte dazu gehört. Dadurch ist erhebliche Verwirrung in den Gemütern angestiftet worden, weil die mangelhafte Berichterstattung zum Verständnis nicht ausreicht. Erstens wird in zweiter und dritter Lesung einzeln über jeden Paragraph und jedes Amendement — in diesem Fall Vorbehalt — abgestimmt. Da die Anträge, um Vorbehalte zu machen, diese zu ändern, die so geänderten abermals zu ändern usw., nur so hagelten, wußten selbst die parlamentarisch so geschulten Senatoren nicht immer, woran sie waren, und es mußten vielfach die Abstimmungen wiederholt werden. Nun war Senator Lodge von Massachusetts der Hauptrufer im Streit wider Präsident, Friedensvertrag und Völkerbund, und auf seinen Namen lauteten die meisten, wenn auch lange nicht alle Vorbehaltsanträge. Infolgedessen bezogen sich auch die meisten Abänderungsanträge auf Lodgesche Vorbehalte, und das Kabel verwechselte häufig den Abänderungsantrag mit dem Vorbehalt selbst. Es kam aber noch ein anderer Umstand hinzu, der zur Erhöhung des allgemeinen Wirrwarrs beitrug. Bekanntlich wurde kurz vor Weihnachten zum ersten Male, als der Widerstand gegen die Gutheißung des Vertrages immer mehr an Stärke gewann, dieser nach einigen vorläufigen Abstimmungen an den Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten zurückverwiesen, um Zeit für Verhandlungen hinter den Kulissen zu gewinnen. Während der Vertrag formell bei jenem Ausschuß sich befand, hatte ihn tatsächlich der nur inoffiziell vorhandene Verständigungsausschuß in Händen, und wieder wurden dort angenommene, unverbindliche Abstimmungen als solche des Senats selbst gemeldet. So ist das gewaltige Durcheinander zu erklären, das entstanden ist, zumal wenn man bedenkt, daß die letzten Abstimmungen im Senat selbst mehrere Tage in Anspruch nahmen, bis am 19. März die im Eingang mitgeteilte Schlußabstimmung über das Ganze erfolgte.

Diese aufsehenerregenden Vorgänge haben abermals zu einem schon wiederholt gemachten Versuch geführt, aus der Verfassung der Vereinigten Staaten die Bestimmung zu beseitigen, nach der zur Gutheißung eines Vertrages eine Zweidrittelmehrheit erforderlich ist, und an deren Stelle eine einfache Mehrheit zu setzen. Eine Vorlage in diesem Sinne ist im Senat von einem Mitglied eingebracht worden, nicht etwa von der Regierung, die gar nicht das Recht zur Einbringung von Vorlagen hat. Es werden in jeder Sitzungszeit Hunderte von Vorlagen in beiden Häusern eingebracht, um in den zuständigen Ausschüssen ohne Sang und Klang begraben zu werden; der ganze Zweck der Übung ist, daß der Vater einer solchen Vorlage seinen Wählern im Hinterwald erzählen kann: Seht, einen so tüchtigen Kerl habt ihr euch als Vertreter ausgesucht! Jener Gesetzentwurf ist völlig aussichtslos, denn er bedeutet eine Änderung der Verfassung. Dazu ist aber erforderlich, daß ein entsprechendes Amendement zur Verfassung erstens von beiden Häusern des Kongresses mit je Zweidrittelmehrheit angenommen wird, und zweitens, daß drei Viertel aller Staaten entweder durch ihre, ebenfalls stets aus je zwei Häusern bestehenden Landtage oder durch besonders zu wählende und einzuberufende Volksvertretungen (Konvente) ein solches Amendement gutheißen. Es müssen also erst beide Häuser des Kongresses je eine Zweidrittelmehrheit aufbringen, und dann müssen 36 von den 48 Staaten zustimmen. Davon kann jetzt, wo die Präsidentenwahl vor der Tür steht, keine Rede sein.

Ohne Westpreußen kein starkes Deutschland!

Von Dr. Hans Martin Elster.

Je mehr der Friedensvertrag von Versailles seine Einflüsse im öffentlichen Leben Deutschlands und Europas gültig macht, desto unhaltbarer werden die Zustände in staatlicher und wirtschaftlicher Hinsicht. Jeden Tag stellt sich neu heraus, daß dieses rein nach dem französischen und englischen Imperialismus angelegte Mordinstrument zu einer völligen Vernichtung des deutschen Volkes schon in seiner rein menschlichen Existenz und fernerhin damit auch zu einer Vernichtung Europas führen soll und muß. Die Seele des deutschen Volkes drängt sich unter dem furchtbaren Druck der Vertragsbestimmungen und -ausführungen in einen immer wilderen Schrei nach Freiheit und Wahrheit zusammen; dieser Schrei wird zur Tat führen, zu einer Explosion oder zu einer Revisionsentwicklung, je nachdem die Entente Vernunft annimmt oder nicht.

Wie die Dinge aber liegen, ist es Pflicht jedes Deutschen, der wünscht, daß die Heimat wieder zur Ruhe kommt, sich auf das Wissenschaftlichste und Sachlichste mit den aufgeworfenen staatlichen, ethnographischen, geopolitischen, historischen Fragen und Problemen auseinanderzusetzen. In dieser Hinsicht läßt es unsere Öffentlichkeit leider noch an der nötigen Energie mangeln. Man begnügt sich noch zu stark mit Schlagwörtern und triebgeborenen Zielen und bedarf doch der gewissesten Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, weil nur aus solcher unumstößlichen Gewißheit und unerschütterlich begründeten Überzeugung die für das stete Handeln notwendige Charakterfestigkeit erwachsen kann.

An der östlichen Grenze des Reiches sind wir auf das engste nun mit dem neuen Polenstaate verknüpft und verquickt. Eine Verknüpfung und Verquickung von so weittragender Bedeutung, daß davon ein großer, wenn nicht der größte Teil unserer Zukunftsentwicklung abhängt. Es ist infolgedessen geboten, daß sich die breiteste Öffentlichkeit auf das peinlichste über die politischen Aspirationen der Polen unterrichtet. Man weiß wohl Allgemeines von ihnen. Aber man erfährt nicht die großen Zusammenhänge, man sieht nicht den ganzen Zusammenhang der Polenpolitik. Fachleute sehen ihn natürlich. Ich habe aber hier die große Öffentlichkeit im Auge. Diese muß unterrichtet werden. Der große Zusammenhang der Polenpolitik geht aber klar aus der Geschichte des Polenreiches hervor! Jeder Einsichtige weiß es. Hier ist nun eine Lücke im deutschen Buchhandel, die unbedingt ausgefüllt werden muß: Es gilt eine Geschichte des Polenreiches, rein sachlich und informatorisch-wissenschaftlich gearbeitet, für die Deutschen zu schaffen, in solchem Umfange, daß jeder Zeitungleser sie zu lesen vermag, und mit der notwendigen lebendigen Beziehung auf die Gegenwart, auf die Politik von heute und von morgen. Wir haben ja das große Werk von Georg Cleinow über die Zukunft Polens, aber abgesehen davon, daß es zu umfangreich und der erste Band über die Wirtschaft vergriffen ist, behandelt der zweite „Politik" die polnische Frage aus dem Gesichtswinkel der Vorkriegszeit, denn das Werk erschien 1909 bis 1913; trotzdem kann man von Cleinow noch sehr viel lernen. Aber das notwendige praktische Handbuch polnischer Geschichte und Politik in knappster und populärster Form ist es nicht.

Welche Erkenntnisse sich aber aus einer tiefgründigen Beschäftigung mit Polen in der angedeuteten Weise ergeben, zeigt eine Vertiefung in die Frage, was die Fortnahme Westpreußens für Deutschland jetzt und zukünftig bedeutet. Die Fortnahme Westpreußens und die dadurch hervorgerufene Abtrennung Ostpreußens vom Reich wird eine stets offene, blutende Wunde an unserm Volkskörper bleiben. Es geht auch keinem Deutschen heute noch so recht ein, daß Städte wie Danzig, Bromberg, Thorn, Marien-

werder usw. endgültig dem Reiche, dem Deutschtum verloren sein sollen. Die Sinnlosigkeit der Versailler Bestimmungen leuchtet hier so unabweislich hervor, daß der suchende deutsche Geist wie vor einem Rätsel steht, das er nicht begreift. Rein gefühlsmäßig sagt jedermann sich, daß ohne *Westpreußen kein starkes Deutschland möglich ist.* Solange diese Provinz von uns abgetrennt bleibt, kann von einer Wiedergeburt des Deutschen Reiches keine Rede sein, denn *Westpreußen bedeutet für uns die Ostseeküste, die Möglichkeit, in der Ostsee Handel zu betreiben, bedeutet für uns nicht nur den Weg nach Ostpreußen, sondern nach dem Osten überhaupt. Westpreußen ist einer der Pfeiler, der Wurzelstämme des preußischen Staates, damit des nordöstlichen Deutschlands, wie Deutschösterreich Wurzelstamm und Pfeiler des deutschen Südostens darstellt.* Wenn Westpreußen heimkehrt zum Reich, Deutschösterreich sich uns anschließt, dann beginnt die deutsche Wiedergeburt.

Alle Deutschen, die nur ein Gefühl für die Wichtigkeit unserer ostdeutschen Interessen haben, müssen sich die Stellung und Wichtigkeit Westpreußens innerhalb des deutschen Volkstums, der deutschen Politik und Wirtschaft unumstößlich klarmachen. Sie müssen ausgehen von der Nationalitätenidee, die sich nach drei Richtungen hin entwickelt: ethnographisch, geopolitisch und historisch. Anstatt daß nun der Friedensvertrag, der angeblich auf dem „Selbstbestimmungsrecht der Völker" Neuordnungen der staatlichen Verbände vornehmen wollte, sich scharf an die exakte ethnographische Form des Nationalitätenprinzips hält, nützt er die ethnographische Form überall dort, wo uns nur Nachteile erwachsen können, bis an die Grenze der Möglichkeit, d. h. mit bewußter Ungerechtigkeit aus und läßt es an keinem Mittel fehlen — wie eben wieder der Fall Schneidemühl beweist — Deutschland zu verkleinern. Wenn das Nationalitätenprinzip in seiner ethnographischen Form aber zu unserm Vorteil dienen könnte, wird schnell die geopolitische oder historische Form untergeschoben. Entscheidend blieb allein die französische Politik, die sich durch Westpreußen-Polen ein Absatzgebiet für ihre durch die Saarkohle und das lothringische Erzbecken vergrößerte Industrie nach Osten hin zu sichern wünscht, und der englische Imperialismus, der Danzig zu seinem Stützpunkt wählte, um die Ostsee zu beherrschen: daher entstand der merkwürdige polnische Korridor und der merkwürdige Freistaat Danzig. Alle anderen Behauptungen von „gerechter" Ausführung des Selbstbestimmungsrechtes sind bare Heucheleien.

Denn Westpreußen *ist* deutsch. Von welcher Seite man auch immer die Nationalitätenfrage des Weichsellandes, der Hansastadt untersuchen mag, der Historiker, der Ethnograph, der Geopolitiker *müssen*, wenn sie den Wahrheitsbeweis anstreben, dartun, daß Deutsche in Zahl, Kultur und Geschichte im starken Übergewicht sind.

Das ergibt jede mit peinlicher Gewissenhaftigkeit unternommene Untersuchung von Westpreußens Geschichte, Ethnographie, Geopolitik. Solche Untersuchungen sollten wir für alle strittigen oder vom Reiche abgetrennten Grenzgebiete erhalten, und sie sollten das Geschichtsmaterial sein, das unsere Jugend, sei es in der Schule, sei es im Elternhause, an der Hand von guten Karten immer wieder erlernt. Westpreußen ist niemals, wie leider vielfach verbreitet wird, eine national-polnische Provinz gewesen, noch je durch die polnischen Teilungen vom Königreich Preußen erworben worden. Erstens war das „großpolnische" Reich, das 1772 in Stücke ging, nie ein polnischer Nationalstaat, sondern ein polnisch-litauischer Erobererstaat. Zweitens war die „Urbevölkerung" des unteren Weichsellandes und des heutigen Ostpreußens weder polnisch noch deutsch. Die „Pruten", „Pruzzen" — daraus „Preußen" — waren den Letten und Litauern verwandt, eine slawisch bestimmte Rasse ohne Form und Kultur. Ein Staat wurden sie erst durch die Deutschen: als die Ordensritter ins Land kamen, spielten die Ureinwohner dieselbe Rolle wie in Nordamerika die Indianer. Die benachbarten Polen waren zuerst durchaus Gegner der Pruten und unterstützten die Ordensritter, wo sie konnten. Die Ordensritter holten deutsche Einwanderer nach. Die Preußen wurden eingedeutscht. Machtpolitische Gegensätze führten dann zum Konflikt des Ordenstaates mit Polen, zur Schlacht bei Tannenberg 1410. Der zweite Thorner Frieden 1466 beschränkte den Orden dann auf Ostpreußen und machte Westpreußen zu einem Lehnsgebiet, nicht aber zu einer Provinz Polen-Litauens. Denn es behielt seine deutsche Selbstverwaltung gemäß dem Friedensvertrage. Erst durch den Vertragsbruch des Lubliner Reichstages 1569 wurde Westpreußen für zwei Jahrhunderte polnische Provinz. Ohne nun aber in diesem Zeitraum polonisiert zu werden. Sein innerer Nationalcharakter blieb deutsch, bis *die nationale Exterritorialität* 1772 seinen Abschluß fand. So gehört Westpreußen geschichtlich zu Deutschland.

Aber auch die geopolitischen und ethnographischen Untersuchungen ergaben, daß die polnische Einwanderung, die von Süden her kam, nie Erfolg gehabt hat. Wohl ließen sich einzelne Familien polonisieren („Kaminsky" — von Stein), viele wurden später aber wieder regermanisiert. Der deutsche Innencharakter blieb zäh bewahrt: „die polnischen Bevölkerungsteile sind zum wesentlichen und im Grunde genommen nicht alteingesessen im Sinne naturgemäßer Entstehung, sondern die Restergebnisse einer nachträglichen und durch ein paar Jahrhunderte zur Gewohnheit gewordenen Anpflanzung landfremden Volkstums in einem kerndeutschen Kultur- und Nationalgebiet," sagt Dr. Karl Hoffmann. Heutige Verhältnisse ergeben für Westpreußen 55 v. H. Deutsche und 45 v. H. Polen bzw. Slawen („Slawen": Kassuben, Borowiaken!) und für Westpreußen mit dem kulturell dazugehörigen Netzedistrikt und Bromberg 66 v. H. Deutsche und 34. v. H. Slawen (Polen). Außer diesem Zahlenverhältnis entscheidet aber auch die *Gliederung* der Nationalität. Sie ergibt eine dichtere Ansiedlung der Polen im Süden der Provinz: man erkennt hieraus das nachträgliche Eindringen des Polentums, das von Süden kam, als das Deutschtum schon da war. Ferner sitzt die Masse des Deutschtums allenthalben an denjenigen Stellen, wo der Puls des Lebens strömt, wo Tätigkeit und Verkehr herrschen. *Westpreußen wird damit zur Lebensader des Deutschtums für den gesamten Osten:* denn die Verteilung der deutschen Hauptmassen im Lande, in den Talgegenden, an den besten Küstenstrichen, an den Flüssen, in den großen Städten, von ihnen selbst geschaffen, bildet zwei große deutsche Sprach- und Kulturbrücken von Westen nach Osten und von Süden nach Norden; sie stellen die Verbindung her nach Ostpreußen und nach Polen-Rußland und zwar mit *deutscher* Kultur, deutschen Mitteln.

Und nun soll es plötzlich „vertragsmäßig" polnisch werden? Ja, hat denn das Polentum je seine Aufgabe erfüllt, einen Wall zu bilden gegen die uneuropäischen, mongolischen Kräfte? Wird es je diese Aufgabe erfüllen? Zu erfüllen in der Lage sein? Deutschland hat diese Aufgabe erfüllt, hat sie übernehmen müssen, wird sie wieder übernehmen müssen, soll Europa nicht zugrundegehen. Deutschland kann diese Aufgabe auch in Zukunft zum Segen der europäischen Kultur erfüllen, das hat es bewiesen: aber nicht ohne Westpreußen. Hier liegt die Entscheidung für Europa, ob Europa bolschewistisch werden soll oder nicht. Das Polentum wird abermals versagen. Solange Westpreußen zu Polen gehört, kann die deutsche Volksseele innerlich keinen Frieden mit den Polen schließen. Das wird die politische Zukunft immer mehr erweisen.

Ohne Westpreußen kein starkes Deutschland, ohne ein starkes Deutschland keine Sicherung vor der slawischen Gefahr für Westeuropa: die Folgerungen aus der heutigen Lage der Dinge kann jeder Einsichtige nun selbst ziehen. Immer wieder müssen wir darum fordern: Westpreußen gehört zu Deutschland!

Berliner Bilder aus

Wie seltsame Nebelbilder erscheinen heute schon dem Berliner die Tage der Kapp-Herrschaft. Am Abend des 12. März las er in den Abendzeitungen von einigen Haftbefehlen und umfassenden Maßnahmen der Regierung gegen einen Militärputsch. Doch wie gewöhnlich begab er sich am nächsten Morgen zu seiner Arbeitsstätte, ahnungslos über das, was inzwischen geschehen, denn die Soldaten mit den Stahlhelmen und Handgranaten hielt er nach den Bekanntmachungen des vorigen Tages zunächst für Regierungstruppen. Und ziemlich überrascht stand er schließlich vor der Gewißheit: die Regierung des vorigen Tages hatte Berlin verlassen, um einer drohenden Verhaftung durch die Putschführer zu entgehen. Aus einer anfänglichen gewissen Ruhe und — man könnte fast sagen — Gleichgültigkeit in den Straßen wurde allmählich die schon bekannte Streik- und Krisenstimmung. Dem Einzug der Truppen unter Musik und Fahnen folgten bald Zivilbilder, die einen weniger frühlingsmäßigen Eindruck hinterließen. In den etwas abgelegeneren Gegenden Berlins sah man allerlei Gruppen und Grüppchen jener aus den Spartakustagen Berlins bekannten Art, und bald machte sich denn auch die Tätigkeit dieser Kräfte bemerkbar. Dann setzte der Generalstreik ein. Nachrichten erschienen nicht mehr, jedenfalls nicht in Zeitungs- oder irgendeiner anderen einigermaßen kontrollierbaren Form. Man war auf Flugblätter angewiesen, die irgendwoher aus Autos oder aus Flugzeugen kamen, und um die sich rasch kleine Scharen von Menschen bildeten, die gierig „das Neueste" zur Kenntnis nahmen. Das Stocken der großen und komplizierten Arbeits- und Wirtschaftsmaschine wurde immer fühlbarer. Das Gas setzte aus, und nicht nur die Hausfrauen bekamen das zu spüren, sondern auch alle die, die nach Eintritt der Dunkelheit durch die Straßen der Stadt zu wandern hatten. Vereinsamt standen an der einen oder anderen Ecke im Dunkeln wohl noch ein paar Sicherheitsmänner; es überwog jedoch der Stahlhelm. Und dann kam für die geplagten Menschen als Unangenehmstes das zeitweise Fehlen des Wassers. In einzelnen Stadtteilen hatte man Gelegenheit, die Kunst des Anstehens nun beim Wasserholen von der Pumpe auszuüben..

Es ging nicht gerade schnell, bis alles wieder einigermaßen ins alte Gleis kam. Was an äußeren Eindrücken blieb, sind ein paar Nebelbilder in der großen Reihe derer, die Berlin in den letzten anderthalb Jahren an sich vorüberziehen sah.



1. Berlin NO. 2. Einmarsch von Lüttwitz-Truppen. 3. „

Kapp-Putsch-Tagen.



aktion!" 4. Sicherheitswehr. 5. Ein Flugblatt. 6. Marine-Fahne der Brigade Ehrhardt.

Revolution und Kontrarevolution.

Von Henriette Winand-Riemann.

III.

Die Blinden.

(Schluß.)



Vorsichtig geleitete die Schwester den Blinden bis zur Bank am Meere. Der Grübelnde ging stumm und aufrecht neben ihr, kaum daß sein Arm den ihren berührte. Die Sonne fühlte er; und als die Schwester ihn verließ und ihre Schritte verhallt waren, da kam mit der Glut des Himmels heiligste Stille herab. Das Meer war nicht zu hören. Ein seltsam schwingendes, weites warmes Dunkel war es, in dem der Blinde saß. Er wußte: nur wenige Schritte von mir da muß es liegen, einst die Straße zu Wohlfahrt und Macht und nun nicht viel mehr als ein Sumpf — ein stilles, totes Wasser, an dessen Ufern der Feind seine Netze auswarf. . . . Die Glasaugen starrten blau und reglos in die flimmernde Helle. Abgründe, die das Todesgrauen kannten, schliefen hinter den starren Spiegeln der Augen und des Wassers.

Schritte ertönten. Der Einsame ward in der Hoffnung, sie würden vorübergehen, getäuscht, sie kamen näher, und irgend jemand setzte sich auf die Bank, auf der der Blinde saß. Fette, unreine Laute einer Männerstimme zerrissen die zarte Stille, und mit einem Male fühlte der Blinde bei dem Gruße, der ihm geboten ward, eine würgende Unruhe, Abwehr und Furcht an seinem Herzen emporkriechen, schlimmer als wenn sonst Fremdes sich ihm nahte.

„Schönes Wetter. . . Tja . . es war auch höchste Zeit. Nun bringen die Leute doch wohl die Ernte gut ein. Na — und unsereiner kann nu auch 'n bisken genießen. Wo doch der jrößte Andrang weg ist. Sind der Herr schon lange hier?"

Mit einem kurzen Nicken wehrte der Blinde die weitere Unterhaltung ab. In Gedanken versponnen, war es ihm, als umkreise ihn plötzlich ein Schwarm schwarzer, lästiger Fliegen. Sie schwirrten auf — kamen wieder:

„War der Herr schon in die Spielsäle? Unsereiner kann sich das ja eigentlich nich leisten. Aber einmal ist keinmal, hab ich jedacht, und das Jeschäft erlaubt's. Na, ick also gestern rin. Is auch gnädig abgelaufen. Ick kann Ihnen sagen: eine Menschenmenge — und Toiletten! Jeld hat ja auch keinen Wert mehr. . . . Es ist allens teuer — und denn die janze Unsicherheit in die Lage. — Ick hab mir schon lange entschlossen, ick bleib nich in Deutschland, da kann man nich mehr leben, außer vielleicht was die Schieber sind."

„Sie gehen ins Ausland?" fragte der Blinde. „Jawohl, ick gehe nach Wiesbaden. Ick wart nur auf meinen Paß." Es war, als würden die Fliegen größer, zudringlicher. Der Blinde strich sich mit der Hand über die Stirn. Das Dunkel wurde eng. Die knarrende Stimme, die da auf ihn eindrang, forderte von ihm Begreifen. Oh, es war ganz einfach; saß da neben ihm ein Deutscher — ein Sohn des gleichen Volkes, für das er gekämpft hatte. . . Ein Soldat vielleicht . . . sprach von Wiesbaden, als sei es Frankreich oder England, und wollte dorthin, weil's französisch war. War dies ein einzelner? Noch wollte das Herz des Mannes auf die Frage nicht antworten. Aber aus den Tiefen, über die er nachtwandelnd geschritten war, tauchten Tausende bis jetzt nicht erfaßte Gestalten. Dicht und dichter wurden die Reihen, in denen sie auf ihn zugeschritten kamen, und es war nicht gut, ihre Antlitze zu schauen. Die Geschichte der Seele der deutschen Revolution stand auf ihnen geschrieben. Und in dem Dunkel, das den Blinden umgab, flammte die Klage der Toten und Krüppel auf. Noch ein anderes zog mit Blitzesschnelle vorbei: Erlebnisse aus Frankreich, Belgien und Serbien. Franzosen und Belgier und Serben, hindurchgeschleift durch Jahre der Marter, besiegt, vernichtet, ihrer Söhne, ihres Vermögens und ihres Landes beraubt, flüchtig oder gefangen, kämpfend oder hinter Gittern — sie alle hatten, Bürger wie Proletarier, den Nacken von Haß und Stolz gesteift, den Kopf trotzig hochgehalten; kein schmachvoller Pakt fand sie willig. . . . „Mein Gott, warum hat Deutschland nicht zu sterben gewußt!?" Diese Frage brannte in des Blinden Herzen. Er hatte es nicht gemerkt, wie jener kleine Satz, der da neben ihm gefallen war, die Türe der Erkenntnis, die lange schon auf der Lauer lag, aufgestoßen hatte: Nun war der Wehrlose ihr völlig preisgegeben. Er beugte sich leicht vor, als hätte er nicht genug gehört. Aber er neigte sich nicht nach jener Seite, von der aus die Stimme unausgesetzt auf ihn einsprach, den Sinn des Lebens zermalmte, wie ein Rad Körner zu Staub mahlt — er neigte sich vorwärts, über sich selbst hinüber, als kämen die Stimmen von allen Seiten; grauenhafte, nie vernommene Laute. Wer hatte ihn betrogen? Hatte Liebe ihn so aus der Wirklichkeit verbannt?

Der andere sprach.

Um den Blinden peitschte das Dunkel empor. Wenn ihn der Feind über den Schädel gehauen oder sein Kind gemordet oder in des Landes Innere eingedrungen wäre, dies alles wäre der Marter nicht gleichgekommen, die ihm diese öden belanglosen Worte des Deutschen da neben ihm — im Herzen des geliebten Landes — bereiteten.

Der andere sprach. Er freute sich, einen so aufmerksamen Zuhörer gefunden zu haben: „In Wiesbaden, ja, da war alles viel billiger, und man konnte alles, was man wollte, bekommen. Schokolade, Zigarren und Lebensmittel; Fleisch kostet nur vier Mark das Pfund und Butter sechs Mark. Und Stiefel und Kleider, alles soll man dort kriegen. Hier in Deutschland kann man ja jegen den Wucher nich an. Und denn keine Kohlen und Verkehrsschwierigkeit! Das is zu viel, und ich sage Ihnen, richtig feudal soll's zugehen in die besetzten Gebiete. Die Weiber! Aus Paris kommen sie all rüber. Und was die Amerikaner sind, so sollen sie sehr nett sein. Sehen Sie, ick habe gestern wieder einen Brief gekriegt von einen Freund, der nu als Schoffeur da is, und der schreibt auch, daß die Ententetruppen janz kameradschaftlich sind. Natürlich halten sie sich immer 'n bißchen entfernt, die französische Regierung will wohl nich haben, daß sie sich zu sehr anbiedern. Aber sonst jeht's janz jemütlich zu."

Berliner Bilder aus den Kapp-Putsch-Tagen.



Generalstreik-Folgen: Wasserholen an der Pumpe.

Eine kleine Pause ließ die Stille des Herbstmorgens sich bebend lagern.

Rasch ward sie wieder verscheucht.

„Die Hauptsache is," sagte die Stimme neben dem Blinden, „daß man sein jutes Leben hat. Und hier wird das ja vorläufig nich besser. Sobald wie ick die Erlaubnis habe, jeht's fort."

„Wer gibt Ihnen die Erlaubnis?"

„Die Engländer. Aber die werden sie mich wohl jeben. Es liegt ja nichts jegen mir vor. Ick war auch nur ein halbes Jahr Soldat. Garnisondienstfähig. Aber zwei Brider von mir sind jefallen. Der eine bei Bapaume und der andere fiel jleich im September 1914 in Ostpreußen. Der ist freiwillig mitjegangen. Nu frag ick Ihnen bloß: wofür?"

Der Blinde nickte. Eine grausame Komödie war dies Nicken. „Und Sie glauben, daß das kein Hindernis für Sie sein wird, im — Auslande —, daß ihre Brüder für das Vaterland gekämpft haben?"

„Ach ne — det wissen doch die Engländer auch — dat da der einzelne nischt vor kann."

Glühendes Rot überwellte des Blinden Gesicht. „Ich glaube nicht, daß das die Engländer wissen. . . . Sagten Sie nicht, daß Ihr Bruder Freiwilliger war?"

„Na, det sollen die drüben erst mal feststellen — ne, wenn Sie meinen, dat ick deswegen den Paß nich kriege? Ne ne, wat heißt freiwillig? — Aber der Andrang nach den besetzten Gebiet is nur sehr jroß, hab ick jehört. . . . Wenn det aber danach ginge, wat for Leute ihre Brider gefallen sind, dann könnte keiner 'nen Paß bekommen. Trauer is doch in jeder Familie. Ne ne, dat dauert nur — sie schikanieren uns eben ein bißchen" . . .

Der Blinde fühlte sich beschmutzt und hilflos. Er fuhr sich mit den Händen über das Gesicht. Die blassen Wangen waren mit roten Flecken bedeckt, als hätte ihm jemand ins Antlitz geschlagen. Eng und enger zog sich das Dunkel um ihn zusammen, wie schwarze Mauern, die ihn zu zerquetschen drohten. . . .

„Der Herr bleibt in Deutschland?"

Aus des Blinden Kehle kam eine fremde Stimme, die antwortete:

„Ja, ich bleibe. Aber Deutschland ist es nicht mehr." In seinem Hirne pochte es: Es ist Sklavenland, seit seine Männer starben. . .

„Recht haben Sie", sagte mit behaglichem Lachen der Mensch neben ihm. „Sehr jut haben Sie det jesagt. Es is allens okkupierter Besitz. Haben wir det nötig jehabt? Ick war immer 'n Feind von der früheren Rejierung, det sind wir ja in der Vereinigung alle — aber soviel Jefühl fürs Vaterland haben wir doch, dat wir die Schweinerei lieber den Franzosen jegönnt hätten. . . Na, wenn ich mir drüben nicht gefalle, raus werden se mir wohl wieder lassen"

„Das einfachste ist, wenn Sie sich naturalisieren lassen und französischer Staatsbürger werden", sagte der Blinde.

„Ja, wenn dat man so jinge. Det tun se nich so leicht. Und nu gar bei einem, wo der Jeldbeutel nich gespickt is. Ick habe mir schon gewundert —, da steht heut auch sowat in der Zeitung drin, wo man sich wundert, daß die Franzosen das erlauben! Haben Sie heut die Zeitung gelesen?"

„Nein."

„Also da steht, daß der älteste Sohn von einem früheren Minister — oder Staatssekretar oder wat der nu war — v. Bulach hieß wohl der Mann — also was dem sein Sohn is — der is als Freiwilliger im Pariser Kürassierregiment aufjenommen worden. . . . . Also sind se doch jar nich so abweisend, nich? Na — und Handel wollen sie doch auch mit uns treiben, ich sag ja — det jibt sich allens wieder. Na — juten Morgen!"

Der Mann erhob sich.

Der Blinde hörte, wie die Schritte im Sande knirschten, sich entfernten, verstummten. . . .

In der wesenlosen Stille, die nun folgte, stürzte das Dunkel, schwarzen gespenstischen Mauern gleich, über dem Blinden zusammen. Er streckte die Arme in die Luft, erhob sich und sank wieder zurück. Gurgelnde Töne quollen aus seinem Munde. Hinter den reglos gläsernen Augen peitschte das Grauen.

Einige Minuten später fand ihn die Schwester. Den Anzug verschoben, zusammengefallen, mit verzerrtem Antlitze, schweißbedeckt und taumelnd wie ein Trunkener. Er hatte ihr Kommen überhört, und als die zarten Hände ihn in mütterlicher Angst an der Schulter packten und eine Stimme bebend seinen Namen rief, da fing der Mann zu schreien an. Ein fürchterliches Schreien war es: unartikuliert wie das Heulen eines gemarterten Tieres, und dann kamen gurgelnd und verunstaltet die Worte, immer nur die beiden Worte: „Schweschter Agatsche . . . Schweschter Agatsche" . . . während aus blinden Augen die Tränen rannen.

„Mein Gott, mein Gott", stammelte die Frau und hielt ihn wie ein kleines Kind fest in ihren Armen — „Guter, Lieber — was hat man Ihnen getan?"

Aber der Blinde antwortete nicht. Er schluchzte besinnungslos in das würgende Dunkel, das ihn umgab.

Dokumente zur Zeitgeschichte

Wilsons Schreiben an Senator Hitchcock.

Am 8. März, kurz vor der entscheidenden Abstimmung im amerikanischen Senat über den Friedensvertrag, hat Präsident Wilson an den demokratischen Führer Senator Hitchcock von Nebraska ein Schreiben gerichtet, das viel Aufsehen erregt und namentlich in Frankreich lebhaften Widerspruch hervorgerufen hat. Dieser Brief ist ein begeisterter Hymnus auf den Völkerbund, ein Panzerwall, den der Präsident vor dem Artikel X des Vertrages von Versailles aufrichten will. Aber nicht der Schutz Frankreichs, Englands und Italiens gegen etwa wiedererwachende Machtgelüste Deutschlands liegt ihm am Herzen, wenn er mit seiner ganzen Energie dafür eintritt, daß die Vereinigten Staaten sich den Pflichten dieses Artikels unterwerfen, die sie zwingen würden, jede Bedrohung der Unabhängigkeit und Sicherheit eines Mitgliedes des Völkerbundes mit Waffengewalt zu bekämpfen, sondern es sind die imperialistischen Gelüste Frankreichs, Italiens und Englands, die noch lebendig sind und immer anspruchsvoller werden, die den Präsidenten fürchten lassen, daß ihm der Lorbeerkranz des Schöpfers des ewigen Friedens auf Erden vom Haupt gerissen wird, wenn „die tragende Säule" des Statuts, der Artikel X, fällt. Es mutet komisch an, wenn man aus diesen Zeilen sieht, daß Wilson sich gar nicht bewußt ist, wie diese Mißgeburt eines Völkerbundes, die er in Versailles zustande gebracht hat, auch nicht eines der Ideale erfüllt, für die er in diesem Briefe kämpft; wenn man liest, daß ohne den Artikel X „die Länder und Provinzen auch in Zukunft wie Bauern im Schachspiel hin und her geschoben werden"; daß die auf die Adria bezüglichen Forderungen Italiens zurückgewiesen werden müßten, weil sie rein strategischer Natur seien, während die Forderung der Brennergrenze, die nach Italiens eigenem Geständnis ganz allein aus strategischen Gründen verlangt wird, von demselben Mann doch für unerläßlich erklärt worden ist. Ganz besonders interessant aber ist dieser merkwürdige Brief deshalb, weil in ihm wie mit hellem Schlaglicht die ungeheure Kluft beleuchtet wird, die sich zwischen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und seinen Verbündeten aufgetan hat, die ihm jetzt geradezu als die Vertreter des Imperialismus in Europa erscheinen. Lodge griff denn auch in der Antwort, die er im Senat auf diesen Brief erteilt hat, Wilson unter dem Beifall der gesamten Ententepresse wegen dieser Beleidigungen der Verbündeten an, ver-

gaß aber freilich seinerseits ganz dabei, daß seine Vorbehalte mindestens in Frankreich wie Vertragsbrüche betrachtet werden, die alle Bürgschaften des Friedensvertrages für die Sicherheit der Republik hinfällig machen. Da der Brief in seinem Wortlaut in Deutschland noch ganz unbekannt ist, bringen wir ihn in folgendem zum Abdruck. Die Red.

„Mein verehrter Senator Hitchcock! Wie ich erfahren habe, erweist mir der eine oder der andere Ihrer Kollegen die Ehre, gern meine Ansicht über Artikel X des Völkerbundes und über die Wirkung, welche die Annahme gewisser Vorbehalte zu diesem Artikel auf den Völkerbund haben würde, kennen zu lernen. Ich begrüße diese Gelegenheit, um soviel Licht wie möglich auf einen Gegenstand zu werfen, der so sehr durch unrichtige Auslegungen und Befürchtungen verdunkelt worden ist.

Es gibt keinen Ausweg, den moralischen Verpflichtungen zu entgehen, die in ganz bestimmter Fassung in diesem Artikel des Bundes niedergelegt sind. Wir haben einen moralischen Sieg über Deutschland errungen, der sehr viel größer ist als der auf dem Schlachtfeld, weil sich die öffentliche Meinung der ganzen Welt zu unserer Unterstützung und zur Unterstützung derjenigen Länder bekennt, die mit uns in dem großen Kampf verbündet waren. Das geschah auf Grund unseres gemeinsamen Bekenntnisses und Versprechens, daß wir errichten wollten „einen Friedensbund, der die Gewähr bieten würde, daß die vereinigte Macht freier Völker jedem Rechtsbruch steuern und dazu dienen würde, Frieden und Gerechtigkeit um so mehr zu sichern, indem ein dauerndes Tribunal geschaffen wird, dessen Spruch sich alle fügen müssen und durch welches jede internationale Beilegung von Zwistigkeiten, die nicht von den unmittelbar beteiligten Mächten ohne weiteres anerkannt wird, als bindend erklärt wird.

Dieses Versprechen und diese Versicherung wurde in die Einleitung des Waffenstillstandsvertrages wie in die Einleitung des Friedensvertrages selbst aufgenommen und bedeutet eine der feierlichsten Verpflichtungen, die je von einem Volk oder von einer Anzahl von Völkern eingegangen worden sind. Es ist undenkbar, daß Amerika das Beispiel der Hintansetzung einer solchen feierlich eingegangenen Verpflichtung geben sollte.

Ich für meine Person könnte den Soldaten unserer tapferen Heere nicht mehr ins Gesicht sehen, wenn ich nicht alles in meinen Kräften täte, um jedes Hindernis fortzuräumen, das der Annahme dieses besonderen Artikels des Vertrages im Wege steht, weil wir ihnen und der übrigen Welt dieses Versprechen gegeben haben, und weil sie sich aus diesem Grunde im Geist der Kreuzfahrer ihrer Aufgabe widmeten. Ich würde ihnen gegenüber für immer untreu werden, wenn ich nicht mein Äußerstes zur Erfüllung des hohen Zweckes täte, für den sie gekämpft haben.

Ich glaube, mein lieber Senator, daß wir von der Idee absehen können, es sei notwendig, in bezug auf Artikel X ausdrücklich die Bestimmungen festzulegen, wie wir bei seiner Ausführung verfassungsmäßig vorzugehen haben. Wir gewinnen nichts durch solche Bestimmungen, und wir sichern nichts, was nicht bereits gesichert wäre.

Es galt auf der Pariser Konferenz als selbstverständlich, daß alle Verpflichtungen, die eine Regierung übernahm, oder die Pflichten, zu denen sie sich bekennt, natürlich in der üblichen und verfassungsmäßig vorgeschriebenen Weise zu erfüllen sein würden. Einmal oder zweimal sind in den Beratungen der Konferenz über den Vertrag von den Vertretern einer einzelnen Macht in jenem Sinne „Vorbehalte“ gemacht worden, und diese „Vorbehalte“ wurden unabänderlich so aufgenommen, wie etwa Männer, die zusammengekommen sind, um etwas zu tun, und nicht, um zu schwatzen, stets Äußerungen überflüssiger Gewissenhaftigkeit aufnehmen, indem sie mit gleichgültigem Schweigen angehört wurden, wie solche Leute das anhören würden, was selbstverständlich ist, und gar nicht erst gesagt zu werden braucht.

Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß nochmals auseinandergesetzt wird, was unsere Verfassung bestimmt, und daß unser Kongreß allein Krieg erklären oder die Gründe oder die Veranlassung eines Krieges angeben und daß er allein die Verwendung der bewaffneten Macht der Vereinigten Staaten zu Wasser und zu Lande verfügen kann. Aber es würde sicherlich überflüssig sein.

Ich bedaure, sagen zu müssen, daß die Vorbehalte, die mir zu Gesicht gekommen sind, fast ausnahmslos keine Auslegung der betreffenden Artikel, auf die sie sich beziehen, sondern vielmehr in ihrer tatsächlichen Wirkung deren Aufhebung bedeuten.

Ein jeder Vorbehalt, der den Völkerbund der Kraft des Artikels X zu berauben sucht, ist ein Stich mitten in das Herz und den Lebensnerv des Bundes selbst. Ein jeder Völkerbund, der nicht das unbestreitbare Recht eines jeden seiner Mitglieder auf politische Unabhängigkeit und Unversehrtheit gewährleistet, ist kaum mehr als ein Fetzen Papier, in seiner Wirkung ebenso zwecklos, wie der Vertrag zwischen Belgien und Deutschland, den die Deutschen 1914 brachen.

Artikel X bedeutet in der Fassung, die er im Vertrage von Versailles erhalten hat, daß Großbritannien und Japan, die vor dem Kriege im Stillen Ozean so viele gemeinsame Interessen gefunden hatten, daß Frankreich, daß Italien — überhaupt alle großen kampfkräftigen Mächte der Erde — auf die alten Vorstellungen von politischen Eroberungen und Gebietserweiterungen verzichten. Es ist ein neuer Grundsatz in der Weltpolitik und muß Anerkennung finden, oder es gibt keine gesicherte Grundlage für den Frieden, den die Welt so heiß ersehnt und so verzweifelt nötig hat. Wenn der Artikel X nicht angenommen und ausgeführt wird, so machen sich, wie ich glaube, die Regierungen, die ihn ablehnen, ihren Völkern gegenüber eines Vertrauensbruches schuldig, nachdem sie sie zu grenzenlosen Kriegsopfern durch das Versprechen verleitet haben, sie kämpften für die Erlösung der Welt von der alten Herrschaft der Macht und Eroberungsgier.

Sie würden auch einen Vertrauensbruch der übrigen Welt gegenüber begehen, um deren Unterstützung im gemeinsamen Zusammenstehen gegen die Angriffslust und Anmaßung Deutschlands sie gebeten hatten. Wenn wir Artikel X ablehnen oder so abschwächen, daß ihm seine ganze Kraft genommen wird, dann würden wir gebrandmarkt sein, als wünschten wir die Wiederkehr der alten Welt eifersüchtiger Nebenbuhlerschaft und Haders, von der uns unsere tapferen Soldaten befreit haben, und wir würden als bar jeder Vorstellung oder einer neuen Auffassung von Gerechtigkeit und Frieden erscheinen.

Wir würden nicht von dem Krieg gelernt haben und als einzigen Gewinn das Bedauern heimtragen, daß er uns in seinen Todeszug des Leidens mit hineingerissen hat. Wenn Amerika gleich der übrigen Welt das Heraufdämmern einer neuen Zeit begriffen hat, in der die Fehler einer vergangenen Zeit wieder gutgemacht werden sollen, dann wird es die Gelegenheit begrüßen, die durch Artikel X bedingte Verantwortung zu teilen.

Man darf nicht übersehen, Herr Senator, daß dieser Artikel den Verzicht auf falschen Ehrgeiz von mächtigen Völkern bedeutet, mit denen wir im Kriege verbündet waren. Es ist keineswegs sicher, daß ohne Artikel X ein solcher Verzicht herbeigeführt werden kann. Militärischer Ehrgeiz und imperialistische Politik sind noch keineswegs tot, selbst nicht in der Leitung derjenigen Völker, der wir am meisten trauen und mit denen wir am liebsten in der Erfüllung friedlicher Aufgaben zusammengehen.

Während der Beratungen der Konferenz in Paris wurde es klar, daß eine Militärpartei unter höchst einflußreicher Führung in Frankreich nach der Herrschaft strebte. Damals wurde sie geschlagen, aber sie hat heute die Führung. Die Hauptgründe, die in Paris für die italienischen Ansprüche in der Adria vorgebracht wurden, waren strategischer Natur, also militaristische Gründe, die auf der Vorstellung von der Flottenherrschaft dort eingegeben waren. Ich will für meine Person ebensowenig von imperialistischen Plänen anderer Völker etwas wissen wie von solchen Plänen Deutschlands.

Wir haben zwischen zwei Idealen zu wählen. Auf der einen Seite ist das Ideal der Demokratie, die überall das Recht freier Völker, sich selbst zu regieren, bedeutet, und auf der anderen Seite das Ideal des Imperialismus, der durch Macht und rechtlose Gewalt zu herrschen strebt, ein Ideal, das noch keineswegs tot ist, sondern noch vielfach verfolgt wird.

Jeder imperialistische Einfluß in Europa wendet sich gegen die Aufnahme von Artikel X in den Völkerbundvertrag, und dessen Ablehnung würde jetzt den vollständigen Erfolg aller Bestrebungen bezeichnen, den Vertrag zu beseitigen. Ich halte den in Artikel X niedergelegten Grundsatz für den Kern des Amerikanismus. Wir können ihn nicht aufheben oder abschwächen, ohne unsere eigenen großen Grundsätze aufzugeben.

Die Imperialisten wollen keinen Völkerbund, aber wenn es schon infolge des allgemeinen Verlangens der Massen überall einen geben muß, dann suchen sie einen zu schaffen, der ihren eigenen Zwecken dient — einen Völkerbund, der es ihnen ermöglicht, das alte Spiel mit Völkern wie Bauern im Schachspiel fortzusetzen, das Jonglieren mit Provinzen, vom Gleichgewicht der Mächte und von den Kriegen, die dann unzertrennlich sind. Der in Aussicht genommene Vorbehalt würde die alte Ordnung der Dinge nur am Leben erhalten.

Sollte wirklich jemand die Erneuerung des alten Spiels wünschen? Darf es wirklich jemand wagen, an der Erneuerung der alten Ordnung sich zu beteiligen? Gegen Artikel X haben die Widersacher des Völkerbundes mit richtigem Instinkt ihre gesamten Anstrengungen gerichtet, denn er ist unstreitig der Grundstein des ganzen Baues. Er ist das Bollwerk — und das einzige Bollwerk — der aufsteigenden Demokratie der Welt gegen die Mächte des Imperialismus und der Reaktion.

Entweder müssen wir furchtlos in den Völkerbund eintreten, indem wir die Verantwortung auf uns nehmen und uns vor der Führerrolle nicht scheuen, deren wir uns jetzt erfreuen, und indem wir unsere Bemühungen auf Herbeiführung eines gerechten und dauernden Friedens richten, oder wir müssen uns mit so viel Anstand wie möglich von dem



Europas Wiederherstellung

großen Konzert der Mächte zurückziehen, das die Welt gerettet hat. Ich für meine Person bin nicht geneigt, der Zunft der Diplomaten das Werk anzuvertrauen, die Welt von ihrem Leiden zu befreien.

Ich glaube, wenn erst die volle Bedeutung dieser großen Frage allgemein begriffen wird, werden die im Wege stehenden Schwierigkeiten als unbedeutend verschwinden vor der Gelegenheit, vor der großen und herrlichen Gelegenheit, mit unserer überwältigenden moralischen und materiellen Kraft zur Errichtung eines internationalen Regimes beizutragen, in dem unsere ureigenen Ideale von Recht und Gerechtigkeit vorherrschen und die Völker der Erde sich friedlich entwickeln können, unter friedlichen und gesicherten Verhältnissen, wie sie bisher unmöglich waren.

Ich brauche nicht zu betonen, Herr Senator, daß ich der ganzen Frage der zum Friedensvertrag vorgeschlagenen Vorbehalte, und besonders dem Teil des Vertrages, der sich auf das Statut des Völkerbundes bezieht, viel Nachdenken gewidmet habe, und ich bin betroffen über die Tatsache, daß praktisch jeder sogenannte Vorbehalt in seiner Wirkung eine ziemlich gründliche Aufhebung der Bestimmungen des Vertrages selbst bedeutet. Ich höre von „entschiedenen Vorbehalten" und von „milden Vorbehalten" sprechen, aber ich kann keinen Unterschied entdecken zwischen einer „entschiedenen Aufhebung" und einer „milden Aufhebung" des Vertrages. Unsere Verantwortung als Nation in diesem Wendepunkt der Geschichte ist überwältigend, und wenn ich die Gelegenheit dazu hätte, würde ich jeden, der in Betracht kommt, bitten, die Frage lieber in dem Licht dessen zu betrachten, was für die Menschheit erreicht werden kann, als in dem Licht besonderer nationaler Interessen.

Wenn es zutrifft, wie ich annehme, daß einige Ihrer Kollegen meine Ansicht über diese Angelegenheit kennenzulernen wünschen, würde ich sehr froh sein, falls Sie ihnen dieses Schreiben zeigen würden.

Herzlich und aufrichtig

Ihr

(gez.) Woodrow Wilson

An den Ehrenwerten Gilbert M. Hitchcock, Senat der Vereinigten Staaten."

Diktatur des Proletariats.

Erschautes aus Rußland Von einem Heimgekehrten.

Wenn eines Tages die Diktatur des Proletariats kommen sollte, so werden die Proletarier selbst die allergrimmigste Enttäuschung erleben. Denn „Diktatur des Proletariats" heißt ihnen jetzt eigene Freiheit, Herrschaft über die bisher herrschenden Klassen. Sie vergessen, daß Diktatur Unterdrückung aller bedeutet.

Am schlimmsten dürfte der „klassenbewußte Arbeiter" dran sein. Umnebelt ist sein Hirn von unklaren Zukunftsgedanken. Alles soll anders, besser werden, besser von Grund auf; mit einer kindlichen — besser kindischen — Gläubigkeit plappert er alles nach von den „Herrlichkeiten" der Sozialistischen Republik. Eigenes Denken ist ihm fremd geworden; andere, die's noch weniger verstanden, taten's für ihn. . . . Neben den vielen großen Umwälzungen lehren uns die Ereignisse im Osten, wie der Lauf der Dinge ist, und wie die auf Ikarusflügeln gen Himmel strebende Phantasie elend zu Boden sinkt — bis schließlich nach uraltem ewigen Gesetz eine Art Ordnung geschaffen wird.

*

Fabrikort im Ural. Das Brot ist knapp, für den körperlich Arbeitenden allzu knapp. Die Leute murren, und der Arbeiterrat entschließt sich, beim Kommissar (Kommandanten) vorstellig zu werden. „Wir wollen mehr Brot, oder wir streiken", ruft man ihm zu. Er fragt: „Ist das euer Ernst?" „Ja," heißt es, „wir gehen nicht eher, als bis wir feste Zusicherung betreffs der Brotration empfangen haben." — Der Kommissar läßt, ohne auch nur ein Wort zu verlieren, vier von den acht Arbeiterratsmitgliedern vortreten, abführen und erschießen, und zwar sofort. Die andern vier schickt er zurück. Sie sollen melden, was sie erfuhren. „Falls gestreikt wird, kommt ihr auch dran", ruft er ihnen nach. — Es wird **nicht** gestreikt. — Geschehen Frühjahr 1918.

*

Riga unter der Bolschewistenfuchtel. Auf den Straßen Rotgardisten, Flintenweiber. Offiziell gibt's keine Arbeitslosen; von Streiken ist keine Rede. Jemand, der durch die Straßen schleicht, wird angehalten: „Wo ist dein Arbeitspapier? Du hast keins? Komm mit." . . . Einige Tage Haft, dann: Entweder Soldat oder irgendeine Arbeitsmöglichkeit, einerlei, ob Straßenkehren oder Schreiberwerk. . . . Nachsicht gibt es weder für den „Bourgois", noch für den Proletarier.

*

Der „Manchester Guardian" teilt unter dem 23. und 25. Januar 1920 mit: „Es wird eine revolutionäre Arbeitsarmee von 50 000 Arbeitern, deren Zahl durch **zwangsweise** Mobilisation auf 300 000 Mann gebracht wird, bereits in den Eisenbahnwerkstätten beschäftigt. Arbeitszeit zehn bis zwölf Stunden; Vergehen gegen die Arbeitsordnung werden disziplinarisch bestraft. Streikrecht ist abgeschafft — die Arbeiter sind ja jetzt die „Herren" und haben folglich keinen Grund, zu streiken.

*

Telegramm aus Helsingfors vom 25. Februar 1920: „Alle Arbeiter in den Reparaturwerkstätten müssen nicht später als zehn Minuten nach Ertönen des Fabriksignals an ihrem Platz sein. Mahlzeiten dürfen nicht länger als zwanzig Minuten dauern."

„Ein Arbeiter, der drei Tage hintereinander oder sechs Tage im Lauf eines Monats ohne genügende Begründung gefehlt hat, wird sofort entlassen."

„Alle Urlaube werden im Sowjet-Rußland abgeschafft."

„Anordungen der technischen Leiter müssen sofort und unbedingt erfüllt werden."

„Arbeiter, die etwa **versuchen**, ihre Kameraden zur Ruhestörung oder Desorganisation des Betriebes zu verleiten, werden mit schwerem Arrest im Gefängnis oder Zuchthaus bestraft."

*

Die Rote Armee. Wenn man im Frühjahr 1918 von der Asiengrenze kommend quer durch Rußland gen Westen fuhr, lernte man diese Armee in allen ihren Entwicklungstadien kennen.

Im Ural, im Orenburgischen, dort, wo die Bolschewiki mit den Kosaken, den Tschechen in harter Fehde lagen, herrschte bereits eine barbarische Disziplin. Soldatenräte? Selbstgewählte Führer? Davon war nichts mehr übriggeblieben; hin und wieder stieß man auf armselige Reste dieser Einrichtungen. — Je mehr man nach Westen kam, desto mehr änderte sich das Bild. An der deutschen Front, wo Soldatenräte und ähnliche freiheitliche Einrichtungen damals noch in vollster Blüte standen, glich die Rote Garde nur noch einem wüsten Gesindel, das durch nichts zusammengehalten wurde. . . .

Als die Deutschen Dünaburg genommen hatten, stoben die Roten in hellen Haufen davon.

„Eine Schlacht war es nicht gerade," sagte ein braver Rotgardist, „wozu auch eine Schlacht? Wir hörten nur noch zu, wie die Deutschen mit Musik in Dwinsk einrückten — na, und dann gingen wir einfach weg." . . .

Und heute? Von Berufssoldaten, die etwas vom Kriegführen verstehen, wird die Rote Armee — auch im Westen — als die kampffähigste Europas geschildert. Und sie ist es in der Tat . . . denn sie hat nichts mehr an sich, was an „bewaffnete organisierte Arbeiter" erinnert. Nichts mehr! Offiziere wie früher — ja Offiziersburschen wie früher — nur heißen sie jetzt „Pferdehalter"; Dienst und Drill und nicht etwa ein Milizheer, sondern gezogene, häufig zwangsweise mobilisierte Mannschaften. . . .

*

Bahnhofskommandantur in einer größeren Provinzstadt. Der Kommandant unterhält sich gerade mit dem „Genossen" Adjutanten. Der „Adjutant", ein älterer Mann in Eisenbahnuniform, wird vom Kommandanten in der übelsten Weise angefahren. Man sieht es dem Gescholtenen an, wie er seinen Zorn darüber zurückdämmt. —

Der Kommandant geht. Ein anderer Genosse wendet sich an den Gescholtenen: „Was ist der Kommandant nur für eine Sau! Wie hat er dich angelümmelt! Ein Jammer, daß man sich's gefallen lassen muß."

Und der Adjutant ingrimmig, im scheuen Flüsterton: „Ja, wenn er hier jeden Abend seine Weiber- und Freßorgien aufführt, wenn wir nicht dabei sind, dann ist er ein Kavalier, ein sanfter Mann. Uns redet er wohl „Genosse" an; aber behandeln tut er uns wie Schweine."

„Warum streiken wir nicht?" fragt leise der andere. — „Warum nicht?" lautet die angebliche Antwort. „Weil dieser Hundsfott uns einsperren läßt oder gar erschießen, wenn wir's tun. Magst du dein Leben hergeben, Genosse?"

*

Der ewige Kreislauf ist vollendet; das Menschentier schreitet bereits wieder fügsam in den Sielen. Verstummt ist das Geschrei nach Freiheit; die Knute, dies uralte Zuchtmittel, ist wieder in Ehren; später — ja später, wenn sich alles gewöhnt hat, wenn kein Aufbäumen der Geknechteten mehr zu fürchten ist, kann man die Zügel lockerer lassen . . . bis sie eines Tages wieder am Boden schleifen, bis die Ordnung sich umdreht und abermals derselbe Kreislauf beginnt.

Der brave Amtsschimmel trabt immer noch. . . Eine Zivilstelle hat einer Behörde laut Verfügung vom soundsovielten Hilfsarbeiter, die auf Zivilvertrag angestellt werden, zu überweisen.

Es ist somit alles wundervoll in Ordnung und alles zufrieden, bis auf die unglückseligen Hilfsarbeiter: die werden nämlich von der Behörde, der sie überwiesen sind, bezahlt. Es bestehen zwar „Verfügungen" vom Ministerium, daß solcher Leute Lohn „. . . nach Anhörung der Gewerkschaftskommission bzw. der Angestelltenverbände" festzusetzen ist. — Allein — es gibt ja Verfügungen über Verfügungen, jede einzelne kann man wirklich nicht im Kopfe haben. Sparsam muß man wirtschaften — das ist die Hauptsache. Ja, das dauert denn auch so lange, bis die durch dauernden Hunger gereizten Hilfsarbeiter zur Gewerkschaft eilen. . . Und bis diese ziemlich linksradikale Gemeinschaft in edler Entrüstung entflammt Ordnung schaffen will. . .

Das kommt dem Vorsitzenden der Zivilstelle — einem einfachen, braven Bürgersmann, zu Ohren. Wozu, denkt er, es erst an die Gewerkschaft kommen lassen! Wo die die Finger hat, da sät sie Kommunisten. . Und eilfertig setzt er sich hin und schreibt — sachlich und ordentlich — an die zuständige Behörde; setzt ihr — ohne Ergebenheitskurialien zwar —, aber auch nicht besonders grob auseinander, daß sie sich nach Verfügung so und so bei Bezahlung ihrer Hilfsarbeiter zu richten habe. . .

„Was fällt dem ‚Kerl' ein?" ruft entrüstet die „Spitze" der Behörde, als er den Brief liest; und alle andern rufen: „Was fällt dem ‚Kerl' ein?"

Dann läßt er sich die „Verfügung" bringen. „Hm . . . . stimmt, was der „Kerl" schreibt . . aber machen wir nicht . . . der Mann hat in anderer Form sich zu äußern, wenn er etwas von uns will . . . ."

Es blieb alles beim alten. Der brave Bürger von der Überweisungsstelle versuchte zwar noch einmal; aber er war wieder in der Form nicht korrekt, und man konnte nicht auf seine Wünsche eingehen. Und so konnten die beiden Dienststellen — obgleich beide Vorsitzende und beider Personal sich einig über den Radikalismus waren — nicht zusammenkommen, sie hatten einander schließlich zu lieb. . .

Und die linksradikale Gewerkschaft mußte „Ordnung" schaffen.

Fr.

Die einzige Waffe. In einem Wahlaufruf der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands findet man neben einigen anderen sehr interessanten und für den unbefangenen Leser ziemlich neuen Tatsachen auch folgende Sätze: „Als die Schandtat (der Militärputsch) geschehen war, rief die deutsche Sozialdemokratie das betrogene und überrumpelte Volk zum Gebrauch der *einzigen* Waffe, die ihm noch geblieben war: zum Generalstreik."

Wenn man die Nachrichten aus dem Ruhrgebiet liest, sollte man fast annehmen, daß der Arbeiterschaft nicht nur diese einzige wirtschaftliche, sondern ganz richtige „militaristische" Waffen zur Verfügung stehen. Aber nicht nur an dieser einen Stelle sieht es so aus, sondern ebenso auch in Berlin und in vielen anderen Orten. Oder sollten die Verluste der Truppen an Toten und Verwundeten nicht auf gewöhnliche Schießwaffen zurückzuführen sein?

Lieber Mir!

Du hast lange nichts von mir gehört, doch du wirst mich, wie ich dich kenne, ohne weiteres entschuldigen, weil du den Grund dafür, daß ich dir so lange nicht geschrieben habe, ja genau so gut kennst wie ich: *es war zu viel Stoff*. Aber da ich fürchte — bisher hoffte ich ganz im stillen doch noch immer, es könnte anders werden — der Stoff wird nicht nur nicht weniger werden, sondern sich ins Ungemessene steigern, will ich wenigstens eine Kleinigkeit herausgreifen, die dir Freude machen wird. Also höre:

Der Militärputsch vom 13. März wird dir wie mir ziemlich unerwartet gekommen sein. Und da du nicht daran beteiligt warst, ist das schließlich kein Wunder. Aber die Regierung Bauer—Noske wurde doch so von ihm in Mitleidenschaft gezogen, daß man fast schon von einer passiven Beteiligung sprechen darf. Sie hat es nur ein wenig spät gemerkt. Sie hat das, wenn ich nicht irre, zunächst so erklärt, daß sie geglaubt habe, sich wenigstens auf andere verlassen zu können: und das ist auch ganz richtig, denn es muß doch im Staate irgendeinen Menschen geben, auf den man sich verlassen kann — wenn es auch der andere ist. Da aber die verschiedensten Seiten sich bei dieser Erklärung absolut nicht beruhigen wollten, brachte nach einiger Zeit das WTB. eine wirklich knappe und klare Notiz, in der auseinandergesetzt wurde, weshalb die Regierung sich nicht stärker zur Wehr setzen konnte: weil sie eben wirklich nichts wußte (sie sagt allerdings nicht, daß sie Haase hieße). Sie tritt scharf der Behauptung entgegen, daß sie vorher von der Bewegung unterrichtet worden sei. Das Einzige sei ein Bericht des damaligen Staatskommissars für die Überwachung der öffentlichen Ordnung gewesen, der aber „rein akademischen" Charakter gehabt habe. Merkwürdig. Ich habe immer geglaubt, daß die Regierung Bauer—Noske Beziehungen zum „Vorwärts" gehabt habe. Und der bringt z. B. einen Aufsatz von Kuttner, in dem es heißt: „Noske höhnt über die Leute, die *jetzt* alles vorher gewußt haben. Will er bestreiten, daß es Leute gegeben hat, die ihm schon vor Monaten diese Katastrophe vorausgesagt haben, zu denen ich mich auch rechnen darf. Man habe ihm keine Tatsachen angeführt, sondern er habe nur „allgemeine Deklamationen" gehört. *Ich rufe alle Berliner Funktionäre und alle Leser des „Vorwärts" zu Zeugen an, in welcher Fülle von unserer Seite aus Tatsachen vorgebracht worden sind.*"

Merkwürdig! Daß da so gar keine Beziehungen bestanden haben. . . Und schade, sehr schade. Was wäre dem armen Deutschen Reich alles erspart geblieben, wenn „Vorwärts" und Regierung mehr Hand in Hand gearbeitet hätten. Hoffentlich merkt sich das wenigstens die jetzige Regierung.

Siehst du, lieber Mir, nun bist du wieder um eine Enttäuschung reicher geworden. Du hast auch immer auf einen Zusammenhang der Sozialdemokratischen Partei, deren Organ ja der „Vorwärts" ist, und der Regierung geschworen. Ja, ja, es will keiner mehr auf den andern hören, weder die Regierung auf den „Vorwärts" noch der „Vorwärts" auf die Regierung. Das ist aber, fürchte ich für beide nicht gut. Merkwürdig, merkwürdig. . .

Dein *Fix*.

Deutsche Karikaturen



Theorie und Praxis.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H. Berlin SW ★ Verantwortlich für die Redaktion: Dr. E. Mühling, Berlin-Friedenau.

Preis 75 Pfennig



Nummer 14 | 17. April 1920 | 2. Jahrgang

GARVENS

Das siegreiche Frankreich ehrt die tapferen Ruhrkrieger.

Entmilitarisierung.

Von Dr. Konrad Elert.

Man versichert uns, wir hätten seit einem Vierteljahr Frieden. Eine Änderung der Zustände im Innern, eine Änderung im Verhältnis der andern Länder und Völker zu Deutschland ist damit nicht eingetreten; kaum auch eine weitere Verschärfung der Bedrückung Deutschlands. Denn daß uns die Härten eindringlicher zum Bewußtsein kommen, liegt ganz einfach an ihrer allmählichen Häufung. Das einzige also, wodurch wir fortwährend daran erinnert werden, daß wir Frieden haben, ist die dauernde Maßregelung und Bevormundung durch die Ententemächte. Es vergeht keine noch so kurze Zeit, die nicht einen neuen Einspruch, eine neue Forderung, immer unter Berufung auf Paragraph soundso des Friedensvertrages brächte. Ihr dürft nicht das, ihr dürft nicht das, das verstößt gegen den Friedensvertrag, das auch. Unsere Regierung schickt Noten, Antwort- und Protestnoten, über Noten, weist nach, daß sie mit Recht den Friedensvertrag anders verstanden, anders aufgefaßt habe. Aber es gibt nur eine alleinseligmachende Auslegung des Vertrages — die der Ententemächte. Gleichgültig auch, daß unter ihnen noch Meinungsverschiedenheiten sind. Frankreich hat fast stets eine andere Meinung; und der Eindruck, daß die meisten Paragraphen des Vertrages nur dazu geschaffen worden sind, um Frankreich eine Handhabe gegen uns zu bieten, verstärkt sich immer mehr: der „Militarismus" in Deutschland muß getötet werden.

Das geschieht nun fortwährend, ohne Atempause; aber er kann natürlich nur von einem stärkeren Militarismus getötet werden — dem der Sieger, an deren Spitze Frankreich marschiert; und je mehr der deutsche stirbt, desto größer und stärker wird der französische. Ohne langes Zaudern besetzt Frankreich die wichtigsten Städte der neutralen Zone. Weshalb? Zum Schutz gegen die Reaktion; um der Regierung, wie sie zwischen den Zeilen ahnen läßt, das Rückgrat gegen rechts zu stärken. Derselben Regierung, die es inständigst gebeten hat, in das Ruhrgebiet mehr Truppen führen zu dürfen, damit sie ihre Autorität wiederherstellen könne. Natürlich geschieht das im tiefsten Grunde aus einem krankhaften Angstgefühl vor der Wiederkehr einer militärischen Macht Deutschlands, dieses Deutschlands, das nicht einmal mehr im eigenen Hause Herr ist. Und es trifft sich gut, denkt Frankreich, daß es gleichzeitig sein Ziel der dauernden Besetzung des Rheingebietes damit zu erreichen vermag. Aber Deutschland hat ja noch immer eine Waffe, außer den paar Reichswehrtruppen. Natürlich, die Einwohnerwehren. Und flugs kommt, nachdem bereits seit Februar die französischen Blätter einen heftigen Feldzug gegen diese letzte Schutzwehr geführt haben, am 7. April, kurz nach der Besetzung von Frankfurt, Darmstadt, Hanau, eine Note des Generals Nollet, des Präsidenten der interalliierten militarischen Kontrollkommission, in der die Auflösung der Einwohnerwehren verlangt wird. Knapp, kalt, ohne die Mühe einer komplizierten Begründung. „Es ist unbestreitbar, daß . . .", „übrigens deuten verschiedene Anzeichen darauf hin . . .", das sind die Gründe, aus denen sich die Folgerung ergibt, „infolgedessen . . ." Die Reichsregierung ordnet selbstverständlich die sofortige Auflösung der Wehren an. Denn obwohl, wie sie selbst mitteilt, „die Ausführungen der Note, die von dem militärischen Charakter der Einwohnerwehren sprechen, zum größten Teil auf unzutreffenden Voraussetzungen beruhen, so sieht sich die Reichsregierung zu ihrem Bedauern doch nach der Lage der Verhältnisse gezwungen, von erneuten aussichtslosen Gegenvorstellungen abzusehen . . ."

Vielleicht folgt sie diesmal sogar dem Wunsche der Entente nicht ungern, und es paßt ihrer Haltlosigkeit gut, daß sie die Entente vorschieben kann. Denn auch von anderer Seite ist immer dringender die Auflösung jener Wehren gefordert worden— von den Linksradikalen. Es ist wieder einmal seltsam, wie sich französische Nationalisten und deutsche Internationalisten in die Hände arbeiten. Erst der Fall des Ruhrgebietes: Millerand und seine Regierungspresse stützen sich auf die unanfechtbaren Zeugnisse aus unabhängigem und kommunistischem Lager, wenn sie die dortige Bewegung als durchaus harmlos bezeichnen und die Anwendung von Waffengewalt seitens der deutschen Regierung schließlich durch Waffengewalt zu verhindern suchen. Die Mordbrenner des Ruhrgebietes, über die das glorreiche, ritterliche Frankreich schützend seine Hand hält — welch ein Bild! Und nun die Beseitigung des letzten Schutzmittels gegen den Terror von Räubern und Plünderern, die seit Wochen und Monaten von der äußersten Linken propagiert wird, die zu einer immer lauterern und heftigeren Forderung geworden ist! Wieder schütteln sich Millerand und Spartakus die Hände; man wird Deutschland, wenn man weiter so gut zusammenarbeitet, schon klein kriegen . . . Die Situation wird noch merkwürdiger dadurch, daß die „Rote Fahne", das Organ des Spartakusbundes, sich bei dieser Gelegenheit an das französische Proletariat wendet und gar nicht allzu bescheiden die Hoffnung durchblicken läßt, daß die Entente gegen eine bewaffnete Proletarierwehr wohl nichts einzuwenden haben werde. Diese Wehren, meint die „Rote Fahne", würden imstande sein, der Entente ihre Aufgabe der Entwaffnung der Bourgeoisie zu erleichtern oder völlig abzunehmen und „die Mordwerkzeuge auch in den besten Verstecken aufzutreiben"; ein Versprechen, das, nach den Erfahrungen bei der Entwaffnung der Banden im Ruhrgebiet zu urteilen, sicher unschwer einzulösen ist, denn im Besitz der dortigen Plünderer sind Waffen in einer Menge gefunden worden, wie es sich niemand außer denen, die um die besten Verstecke wußten, träumen ließ.

Es ist immer derselbe Ruf, der von außen, der von innen erschallt: „Entmilitarisierung". Entente wie Radikale stehn mit den Waffen in der Hand da und fordern die Entwaffnung aller derer, die imstande sein könnten, einem hereinbrechenden Chaos Widerstand zu leisten. Die Entente starrt in Waffen und fordert unsere Entmilitarisierung. Der Radikalismus arbeitet mit der doppelten Waffe der Streikdrohung und der Militärwaffe und fordert die Entmilitarisierung. Und beide verstehen dasselbe darunter. Jeder die unumschränkte Herrschaft über den Wehrlosen, die Diktatur.

Was aber dann, wenn die Entwaffnung der einzigen Kräfte, die die Überbleibsel der deutschen Ordnung zu erhalten suchen, restlos durchgeführt ist? Die Mauer, die jeder von seiner Seite aus niedergerissen hat, ist fort, der eine steht, die Waffe in der Hand, vor dem bewaffneten andern. Der Schlußkampf des großen Dramas beginnt. Militarismus des Proletariats und Militarismus der Entente stehen einander gegenüber. Es ist nicht anzunehmen, daß die Entente mit ihm so leichtes Spiel haben wird wie mit dem von ihr künstlich aufgerichteten Popanz-Militarismus des heutigen Deutschland. Man läßt den Wagen ruhig dem Abgrund zurollen. Lustig knallt Frankreich mit der Peitsche hinter den durchgehenden Pferden her und sieht nicht, daß es selbst an den Wagen gebunden ist.

Hochverrat im Saargebiet.

Von * * *

Die Politik Frankreichs gegenüber Deutschland arbeitet mit jedem Mittel, das geeignet ist, Deutschland zu schwächen, zu zersetzen, zu verkleinern. Alle Gründe der Vernunft, die dafür sprechen, daß diese Politik schließlich und endlich auch den unausweichbaren Zusammenbruch Frankreichs herbeiführen muß, werden von der herrschenden politischen Clique und von den Generalen mit einer Dumpfheit übersehen, für die es bald zwei Jahre nach Kriegsende eigentlich nur die zwingende Erklärung gibt: Mangelnder Intellekt. Gründe hin, Gründe her, Deutschland sieht sich in der furchtbaren Situation eines schwer leidenden Menschen, dem ein Tollkopf mit fixer Idee benachbart ist. Die Arbeit Frankreichs im Rheinland, in Polen, die Besetzung Frankfurts, Darmstadts, Hanaus sind Erscheinungen derselben Geistesverfassung, auf jeden Fall Deutschland zu verwirren, und dann für Frankreich letzten Endes deutsches Land zu fischen.

Wie mit Blitzlicht hat der unerhörte Vormarsch der französischen Divisionen aus dem Mainzer Brückenkopf den schweren Ernst der Lage erhellt: Man will die Beunruhigung, die Drangsalierung des Westens, um schließlich den deutschen Bewohnern den Gedanken nahe zu bringen, bei Frankreich sei die Ruhe, die Erlösung. Frankreich weiß, daß ohne die erschlichene und erpreßte Meinungsänderung der deutschen Bevölkerung das abenteuerliche politische Spiel nicht zu spielen ist, und es setzt alles daran, Verlockung und Gewalt, um die Bevölkerung in ihrem festen und kerndeutschen Gefühl wankend zu machen. Ob an der Saar, ob am Rhein, überall sieht man den französischen Meißel sich in das Gefüge des Deutschen Reiches stemmen, um Blöcke zugunsten Frankreichs aus dem Bau Bismarcks herauszuschlagen. Geld, Ehren, Stellungen winken — es ist nicht so, daß man im Vertrauen auf die deutsche Gesinnung der Bevölkerung die Dinge gehen lassen, es gibt genug Ehrgeizige, Gewissenlose und Streber, die bewußt die Politik Frankreichs mitmachen.

Es liegen aus französischer Quelle die Dokumente vor, und wir sind in der Lage, sie zu veröffentlichen, daß im Saargebiet nach Dorten'schem Muster von einer Reihe einflußreicher deutscher politischer Persönlichkeiten Hochverrat geübt wird. Wir geben die Dokumente, an deren Echtheit nach ihrer Quelle kein Zweifel möglich ist, an anderer Stelle im Wortlaut wieder.* Sie sprechen ihre Sprache für sich, und es ist an dem hochverräterischen Inhalt dieser Dokumente, die endgültig bestimmte Bestrebungen im Saarland aufklären und ihnen die Maske fortnehmen, nicht zu zweifeln oder zu deuten. Die Geschichte des Saarreviers, seit der französischen Besetzung, die zur Erklärung dieser Akten notwendig zu wissen ist, sei in kurzem Umriß gegeben.

Während der französische Oberst Stuhl, der erste militärische Verwalter des Gebietes vom Dezember 18 bis März 19, sich noch einigermaßen zurückhaltend benahm, setzten mit General Andlauer in allerstärkstem Maße die französischen Versuche ein, die Bevölkerung französischen Wünschen gefügig zu machen. Der General ließ sofort 280 hervorragende Männer verhaften und abschieben, Männer, deren einziges Verbrechen war, daß sie aus ihrer deutschen Gesinnung kein Hehl gemacht hatten. Außerdem wurden die Elsaß-Lothringer in Korporationen organisiert, und diese Organisationen zu Mittelpunkten der Französierungspolitik gemacht. Die zahlreichen Denunziationen, unter denen die deutsche Bevölkerung zu dieser Zeit zu leiden hatte, gingen von diesen Korporationen aus. Während der dann beginnenden Friedensverhandlungen zu Versailles setzte die Politik des preußischen Geheimen Justizrats Muth ein, und leider ließ sich eine Reihe dem Zentrum nahestehender Persönlichkeiten von Muth verführen, diese Politik, die von Anfang an auf Loslösung des Saargebietes von Preußen und Stellung unter französischen Schutz gerichtet war, mitzumachen. Selbstverständlich ging diese Wühlarbeit ohne Wissen und Willen der Partei als solcher vor sich, was sich schon äußerlich dadurch dokumentierte, daß die zwei in Saarbrücken erscheinenden Zentrumsblätter sich lebhaft und kampfesfreudig für das Deutschtum einsetzten, ebenso wie das Zentrumsblatt in Saarlouis.

Die Persönlichkeit Muths charakterisiert sich vielleicht am deutlichsten durch folgenden Vorfall: Der junge Rechtsanwalt, der zahlreiche französische Familienbeziehungen hatte, trat schon vor 1870 in enge Beziehungen zu Paris, er wurde dann bei Kriegsausbruch 1870 ausgewiesen, weil er bei einer Marschall-Ney-Feier sich besonders hervorgetan hatte. Als er später vielgesuchter Rechtsanwalt in Saarbrücken war und den Ehrgeiz hatte, deutscher Reichstagsabgeordneter für die Zentrumspartei zu werden, leugnete er seine Beteiligung an dieser französischen Feier kategorisch ab, ja, er drohte jedem Verbreiter dieses Gerüchtes mit gerichtlicher Belangung. Jetzt, nachdem die Franzosen das Gebiet besetzt haben, rühmt er sich, wie aus den veröffentlichten Dokumenten hervorgeht, dieses seines Eintretens für den französischen Marschall. Zur Aufnahme seiner Beziehungen zu Tardieu und Pichon bediente er sich seiner Verwandten in Paris, kam auch in nahe Verbindung mit Abbé Wetterlé, auch der spanische Konsul in Saarbrücken, ein gebürtiger Preuße, benutzte seine Stellung, um die Verbindung zu erleichtern In den Stadtverordnetenversammlungen trat Muth um diese Zeit mit großem Temperament für enges Zusammenarbeiten mit Paris ein. Aus den mitgeteilten Akten geht hervor, daß es sein Streben war, mit Hilfe des Generals Andlauer als Vertreter der saarländischen Bevölkerung in den Fünferausschuß, der im Namen des Völkerbundes die Regierung ausüben soll, zu kommen. General Andlauer war bei diesem Plan als Vertreter Frankreichs gedacht. Es ist selbstverständlich, daß der französische General von Muth und seinem Anhang in dem Sinne unterrichtet werden mußte, als ob ein großer Teil der Bevölkerung des Saarlandes sehnlichst den Anschluß an Frankreich wünschte. Die nach Paris geschickten Petitionen und Protokolle verstärkten den Eindruck der falschen Berichte Andlauers, so daß man in Paris ein völlig verlogenes Bild von der wahren Gesinnung und dem wahren Zustand des Landes erhalten mußte. Clemenceau war auf das äußerste bestürzt, als die bekannten, gewaltigen Volkskundgebungen in Saarbrücken als Antwort auf die Politik Andlauers losbrachen und mächtige Streikbewegungen das Land erschütterten. Andlauer versuchte durch unterhandeln mit den Gewerkschaften sich zu halten. Als das Protokoll dieser Verhandlungen nach Paris ging, schrie Cle-

* Siehe Seite 220 „Dokumente zur Zeitgeschichte".

men an den General an: „Solche Narrheit tut ein französischer General!" Freilich hatte ihm sein Neffe, der Kapitän Richert, der Adjutant Andlauers und der geheime Inspirator seiner Politik, auch kaum andere Berichte geliefert als der General; aber er war eben der Neffe des Ministerpräsidenten. Andlauer mußte gehen, General Wirbel kam, aber Kapitän Richert blieb, sitzt noch heute in Saarbrücken und ist noch heute die Seele der Politik, die mit jedem Mittel das Saarland an Frankreich bringen will.

Trotz der französischen Unterstützung der Kandidatur Muths konnte aber dank der schroffen Ablehnung der Zentrumspartei selbst Muth das Ziel seines Ehrgeizes nicht erreichen. Ebensowenig wie Professor Notton, der sich schon als Kultusminister der neuen Regierung gesehen hatte, in der Öffentlichkeit nicht durchdringen konnte, trotzdem er den Mut besessen hatte, sich mit dem vollen Titel eines Sekretärs der Zentrumspartei an den Petitionen an Pichon und Tardieu zu beteiligen.

General Wirbel setzte im Grunde die Politik seines Vorgängers, nur mit anderen Mitteln, fort, er vertraute dabei nicht so sehr auf die Mittel der Politik und der Gewinnung von einflußreichen Leuten, als auf die militärische Gewalt. Die Tendenz ist noch heute die gleiche. Trotz der Niederlage der Muthschen Politik, die an der Haltung der Bevölkerung und des allergrößten Teiles des Zentrums scheiterte, liegen die Dinge heute noch so, daß diese Versuche nicht aufgegeben worden sind. Der Sekretär der christlichen Gewerkschaften, Koßmann, hat noch bei der letzten großen Beamtenkundgebung Ende März den Versuch gemacht, für den französischen Vertreter im „Fünferrat", den Staatsrat Raoul, Stimmung zu machen, indem er bemerkte, daß Raoul erklärt habe, er fühle sich in seiner Stellung nicht mehr als Franzose, sondern als Vertreter der Interessen der saarländischen Bevölkerung. Es ist freilich anzunehmen, daß Koßmann sich durch das Temperament und die Beredsamkeit Muths zu einer Haltung hat verführen lassen, die er bei ruhiger Überlegung bitter bereuen wird.

Hand in Hand mit diesem hochverräterischen Treiben, das bis zur Stunde andauert, geht die ja von Muth vorgeschlagene großartige französische Propaganda, die über sehr bedeutende Geldmittel verfügt und sich in dem neuen „Saarkurier" ein sehr geschickt geleitetes Organ geschaffen hat, das über glänzendes Nachrichtenmaterial — und unbegrenzte Papiermengen verfügt. Auf direkter Staatsleitung Paris—Saarbrücken erhält die Zeitung ihre neuesten Informationen, und ein halbes Dutzend Kopfblätter in kleineren Orten sorgen für das Eindringen dieser Propaganda auf das Land.

Es handelt sich um schwerwiegende, hochpolitische Dinge, über deren Ernst sich auch die führenden Zentrumspolitiker keinem Zweifel hingeben. Es müßte aber an der Zeit sein, deutlich den Strich zwischen Hochverrätern und deutschen Männern zu ziehen. Wir glauben mit der Veröffentlichung dieser Dokumente die Gelegenheit für eine gründliche Reinigung der politischen Luft, die bitter not tut, gegeben zu haben.

Der Einfluß des Luftverkehrswesens auf den Städtebau.

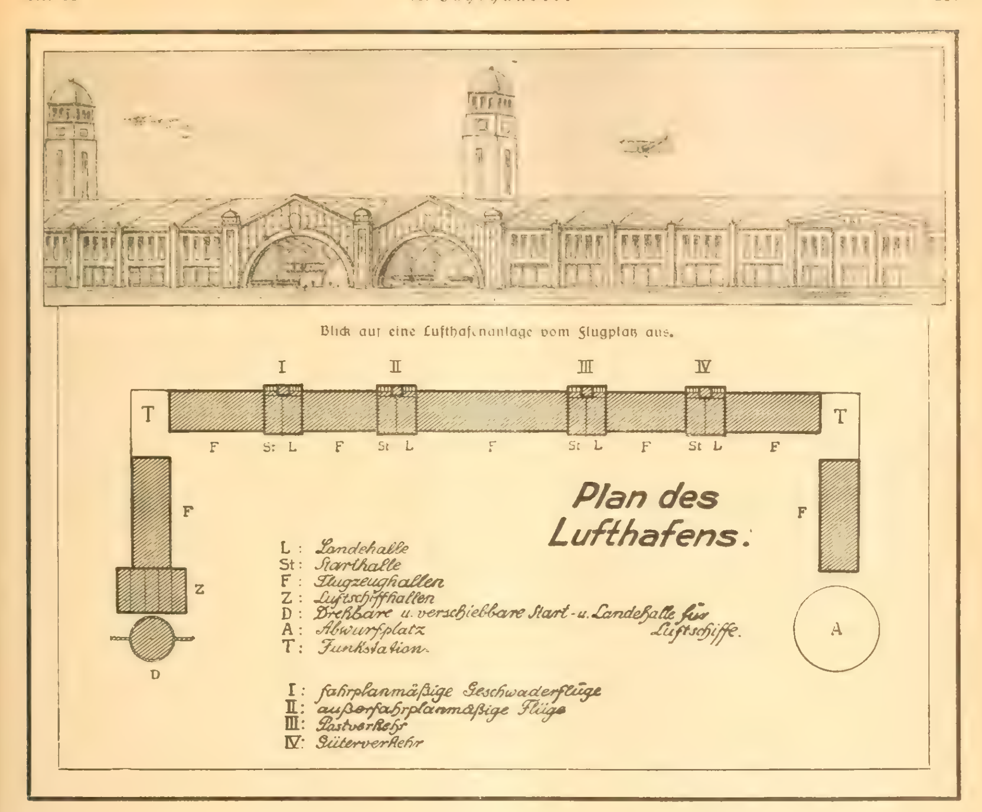
Von Regierungsbaumeister Hans Fränkel.



Von allen Erfindungen und Errungenschaften, die unser Zeitalter der Technik hervorgebracht hat, ist die Beherrschung der Luft diejenige, der für die Zukunft die bedeutendsten Aufgaben bevorstehen, und die von der größten Tragweite für die Ausgestaltung unseres Verkehrs- und Wirtschaftslebens sein wird. Noch sind es keine 11 Jahre her, daß Orville Wright uns durch seine für heutige Begriffe doch recht bescheidenen Schauflüge in Staunen setzte; heute stehen wir vor der Aufgabe, mit dem Flugzeug den Ozean zu überfliegen, und kennen keine Hindernisse mehr, deren Überwindung uns Schwierigkeiten bieten könnte. Die Kriegsjahre vor allem haben zu einer unvorhergesehenen Vervollkommnung geführt, die wir nunmehr zur Lösung von Friedensaufgaben nutzbringend zu verwerten haben. Unser Wirtschaftsleben liegt zwar noch danieder, aber wir müssen die Übergangszeit benutzen, um die geistigen Pläne vorzubereiten, an deren Verwirklichung wir unter Anspannung aller Kräfte so bald als möglich herantreten werden.

Zur Vervollkommnung und Verbreitung unseres Luftfahrwesens wird in erster Linie die geplante Schaffung von Einheitstypen und die staatlich geregelte Normalisierung der Einzelteile beitragen. Durch die sich ergebende Massenherstellung von Flugzeugen wird die Luftfahrt zwar nicht das Erdverkehrswesen verdrängen (denn zur Aufnahme der in einem Eisenbahnwaggon auf Sitzplätzen zu befördernden Reisenden sind einstweilen noch etwa 15 Flugzeuge erforderlich), einen großen Teil des Verkehrs wird sie aber doch an sich reißen infolge ihrer vielen nicht zu unterschätzenden Vorteile. Sie braucht keinen Straßen- und Bahnbau, erfordert verhältnismäßig geringe Herstellungs- und Betriebskosten, wenig Personal und hat dabei den ungeheuren Vorzug der größeren Geschwindigkeit und daher auch besseren Ausnutzungsfähigkeit und des Nichtgebundenseins an Straße und Schienenstrang

Sobald nun die Luftfahrt in großem Maße die Rolle des regelrechten Verkehrsmittels übernimmt, was nur eine Frage der Zeit ist, wird man ihr die hierfür erforderlichen Voraussetzungen schaffen müssen. Zunächst wird sich jede Stadt einen oder mehrere Flughäfen anlegen; diese werden mit allen dazu gehörigen Anlagen allmählich eine der Benutzung entsprechende Ausgestaltung erfahren. Sie werden aus verschiedenen Abteilungen bestehen: eine für den geregelten Personenverkehr, der sich fahrplanmäßig in Geschwaderflügen abspielt; eine für den Postverkehr, eine für den Güterverkehr, eine für den Privatverkehr für Besitzer eigener Flugzeuge und außerfahrplanmäßige Mietsfahrten. Besondere Start- und Landehallen werden erforderlich, damit die Mitfahrenden in überdeckten Räumen geschützt gegen die Witterung in ihre Flugzeugkabinen ein- und aussteigen können. Zwischen diesen Hallen befinden sich die Flugzeugschuppen oder Flugzeughallen, in denen die Apparate so angebracht sind, daß sie auf mechanischem Wege in die Starthalle übergeführt werden. Die zurückgekehrten Flugzeuge kommen aus der Landehalle erst in eine Revisionshalle, bevor sie in ihren Schuppen untergebracht werden. Nach der Stadtseite zu sind jedoch der Gesamtanlage Eingangshallen mit Schaltern, Post- und Güterabfertigungsräumen, Wartesälen und Restaurants vorgelagert, genau wie jetzt bei unseren Bahnhöfen. Ein mit dem Bau verbundener Leuchtturm gibt den ankommenden Flugzeugen die erforderlichen Leuchtzeichen, eine Funkenstation hält die drahtlose Verbindung mit ihnen aufrecht, eine Wetterwarte versieht den meteorologischen Nachrichtendienst, ein Abwurfplatz ermöglicht das Sammeln von Postsendungen und Gütern, die an kleinen Fallschirmen von solchen Flugzeugen abgeworfen werden, die zum Zweck der Abgabe ihrer Sendungen nicht besonders zu landen brauchen. In der Nähe des Flughafens liegen die Reparaturwerkstätten. Neben solchen Flughäfen gibt es dann noch Flugplätze zu Ausbildungs-, Übungs-



Blick auf eine Lufthafenanlage vom Flugplatz aus.

und Sportzwecken, die mit umfangreichen Zuschauertribünen ausgestattet sind.

Mit der Entwicklung der Flugtechnik wird man sich aber auch wieder mit der Frage der *Luftschiffahrt* zu befassen haben. Wenn auch das Luftschiff sich im Laufe des Krieges als ungeeignete Waffe erwies, weil es den Abwehrmaßnahmen ein zu großes Ziel bot und sein Verlust nicht den geleisteten Wirkungen entsprach, so ist damit doch nicht endgültig das Urteil über seine Verwendungsfähigkeit gesprochen, sondern es hat nunmehr seine Daseinsberechtigung im Friedensdienst erneut zu erkämpfen. Gelingt es ihm, seine Nützlichkeit und seinen Wert auch im Wettbewerb mit dem Flugzeug zu erweisen, so wird hierdurch der Bautechnik durch Vervollkommnung der Luftschiffhallen und des erforderlichen Zubehörs, durch Verbindung des Luftschiffhafens mit dem Flughafen und Verschmelzung der gemeinschaftlichen Anlagen und Bauten ein dankbares und weites Arbeitsfeld geschaffen. Die verschiedenen bisher erprobten Konstruktionen der Luftschiffhallen in Form von Längsbauten, Dreh- und Rundbauten haben auch noch keineswegs zu einer endgültigen Lösung geführt, sondern lassen ebenso wie die der Flugzeugschuppen dem Erfindungsgeist noch ein weites Tätigkeitsgebiet offen und werden mit der Vervollkommnung der Luftverkehrsmittel noch manche Wandlung durchmachen.

Das sind gewaltige Aufgaben, die dem Techniker und Künstler bevorstehen. Mächtige Hallen aus Holz, Eisen und Eisenbeton wird der Ingenieur entwerfen, der Architekt wird sie mit den Empfangshallen, dem Leuchtturm und den der Stadtseite zugelegenen Gebäudeteilen zu einem monumentalen Bauwerk ausgestalten, das vielleicht an Umfang und architektonischer Gestaltung die größten Bahnhofsbauten der Gegenwart in den Schatten stellt. In einer Reihe von Städten kommen dazu noch die für den Verwaltungsdienst des Luftverkehrswesens nötigen Gebäude, die Bürohäuser der Luftreisegesellschaften sowie alle die umfangreichen Bauten und technischen Betriebe, die der Flugzeug- und Luftschiffbau mit seinen Fabriken, Werften, Hallen, Dienstgebäuden, Versuchsanstalten und Versuchsflugplätzen, vielleicht auch Arbeiterkolonien in steigendem Maße erfordern wird.

Und auch der Städtebau wird zu seinem Recht kommen. Der Luftverkehrshafen wird einschneidend auf das ganze Leben der Stadt wirken und einen neuen Mittelpunkt des neuen Verkehrslebens bilden. Wie zum Bahnhof müssen zu dem ihm stadtseits vorgelagerten Platze die elektrischen Bahnen geleitet werden. Hier werden Hotels, Restaurants, Geschäftshäuser entstehen und der Stadt ein neues Gesicht geben. *Da kommt es nun darauf an, daß die Gemeinden beizeiten sich das Gelände für die später zu erbauenden Luftverkehrshäfen aussuchen und auch erwerben, um vorzubeugen, daß der Spekulation Tür und Tor geöffnet wird.* In der Preisgestaltung der Grundstücke wird eine ungeheure Umwälzung eintreten, Hauptverkehrsviertel werden an Wert verlieren und ihren alten Vorrang an neue abtreten. Darum sollten die Gemeinden noch einen weiteren Schritt tun und sich nicht nur das Gelände des Hafens sichern, sondern auch die daran anschließenden Grundstücke. Sie sollten deren Be-

bauung selbst in die Hand nehmen und nach großen, der Entwicklungsmöglichkeit der Stadt entsprechenden Gesichtspunkten ausgestalten, woraus sich ihnen bei geschickter Geschäftsführung reiche Einnahmequellen eröffnen können. Auch auf die architektonische Durchbildung des neu erstehenden Platzes und der in ihn einmündenden Straßen müssen die Gemeinden unbedingt ihren künstlerischen Einfluß geltend machen. Wir haben in den letzten Jahrzehnten durch das Studium des Städtebaues die Fehler erkennen gelernt, die im vergangenen Jahrhundert bei der Erweiterung von Städten, bei Schaffung von Platzanlagen und nicht zuletzt bei der Anlage von Bahnhofsplätzen in verkehrstechnischer und baukünstlerischer Hinsicht allenthalben gemacht worden sind und deren Grund darin zu suchen ist, daß die Aufgaben unvorhergesehen schnell und plötzlich herantraten und ihre Durchführung ohne genügende Vorbereitung und ohne Erfahrungen erfolgte. Auch die neuen Aufgaben können sich uns in kurzer Zeit aufdrängen und eine beschleunigte Lösung verlangen. Allerdings erlaubt es die Luftfahrt im Gegensatz zur Eisenbahn, sich bei der Schaffung von Flughäfen zunächst mit provisorischen Anlagen zu behelfen und diese dem Bedürfnis folgend allmählich auszubauen oder auch nachträglich an eine geeigneter erscheinende Stelle zu verlegen. Solche Maßnahmen können aber von den nachteiligsten Folgen für das Verkehrs- und Wirtschaftsleben einer Stadt sein und sollten durch von vornherein richtige, weitschauende und endgültige Anordnungen unter allen Umständen vermieden werden.

Aber der menschliche Geist wird nicht rasten und unermüdlich an der Vervollkommnung des Flugzeug- und Motorbaues weiter arbeiten. Er wird es erreichen, daß sich das Flugzeug annähernd senkrecht vom Boden in die Luft erhebt, ohne einen Anlauf und den dadurch erforderlichen Startplatz zu benötigen, und auf die gleiche Weise landet. Eine solche Erfindung wird aber wiederum in baulicher und städtebaulicher Hinsicht die weitesten Folgen zeitigen. Der Flughafen wird einen Teil seiner Bedeutung verlieren, indem er sich z. B. für die nicht im regelmäßigen Verkehr stattfindenden Flüge erübrigt und man nunmehr in einer Luftdroschke von einer Reihe dafür eingerichteter Plätze der Stadt aus seine Fahrt antreten wird. Die im Privatbesitz befindlichen Apparate werden in den Wohnhäusern in Schuppen untergebracht, die vielleicht sogar im obersten Stock errichtet sind, und aus denen heraus vom Dach aus gestartet werden kann. Die ebenerdigen sowie die auf Dachterrassen angelegten Landestellen sind durch weithin zu unterscheidende Sicht- oder Leuchtzeichen kenntlich. Damit ist natürlich wiederum eine völlige Umwälzung unserer Baugewohnheiten, Bauordnungen, überhaupt unserer ganzen Lebensbedingungen verbunden. Aber das sind Zukunftsträume, mit denen wir uns jetzt noch kaum zu beschäftigen brauchen, wenn sie auch vielleicht ungeahnt schnell in Erfüllung gehen können.

Dagegen ist die Anlage von Flughäfen in großem Maßstab und die Berücksichtigung der aus ihnen sich ergebenden Folgeerscheinungen eine Aufgabe, die an uns in nicht allzu ferner Zeit sicher herantreten wird und die wir deshalb nicht rechtzeitig genug ins Auge fassen können. Sie eröffnet dem deutschen Techniker und Baukünstler Aussichten, die ihn nach Zeiten ungewollter Tatenlosigkeit wieder mit Schaffensfreude und Arbeitslust erfüllen werden und die ihm Gelegenheit geben werden zu beweisen, daß er seinen Platz unter den Mitbewerbern der ganzen Welt nach wie vor zu behaupten weiß.

Ein Freikorps der Arbeit.

Von Hans Schoenfeld, Oblt. a. D.



Der geborene Führer weiß auch einem Zusammenbruch sein Schlimmstes zu nehmen und ihm etwas Gutes abzugewinnen. Es waren der gedankenreichen Offiziere, der zielsicher entwickelnden Aufbauer genug im kaiserlichen Heere. Ihr reiches Wissen ward uns frei für die neuen gewaltigen Probleme, die zwischen zwei Gegenpolen wie ein Strudel kreisen. Klarer Blick, Zähigkeit und forsches Angreifen der Sache kamen diesen fähigen Köpfen von der Offizierzeit zustatten. Ihre Menschenkenntnis und die unerläßliche Liebe des Führers, der sich immer bewußt bleibt, daß Führen nicht Herrschen heißt, sondern mit Herz, Hand und Kopf vorweggehen für die, denen er vorangesetzt ist, sicherten ihnen Anerkennung und Zuneigung ihrer gewesenen und der Gefolgschaft, die sie nun zum Dienst am Volke neu um sich zu scharen trachteten.

So ergeben sich für das Jahr 1919 mehrere solcher von Offizieren kraft ihres reinen Wollens und einer besonderen Befähigung hervorgerufenen Unternehmungen, die das große Ziel verfolgen: über Arbeit zur Siedlung. Lasse dir nicht ein Haus bauen, zu dem alle Mittel und Stoffe fehlen, sondern schaffe durch Förderung der allein vollwertigen Urstoffe — Kali und Kohle, Produkte des Bodens, Holz — erst die Werte, die dir ermöglichen, hernach auf eigener Scholle dir ein Dach überm Kopf zu zimmern.

Etwa gleichzeitig riefen die Hauptleute Detlev Schmude und Aumann ihre gemeinnützigen Sammelstellen für Arbeitsbeschaffung ins Leben; dieser mit einer Handvoll erwerbloser Magdeburger Frontsoldaten in dem Braunkohlenbergwerk Völpke bei Neuhaldensleben, jener in Berlin. Dies gemeinsame hohe Ziel beider Organisationen, der wirtschaftliche und nationale Wiederaufbau Deutschlands, schien ein Zusammengehen zu rechtfertigen. Und so erfolgte im Oktober 1919 die Vereinigung der Schmudeschen Arbeits- und Siedlungsgemeinschaft Neu-Deutschland und des Freikorps der Arbeit Aumann als „Deutscher Arbeitsbund". Ein Mitglied fand sich in der Deutschen Arbeits- und Ansiedlerhilfe des früheren Polizeipräsidenten Frhrn. von Lüdinghausen (des „Vaters" der unvergessenen Ostpreußen-Hilfe) und des Direktors Nadolny der Ostpreußischen Landgesellschaft. Diese ehemals Ostdeutsche Arbeits- und Ansiedlerhilfe sollte die Verbindung zwischen dem Deutschen Arbeitsbund („Sammelstelle für Arbeitsuchende"), den Arbeitgebern und dem deutschen Schrifttum (also Presse u. a.) herstellen.

Wenn nach kurzen Monaten eine Trennung der Schmudeschen und Aumannschen Organisationen erfolgte, um auf getrennten Wegen vereint zu schlagen, so geschah dies wegen der schließlich doch ziemlich unterschiedlichen Auffassung und Durchführung des gleichen Problems.

Während Detlev Schmude nämlich sich auf Kohlen als Förderungsmittel beschränkt und Völpke vorerst besiedeln will, hat sich das Freikorps der Arbeit Aumann, dem ein Gebäude im Landesausstellungspark zur Verfügung gestellt ist, seinen Aufgabenkreis wesentlich weiter gesteckt und schlägt auch genossenschaftlich andere Bahnen ein. Durch ein Flugblatt und eine Denkschrift „Wirtschaftliche Mobilmachung" hatte sich im Vorjahre Hauptmann Aumann an die gesamte Reichswehr gewandt. Leider griff nur die Reichswehrbrigade XV, Berlin, seine Anregungen auf und beauftragte ihn mit der Bildung einer Arbeitsvermittlungsstelle für Berliner Reichswehrangehörige, die zur Entlassung

kommen (Arbeiterbataillon). Darüber hinaus hat sich das Freikorps, dem keinerlei staatliche Gelder zur Verfügung stehen (außer den Löhnen für die als noch im Dienste gelten den Angestellten dieser Arbeitsvermittlungsstelle), bald die Unterbringung arbeitsloser aber =williger Angehörigen aus den Kreisen der deutschen Flüchtlinge, Rückwanderer, Kriegsbeschädigten, Kriegsgefangenen angelegen sein lassen und hierin den Großberliner Erwerbslosenfürsorgestellen wesensgleich schon gute Erfolge getätigt. Es sind bis Ende Januar weit über 600 Arbeitslose an den Förderungsstellen untergebracht, die als lebenswichtig gelten: in Zechen, Forst- und Landwirtschaft; am stärksten in den Braunkohlengebieten der Mark Brandenburg (Niederlausitz, Neumark usw.), immer unter Voraussetzung späterer Siedlung. Es mag gleich bemerkt sein, daß das genossenschaftlich aufgebaute Freikorps der Arbeit sich die Provinz Brandenburg zum engeren Betätigungsfelde ausersehen hat, hier vor allem das Havelländische Luch, das freilich erst die wesentliche Vorbedingung weisen muß: Unterkunftsmöglichkeiten (wenn auch zunächst nur in Notbaracken, die in beschränkter Anzahl dem Freikorps zur Verfügung stehen) Immerhin wird auch Norddeutschland von Aumann gedeckt: Im März sind für einen Torfbruch zu Sulfeld in Holstein an 100 ungelernte Arbeiter vorgesehen, auch in Mitteldeutschland finden sich Aumann=Leute. Für das östliche Deutschland hingegen haben sich die Baltikum=Freikorps Aulock und Diebitsch eingerichtet, die nach Aumannschem Muster arbeiten wollen.

Ich möchte hier auf die besonders glückliche, den wahren Bedürfnissen trefflich Rechnung tragende Maßnahme des Freikorps der Arbeit hinweisen: die wirtschaftliche Beihilfe, die es dem neuvermittelten Arbeitswilligen für die Übergangszeit zuteil werden läßt. Hierin vermögen mangels von Bestimmungen die mit amtlichen Geldern arbeitenden Arbeitsnachweise u. a. der Aumannschen Methode nicht nachzukommen, und es wäre nur sehr zu wünschen (und wird vielleicht auf Grund meiner Darlegungen an dieser vielgelesenen Stelle nicht ohne Nachwirkung bleiben), daß noch mehr freiwillige Mittel diesem hohen volkswirtschaftlichen Zweck praktisch gelöster produktiver Erwerbslosenfürsorge zufließen, die lediglich den Arbeitnehmern zugute kommen.

Erfahrungsgemäß springen nicht wenige an sich willige Neu Arbeiter deshalb nach kurzer Zeit wieder ab, weil sie die erwähnte Übergangszeit nicht durchhalten können. Am Lohntage macht ihnen das Werk ziemlich hohe Abzüge für gelieferte Arbeitskleidung, Arbeitsgerät usw. Daß die Arbeitstelle darauf sieht, bald ihre Barauslagen für diese Gegenstände hereinzubekommen, ist selbstverständlich. Da müssen die Unschuldigen eben mit den Schuldigen leiden. Infolge der vielen dunklen Elemente, die teilweise aus durchsichtigen politischen Gründen sich anwerben lassen und wieder abspringen, wenn ihr Weizen nicht blüht, oder notorischer Drückeberger und Preller haben die Werke schon beträchtlichen Schaden erlitten und sehen sich vor. Der verbleibende Wochenlohn langt aber für den Erwerbslosen nicht hin und her, zumal er erfahrungsgemäß infolge der erhöhten Körperarbeit und des Aufenthalts auf dem freien Lande stärkeren Appetit entwickelt und nach dem langen Entbehren-Müssen der Erwerbslosenzeit viel nötige kleine Anschaffungen zu machen hat. Hier geht das Freikorps Aumann dem Arbeitswilligen zur Hand. Es gewährt ihm freie Bahnfahrt und gibt ihm einen Arbeitsanzug, Gerät usw. mit. Außerdem versuchte Hauptmann Aumann in einer sehr klaren und überzeugenden Denkschrift an die entsprechenden amtlichen Stellen eine Übergangstageszulage von 5 Mark (für Verheiratete mit Kindern entsprechend erhöht) auf etwa vier Wochen für die Übergangszeit zu erwirken. Dieser Vorschlag hat nicht die Billigung des Reichsarbeitsministeriums gefunden, wohl aus Mangel an Staatsmitteln. Die vom Minister Schlicke gezeichnete Verordnung Nr. 207 des Reichsgesetzblatts, Artikel 1 (Ziffer 3) bestimmt vielmehr: „Wenn ein Erwerbsloser eine Arbeitsstelle annimmt, in der er zu vollem Verdienst erst nach Angewöhnung der erforderlichen Fertigkeit gelangen kann, ist die Gemeinde des letzten Wohnorts berechtigt (also nicht verpflichtet. D. V.), aus Mitteln der Erwerbslosenfürsorge einen Zuschuß für die Dauer von sechs Wochen zu gewähren, sofern der verdiente Lohn den bisherigen Betrag der Erwerbslosenfürsorge einschließlich der

Das Freikorps der Arbeit Aumann.



Beim Bau der neuen Kolonie.

Das Freikorps

Als Handwerker und Grubenarbeiter







Familienzuschläge nicht um 1 Mark werktäglich übersteigt. Der Zuschuß darf den Unterschied zwischen dem Lohne und der um 1 Mark werktäglich vermehrten Unterstützung nicht übersteigen." Dies bedeutet praktisch also mehr als wenig, zumal mit der einschränkenden Voraussetzung eines Erwerbslosen als
anwärters. Nicht immer verfügen die entlassenen
wehrangehörigen, Rückwanderer, Auslandsdeutschen
über die Geldmittel zum Durchhalten, an die der Erla
gedacht hat.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese praktische Beih
Freikorps der Arbeit viele Bewerber anzog, zumal vo
korps aus das mögliche getan wird bei Nachweis neuer
stellen. Die Methode hierfür ist folgende: Es gehen jew
beitsgemeinschaften an Arbeitsstätten, die vorher peinlich
det sind. Zu diesem Zweck begibt sich der vom Freikor
gesehene Willensführer (zumeist ein bewährter Offizier)
und Stelle. Er ist dafür verantwortlich, daß die vor allem
liche Frage von Unterkunft und Verpflegung gelöst ist. E
seine Gruppe nicht an die neue Wirkungsstätte. N
dürfen die Ansprüche nicht zu hoch gestellt werden. Z
kommen meist ehemalige Kriegsgefangenen-Baracken in B

Arbeit Aumann.

am Arbeitsort Kostebrau (Niederlausitz).





die bisweilen infolge Fehlens nötiger (und williger!) Kräfte zur Herrichtung von den Ankömmlingen erst gründlich gesäubert werden müssen, und auch die Werk-Kost ist nicht die der Friedenszeit. Leider finden sich der Unvernünftigen und Maßlosen genug, die da glauben, für die Gnade ihrer Arbeitswilligkeit den Himmel auf Erden
den und entrüstete, dabei sachlich unrichtige Briefe an die
z. B. das Erwerbslosenfürsorge-Amt eines Berliner Vor.
chten, die sie zu Aumann wies. Da wird dann Stein
n geschimpft, daß für Unterkunft mit Licht, Heizung u. a.
lich 2 Mark und für Abendessen 1 Mark Gebühr abge-
werden, statt daß alles umsonst ist.

sollte denken, daß solche Erwerbslose, froh endlich Arbeit
as für lohnende!) gefunden zu haben, die ihnen Erspar
nd den Erwerb eines Eigenheims ermöglicht, bei der
bleiben. Weit gefehlt. Wenn fünfzig Prozent arbeits-
zusprechen sind, ist das sehr viel. Dabei wird bei Zu-
stellung der Arbeitsgruppen (zugleich geistiger Gemein-
hne politische und religiöse Belange) schon sehr gesiebt
guter Teil derer, die sich melden, gar nicht abgesandt.
a also dem deutschen Großstadtarbeiter der schwere Vor-
cht erspart werden, daß er versagt hat. Wenn er von dem
nationaler Pflichtauffassung und willigen Entgegenkom-

mens gegenüber Zuständen, die nicht durchweg dem „alten System“ in die Schuhe geschoben werden dürfen, nur halb so durchdrungen wäre wie die sonstigen Mithelfer am heiligen Werke deutschen Wiederaufbaus — er könnte schon ganz anders dem Reiche wieder vorangeholfen haben und auch sich selber. Leider scheinen aber nicht geringe Teile deutscher Arbeiterschaft (wenigstens der großen Städte) weniger denn je geneigt zu Einschränkungen und Zugeständnissen, und dann hilft schließlich eben nichts als ein kräftiges Zureden von obenher, was von den heutigen Machthabern kaum zu erwarten ist. Man soll mir jedoch deshalb nicht vorwerfen, daß ich ein Volksfeind sei. Ich liebe den Arbeiter und seine Nöte, weil er mein Bruder ist und ich viele Beispiele von treuester Dankbarkeit, Zuneigung und feinsten Taktes habe, die mich an der Masse unseres Volkes niemals verzweifeln lassen. Nur bleibt das Betrübliche, daß heute viele Arbeiter gar keine Belehrung oder nur Erklärung annehmen mögen, und da muß eben der große Lehrmeister Not erst noch das letzte Wort sprechen.

Was aber an der Arbeitsstätte bleibt, ist ganz vortrefflicher Stamm: Menschen voll der alten deutschen Sehnsucht nach einem Stückchen Eigenland, nach eigenen vier Wänden, Männer mit dem großartigen, unvergänglichen Gefühl treuer Frontkameradschaft und hohen inneren Strebens nach Vervollkommnung. Und da haben mich meine mehrfachen Besuche in den Kohlenwerken, wo Aumann-Leute arbeiten, mit ganz wundervollen Eindrücken erfüllt — ein Beweis mehr, wie dies Freikorps und seine Methode den Kern der Sache trifft, indem es (wie auch Detlev Schmude, Rechtsanwalt Dr. Osterrieth u. a.) den Geistesarbeiter aufruft zur Arbeitsgemeinschaft mit dem Werkarbeiter; den Kopfarbeiter als einfachen Hand-Schaffer im Tagesdienste. Danach als Berater und geistigen Führer für Feierabend. Und so fand ich Oberlehrer, Studenten, Gelehrte so gut dort wie einfache Schipper und Werkarbeiter, wie richtige Berufsarbeiter, und alle waren des besten Einvernehmens voll und von dem Ziele beglückt: Bald zum eigenen Heim zu kommen.

Es entspricht dem System des Freikorps der Arbeit, wenn seine Leute sich am Ort eingerichtet haben, eine Genossenschaft zu bilden zwecks baldiger Siedelung und wirtschaftlicher Selbständigkeit. Es ist ja auch erklärlich, daß die Leute mit aller Kraft danach streben, denn die Unterbringung in den ländlichen Bezirken dieser Arbeitsstätten ist sehr bescheiden. Was soll man dazu sagen, daß ihrer acht Mann hoch in einer Bauernstube leben müssen! Alle zugleich können da nicht zusammen hocken, oder mehrere müssen zusammen in den Betten liegen und zuhören, schreiben, lesen u. a. Man bedenke, was dies an Selbstbeherrschung und Gutmütigkeit am Menschen erheischt, die acht Stunden Arbeit unter der Erde hinter sich haben oder täglich eine Stunde und mehr zur Arbeitsstätte anmarschieren müssen.

Selbst wenn die Bauern wollen (denn fast nur um diese handelt es sich, und sie wollten zuerst gar nicht), mehr als eine Stube (meist die hartumkämpfte, nie benutzte „gute Stube“) können sie nicht an Raum schaffen. So sah ich eine ganze Familie, von Berlin herverpflanzt, in solch großer Stube hausen, allerdings gemütlich und warm, denn es gibt an 100 Zentner Briketts frei vom Werke.

Also bald siedeln! Das Gelände ist die geringste Sorge. Im Bergwerk (Oskar) zu Schmagorei (Neumark) stellte der dortige sehr volksfreundliche Rittergutsherr, auch einer von den geschmähten früheren Offizieren, 100 Morgen gutes Land zur Verfügung, und darauf sollen 12 Eigenheime mit je 2—3 Morgen Land bis zum Herbst schon gebaut sein. Allerdings dank einer zum Werk gehörenden, bis jetzt still gelegten Ziegelei, der zum Wiederbetrieb nichts fehlte als die Kohlen zum Brennen. Diese erhalten die Baugenossen frei (900 Zentner werden angenommen) für entsprechend geleistete Überschicht im Kohlenwerk. Das nenne ich einmal wahrhaft aufbauende Arbeit, die sofort ihre segensreichen Kreise zieht: Die Ziegelei gibt wieder soundsoviel Menschen Arbeit und Brot, und sowie das erste Haus fertig ist, wird darin eine Genossenschaftsküche und -kantine eingerichtet, die auch das Leben wesentlich verbilligt und wieder neue Arbeitsstätte schafft. Die sonstigen Baumaterialien liefert der Rittergutswald, das Bauen besorgen die Genossen selber, und zwar derart, daß ihnen die in der Freizeit geleistete Bauarbeit mit derzeit 2 Mark die Stunde gutgeschrieben wird. Auf diese Weise schaffen sie sich ein nettes Konto auf die Bausumme ihres künftigen Heimes. Die dortige Genossenschaft hat schon mehrere Beitrittserklärungen aus den Kreisen der dort lange tätigen Bergarbeiter u. a., die fünfzig Mark und mehr in der Woche als Genossenschaftsgeld abliefern und so die Genossenschaft geldkräftig machen. — In Costebrau in der Niederlausitz, wo auch an zwei Dutzend Aumann-Leute sitzen, hat die Genossenschaft kürzlich schon ihr erstes Eigenheim eingeweiht, ein Beweis, daß es keine Schwierigkeiten gibt, die zäher Menschenwille und rüstige Hand nicht überwinden.

Über 600 solcher Bewährten hat das Freikorps Aumann schon untergebracht. Allein für März waren 120 Leute neu in Aussicht genommen, und zwar (außer für die Torfstecherei, die im Winter ruhen muß) für ständige Arbeit etwa in großen Waldungen, deren Hölzer zugleich dem Verbrauch zugeführt werden und 500 Arbeitern Lohn und Brot geben, bei Straßenbauten u. a. Auch mit den Schießplätzen (Kummersdorf u. a.) stehen Aumanns in Unterhandlungen, um das jetzt so kostbare Material an Geschossen zu retten (soweit es dank der Lodderei verantwortlicher Stellen noch da und den wilden Sammlern nicht zum Opfer gefallen ist) und durch tarifmäßig besoldete und in den zahlreichen Baracken untergebrachte Arbeiter das Auffammeln und Zuführen zu den Sammelstellen der Heeresverwaltung besorgen zu lassen. Die Sommermonate werden diese Zahlen leichtlich erhöhen helfen.

Um ein Beispiel von der produktivaufbauenden und geldmittelerhaltenden Tätigkeit des Freikorps der Arbeit anzuführen: Eine genaue Übersicht der binnen drei Monaten (Okt. 19 bis Jan. 20) untergebrachten Erwerbslosen ergibt etwa 20 000 geleistete Arbeitstage von reichlich 600 Vermittelten. Nimmt man im Durchschnitt den Tagesverdienst des einzelnen mit 20 M. an, so kann entsprechend der ministeriellen Verfügung des umgeänderten § 15 der Reichsverordnung für Erwerbslosenfürsorge (Novelle vom 27. 10. 19), und zwar nach Abschnitt II 7c der Bestimmungen zur Ausführung des § 15 usw. die Hälfte davon, also 10 Mark täglich als erspart für die gleiche Aufwendung gerechnet werden, die die Erwerbslosenfürsorge für einen nicht durch das Freikorps Aumann (oder eine andere Arbeitsvermittlungsstelle) untergebrachten Arbeitslosen bewilligen mußte. Binnen eines Vierteljahres also eine Kostenersparnis von rund 200 000 Mark (19 800 mal 10) und das Mehrfache, was diese Arbeiter geschaffen haben an produktiver Leistung. Wenn diese Summe beispielsweise dem Freikorps zur Unterstützung seiner gemeinnützigen Bestrebungen auf entsprechende Eingabe zugebilligt würde, was statthaft ist, so flösse diese Summe wieder weiteren Arbeitnehmern zu.

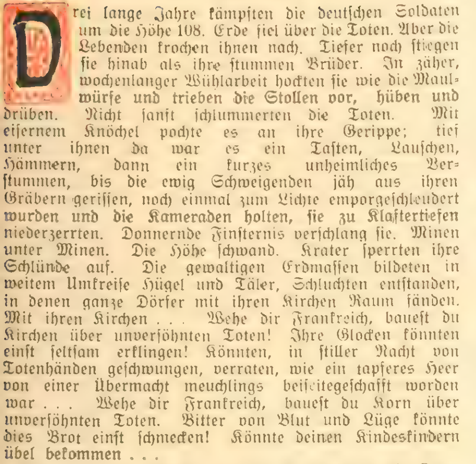
Es scheint eine Zusammenfassung solch privater Organisationen für Erwerbslose unter eine amtliche Zentralstelle geplant, ja es könnte dies sogar die amtliche Dekreuerung einer solchen Unternehmung zur Behörde zur Folge haben. Ob dies in deren Interesse und dem des Volksganzen liegt, müßte sich erst erweisen. So jedenfalls, wie jetzt die Dinge liegen, haben wir mehr als nur eine wertvolle Ergänzung der staatlichen und städtischen Maßnahmen zur Rückkehr in die Friedenswirtschaft vor uns, die um so höher einzuschätzen ist, als sie Menschenmaterial aus der ohnehin übervölkerten Großstadt auf das aufnahmefähigere Land zieht. Eine weitgehende Unterstützung dieser Bestrebungen dürfte also wirklich im allgemeinen Interesse liegen.

Revolution und Kontrarevolution.

Von Henriette Winand-Riemann.

IV.

Golgatha.



Drei lange Jahre kämpften die deutschen Soldaten um die Höhe 108. Erde fiel über die Toten. Aber die Lebenden krochen ihnen nach. Tiefer noch stiegen sie hinab als ihre stummen Brüder. In zäher, wochenlanger Wühlarbeit hockten sie wie die Maulwürfe und trieben die Stollen vor, hüben und drüben. Nicht sanft schlummerten die Toten. Mit eisernem Knöchel pochte es an ihre Gerippe; tief unter ihnen da war es ein Tasten, Lauschen, Hämmern, dann ein kurzes unheimliches Verstummen, bis die ewig Schweigenden jäh aus ihren Gräbern gerissen, noch einmal zum Lichte emporgeschleudert wurden und die Kameraden holten, sie zu Klaftertiefen niederzerrten. Donnernde Finsternis verschlang sie. Minen unter Minen. Die Höhe schwand. Krater sperrten ihre Schlünde auf. Die gewaltigen Erdmassen bildeten in weitem Umkreise Hügel und Täler, Schluchten entstanden, in denen ganze Dörfer mit ihren Kirchen Raum fänden. Mit ihren Kirchen . . . Wehe dir Frankreich, bauest du Kirchen über unversöhnten Toten! Ihre Glocken könnten einst seltsam erklingen! Könnten, in stiller Nacht von Totenhänden geschwungen, verraten, wie ein tapferes Heer von einer Übermacht meuchlings beiseitegeschafft worden war . . . Wehe dir Frankreich, bauest du Korn über unversöhnten Toten. Bitter von Blut und Lüge könnte dies Brot einst schmecken! Könnte deinen Kindeskindern übel bekommen . . .

Noch sind keine Kirchen gebaut. Noch wächst kein Korn. In weitem Umkreise starrt eine Wüste. Keine Vögel erheben mehr ihre Stimmen. Kein Baum breitet mehr schützend seine Zweige über das Land. Wohin der Blick reicht, nur Erde, nackte, aufgewühlte Erde mit Stacheldrähten tief im wunden Fleisch, mit Trümmern, Schutt und Toten. Steht die Sonne am Himmel, dann schimmern weite Strecken wie Schnee; wölben ihre Kalksteinhügel unschuldsvoll dem Lichte entgegen. Nur hier und dort sprengten in spritzendem Falle wilde, rostbraune Flecke verräterisch die silberne Ruhe. Wo die Kalksteinbildung weicht, dehnt sich grau und blutgedüngt dies Land des Hasses und der Rachsucht.

Als die Deutschen ihre Toten verließen, verwandelte sich das Schlachtfeld zum Jahrmarkt. Für 15—100 Frank jagten Automobile mit schreienden, gestikulierenden Führern einzeln und kolonnenweise durch Golgatha. Die Amerikaner, die in selbstbewußter Majorität das Truppenkontingent der farbigen Fremdvölker vervollständigten, waren es hauptsächlich, die nun für ihr gutes Geld doch wenigstens ein Schlachtfeld gesehen zu haben wünschten. Sie stiegen in die Krater, befühlten die Stacheldrähte, beschnüffelten die Kadaver und trieben die Preise in die Höhe. Kurz vor ihnen waren andere, seltsame Gesellen eingerückt. Den Ausflüglern gleich beschnüffelten sie das Land der Toten, dann aber begann ihr unheimliches Geschäft.

„Cadavreillos" nennen sie die Franzosen. Aassucher — — — Portugiesen sind es zumeist. Braunhäutige, schmutzige Kerle, die Zucht und Ehrlichkeit nicht kennen, aber zu jeder Arbeit gedungen werden können. Neger sind ihre Genossen und gefangene Deutsche. Die zwang man über die Spaten. Rothosige französische Aufseher mit harten spöttischen Gesichtern, dunkel von Haut und Haaren tauchen wie kleine, bewegliche Teufel, von Zeit zu Zeit in den Gräben auf. Blondhaarig, hünenhaft, mit blassen Antlitzen und blauesten Augen, die Leid und Sehnsucht tief in die Höhlen sinken ließen, reinigt der übertölpelte Germane den Augiasstall. Der Brite verschwand. Die Buchführung seines Raubzuges rief ihn heim.

Die herbstliche Sonne wirft ihr Gold über die Ränder der Hügel; hier und dort blitzt ein Draht, ein Stück Metall auf. Langsam und schwer bewegen sich die Glieder der Gefangenen. Die violetten Schatten der Hügel und Menschen fallen lang und gespenstisch über das öde Land. Die Aassucher sind am Werk. Harken und graben, sammeln die Waffen, entfernen die Drähte, schaufeln die Schützengräben wieder zu, flicken den zerfetzten Leib der Erde, holen, wo die Spaten daran stoßen, die Toten. Die Karren füllen sich. Die Pferde ziehen an. Ziehen mit den beweglichen, peitschenknallenden Führern als schwarze Silhouetten am Horizont vorüber, verschwinden . . .

Mit einem Schaufelwurf, der ingrimmig tief ging, ward der vierte Teil eines Mannes der Erde entrissen und in die Luft geschleudert. Tuchfetzen — ein Helm wirbelten auf, dann rollte ein blondhaariger Kopf, dessen Antlitz noch ein wenig mit Fleisch bedeckt war, über die rostbraune Erde. Er rollte in weitem Bogen dem Gefangenen in grauer, verschlissener Uniform vor die Füße.

Der Portugiese, dessen verkniffenes Gesicht wie aus ungegerbtem Leder schien, hielt einen Augenblick im Graben inne, stützte sich auf den Spaten und sagte, indem er die Pfeife in den rechten Mundwinkel schob, kurz:

„Ein Boche."

Wie Wüstengebilde erhoben sich ringsum die Hügel. Die Schatten der beiden Männer lagen einen Augenblick still, wie drohend einander gegenüber, der des Deutschen war fast doppelt so groß. Die Lippen des Mannes waren geschlossen, die Hände voller Schwielen. Der Blick, von weit her kommend, fiel auf den Schädel, sog sich daran fest und ward seltsam weit und fast schwarz.

Der Portugiese wies mit ausgestrecktem Finger auf den Deutschen, dann auf den Kopf an der Erde, grinste und sagte:

„Kamerad."

Der Mann ihm gegenüber antwortete nicht. Er legte ruhig den Spaten aus der Hand und neigte sich tief zu dem von Erde und Verwesung verunstalteten Antlitz herab.

Das Grinsen des Portugiesen ward in diesem Schweigen verächtlich, er spuckte in die Hände, stieß den Spaten wieder tief in die Erde und pfiff die Melodie eines französischen Gassenhauers vor sich hin.

Der Himmel begann in glühenden Farben über den weiten Totenfeldern zu brennen. In großen Abständen neigten sich hier und dort dunkle Gestalten über ihre Spaten. Raben glitten schwarzen Fluges tief über die Schluchten. Durch die kalte, klare Herbstluft leuchtete aus der Ferne in flimmernder Kalkerde die rote Hose eines welschen Aufsehers wie eine Blutlache.

Als der Portugiese sich aus seiner gebückten Stellung wieder aufrichtete sah er den Gefangenen neben sich stehen. Das Antlitz des Mannes war bleifarben.

„Laß mich die anderen Teile sehen," sagte er.

Der Portugiese zuckte die Achseln und grub weiter. Aus dem feuchten Boden lösten sich Arme, und in fast rostbraun gewordener Uniform ein Rumpf. Ein eisernes Kreuz spritze hoch. Der Cadavreillo hob es auf und hielt es sich mit einer Grimasse an den schmutzigen Kittel, an dem bereits drei andere baumelten. Als er aber sah, daß der Gefangene niedergekniet war und den Waffenrock der Leiche aufzuknöpfen sich bemühte, stieß er einen Fluch aus und drängte ihn mit dem Spaten fort.

„Der Boche gehört mir, du verdammter Hund!"

Der Gefangene richtete sich auf, seine Arme hingen schlaff herab, er starrte wie gebannt auf die Finger des Portugiesen, der mit affenartiger Schnelle den Waffenrock öffnete und ihm mit sicherem Griffe im nächsten Moment eine Brieftasche entnommen hatte. Wie gierige Ratten fühlten die graubraunen Finger darüber hin. Das Äußere der Tasche, klebrig und faul, löste sich ab, im Inneren lagen noch unversehrte Papiere. Cadavreillo entfaltete sie und zuckte die Achseln. Langsam streckte sich des Deutschen Arm danach aus.

„Gib!"

Der Portugiese sah auf, grinste und überreichte ihm die weißen Blätter mit spöttischer Verneigung. Er suchte anderes; und aufs neue begann er die Taschen des Toten zu durchwühlen. Er hatte gerade eine Uhr zum Vorscheine gebracht, als er mit einem Male sah, wie der Schatten neben ihm merkwürdig wankte und jäh verschwand. Ver-

blüfft wandte er sich um, der Boche lag auf der Nase. War umgekippt wie ein gefällter Baum. Eine Weile starrte der Portugiese abwartend hin. Aber der Boche rührte sich nicht. Lag da an die Erde gepreßt wie ein Kind, das der Mutter Brust sucht. Da stieg der Cadavreillo aus seinem Graben um zu sehen, ob der Mann tot sei. Nein — tot war der Fremde nicht. Seine Augen waren aufgerissen und starr, aber aus dem Munde stieg lebendiger Atem.

Mit roher Hand hatte der Portugiese den Kopf des Mannes zur Seite gedreht und sah in die weite Bläue der Augen, die irgend etwas Feindseliges im Herzen des Dunkelhaarigen weckten. Er wollte dem Manne, der da vor ihm lag, nichts Böses tun, eigentlich wollte er ihn fragen, ob ihm etwas fehle. Aber dies helle, stumme Antlitz verursachte ihm zornige Pein und sein Fuß stieß wie von selbst hart in den großen Körper, während er in der wilden Sprache, die das vierjährige Völkerringen geschaffen hatte, sagte:

„Noch sollst du nicht schlafen, du schmutziger Boche! Mach', daß du hier fortkommst, sonst trete ich dir die Läuse ins Gehirn!"

Der Germane, dessen Gehör und Blick den Schimpfenden gar nicht zu erfassen schien, erhob sich langsam und schwer. Seine Rechte hielt die Papiere des Toten krampfhaft fest, und plötzlich sah er den Portugiesen an und sagte leise:

„Gib mir das eiserne Kreuz!"

Es war weder Bitte noch Befehl in dem Tone. Aber so völlige Hoffnungslosigkeit lag darin, daß das Zwingende sich von selbst ergab.

Doch der Cadavreillo antwortete mit einem Fluch, wandte sich ab und griff zum Spaten. Haß zog ihm das Maul zusammen.

Da nahm der Gefangene seinen Trauring vom Finger und reichte ihn dem Portugiesen. So bekam er das Eiserne des Toten, das Erde und Blut seines Glanzes beraubt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Frankreich und das besetzte Gebiet.

Wir geben im folgenden zunächst die Übersetzungen der in dem Aufsatz auf Seite 211 erwähnten Dokumente über die hochverräterischen Bestrebungen im Saargebiet wieder. An zweiter Stelle finden unsere Leser ein weiteres, das über Frankreichs Stellung zum besetzten Gebiet aufklärt. Die Redaktion.

I.

1. Saarbrücken, den 26. Juni 1919.

Allgemeine Grundzüge des Organisationsplanes für den neuen Saarstaat.

In erster Linie: Aufklärung der Öffentlichkeit durch die Presse und in öffentlichen Versammlungen über die beiden Perioden der französischen Besetzung, namentlich über die zahlreichen Wohltaten, die den Saarbewohnern von der französischen Regierung erwiesen worden sind. Und zwar:

I. Während der Reunionszeit, vom Frieden von Nymwegen im Jahre 1679 bis zu dem von Ryswik im Jahre 1697 im besonderen die Rückgabe der katholischen Kirche von St. Johann bei Saarbrücken, die bei Beginn der von dem Fürsten von Nassau-Weilberg im Jahre 1574 eingeführten sogenannten Reformation weggenommen worden war. Unter Ludwig XIV. ruhmreichen Angedenkens hat der Verwalter der neuen Saarprovinz Antoine Bergeren de la Goupillère auf Befehl des Königs die Rückgabe angeordnet durch Verfügung, datiert Homburg in der Pfalz, 21. Dezember 1684 (siehe Mouth, amtliche Belegstücke 1893, Seite 3 und 4).

Eine Anordnung Ludwigs XIV. erfolgte, durch die der heilige Ludwig zum zweiten Schutzpatron der genannten Kirche von St. Johann wurde, und die Parochie wurde, als eine königliche Parochie, mit einer jährlichen Summe von 1000 Frank dotiert, die von Frankreich zu bezahlen war für den Unterhalt der Priester, Vikare, Schullehrer und Sakristeidiener; sie wurde bis zum Jahre 1796 unter dem Direktorium bezahlt.

Für den Wiederaufbau der Kirche wurde zwischen König Ludwig von Frankreich und dem Fürsten Wilhelm Heinrich von Nassau-Saarbrücken unter dem 12. April 1754 in Paris ein Abkommen abgeschlossen, wonach sich der König zu einer Beihilfe von 20 000 Frank verpflichtete auf Grund des Friedens von Ryswik, dessen vierter Abschnitt bestimmte „religione tamen catholica in statu quo nunc remanent". Da es an einem hilfskräftigen Landesherrn fehlte, sprang der König als Schutzherr der Katholiken ein, um seinen Schutzbefohlenen zu helfen.

II. Während der zweiten Besetzung zur Zeit der Revolution, unter dem Direktorium, dem Konsulat und dem ersten Kaisertum bis zum zweiten Frieden von Paris vom 20. November 1815 haben wir die Fortzahlung der Summen erlebt, die für die Bedürfnisse des katholischen Gottesdienstes bestimmt waren, und während dieser zweiten Besetzung haben sich das Los und die Lage der Katholiken sehr gebessert, besonders nach dem Frieden von Lunéville im Jahre 1801, in dem das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten wurde. Der Bevölkerung muß ferner Aufklärung gegeben werden über die verschiedenen Versuche und edelmütigen Anstrengungen der französischen Regierung, die Lage unserer Religion in der ehemaligen Grafschaft Nassau-Saarbrücken zu verbessern (siehe Mouth, „Europas Ideal" Seite 9 bis 30 und die verschiedenen Notizen dieses Verfassers, besonders über die Kirchspiele nach französischem Recht und ihre Abgrenzung in Ausführung des Abkommens vom 26. Messidor im Jahre 9 (15. Juli 1802), besonders über die neue Organisation der alten Diözesen von Aachen, Mainz, Metz und Trier, Saarlouis 1892).

Namentlich hat Napoleon als Kaiser zahlreiche Schenkungen zugunsten der Bewohner der alten Grafschaft ohne Unterschied des Glaubens gemacht.

Durch Errichtung und Ausstattung des Hospizes für die Zivilbevölkerung von Saarbrücken, das jetzt unter dem Namen „Europas Ideal" auf den Berg hinauf verlegt worden ist, hat sich der Kaiser um das Saarbecken sehr verdient gemacht (siehe Mouth in seiner Schrift „Europas Ideal Saarbrücken", geschrieben im Auftrage des Gemeinderates von St. Johann an der Saar im Jahre 1894, und die kaiserlichen Verfügungen vom 22. Fructidor des Jahres 12 [9. September 1804] Seite 40, bestätigt durch das Gesetz vom 7. September 1807, Gesetzblatt vierte Reihe, 7. Band, Nr. 173, Gesetzesregister Nr. 2923, Seite 29, Verfügung vom 17. Vendemière des Jahres 13 [9. Oktober 1804], gegeben im Kaiserpalast in Trier, Seite 43 und 44, und schließlich durch das Gesetz vom 8. September 1807, Gesetzblatt, Reihe 4, Band 7, Nr. 173, Seite 51 und 52).

Noch viel günstiger waren die Begünstigungen und Zeichen von Wohlwollen des Kaisers gegenüber den Protestanten der ehemaligen Grafschaft. Es handelte sich hier um mehrere Millionen Mark, alles zugunsten und im Interesse des protestantischen Ministers und der Protestanten selbst. In den verschiedenen Werken von Mouth findet man Einzelheiten über alle diese Wohltaten Napoleons, namentlich in „Die Gründung der evangelischen Kirche zu St. Arnual in Saarbrücken, Straßburg, T. H. Verlag Heitz (Heitz und Mundel) 1908 in den Veröffentlichungen in der Rundschau für kanonisches Recht, Tübingen, Band 17, und in seinem letzten Buche unter dem Titel „Der St. Arnualer Hilfsfonds und sein Eigentumsträger (juristische Person)", erschienen in Saarbrücken bei Gebr. Hofer 1911.

In all diesen Zeiten französischer Besetzung und Herrschaft war der Hauptgrundsatz der französischen Regierung, völlige Unparteilichkeit und Gleichheit gegenüber den verschiedenen Religionen und denen, die sie bekennen. Im öffentlichen Leben Frankreichs gibt es nur Bürger. Dieser Grundsatz der Gleichheit wird nicht nur im Munde geführt, sondern er ist tief verankert im Herzen und wird mit Überzeugung und Treue durchgeführt. Diese Unparteilichkeit und Gleichheit, so begehrt von den Katholiken an der Saar, findet

man besonders gut zum Ausdruck gebracht in dem amtlichen Bericht des Unterpräfekten von Saarbrücken Dumolard an den Präfekten des Saargebietes Koppler vom 19. August 1809 (**Mouth, Belegstücke Seite 21 bis 30**).

Hier jene vortrefflichen Worte, die sind für das Saarbecken das beste Programm der neuen Regierung:

„Es ist nicht überflüssig, Herr Präfekt, Sie darauf hinzuweisen, daß der Widerstand, der bei dieser Gelegenheit von dem Gemeinderat geleistet worden ist, daher rührt, daß unter den 20 Mitgliedern, aus denen er besteht, nicht ein einziger Katholik sich befindet, obwohl die Angehörigen dieser Religion annähernd ein Viertel der ganzen Bevölkerung der Mairie darstellen.

Dieser Ausschluß, der nicht nur als bloßer Zufall betrachtet werden kann, zeigt an, daß die Vorurteile und die Unduldsamkeit, unter denen die Katholiken unter der Herrschaft der Fürsten von Nassau zu leiden hatten, noch unter dem Kaiserreich weiter herrschen und daß die Herrschaft liberaler Grundsätze in diesen Ländern noch keineswegs gefestigt ist. Der Rat ist überdies außerordentlich schlecht zusammengesetzt. Es ist betrübend zu sehen, daß die Interessen einer Stadt mit einer Einnahme von 45 000 Frank solchen Verwaltern anvertraut ist.

Damit er sich selbst beurlaubt, werde ich die Ehre haben, einen geeigneten Kandidaten zur Verbesserung der Zusammensetzung dieser Körperschaft und zur Herbeiführung einer gerechten Verteilung unter den Mitgliedern der verschiedenen Religionen vorzuschlagen."

Wenn die neue Regierung die schönen Worte der letzten Zeilen auf ihr Banner schreibt, so ist alles gewonnen.

Mouth, Rechtsanwalt und Dr. der Rechte.

Mit einer Nachschrift: „Nassauismus und Prussianismus sind ganz dasselbe."

---

2. Saarbrücken, den 27. Juni 1919.

An den
Hohen Kommissar der französisch-amerikanischen Angelegenheiten
Herrn Tardieu
Paris.

Petition

der Konferenz der Vertreter der Katholiken des Saarbeckens.

Aus den Gründen, die in der Beratung der Konferenz vom 24. Juni 1919 ausgesprochen wurden, tragen die unterzeichneten Wortführer der Katholiken des Saarbeckens den Behörden folgende Bittschrift vor:

1. **Als Mitglied der Regierungskommission der Saar in** seiner Eigenschaft als Einwohner und in Ausführung des Friedensvertrags von Versailles

den Rechtsanwalt Muth Johann Peter,

geboren zu Saarlouis, zu ernennen, der Einwohner Saarbrückens, während 33 Jahre ohne Unterbrechung Stadtverordneter, Geheimer Justizrat und Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Werke des öffentlichen und des Kirchenrechts ist.

2. Den General Andlauer, gegenwärtig oberster Verwalter des Saargebietes, in seinen Funktionen im neuen Saarland zu belassen.

Beglaubigte Abschrift der Beratung der erwähnten Konferenz der Wortführer der katholischen Bevölkerung des Saargebietes ist beigefügt.

Genehmigen Sie, Herr Hoher Kommissar, den Ausdruck unserer respektvollen Ergebenheit

gezeichnet

Echelmeyer, Subtil, Hansen, Backes, Schröder, Muth, Jordans, Stegmann

und gebilligt durch: Koßmann.

Für gleichlautende Abschriften:
Dr. Notton, Professor, Sekretär der Zentrumspartei.

---

3. Protokoll

der Sitzung der Führer der ehemaligen Zentrumspartei und der Dekane der Priesterschaft des Saargebietes, versammelt am 24. Juni 1919 im Presbyterium von St. Johann-Saarbrücken.

Im Jahre 1919 am 24. Juni haben sich die Delegierten und Vertreter der **Saarkatholiken**, ordnungsmäßig eingeladen durch den Dekan von Saarbrücken Stadt und Land, den Pfarrer **Echelmeyer**, wohnhaft zu St. Johann, im Presbyterium zu St. Johann unter dem Vorsitz des Dekans des Kreises von Saarlouis, des Pfarrers und Ehrendomherrn des Domes zu Trier, Alex Subtil, versammelt, um über die neue Ordnung der Dinge, namentlich über die Art der Erneuerung der politischen Organisation der Katholiken des Saargebietes, d. h. der Veränderung und Umgestaltung der ehemaligen preußischen und deutschen Zentrumspartei in eine Volkspartei der Saar zu beraten, zu dem Zweck und Ende, die Lage der Katholiken im Saargebiet zu verbessern, welche gegenwärtig ungefähr ¾ der ganzen in Frage kommenden Bevölkerung ausmachen.

Anwesend sind die Herren:

I. Von Seiten der Priesterschaft:

a) der obengenannte Präsident Subtil, Alex,
b) der Dekan von Saarbrücken Stadt und Land Echelmeyer, Alois,
c) der Dekan von Lebach Schröder, Pfarrer von Nalbach a. Prims,
d) der Dekan Hansen von Illingen, Dekan des Kreises Ottweiler,
e) der Dekan des Kreises St. Wendel, Pfarrer Backes, Bliesen.

II. Von Seiten der Laien:

a) der Stadtverordnete von Saarbrücken Muth, Johann, Peter, Rechtsanwalt beim Gericht des Bezirks, Geheim. Justizrat, wohnhaft zu St. Johann-Saarbrücken,
b) der Arzt Jordans, Joseph, Dr. der Medizin, Sanitätsrat, gegenwärtig Vorsitzender der Zentrumspartei von Saarbrücken-Stadt und Land, wohnhaft zu St. Johann-Saarbrücken,
c) der Rechtsanwalt Stegmann, Franz, Abgeordneter der preußischen Nationalversammlung für das Saargebiet, wohnhaft zu St. Johann-Saarbrücken.

Als einstimmig angenommenes Resultat der Beratung wurde zunächst festgestellt:

Die Genehmigung der Grundideen für eine verständnisvolle Arbeit der noch einzurichtenden und im Saargebiet noch zu **organisierenden Regierung, d. h. vollkommene Loyalität,** auferlegt durch die Grundsätze unserer katholischen Religion, welche befiehlt, der Behörde, die uns durch die Vorsehung gesetzt ist, gehorsam zu sein, die neue Regierung ohne Hintergedanken frei und aufrichtig zu unterstützen, von welcher die Katholiken hoffen und erwarten, daß sie besser als das alte preußische Regime die Rechte, Gewohnheiten und Gebräuche der Bevölkerung achtet, und ebenso wie ihre Sitten und religiösen Gebräuche, auch die **Meinungen in allen kulturellen Aufgaben und Arbeiten,** insbesondere bezüglich Unterrichts der konfessionellen Schule und der Ausübung des Kultus und auch innerhalb der Kirche, wie z. B. bei Prozessionen.

Infolge dieser Beratungen und Auslegungen ist man einstimmig zur Entscheidung gekommen:

„Die neue Partei der Saar geschlossen und fest wie einen Block zu begründen und zu organisieren für das Wohl der Bürger, für Recht und Gerechtigkeit für alle, nicht in letzter Linie für die erworbenen und natürlichen **Rechte der Katholiken**, die unter dem alten preußischen Regime so grausam verletzt worden sind."

Weiterhin an die kompetente Behörde eine Eilpetition mit der Bitte zu senden, als Vertreter der Einheimischen zum Mitglied des Fünferrates, den Rechtsanwalt Muth, Johann Peter, geboren zu Saarlouis, wohnhaft hier in Saarbrücken seit ungefähr 57 Jahren, Stadtverordneter seit 33 Jahren, zu ernennen, der dreimal als Beigeordneter gewählt und dreimal durch den König von Preußen Wilhelm II. nicht bestätigt wurde, der mit seiner jungen Frau, geborene Fissene, Adele, zu Beginn des unglücklichen Krieges von 1870 in den ersten Tagen des August aus seiner Vaterstadt ausgewiesen wurde wegen des großen Verbrechens, mit seinem Schwiegervater Fissene, Victor, und einigen anderen guten Saarlouisern der alten Garde die Jahrhundertfeier des Marschal Ney, eines Saarlouiser Kindes, am 20. Januar 1869, gefeiert zu haben.

Die Katholiken der Saar sind der Meinung, daß diese Stelle als Mitglied der fünf von sehr hoher Wichtigkeit ist, und daß es das Direktorium ist, welches die Richtlinien der allgemeinen Politik des neuen Landes vorschreibt. Wegen der überwiegenden Mehrheit der Katholiken des Saarbeckens erachtet es die Konferenz bei allem Respekt und aller Hochachtung vor den zuständigen Behörden für notwendig, daß Gerechtigkeit und Billigkeit fordern, daß ein Katholik auf diesen Platz berufen werde.

Aus diesen Gründen und Erwägungen petitioniert die Konferenz und schlägt einstimmig als alleinigen Kandidaten der katholischen Bevölkerung des Saarbeckens den obengenannten Rechtsanwalt Muth, Dr. des Rechts der Universität Berlin, vor, der in Hinsicht auf seine zahlreichen wissenschaftlichen Werke durch das preußische Ministerium zum Geheimen Justizrat ernannt wurde.

Zu Ende der Sitzung wurde aus der Mitte der Konferenz bemerkt, daß die Möglichkeit einer Veränderung der militärischen Verwaltung des Saargebiets bestünde. Ohne Widerspruch haben die Vertreter der Katholiken einstimmig nicht allein den Wunsch der Katholiken, sondern als denjenigen der ganzen Saarbevölkerung ausgesprochen in Anbetracht dessen, daß General Andlauer, gegenwärtig Oberster Verwalter des Saargebiets, sich um das Wohlbefinden der Saarbevölkerung verdient gemacht hat, indem er unter sehr schwierigen und verwickelten Umständen alle möglichen Rücksichten walten ließ, und es verstanden hat, sich die Achtung, den Respekt und das Vertrauen der Verwalteten zu erwerben, ihn, wenn es möglich ist, in seinem Amte zu belassen. Außerdem hat die Konferenz mit derselben Einmütigkeit eine Eilpetition den zuständigen Behörden zu senden beschlossen, damit sie belieben, uns an der Saar diesen geschickten und wohlwollenden Soldaten zu belassen, welcher während sieben harter Monate unser neues Land so gut verwaltet hat.

Gezeichnet: Echelmeyer, Subtil, Hansen, Backes, Schröder, Muth, Jordans, Stegmann,

und gebilligt durch: Koßmann,

für gleichlautende Abschrift: Dr. Notton, Professor, Sekretär der Zentrumspartei.

II.

Selbst für die Besetzung der rechtsrheinischen Städte, die doch ganz unzweifelhaft einen Vertragsbruch bedeutet, finden die unbezahlten und unbezahlbaren deutschen Anwälte des französischen Verfolgungswahnsinns Entschuldigungsgründe. Sie suchen nach den Beweggründen und finden sie in der Angst, aber sie halten diese Angst für vollkommen gerechtfertigt, weil die deutsche Regierung die Abrüstung verzögert und nicht genug Verständigungswillen zeigt, während sie doch ganz genau wissen, daß Deutschland ein bolschewistischer Trümmerhaufen wäre, wenn wir nur noch über die Mannschaften und die Waffen verfügten, die uns der Friedensvertrag lassen wollte. Diese Ahnungslosen glauben allein die französische Seele begriffen zu haben und haben nicht einmal die tausendjährige, alle Jahrhunderte und alle Regierungsformen überdauernde Triebkraft der französischen Politik begriffen. Da ist es verständlich, daß sie ein zeitgenössisches Dokument ignorieren, das alle ihre Argumente totschlägt, eine Darlegung aus der Feder des berufensten Auslegers des Friedensvertrages, die aus ihm die Berechtigung ableitet, schon jetzt die Verewigung der Besetzung des linken Rheinufers zu proklamieren. Es ist der fünfte der über die Geschichte des Friedensvertrages in der „Illustration" erschienenen Aufsätze André Tardieus und trägt die Überschrift: „Herr Clemenceau und das amerikanische Risiko." Tardieu beweist in diesem Aufsatz zur Verherrlichung seines Herrn und Meisters mit unwiderleglicher Klarheit, daß der Schlußabsatz des Artikels 429 des Friedens von Versailles, auf dessen ungeheuere Gefahr ich schon in meinen im Mai vorigen Jahres geschriebenen Erläuterungen des Friedensvertrages aufmerksam gemacht habe, nur zu dem Zweck dem Vertrage auf Clemenceaus unerbittliches Geheiß eingefügt worden ist, um die dauernde Besetzung des linken Rheinufers für den Fall zu gewährleisten, daß die anderen Sicherungen, die Frankreich forderte: der Völkerbund und die Bündnisse mit England und den Vereinigten Staaten, versagten. Da durch die Ablehnung des Friedensvertrages im amerikanischen Senat dieser Fall eingetreten ist, wird die eingefügte Klausel — das ist die logische Schlußfolgerung Tardieus — in Kraft treten müssen. Dieser Darlegung gegenüber, deren Zusammenhang mit der Besetzung von Frankfurt, Homburg und Hanau auf der Hand liegt, versagen die Argumente der Kontinentalpolitiker so gründlich, daß sie ihr ganz waffenlos gegenüberstehen. Denn auch dem Fanatisiertesten unter ihnen wird es nicht gelingen, die Schuld an der von Tardieu angeführten Veranlassung zur dauernden Besetzung des linken Rheinufers der deutschen Regierung und ihrer Politik aufzubürden, da ja die Berechtigung zu diesem Raub, mit dem Frankreich das Ziel seiner von Generation zu Generation vererbten Politik erreichen will, durch den Eintritt einer vorhergesehenen Tatsache begründet wird, auf die kein Deutscher irgendeinen Einfluß haben konnte.

Mögen sich die Kontinentalpolitiker die folgenden Darlegungen Tardieus ins Stammbuch schreiben. Mg.

„Illustration", vom 20.—27. März 1920.

Am 22. April (1919) war der Wortlaut des Artikels 429 in folgender Form abgefaßt und angenommen worden: „Wenn die Bedingungen dieses Vertrages rechtlich von Deutschland erfüllt werden, wird die Besetzung (von fünfzehn Jahren), die der Artikel 428 vorsieht, allmählich in folgender Weise eingeschränkt werden: 1. Nach Verlauf von fünf Jahren . . . . . 2. Nach Verlauf von zehn Jahren . . . . . 3. Nach fünfzehn Jahren wird der Rest der besetzten deutschen Gebiete geräumt werden.

Wenn man den am 28. Juni unterzeichneten Vertrag ansieht, so findet man, daß der Artikel 429 einen Absatz mehr enthält. Dieser Absatz hat folgenden Wortlaut:

„Wenn in diesem Augenblick (am Ende von 15 Jahren) die Sicherheiten gegen einen nicht provozierten Angriff Deutschlands von den alliierten und assoziierten Regierungen nicht für hinreichend gehalten werden, so kann die Zurückziehung der Besatzungstruppen in dem Maße hinausgezögert werden, das zur Beschaffung jener Sicherheiten für erforderlich gehalten wird."

Dieser Schlußabsatz war zwischen dem 22. und 29. April 1920 auf Verlangen des Herrn Clemenceau angenommen worden. Was ist sein Ursprung? Welcher Sinn, welche Bedeutung kommt ihm zu?

Am 23. April richtet Clemenceau in einem Privatgespräch an Wilson folgende Frage: „Der Vertrag in seiner jetzigen Form genügt mir vom Gesichtspunkt der Bürgschaften aus. Aber die Zukunft hängt weder von Ihnen noch von mir ab. Sie haben einen Senat, wie ich ein Parlament habe. Weder Sie noch ich können wissen, was diese Körperschaften in zehn Jahren, ja, was sie morgen tun werden. Wenn z. B. die Verträge mit den Vereinigten Staaten und mit England nicht ratifiziert werden, wie wird dann Frankreichs Lage sein? Welche Bürgschaft wird ihm dann als Ersatz zur Verfügung stehen?"

Der Präsident Wilson antwortete: „Ihre Bemerkung ist vollkommen gerechtfertigt. Aber sie wirft ein schwieriges Problem auf. Versuchen wir eine Lösung."

Dieses Suchen dauerte länger als eine Woche. Fünfmal tauschten die beiden Präsidenten Anregungen und Schriftsätze aus. Die Verkettung dieser Schriftsätze, die noch vorhanden sind, beleuchtet die Anstrengungen, die zur Schaffung vollständiger Klarheit gemacht wurden.

Am 29. April abends setzten Clemenceau und der Präsident Wilson im Einvernehmen mit Lloyd George den

endgültigen Wortlaut fest, der dann der oben mitgeteilte Schlußabsatz des Artikels 429 wurde. Man lese diesen Wortlaut noch einmal, dann wird man verstehen, um was es sich handelt:

Nach fünfzehn Jahren, am 10. Januar 1935, werden die alliierten und assoziierten Regierungen, nach den Bestimmungen des Schlußabsatzes, zu entscheiden haben, ob die Bürgschaften gegen einen nicht provozierten Angriff Deutschlands ausreichen oder nicht. Um welche Bürgschaften handelt es sich? Um die, die am 28. Juni in Versailles vorgesehen waren, um den Vertrag mit Deutschland und die Verträge mit England und Amerika, d. h. für ein Land und nicht begrenzte Zeit, um den Völkerbund; für eine nähere Zukunft um die Besetzung und deren Ergänzung durch zwei Verträge. In welchem Fall können diese Bürgschaften am 10. Januar 1935 für ungenügend gehalten werden? Offenbar doch dann, wenn die beiden Verträge nicht in Kraft getreten sein sollten, also gerade in dem jetzt schon vorliegenden Fall. Und was hat in diesem Fall zu geschehen? Die Räumung kann in dem für die Beschaffung der Bürgschaften für erforderlich erachteten Maße hinausgezögert werden.

Mit anderen Worten, wenn Frankreich, weil die Verträge mit England und Amerika nicht ratifiziert worden sind, nach fünfzehn Jahren keine andere Bürgschaft für seine Sicherheit hat als die Besetzung des linken Rheinufers und der drei Brückenköpfe, so kann diese Besetzung verlängert werden, bis andere Bürgschaften in Kraft treten, d. h. bis entweder die am 28. Juni unterzeichneten Verträge oder andere gleichwertige Vereinbarungen Rechtskraft erlangen. So gibt auf die dem Präsidenten Wilson am 23. April vom französischen Ministerpräsidenten in abstracto gestellte und durch die Abstimmung des amerikanischen Senats vom 19. März praktisch gewordene Frage der Schlußsatz des Artikels 429, die Krönung der Arbeit Clemenceaus, eine klare Antwort, die Frankreichs Interessen für alle Möglichkeiten schützt. Die, die den Vertrag kritisieren, ohne ihn verstanden, ja ohne ihn gelesen zu haben, können darum, ebenso wie unser Land, das man so geflissentlich zu täuschen sucht, beruhigt sein und — so bedauerlich auch das, was in Washington geschehen ist, sein mag — kalten Blutes die geschaffene Lage betrachten. Denn wenn der Fall eintritt, daß — was noch durchaus nicht sicher ist — die vertragliche Bürgschaft der Vereinigten Staaten und Englands ihnen fehlen würde, so würde es immer noch die physische und territoriale Bürgschaft besitzen, die Bürgschaft, die nicht allen anderen vorangestellt zu haben, man Clemenceau vorgeworfen hat, die, die wir jetzt in der Hand haben, die Bürgschaft der Besetzung. Frankreich würde das unverbrüchliche Recht haben, sie aufrechtzuerhalten, und zwar nicht, indem es mit seinen Verbündeten bricht, sondern auf Grund des Vertrages von Versailles selbst, der sie vorsieht. **Mit einem Wort: Wenn keine Bürgschaftsverträge geschlossen werden, räumen wir im Jahre 1935 das besetzte Gebiet nicht.**

Auch das dankt Frankreich dem großen Franzosen, der in seinem Namen die Verhandlungen geleitet hat. Es wird darin einen Grund mehr zu der Überzeugung finden, daß Clemenceau durch seinen unbeugsamen Willen und seinen klaren Blick „sich um das Vaterland verdient gemacht hat".

André Tardieu.

Unter der Lupe

Ein kleines Bild aus dem heiligen römischen Reich teutscher Nation. Unsere Urgroßväter und Großväter würden sich, wenn sie noch lebten, sehr wohl darauf besinnen, daß zu ihren Zeiten es wohl einen Sammelnamen für das Landgebiet gab, den wir bis vor anderthalb Jahren Deutschland nennen konnten, daß aber unter dieser stark durchlöcherten Mütze sich eine Unmenge kleiner und kleinster Staaten tummelte. Jetzt ist es wieder so weit, bis auf kleine Verschiedenheiten! (Es sei z. B. daran erinnert, daß Anno dazumal den Herrschern etwa von Stolberg-Stolberg ihr Ländchen als die Welt erschien; den heutigen Potentaten erscheint es als Weltersatz, an dem sie alles versuchen dürfen, wovor ein gütiges Geschick einstweilen die große Welt noch bewahrt. Oder daß die heutigen Träger der Macht nicht etwa das Ende einer Kultur bedeuten, sondern den Anfang einer Unkultur. . . .) Da aber nun allmählich wohl der Leser ungeduldig sein wird und erfahren möchte, was diese Einleitung bedeuten soll, sei verraten, daß der überaus tüchtige Kommunistenhauptmann Hölz im Vogtland den Anstoß zu diesen Nachdenklichkeiten gab. Welch eine frische, fröhliche Luft weht um diesen Braven! (nicht „Bravo", lieber Setzer!) Wie richtig hatte er erkannt, daß Geld der Vater aller Dinge sei — die Erkenntnis wird wohl aus seiner Erwerbslosenzeit herstammen — und deshalb sich zu allererst seinen Staat von Kapitalisten mit einer dank seiner guten Überredungsgabe unschwer herausgeholten Geldgabe fundieren lassen! Was für eine edle Bescheidenheit spricht aus seinen Worten, „die Massen glauben, wenn der Hölz an der Spitze steht, geht die Sache!" Auch da wieder die starke Suggestionskraft seines Wortes, die, wie es scheint, auf alle Parteien gleichmäßig wirkt; man lechzt geradezu danach, ihn sprechen zu hören, denn wenn man ihm selbst glauben darf — und das muß man doch — so kommen von allen Seiten Aufforderungen an ihn, vor dem Volk zu sprechen. Die große Frage ist nun, ob er auch die Reichsregierung herumbekommen wird. Das würde ihm sicherlich noch wesentlich erleichtert werden, wenn sie sich die Zeit und Mühe nehmen würde, ihn im Vogtland zu besuchen. Wir zweifeln das sei ausdrücklich betont — nicht an der niederreißenden und aufbauenden Kraft seiner Rednergabe, auch nicht an seiner ausgezeichnet geschulten Phantasie. Er war nämlich — so steht im „Vorwärts" zu lesen — bisher Kinoerklärer.

Deutsche Karikaturen

Heißer Boden.



„Aus Anlaß des Jahrestages des irischen Aufstandes von 1916 ist in der Nacht zum 3. April in zahlreichen Regierungsämtern in Dublin, Cork und Belfast infolge Brandstiftung Feuer ausgebrochen."
(Reutermeldung.)

[illegible] • Verantwortlich für die Redaktion J. V.: Dr. Klein, Berlin-Charlottenburg

Preis 75 Pfennig



Nummer 15 | 24. April 1920 | 2. Jahrgang

Gruß aus Frankfurt a. M.

„Senegalneger liegen in der Frankfurter Universität beim Goethehaus."

(Reichskanzler Müller in der Nationalversammlung am 12. April 1920.)

Der Bauernschreck.

Von Friedrich Hussong.



Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt. In allem Jammer des Kapp-Putsches war es doch eine wirkliche Gaudi, zu sehen, wie die Volkshelden Ebert und Bauer nach vielbeschrienem „monarchischem" Muster in einer großen Diagonale durchs ganze Deutsche Reich, — so weit sie's übrig ließen — ausrissen. Das war, wenn auch unbegründete, so doch echte hosenschlotternde Angst. Aber was man uns jetzt alle Tage an neuen Ängsten vorzittert, das ist zu einem hohen, wohl zum überwiegenden Prozentsatz Mache, Wahlagitation, zweckhafter Bauern- und Bürgerschreck. Die schwarzrotgoldene Trias des Mehrheitsblockes, die in ihrer eigenen Nichtigkeit schon so gut wie aufgelöst war, ist durch den Kapp-Schrecken noch einmal galvanisiert worden. Die toten Froschschenkel, die schon ein wenig rochen, haben wieder heftig gezuckt. Darob hielten die regierenden Parteifunktionäre den galvanisierten Leichnam für lebendig. Nun möchten sie das Experiment auf ungefährliche Weise wiederholen. Jeden Tag liest man darum in der Zeitung von einem neuen Bauernschreck. Das ist bekanntlich ein gewähntes Etwas, ein gefürchtetes Nichts, das durch seinen bloßen Namen Land und Leute entsetzt. Tagaus, tagein wird der Bürger und der Proletar mit einem neuen Aufstand in Pommern graulig gemacht. Oder die Gemüter werden mit reinigenden Schauern durchbebt, indem man berichten läßt, wie der Gottseibeiuns Lüttwitz und einer der Kleinen von den Seinen unheimlich umherspuken. Oder es wird Putsch in Schlesien in Aussicht gestellt. Oder in Berlin-W wird eine verdächtige Werbestelle aufgehoben, die angeblich Rekruten für „den Kapp" heuert. Oder mitten im Reichswehrministerium Herrn Geßlers spielen „reaktionäre Offiziere" — so heißt der terminus technicus — Verschwörung gegen die Regierung.

Dient all das zu sonst nichts, so dient es doch dazu, alle bürgerlichen Schlafhauben und alle Jakobinermützen in eine gewaltige Aufregung zu bringen. Allen proletarischen Kapitolsgänserichen gibt die Sache einen neuen Antrieb zu unendlichem Rettungsgeschnatter, und alle Bürgerschlappheit, die etwa schon im Begriff war, lau oder gar abtrünnig im Glauben an die Novemberherrlichkeit zu werden, jagt sie Gänsehaut um Gänsehaut über den Leib.

Wa—as, ruft Herr Lehmann, schon wieder ein Putsch? Soll man denn gar nicht mehr zu seiner Ruhe kommen? Aber Gott sei Dank, unsere brave Regierung ist der Sache noch rechtzeitig auf die Spur gekommen. Ist doch so übel nicht, diese Regierung. Freilich, freilich, die Kohlenpreise und das Betriebsrätegesetz und die Sozialisierung und ein Brief vierzig Pfennig und ein Pfund Butter vierzig Mark und ein Anzug zweitausend Mark und die Steuern, die Steuern! Ich dachte wirklich schon: Zum Kuckuck mit dem Müller und dem Bauer und dem Geßler! Nun aber wieder so eine Geschichte!? Putscherei, Kapperei? Gott soll uns bewahren! Dann lieber Müller und Bauer und Gas und Wasser als Lüttwitz und Kapp und Generalstreik und Schießen. Na ja, gewiß doch, Herr Nachbar, es war ja nichts in Pommern, aber es hätte doch etwas sein können; und davor hätte uns der Müller doch bewahrt. Ja doch, Gott sei Dank, die Verschwörung im Reichswehrministerium war ja bloß ein Jux. Aber sie hätte doch auch etwas Wirkliches sein können, und davor hatte der Geßler uns doch bewahrt. Und sehen Sie: Etwas muß doch an den Geschichten sein; sonst könnte doch das Wolffsche Bureau nicht jeden Tag davon telegraphieren und die Regierung nicht alle Stunden davon reden. Bei jedem Morgen- und Abendblättchen eine neue Angst. Bei jedem Frühkaffee muß dem Novemberphilister der Verdacht erneuert werden, daß die Herren Müller, Bauer und Geßler ihn vor einem neuen Schaden bewahrten oder doch ihn unter Umständen davor bewahrt hätten.

Es schadet gar nichts, daß am Morgen die Tatarennachricht vom Vorabend für eine Ente erklärt werden muß. Es schadet gar nichts, daß am Abend die jeweilige amtliche Schreckensmeldung vom Vormittag amtlich für haltloses Blech erklärt werden muß. Die Wirkung auf die Nerven der Revolutionsspießer ist immer da. Sie besteht immer darin, daß der verängstete Spießer aus Angst vor einer gewähnten nahen Gefahr das fernere sichere Verderben übersieht und in den vermeintlichen Rettern vor einer gewähnten Unannehmlichkeit nicht mehr die Führer und Verführer zu jenem sicheren Verderben erkennt. So wird das Band erhalten, das die pseudo-demokratische Trias allein zusammenhält, die schlotternde Angst. Die Angst ist das wahrhaft konstituierende Element unseres regierenden Systems.

Alles Tun und Lassen dieser Regierer ist beherrscht von der Angst, ihre Auftraggeber könnten merken, wie völlig hilflos, ratlos, willenlos sie dem Anschwellen der bolschewistischen Hochflut im ganzen und im einzelnen gegenüberstehen. Darum suchen sie die Aufmerksamkeit von dieser Seite abzulenken, indem sie ihren Gläubigen fortwährend neue Gefahren auf der Kapp-Seite zeigen. So beweisen sie ihre Wachsamkeit. So werben sie mit dem Kapp in der Hand um geneigtes Wohlwollen für die nächsten Wahlen: **Wir** sind die wahren Gänseriche des Kapitols, wir schnattern unaufhörlich fürs Vaterland und für die Freiheit.

Indessen sie solches Scheinwesen treiben, besteht der wahre Inhalt ihres Tuns und Lassens darin, daß sie den Ast absägen, auf dem sie und alle Revolutionsspießer sitzen. Nichts anderes bedeutet die Auflösung der Einwohnerwehren, für die der politische Sadismus der Entente den Müllern und Bauern den Vorwand liefert; nichts anderes bedeutet die schnöde Behandlung der Reichswehr, von der man sich täglich dreimal das nackte Leben retten läßt, sie zum Dank täglich dreimal zu verraten. Indessen man sie nach Verschwörungen beschnüffelt, steckt man den Kopf in den Sand vor der offenbaren Tatsache, daß dieselben Leute, die die Regierung vorsorglich vor Verschwörungen im Reichswehrministerium warnen, im Ruhrgebiet vor den Augen aller Welt den neuen offenen Aufruhr vorbereiten. Während man sich stark macht gegen Rechtsputsche, von denen nirgends etwas wahrzunehmen ist, getraut man sich aus Angst vor der Ungnade der Gasse nicht, seine Pflicht gegen offen organisierte Mordbrennerei zu tun. Aus Angst vor der Gasse überließ man das Ruhrgebiet den Greueln viehischer Banditen, aus Angst vor der Gasse überließ man das Vogtland der Mordbrennerbande eines phantastischen Wüstlings.

Um der natürlichen Strafe für so viel Unfähigkeit und Pflichtvergessenheit zu entgehen, hat man, durch den Kapp-Putsch zu beglückender Erkenntnis gebracht, die Taktik des Bauernschreckes für die Revolutionsspießer erfunden. Daß nur nicht am Ende der Teufel wirklich kommt, da man ihn so oft an die Wand gemalt hat! Daß nur nicht der große Bauernschreck noch einmal kommt, weil man ihn zu oft gerufen hat! Die Gefahr dessen ist freilich nicht groß. Denn indes das amtliche Organ der Regierung seine täglichen Falschmeldungen über die Gefahren von rechts in die Welt setzt, naht der Kladderadatsch von links mit solchen Riesenschritten, daß er vielleicht das ganze Revolutionsspießertum und seine regierenden Angstfunktionäre jeder ernsthaften Auseinandersetzung nach der anderen Seite hin überheben wird, indem er sie fortfegt.

Polen und der deutsche Durchgangsverkehr mit Ostpreußen.

Von Dr. R. Sommer (Berlin).

Das alte Streben Polens nach einem polnischen Seehafen ließ sich mit dem Grundsatze in den 14 Punkten Wilsons, daß der neue polnische Staat nur die von unbestrittenen polnischen Bevölkerungen bewohnten Gebiete umfassen solle, nicht in einwandfreier Weise vereinigen. Im Friedensvertrage wurde dafür die wenig befriedigende Lösung gefunden, daß ein besonderer Freistaat Danzig geschaffen wurde, und daß zur Sicherstellung einer ungehinderten Verbindung mit diesem Hafen der sogenannte „Danziger Korridor" an Polen abgetreten wurde. Die deutschen Gegenvorschläge, die eine sichere Verbindungsmöglichkeit Polens mit der See auch ohne solche einschneidenden Eingriffe in Staatsgebiet und Stammeszugehörigkeit unbedingt zu gewährleisten geeignet waren, wurden völlig unberücksichtigt gelassen; es wurde im Gegenteil ein weit über den Begriff und den Zweck eines „Korridors" hinausgehendes ausgedehntes Landgebiet an Polen abgetreten. Auf die Einwohner, ihre Stammeszugehörigkeit, auf die wirtschaftlichen Zusammenhänge und auf die Verkehrsverhältnisse wurde keinerlei Rücksicht genommen. Auch die Tatsache, daß Ostpreußen durch diesen Korridor völlig vom übrigen Deutschland abgeschnitten war, vermochte die Entscheidung der alliierten Mächte nicht zu beeinflussen. Nur insoweit wurde auf die Abtrennung Ostpreußens Rücksicht genommen, als bei Abfassung des Friedensvertrages anerkannt wurde, daß Polen die unbedingte Pflicht zur Gewährung eines freien Durchgangsrechtes durch den Korridor von und nach Ostpreußen aufzuerlegen sei. In der Antwort der alliierten und assoziierten Mächte auf die deutschen Bemerkungen zu der ersten Fassung der Friedensbedingungen (vom 16. Juni 1919) haben die alliierten Mächte ausdrücklich erklärt, daß die Bedeutung der Eisenbahnverbindung zwischen Ostpreußen und dem übrigen Deutschland „vollkommen im Vertrage anerkannt worden sei" und daß die hierzu in den Vertrag aufgenommenen Bestimmungen „die vollkommene Gewißheit geben, daß die Verbindungen durch das polnische Territorium keinerlei Hindernisse treffen werden".

Die deutsche Regierung hat in Erkenntnis der Bedeutung der ungehinderten und ununterbrochenen Aufrechterhaltung des Verkehrs mit Ostpreußen frühzeitig, bald nach Inkrafttreten des Friedensvertrages, bei der polnischen Verwaltung Verhandlungen angeregt. Bereits im Oktober 1919 gab die polnische Verwaltung *in vertraglicher Form* die ganz bestimmte und bedingungslose Zusicherung, daß nach der Besetzung des Korridors der Durchgangsverkehr nach Ostpreußen auch nicht vorübergehend gesperrt werden solle. Über die praktische Durchführung des Durchgangsverkehrs im einzelnen mußten naturgemäß besondere Vereinbarungen zwischen Polen und Deutschland stattfinden, wie das auch der Friedensvertrag vorsieht. Auch über diese Einzelheiten schien nach den amtlichen Erklärungen der Polen in den hierüber stattgehabten Besprechungen Einverständnis zu bestehen. Erst nach der Besetzung des „Korridors" erhoben die Polen Einwendungen und erklärten sich plötzlich an ihre früheren vertraglichen Verpflichtungen nicht mehr gebunden. Nach langem Drängen Deutschlands wurden die Verhandlungen dann in Warschau im Februar 1920 wieder aufgenommen; sie konnten jedoch zu keinem befriedigenden Ergebnis führen, da *Polen nunmehr alle im Friedensvertrage verbürgten Ansprüche Deutschlands glattweg ablehnte* und außerdem behauptete, daß ihm die eigene Betriebslage nicht gestatte, den Verkehr in dem von Deutschland gewünschten Umfange durchzuführen. Dieser letztere Einwand war schon deswegen hinfällig, weil Deutschland nach den Bestimmungen des Friedensvertrages in den abgetretenen Gebieten alle Lokomotiven und Eisenbahnwagen in voller Zahl hatte zurücklassen müssen; Polen wäre also sehr wohl in der Lage gewesen, mit diesen Betriebsmitteln die Durchführung des von Deutschland verlangten Verkehrs voll auszuführen, ebenso wie Deutschland noch kurz zuvor mit denselben Betriebsmitteln die gleichen oder noch höhere Leistungen hatte bewirken können. Tatsächlich lag die Sache so, daß Polen die überlassenen Betriebsmittel alsbald zum Teil aus dem bisher deutschen Gebiet herausgezogen hatte, um sie in Kongreß-Polen zu verwenden.

Die Grundsätze über den Durchgangsverkehr mit Ostpreußen sind in den Artikeln 89 und 98 des Friedensvertrages niedergelegt. *Nach Artikel 89 des Friedensvertrages ist Polen verpflichtet, dem Verkehr zwischen Ostpreußen und dem übrigen Deutschland völlige Durchgangsfreiheit zuzugestehen*; diese Pflicht Polens ist *an keine Bedingung* irgendwelcher Art *geknüpft*. Polen ist ferner verpflichtet, Deutschland hinsichtlich der Verkehrserleichterungen usw. sowie in jeder anderen Hinsicht zum mindesten dieselbe günstige Behandlung zuteil werden zu lassen, die der polnische Verkehr oder ein etwa noch günstiger behandelter anderer Verkehr erhält. Außerdem müssen die Durchgangsgüter von allen Zoll- oder ähnlichen Abgaben frei bleiben. In Artikel 98 ist bestimmt, daß in einem abzuschließenden Übereinkommen diesem Durchgangsverkehr „die volle Möglichkeit geeigneter Betätigung" gewährleistet werde. Die Polen behaupten nun ganz ernsthaft, daß diese Bestimmungen des Friedensvertrages nicht zugunsten Deutschlands, sondern zugunsten Polens geschaffen seien, um gewissermaßen diese natürliche Pflicht Polens zur Gewährung des Durchgangsverkehrs möglichst einzuschränken; sie weisen darauf hin, daß für Deutschland in erster Linie der Seeweg in Betracht komme. — Daß hierin eine völlige Verkennung der Bedeutung und des Umfanges des Personen- und Güterverkehrs zwischen Ostpreußen und dem übrigen Deutschland liegt, braucht nicht näher dargelegt zu werden. Die Polen wollten sich schließlich dazu herablassen, Deutschland auf einer einzigen Strecke, nämlich auf der größtenteils eingleisig und als Nebenbahn betriebenen Strecke Konitz—Czersk—Schmentau—Marienwerder, für den Güterverkehr in beschränktem Umfange auch auf der Strecke Konitz—Dirschau den Durchgangsverkehr zuzugestehen — eine unerhörte Mißachtung des klaren Sinnes und Wortlautes der Bestimmungen des Friedensvertrages.

Der deutsche Standpunkt geht davon aus, daß wir nicht mehr und nicht weniger als das im Friedensvertrage Zugesagte verlangen. Nach dem klaren Sinn und Wortlaut der oben genannten Bestimmungen des Friedensvertrages ist das Recht auf freien Durchgang in dem nach dem Verkehrsbedürfnis erforderlichen Maße Deutschland bedingungslos zugesprochen. Dieses Recht ist nicht — wie die Polen es auslegen möchten — an irgendwelche Bedingung oder Gegenleistung geknüpft. Es ist insbesondere unabhängig von der Verkehrslage auf dem übrigens bekanntermaßen jetzt sehr schlecht bedienten Eisenbahnnetze Polens. Selbst wenn die

Zustände im polnischen Eisenbahnwesen so schlecht werden würden, daß eine ordnungsmäßige Bedienung des Durchgangsverkehrs nach Ostpreußen tatsächlich für Polen unmöglich würde, (z. B. die Lokomotiven dazu fehlten), so bliebe trotzdem der bedingungslos gewährte Anspruch Deutschlands auf freien Durchgang bestehen; Deutschland müßte dann selbst dafür sorgen, daß seinen Verkehrsbedürfnissen Genüge getan würde, z. B. dadurch, daß es mit eigenen Betriebsmitteln, nötigenfalls auch mit eigenem Personal durch den polnischen Korridor fahren würde.

Auch über den Umfang des zu gewährenden Durchgangsrechtes kann bei objektiver Beurteilung des Sinnes und Wortlautes des Friedensvertrages kein Zweifel bestehen. Dieses Recht ist gedacht als Ersatz für die durch Schaffung des Korridors abgeschnittene unmittelbare Eisenbahnverbindung mit Ostpreußen; der Umfang des Durchgangsrechts muß also einem Verkehr entsprechen, wie er im allgemeinen zur Verbindung eines Gebiets von gleicher Größe und Bedeutung und in gleicher Lage üblich und erforderlich ist; es wird also die Verkehrslage, wie sie ohne die Lostrennung Ostpreußens unter gewöhnlichen Verhältnissen bestehen würde, zugrunde zu legen sein. Dieses Verkehrsbedürfnis verlangt nun, daß durchgehende Verbindungen nach Ostpreußen auf allen dafür bisher angewandten und dazu geeigneten Strecken wieder hergestellt werden, daß ferner auf diesen Strecken nicht nur einzelne Wagen (wie Polen meint), sondern bei vorliegendem Verkehrsbedürfnis auch ganze Züge durchgeführt werden, und zwar mit der im allgemeinen üblichen Geschwindigkeit. Ein ungehinderter Durchgangsverkehr verlangt weiter, daß weder im Paß- noch im Zollwesen irgendwelche zeitraubende oder die Reise und Beförderung erschwerende Bestimmungen von den Polen angewandt werden, und daß auch bezüglich des Tarifs und der Abfertigung keinerlei im Verhältnis zu früheren Zeiten den Verkehr mehr erschwerende oder belastende Auslagen gemacht werden. Zur Auslegung des Begriffs des freien Durchgangsrechts kann hier Artikel 321 des Friedensvertrages herangezogen werden. In ihm wird den alliierten Mächten „freier Durchgang" durch Deutschland gewährleistet und hinzugesetzt, daß dieser „auf den für den internationalen Verkehr geeignetsten Wegen" zu gewähren ist. Das Durchgangsrecht wird hier also auf einer *Mehrzahl* von Wegen gewährt, und es sind die *geeignetsten Wege* zur Verfügung zu stellen. Es hieße mit zweierlei Maß messen, wenn man bei sonst gleicher Lage Deutschland ein Recht rücksichtslos beschneiden wollte, das in umgekehrtem Falle den alliierten Mächten im weitgehendsten Umfange zugesprochen wird.

An diesen Grundsätzen hält Deutschland fest und verlangt demgemäß, daß im Personenverkehr auf allen Hauptdurchgangstrecken geschlossen durchlaufende Züge oder, sofern das Verkehrsbedürfnis hierfür nicht vorliegt, zum mindesten einzelne durchlaufende, an polnische Züge anzuhängende Wagen (Kurswagen) durch Polen geführt werden, und daß im Güterverkehr ebenfalls auf allen Hauptdurchgangstrecken je nach dem Verkehrsbedürfnis geschlossene Züge oder Kurswagen durchgeführt werden, und zwar mit der sonst üblichen Geschwindigkeit. Als Hauptdurchgangstrecken für den Personenverkehr wird man anzusehen haben für durchgehende Züge die Strecken Stolp—Danzig, Konitz—Marienburg und Schneidemühl—Thorn, für Kurswagen die Strecken Bentschen—Posen—Allenstein, Lissa—Posen—Allenstein und Kreuzburg—Allenstein.

Diese Forderungen stellen das unanfechtbare Recht Deutschlands dar, das jeder wirklich objektiv urteilende Richter, welcher Nationalität er auch sein würde, unbedingt in Auslegung des Friedensvertrages anerkennen würde. Da Polen dieses klare Recht zu befriedigen sich weigert, *kann mit ihm über diese Frage nicht weiter verhandelt werden.* Es würde zwecklos sein, da Deutschland auf die Geltendmachung des ihm zustehenden zweifellosen Rechts nicht verzichten kann, ohne seine Interessen, insbesondere die Interessen der Ostpreußen aufs empfindlichste zu verletzen. Würde Deutschland bei solchem Verhalten Polens weiter mit ihm verhandeln, so würde es in der Achtung aller objektiv urteilenden Nationen nicht steigen, sondern herabsinken. Es sind die erforderlichen Schritte getan, um Polen durch die Mächte, welche die Innehaltung des Friedensvertrages zu gewährleisten versprochen haben, zur Anerkennung und Gewährung des Durchgangsverkehrs zu veranlassen. Deutschland erfüllt den Friedensvertrag nach besten Kräften; so muß es auch verlangen, daß sich seine Vertragsgegner ebenfalls an den Friedensvertrag halten, dem Sinne und dem Wortlaute nach, und zwar auch dann, wenn es einmal gilt, nicht eine Pflicht, sondern eines von den sehr wenigen Rechten Deutschlands aus dem Friedensvertrage durchzusetzen.

Weltpolitik, Weltkrieg und Ferner Osten.

Von Dr. **Gerhard Menz**, Schanghai

Wir bringen hiermit den ersten einer Reihe von Aufsätzen zum Abdruck, die, vielleicht im einzelnen Widerspruch erregend, als Gedanken und Erinnerungen eines Auslandsdeutschen für die Beurteilung und künftige Orientierung unserer Auslandspolitik doch zum mindesten manchen wichtigen Fingerzeig geben. Eine kurze Einleitung des Verfassers sei vorangestellt. Die Redaktion.



Wer die Kriegsjahre fern der Heimat im Auslande verbracht hat und nun, nach Deutschland zurückgekehrt, den Auseinandersetzungen über die mit dem Krieg in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückten weltpolitischen Fragen folgt, dem kann nicht entgehen, wie die Dinge vielfach hier so wesentlich anders beurteilt werden, als sie dem Beobachter draußen erschienen waren und hatten erscheinen müssen, wie insbesondere oft so ganz andere Dinge im Vordergrund stehen, und demgegenüber mindestens ebenso wichtige scheinbar vollkommen übersehen, jedenfalls zu gering gewertet werden. Es fällt dabei namentlich auch immer wieder auf, wie dem Urteil der Heimat offensichtlich die Kenntnis einer großen Zahl von Tatsachen und mancher Zusammenhänge und folgenschwerer Entscheidungen der allgemeinen Weltpolitik entweder beinahe gänzlich fehlt oder zum mindesten nur ungenügend aufgegangen zu sein scheint. Das mag zum Teil allgemeine, weit zurückreichende und schon durch den verschiedenen Beobachtungstandpunkt gegebene Ursachen haben; für die eigentliche Kriegszeit geht es aber wohl vornehmlich darauf zurück, daß Deutschland in diesen Jahren doch auch hinsichtlich der Weltnachrichtenversorgung gewissermaßen blockiert war und ausgehungert worden ist. Die Deutschen im Ausland waren da, wenigstens soweit es sich um das Verfolgen der feindlichen Stimmen handelt, günstiger dran. Am allergünstigsten stand es in dieser Hinsicht vielleicht in *Ostasien*.

Namentlich in der Nachrichtenzentrale Schanghai strömten die Meldungen aus allen Lagern zusammen. Der deutsche Überseedienst war im Kriege bedeutend ausgebaut worden. Spätestens am zweiten Tage nach Ausgabe in der Heimat kamen die deutschen Hauptquartiersberichte heraus. Eine große Zahl von Pressestimmen usw. unterrichtete über die Stimmung und die politischen Ereignisse. Reuter wurde durch diese Konkurrenz gezwungen, auch seinen Dienst zu vergrößern. Während er in rein englisch beeinflußbaren Gebieten und erst recht in den englischen Kolonien nur die allernötigsten, mageren Berichte herausgab, war in Schanghai um der Konkurrenz der deutschen Meldungen willen eine Verschweigungspolitik für Reuter unmöglich, vielmehr im Gegenteil möglichst rasche und vielseitige Berichterstattung eine Prestigefrage.

Auch nach dem Verschwinden des deutschen Nachrichtendienstes (nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg) konnte Reuter an nunmehrige Wiedereinschränkung seines Dienstes nicht denken. Seine Abnehmer waren inzwischen an die bessere Versorgung so sehr gewöhnt, daß sie darauf nicht mehr verzichten mochten. Ja, sie waren auch an die deutschen Meldungen, die natürlich ebenfalls in englischer Übersetzung verbreitet worden waren, inzwischen so sehr gewöhnt worden, daß sie nach Einstellung des selbständigen deutschen Dienstes von Reuter selbst die Weiterveröffentlichung wenigstens der deutschen Hauptquartiersmeldungen verlangten und durchsetzten. So wurde die Stillegung des deutschen Überseedienstes wenigstens in diesem beschränkten Umfang durch Reuter selbst ausgeglichen. Neben diesen beiden großen spielten die anderen Nachrichtendienste nur eine bescheidene Rolle. Immerhin brachten doch auch der französische Havasdienst, der japanische Kokusai-Dienst, die Petersburger Telegraphenagentur, später die amerikanischen Nachrichtendienste und die Nachrichtenzentralen des revolutionären Rußland manche wichtigen Meldungen, die das ganze Bild ergänzen halfen und namentlich für die Beurteilung der Stimmungen in den Ursprungsländern bezeichnende Anhaltspunkte und Rückschlußmöglichkeiten gewährten. In der letzten Zeit kamen sowohl aus Frankreich wie aus Amerika die Nachrichten zum Teil unmittelbar auf drahtlosem Wege, so daß die Berichterstattung sehr rasch erfolgte. Auch die chinesischen drahtlosen Stationen fingen manche Meldungen aus Europa selbst auf, wie überhaupt bisweilen chinesische Nachrichten zur Ergänzung manche wichtige Kleinigkeit beitrugen. Zu den telegraphischen Nachrichten kamen dann endlich die zahlreichen Zeitungsberichte aus allen Lagern hinzu. Wer sich also die Zeit und die Mühe nahm — und wenigstens die Zeit war in den geschäftlich stillen Kriegsjahren genügend vorhanden —, der konnte sich in Schanghai über die Vorgänge in der Welt vortrefflich unterrichten und auf dem laufenden erhalten. Das Vergleichen und Gegenüberstellen der sich oft glücklich gegenseitig ergänzenden Nachrichten aus den verschiedenen Lagern ermöglichte sogar noch besondere tiefe Einblicke in viele Zusammenhänge. Und unstreitig hat der aufmerksame Beobachter draußen so mancherlei mehr und besser kennen gelernt, als es in der von der Welt abgeschnittenen und einseitiger auf die nächstliegenden Fragen eingestellten Heimat möglich war.

Fehler und Mängel.

Für die richtige Wertung der weltpolitischen Erscheinungen und das richtige Erfassen der Weltlage in ihren wechselnden Bildern und jeweiligen Gelegenheiten hat sich der Deutsche noch lange nicht als genügend erzogen und vorbereitet erwiesen. Die Berichterstattung der Presse ist aus mancherlei Gründen unzulänglich geblieben. Zum Teil fehlt auch dort selbst der nötige Überblick und die erforderliche Vertrautheit mit dem doch keineswegs leicht zu behandelnden oder spielend zu bewältigenden Stoff. Es sollte z. B. auch einem Provinzblatt doch nicht unterlaufen können, daß Kiachta in der Mongolei mit Kiautschou in Schantung verwechselt und eine Meldung über einen russischen Protest gegen das Einrücken chinesischer Truppen dort sinnlos auf unser vielgenanntes, von Japan besetztes ehemaliges Schutzgebiet bezogen wird, selbst wenn man dabei der selbsterfahrenen Not und Hatz nervenzermürbender Redaktionsarbeit noch so viel zu gut halten möchte. Solche Irrtümer trifft man noch viel zu oft. Kein Wunder, daß die Leserwelt erst recht im dunkeln bleibt. Die Leserwelt indessen trägt daran nicht zuletzt selbst die Schuld. Das Interesse dort für die Fragen der auswärtigen Geschehnisse ist gering und unsystematisch; vielfach mehr feuilletonistisch als wirklich politisch. Nicht einmal eine Zeitschrift, die sich im besonderen der Auslandsberichterstattung widmen wollte, wie die seinerzeit von Stein herausgegebene „Der Deutsche", vermochte sich zu halten. So kann es denn erst recht nicht wundernehmen, daß es bei der mittleren und viel mehr natürlich noch bei der kleinen und lokalen Tagespresse Grundsatz werden durfte, daß Raummangel in erster Linie auf Kosten des Auslandteiles bekämpft wird. Nur die großen Blätter berichten in nennenswertem Umfang über die Vorgänge im Ausland und leisten sich wenigstens zu einem bescheidenen Teil eigene Berichterstatter draußen in der Welt. Ein vollständiges, in allen Teilen gleichmäßiges Bild der auswärtigen Verhältnisse wird freilich auch da noch nicht vermittelt. Meist ist nur das nähere, europäische Ausland berücksichtigt. Sparsamkeitsrücksichten zwingen sonst stets noch zu großer Beschränkung des Auslandsdienstes.

Es sind durchaus nicht immer wirklich eigene Beobachter an Ort und Stelle, die zu Wort kommen. Man begnügt sich vielmehr oft damit, den Vertreter etwa in London oder Paris auf Grund der dortigen Presse gelegentlich auch über das weitere Ausland berichten zu lassen. So konnte es geschehen, daß 1913 selbst ein großes, oft halbamtlich benutztes deutsches Blatt seine Leser über die wichtigen chinesischen Anleiheverhandlungen damals durch Übersetzungen ec. Berichte eines englischen Korrespondenten in Peking unterrichtete. Die deutsche Politik ging in jener Frage mit der englischen im großen und ganzen Hand in Hand. Jener englische, im übrigen bekanntermaßen deutschfeindliche Korrespondent trieb dagegen eine ganz eigene Politik und bekämpfte die Haltung des amtlichen England aufs heftigste. Welchen Nutzen danach die kommentarlose Mitteilung seiner Berichte für den deutschen Leser haben sollte, ist schwer einzusehen. Falsche Sparsamkeit — jene Übersetzungen waren selbstverständlich billiger als eigene Berichte aus Peking oder wenigstens Schanghai — führte da, wie so oft, auf Abwege. Was das schlimmste dabei aber war: unzweifelhaft hat von den Lesern in Deutschland auch nicht einer das Mißverhältnis überhaupt gemerkt, weil eben die allgemeine Urteilskraft noch nicht genügend gestärkt ist und zuverlässige Vergleichsunterlagen fehlen. Das zeigt sich auch darin, daß immer wieder in bedauerlicher Kritiklosigkeit die verschiedenwertigsten und gegensätzlichsten Äußerungen des Auslands miteinander in Verbindung gebracht und zu gegenseitiger Ergänzung benutzt werden. Mit Vorliebe werden die deutschfeindlichsten Auslandszeitungen zitiert. In aller Unschuld benutzt man, aus dem Zusammenhang herausgerissen, scheinbar passende Bemerkungen als Unterlage für manchmal recht gewagte Schlüsse, ohne auch nur zu ahnen, daß die fremden Meldungen in den meisten Fällen durchaus tendenziös sind. Welches Tohuwabohu so angerichtet wird, läßt sich denken. Wer im Ausland gewesen ist, erkennt die dort erlebten Dinge in den Berichten der heimischen Presse darüber oft kaum noch wieder.

Zu diesem mangelhaften Unterrichtetsein kommen dann aber noch bedenkliche methodische Fehler bei der Behandlung der auswärtigen Fragen. Sieht es hinsichtlich des ersten Punktes in den fremden Ländern im großen und ganzen doch nur in beschränktem Umfang besser aus als bei uns, so ist die verfehlte Behandlung von Fragen der auswärtigen Politik anscheinend eine besondere deutsche Eigenart. Darüber, daß die Welt sehr oft nur durch die Parteibrille betrachtet wird, daß das Urteil über Vorgänge im Ausland nur nach ihren Be-

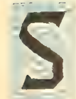
ziehungen zu innerpolitischen Programmen und Hoffnungen getroffen wird, soll dabei noch gar nicht gesprochen werden. Es liegen auch ohne das Mängel vor. Der Durchschnittsleitartikel über auswärtige Angelegenheiten in deutschen Blättern tritt an die Dinge stets von einseitig deutschem Standpunkt heran. Nicht nur das, er verlangt unbewußt selbst vom Ausländer, daß er die betreffende Frage in erster Linie unter Berücksichtigung deutscher Interessen betrachten und beurteilen soll, oder geht wenigstens von der als selbstverständlich vorausgesetzten Annahme aus, daß die deutschen Interessen überall für jedermann ausschlaggebend seien. Dadurch kommt meist ein unangenehm lehrhafter Ton in diese Artikel hinein. Dem Ausland wird klar gemacht, wie es zu denken und sich zu verhalten habe, schließlich doch nur, um sich Deutschlands Beifall zu verdienen. Zum mindesten sind die Ausführungen meist vollkommen von den Wünschen und Hoffnungen des Schreibers beherrscht. Nur selten finden sich Darstellungen, die die Dinge wirklich so sehen, wie sie sind, und sich vor Luftschlössern wie vor Entgleisungen hüten. Gerade sie freilich werden in der Mehrzahl nicht verstanden, ja oft verlacht und bekämpft. Aus dieser Lage erklären sich aber mit am meisten die vielen bitteren Enttäuschungen, die der Deutsche schon hat erleben müssen, wenn sich die Dinge im Ausland so ganz anders entwickelten, als vorausgesagt und vorausgewünscht worden.

Diese verfehlte Stellungnahme zu den Weltfragen und den auswärtigen Angelegenheiten scheint nun zu einem Teil durch einen Mangel im bisherigen Geschichtsunterricht bedingt gewesen zu sein, davon einmal abgesehen, daß wirkliche Weltkenntnis aus eigener Anschauung in einem so jungen Volke wie dem deutschen verständlicherweise noch nicht in breiteren Schichten zu finden ist. Unser Geschichtsunterricht stellte nicht nur die Entwicklung Deutschlands ganz einseitig in den Mittelpunkt, sondern gab in der Hauptsache überhaupt nichts als deutsche Geschichte. Er gliederte ferner den geschichtlichen Stoff nur nach Gesichtspunkten der deutschen Geschichte. Wer die Weltgeschichte wirklich kennt, wird danach ohne weiteres einsehen und zugeben, daß durch diese Anlage unseres Schulgeschichtsunterrichts, der für die Mehrzahl aller Deutschen die einzige Vermittlung geschichtlicher Kenntnis und Bildung für ihr ganzes Leben bleibt, ihr geschichtlicher Blick und ihre geschichtlich politische Auffassung in einseitiger, falscher Richtung festgelegt werden mußte. Draußen in der Welt sah man sich jedenfalls sehr bald genötigt, in mehr als einer Beziehung seine Anschauungen zu berichtigen, wenn man die Dinge richtig sehen wollte. Der Inhalt der Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war, vom deutschen Standpunkt aus betrachtet und für Deutschland genommen, in der Tat das Sehnen nach der Einheit und der Wiederaufrichtung des Kaisertums. War aber auch nur für die europäische Geschichte wirklich allein die deutsche Frage der ganze oder der vornehmlichste Inhalt? Man lese englische oder französische Geschichtswerke, und man wird anders denken lernen. Die Gründung des neuen Deutschen Reiches 1871 war für die deutsche Geschichte in der Tat die Epoche. In der europäischen Geschichte war dem keineswegs so, zum mindesten war das Ereignis hier in wesentlich anderem Sinne bedeutsam; die Weltgeschichte rechnet noch ganz anders. Der deutsche Stolz auf das Werk Bismarcks soll dabei durchaus nicht zu kurz kommen. Gerade der Auslandsdeutsche hat, wenn er überhaupt im Herzen deutsch war, diesen Stolz viel tiefer und eindringlicher empfunden, spürte er einerseits doch die Weltwirkung der Wiedererrichtung deutscher Größe genugsam am eigenen Leibe, und blieb er andererseits doch dem innerpolitischen Parteigezänk, das allein die Reichsverdrossenheit erst wirksam lassen werden konnte, so gut wie vollkommen fern. Ihm konnte aber angesichts der tatsächlichen Weltlage vor seinen Augen der Gedanke gar nicht kommen, der infolge der falschen Geschichtsauffassung in der Heimat eine so verderbliche Wirkung getan hat, daß nämlich mit der Reichsgründung nun alles fertig sei und daß sich für das deutsche Volk nach den gewiß glänzenden, schließlich aber doch nur durch geschickte Ausnutzung überaus günstiger und in dieser glücklichen Verfassung vorübergehender Umstände möglich gewordenen Erfolgen der Zeit der Einigungskriege bis in alle Zukunft jede neue Frage stets wieder so einfach und sicher lösen würde. Daß man in der Heimat das vom weltpolitischen Standpunkt doch nur Episodenhafte auch der letzten deutschen Geschichte nicht richtig erfassen mochte, hat lediglich einen falschen Dünkel, eine verderbliche Leichtfertigkeit im politisch-geschichtlichen Urteil erzeugt und gerade den echten Stolz und die notwendige bescheiden-selbstbewußte Sicherheit nicht aufkommen lassen, auf denen sich allein ein starkes, entschlußfreudiges Volksbewußtsein aufbauen kann. Es herrschte nicht der idealistische, aber in der Wirklichkeit verankerte Glaube an die eigene Kraft und Bestimmung, der angesichts auftauchender Schwierigkeiten zum weltbewegenden Wollen anwächst und in Selbstüberwindung Berge versetzt, sondern der Wahn, es sei schon alles getan und erreicht. Weil man sich einbildete, die ganze Welt drehe sich um Berlin, versperrte man sich nicht nur die Erkenntnis des wahren Kräftezentrums, man nahm sich dadurch vielmehr auch noch alle Möglichkeit, den archimedischen Punkt zu finden, von dem aus man wirklich die Welt hätte aus den Angeln heben können, und diese falsche Einstellung war die Quelle vieler Irrtümer und Enttäuschungen.

(Fortsetzung folgt.)

Die nationale Bedeutung des deutschen Ausstellungswesens.

Von Max Geitel, Geh. Regierungsrat.



So manches treue deutsche Herz sehnt sich nach einem Vereinigungspunkt der vielfach gesonderten, sooft entzweiten Stämme, nach einem Zeichen der fortdauernden Einheit in der mannigfaltigen Entwicklung, welche diese verwandten Stämme, gewiß zu ihrem Heil, unter selbständigen Regierungen fanden: hier schien sich ein solches vaterländisches Unternehmen darzubieten, welches allen zum Nutzen, nichts verletzend, nichts vernichtend, die Erzeugnisse der Kraft und des Fleißes aller Brüderstämme sowie bei ihnen den deutschen Gewerbestand und die Freunde desselben aus nah und fern zu vereinigen hätte, welches zugleich durch die in neuester Zeit so sehr verbesserten Verbindungsanstalten in seiner Ausführung sehr erleichtert war."

Mit diesen Worten kennzeichnete der amtliche Bericht über die am 15. August 1844 im Berliner Zeughause durch den Minister von Flottwell mit der Losung „Vorwärts mit deutscher Kraft!" eröffnete erste Allgemeine Deutsche Gewerbeausstellung die einigende Kraft, die Deutschlands Industrie zu damaliger Zeit auf unser deutsches Vaterland ausübte und hinfort dauernd ausgeübt hat.

Die ersten Anfänge des deutschen Ausstellungswesens reichen, abgesehen von einer im Jahre 1811 zu Düsseldorf von Napoleon in einem Saale der dortigen Regierungskanzlei veranstalteten Ausstellung von Industrieerzeugnissen des Großherzogtums Berg und einer im Jahre 1812 zu Stuttgart veranstalteten württembergischen Gewerbeausstellung* bis in die ersten Jahre nach den Freiheitskriegen zurück. Wäre nicht der Weltkrieg entbrannt, so hätte die deutsche Industrie am 10. September 1917 den hundertjährigen Ge-

* Dr. Alfons Paquet: „Das Ausstellungsproblem in der Volkswirtschaft". Jena 1908.

denktag der ersten in Deutschland abgehaltenen Kunst- und Gewerbeausstellung feierlich begehen können. Am 10. September 1817 wurde zu München erstmalig der Versuch unternommen, „inländische Künstler, Manufakturisten und Gewerbsleute“ zu veranlassen, ihre Erzeugnisse für die Folge zu dem alljährlich im Oktober auf der Theresienwiese stattfindenden Zentral-Landwirtschaftsfeste einzusenden und auf diese Weise den vaterländischen Kunst- und Gewerbefleiß zu beleben und zu erweitern. Dieser erste, durch ungünstige Verkehrs- und Witterungsverhältnisse stark beeinträchtigte Versuch wurde sodann im folgenden Jahre mit besserem Erfolge wiederholt. Er bekundete, wie ein Zeitgenosse berichtet, „vor dem Eingeborenen und dem Ausländer, wie weit die Industrie auf vaterländischem Boden gediehen war“, und hatte zur Folge, daß schon in den nächsten Jahren auch an andern Orten Deutschlands gleichartige Unternehmungen mit erfreulichen Ergebnissen ins Leben gerufen wurden.

Der bayerischen Regierung gebührt das große Verdienst, den hohen nationalen Wert allgemeiner deutscher Gewerbeausstellungen erkannt zu haben. Auf der im Jahre 1841 zu Berlin abgehaltenen Generalkonferenz in Zollvereinsangelegenheiten stellte Bayern zur Erwägung, ob nicht für die Industrie- und Gewerbserzeugnisse des gesamten deutschen Zollvereins periodische Ausstellungen nach einem gemeinschaftlichen Plane und unter Mitwirkung der sämtlichen Vereinsregierungen veranstaltet werden möchten. Unter der Einwirkung dieser Anregung veranstaltete im September 1842 der Gewerbeverein zu Mainz eine Ausstellung, zu der er die Gewerbetreibenden der sämtlichen deutschen Bundesstaaten einlud, und an der sich bereits nicht weniger als 715 Aussteller aus ganz Deutschland beteiligten. Der Erfolg dieser von privater Seite veranstalteten Ausstellung war ein derartiger, daß er der ersten Allgemeinen Deutschen Gewerbe-Ausstellung, die vom 15. August bis zum 24. Oktober 1844 die stattliche Anzahl von 3040 Aussteller aus allen Gauen Deutschlands im Berliner Zeughause vereinigte, die Wege ebnete. Die nationale Bedeutung dieses die gehegten Hoffnungen voll und ganz erfüllenden gewerblichen Wettkampfes der deutschen Stämme faßte der amtliche Bericht in dem Wunsch zusammen: „Möge dieses große Vereinsfest in den Gemütern aller Vaterlandsfreunde einen wohltuenden, harmonischen Eindruck zurücklassen, zum unermüdlichen Festhalten an dem großen Ganzen und zum unermüdlichen Vorwärtsschreiten auch in diesem wichtigen Felde anregen.“ Nunmehr folgte eine weitere große Anzahl von Ausstellungen, die über das gesamte Deutschland sich erstreckten und die Leistungen der Industrien mehr oder weniger umfangreicher Gebiete zur Anschauung brachten. Unter diesen Veranstaltungen beansprucht die im Jahre 1849 von der Polytechnischen Gesellschaft zu Berlin in Krolls Sälen ins Leben gerufene Berliner Gewerbe-Ausstellung eine besondere Beachtung, da sie in der ausgesprochenen Absicht erfolgte, die durch die Revolution erregten Gemüter der friedlichen gemeinsamen Arbeit wieder zuzuführen und die heimatliche Industrie wieder neu zu beleben. Alle diese Ausstellungen ließen das zu erstaunlicher Kraft und Leistungsfähigkeit heranreifende Wachsen der deutschen Industrie erkennen und bildeten für diese eine gute Vorbereitung auf den Wettbewerb, in den sie alsbald auf den Weltausstellungen eintreten sollte.

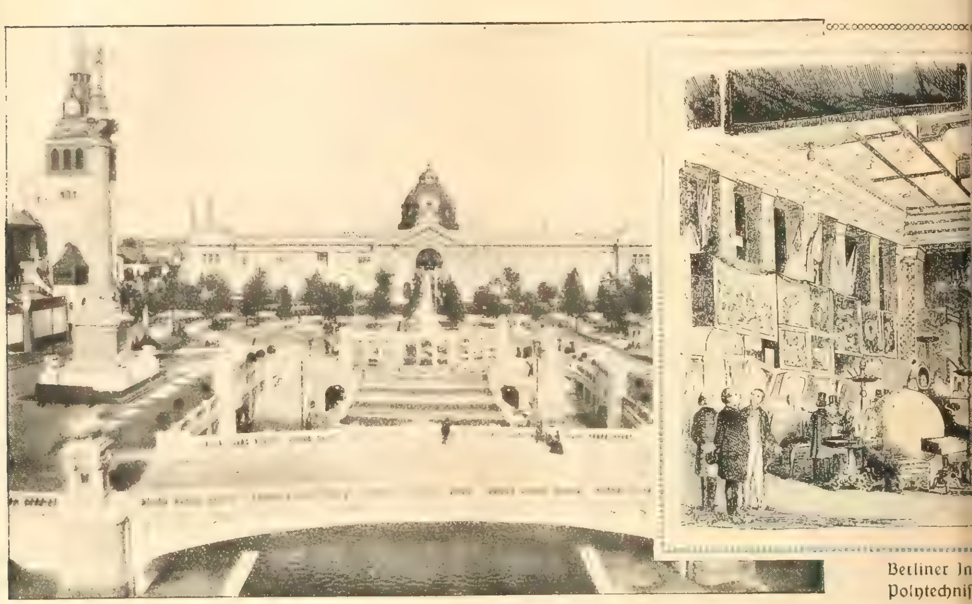
Auf der Londoner Weltausstellung 1851 war Deutschland durch 1360 Aussteller vertreten. Hier war es zwei führenden deutschen Industriestätten beschieden, wohlverdiente Lorbeeren zu ernten und den Ruhm deutschen Gewerbefleißes für immer im Auslande zu begründen. Die junge Firma Siemens & Halske, Berlin, erhielt die Council medal, und Alfred Krupp errang durch einen rohen Gußstahlblock von 2000 Kilogramm Gewicht mit einem Schlage den ersten Platz unter sämtlichen übrigen sich mit der Herstellung von Gußstahl beschäftigenden Werken der Erde. Zwar hatte man Gußstahl schon lange vor Krupp in England hergestellt, aber nur in kleinen Stücken zu Werkzeugen, Messern und Scheren. Die Herstellung eines so gewaltigen Blockes hatte jedoch allgemein als unmöglich gegolten. Die auf den folgenden ausländischen Ausstellungen erzielten Erfolge der deutschen Industrie brachten dieser nicht nur erfreuliche materielle Erfolge, sondern sie hoben außerdem in höchstem Maße das Nationalbewußtsein und das Ansehen unserer über den Erdball zerstreuten Volksgenossen, ein Erfolg, der angesichts der damaligen politischen Schwäche Deutschlands als besonders erfreulich sich erwies und uns unter den heutigen Verhältnissen mit Zuversicht für die Zukunft erfüllen muß.

Zwei der größten Ruhmestaten der deutschen Technik sind für immer mit zwei deutschen Ausstellungen verknüpft, Ruhmestaten, die das gesamte wirtschaftliche Leben der Völker von Grund aus beeinflußt haben: die elektrische Eisenbahn und die elektrische Kraftübertragung. Jene wurde zum ersten Male in der ihr durch Werner Siemens verliehenen Ausführung auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1879 der staunenden Welt gezeigt, um alsbald zu Lichterfelde bei Berlin als erste Vertreterin der elektrischen Stadt- und Fernbahnen das Zeitalter des elektrischen Verkehrs einzuleiten. Die elektrische Kraftübertragung, ohne die man die künftige Entwicklung der gewerblichen Tätigkeit der Völker sich kaum mehr vergegenwärtigen kann, datiert von den Tagen der im Jahre 1891 zu Frankfurt a. M. veranstalteten elektrotechnischen Ausstellung ab: am 25. August jenes Jahres wurde die Kraft des bei Lauffen am Neckar belegenen Wasserfalls in einer Stärke von 300 Pferdekräfte auf eine Entfernung von 170 Kilometer mit einem Wirkungsgrad von 75 Prozent nach Frankfurt übertragen.



Die erste elektrische Bahn der Erde (Siemens & Halske) auf der Berliner Gewerbeausstellung 1879.

Deutsche A



Berliner In
Polytechnis

Gesamtanlage des Deutschen Betonvereins vor dem Kunstpalast der Düsseldorfer Ausstellung 1902.

Die Zahl der in den verschiedensten Teilen Deutschlands veranstalteten Ausstellungen stieg zeitweilig derart an, daß eine gegenseitige Beeinträchtigung des Erfolges die notwendige Folge war. So brachte das Jahr 1896 außer der trotz mehrfacher widriger Umstände wohlgelungenen Berliner Gewerbe-Ausstellung solche zu Dresden, Nürnberg, Danzig, Graudenz, Kiel, Stuttgart, Baden-Baden, Straßburg i. E. von mehr oder weniger ausgedehnter Allgemeinheit.

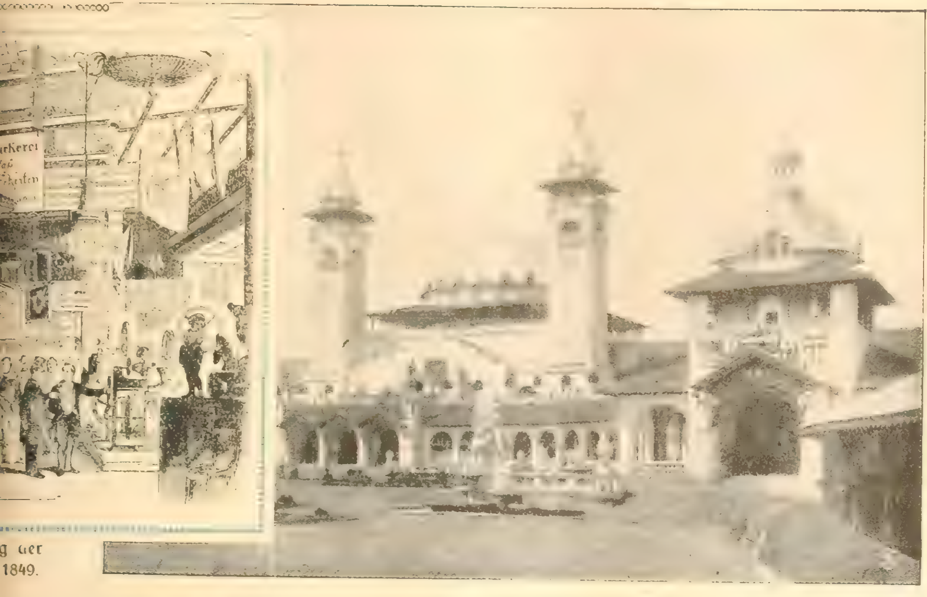
Eine Ausstellung von hervorragender nationaler Bedeutung war die Industrie- und Gewerbe-Ausstellung zu Düsseldorf 1902. Die Großindustrie Rheinlands und Westfalens war sich bewußt, daß es den Anstrengungen des Auslandes gegenüber eine große und dankbare Aufgabe sei, die gewaltige Entwicklung der beiden letzten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts in einer anziehenden und großwirkenden Kundgebung aller Welt vor Augen zu führen. Dieses Bewußtsein kam zu um so stärkerem Ausbruch, als die Auslandspresse gewagt hatte, der deutschen Industrie Furcht vor der Konkurrenz vorzuwerfen. Diesem Vorwurf gegenüber wies Generalsekretär Dr. Beumer treffend darauf hin, daß nicht Furcht vor einer Niederlage uns von einer Beschickung der Pariser Weltausstellung 1900 abgehalten habe, sondern lediglich der Umstand, daß diese nicht genügend Raum geboten habe, unsere Erzeugnisse vorzuführen. Darum aber müsse die Düsseldorfer Ausstellung zeigen, daß die deutsche Industrie den Kampf auf dem Weltmarkte nicht zu scheuen habe. Der Verlauf der von mehr als fünf Millionen Personen besuchten Ausstellung war ein überaus glänzender; die auf derselben vorhandenen Werte beliefen sich auf 43 Millionen Mark, der Überschuß betrug 1 600 000 M. Bezeichnend für die Bedeutung der Düsseldorfer Ausstellung ist die von Paquet*) berichtete Tatsache, daß die englische Presse im Jahre 1902 sich bedeutend mehr mit jener als mit der gleichzeitig in Wolverhampton stattfindenden englischen



Deutsche Werkb

*) A. o. O. S. 1[illegible]

ellungen.



g der
1849.

Hauptausstellungsgebäude der Berliner Gewerbeausstellung 1896.



öln 1914.

Gewerbe-Ausstellung beteiligte. Eine zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Ausstellung, die Deutsche Werkbund-Ausstellung 1914 zu Köln, ist dem Weltkriege zum Opfer gefallen. Sie hatte sich die dankbare Aufgabe gestellt, das Ziel des Werkbundes, eine Veredelung der deutschen gewerblichen und industriellen Arbeit, durch die Mitarbeit des Künstlers herbeizuführen, durch eine Ausstellung der breiten Masse unseres Volkes und dem Auslande zur Anschauung zu bringen und diese Ausstellung freizuhalten von allen jenen minderwertigen Gegenständen, die so oft schon, namentlich auf den Ausstellungen größten Stils, das wirklich Gute schier erdrückt haben. Diese kurze Angabe dessen, was die Schöpfer der Ausstellung beseelte, läßt erkennen, in wie hohem Maße diese berufen gewesen wäre, den Ruhm von Deutschlands Gewerbe und Industrie und das deutsche Nationalgefühl zu mehren.

Das deutsche Ausstellungswesen läßt eine gewisse Vorliebe für begrenzte Ausstellungen erkennen. Abgesehen davon, daß diese Vorliebe einer der Nationaltugenden des Deutschen, der Gründlichkeit, entspringt, hat sie die erfreuliche Folge, daß die Beschränkung des Gebietes die Darbietung vollkommenster Leistungen erleichtert und auch dem weniger kapitalkräftigen Aussteller gestattet, seine Erzeugnisse der Öffentlichkeit vorzuführen. Hiermit steht in engem Zusammenhange die Frage, aus welchen Gründen bisher in Deutschland eine Weltausstellung nicht veranstaltet wurde. Diese Gründe sind, als der Plan einer deutschen Weltausstellung, etwa um das Jahr 1913, zur Verhandlung stand, eingehend erörtert worden. Wir beschränken uns darauf, festzustellen, daß der Plan seitens der bei weitem überwiegenden Mehrheit der Vertreter von Deutschlands Industrie und Handel abgelehnt wurde.

Die zentrale Vertretung der gesamten deutschen Industrie in Ausstellungsangelegenheiten liegt der am 1. Januar 1907 ins Leben gerufenen Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie ob

Um zum Ausdruck zu bringen, daß das Arbeitsgebiet dieser überaus segensreich wirkenden Kommission sich auf das gesamte in- und ausländische Ausstellungs- und Messewesen erstreckt, wurde in neuester Zeit die Abänderung des Namens in „Ausstellungs- und Messe-Amt der deutschen Industrie" beschlossen. Unter der Wirkung des Weltkrieges hat sich nämlich im In- und Auslande eine Änderung des Ausstellungswesens in der Richtung vollzogen, daß an die Stelle der Ausstellungen die Messen traten, die sich von jenen wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie neben der Vorführung der industriellen Erzeugnisse auch deren Verkauf vermitteln. Das Jahrbuch für das vierzehnte Geschäftsjahr 1920 der Ständigen Ausstellungskommission zählt vierzehn im Laufe des Jahres 1919 abgehaltene inländische Messen auf, nämlich zu Berlin (3), Danzig (2), Dortmund, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Hannover, Leipzig (2), Stuttgart, Zweibrücken. Aus dem Auslande wurden 29 Messen gemeldet.

Das Streben, dem Inlande und dem Auslande mit Hilfe der Messen die Erzeugnisse der deutschen Industrie vorzuführen und vorteilhaft abzusetzen, hat großenteils einen höchst erfreulichen Erfolg gehabt und läßt eine baldige Wiederherstellung der durch den Krieg unterbrochenen Beziehungen mit Bestimmtheit erwarten; dies um so mehr, als das Vertrauen zu der Güte der deutschen Erzeugnisse trotz der angestrengtesten Bemühungen unserer Gegner nicht erschüttert ist.

Das deutsche Ausstellungs- und Messe-Amt ist mit Eifer und Erfolg bestrebt, unsere Industrie vor überflüssiger Belastung durch Ausstellungen oder ausstellungsähnliche Veranstaltungen zu schützen und im engen Zusammenarbeiten mit der Auslandsstelle des Auswärtigen Amtes die Absatzmöglichkeiten wieder aufzubauen. Insbesondere schenkt es auch den Versuchen unserer Feinde, die deutsche Industrie von Ausstellungen und Messen auszuschließen, ihre angestrengte Aufmerksamkeit, um diese Ziele zu durchkreuzen. Und so können wir uns der Hoffnung hingeben, daß das deutsche Ausstellungswesen bald wieder seine vor dem Kriege gehabte große Bedeutung in wirtschaftlicher, nicht minder aber auch in nationaler Beziehung erlangen wird.

Der Militarismus marschiert.

Von H. von Waldeyer-Hartz.



Aus dem Blutbade des Krieges sollte eine neue Welt zur Taufe gehoben werden. Äußere und innere Feinde haben es uns immer wieder zugeflüstert. Mit grellen, aber falschen Farben hat man uns das Bild der Überwindung des eisenklirrenden Militarismus an die Wand gemalt. Und die alte Lächerlichkeit des goldenen Zeitalters tauchte in der Gedankenwelt verweichlichter Materialisten von neuem auf. Wie stellt sich die Wirklichkeit dazu? Der Militarismus marschiert, fester, massiger und wuchtiger denn je. Selbst über solche Länder wandert sein schwerer Schuh, die sich bisher von ihm ferngehalten hatten. Nur unser Vaterland soll im Zeitalter der Völkerverbrüderung wehrlos und schutzlos bleiben. Was sich im Dreißigjährigen Kriege unter Strömen von Blut ereignet hat, soll die Zukunft für unbegrenzte Zeit unter Strömen von deutschen Tränen wieder aufleben lassen. Deutschland soll der Tummelplatz sich bekämpfender, ränkesüchtiger Machtbestrebungen werden. Aus dem deutschen Fell wollen sich die Sieger ihre Riemen schneiden. Deutsche Art, deutscher Name, deutsche Sitte sollen vergehen; untergestampft sollen sie werden, damit die übrige Welt den Stachel deutscher Tüchtigkeit nicht mehr zu fühlen braucht. Das ist der Sinn des Versailler Friedensvertrages. Nicht anders ist sein Inhalt zu verstehen. Und welche Folgerungen ziehen unsere Feinde, die sich angeblich zum Kampfe gegen den Militarismus unter gemeinsamen Fahnen zusammengefunden hatten, aus der Verkündung ihrer Ideale?

Frankreich wird in Zukunft ein Friedensheer von 745 000 Mann, einschließlich 195 000 Farbiger, unterhalten. Ob nach dem neuen Wehrgesetz die 1-, 2- oder 3jährige Dienstzeit eingeführt werden wird, steht noch nicht fest. Jedenfalls ist Frankreich unter Anspannung aller Volkskräfte bemüht, sein Friedenskontingent möglichst hoch zu halten. Wie schwer ihm diese Bemühungen fallen, geht daraus hervor, daß die Kopfstärke der farbigen Truppen mehr als verdoppelt werden muß. Die Stärke des britischen regulären Heeres, das wieder als Söldnerheer formiert werden soll, wird 220 000 Mann betragen. Daneben ist die Aufstellung einer Territorialarmee von mindestens 300 000 Mann geplant. Vor dem Kriege waren die Territorialverbände lediglich für die Verteidigung der Heimat bestimmt. Die neuen Gesetze sehen ausdrücklich ihre außerheimische Verwendung vor. Der Eintritt in die Territorialarmee ist freiwillig. Die Ausbildung soll der der regulären Armee gleichwertig gestaltet werden. Die höheren Kommandostellen werden in ihr mit aktiven Offizieren besetzt. Wenn man erfährt, daß außerdem die Schaffung einer Territorialreserve ins Auge gefaßt ist, so ergibt sich unzweideutig, daß Großbritannien sich militärisch wesentlich stärker rüstet, als es vor dem Kriege der Fall war. In Indien wird zurzeit noch eine Armee unterhalten, deren Kopfstärke mindestens 300 000 Mann beträgt. Für Australien ist eine Milizarmee von 140 000 Mann vorgesehen. In welcher Weise die übrigen Dominions zur Rüstung des großbritischen Reiches beitragen werden, steht noch dahin. Daß aber auch von ihnen eine erhebliche Beisteuer verlangt werden wird, darf als sicher angesehen werden. Italien hat seine aktive Dienstzeit auf ein Jahr herabgesetzt. Um den erforderlichen Ausgleich zu schaffen, ist aber die allgemeine Wehrpflicht von 19 auf 28 Jahre verlängert worden. Man beabsichtigt jährlich mindestens 200 000 Mann einzustellen. Zur Erleichterung der Mobilmachung sollen besonders starke Korps von Berufsoffizieren und Berufsunteroffizieren unterhalten werden. Die Tschecho-Slowakei hat die allgemeine Wehrpflicht vom 20.—50. Lebensjahr bei einer aktiven Dienstzeit von 2 Jahren eingeführt. Die Stärke des Friedensheeres soll 150 000 Mann betragen. Für eine Mobilmachung rechnet man mit der Aufstellung einer Feldarmee von 850 000 Mann. Wie streng militaristisch die Tschecho-Slowaken denken, geht im übrigen daraus hervor, daß ein Gesetz über militärische Jugenderziehung in Vorbereitung ist. Auch die Polen haben bei 2jähriger aktiver Dienstzeit die allgemeine Wehrpflicht vom 20.—50. Lebensjahr eingeführt. Daneben besteht für den Kriegsfall eine Militärhilfsdienstpflicht für alle männlichen Personen, die nicht zum Dienst mit der Waffe einberufen sind. Und als Vorbereitung für den Militärdienst hat sich die Jugend vom 16.—20. Lebensjahr einer militärischen Zielen zustrebenden Ausbildung zu unterwerfen. Zurzeit hält Polen etwa 500 000 Mann unter den Waffen. Die endgültige Friedensstärke seines Heeres ist noch nicht festgelegt. Auch die Vereinigten Staaten von Amerika marschieren in Reih und Glied mit den übrigen Militaristen. Das neue Wehrgesetz sieht ein Söldnerheer von 280 000 Mann vor. Daneben plant man die Bildung eines Milizheeres von rund 700 000 Mann auf Grund einer allgemeinen, gesetzlich zu regelnden Aushebungspflicht. Die Ausbildungszeit der Milizen soll 6—8 Monate betragen. Während einer 2jährigen Zugehörigkeit zur Milizreserve sollen Wiederholungsübungen stattfinden. Bei einer künftigen Mobilmachung tritt ohne weiteres das Einberufungsgesetz für alle Männer vom 18.—45. Lebensjahr in Kraft. Selbst vor den Toren der Schule macht der Militarismus in den Vereinigten Staaten nicht halt. Zur Vorbereitung der Ausbildung im Milizheer und zur Schaf-

fung eines tüchtigen Reserveoffizier- und Unteroffizierkorps werden auf 250 höheren Schulen militärische Ausbildungskurse eingerichtet werden, deren Ausbildungsdauer mehrere Jahre währen soll.

Solche Zahlen und Angaben sprechen eine beredte Sprache. Uns will man mit einem 100 000 Mann-Heer abfinden, uns, die wir Grenzen haben, die Deutschland zum Tollhause machen, wenn es sich selbst nicht mit fester Faust im Zaume hält und über die nötigen Kräfte verfügt, unehrliche und begehrliche Triebe bei seinen zahlreichen Nachbarn im Keime zu ersticken. Ein Trost bleibt uns: noch immer hat Vernunft über Unvernunft gesiegt. Das Kartenhaus des Versailler Friedensvertrages wird zusammenbrechen. Der rauhe Sturmwind der Wirklichkeit spottet seiner. Und für die Welt wird der Tag kommen, wo sie sich sehnt, Deutschland als ein freies und mächtiges Land im Rate der Völker begrüßen zu können. Darum dürfen wir den Glauben an unsere Zukunft, der mit dem Glauben an Europas Weltbedeutung eng verquickt ist, nicht verlieren. Wie der einzelne Mensch, so muß sich auch ein ganzes Volk vom Glauben führen und leiten lassen. Nur wer sich selbst aufgibt, wird rettungslos verloren sein.

Revolution und Kontrarevolution.

Von Henriette Winand-Riemann.

V.

Golgatha.

(Schluß.)

Nachdem der Gefangene seinen Spaten genommen hatte und gegangen war, arbeitete der andere verdrossen weiter, bis ein langgezogener, schriller Pfiff über die Felder schrillte. Ein zweiter und dritter folgte. Es war das Zeichen zum Sammeln. Rasch sank die Sonne. Pferde und Karren waren verschwunden, aus den Gräben krochen die Cadavreillos und Gefangenen, Stimmen wurden laut, entfernten sich. Der Portugiese nahm seine Schaufel über die Schulter und sah sich nach dem Gefangenen um. Als er ihn nicht erblicken konnte, vermutete er ihn bereits unterwegs und ging. Stille breitete sich über der Gräber Land.

Nur wenige Meter von der Stelle, an der er gearbeitet hatte, entfernt, hockte fest in die braunen Schollen gepreßt, in einem halbverschütteten Graben der Gefangene. Neben ihm lag der Spaten, seine Hände hielten die weißen Papiere und das Eiserne Kreuz, sein Blick aber lag ruhig und schauend auf dem verunstalteten blonden Haupt, das er in sein Versteck geschleppt hatte. Als die Pfiffe langgezogen und schrill zu ihm hinübertönten, zuckte der Mann zusammen. Dann kauerte er sich noch enger in die Erde und wartete bis die Geräusche in der Luft verstummten. Nun richtete er sich auf, nahm den Schädel, die Papiere und das Kreuz, deckte sie mit seinem Taschentuche zu und warf eine Schaufel voll Erde darüber. Dann begann er hastig das Erdloch, in dem er selbst stand, zuzuschütten, holte sie untergrabend die lockeren zu Hügeln aufgeschütteten Erdmassen herab, riß sie mit den Armen zu sich herunter bis die weichen Schollen, seinem Willen nachgebend, herabrollten und ihn auf Brusthöhe bedeckten. Ja, einen Augenblick später fiel, ihm Arme und Antlitz überschüttend, eine Erdwelle über ihn hinweg. Der Mann, der sich so sein Grab gegraben hatte, schüttelte den Kopf, daß sein Gesicht wieder frei ward, die Glieder aber hielt er nun ruhig, damit sein Körper völlig vergraben blieb; nur das Haupt, dessen Haar und Haut Farbe der Erde angenommen hatte, ragte fast unsichtbar aus ihr heraus. Die Augen aber, die aus dem Grabe emporschauten, sahen durch einen Spalt einen kleinen Teil des Feldes, ein wenig zerklüftetes Gestein und über sich den Himmel, über dessen Röte die Nacht ihren dunklen Schleier zog. Matt erglänzten die Sterne.

Der Gefangene stand in seinem Grabe und wartete; kannte weder sein Schicksal noch seines Willens Richtung aus der kalten, selbstbereiteten Gruft. Er wußte nur, daß er nicht mehr zu den anderen zurückkonnte, daß die Rüstung, die ihn solange gegen Haß, Mißhandlung und Verachtung geschützt hatte, von ihm abgefallen war. Sein Fleisch lag bloß, sein Herz lag bloß. Triumphgeheul über Deutschlands Schmach hatte vor wenigen Tagen diese Rüstung, die hart, blitzend, undurchdringlich gewesen war, gespalten. Jenseits der Feuerlinie standen nicht mehr die Kameraden.

Solange er in Gefahr, von Deutschen geschossen, getroffen zu werden da vorne graben mußte, hatte er sich stark gefühlt: „Ihr seid da, Kameraden — ihr seid auf dem Posten, Kameraden“ das war es, was er fühlte. Und sein Sohn war dort drüben mitten unter ihnen! Ein hartes, stolzes Lachen dröhnte aus des Panzers Erz: „Jung', Sohn, schieße ruhig deinen Alten tot — den Esel, der in Gefangenschaft geriet — **wenn** du nur schießt!“ So lachte es aus ihm, und dann — dann kamen die neuen Gefangenen! Nicht Kameraden mehr, Deutsche im gleichen Kittel wie er — Überläufer, Verräter, beschmutzt von Feigheit und Würdelosigkeit. Das waren die Feinde aus der Heimat — Weltverbrüderer, denen man hier ins Gesicht spie, da sie dem Nächsten ihrer Brüder die Treue gebrochen hatten.

Da klirrte und riß es im Panzer des Stolzes und des Glaubens. Der Gefangenen Rücken ward gebeugt, sie begannen die Fußtritte der Feinde zu **fühlen**. Kein besiegtes Volk hätte auf den Trümmern seines Landes so tiefes Leid empfinden können als die Gefangenen, die durch ihre Kameraden zu Sklaven wurden. Die Toten waren geborgen. Die Lebendigbegrabenen hatten ihre letzten Seufzer getan. Aber die Gefangenen, denen Zweck und Sinn ihres Opfers entwertet war, standen einsam und verspottet in Niemandsland — das Sinnbild ihres Geschickes geworden. — Der Gedanke an den jungen und einzigen Sohn, der vielleicht mitgezerrt von der Rotte der Eidbrüchigen ratlos heimgekehrt war, hielt die Lebenskraft des Mannes, von dem wir berichten, aufrecht.

Der Gedanke lebte von einem Irrtum.

Seines Jungen verwestes Haupt, die Papiere und das Eiserne Kreuz waren alles, was diese Welt noch barg.

Wenige Schritte von ihm entfernt, lag zerfetzt und faulend, was er liebte.

Da barst der Panzer des Mannes mitten entzwei und fiel von ihm ab. Sein Mund aber war fest verschlossen und hätte keinem lebendigen Wesen sich auftun können. Die Sonne ward ihm schwarz, und zur Erde verlangte sein Körper.

So grub der Gefangene in bitterster und unbewußter Schläue sich ein Grab, ward sich zum Schutze zu Erde geworden und harrte nun, ob sie ihn suchen und finden würden.

Nicht lange währte es, da wich die Stille auf den Feldern. Signale ertönten, durch das Dunkel der Nacht flammte ein Scheinwerfer auf — Blendlaternen, Glühwürmchen gleich, hüpften über die Hügel. Einen Augenblick ruhte der helle lange Strahl gerade auf des Gefangenen Antlitz. Reglos hielt er still. „Nun sehen sie mich“, dachte er stumpf. Aber das Licht glitt von ihm, die feindlichen Strahlen zogen sich ins Dunkel der Nacht zurück, wie ein Schwert, das in die Scheide gesteckt wird. Dicht neben ihm stampften Schritte vorbei, fast war es ihm, als müßten die Stiefel sein Antlitz treffen. Worte, Flüche peitschten vorüber. Die Laute verstummten, alle Lichter verloschen. Wie eine Mauer, die ihn von seinen Häschern trennte, richtete die Finsternis sich empor. Träge reihten sich Minuten an Minuten — wurden zu Stunden, rollten in die Ewigkeit. Der Körper wurde starr in der Kälte und Schwere der Erde. Irr und langsam hoben die Augen den Blick. Da geschah es, daß die Luft hell war in sanftem Leuchten.

Über die Totenhügel war der Mond gestiegen, und silbern breitete sein Licht sich über das Land, das selbst Mondkratern gleich, blau und verlassen lag.

Nie war etwas einsamer gewesen als des deutschen Menschen eingegrabenes und lebendiges Haupt, über das in schweigendem Glanze der Mond dahinwandelte.

Erdfarben und versunken lag dies Antlitz in dunklem Bette, nur das Weiß in den Augen verriet die Bewegung des Blickes.

Keine Heimat besaß mehr dies einsame Haupt, nach der es zurückverlangen konnte.

Plötzlich aber formte sich in dem Hirne des Vergrabenen eine Erinnerung, als läge einzig in ihr Sinn und Kraft des Lebens. Ja, alle Süße des Lebens stieg in der Erinnerung auf, die ihm sagte, daß er einst als Knabe eine Mutter besessen hatte. Eine Mutter, die alle Sorge und Verantwortung trug und nichts dafür forderte als Liebe.

Lag nicht darin auch des Vaterlandes ureigenstes Wesen? War es nicht deshalb süß, für seine Liebe zu sterben?

Gespenstisch reckten sich vor des Hauptes innerem Erfassen die Todsünden gegen des Lebens heiligen Geist: Verrat an der Verantwortung und Verrat an der Liebe!

Höher reckte das Haupt sich aus seinem Grabe; schaudernd und in hervorbrechender Kraft wälzten die Schultern die Erdmassen ab, und der Gefangene stieg in die kalte, klare Herbstnacht empor.

Verrat an der Verantwortung und Verrat an der Liebe.

Was war geblieben? In des Mannes Hirn taumelten die Gedanken. Auch Deutschland war ein riesiges Totenfeld geworden, aus dem man Verwestes hervorgrub und Lebendiges verscharrte. Dem Feinde auslieferte, was einem teuer, und von Menschen regiert ward, die einen weder zu schützen noch zu verstehen imstande waren.

Die Zähne des Mannes schlugen aufeinander.

Das Antlitz seines Sohnes, das einst in stolzem Todesmut gelächelt hatte, fraßen die Würmer; ein verächtlicher Schaufelwurf hatte das Zeichen der Tapferkeit von seiner Brust gerissen; Feindeserde und Feindesspott deckten sein reines Sterben. Der Gefangene beugte sich zu jenem winzigen Hügel herab und schob mit seinen Händen Erde und Tuch vom verwesten Antlitz.

Er sah es im weißen Lichte wie ein Teil seines eigenen, zertrümmerten Daseins, und Liebe zog sein Verlangen in der Erde dunkelsten Schoß zu den Toten hinab. Aber gebieterisch hielt eine fremde Macht ihn zurück und zwang seinen Blick über Feindesland. Zehn- und hundertfach F e i n d e s - land.

Nicht das Feuer der Geschosse, nicht Kampf noch Tod hatten das Wort „Feind" mit der Galle des Hasses getränkt. Aber der Spaten der Knechtschaft hatte es, mit dem er die Toten aus der Erde holen und sie dem Feinde ausliefern mußte.

Hundert- und tausendfach F e i n d e s land, seit er wußte, w i e Deutschlands Untergang zustandegebracht worden war.

Tausend- und millionenfach F e i n d e s land, seit die Pharisäer im Tempel saßen und der Opfertode spotteten.

Der Deutsche beugte sich tief zum Haupte seines Sohnes, nahm es zwischen seine beiden Hände und starrte in Leid und Verdammnis menschlichen Seins.

Was bedeutete das Wort Rache? Ward es nicht verschlungen von dem Worte Auferstehung?

Weder aus Rache, noch aus kaufmännischer Berechnung, weder aus Abenteuerlust noch aus Eroberungsgier, weder aus stumpfem Gehorsam noch aus vermessenem Rechtspruche war dieser, dessen Jünglingshaupt er in Händen hielt, waren alle die anderen Deutschen ausgezogen, um zu sterben.

Liebe und Kameradschaft und seligster Mut hatten sie selbstvergessen geleitet. Nun lagen sie verraten und verhöhnt in Schutt und Erde.

Aber in Himmelshöhen flammte ein Schwert! Wehe denen, die von seinem Streiche getroffen wurden, wenn die Stunde der Auferstehung kam. . . .

Irgendeine Macht zwang den Mann, die Kraft der halberstarrten Glieder zu prüfen. Er reckte sich empor, und den Hügel erklimmend sah er über die mondbeglänzten Krater hinweg.

Aus der Einsamkeit, der tödlichen Verlassenheit in Feindesland, aus der Berührung der Gebeine seines Knaben, drang es wie ein unterirdisch gewaltiges Rufen an sein Ohr. Ihm war es, als sei sein Gehör hell, seine Augen sehend, sein Hirn wissend geworden.

Nicht e r sollte mehr ernten. Nicht e r sollte mehr des Lebens Süße verspüren. Seines eigensten Sein Wiedergeburt lag im tiefsten Schachte der Toten.

Aber Größeres gab es zu vollenden.

Dort wo das Land lag, das er einst geliebt hatte, harrten die Seelen des heranwachsenden Geschlechtes.

Seelen wie die seines Knaben, wie seine eigene es gewesen war. Jünger und deshalb vielleicht noch einsamer, hoffnungsfähiger und deshalb vielleicht noch elender. Seelen, die das Grauen des Lebens noch nicht erfaßt hatten und die Verrat nicht kannten. Reine Seelen mußte es geben, die unbeschützt der Feindschaft einer Welt preisgegeben waren. Ein neues Geschlecht, das seiner Eltern beraubt, des Bodens zur Siedelung enteignet, gedemütigt und entwurzelt auf Erlösung harrte.

Dies Land der wartenden Seelen, war dies nicht Heimat?

War dies nicht das Wesen jeglicher Heimat auf Erden, daß man das Werdende aus dem Schatten zum Licht führte?

„Mein Land, trägst du nicht den Keim zu neuer Treue in dir?" Die Lippen des Gefangenen formten die Worte, die heiß wie Blutstropfen zur schweigenden Erde fielen.

Und aus den weißen Nebeln stieg seines zertrümmerten Lebens letztes und heiliges Gebot:

Hinkriechen sollte er, sich vorwärts schleppen, solange ein Funke Kraft in seinem Körper war, zu den Knaben seiner Heimat. Zu der Jugend, die von den Mördern ihrer Väter regiert wurde, die Haß und Verachtung der Welt schluckte, die fremd und unverstanden das Banner freiesten Mutes wieder in reinen Händen tragen sollte!

Helfen sollte er, ein heimliches Feuer anzuzünden, einen Altar des Vaterlandes zu errichten, von dem die vergebens gebrachten Opfer in heißen Flammen zum Himmel stiegen. . .

Das Herz des Mannes schlug in der Gewalt eines höheren Willens. Ungestüm riß es ihn fort von dem Grabe, das er sich geschaufelt, von dem Hügel, in den er wieder des Sohnes Haupt versenkte, riß ihn vorwärts durch die Nacht und über die Felder der Toten. Einmal noch neigte er sich zu seinem stillen Versteck, in dem er seit langem die Uniform eines amerikanischen Offiziers verborgen hatte. Mit einigen sicheren Spatenstichen holte er sie aus der Erde und nahm das Bündel unter den Arm. Sein Hirn trug kalt und klar Weg und Plan der Flucht, als hätte in diesen Stunden kein anderer Gedanke darin gelebt. Mit nachtwandlerischer Sicherheit ging der Gefangene über die zerwühlten Erdmassen. Kein Posten sah ihn. Kein Scherge hätte ihn erreicht.

Die gewaltige Triebkraft der Seele ist Tarnkappe vor dem Feinde und trägt das Gelingen der Tat über alle Zufälle hinaus, auf ihren ehernen Schwingen.

Golgatha verlassend strebte der Deutsche der neu zu errichtenden Heimat zu.

Dokumente zur Zeitgeschichte

General Liman von Sanders, seit Dezember 1913 Chef der deutschen Militärmission in Konstantinopel, während des Weltkrieges außerdem Oberbefehlshaber zunächst auf Gallipoli, dann in Kleinasien und zuletzt in Palästina und Syrien, läßt in diesen Tagen im Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin, seine Kriegserinnerungen unter dem Titel „F ü n f J a h r e T ü r k e i" erscheinen. Das umfassende Werk enthält nicht nur eine scharf umrissene Zeichnung des Kriegsverlaufes an den türkischen Fronten; es gibt darüber hinaus eine ungeschminkte Darstellung der wirklichen militärpolitischen türkischen Verhältnisse, die mit solcher Offenheit wohl noch nie zuvor gekennzeichnet worden sind. Limans Arbeit war vom ersten Tage an ein nervenaufreibender Kampf gegen Verständnislosigkeit, Quertreibereien und den echt orientalischen Schlendrian. Wir bringen mit Genehmigung des Verlages schon heute einen Abschnitt, der Limans fortgesetzte Kämpfe gegen die türkischen Mißstände kennzeichnet. Die Redaktion.

Im Sommer 1916 brach die Cholera, welche schon seit Monaten in verschiedenen Ortschaften und besonders an den Etappenstraßen vereinzelt auftrat, aber durch Quarantänemaßregeln mühsam niedergehalten war, in einer sehr heftig einsetzenden Epidemie in Smyrna aus und forderte in der ersten Zeit zahlreiche Opfer aus allen Kreisen der Bevölkerung.

Es kamen damals mehrfach Griechen in Smyrna zu mir, klagten tränenden Auges, daß der Untergang von Smyrna bevorstände und baten, sie abreisen zu lassen oder Smyrna

zu retten. Wir versuchten immer, sie zu beruhigen und versprachen ihnen Hilfe. Sie mußten aber am Orte bleiben.

Der Wali von Smyrna, Rahmi Bei, erkannte rechtzeitig die Gefahr und übertrug dem Stabsarzt Professor Dr. Rodenwaldt, trotz mancher entgegenlaufenden Bemühungen türkischer Ärzte, die Bekämpfung der Seuche mit den weitestgehenden Vollmachten. Dem energischen Eingreifen dieses bedeutenden und erfahrenen Hygienikers, der wirksam von anderen deutschen Ärzten, insbesondere von Dr. Sauerwaldt und Dr. Zeiß, unterstützt wurde, gelang es, die Epidemie in kurzer Zeit einzudämmen und nach einigen Wochen ganz zu unterdrücken. Noch in diesem Jahre haben die deutschen Ärzte eine Poliklinik in Smyrna eröffnet, die fast ausschließlich der griechischen Bevölkerung zugute kam, aber von den türkischen Ärzten, welche eine Beschränkung ihrer Praxis darin ersahen, scharf angefeindet wurde. Die deutschen Ärzte wurden zu verschiedensten Malen in das Innere des Wilajets Aidin mit allen nur verfügbaren Hilfsmitteln entsendet, um dort Cholera, Fleckfieber und Malaria zu bekämpfen und einigermaßen geordnete sanitäre Verhältnisse anzubahnen. Ein Dank ist ihnen kaum zuteil geworden. Als nach dem Waffenstillstande alle Deutschen und damit auch die Sanitätsoffiziere Smyrna verlassen mußten, bestand bei ihnen allen die allgemeine Klage über die sofort umgeschlagene Stimmung und aggressive Haltung der griechischen Levantiner.

Mir selbst ist es ähnlich ergangen. Ich hatte den Griechen in Smyrna und im ganzen kleinasiatischen Küstengebiet in unzähligen Fällen gegen türkische Übergriffe geholfen. Sie hatten in Smyrna zum Dank mein Porträt in der großen griechischen Schule aufgehängt, und der Vorstand der griechischen Gemeinde zu Smyrna hatte mir ein Bankett der Griechen angeboten. Mein Vorzimmer war niemals von griechischen Bittstellern und Bittstellerinnen leer geworden, und doch wurde ich nach dem Waffenstillstande gerade von dieser Seite mit gemeinen, von Anfang bis zu Ende erfundenen Verleumdungen über Bedrückung von Griechen überhäuft. Daß wir alle den Charaktereigenschaften dieser Bewohner der türkischen Levante keine besonderen Sympathien bewahrt haben, wird wohl jeder verstehen. Alle Warnungen von der Kanzel und alle für uns gangbaren Wege haben 1916 nicht vermocht, die griechische Spionage im Küstengebiet zu verhindern.

Die Verbindung zu den in Händen der Entente befindlichen Inseln wurde nicht nur durch Boote bewirkt, sondern auch technische Nachrichtenmittel waren ihr dienstbar gemacht worden. Die zur Feststellung der letzteren in Smyrna durch einen deutschen Sachverständigen geleitete Nachforschung führte derart merkwürdige Ergebnisse zutage, daß die Untersuchung eingestellt werden mußte, um nicht eine hochgestellte Persönlichkeit in sie hineinzuziehen. Bei einem Mitgliede einer der ersten Familien Smyrnas wurde ein Tagebuch gefunden, in dem die militärische Tätigkeit des Generals Trommer, des kommandierenden Generals in Smyrna, und auch die meinige, wenn ich in Smyrna war, genau verzeichnet stand. Zufällig war der Bruder dieses Herrn Offiziers auf einem der feindlichen Schiffe, die vor dieser Küste stationiert waren. —

Während in der ersten Hälfte des Jahres, durch die Nachrichten dieser Spionage geleitet, die türkischen Ortschaften an der äußersten Küste Kleinasiens, von den davor gelagerten Inseln aus, häufig durch griechische Banden überfallen, Frauen, Kinder und Viehherden geraubt und die Ortschaften niedergebrannt wurden, gelang es uns in der zweiten Hälfte des Jahres, durch kleine aktive Unternehmungen die Raubzüge einzuschränken. Verschiedene deutsche Offiziere haben sich bei diesen kleinen Expeditionen, die einen gewissen seemännischen Anstrich hatten, besonders ausgezeichnet, in erster Linie Rittmeister Schüler und Oberleutnant Hesselberger, beide aus der Kavallerie hervorgegangen und bisher ohne Marineerfahrung, außer der etwa auf den bayerischen Seen gewonnenen. So wurden am 18. September die feindlichen bewaffneten Banden von der westlich Aivalyk gelegenen Insel Gimnonisi durch Überfall, bei dem sich Oberleutnant Linsmayer hervortat, vertrieben und neben vielem anderen dort wichtige Papiere gefunden, welche über die Spionage Auskunft gaben. In einem größeren, von Oberleutnant Hesselberger geleiteten Überfall, der auf zwölf Booten mit ungefähr 180 Mann ausgeführt wurde, wurde der Feind am 3. November auf der westlich von Meis gelegenen Insel Ketowa im Mittelländischen Meer überrascht. Nach heftigen Kämpfen, bei denen starke Verluste nicht zu vermeiden waren, floh er nach Meis. Viele andere kleinere Unternehmungen im Ägäischen und Mittelländischen Meere neben den genannten hatten das Ergebnis, daß die Überfälle auf das türkische Gebiet immer seltener wurden.

Während ich Anfang Dezember 1916 in den Dardanellen war, erhielt ich am 5. Dezember ein Telegramm von General Ludendorff, daß mein persönlicher Vortrag bei der Obersten Heeresleitung erwünscht sei. Aus verschiedensten Rücksichten war mir diese Aussprache sehr willkommen. In erster Linie handelte es sich um meine früher genannten Sorgen um Bagdad. Dann waren aber auch wieder einmal von Konstantinopel aus alle möglichen falschen Gerüchte über meine neuen Differenzen mit Enver nach Deutschland verbreitet worden, die diesmal ohne Hintergrund waren. Ich hatte am 6. November 1916 ein Kabinettsschreiben erhalten, in dem ich auf eine weitgehende Nachgiebigkeit gegenüber Enver hingewiesen wurde. Daraufhin hatte ich am 18. November an den Chef des Militärkabinetts telegraphiert, daß mir der Zusammenhang des Kabinettschreibens vollständig unverständlich sei. Ich hatte hinzugefügt, daß es sich nur um absichtliche Entstellung der Tatsachen von türkischer Seite oder um unwahre deutsche Berichterstattung handeln könne, welcher Folge gegeben sei, ohne daß ich dazu gehört wurde. Ich hatte betont, daß die Stellung des Chefs der Militärmission direkt unhaltbar werde, wenn sie nicht von Deutschland gestützt würde.

General Liman von Sanders.

Daß Enver und dem türkischen Hauptquartier meine Berufung nach Pleß zum persönlichen Vortrage nicht erwünscht war, stand außer Zweifel. Es ist dann Enver auch sehr schwer geworden, seine Zustimmung zu geben, und sie erfolgte erst nach ca. einer Woche in dem Wortlaut: „Da Feldmarschall v. Hindenburg mitgeteilt hat, daß er nur über das deutsche Militärkorps zu sprechen wünscht, so können Eure Exzellenz nach Pleß abfahren."

Als ich am 18. Dezember mit Rittmeister Prigge in Pleß eingetroffen war, war dort bereits ein Telegramm von Enver eingelaufen, welches besagte, „daß, wenn dort von einem deutschen Offizier Bedenken über die Lage bei Bagdad geäußert werden würden, diesen kein Wert beizumessen sei". Um welchen Offizier es sich handelte, stand wohl außer Frage. Generalfeldmarschall von Hindenburg hatte die gebührende Antwort an das türkische Hauptquartier angeordnet.

Ich konnte am 18. und 19. Dezember dem Feldmarschall meine türkischen Sorgen vortragen, und am 26. Dezember auch General Ludendorff, welcher zuerst an der Front von Verdun abwesend gewesen war. Als Ergebnis wurde Enver telegraphisch von der deutschen Heeresleitung nahegelegt, die Truppen bei Bagdad durch sofort zu entsendende drei bis vier Divisionen der 2. Armee zu verstärken. Enver hat darauf geantwortet, daß die Lage bei Bagdad dortseits

günstig beurteilt werde und Halil sogar eine Offensive im Irak beabsichtige, sobald es die Jahreszeit erlaube. Dem Vorschlage einer ausgiebigen Verstärkung der Truppen bei Bagdad wurde derart keine Folge gegeben.

Zwischen den beiden Vorträgen in Pleß war ich zum persönlichen Vortrage bei Seiner Majestät dem Kaiser im Neuen Palais in Potsdam befohlen gewesen. Bei diesem Vortrage bin ich nicht sehr viel zu Worte gekommen, denn S. M. der Kaiser sprach über den Feldzug auf Gallipoli und über die vortreffliche Haltung der türkischen Truppen in Galizien. Über Gallipoli war S. M. jedenfalls nicht zutreffend unterrichtet und glaubte damals an eine sehr viel weitergehende Beteiligung der Unterseeboote, als sie nach Lage der Verhältnisse möglich gewesen war. Als ich nach den langen Darlegungen Seiner Majestät die zeitlich ganz beschränkten Erfolge derselben vor der Halbinsel mit den genauen Daten zur Sprache brachte, schien der Kaiser nicht gern zu sehen, daß die bisherigen Nachrichten derart korrigiert wurden. Er beendete die Unterredung sehr kurz, während er mir sonst bei allen Gelegenheiten ein besonderes gnädiges Wohlwollen gezeigt hat.

Ich hatte in jenen Tagen auch Gelegenheit, dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg über meine Erfahrungen in der Türkei zu berichten. Ich habe hierbei betont, daß wir durch eine zu weit gehende Nachgiebigkeit gegenüber Enver und durch den immer wieder betonten Wert der türkischen Hilfe eine Selbstüberhebung bei den Türken großziehen, die eine militärische Einwirkung der Militärmission außerordentlich erschwere.

Die Gründung des deutsch-türkischen Freundschaftshauses in Konstantinopel, für welche durch die werbende Tätigkeit des Professors Jaeckh große Summen zusammengebracht waren, mußte von den Türken als Buhlen um ihre Gunst angesehen werden. Dies war das letzte, was wir tun durften. Gerade eine gewisse Zurückhaltung wurde vom Türken vielmehr geschätzt und geachtet und erschien mir auch des deutschen Namens würdiger. Viele unzutreffende Urteile, die zumeist im übertriebenen Lob der türkischen Kulturfortschritte gipfelten, waren in der Heimat durch flüchtige Besucher und oberflächliche Kenner des Landes verbreitet worden.

Zu unserm Leidwesen gab es ja Deutsche in Konstantinopel, die schon nach wenigen Wochen glaubten, ihre amtliche Tätigkeit durch die Dokumentierung türkischer Gebräuche unterstützen zu müssen. Im Zimmer des Großwesirs traf ich einmal drei Herren vom Zivil mit türkischem Fes auf dem Haupte, die mich stumm mit dem türkischen Gruß der rechten Hand nach Herz, Mund und Stirn begrüßten. — Als ich mich nach den Namen dieser mir etwas unwahrscheinlich aussehenden Türken erkundigte, hörte ich, daß es ehrliche Deutsche waren — der eine hieß Schmidt —, die vor ganz kurzer Zeit zu einer dienstlichen Tätigkeit dorthin berufen waren.

Daß im übrigen die türkische Uniform auch Irrtümer über die Nationalität hervorrufen konnte, hatte ich wenige Tage vorher im Vorzimmer des Kaisers im Neuen Palais ersehen. Dort hatte der diensttuende Flügeladjutant, der über die kurz vorher befohlene Audienz zu früher Stunde nicht unterrichtet gewesen war, nachdem er Rittmeister Prigge und mich etwas mißtrauisch angesehen hatte, die Unterhaltung mit den etwas ungewöhnlichen französischen Worten begonnen: „Le soleil vient déjà“, worauf ich ihm deutsch sagte, daß ich es ziemlich kalt fände, und das Mißverständnis aufgeklärt wurde.

Zum Zeichen, wie falsch auch deutsche Behörden die Verhältnisse in der Türkei einschätzten, will ich noch anführen, daß im Jahre 1916 längere Zeit alle mit Militärgut von Deutschland nach der Türkei gehenden Waggons auf Zetteln die Bestimmung „Enverland“ trugen. Bei den türkischen Offizieren, die mit Recht in diesem Worte keine Abkürzung für „Türkei“ ersehen konnten, erregte dies ernste Mißstimmung, zumal Enver schon damals viele persönliche Gegner im Offizierkorps hatte. Dieser Unfug ist dann abgestellt worden.

Am 30. Dezember trat ich die Rückreise nach Konstantinopel an. —

Unter der Lupe

Korruption.

Erschautes aus Rußland.

Von einem Heimgekehrten.

Wer das Zarenreich im Frieden kannte, wußte ein Liedchen zu singen von der Bestechlichkeit der russischen Beamten. Mancher Deutsche konnte sich in jener im Ausland so unangenehm wirkenden Parvenü-Arroganz nicht genug tun in edler Entrüstung über das „verkommene“ Beamtentum: „Da sind wir doch ganz andere Leute! Hier müßten wir einmal Ordnung schaffen.“ —

Nun, auch die verstocktesten Russen sahen ein, daß in ihrem geliebten Vaterland nicht alles so war, wie es sein sollte. Und als die große, die herrliche Revolution hereinbrach, als Väterchen mit samt seinen Stützen auf Brot- und Zuckerkarten gesetzt wurde, wurde in allen Zeitungen, ob rot, ob weiß, die tiefsinnige Frage gestellt: Warum sind unsere Gouverneure, unsere Richter, unsere Zöllner und Postleute so bestechlich? ..

Erstens, hieß es, weil sie von Grund aus verderbt sind. — Also fort mit ihnen, vor allem aber fort mit der ganzen Polizei und Gendarmerie, denn die sind die Schlimmsten. Wir lassen einfach das Volk, das brave, ehrliche Volk, seine Aufseher selber wählen .... Und aus dem ehrlichen Volk werden nur ehrliche Polizisten und Verwalter kommen.

Zweitens: Die alten Beamten mußten ja auf Nebenerwerb sinnen. Wie konnte ein Gendarm, ein Weichensteller, ein Postverwalter mit 12—25 Rubeln Monatslohn fertig werden? Man muß einfach die Bezüge verdoppeln, hieß es, in Gottes Namen sie vervielfachen, und alle werden ehrlich sein, denn sie haben „Trinkgeld“ nicht mehr nötig. — —

Richtig, es geschah so. Die Polizei, die Verwaltungsleute wurden auf einen Schlag entlassen und das Volk wählte — was man so „wählen“ nennt .... übrigens war es bei uns in Deutschland nicht anders .... Die besten Beamten wählte man nicht wieder, die waren hart und unbestechlich gewesen, die gingen in die Weite ... Aber, die, die gerne genommen hatten, mit denen ein leichtes Auskommen gewesen war, wählte man wieder; und dazu noch allerhand Volksredner und Aufklärer.

Ein ehrenfester Wachtmeister sagte: „Was willst du? Du drehst einfach die Hose um, läßt dich wählen, und fertig bist du als Milizmann und nimmst, was dir Gott schenkt.“

Andere aber sagten nichts und nahmen doch ... Nicht wie früher, beileibe nicht, sondern dreifach und vierfach, entsprechend ihrer höheren Besoldung. . . .

Aber man gab doch im allgemeinen noch gern. Denn die alte traditionelle Betrügerehrlichkeit lebte noch. Die Beamten nahmen nur, wenn sie auch wirklich etwas tun konnten. Sonst lehnten sie lieber ab. Es bestand nämlich schon zur Zarenzeit eine Art ungeschriebenes Gesetz: „Der ist der größte Lump, und jeder wird ihn anspucken, der da Trinkgeld nimmt und sich nicht rührt dafür.“

Und die bürgerliche Presse drückte beide Augen zu und tat, als ob nun alles in schönster Ordnung sei .... Aber die radikale Presse — es war ja Pressefreiheit, just wie bei uns, konnte sich nicht genug tun in edler Entrüstung über das „verkommene“ Bürgerbeamtenpack — ganz wie bei uns..... „Ja,“ hieß es, „wenn wir, wir Arbeiter und Soldaten, erst mal am Ruder sind, ja, ja, ja ... dann werden wir Bäume ausreißen, denn — wir haben die gesunde, echte Ehrlichkeit gepachtet“ . . .

Eines Tages kamen die Radikalen ans Ruder .... Hui, wie die Beamten flogen, diese elenden, bestechlichen Beamten. Hui! Wie schnell neue Beamte kamen! Und was für welche! Wirklich nur solche, die „reines Volk“ waren.

Aber — die nahmen ja auch . . . nahmen das Zehnfache sogar — und was das schlimmste war, sie taten häufig nur so, als ob sie etwas täten fürs Geld. — —

Da gab es in irgendeinem Fabrikloch z. B. eine kommunistische Fabrik, die für den dortigen Soldatenrat Holznägel verfertigte. Sogar sehr viel Holznägel, mehr als der Soldatenrat eigentlich brauchte — aber der Vorsitzende des Soldatenrats — ein Beamter von altem Schrot und Korn, nahm Geschenke und tat etwas dafür und bestellte viele Pud Nägel.

Doch der Kommissar des Ortes nahm auch Geld; aber er tat nichts dafür. Und sein Gehilfe, der immer eine breite rote Binde trug, dachte: „Wenn alle Genossen, warum ich nicht?" ... Ging in die Fabrik, holte sich den Genossen-Leiter und sagte: „Lieber Freund, wo ist dein Gewerbeschein?" Und der Genosse, weil er sich seiner Leistungen an Soldatenrat und Kommissar bewußt war, sagte, er hätte nur Aufträge für den Soldatenrat; und für Staatsaufträge hielte er einen Gewerbeschein, jenes alte Anhängsel der Zarenzeit, für entbehrlich.

Aber der Kommissargehilfe nahm plötzlich einen sehr dienstlichen Ton an und erklärte: „Ich lasse die Vorräte beschlagnahmen und die Bude schließen ... denn nach dem „Gesetz" ist es verboten, ohne Gewerbeschein zu fabrizieren." ...

Dann wandte er sich zum Gehen; überlegte sich's aber noch einmal und rief dem Genossen-Leiter zu: „Wenn du das Papier haben willst, kannst du es heut nachmittag aus meiner Wohnung abholen."

Da mußte man in der kommunistischen Fabrik ganz genau, was die Glocke geschlagen hatte. Man rief die Gesellschafter zusammen und hielt Rat: Daß man geben mußte, war klar. Der Kommissargehilfe war im „Recht"; Soldatenrat und Kommissar im Unrecht. Die würden sich hüten, etwas zu unternehmen zugunsten der Fabrik. — Also, daß man geben mußte, leuchtete allen ein. Blieb nur noch die Frage: wieviel? Man einigte sich auf 200 Rubel, und am Nachmittag eilte der Genosse-Leiter, um den Volksbeamten zu sänftigen.

Es war dies nicht ganz leicht; denn der Herr hatte ein bißchen viel getrunken und forderte entsprechend viel. Und es geschah, wie es früher nicht geschehen war: Nämlich, daß Geber und Nehmer wie Pferdejuden mit aufgehobenen Händen einander gegenüberstanden.

„Noch ein Hunderter!" — „Nein, nur noch 50!" — „Gut, aber ein Bettlaken mußt du noch hergeben!" — „Ich hab keins!" — „Na, dann einen Rock; den hast du sicher!" — „Gut, du sollst ihn haben!" — „Abgemacht; 200 Rubel und der Rock!"

Die Hände schlugen zusammen, der Preis wurde bezahlt, und die kommunistische Fabrik arbeitete für den kommunistischen Soldatenrat weiter ihre Nägel. Früher hatte man's [e]infacher und billiger gehabt. Aber dafür war man jetzt — [s]o schrieb's die „Prawda" — auch frei! —

•

Die Schlichten. Es war in den nun vergangenen [Z]eiten mancherlei unerträglich, das wird jedem, der es [d]amals nicht gemerkt hat, auch ohne seinen Wunsch immer wieder von Leuten bestätigt, die es damals auch nicht gemerkt haben; das lag aber wahrscheinlich daran, daß die Leute damals nicht so frei herausreden durften; und daß außerdem für einen richtigen Fortschrittler das Vergangene immer schlechter ist als das Gegenwärtige. Vor allem fand man den Kult, der mit der Persönlichkeit eines einzelnen getrieben würde, unerhört. War denn ein Fürst etwas Besonderes? Hatte er sich mit seiner Hände Arbeit sein Brot verdient? Und dann: diese Lächerlichkeiten, wie „Adel verleihen", alle möglichen Leute mit „Orden" schmücken — wirklich, unerhört waren diese Äußerlichkeiten. . . . Am 9. November wurde sofort alles anders. Der Adel wurde abgeschafft, ihm folgten die Orden, und sogar die unschuldige Rettungsmedaille sollte daran glauben. Doch sie wurde schließlich in die neue Republik herübergerettet; und mit ihr blieben schließlich auch — weshalb nicht — die Titel —, weshalb sollte man auch darauf verzichten, sich Geheimrat oder so nennen zu lassen, wo doch Leute, die eigentlich mühelos in den vergangenen langen Jahren dazu gekommen waren, diesen Titel trugen? Und überhaupt — die Tradition! Man kämpfte ja natürlich überall nach Kräften gegen sie: aber grade in diesen Äußerlichkeiten war so schwer gegen sie anzukommen. Und so nahm denn der Reichspräsident schweren Herzens es auf sich, sich bei den verschiedensten Gelegenheiten photographieren zu lassen, schweren Herzens folgten ihm seine Minister, kurz, für den Außenstehenden mag es vielleicht so aussehen, als ob das alles wieder so wie früher sei; wohl gemerkt, nur für den Außenstehenden. Denn in Wirklichkeit ist alles ganz anders. . . .

Es geschieht allerdings mancherlei — nein, nein . . . . Was soll z. B. ein aufrechter Republikaner dazu sagen, daß der „Lippische Staatsanzeiger" bekanntgibt: Das Landespräsidium hat genehmigt, daß der X. X. fortan für sich und seine Nachkommen den Namen „von" X. als alleinigen Familiennamen führt. Schaudervoll, höchst schaudervoll! Aber auch noch weiter nach links wird es nicht besser. Das Ideal einer Regierung war doch sicher die des Ruhrgebiets — die von der andern, der Berliner Regierung, nun wieder vorläufig entthront worden ist. Doch auch sie hat ihre schwache Stunde gehabt. Denn ein von ihr hinterlassenes Schriftstück verleiht dem Oberkommandeur der vereinigten revolutionären Truppen des Stadt- und Landkreises Hörde „in Anerkennung seiner Verdienste und für bewiesene Tapferkeit vor dem F e i n d e" das „Eiserne Kreuz 2. Klasse am schwarzweißen Bande und das Goldene Hohenzollernkreuz am gelbweißroten Bande". Nein, das kann man denn doch wirklich nicht mehr billigen! Wenn man wenigstens das Hohenzollernkreuz in Spartakuskreuz umgetauft hätte! Oder sollte es eine blutige Satire sein? Danach schmeckt auch bereits eine Nachricht aus dem proletarischen Rußland über die Feier des 50. Geburtstages von Lenin. Festversammlungen wurden abgehalten, und die Redner begrüßten ihn als den „größten Marxisten aller Zeiten". Wenn wir in Deutschland eine ähnliche Entwicklung durchmachen, darf man also mit Recht hoffen, daß ganz Deutschland demnächst jährlich Eberts oder Scheidemanns Geburtstag feiern darf (zum mindesten wird man hoffentlich den Schulkindern diese Daten unauslöschlich einprägen). —

Deutsche Karikaturen



Bei der gemeinsamen Arbeit.

[illegible] und Verlag von [illegible] Verantwortlich für die Redaktion: [illegible] Dr. [illegible] Berlin-Charlottenburg.

Preis 75 Pfennig



Verlag August Scherl G.m.b.H. Berlin S.W. 68

Nummer 16 | 1. Mai 1920 | 2. Jahrgang

Odin und seine Raben.

Unentbehrlich seid Ihr mir zwar, doch ich sitze auf Kohlen,
Raunt Ihr vom Flug um die Welt mir Eure Botschaft ins Ohr

Inhalt:

Die Kammer der Arbeit.

Von Dr. C. Mühling.



Die Deutsche Republik war kaum vier Monate alt, die Nationalversammlung war eben zusammengetreten und hatte durch ihre provisorische Verfassung die geistloseste und mechanischste Despotie, die es gibt, die Despotie der Zahl, verkündet, als in den Köpfen ganz radikaler Politiker der Mehrheitsparteien die Überzeugung aufzudämmern begann, daß die Alleinherrschaft der Zahl, dieser unantastbarste Grundsatz der demokratischen Weltanschauung, Deutschland in den Abgrund führen müsse! Die Genossen Cohn, Kaliski und Büchel brachten am 28. Februar 1919 im zweiten Rätekongreß den Antrag ein, „*eine Kammer der Arbeit*" zu schaffen, die mit weitergehenden Befugnissen ausgestattet, als sie jetzt das englische Oberhaus besitzt, neben die aus den gleichen, direkten und geheimen Wahlen hervorgegangene Volkskammer, den Reichstag, zu treten habe. Und diejenigen Demokraten, denen die „Vossische Zeitung" das Panier voranträgt, stimmten diesem Antrag begeistert zu. Daß der Antrag Cohn — es ist natürlich nicht der Unabhängige Cohn, der ihn stellte — wirklich die Herrschaft der Zahl beseitigen, also das Allerheiligste im Tempel der Demokratie entweihen wollte, geht aus dem ersten Absatz dieses Antrages deutlich hervor. Er lautet: „Die Grundlage der *sozialistischen* Republik muß die *sozialistische* Demokratie sein. Die *formaldemokratische bürgerliche* Demokratie wertet in ihrem Vertretersystem ihre Bevölkerung nach der bloßen *Zahl*. Die *sozialistische Demokratie* muß deren Ergänzung bringen, indem sie die Bevölkerung auf Grund ihrer *Arbeitstätigkeit* zu erfassen strebt." Die Vorschläge freilich, die der Antrag für die Organisation und die Wahlen zur Kammer der Arbeit machte, verleugnen wieder diese gesunde Abkehr von dem alleinseligmachenden Grundsatz der Demokratie. Denn die berufsständische Vertretung, die nach ihnen geschaffen werden sollte, würde den Schichten der einzelnen Berufe, die am zahlreichsten, und nicht denen, die am wichtigsten sind, innerhalb dieser Kammer der Arbeit die Vorherrschaft gesichert haben, so daß der eigenen Antragsbegründung zuwider der Hemmschuh, der der Herrschaft der Zahl angelegt werden sollte, selbst wider das Erzeugnis einer Herrschaft der Zahl gewesen wäre. Immerhin wollten die Antragsteller in der Kammer der Arbeit alle Berufe vertreten wissen, auch den der Unternehmer, denen die Unabhängigen bekanntlich nach russischem Vorbild das aktive und natürlich erst recht das passive Wahlrecht absprechen. Ihr Wortführer, Herr Kaliski, sagte: „Was wir Ihnen vorschlagen, ist die verfassungsmäßig festgelegte Konstituierung von Kammern der Arbeit, die sich aus Vertretern aller produktiven Kreise des Volkes zusammensetzen. In ihnen sollen nicht nur Arbeiter, sondern auch Betriebsleiter, die Angestellten, die Unternehmer, die Künstler vertreten sein."

Wenn aber die Antragsteller den Grundgedanken ihres Vorschlags, die Absicht der Beseitigung der Alleinherrschaft der Zahl durch die Schöpfung einer dem Reichstag fast gleichberechtigten berufsständischen Vertretung, als eine Erfindung der sozialistischen Demokratie für sich in Anspruch nahmen, so rühmten sie sich eines Verdienstes, das ihnen nicht zukommt. Die bürgerliche Demokratie hat freilich immer die berufsständige Vertretung in Acht und Bann getan, und die Zahl der bürgerlichen Demokraten, die in dieser Frage durch die „Vossische Zeitung" zum Volke sprechen, ist sehr klein und wird von den Parteigenossen wie eine Schar von Eigenbrötlern, fast von Abtrünnigen angesehen. Aber der Gedanke einer berufsständischen Vertretung des Volkes ist viel älter als der Sozialismus und ist nicht im Hirne der Antragsteller des Rätekongresses entstanden, sondern er ist im Gegenteil einer der staatsrechtlichen Grundgedanken der Antipoden des Sozialismus, ein Gedanke derjenigen Partei, die der Sozialismus mit seinem glühendsten Hasse verfolgt, ein echt konservativer Gedanke.

Niemand, der die Geschichte dieses Gedankens auch nur oberflächlich kennt, wird sich deshalb darüber wundern, daß *die Deutschnationale Partei die Kammer der Arbeit in ihr Programm aufgenommen hat*. Sie will freilich diesen Gedanken in folgerichtigerer Weise verwirklichen, als die Mehrheitsozialisten im Rätekongreß es beabsichtigt haben. Sie will die Herrschaft der Zahl, die, wie die anderthalbjährigen Erfahrungen, die das deutsche Volk unter dieser Herrschaft gemacht hat, auf das schlagendste beweisen, nichts anderes bedeutet als die *verhängnisvollste Herrschaft des Dilettantismus*, sie will die Herrschaft der Zahl, die doch durch die Kammer der Arbeit beschränkt werden soll, nicht wieder innerhalb dieser neuen staatsrechtlichen Schöpfung in die Verfassung einschmuggeln, sie will, daß die einzelnen Berufe nach der *Wichtigkeit*, die sie für das wirtschaftliche Leben des Volkes haben, und nicht nach der *Zahl* ihrer Mitglieder vertreten sind. Über die Wichtigkeit der Berufe für die Volkswirtschaft kann man sehr verschiedener Meinung sein, aber darüber kann kein Mensch, dessen Parteibrille nicht seine vollkommene Blindheit für das praktische Wirtschaftsleben zur Folge gehabt hat, im Zweifel sein, daß die Wichtigkeit der industriellen Arbeiterschaft, so groß sie auch sein mag, für das Gedeihen eines Staates nicht von so ausschlaggebender Bedeutung ist, daß diese Bevölkerungsklasse in der Kammer der Arbeit die Mehrheit der Mandate beanspruchen kann.

Es entbehrt nun eines gewissen Humors nicht, daß die Kammer der Arbeit, durch die der Antrag Cohn und Genossen den Grund der sozialistischen Republik erfüllen wollte, im Schwanengesang der „*rückständigsten*" *Partei*, der „*rückständigsten*" *Körperschaft des* „*rückständigsten*" deutschen *Bundesstaates*, nämlich in dem letzten Antrag niedergelegt worden ist, den die Fraktion der *Rechten des Herrenhauses* kurz vor seinem Tode während der Beratung der preußischen Wahlreform eingebracht hat. Am 11. September 1918 brachte die Fraktion der Rechten des Herrenhauses in der Wahlrechtskommission den Antrag ein, die Königliche Staatsregierung zur Prüfung der Einführung eines Berufswahlrechtes aufzufordern. Es sollten nach diesem Antrag sechs Wählergruppen gebildet werden, von denen die erste die Selbständigen aus der Bereiche der Land- und Forstwirtschaft, die zweite die anderen in der Land- und Forstwirtschaft Tätigen, die dritte die Selbständigen aus Industrie und Handwerk, die vierte die Selbständigen aus Handel und Verkehr, die fünfte alle übrigen Angehörigen von Industrie, Handel und Verkehr, die sechste die Beamten und freien Berufe umfassen sollte. Ob diese Einteilung richtig und zweckentsprechend war, soll hier nicht untersucht werden, noch weniger, ob die Zahl der Mandate, durch die jede einzelne Gruppe vertreten werden sollte, wirklich der Wichtigkeit entsprach, die sie für das Wirtschaftsleben hat, sondern es soll nur darauf hingewiesen werden, daß der Grundgedanke des Antrags Cohn und Genossen, die Ausschaltung der Alleinherrschaft der Zahl durch eine berufsständische Vertretung, kein sozialistischer, sondern ein konservativer Gedanke ist. Wenn der Sozialismus im Bunde mit gewissen Eigenbrötlern der demokratischen Partei an seiner Verwirklichung mitarbeiten will, so wäre das mit Freude zu begrüßen; denn nur durch die Beseitigung der Despotie der Zahl kann die Vernunft bei der Gesetzgebungsarbeit wieder zur Herrschaft gelangen.

Das Tollhaus des Weltalls.

Vom Kapitän zur See a. D. Paul Ebert.

Am nächtlich düstern Firmamente flimmert vieltausendfaches Blinken, grüßen vertraute Bilder der Gestirne, Zeugen der ehrfurchtgebietenden Majestät unendlicher, Raum und Zeit spottender Ewigkeit.

Im unaufhaltsamen Laufe scheint diese ganze, sinnverwirrende Himmelspracht die Menschenerde zu umkreisen, als ein unzählbares, glänzendes Gefolge in Demutsfesseln geschlagener Vasallen. Doch vor Jahrhunderten schon durchschaute forschender Menschengeist das Trugbild: Nicht Brennpunkt des Weltalls, — ein Sklave nur unter seinesgleichen, im öden Kreislauf gehetzt vom Peitschenhieb der gebietenden Sonne, so fügte es der Wille des allmächtigen, allweisen Schöpfers.

Als Kain Abel, den Bruder, erschlug, traf schrecklicher Fluch Jehovas das Menschengeschlecht, und Haß und Mißgunst hielten ihren Einzug. Wiederum schlug des Herrn Hand das Menschenvolk am Turm zu Babel, da er „ihre Sprache verwirrte, daß keiner des anderen Sprache verstand, und sie zerstreute in alle Länder". So kündet es die Sage. Und heute schwingt das ewig-unergründliche Walten von neuem strafend seine Geißel, und furchtbar, schrecklicher als jene Sprachverwirrung in grauer Vorzeit Tagen wirkt die Sinnverwirrung, die jetzt das Erdenvolk zu grausiger Selbstzerfleischung treibt. Gleich einem Tollhaus mag den fernen Marsbewohnern unser Planet erscheinen, falls jene imstande sein sollten, das chaotische Tun und Treiben der Erdenmenschen zu beobachten.

Die Hoffnung derer, die nach dem entsetzlichen Unwetter des Weltkriegs eine Entspannung und Reinigung der unheilschwangeren Atmosphäre, die Wiederkehr friedlicher Zeiten erwarteten, wird mehr und mehr zuschanden. Der vielgepriesene Völkerbund unserer Gegner zerfällt, bevor er noch recht zustande gekommen ist; die volltönenden, angeblich von reinstem Idealismus beseelten Worte, mit denen seine Gründung eingeleitet wurde, erweisen sich als schamlose Heuchelei. Nie hat der böse Spruch „Macht geht vor Recht" sich deutlicher als aller Weisheit Anfang und Ende gezeigt als seit Jahresfrist; nie erhob der Imperialismus freier und unverhüllter sein Haupt als seit der Niederlage Deutschlands und seiner Verbündeten.

Daß dieser Krieg ausschließlich aus Neid und Mißgunst von Deutschlands zahlreichen Feinden entstand, darüber dürften wohl heute, trotz Auslieferungsliste und parlamentarischer Untersuchungskommission, nur bei jenen noch Zweifel bestehen, deren Augen von wütendem Fanatismus geblendet sind. Solange Deutschland seine Söhne und Töchter, die der karge Boden der Heimat nicht zu ernähren vermochte, alljährlich zu vielen Tausenden in die weite Welt hinaussandte als hochwillkommenen Kulturdünger fremder Erde, so lange ruhten die Blicke der mächtigen Nachbarn mit duldendem Wohlwollen auf dem schüchternen Michel. Als dann aber der Strom der Auswanderer mehr und mehr versiegte, weil eine herrlich emporblühende Industrie alle Hände beschäftigte, als das anfangs vielbespöttelte Made in Germany seinen Siegeslauf über die Welt begann, als stolze Schiffe unter schwarz-weiß-roter Flagge die Früchte deutschen Fleißes zu fernen Landen brachten und reichbeladen heimwärts kehrten, da fand von neuem jener furchtbare Gottesfluch, von dem Moses im vierten Kapitel seines ersten Buches schreibt, schreckliche Erfüllung: „Da ergrimmte Kain sehr, und seine Gebärde verstellte sich; und er erhob sich wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot." —

Das stolze, kampferprobte Volksheer Deutschlands, das kriegstüchtigste, das je die Welt gesehen, unter dessen starkem Schutze das von Neidern und Hassern von allen Seiten umlauerte Vaterland seinen blühenden Aufstieg vollziehen durfte, ist vernichtet durch überwältigende Übermacht, mehr noch durch innere Vergiftung. Der deutsche „Militarismus", das angeblich einzige Hindernis auf dem Wege zum ewigen Weltfrieden und zur Abrüstung, existiert nicht mehr. Warum zögern die Sieger noch länger, nunmehr ihr Versprechen einzulösen und ihre weltbeglückenden Pläne in herrliche Taten umzusetzen? Wo bleibt der Ruf, der wie Orgelton und Glockenklang jubelnd alle Lande des Erdkreises durchdringen soll: „Die Waffen nieder'"? —

Einen Konkurrenten, den im friedlichen Wettbewerbe um Welthandel und Weltverkehr Deutschlands Neider nicht dulden zu dürfen glaubten, schlugen sie brutal zu Boden. Mit Grauen mußten sie jetzt erkennen, daß sie Unkraut säeten, wo sie doppelte Frucht ernten wollten. In beispiellos glänzendem Aufstiege vollzog sich in den Kriegsjahren, unter rücksichtsloser Ausbeutung der günstigen Konjunktur, Amerikas und Japans wirtschaftliche Entwickelung. Aus einem Schuldnerlande wurde Amerika zum Gläubiger der ganzen Welt; sein Guthaben bei Europa stieg 1919 um 887 Millionen Sterling. Seine Seehandelsflotte wuchs während des Kriegs um etwa 382 Prozent. Der ungeheure wirtschaftliche Expansionsdrang des japanischen Inselreichs machte sich in elementarem Ausbruch Luft. Japanische Waren strömen zu allen Märkten der Welt, Japans Schiffahrtslinien befahren alle Weltmeere, die größte Reederei der Welt ist eine japanische, noch niemals sah man in den europäischen Häfen so viele japanische Dampfer wie jetzt. Im Jahre 1919 ließ Japan mit 612 000 Br. R. T. so viel Stahldampfer vom Stapel wie vordem in den Jahren von 1892 bis 1913 zusammengenommen. Nach einer Nachricht der „Times" war im Jahre 1913 Englands Schiffbau um 35 Prozent größer als der aller anderen Länder, 1919 aber war der ausländische Schiffbau 3½mal so groß wie der des vereinigten Königreichs, hauptsächlich infolge der gewaltigen Entwicklung der Schiffbauindustrie in den Vereinigten Staaten.

England, Amerika und Japan sind nun in erbitterten Wettbewerb um die Vorherrschaft in Welthandel und Weltverkehr eingetreten, und nichts läßt bisher erkennen, daß einer von ihnen sich geneigt zeigen würde, allein um des Friedens willen irgend etwas von dem aufzugeben, worauf er ein Recht zu haben glaubt, weil er die Macht besitzt, es zu erreichen. Kein Wort verlautet über Abrüstung. Der „Militarismus" (d. h. der deutsche) ist tot, es lebe der „Marinismus"!

In England wurde, wie der „Engineer" berichtet, während des Jahres 1919 eine große Zahl von Kreuzern, etwa ein halbes Hundert Torpedobootszerstörer und 9 Flottillenführerschiffe in die Flotte eingereiht. Zahlreiche Unterseeboote wurden fertiggestellt, darunter 24 Boote der L-Klasse, des anscheinend für die Zukunft bestimmten Hochseetyps. Der gleichzeitige Bau von Flugzeugmutterschiffen und einiger Unterseemonitoren beweist, daß die Admiralität alle Entwickelungsmöglichkeiten eines künftigen Seekriegs berücksichtigt.

Die Vereinigten Staaten legten während des Jahres 1919 drei Linienschiffe auf Stapel; der Bau weiterer sechs Linienschiffe von größeren Abmessungen und mit stärkerer Armierung als bisher ist an verschiedene Staats- und Privatwerften vergeben. Torpedobootszerstörer und Unterseeboote in entsprechender Zahl und Stärke werden hergestellt. Der englische Großadmiral Viscount Jellicoe äußerte bei seinem Besuche in Washington einem Pressevertreter gegenüber: „Sicher wird es für England schwierig sein, es solchen riesigen Marineaufwendungen gleichzutun, wie sie die Vereinigten Staaten für 1920 im Auge haben. Englands gebieterische oberste Pflicht ist es, zur See unverwundbar zu sein."

In Japan wird nach einem Eigenberichte des New-Yorker „Journal of Commerce" der japanische Haushaltsvoranschlag für 1920/21 der größte in der Geschichte Japans sein, wobei besonders bemerkenswert sind die ungeheuern Zunahmen der Ausgaben für Heer und Flotte. Für Marinezwecke wird die Summe von 377 770 078 Yen gefordert (128 222 184 mehr als im Vorjahre). Hiervon sind 252 999 034 als außerordentliche einmalige Ausgaben vorgesehen, die hauptsächlich den Bau weiterer Schlachtschiffe umfassen, um die japanische Flotte auf zwei Schlachtgeschwader von je 8 Schiffen zu bringen. Zu diesen Ausgaben des Haushaltsplans treten noch die über 8 Jahre verteilten Summen, die der Bau von 4 Linienschiffen, 4 Schlachtkreuzern, 12 Kreuzern, 37 Zerstörern, 5 Kanonenbooten, 12 Spezialschiffen, 6 Minensuchern und einigen

Unterseebooten des regulären Bauprogramms erfordert. Die „New York Times“ berichtet, daß die vormals deutschen Inseln im Stillen Ozean nördlich des Äquators zu Unterseeboot- und Torpedobootstationen ausgebaut werden. Für Heereszwecke forderte der Haushaltsvoranschlag 241 726 768 Yen gegen 96 991 308 im Vorjahre. Hierzu treten noch die auf 14 Jahre verteilten außerordentlichen Heeresausgaben.

Mit unverkennbarem Mißbehagen beobachten diese drei Mächte einander. Auch an deutlichen Gesten fehlte es nicht: Jellicoe forderte für den fernen Osten eine Hochseeflotte von beträchtlicher Stärke, die etwa enthalten sollte 8 neue Großkampflinienschiffe, 8 Schlachtkreuzer, 10 kleine Kreuzer, 40 Zerstörer, 36 Unterseeboote und eine große Anzahl Spezialschiffe.

Kaum hat das fürchterliche Gewitter des europäischen Weltkriegs sich entladen, so ballen sich rings am Horizonte neue unheilschwangere Wetterwolken, und keine Hand regt sich zur Abwehr des schrecklich drohenden Verderbens. Wie die künftigen Kriegsparteien sich gruppieren werden, ist heute schwer zu übersehen. Folgt England seiner oft bewährten Bündnispolitik, so wird es erst den einen seiner beiden Konkurrenten mit Hilfe des anderen vernichten, um dann den übrigbleibenden als sichere Beute zu nehmen.

Aber auch damit ist die Reihe der Gefahren noch nicht erschöpft. Die Völker Asiens, viele hundert Millionen von Seelen, erwachen, reiben sich den Schlaf aus den Augen, werden sehend. Japans Beispiel hebt ihr Selbstgefühl. Der Brand bolschewistischer Irrlehre greift nach Asien über. Wie der „Rußkij Kurjer“ berichtet, schreiben sich bei der Roten Armee monatlich gegen 8000 Chinesen ein, die sich verpflichten, die Kriegsschulen durchzumachen. Die bolschewistische Agitation, die sich in außerordentlich geschickter Weise den örtlichen Verhältnissen und Bedingungen anpaßt, breitet sich in China so gewaltig aus, daß die Bolschewisten hoffen, dort bald Sowjetbehörden einsetzen zu können, und daß sie damit rechnen, daß chinesische Armeen in absehbarer Zeit gegen Westeuropa marschieren werden. Die „Moskowskija Iswestija“ fordert auf, die revolutionäre Stimmung der Bevölkerung in Turkestan auszunutzen und dort eine sehr weitgehende Aufklärungsarbeit zu entwickeln, die auf dem Wege über Afghanistan die erforderliche Grundlage in Indien finden und dort dem englischen Imperialismus eine riesige Niederlage bereiten soll. In Afghanistan breitet sich die revolutionäre Stimmung weiter aus und hat die Verbindung mit Indien aufgenommen, wo die revolutionäre Arbeit in der eingeborenen Bevölkerung einen mächtigen Rückhalt findet.

Ein fürchterliches Völkerchaos; der Kampf aller gegen alle ist unabwendbar, wenn die Menschheit nicht bald zur Vernunft zurückkehrt, wenn nicht wenigstens der Versuch unternommen wird, einen auch noch so geringen Bruchteil der vielen schönen Worte über Völkerbund, Weltfrieden, Selbstbestimmungsrecht und Abrüstung in fruchtbare Taten umzusetzen.

Die Hoffnung derer, die für Deutschland aus solchem Chaos Befreiung vom Joch des Versailler Vertrags und neuen Aufstieg erwarten, steht auf tönernen Füßen. Welche furchtbaren Folgen für alle, Kriegführende und Neutrale, ein Weltkrieg durch die Vernichtung unersetzlicher Werte und durch nutzlose Massenvergeudung unentbehrlicher Kräfte nach sich zieht, zeigt die Gegenwart mit stärkster Eindringlichkeit. Soll das Weltelend sich in einem neuen, größeren Weltbrande ins ungemessene steigern?

Polen als deutsche Soldaten.

Von Generalleutnant z. D. Max Schwarte.



urch deutsche und österreichisch-ungarische Truppen von russischem Druck befreit, durch den Entschluß der Regierungen der Mittelmächte zu einem selbständigen Staatsgebilde geworden, hat die Republik Polen zwar durch den Machtspruch der Entente erst den jetzigen Umfang gewonnen. Aber auch vorher schon hat sie sich jedem Gefühl der Dankbarkeit gegen ihre Schöpfer unzugänglich gezeigt. Die erhoffte und zugesagte Mitarbeit polnischer Streitkräfte im Kampfe gegen Rußland erwies sich als ein folgenschwerer Irrtum. Zu einer direkten Äußerung des Hasses steigerte sich die feindselige Stimmung gegen Deutschland, als sich mit dem Ausbruch der Revolution dessen Kampf- und Widerstandskraft als völlig gebrochen erkennen ließ. Die erste Hetze ging allerdings vom alten russischen Kongreßpolen aus; sie griff aber sehr schnell auch auf die Provinz Posen über und zog schließlich auch die aus dem deutschen Heere desertierten und entlassenen Soldaten in ihren Bann oder Zwang.

Die Kämpfe, die sich zwischen den an den neuen Grenzlinien stehenden beiderseitigen Grenzschutztruppen entsponnen haben, und die schroffe, vielfach brutale Behandlung der in der Provinz Posen beheimateten Deutschen zeigten unverhüllt diese schroffe, feindliche Stimmung aller Polen, des Bürgertums wie der schnell geschaffenen Truppenverbände, der Führer wie der Geführten.

Die Eigenart des polnischen Charakters, das ausgesprochene starke Nationalgefühl des Polen, seine Abhängigkeit und Beeinflussungsmöglichkeit durch geschickte Redner und durch die streng national denkende und fühlende katholische Geistlichkeit haben zu dieser Gesinnung die empfängliche Unterlage gegeben. Trotzdem aber kam dieser schnelle Gesinnungswechsel für die meisten deutschen Führer polnischer oder mit Polen stark durchsetzter Truppenverbände außerordentlich überraschend. Denn im Felde haben, selbstverständlich mit Ausnahmen, die Polen ihre Pflicht und Schuldigkeit als deutsche Soldaten im allgemeinen durchaus erfüllt. Deutsche Offiziere hatten das auch kaum anders erwartet; sie besaßen das Vertrauen ihrer Mannschaften und zu ihren Mannschaften, und es ist meist nicht getäuscht worden.

Allerdings mußte — vielleicht mehr noch als andere — der polnisch-deutsche Soldat dieses Vertrauen zu seinem Vorgesetzten haben; mit seinen Eigenheiten mußten diese sich abfinden; dann aber konnten sie eigentlich alles von ihm verlangen. Immer aber bedurfte er der Führung; ohne Offiziere war er hilflos. Ein gewisser Unterschied bestand zwischen dem Ersatz der aus Oberschlesien und aus Posen rekrutierenden Regimenter. Bei den ersteren hatte, trotz der polnischen, d. h. wasserpolnischen Sprache, bei den Truppenvorgesetzten nie ein Zweifel an deren Zuverlässigkeit geherrscht. Als bei der starken Spannung in den Weihnachtstagen 1911 von höherer Stelle eine Anfrage erging, ob man bei einem etwaigen Konflikt mit Rußland sich auf die Mannschaften mit Sicherheit verlassen könne, erregte diese Frage durchweg Verwunderung und wurde glatt bejaht. Das geschah, obgleich fast alle oberschlesischen Regimenter wenige Stunden nach ausgesprochener Mobilmachung sofort an die russische Grenze geworfen werden mußten, um die Anlagen des oberschlesischen Industriebezirks gegen Zerstörungsversuche zu schützen, und trotzdem sich die Kompagnien usw. dazu in zahllose kleine Abteilungen auflösten, die sich einer Aufsicht durch die Vorgesetzten fast gänzlich entzogen. Daß das Vertrauen gerechtfertigt war, haben die ersten Kriegstage 1914 bewiesen, niemand hat versagt.

Die geringe Schulbildung, die mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache (nach Abschluß des Schulbesuchs hörte der Gebrauch der deutschen Sprache wieder auf) und eine gewisse Stumpfheit erschwerten die Ausbildung der Rekruten; ein bestimmter Teil der Mannschaften erwies sich auch für schwierigere Dinge (Patrouillenführung, Fernsprechbetrieb usw.) als nicht brauchbar; die theoretische Erklärung des Schießens versagte öfters, während die praktische Ausübung genügte. Das einmal Erlernte aber saß um so fester. Im Frieden wie im Kriege wurden die aus Oberschlesien stammenden Soldaten allen Aufgaben, die an sie herantraten, gerecht: die Erstürmung des Monte Matajur durch Infanterie-Regiment 63 ist ein kennzeichnendes Beispiel für ihre pflichttreue Tapferkeit. Von einer polnischen Bewegung war unter den ihren wasserpolnischen Dialekt sprechenden

und das Reinpolnische kaum verstehenden Oberschlesiern vor und in dem Kriege nichts zu bemerken.

Ähnlich geartet und in ihrer Schulbildung auf ähnlicher oder auf tieferer Stufe stehend, waren auch die aus der Provinz Posen stammenden Rekruten, deren polnische Abstammung sich durch den Gebrauch des Schriftpolnischen deutlich erkennbar machte. Die in der Provinz Posen stehenden Regimenter erhielten im Frieden einen bestimmten Teil des Ersatzes aus Mittel- und Westdeutschland, bei Kriegsausbruch aber fast alle Ergänzungsmannschaften aus dem Heimatbezirk, so daß die Mannschaftsstände 80—85 v. H. Polen zählten. Auch sie haben im großen ganzen ihre Pflicht und Schuldigkeit getan und sich tapfer geschlagen. Auffallend war eine gewisse Stumpfheit gegenüber der körperlichen Reinlichkeit, die eine sorgfältige Aufsicht der Vorgesetzten und einen gewissen Zwang erforderte. Als sie dann aber — besonders nach einer längeren Dauer des Stellungskrieges — die Notwendigkeit der Körperpflege, des Badens und der Entlausungsanstalten am eigenen Leibe kennengelernt hatten, bedurfte es der Kontrolle kaum noch: die Freibäder in der Nähe der Ruhequartiere im Sommer, die Badeanstalten im Winter wurden sehr stark nicht nur auf Befehl, sondern auch freiwillig besucht. Weniger Verständnis zeigten sie, wohl mehr aus Bequemlichkeit, für die Notwendigkeit, in den Quartieren und in den Stellungen die Abortanlagen aufzusuchen und diese selbst reinlich zu erhalten. Allerdings reichte trotzdem die Aufsicht der Offiziere aus, um die Kampf- und Ruhegräben in viel besserer Reinlichkeit zu halten, als dies bei den Franzosen der Fall war.

Charakteristisch war bei fast allen katholischen Polen der starke religiöse Zug. Wenig beliebt war allerdings der befohlene Gottesdienst, sie wollten in der Wahl des Priesters frei sein, zu dem sie gingen. Außerdem aber besuchten sie an den Sonntagen, vielfach aber auch an den Wochentagen, einzeln zu stundenlangem Gebet die Kirchen, auch wenn kein Gottesdienst stattfand. Kamen die Divisionspfarrer in die Stellungen, so fanden sie bei den nicht direkt auf Posten oder im Dienst befindlichen Mannschaften zahlreiche Zuhörer. Aber während die evangelischen Mannschaften auch der kurzen Ansprache oder dem Gebet katholischer Pfarrer zuhörten, war das Umgekehrte nie der Fall. Wenn die Mannschaften dicht am Feinde — meist in kleinen Nischen mit Sehscharten — auf Posten standen, war es ein eigener Anblick, den Aufbau zu sehen, den der einzelne machte: das Gewehr lag schußbereit in der Scharte oder stand bei Fuß; rechts vom Gewehr auf der Berme der Brustwehr ein kleines Heiligenbild, meist des Namensheiligen, und auf der anderen Seite einer jener kleinen kreisrunden Soldatenspiegel, die (ich möchte sagen, im Gegensatz zu Kamm und Zahnbürste) jeder einzelne zu persönlichem Gebrauch bei sich führte. Zu der Frömmigkeit gesellte sich hier eine Eitelkeit, die mit der Schönheit der Gesichtszüge nicht immer im Einklang stand. Dieser dreifache Aufbau hat aber niemals eine Beeinträchtigung der Aufmerksamkeit gegen den Feind nach sich gezogen.

Die Ausbildung der Mannschaften war nicht immer leicht; was aber der Mann gelernt hatte, das saß fest. Gegen die Spatenarbeit hatte auch er, wie fast alle seine Kameraden, starke Abneigung, die er aber, wenn Gefahr drohte und ihm selbst fühlbar wurde, überwand. Das Gefühl der eigenen Ungewandtheit war in der Mehrzahl der Leute stark ausgeprägt und führte zu einer recht erheblichen Abhängigkeit von den Offizieren. Das Vertrauen zu diesen war rührend; Voraussetzung war allerdings, daß sie mit ihnen umzugehen verstanden und Glück hatten. Zu freiwilligen Patrouillenunternehmungen, auch wenn deren Gefahr bekannt war, meldeten sich stets Mannschaften über den Bedarf, wenn der führende Offizier ihre Zuneigung hatte. So erklärt es sich auch, daß bei einem Regiment drei als Offiziere Dienst tuende Geistliche erfolgreichste Patrouillenführer waren. Als ich nach einer recht gefährlichen Streife deren Teilnehmern meinen Dank sagte und schließlich fragte, ob sie bald noch einmal ein ähnliches Stückchen machen würden, antwortete mir einer auf den Offizier deutend: „Wenn der Herr Leutnant mittut, immer." Ein anderes Mal merkte ich eine Abneigung gegen Unternehmungen bei einer sonst bewährten Patrouillenmannschaft; auf meine Frage antwortete man mir als Grund: „Der Herr Leutnant hat kein Glück." Der eigentliche Führer war zu einem kurzen Kommando fort, und sein Nachfolger hatte, weniger durch eigene Schuld, bei zwei Unternehmungen Mißerfolg gehabt, aber mehrere Leute durch Tod und Verwundung verloren; er hatte kein „Glück". Niemals ließen die Leute ihren gefallenen oder verwundeten Führer im Stich; unter eigener schwerster Gefahr holten sie ihn aus dem feindlichen oder eigenen Drahthindernis oder dem „Niemandsland" in die eigene deckende Stellung.

So blieb es im allgemeinen bis zum Kriegsende — so blieb es uneingeschränkt bis zum Frühjahr 1916. Dann aber kamen doch Einzelfälle vor, die eine Abschwächung der Zuverlässigkeit erkennen ließen. Nicht bei geschlossenen Verbänden, aber bei einzelnen, oft auch gleichzeitig bei mehreren Leuten.

Verhältnismäßig harmlos war es, wenn nach Tagen schwerer Beschießung von der nach der Ruhezeit wieder in die Stellung marschierenden Truppe einzelne Leute ausfielen; teils durch fingierte Krankmeldung, teils durch „Abhandenkommen" während des nächtlichen Anmarsches. Mehrfach haben sich derartige Mannschaften in verlassenen Stollen, in den verwachsenen Wäldern und in den Trümmern zerstörter Ortschaften Wochen und Monate hindurch aufgehalten, selbst wenn diese letzteren von der feindlichen Artillerie beschossen wurden. Die grenzenlose Gutmütigkeit der anderen Kameraden ließ sie immer Mittel und Wege finden, so viel an Nahrungsmitteln zu bekommen, wie sie bedurften. Bei dem einen Herumtreiber war es Angst um sein Leben, die ihn von vorn entfernt hielt, bei manchem anderen aber auch Faulheit und Arbeitsscheu — die Arbeit in den Stellungen hörte ja nie auf. Ein Versuch, nach der Heimat zu gelangen, wurde fast nie gemacht; sie wußten, daß er nicht gelingen würde.

Sehr viel schlimmer war es, als mehrfach Desertionen, Überlaufen zum Feinde eintraten. In einzelnen wenigen Fällen mögen diese auf Feigheit, auf vermutete ungerechte Behandlung, auf angebliche Zurücksetzung zurückzuführen sein; die Leute konnten es z. B. nicht begreifen, daß in Zeiten starker Spannung eine Unterbrechung der Urlaube ein-

„Am polnischen Meer."



Die französische Zeitschrift „L'Illustration" schreibt zu diesem Bild, es zeige den **polnischen General Haller** am Ostseestrand, ihm zur Seite einen der **kaschubischen Fischer**, die polnische Tracht und Sprache am reinsten bewahrt hätten (!).

treten mußte, und fühlten sich gegenüber den vorher Beurlaubten zurückgesetzt. Meist aber waren die Desertionen durch Verführung veranlaßt; sie traten am häufigsten ein, wenn die Mannschaften vom Urlaub aus der Heimat zurückkehrten, wo sie der Beinflussung feindlich gesinnter Personen, vor allem der nationalpolnischen katholischen Geistlichkeit, ausgesetzt gewesen waren. Stadt- und Landkreis Posen und mehrere daran östlich und südlich angrenzende Kreise waren in dieser Hinsicht besonders gefährlich. Am schlimmsten aber war es, wenn besser oder halbgebildete Elemente ihren Einfluß auf ihre Kameraden geltend zu machen verstanden und sie entweder unter Vorspiegelung großer Vorteile als Fluchtgefährten mit sich rissen oder sie auch allein zum Überlaufen verführten. Diesen Dingen auf die Spur zu kommen, war sehr schwer, weil auch der Ablehnende seine verführenden oder verführten Kameraden nie verriet.

Der Einfluß derartiger Persönlichkeiten war oft groß. So gelang es einem Manne, der im Frieden Organist an einer großen Kirche Galiziens gewesen war und sich durch tadelloses Benehmen und Tapferkeit den Unteroffizierrang und das Eiserne Kreuz erworben hatte, als Gruppenführer nach und nach acht oder zehn unterstellte Kameraden zur Desertion zu veranlassen. Immer hatte er angegeben, selbst mitzukommen, und im letzten Augenblick einen Vorwand gefunden, zunächst zurückzubleiben, um erneut Opfer zu suchen. Ein Zufall führte zur Entdeckung, als eins derselben beim Durchkriechen des Hindernisses angeschossen und zurückgeholt wurde und, da er mehrere Schüsse hatte fallen hören, fragte, ob auch sein Fluchtkamerad getroffen worden sei. Es stellte sich bei der Untersuchung heraus, daß der Anstifter bei einem längeren Heimatsurlaub zu seinem Tun verführt und sorgfältig angeleitet worden war, und daß ihm bekannt und von ihm verbreitet worden war, daß die gefangenen polnischen Soldaten von den Franzosen weit besser als deutsche behandelt würden. Vor dem Kriegsgericht gestand er sein Verbrechen ein, ohne aber die Anstifter in der Heimat zu nennen; er ging, zum Tode verurteilt, tapfer seinen letzten Gang. Auch das war ihm bekannt gewesen, daß Vorbedingung der besseren Behandlung bei den Franzosen Aussagen über die deutschen Verhältnisse waren. Daß diese Aussagen auch gemacht und von den Franzosen sofort ausgenutzt wurden, hat fast immer festgestellt werden können. Es mußte mit Bestimmtheit erwartet werden, daß wenige Tage nach einer Desertion Quartiere höherer Stäbe, Befehlsstellen, Kolonnenwege und Wegekreuze an Ablösungstagen und andere wichtige Ziele beschossen wurden, die bis dahin der Erkundung des Gegners entzogen geblieben waren.

Wie stark auch in umgekehrtem Sinne das Beispiel der Kameraden wirkte, zeigte ein Vorfall im Dezember 1916. Ein Stück der deutschen vordersten Stellung war von den Franzosen überrannt, das Gelände bis vor die zweite Stellung besetzt worden; damit waren auch die Objekte in diesem Gelände in ihre Gewalt gefallen. In einem dort liegenden Läuferstollen hatten zwei Leute den Ansturm über sich fortrollen sehen; ein Anruf der Nettoyeurs war von ihnen nicht beantwortet worden, eine von diesen hineingeschleuderte Handgranate hatte sie glücklicherweise nur unbedeutend verletzt. Ihr Mundvorrat reichte nur für vierundzwanzig Stunden. Zuerst warteten sie auf einen deutschen Gegenangriff, der sie retten sollte; als dieser ausblieb, versuchten sie in der dritten Nacht durch die französischen Stellungen hindurch wieder zur Truppe zu kommen. Trotz mehrfachen Feuers gelang es ihnen. Anführer war ein Gefreiter deutscher Geburt, der andere ein nur gebrochen Deutsch sprechender Mann polnischer Abstammung. Auf eine Frage erklärte er: „Hat mir Gefreiter gesagt, muß ich als guter Soldat mitkommen, bin ich guter Soldat."

Der Stellungskrieg erleichterte den verhetzten Mannschaften das Überlaufen, da ihnen Stellung und Vorgelände genau bekannt wurden. Als der Bewegungskrieg wieder einsetzte, fehlten diese Vorbedingungen; die Desertionen hörten auf. Die posenschen Regimenter schlugen sich wie bei den größeren Schlachten des Stellungskampfes, so auch bei den Angriffs- und Verteidigungsschlachten des Jahres 1918 gut und vielfach besser als andere deutsche Regimenter, deren Ersatz hauptsächlich aus stark verhetzten Industriegebieten kam. Sie blieben größtenteils auch beim Rückmarsch über den Rhein und in der Zeit, die bis zum Abtransport verging, fest in der Hand der Führer. Bei der Ankunft in der Heimat empfing sie bei den Ersatzformationen allerdings ein völlig zersetztes, von polnischen Soldatenräten beherrschtes Element. Wo es energischen Kommandeuren gelang, diese von der Feldtruppe sofort wieder zu trennen und mit der letzteren zum Dienst in anderen Gebieten zu bestimmen, haben sie, selbst im Grenzschutz gegen Polen, meist ihre Pflicht erfüllt.

Der in die Heimat Entlassenen bemächtigte sich dann allerdings sehr schnell die neue polnische Obrigkeit; alle Mittel bis zum schärfsten Druck und zur Gewalt wurden rücksichtslos eingesetzt, um aus deutschen Soldaten gute polnische zu machen. Äußerlich ist das gelungen, innerlich bei vielen nicht. Kennzeichnend ist, daß zweifellos die früheren deutschen Soldaten die bei weitem besten im jetzigen polnischen Heere sind, daß man die aus ihnen gebildeten Verbände aber fast ausschließlich an der ukrainischen und russischen Front, nicht aber in bisher deutschem Gebiet einsetzt. Bei vielen hat nicht allein die Liebe zur Heimat, sondern die Gewalt ihre Wirkung tun müssen.

Die weiße Kohle Deutschlands.

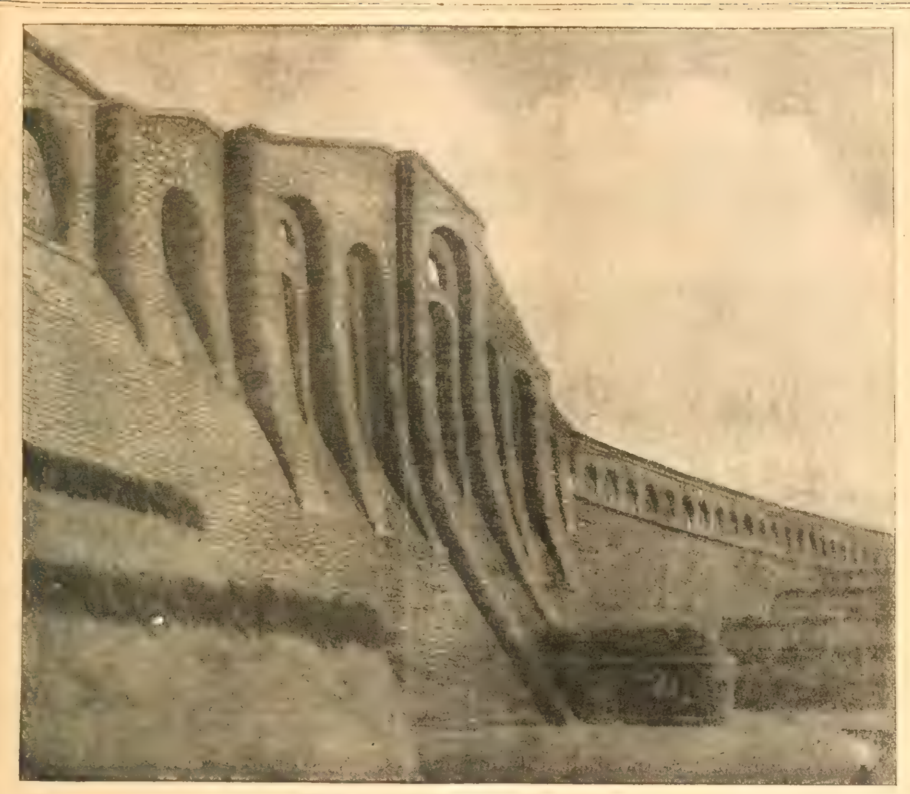
Von Dr. Ernst Schultze, Privatdozent an der Universität Leipzig.

Vor einigen Monaten brachten wir bereits einen Aufsatz vom Geh. Regierungsrat Max Geitel über die Bedeutung der Wasserkräfte für Deutschlands Wiederaufbau. Das Thema erscheint uns so bedeutungsvoll, daß wir diesen zweiten Artikel bringen, der von den gleichen Gesichtspunkten ausgeht, ein besonderes Interesse aber dadurch gewinnt, daß er die Verwirklichung im einzelnen ins Auge faßt. Die Redaktion

inen weittragenden Entschluß haben die städtischen Körperschaften in Annaberg gefaßt: sie wollen die Wasserkräfte des Pöhlabaches im Annaberger Ratswalde in größtem Maßstabe zur Kraftgewinnung ausnutzen. Gelangt der Beschluß zur Durchführung, wofür allerdings heute eine Summe von mehr als 10 Millionen Mark erforderlich ist, während die Baukosten noch im November 1919 auf nur 3½ Millionen berechnet worden waren, so würde es sich um das größte Kraftwerk Sachsens handeln, das zu einer Leistung von jährlich mehr als 2000 Millionen Kilowattstunden imstande wäre. Das würde einer jährlichen Aufwendung von etwa 5000 bis 6000 Tonnen Kohlen gleichkommen.

Schon in gewöhnlichen Zeiten würde ein solcher Kraftzuwachs für Industrie, Kleingewerbe und Haushaltungen von hoher Bedeutung sein. In einer Zeit aber, da es an Kohle in der empfindlichsten Weise mangelt, gewinnt ein solcher Plan noch wesentlich höhere Bedeutung. Freilich wird er sich nicht von heute auf morgen durchführen lassen. Käme selbst die Arbeitsleistung unserer Kohlenbergwerke auf einen ähnlichen Stand wie vor der Revolution, so dürfen wir doch nie vergessen, daß Deutschland durch den harten Frieden mehr als der Hälfte seiner Kohlenschätze beraubt worden ist. Was wir behielten, liefert infolge der Herabsetzung der Arbeitszeit und der geringen Arbeitswilligkeit einen so unzureichenden Ertrag, daß unsere Industrie nebst unserem Verkehrswesen einer Lähmung verfallen ist, die manche Wirtschaftszweige völlig stillgelegt, andere zu so unregelmäßiger Arbeit gezwungen hat, daß die Produktion weder mit der alten Sicherheit ihre Lieferungen befristen, noch auch die Bestellungen ausführen kann, für die sie Rohstoffe zur Verfügung hat.

Unser Blick wird daher auf die Ausnutzung der Wasserkräfte gelenkt, die wir auf deutschem Boden



Talsperre bei Klingenberg (Sachsen).
Unsere Abbildung zeigt den Entwurf Professor Poelzigs, nach dem die Talsperre ausgeführt worden ist

zur Verfügung haben. Technisch macht sie heute keine Schwierigkeiten mehr, nachdem in den letzten Jahrzehnten der Bau von Talsperren und Kraftwerken mit überraschendem Erfolg aufgenommen wurde.

Jedenfalls hat uns die Technik Mittel an die Hand gegeben, um statt der schwarzen Kohle nunmehr auch die „weiße Kohle" in größtem Maßstab für die Zwecke der Volkswirtschaft nutzbar zu machen. Beide entstammen der Energie der Sonne. Während aber die schwarze Kohle mit der Verbrennung verschwindet, versiegt die Energie der weißen Kohle nicht. Während ferner die Förderung der schwarzen Kohle bedeutende Mittel und dauernden Arbeitswillen voraussetzt, ist zur Nutzbarmachung der weißen Kohle, nachdem die nötigen Betriebsanlagen hergestellt sind, nur deren Instandhaltung erforderlich. Die Nutzbarmachung der Wasserkräfte dürfte daher, auch wenn wir durch die Not der Gegenwart nicht dazu gezwungen wären, als Maßregel rationeller Wirtschaft sicherlich nicht versäumt werden.

Nun läßt sich allerdings nicht jeder Höhenunterschied des Wasserstandes wirtschaftlich ausnutzen. Am leichtesten gelingt dies dort, wo das Wasser in starkem Gefälle von den Bergen herunter kommt. Dadurch sind gewisse Teile Sachsens, vor allem aber die südwestdeutschen Staaten vor den übrigen in erheblichem Vorteil. Meist sind es solche Gebiete, die, wie Bayern, Steinkohle überhaupt nicht besitzen, sondern auf die Zufuhr namentlich aus dem Ruhrgebiet angewiesen sind. Jedenfalls aber bieten sich auch in dem verkleinerten Deutschen Reich an einer ganzen Reihe von Stellen bedeutsame Möglichkeiten, die erst zum Teil in Angriff genommen worden sind.

Große Verdienste hat sich Professor Intze in Aachen erworben, der für den Ausbau der neuen Talsperren die Wege wies. In der gewaltigen Urfter Talsperre mit ihrer 58 Meter hohen Sperrmauer lassen sich 45 Millionen Kubikmeter Wasser ansammeln; die Kraft, die wir daraus gewinnen können, beläuft sich auf die riesige Menge von 12 000 PS. Die Talsperre der Queis bei Marklissa faßt nur ein Drittel dieser Kraftmenge, sie liefert 3000 PS.

Die Ausnutzung dieser gewaltigen Kraftmengen wurde in höherem Maße erst möglich, seitdem die Technik gelernt hat, die elektrische Energie auf weite Strecken fortzuleiten. Zum ersten Male bewies sie die Möglichkeit dieses Verfahrens, als 1891 auf der Ausstellung in Frankfurt a. M. die Umbildung der Wasserkräfte bei Lauffen in Württemberg in Elektrizität und ihre Übertragung nach Frankfurt a. M., (auf eine Strecke von nahezu 200 Kilometer) durchgeführt wurde. Heute gelingt dies auf wesentlich größere Entfernungen, so daß etwa die Elektrizitätsversorgung von Berlin auf der Zufuhr elektrischen Stromes von dem großen Elektrizitätswerk Bitterfeld-Zschornewitz beruht, das die elektrische Kraft aus Braunkohle gewinnt.

Die weiße Koh

Alle Kraftwerke, die als Brennstoff schwarze oder braune Kohle verwenden, müssen damit rechnen, daß sie ihren Betrieb nur so lange fortsetzen können, bis die Kohlenschätze erschöpft sind. Das wird an einigen Stellen in etwa 20 Jahren, an anderen später der Fall sein. Für eine wesentlich kürzere Betriebsfrist würde sich die Anlegung des Werkes kaum lohnen. Auf alle Fälle sind die Wasserkraftwerke den Kohlenkraftwerken dadurch überlegen, daß sie auf einen ewigen Betrieb eingestellt werden können, wenn nicht im Laufe der Jahrhunderte einmal klimatische Änderungen eintreten sollten, die wir heute noch nicht ahnen könen und über die wir uns wohl auch keine grauen Haare wachsen zu lassen brauchen.

Die weiße Kohle ist es also, worauf sich Deutschlands Industrie, seine Kleingewerbe, seine Haushaltungen in bedeutsamem Maße angewiesen sehen. Allerdings besitzen wir ausnutzbare Wasserkräfte in geringerem Maße als viele andere Länder Europas. So pflegt die Statistik uns vorzurechnen, daß in Deutschland nur etwa 2 Millionen PS aus weißer Kohle zu gewinnen seien, während die Zahl in der kleinen Schweiz 1½ Millionen, selbst in Großbritannien und Irland beinahe 1 Million betragen würde, in Frankreich sogar fast 6 Millionen, in Schweden und Norwegen je etwa 7 Millionen PS. Andererseits würde uns, falls Deutsch-Österreich mit dem für Wasserkräfte überaus wichtigen Tirol einmal zu uns kommen sollte, deren weiße Kohle zuwachsen. Jedenfalls können wir schon aus dem auf deutschem Boden einstweilen noch nutzlos zu Tale strömenden Wasser bedeutende Kraftmengen gewinnen.

Die weiße Kohle bietet gegenüber der schwarzen noch einen ungeheuren Vorteil: sie bindet die Kraft, die sie uns schenkt, nicht an den Ort ihrer Erzeugung. Wer die Kraft einer Dampfmaschine nutzen will, um irgendeine Arbeitsmaschine damit anzutreiben, der muß die letztere unmittelbar neben die Dampfmaschine stellen oder deren Kraft durch eine Transmission übertragen, was nur auf wenige Meter möglich ist. Oder er muß die Dampfmaschine auf Räder setzen und mit sich fortführen — wie dies die Lokomobilen tun, die etwa als Dreschmaschinen oder zum Festwalzen von Landstraßen dienen. Das bekannteste Beispiel sind die Lokomotiven, die ihren Dampfkessel, Feuerung und alles Zubehör mit sich schleppen. Dagegen bietet die weiße Kohle den gewaltigen Vorzug, daß von der Zentralstelle, an der sie die elektrische Kraft erzeugt, eine beliebige Verteilung der elektrischen Kraft durch Kabel über Entfernungen möglich ist, die durch die Fortschritte der Technik seither noch bedeutend vergrößert wurden. Infolgedessen können nicht nur einzelne Großbetriebe, sondern kann auch jeder beliebige Kleinbetrieb sich an ein Kraftnetz anschließen lassen. Es können neben den großen Städten auch die kleineren und kleinsten, ja selbst winzige Dörfer, sogar einzelne Gehöfte elektrische Kraft und elektrisches Licht erhalten. Auch steht diese Kraft zu jeder Tages- und Nachtzeit zur Verfügung. Sie kann durch Transformatoren und andere Vorrichtungen beliebig zerlegt oder in zusammengeballter Form verwendet werden. Kurzum: die weiße Kohle bietet technisch, volkswirtschaftlich und sozial Vorteile, die sich nur schwer überschätzen lassen.

Allenthalben rührt es sich jetzt deshalb in deutschen Landen, um die früher vernachlässigten Kräfte nutzbar zu machen. Bayern, das von sämtlichen deutschen Gliedstaaten darin am günstigsten gestellt ist, kann aus Lech, Isar, Inn und zahlreichen kleineren Wasserläufen gewaltige Kraftmengen gewinnen. Schon seit Jahren dringen die Fachleute darauf, man sollte hier große Kraftwerke anlegen. Leider haben



Die Sperrmauer de

offene und geheime Widerstände aller Art den Plan bis verhindert, so daß die Berechnungen des Direktors des ba rischen Hydrotechnischen Bureaus Ministerialrat Hempel auf Papier stehen blieben, wonach mit Hilfe der südlich der Donau handenen Wasserkräfte jährlich 2313 Pferdekraftstunden erze werden und bei voller Ausnutzung aller vorhandenen Energ allein vom Staat jährlich 57 500 000 Mark an Kohlen gespart den könnten, während die Aufwendungen für den elektrischen Ba betrieb sich nur auf 15 000 000 Mark stellen würden.

Daß diese Zahlen sich inzwischen wesentlich verschoben haben, selbstverständlich. Der Bau und daher auch die Verzinsung. Wasserkraftwerke werden heute weit größere Summen erforde Trotzdem ist der Ausbau der Talsperren im größten Maßstab alle Fälle zu empfehlen. Außer Bayern, Württemberg und Bad die sich dafür sämtlich in besonders günstiger Lage befinden, komm noch viele andere Landesteile in Betracht. Im oberen Quellgebiet

Deutschlands.



...erre (Rheinprovinz).

...eser ist der Ausbau der Talsperren und die Gewinnung von ...sserkräften durch ein Gesetz in Angriff genommen, das das preu...he Abgeordnetenhaus 1912 beschäftigte. Auf 41 Millionen Kilo...ttstunden jährlich wurden die in den drei damals geplanten ...sserkraftwerken zu gewinnenden Kraftmengen berechnet. Gerade ...l auf ein Quadratkilometer der Grundfläche Deutschlands durch...ittlich nur 2,6 PS entfallen, während die Schweiz, die darin ...er allen europäischen Ländern am meisten bevorzugt ist, auf der...en Grundfläche 36,6 PS gewinnen kann, Norwegen 20, Italien ... Schweden 15, Frankreich 10,9, Großbritannien immerhin noch 3 ... gerade deshalb dürfen wir mit dieser Kraftgewinnung nicht ...ern. Kürzlich beschloß der Kreistag von Oberfranken ...timmig, die Elektrizitätsversorgung durch den Ausbau der ...tigen Wasserkräfte in die Hand zu nehmen. Man hat dazu ... Form eines gemischt-wirtschaftlichen Unternehmens gewählt, ...das einzutreten auch Unterfranken und Koburg aufgefordert wurden. Die Grundlage bildet ein Abkommen zwischen Oberfranken und den Aktionären der bayerischen Elektrizitätslieferungsgesellschaft in Bayreuth (nämlich der Elektrizitätslieferungsgesellschaft Berlin, der Elektrizitätsaktiengesellschaft vorm. W. Lahmeyer & Co., Frankfurt a. M. und der Bank für elektrische Unternehmungen in Zürich), wonach Oberfranken 25 v. H. des Aktienkapitals der Bayerischen Elektrizitätslieferungsgesellschaft zum Kurs von mindestens 120 und höchstens 160 v. H. übernimmt. Die Gesellschaft verpflichtet sich zum Anschluß ihres Überlandnetzes. Von der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in München erhält sie ein Darlehen von 5 Millionen Mark, für das Oberfranken als Bürge und die Aktionäre der Bayerischen Elektrizitätslieferungsgesellschaft als Rückbürgen haften. Bei Erwerb von 25 v. H. des Aktienkapitals werden dem Kreise Oberfranken 3 Sitze im Aufsichtsrat eingeräumt, die Gesamtzahl der Aufsichtsräte darf 12 nicht übersteigen.

Ein ähnliches System der Gewinnung der Wasserkräfte ist in Ostpreußen in Aussicht genommen. Für die Versorgung dieser Provinz mit Elektrizität hat das Reich 100 Millionen Mark zugesagt. Hier stehen allerdings Wasserkräfte nur in geringem Maße zur Verfügung. Immerhin werden die beiden Wasserkraftwerke, die von der neugegründeten „Kraftwerke-Aktiengesellschaft Ostpreußen" an der Alle gebaut werden, genügend Kraftmengen gewinnen, um sie durch die ebenfalls neugegründete „Ostpreußische Überlandzentrale" an die Abnehmer verteilen zu lassen. In der wasserarmen Jahreszeit soll das Königsberger Dampfkraftwerk Aushilfe leisten. Nach einer Abhandlung des Landesingenieurs der Provinz Ostpreußen Dipl.-Ing. Konrad Lowes würde die Wasserkraft Ostpreußens insgesamt folgende Kraftmengen liefern können:

Passarge	20	Millionen Kilowattstunden.
Alle	130	„ „
Masurischer Kanal .	30	„ „
Angerapp und Pissa	30	„ „
Szeszuppe	10	„ „
zusammen:	220	Millionen Kilowattstunden.

Ganz Ostpreußen würde also nur den zehnten Teil der Wasserkräfte erhalten können, die die Ausführung des Annaberger Planes für Sachsen nutzbar machen könnte. Dabei sind die Kosten für Ostpreußen unter Zugrundelegung der Friedenspreise von 1914 auf etwa 60 Millionen Mark berechnet, während sie in Annaberg bei Berücksichtigung der heutigen Preise nur etwa den 6. Teil ausmachen sollen. Man sieht, wie unvergleichlich viel günstiger Sachsen daran ist.

Aus dem Rhein, der ja leider nur noch zum Teil ein deutscher Strom ist, und den übrigen deutschen Gewässern sind jedenfalls noch bedeutende Kraftmengen zu gewinnen. Das gleiche gilt für Thüringen, wie überhaupt für alle unsere Mittelgebirge. Überall sind unsere Techniker an der Arbeit, um große Pläne zu entwerfen, und die Regierungen fördern sie nach Kräften.

Hoffentlich gewinnt auch die Arbeiterschaft dafür genügend Verständnis. Denn alle diese Pläne müßten auf dem Papier stehen bleiben, wenn nicht durch Lieferung von Kohlen, von Baustoffen, von Maschinen an der Ausführung des Unternehmens mitgearbeitet wird. Sonst bleibt es bei Plänen, die nicht zur Ausführung gelangen, so daß uns also unentbehrliche Kraft- und Wärmequellen verlorengehen. In den Zeiten bitterer Not, denen wir entgegengehen, wäre das doppelt unverantwortlich.

Weltpolitik, Weltkrieg und Ferner Osten.

Von Dr. Gerhard Menz, Schanghai

II



Das aktive, führende Element der Weltpolitik bis zuletzt war doch keineswegs Deutschland, sondern England. Von den Gründen dafür aus älterer Zeit sei abgesehen, weil solches Ausholen zu weit führen würde. Aber für das 19. Jahrhundert wenigstens seien einige Bemerkungen gestattet. Das Reich des ersten Napoleon war ein kühner Versuch gewesen, das europäische Festland in einer Hand zusammenzufassen und ihm so die Weltherrschaft zu sichern. Er scheiterte nicht zuletzt durch die unerbittliche Gegnerschaft Englands. England, das in dieser Zeit ungeheure Gewinne für sich einzustecken wußte, hat sich seitdem ständig in einer gegnerischen Stellung zum Festland befunden. Es war die einzige Macht mit großen, lebenswichtigen überseeischen Interessen geworden. Jede andere Macht, die seitdem in die Welt hinausstrebte, stieß dort auf englischen Widerstand. Mit der zunehmenden Industrialisierung drängten aber alle europäischen Mächte in die Welt hinaus. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in der Zeit der ungelösten Fragen und Revolutionen hatte England den Druck des Festlandes noch nicht gefährlich zu spüren bekommen. Frankreich, das unter dem dritten Napoleon anfangen wollte, gefährlich zu werden, verzehrte seine Kräfte in Festlandskämpfen und fiel durch eigene Schuld. So blieb auch da England noch ziemlich unbehelligt. Nachdem Bismarck aber nach Aufrichtung des neuen Deutschen Reiches, um den Bestand seines Werkes zu sichern, durch sein Bündnissystem den Frieden auf dem europäischen Festland gesichert und gefestigt hatte, wurden nun gerade alle Kräfte Europas erst recht zur Betätigung in der Welt frei. Es kam die Aufteilung Afrikas und die Erschließung Ostasiens. Doch diese Entwicklung löste nun vornehmlich die englische Tatkraft aus und forderte England geradezu zur Verteidigung seiner Weltstellung heraus. Und England hat in ständig steigender Kraftentfaltung seitdem ungeheure Anstrengungen gemacht, seine Weltherrschaft auszubauen und in Wahrheit erst durchzusetzen. Handelte es sich für die neuen Weltmächte, für Deutschland, Frankreich, Amerika, Japan und in ganz besonderer Weise für Rußland, im Grunde doch nur um die Ausdehnung ihrer bestimmten eigenen, lokal begrenzten Interessensphären hier und da, so war England von vornherein auf der ganzen Welt interessiert und dadurch zu wahrer Weltpolitik, zu einem alle Interessen gegeneinander abwägenden und ausspielenden System einer stets den ganzen Erdball umfassenden Politik genötigt. Erst nach und nach haben ihm die andern Mächte darin zu folgen gehabt. Und als für die Festlandsstaaten manche Fragen, wie etwa die türkische, noch rein europäischen Charakter hatten, bildeten sie für England schon nur noch Teilmomente in dem Grundproblem der Sicherung seiner Weltstellung. Das ging so weit, daß sich England mehr und mehr darüber klar wurde, daß ganz Europa für seine Weltpolitik überhaupt nur ein Problem sei. Die Erinnerung an die Zeit des ersten Napoleon bewies dann, daß die größte Gefahr für die englische Weltstellung ein einiges europäisches Festland sei. Manche Erfahrungen der jüngsten Zeit bestätigten die Richtigkeit dieser Erkenntnis und ergaben für England die notwendige Folgerung, daß es das Festland beherrschen müsse, wenn es die Welt beherrschen wolle. Noch nie aber ist England davor zurückgeschreckt, eine notwendige Erkenntnis zum Grundsatz seiner praktischen Politik zu machen. Mußte es damit nicht zur aktiven, führenden Macht der Weltpolitik werden?

Aus diesen Gedankengängen heraus gewinnt auch die berühmte „Einkreisung" ein etwas anderes Ansehen. Die Deutschfeindlichkeit der englischen Politik soll nicht bestritten werden. Aber die englische Politik war keineswegs nur deutschfeindlich, sie war vielmehr festlandsfeindlich, weltfeindlich oder besser und richtiger gesagt spezifisch englisch, egoistisch, nur von den Geboten der eigenen Interessen diktiert und rücksichtslos in deren Verfolgung. In London drehten sich alle Erwägungen um die Erhaltung der eigenen Weltmachtstellung. Keineswegs etwa war alles nur auf die Bekämpfung Deutschlands eingestellt. England hat doch nicht nur Deutschland, sondern allen Mächten gegenüber Politik getrieben. Das bestimmende darin war die positive Aufgabe. Das im Grunde doch nur negative Moment der Bekämpfung eines Gegners war sekundärer Natur; es spielte nur so lange eine Rolle, als Widerstand angetroffen wurde, und nur dort, wo solcher zu brechen war. Daher die auffällig mühelose Verständigung mit alten Gegnern wie Frankreich und Rußland und die einseitig scharfe Wendung gegen Deutschland in dem Augenblick, wo dieses als Hauptwiderstandszentrum empfunden zu werden begann. Der Angelpunkt der englischen Weltherrschaft aber war mindestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts Indien. Dessen Besitz war unbedingt zu sichern. Die Aufgabe verschob sich infolge der geographischen Bedingungen in Wirklichkeit genauer noch dahin, daß England die unbedingte Herrschaft im Indischen Ozean und über die Zugänge zu ihm behaupten muß. Die afrikanische Flanke war durch unsere Festsetzung in Ostafrika und durch die mögliche Bedrohung der Kapkolonie von den Burenrepubliken aus gefährdet. Folgerichtig hat sich England wenigstens Sansibar gesichert, unsere Burenpolitik ganz besonders beargwöhnt und durch Vernichtung der Buren alle Möglichkeit einer Gefährdung von dort aus beseitigt. Unsere völlige Ausschließung aus Afrika, nachdem dies der Krieg ermöglicht hat, ist nur mit anderen Mitteln die folgerichtige Fortführung der Politik, die seit Jahren erkennbar ist. Die ostasiatische Flanke schien durch Australien und Englands Vormachtstellung in China gestützt, aber durch Rußland und Frankreich bedroht, seitens des ersteren ganz besonders, seit dem China nach seiner Niederlage gegen Japan in seiner Schwäche enthüllt war und immer mehr unter russischen Einfluß geriet. Das Bündnis mit Japan und dessen Siege 1904-05 halfen hier die drohendste Gefahr abwenden. Dies Bündnis wurde zugleich nun aber auch die Handhabe, die in Schimonoseki einmal in Erscheinung getretene und während des Burenkrieges als Gespenst an die Wand gemalte Einigkeit der Festlandsmächte zu sprengen, die unbequeme, veraltete Ordnung in Europa samt dem infolge der europäischen Stellung der Türkei politisch zu Europa zu rechnenden Vorderasien damit anzugreifen und so nun auch die Sicherung Indiens von Suez bis Basra zu verbessern. Frankreich mit seiner verkümmerten Flotte, in Faschoda im Stich gelassen, suchte aus Furcht vor dem Überspringen des ostasiatischen Konfliktes auf Europa 1904 die Verständigung mit dem gefährlichen alten Gegner. Durch unser Ungeschick wurde sie dauernd. Andererseits hatte auch England ein Interesse daran, um jede Wiederkehr der Kombination von Schimonoseki für immer auszuschließen. Demgemäß hat es alles getan, eine deutsch-französische Verständigung zu hintertreiben, wie sich besonders 1911 gezeigt hat. Frankreich hatte nach dem Schritt von 1904 das größte Interesse an einem Ausgleich zwischen England und Rußland. Es mußte verhindern, daß seine Schwenkung eine gegen seine Interessen gerichtete Neuorientierung Europas nach sich zöge, eine deutsch-russische Verständigung etwa gegen die Seemächte. Das gleiche englische Interesse und das in Deutschland nicht befriedigte russische Anleihebedürfnis erleichterten ihm die Arbeit. Damit wuchs aber sofort sein Wunsch, die neue Kombination möglichst zur Verwirklichung seiner alten Revanchehoffnungen auszunutzen. Für Rußland tauchten andere Möglichkeiten auf. Die Verständigung mit England brachte zunächst beiden nur den Schutz ihrer persischen Interessen. Die Anschneidung der ägyptischen Frage in den englischen Abmachungen mit Frankreich hatte aber auch das ganze türkische Problem ins Rollen gebracht. Damit kam in einen ganzen gewaltigen Fragenkomplex Bewegung, von Albanien bis nach Armenien. Hier hatte Rußland sich besonders bereitzuhalten. Klar war, daß die Zeit der Ruhe in Europa, wie sie auf der Grundlage des Bismarckschen Bündnissystems geschaffen worden war, vorbei war. Die Aufteilung Nordafrikas, die Liquidation des türkischen Erbes waren angeschnitten. Bewegung, Unruhe bedeuteten aber Konfliktsmöglichkeiten, um so mehr, als Deutschland nervös wurde und vorzeitig Forderungen anmeldete oder Versicherungsverträge zu schließen suchte, jedenfalls die Lösung aller Probleme ohne sein Befragen und Mitwirken bestritt. Das Einstellen auf alle Möglichkeiten, namentlich auch auf den Kriegsfall, das gerade England in realpolitischem Denken durchaus nicht scheute, erzeugte das Rüstungsfieber und mit

ihm Verschärfung der Konfliktstimmung. Für England spielte dabei ein Moment noch eine besondere Rolle, das seine Deutschfeindlichkeit ganz besonders bedenklich erscheinen ließ. Vom englischen Standpunkt mußte unbedingte Verhütung diplomatischer Erfolge Deutschlands in den nunmehr ins Fließen kommenden Verwicklungen ein erstes Gebot sein. Deutschland durfte nirgends die Führung, nirgends die Möglichkeit zur Ausnutzung der Lage zu seinem alleinigen Vorteil, nirgends Ruhe zu einem Tauschgeschäft, noch weniger zu einer Verständigung unter vier Augen erhalten. Denn alles das oder auch nur etwas davon hätte den Anfang zu einer neuen Beruhigung des Festlandes, vielleicht zu seinem erneuten Zusammenschluß zu gemeinsamem Auftreten in der Welt bedeuten können. Und das wußte England: aus einer zweiten splendid isolation würde es nicht wieder so leicht, wenn überhaupt je wieder herauskommen. Daher das Verhalten Englands im Sommer 1911 gelegentlich der deutsch-französischen Verhandlungen, daher aber auch die Ermunterung Italiens 1911 zum Tripolisabenteuer und das Loslassen der Balkanstaaten 1912 gegen den Willen Petersburgs nach dem Potsdamer Abkommen. England durfte die Zügel nicht mehr aus der Hand geben, mußte seine Rolle des notwendig aktiven Elements der Weltpolitik durchspielen. So sieht vom weltpolitischen Standpunkt aus die Einkreisungspolitik Englands aus. England konnte, das wird eine ruhige, vorurteilsfreie Kritik nicht bestreiten können, nach Lage der Dinge im englischen Interesse gar nicht anders handeln. Deutschfeindlich war diese Politik ganz gewiß. Sie hat uns jedenfalls nirgends genutzt und überall nur Schwierigkeiten bereitet, bis sie uns schließlich an den Rand des Weltkrieges brachte. Trotzdem sollte man nicht immer nur gegen die Bosheit Englands und seine Niedertracht aufbegehren und die englischen Kriegstreibereien verklagen. Der Engländer wird dagegen stets — auch ohne auf den berüchtigten frommen Augenaufschlag dabei zurückgreifen zu brauchen — mit mindestens subjektivem Recht anführen können, er habe immer nur seine berechtigten Interessen gewahrt und niemals auf den Krieg hingetrieben, noch weniger je etwa auch nur im Sinne russischer oder französischer Chauvinisten und Militärfanatiker bewußt und absichtlich eine nur durch den Appell an die Waffen zu lösende Lage herbeizuführen gesucht. Mag man diesen Vorwurf seiner Burenpolitik immerhin noch machen können, für alle europäischen und weltpolitischen Fragen wird er stets schon auf seine Konferenzvorschläge hinweisen können, die immer wieder von London aus gemacht worden sind und bisweilen ja auch befriedigend und günstig gewirkt haben, desgleichen auf seine Politik, durch Sonderabmachungen Konfliktsmöglichkeiten zu beseitigen. Daß uns England nicht vernichten wollte, hat Grey noch in seinen Abschiedsworten zu Lichnowski im August 1914 zum Ausdruck gebracht. Es wollte nur seine Interessen durchsetzen und unsern Willen brechen, wo er ihm die Erreichung seiner eigenen Ziele zu erschweren drohte. Wir wissen und haben von uns aus vollkommen recht damit, daß gerade dadurch unsere Stellung schließlich unhaltbar gemacht und damit der Krieg als letztes Lösungsmittel unabwendbar geworden ist. Aber England brauchte nicht unsere Politik zu machen, noch seine Interessen den unsrigen zu opfern. Von seinem Standpunkt handelte es richtig, und statt ihm daraus von unserem Gesichtspunkt aus Vorwürfe zu machen, hätten wir lieber von ihm lernen sollen. Auch wir hatten niemals andere als deutsche Interessen maßgebend lassen sein dürfen. Auch wir hätten uns jedoch dazu vorerst ganz klar darüber sein müssen, was denn in Wahrheit allein das deutsche Interesse war und verlangte. Voraussetzung aber für eine solche bessere Einschätzung der tatsächlichen Verhältnisse wäre gewesen, daß wir uns über die wirkliche Lage im klaren gewesen wären oder wenigstens solche Klarheit folgerichtig angestrebt hätten. . . In der Bülowschen Äußerung seinerzeit, daß wir durchaus nicht das unbedingte Interesse hätten, Verständigungen zwischen anderen Mächten zu verhindern, steckte ein wahrer, richtiger Kern. Es konnte in der Tat zum mindesten sehr fraglich sein, ob wir ein Interesse daran hätten, geschweige denn ein Recht dazu, England bei der Sicherung seiner Stellung in Indien Schwierigkeiten zu machen. Wüßten wir denn im Ernst selbst heut etwas Besseres an die Stelle der englischen Herrschaft in Indien zu setzen, ohne die weltwirtschaftlichen Interessen zu gefährden? Und Sicherung seiner Stellung in Indien brauchte England durchaus noch nicht ohne weiteres als Deutschfeindlichkeit ausgelegt zu werden. Zur Deutschland bedrohenden Einkreisung wurde diese Politik erst durch unsere eigene Ungeschicklichkeit, indem wir alles auf uns allein bezogen und uns nun aus Angst in Dinge mischten, die uns nichts angingen, jedenfalls den Einsatz kaum lohnten. Daß man die Entwicklung bei uns von vornherein unter diesen ganz einseitigen, irrigen Gesichtspunkten betrachtet hat, machte das Gefürchtete erst zur Wirklichkeit. Schuld daran trugen aber eben die Fehler und Mängel unserer weltpolitischen Bildung. Wir kannten die Welt zu wenig. Wir lebten zu einseitig in rein deutschen Gedankengängen. Wir hielten Berlin zu sehr für den Nabel der Welt, während es doch nicht einmal ihr Kopf war. Wir redeten den anderen unter Gefährdung unserer eigenen Stellung in ihre Angelegenheiten hinein, statt aus ihren Schwierigkeiten Kapital für die Sicherung unserer Interessen zu schlagen.

Episoden aus der Etappenrevolution 1918.

Von Werner Preibisch.

Wir beginnen im folgenden mit dem Abdruck einer Schilderung der Revolutionstage des Jahres 1918 in der Etappe, die eine besondere Beachtung verdient, weil sie deutlich zeigt, wo die Umsturz- und Auflösungsbewegung ihren Herd hatte. Denn die hier geschilderten Erlebnisse dürfen nicht als Einzelfälle gewertet, sondern müssen als typisch für Entwicklung und Verlauf jener unseligen Novembertage angesehen werden.
Die Redaktion.



Ich gehörte nach meiner letzten schweren Verwundung, die mich dauernd felddienstunfähig machte, als Kompagnieführer einer Fliegerabwehrformation an, die sich naturgemäß — sie war aus taktischen Gründen meist zum Schutze von Ortschaften, Depots, Munitionslagern eingesetzt — zu den eigentlichen Kampftruppen nicht mehr zählen konnte. So kam es, daß ich die Feldrevolution, die in der Tat, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, nie in, sondern nur hinter der Front stattgefunden hat, mit all ihren unwürdigen Begleiterscheinungen aus der nächsten Nähe miterleben konnte.

Durch die Eigenart ihrer Tätigkeit war meine Fliegerabwehr-M.-G.-Abteilung auf weite Gebietsstrecken verstreut, und es gehörte normalerweise von den drei zu einer solchen Formation gehörenden Kompagnien jede einem verschiedenen Generalkommando (Gruppe) an. Da sich infolgedessen allein schon ein Kompagniebereich oft auf über 30 Kilometer hin erstreckte, war für den Führer die Befehlsübermittlung äußerst schwierig, von der Verbindung mit Behörden, wie dem zuständigen Generalkommando, Abteilungsstab und der Flakbefehlsstelle, die man höchstens in ganz ruhigen Zeiten, wenn das Glück günstig war, telephonisch erreichen konnte, ganz zu schweigen.

So war es mir schon bei den ersten Sturmzeichen des Niederbruchs klar, daß ich zum guten Teile auf mich allein angewiesen sein würde.

Ein trüber Spätherbstabend senkte seine Schleier über Belgien, leise aber unaufhörlich plätscherte monoton der Regen auf die breiten Landstraßen des Landes, auf denen der Rückzug des Heeres vonstatten ging.

Unerhörtes war in den späten Oktobertagen und Anfang November da draußen geleistet worden. Zwar hatte die gewaltige Offensive Fochs es vermocht, unsere Front stetig unter ungeheuren Verlusten auf beiden Seiten zurück-

zudrängen, aber in zäher Verteidigung hielten unsere Feldgrauen, die wegen ihrer im Verhältnis zum Feinde nur geringen Anzahl auf Ablösung nicht mehr rechnen konnten, aus. Ein Durchbruch war trotz der unerhörtesten gemeinsamen Anstrengungen von Franzosen, Engländern, Amerikanern und Italienern nicht gelungen, und man durfte wohl hoffen, dem Feind an der schon von Natur aus so überaus starken Maaslinie ein Halt gebieten zu können.

Da traf das Heer in trüben Novembertagen der Stoß in den Rücken, der auch einstens einen Siegfried gefällt hatte.

Und wie in der Heimat die blauen Jungen, die in ihrer großen Mehrheit den Krieg gar nicht kennengelernt hatten, so waren es hier in Feindesland auch in der Hauptsache Soldaten, die weit vom Schuß, oft in besseren und bequemeren Verhältnissen als zu Hause, gemächlich den Krieg an sich hatten vorübergleiten lassen: Etappenhelden.

Während noch bei den Fronttruppen sich Kampf und Rückzug in den — natürlich auch hier mit einigen wenigen Ausnahmen — besten Formen vollzog, bemerkte man weiter dahinten schon in den ersten Novembertagen die Anzeichen einer Zersetzung, die einen dies ater des deutschen glorreichen Heeres vorausahnen ließen.

Mit meinen nächsthöheren Befehlsstellen, dem Generalkommando und der Flakgruppe, schon seit Beginn des Rückmarsches nur in oberflächlichster Verbindung, verlor ich diese in jenen Tagen völlig aus den Augen und war so die längste und schwerste Zeit auf mich allein angewiesen.

Post hatten wir — unterwegs zur Maaslinie — schon seit Wochen nicht mehr zu sehen bekommen, Zeitungen waren infolgedessen auch völlig ausgeblieben. Über die Vorgänge in Deutschland war man so gänzlich im unklaren und ahnte nichts Schlechtes.

In ausgezeichneter Ordnung trotz des anstrengenden Weges und schlechten Wetters, ein frisches Marschlied singend, zog ich mit meiner Kompagnie auf der großen von Couvin über Givet nach Namur führenden Landstraße dahin in der Hoffnung, bald am Ziele zu sein. Disziplin und Stimmung in meiner verhältnismäßig kleinen Truppe von ca. 100 Mann waren den Verhältnissen entsprechend ausgezeichnet zu nennen.

Leise und einförmig plätscherte stetig der Regen vom Himmel, gespenstisch huschten von Zeit zu Zeit in der inzwischen eingetretenen Dunkelheit die Lichter vorübersausender uns überholender Automobile über den Weg.

Noch am Morgen, als wir ahnungslos durch das kleine ca. 7000 Einwohner zählende, im äußersten nördlichen Zipfel Frankreichs gelegene G i v e t gezogen waren, hatten wir alle über die uns hier gebotenen Alarmnachrichten aus Deutschland gelächelt. Der Kaiser sollte abgedankt haben, Scheidemann zum Präsidenten ausgerufen sein; Plünderungen größeren Stils sollten in Givet in der vergangenen Nacht stattgefunden haben und zur Strafe dafür zehn Soldaten erschossen worden sein. Da sich diese letzte Nachricht sofort als völlig aus der Luft gegriffen herausstellte, hatten wir keinen Grund, irgendetwas von den haarsträubenden Gerüchten zu glauben. Wie oft war man schon durch ähnliches Geschwätz hineingelegt worden.

Aber eine gewisse Unruhe war doch bei mir zurückgeblieben. Ein Königreich für eine Nummer der sonst so prompt im Felde überall auftauchenden Kölnischen Zeitung!

Wie sollten die Gerüchte recht behalten!

15 Kilometer nördlich von Givet etwa war es, wo sich mir die ersten Vorboten der Etappenrevolution meldeten. Erst einzeln, dann zu immer mehreren sahen wir Soldaten, namentlich vom Train und Sanitäter, uns entgegen- und an uns vorüberkommen, an deren schwankendem Gange und erhitzten Gesichtern man die Folgen genossenen Alkohols unschwer erkennen konnte.

„Na, ihr Schafsköppe, noch so in Ordnung?! Lauft doch nach Hause! Wollt ihr nicht auch einen saufen? Da, zwei Kilometer von hier, da rechts an der Bahn und auch links liegt Fusel, soviel ihr haben wollt. Jaja, Herr Leutnant, det Maulhalten und stillgestanden, vastehste, ist nu vorbei."

Der Haltung meiner Leute, die zwar neugierig ob der kommenden Ereignisse, aber doch in Ordnung ihres Weges weiter zogen, doch nicht so recht trauend, ließen sie uns aber sonst in Frieden.

Aber schon nach Verlauf von vielleicht einer halben Stunde wußte ich, was die Uhr geschlagen hatte. Von Schritt zu Schritt fanden wir teils mitten auf dem Wege, teils im Graben neben der Straße, Flaschen, große Schnapsbehälter, erbrochene und ausgeraubte Kisten von Keks und Honig, schließlich auch Honig selbst, alles dies anscheinend aus einem rechts neben der Heerstraße stehenden Zuge der ständig die Chaussee begleitenden Maasbahn geraubt.

Enger und immer enger beieinander lagen, je weiter wir marschierten, die Kisten und Kasten, Flaschen, Behälter und sonstigen Materialien, klägliche Überreste einstigen deutschen Heeresgutes. Und schon begann sich auch in meiner Truppe die Bestie zu regen.

Es war inzwischen völlig dunkel geworden, und schon deshalb hatte ich streng verboten — ich wollte keinen meiner Leute verlieren — die Marschordnung zu verlassen, um auf eigene Faust in dem vogelfreien Heeresgut Requisitionen vorzunehmen. Dagegen ließ ich, um auch so die Leute bei guter Laune zu erhalten, Honig und Zwieback, soweit sie auf der Straße offen herumlagen, aufheben und nebst einer vollen Korbflasche Rum zu späterer Verteilung auf den Küchenwagen laden. Durch diese Taktik gelang es mir fürs erste, noch schlimmere Sachen fern zu halten. Denn mit Gewalt und Revolverdrohungen war — ich habe es an manchem Beispiel in Praxis erlebt — nur noch größeres Unheil anzurichten.

Der einzige, der trotzdem meinen Befehl nicht beachtete und sich still und heimlich seitwärts in die Büsche schlug, um sich auf eigene Faust an einem mit Rum beladenen Bahnwagen zu schaffen zu machen und dann völlig betrunken zurückzukehren, war mein ehemaliger Bursche, der derzeitige Küchenunteroffizier. Anderthalb Jahre hatte ich mit ihm wie mit einem guten Freunde Freud und Leid geteilt. Oft hatte ich ihn, der wegen seines bisweilen unliebenswürdigen Wesens bei seinen Kameraden nicht sehr beliebt war, vor diesen in Schutz genommen, auch vor manchen sonstigen Unannehmlichkeiten hatte ich ihn bewahrt. Er war der erste — und ich kann jetzt wohl sagen einer der w e n i g e n — die mich völlig im Stich ließen, ja sogar offene Widersetzlichkeit zeigten. Als ich ihn wegen seines Ungehorsams zur Rede stellte, antwortete er mir in einer Weise, die in Tätlichkeiten auszuarten drohte. Um Schlimmerem vorzubeugen, sah ich mich jedenfalls genötigt, ihn durch einen unbedingt zuverlässigen Unteroffizier nachführen zu lassen, bis ich ihn an dem nächsten größeren Orte zunächst einem Lazarett übergeben konnte.

Wenn auch der Vorfall sonst keine Folgen weiter zeitigte, so war es doch von diesem Moment an mit der alten strammen Disziplin vorbei. Der erste Hauch der Revolution hatte auch meine kleine Truppe berührt.

In später Abendstunde endlich rückten wir erfroren und durchnäßt in unserem Ruhrort, einem kleinen Maasdörfchen Henneton, ein. Ich war wie so oft bei dem Herrn Curé einquartiert, während meine Kompagnie das hübsche neue Schulhaus des überhaupt recht sauberen Dörfchens bezogen hatte. Mein Wirt empfing mich noch durchaus höflich und zuvorkommend; bald sollte es anders werden.

Auch meine Leute waren, wie ich mich persönlich des Abends noch überzeugte, gut untergebracht, infolgedessen zufrieden und leidlich gutwillig. Trotzdem legte ich mich schweren Herzens schlafen. Ich fühlte den nahenden Zusammenbruch und sah mich mutterseelenallein mit meiner Kompagnie in Feindesland, ohne Verpflegung und Marschziel. Was würden wir in Deutschland auch zu erwarten haben!

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Der Friede, den man Deutschland gegeben, oder richtiger, aufgezwungen hat, wird durch nichts besser charakterisiert als durch die Kriegshandlungen, die die Ententemächte, allen voran Frankreich, fortwährend gegen Deutschland unternehmen. Wie sehr wir nach Ansicht dieser Mächte anscheinend noch im Kriege leben, hat man vor kurzem aus der unter allzu durchsichtigen Vorwänden unternommenen Besetzung des Maingaues ersehen. Und daß von einem Friedenszustand gar keine Rede sein kann, sondern nur von einer Besetzung „feindlichen Gebiets", zeigen mit erschreckender Deutlichkeit die offiziellen Bekanntmachungen der französischen Besetzungsbehörden in Frankfurt a. M. Wir geben nachfolgend eine Blütenlese dieser Kulturdokumente wieder.

Eine der ersten Verordnungen war folgende:

„Es ist jedem Kaufmann, Industriellen, Händler und überhaupt jeder Person, die öffentlich verkauft, verboten, den Angehörigen der Besatzungstruppen irgendwelche Lebensmittel, Waren und Gegenstände, sei es welcher Art es will, zu einem höheren Preis als demjenigen zu verkaufen, welcher normalerweise von dem deutschen Publikum gezahlt wird.

Der Oberst-Verwalter
gez. Denviges."

Eine Woche später wurde sie durch folgende ergänzt:

„Die Verordnung des Herrn obersten Verwalters des Bezirks Frankfurt vom 8. April 1920 ist wie folgt ergänzt:

Es ist jedem Kaufmann, Industriellen, Händler und überhaupt jeder Person, die öffentlich verkauft, verboten, den Angehörigen der Besatzungstruppen und den verbündeten Staatsangehörigen höhere Preise als diejenigen abzuverlangen welche normalerweise von dem deutschen Publikum bezahlt werden.

Die Preise der Lebensmittel, Waren und sonstigen Verkaufsgegenstände der Kaufläden, ferner die Tarife der Hotels, Pensionen, Cafés, Restaurants sind öffentlich in sehr ersichtlicher Weise auszuhängen.

Personen, die sich dieser Verordnung widersetzen, setzen sich der Gefahr einer hohen Geldstrafe aus.

Der Oberst-Verwalter
gez. Denviges."

Es erübrigt sich, ein Wort zu dieser Verfügung hinzuzufügen; überall werden im Deutschen Reich bei Verkäufen an Ausländer Zuschläge erhoben, die durch die Valuta mehr als berechtigt erscheinen; die allerdings leider noch lange nicht hoch genug sind, um einen Ausgleich gegenüber dem kaufenden Inländer zu schaffen. In Frankfurt wird das also verboten. Wie soll es nun bei der kommenden Frankfurter Messe werden?

Aber der französische Oberkommandierende kann auch entgegenkommend sein, man lese diese Bekanntmachung:

„Q. G., 11. April.
General Demetz, Kommandant der 37. Division, an den Herrn Oberbürgermeister.

Ich ersuche Sie, von morgen früh ab der Bevölkerung durch Anschlag bekanntzugeben, daß wegen des guten Verhaltens der Bevölkerung der Verkehr, der bisher von 9 Uhr abends bis 5 Uhr morgens untersagt war, vom 12 April 1920 ab nur noch von 10 Uhr abends bis 5 Uhr morgens verboten ist. Der Verkehr ist also freigegeben bis 10 Uhr abends. gez. Demetz.

Frankfurt a. M., 12. April

Der Magistrat.'

Wie gut lebt es sich da doch unter dem preußischen Belagerungszustand; obwohl einige Unabhängige erklärt haben, sie zögen die französische Besetzung vor.

Mancher unserer Leser wird sich noch der kurzen Zeitungsnachricht entsinnen, daß der Führer einer deutschen Patrouille, die den Verlauf der französischen Besetzung feststellen sollte, ein Graf Kalnein, von französischen Posten ohne jede Veranlassung in der Gegend von Friedberg erschossen wurde. Darauf bezieht sich die folgende Bekanntmachung:

„Tendenziöse oder falsche Nachrichten werden gegenwärtig verbreitet mit der offenbaren Absicht, die öffentliche Meinung zu untergraben. Die eine besagt, daß eine amerikanische Intervention stattgefunden habe, die die französische Regierung auffordere, ihre Truppen aus der neu besetzten Zone zurückzuziehen. Diese Nachricht entbehrt jeder Begründung. Eine andere spricht von einem Zwischenfall, der sich in der Umgebung von Friedberg nahe Frankfurt a. M. zwischen einer französischen und deutschen Kavalleriepatrouille ereignet habe, der einen deutschen Protest zur Folge gehabt habe. Dieser Vorfall beschränkt sich auf einen Kugelwechsel, der tatsächlich stattgefunden hat, im übrigen aber bei beiden Patrouillen nichts weiter verursachte. Er hat sich vielmehr in der von französischen Truppen neu besetzten Zone ereignet und würde im übrigen nicht stattgefunden haben, wenn dort nicht eine deutsche Abteilung eingedrungen wäre.

gez. General Demetz,
Kommandant der 37. Division."



„Frankfurt a. M."
Der Beschützer von Europas Ruhe.
„De Notenkraker".

Das hessische Ministerium des Innern gibt der „Frankfurter Zeitung" eine Darstellung des wahren Sachverhalts, die mit den folgenden Sätzen schließt:

„Durch die beeideten Aussagen aller Zeugen des Vorfalls ist nachgewiesen, daß die deutsche Patrouille keinen Schuß abgegeben hat. Es kann sonach nicht, wie von französischer Seite behauptet, von einem Kugelwechsel die Rede sein; auch nicht von einem Eindringen der an Zahl der französischen Patrouille weit unterlegenen deutschen Patrouille (keine Abteilung!) in die von französischen Truppen neu besetzte Zone, indem diese Zone am 7. April gerade so wenig feststand wie an den folgenden Tagen, und die deutsche Patrouille, wie sie durch ihr Verhalten unmißverständlich zum Ausdruck brachte, sich lediglich bei den Franzosen über die derzeitige Abgrenzung der neuen Zone unterrichten wollte. Der Zwischenfall bei Nieder-Wöllstadt hat der hessischen Regierung sofort zum schärfsten Protest Anlaß gegeben.

Zum Schluß beehren wir uns, Ihnen mitzuteilen, daß eingehende, obiger Darstellung entsprechende Schilderungen des fraglichen Vorgangs von der französischen Zensur unbeanstandet in den Darmstädter Blättern erschienen sind, und daß die französische Zensurstelle in Darmstadt die ein-

gangs genannte Veröffentlichung des Kommandanten der 37. Division aus Darmstädter Zeitungen herausgestrichen hat."

Zum Schluß noch etwas Dokumentarisches zu dem bekannten Vorfall an der Hauptwache, bei dem einige eifrige Krieger der französischen Kulturnation harmlose Frankfurter Bürger mit Schüssen bedachten. Zwei Frankfurter Journalisten, vom WTB. und vom „Generalanzeiger", wurden zu Geldstrafen von je 5000 Mark verurteilt, weil sie wohl einen den Tatsachen, aber nicht den Wünschen der französischen Besetzungsbehörde entsprechenden Bericht über diese Vorfälle veröffentlichten. Der „authentische" Bericht des Herrn Kommandanten aber sah so aus:

„Ein Teil der Frankfurter Bevölkerung ist durch Hetzer, die unbedingt festgestellt werden müssen, zu feindlichen Kundgebungen hingerissen worden. Französisches Militär ist verwundet worden. Die Truppe hat sehr große Geduld bewiesen. Vor der Feindseligkeit der Menge hat die französische Wache, nachdem wiederholt die reglementsmäßigen Aufforderungen ergangen waren, von der Waffe Gebrauch machen müssen.

Die durch den Polizeipräsidenten amtlich verbreitete Zahl der Opfer stellt 5 Tote (alles Männer) und 17 Verwundete fest.

Die Untersuchung, die durch den Divisionsarzt unter Führung der deutschen Polizei angestellt worden ist, hat ergeben, daß von den durch den Polizeipräsidenten bekanntgegebenen fünf Toten nur vier durch Kugeln getötet worden sind, während der fünfte von einem deutschen Fahrzeug überfahren wurde. Es hat achtzehn Verletzte gegeben, darunter zwei schwer, unter diesen vier Frauen. Im ganzen gab es vier Tote und achtzehn Verletzte. Unter den Opfern befinden sich im Gegensatz zu den Informationen des „Frankfurter Generalanzeigers" keine Kinder. Um die Ruhe in der Stadt, die in den Tagen des 6. und 8. April geherrscht und nur durch die Schuld von Hetzern, die die Bevölkerung aufgewiegelt haben, gestört worden ist, aufrechtzuerhalten, muß unbedingt über die Dinge, die sich ereignet haben, die volle Wahrheit festgestellt werden.

gez. General Demetz,
Kommandant der 37. Division"

Aus dieser Auffassung der Ereignisse ergaben sich ganz klar gewisse Folgerungen, die der Herr Kommandant im nachstehenden Erlaß zog:

Bekanntmachung.

Dem Herrn Oberbürgermeister ist folgendes Schreiben zugegangen:

G. Q., 9. April 1920.
General Demetz,
Kommandant der 37. Division,
an den Herrn Oberbürgermeister.

Aus Anlaß der am 7. April gegen französische Soldaten erfolgten Angriffe, in deren Verlauf Waffen, Fahrräder und Ausrüstungsgegenstände verschwunden sind, habe ich Ihnen energische Nachforschungen vorgeschrieben. Ich hatte Ihnen für die Wiederbeschaffung der oben angeführten Gegenstände eine Frist gesetzt, die am 9. April 6 Uhr abends abgelaufen ist.

Die Gegenstände sind nicht wiederbeschafft worden. Infolgedessen lege ich der Stadt folgende Kontribution auf:

10 Revolver oder automatische Pistolen, zu entnehmen aus dem von den Waffenhändlern abgelieferten Bestand, mit 50 Patronen für jede Waffe,
10 neue Fahrräder, fahrbereit,
10 000 Mark Goldmark.

Diese Kontribution ist mir bis zum 10. April 6 Uhr abends zu entrichten.

gez. Demetz.

Vielleicht ist dann doch dem obersten Herrn von Frankfurt etwas bänglich geworden bei dem großen Lärm, den diese Kontribution im In- und Auslande verursachte. Er hielt es jedenfalls für klüger, den Rückzug anzutreten.

„General Demetz hat dem Oberbürgermeister am 11. April mitgeteilt, daß im Hinblick auf das ruhige Verhalten der Bevölkerung die Kontribution von 10 000 Goldmark erlassen werde."

Eine Berichtigung seines Erlasses über die Schießerei bei der Hauptwache, eine Entschuldigung gegenüber den beiden zu Unrecht bestraften Journalisten ist Herr General Demetz bis heute schuldig geblieben.

Trotz dieser seiner Standhaftigkeit hat man sich aber in Paris veranlaßt gesehen, den Herrn General in Frankfurt durch einen andern zu ersetzen. Die Form, in der diese Tatsache dem Wolffbureau zur Verbreitung übergeben wird, ist geradezu klassisch. Die Mitteilung des WTB. lautet:

„Auf Befehl der französischen Behörde soll folgende Mitteilung in den Zeitungen des neubesetzten Gebietes abgedruckt werden:

Den Behauptungen gewisser Zeitungen Frankfurts zuwider wird hierdurch bekannt gemacht, daß General Demetz keineswegs von General Vidalon in seinem Posten den Ereignissen vom 7. ds. zufolge ersetzt worden ist.

General Demetz ist in normaler Weise mit den Truppen seiner Division nach Wiesbaden zurückgekehrt. Seine Truppen wurden im Gebiete von Frankfurt durch die 11. Division, die von Nancy gekommen ist und unter dem Befehl des Generals Vidalon steht, ersetzt. General Vidalon befindet sich übrigens seit 10 Tagen im Gebiete von Frankfurt, wo er zu gleicher Zeit mit seinen Truppen eingetroffen ist.

Die französische Militärbehörde hat nur zu sehr den Takt, das Maß und die Geschicklichkeit, die General Demetz um seine Truppen bei den Vorgängen vom 7. ds. an den Tag gelegt haben, schätzen gelernt. Die für diese Vorgänge einzig Verantwortlichen sind die alldeutschen Hetzer, die die Volksmenge durch tendenziöse und lügenhafte Gerüchte, von welchen keines sich verwirklicht hat, irregeführt und gereizt haben"

Alldeutsche Hetzer — — Wenn die Franzosen jeden Deutschen, der über ihre Anmaßungen empört ist, als alldeutschen Hetzer bezeichnen, so muß ganz Deutschland (mit Ausnahme vielleicht einiger ganz weniger phantastischer Radikaler) aus alldeutschen Hetzern bestehen. Man gibt sich jenseit des Rheins wirklich Mühe, uns davon zu überzeugen, daß Frankreich noch immer mit uns im Kriege lebt.

Das Schicksal der deutschen wissenschaftlichen Anstalten in Italien.

Das Schicksal der deutschen wissenschaftlichen Anstalten in Italien ist noch unentschieden, aber es scheint den Bemühungen des Herrn Professors Kehr, des Direktors der preußischen Staatsarchive, gelungen zu sein, das Schlimmste abzuwenden. Die Italiener sind überhaupt diejenigen unter unseren Feinden, die bei ihrem Vorgehen gegen das Staatseigentum und das Privateigentum der Deutschen die geringste Gehässigkeit an den Tag legen. Wenn sie den Palazzo Caffarelli zerstören und das Archäologische Institut niederreißen, so machen sie dafür wenigstens wissenschaftliche Gründe geltend und können sich dabei auf ein italienisches Gesetz berufen, das die Enteignung aller Gebäude und Grundstücke gestattet, die in der sogenannten archäologischen Zone liegen. Im übrigen aber treten die angesehenen wissenschaftlichen Gesellschaften in Italien dafür ein, daß die wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten, die wir in ihrem Lande besitzen, uns zurückgegeben werden und unter denselben Bedingungen, unter denen sie vor dem Ausbruch des Krieges so Nützliches geleistet haben, fortbestehen. Einen solchen Beschluß haben kürzlich einstimmig das „Istituto Storico Italiano" und die römische Gesellschaft für vaterländische Geschichte gefaßt. Um so befremdlicher berührt ein Beschluß der „Academia dei

Lincei", der Körperschaft, die ungefähr unserer Akademie der Wissenschaften entspricht. Diese höchste wissenschaftliche Instanz des Königreichs hat nämlich beschlossen, von der Regierung zu fordern, daß die einzigartige Bibliothek des preußischen archäologischen Instituts, die zurzeit, in Kisten verpackt, in der Engelsburg lagert, Eigentum des italienischen Staates und dem italienischen archäologischen Institut überlassen werde. Dieser Beschluß hat großen Unwillen erregt, und der „Tempo", ein der Regierung nahestehendes Organ, schreibt, nachdem er die obenerwähnten Beschlüsse der beiden historischen Gesellschaften anerkennend hervorgehoben hat, über diese kulturfeindliche Tat der höchsten wissenschaftlichen Körperschaft des Landes folgendes: „Wir verstehen nicht, welche triftigen Gründe in irgendeiner Weise eine Beschlagnahme dieser Art rechtfertigen können. Wir sehen vielmehr nur Gründe, sowohl juristische als auch kulturelle, die man für eine bedingungslose Zurückerstattung der wertvollen Bibliothek an die Vertreter der deutschen archäologischen und historischen Wissenschaft ins Feld führen kann, die zu uns zurückkehren werden, um ihre edle und nützliche Arbeit wieder aufzunehmen. Eine Bibliothek, und besonders eine Bibliothek, die nach ganz bestimmten Zielen und Grundsätzen zusammengestellt wurde, ist ein lebendiger Organismus, und es steht niemand das Recht zu, sie demjenigen wegzunehmen, der sie gesammelt hat und sie den Zwecken zu entfremden, für die sie in liebevoller Weise gepflegt worden ist. Gerade in diesen Tagen hat die elsässische Kulturwelt schmerzliche Verwahrung gegen die plötzliche Entscheidung eingelegt, durch welche die französischen Behörden die Arbeit einer dreißigjährigen Organisation, die in der Straßburger Bibliothek mit ihren mehr als eine Million betragenden Bänden geleistet wurde, zerstreut und auseinandergerissen haben. Machen wir uns nicht im kleinen desselben Verbrechens schuldig. Die große Spezialbibliothek, die seit den Zeiten Henzens mit den wichtigsten Untersuchungen auf dem Gebiete der römischen Archäologie innig verbunden ist, darf denen nicht entrissen werden, die mit vollem Recht stolz darauf sind, sie zusammengebracht zu haben, und unsere akademischen Körperschaften dürfen sich in Angelegenheiten dieser Art nicht von Empfindungen leiten lassen, die schlecht oder recht in Kriegszeiten ertragen werden konnten." („Tempo" vom 12. März.)

Unter der Lupe

Aus dem Jahre 1923.

Zeitgemäße Phantasien.

I.

„Ingenieur (Akademiker) mit längerer Praxis von großer Werkzeugmaschinenfabrik gesucht. Gehalt bis 600 Mark monatlich. Strebsamen Herren bietet sich Gelegenheit, zum Boten bzw. Saalfeger aufzurücken (40—50 M. täglich). Persönliche Vorstellung bei der Direktion erwünscht."

So oder so ähnlich las ich's in irgendeiner Zeitung. Ha! dachte ich, jetzt gilt's, endlich lächelt dir das Glück: Ingenieur bist du, Akademiker dazu und außerdem ist dein Studienfreund Meier im Direktorium dieser Werkzeugmaschinenfabrik. Also hurtig auf den Weg gemacht.

... Ich trat durch den Torweg und suchte die Portierloge. Doch was war das? In dieser Loge, auf einem Schraubstuhl sitzend, fand ich ein unlivriertes Wesen vor, und dieses Wesen entpuppte sich als mein Freund Meier, der angeblich im Direktorium sitzen sollte.

Ich stellte ihm den Grund meines Kommens vor und bat ihn um Auskunft, wo ich den maßgebenden Direktor antreffen könnte. Er lächelte ein bißchen verlegen, bot mir auf einem hölzernen Bänklein Platz an und sagte, indem er seinen schäbigen Rock zurechtzupfte und mit den losgelösten Stiefelsohlen schwappte: „Lieber Freund, ich bin ja der Direktor. Ah, du meinst, weil ich hier ein wenig ungemütlich wohne .... du weißt doch, daß nach dem letzten Generalstreik die Herren Portiers endlich hygienische Diensträume erhielten, was ja auch ganz berechtigt war."

„Aber lieber Meier," warf ich ein, „ich finde es doch etwas merkwürdig, daß du hier in der Portierloge haust."

„Beruhige dich," sagte er nicht ohne einen gewissen Stolz, „man bleibt ja nicht ewig Direktor. Unser Portier, der einen Narren an mir gefressen hat, will mich zu seinem Gehilfen machen."

Wir kamen auf mein Anstellungsgesuch zu sprechen.

„Ich kann dir nur warm empfehlen, anzunehmen," sagte Direktor Meier, „du mußt nicht vergessen, daß ich bald Portiergehilfe werde. . . . Du bist doch organisiert? . . ." Als ich nickte, fuhr er fort: „Du darfst dich aber nicht mit deinen künftigen Kollegen viel einlassen, sonst bist du bei den Boten bald unten durch. Wenn du selbst erst einmal Bote bist, ist deine Existenz gesichert, dann kannst du sozusagen heiraten. Du mußt nicht vergessen, daß die Löhne dauernd steigen. . ."

Im Hinblick auf meine zerschlissenen Kleider und die fehlende Krawatte nahm ich Meiers Vorschlag an und unterschrieb den Kontrakt, in dem ausdrücklich bemerkt war: Konstrukteur und Botenanwärter.

Auf dem Heimweg begegnete mir der Hochschulprofessor Müller, bei dem ich seinerzeit Physik gehört hatte. Ich grüßte, er blieb stehen. Mir fiel seine freudige Erregung auf.

„Herr Geheimrat sehen so vergnügt aus. Ist vielleicht ein freudiges Ereignis. . . .?"

„Sie können mir gratulieren," rief der Professor, „ich habe ein geradezu abenteuerliches Glück gehabt. Denken Sie sich nur, ich habe die bestbezahlte Stelle der ganzen Hochschule erwischt, ich bin mein eigener Laboratoriumsdiener geworden!"

Horribiliscribifax.

Deutsche Karikaturen



Ihre Hauptbeschäftigung.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H. Berlin SW. [illegible] Verantwortlich für die Redaktion Dr. [illegible] Berlin [illegible]

Preis 75 Pfennig



Nummer 17 | 8. Mai 1920 | 2. Jahrgang

„Das glückhafft Schiff aus der Newen Welt."

Der Nationalversammlung ruhmloses Ende.

Von Dr. C. Mühling.



Wenn die Mehrheit, die wenigstens nach dem Gebot der Verfassung bis zum 6. Juni in Deutschland allmächtig ist, es darauf abgesehen hätte, kurz vor den Wahlen den Beweis dafür zu erbringen, daß sie mit Hilfe des alleinseligmachenden parlamentarischen Systems den Unsinn mit der Gewissenlosigkeit im Bunde auf den Thron erhoben hat, so hätte sie nicht anders handeln können, als sie in den letzten Wochen ihres Daseins gehandelt hat.

Es ist ihr gelungen, das parlamentarische System ad absurdum zu führen. Es muß dem deutschen Volk, wenn anders es sich überhaupt um die Vorgänge kümmert, die im Kreise seiner Vertretung vor sich gehen, ganz klar geworden sein, daß diese Mehrheit die Voraussetzungen nicht erfüllt, ohne die das parlamentarische System zum Unsinn, das ganze Gesetzgebungswerk, das unser Schicksal bestimmt, zum lächerlichen Possenspiel wird. Denn diese Mehrheit hat mit einer Gewissenlosigkeit, die ohne Beispiel in der Geschichte der Parlamente ist, die Annahme eines Gesetzes beschlossen, gegen das sich alle Parteien von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken erklärt hatten, eines Gesetzes, das den deutschen Steuerzahlern eine neue Last von Hunderten von Millionen auferlegt, das gerade die Schicht der Bevölkerung, die man früher den Mittelstand nannte, die aber jetzt eigentlich zum Proletariat geworden ist, also die schonungsbedürftigste am härtesten trifft, und das doch voraussichtlich nicht einmal den finanziellen Erfolg haben wird, den man von ihm erwartet. Ich meine das Gesetz über die Telegraphen- und Telephongebühren und die Zwangsanleihe für Fernsprechanlagen.

Gegen dieses Gesetz haben nacheinander die Redner aller Parteien gesprochen, und es ist dann einstimmig angenommen worden.

Daß bei der Abstimmung nur zwanzig Abgeordnete im Saal waren, vergrößert nur die Schmach, mit der sich diese Versammlung kurz vor ihrem Ende bedeckt hat.

Das parlamentarische System bedeutet die Herrschaft der Mehrheit. In dem Parlament, in dem die Koalition der Mehrheitsozialisten, des Zentrums und der Demokraten regiert, wird gegen die Mehrheit aber auch gegen die Opposition von einem Häuflein von Apostaten entschieden, weil diese Mehrheit, wenn die wichtigsten Gesetze beraten werden, nicht zur Stelle ist, weil sie die Beschlußunfähigkeit zur Permanenz erklärt hat und nur deshalb das parlamentarische Leben nicht vollkommen erstickte, weil bis zur letzten Minute vor der Vertagung niemand den Mut hatte, die schon tagelang dauernde Beschlußunfähigkeit feststellen zu lassen.

Kann es einen größeren Unsinn geben als ein parlamentarisches System, in dem eine winzige Minderheit von zufällig anwesenden Sonderlingen über die wichtigsten Gesetze entscheidet? Damit die Mehrheit herrsche, damit durch die Mehrheit bewirkt wird, daß in Deutschland nichts geschieht, was das Volk nicht will, haben diese Demokraten die alten Gewalten gestürzt und das unsägliche Elend heraufbeschworen, das diese sinnloseste und geistloseste aller Staatsumwälzungen zur Folge hatte. Und nachdem das demokratische Prinzip, ohne das es nach ihrer Ansicht kein Glück gibt, gesiegt hat, treten sie ihre eigenen lebenswichtigen Grundsätze mit Füßen und treiben die leichtherzige Gewissenlosigkeit so weit, daß sie sich um ihre heiligsten Pflichten nicht kümmern.

Das deutsche Volk weiß nun, was es zu erwarten hat, wenn es die Männer wiederwählt, aus deren Reihen die Regierung gebildet worden ist, durch die es seit dem 19. Januar 1919 langsam zu Tode regiert wird. Wenn es durch die Vorgänge der letzten Wochen nicht belehrt worden ist, dann werden seine Geschicke wieder in die Hände von Menschen gelegt werden, welche die Voraussetzungen nicht erfüllen, mit denen das parlamentarische System, das nun einmal die Herrschaft in Deutschland erobert hat, steht und fällt. Es wird zum Unsinn, wenn Gesetze so zustande kommen, wie sie in diesen letzten Wochen zustande gekommen sind, wenn die den Volksvertretern gezahlte Entlohnung den Charakter von Abwesenheitsgeldern annimmt.

Und wie am Königsplatz, so ist auch in der Prinz-Albrecht-Straße bei Gelegenheit der Beratung über die Maifeier das parlamentarische System ad absurdum geführt worden. Denn es ist einer seiner wichtigsten Grundsätze, daß Minister ihre Entlassung nehmen müssen, wenn sich die Mehrheit in einer grundsätzlichen Frage gegen sie entscheidet. Für die sozialdemokratischen Minister handelte es sich aber bei dem Antrag über die Feier des 1. Mai um eine prinzipielle Frage, weil dieser 1. Mai das selbstgewählte, durch heiße Kämpfe endlich im vorigen Jahre zur gesetzlichen Anerkennung gebrachte Fest ihrer Gemeinschaft sein soll. Der „Vorwärts" hat das ausdrücklich anerkannt, wenn er schrieb, daß die Ablehnung des sozialdemokratischen Antrags sowohl im Reichstag als in der preußischen Landesversammlung ein Schlag ins Gesicht der Sozialdemokratie sei. Diese Ablehnung hat in der Tat für die Sozialdemokratie in unsern Parlamenten ungefähr dieselbe Bedeutunug, die etwa die Absetzung des Osterfestes für ein Kirchenkonzil oder eine Generalsynode haben würde. Aber die sozialdemokratischen Minister sind nach dieser Niederlage ruhig im Amte geblieben, als lebten wir noch in den von ihnen für so verabscheuungswürdig erklärten Zeiten, in denen die Minister weiterregieren durften, wenn die Parlamente Beschlüsse faßten, welche die heiligsten Überzeugungen der Regierung verletzten. So hat denn diese Nationalversammlung, deren Aufgabe es war, dem Deutschen Reich die neue Verfassung und die zu ihrer Durchführung notwendigen Gesetze zu geben, nicht nur die von ihr selbst ihr gesteckten Ziele und Grenzen ihrer Arbeit mißachtet, indem sie schicksalschwere Gesetze von ungeheurer Bedeutung mit einer Leichtherzigkeit beschloß, für die man vergeblich nach einem Vorbild suchen wird, sondern sie hat die staatsrechtlichen Grundsätze gewissenlos preisgegeben, denen sie ihre Daseinsberechtigung verdankt, und nach dem unermeßlichen Unglück, das sie angerichtet hat, nun auch ein ruhmloses, ein klägliches Ende gefunden.

Wenn sie am 19. Mai zum letzten Male zusammentritt, wird sie den letzten Rest ihres Ansehens verloren haben. Ihre Sterbestunde wird gesegnet werden; und das deutsche Volk wird sich hoffentlich mit dem Bewußtsein durchdringen, daß ein Parlament von ähnlicher Zusammensetzung niemals wieder über seine Geschicke entscheiden darf.

Feindliche Propaganda im Weltkriege.

Von K. Boy=Ed Kapitän zur See a. D.

Deutschland ist besiegt durch Lüge und Hunger. Nachdem vier Jahre unerhörter Anstrengungen und Entbehrungen die deutschen Leiber entnervt hatten, gab man durch ein Trommelfeuer heuchlerischer und lügnerischer Propaganda den deutschen Seelen den Rest! Nur ein Volk, das weniger gutgläubig und weniger weltbrüderlich veranlagt ist als das deutsche, hätte nach übermenschlichen Anstrengungen solchem Ansturm noch widerstehen können.

Beide unehrlichen Waffen, die Lüge wie den Hunger, hat England in den Krieg hineingetragen. Und daher ist England trotz aller amerikanischen Soldaten die letzte Ursache für Deutschlands Zusammenbruch. Mit seinen Kabeln und Funkenstationen ging es darauf aus, die ganze Welt gegen den ihm unerträglich gewordenen Konkurrenten in Handel, Schiffahrt und Industrie aufzubringen. Als Meister auf dem Gebiet der Stimmungsmache wußte es, daß der erste Eindruck der entscheidende ist. Daher log man selbst den ungeheuren Siegessturm der deutschen Truppen in Frankreich hinein in glänzende Erfolge der Alliierten um. Die Depeschen und Schlachtberichte, mit denen die transozeanischen Länder gleich in den ersten Kriegstagen überflutet wurden, könnten in ihrer dreisten Schamlosigkeit höchstens von Engländern selber je wieder erreicht werden. Und schon Anfang 1915 waren Tausende von Filmrollen englischen und französischen Ursprungs nach allen Ländern der Erde unterwegs, die betrunkene deutsche Offiziere und in Blut watende preußische Soldaten als den Schrecken Belgiens und Frankreichs zeigten. Unsere Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" und „Eitel Friedrich" fanden sie bei ihren Schiffskaperungen im Atlantischen Ozean. Man lieferte aber nicht nur die Filme, sondern sorgte auch für ihre Aufführung. Wo es, wie in den Dörfern Italiens, an Theatern und sonstigen geeigneten Einrichtungen fehlte, schickten die Engländer Kino=Motorwagen durch das Land.

Die größten Anstrengungen der englischen Propaganda aber galten von Beginn an den Vereinigten Staaten. Der für die äußere Politik dieses Landes entscheidende Teil der Bevölkerung wollte zwar von Beginn an die Bestrafung Deutschlands für seine vermeintliche Kriegsschuld und seine angeblichen Weltmachtgelüste, aber man wollte in Amerika auch keinen uneingeschränkten Sieg Englands. Die Vereinigten Staaten und England sind auf fast allen politischen und wirtschaftlichen Gebieten Konkurrenten und damit im Grunde ihres Herzens Gegner. Es war daher irrtümlich, wenn noch bis vor kurzer Zeit in Deutschland immer wieder von einem angelsächsischen Bund zur gemeinsamen Beherrschung der Welt geschrieben wurde. Die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 war eine Folge des englischen Egoismus, und in dem Lande Washingtons war man sich stets bewußt, daß in den seither verflossenen 1½ Jahrhunderten der Charakter und die Ziele Englands sich nicht geändert haben. In England kennt man diesen Argwohn der Vereinigten Staaten gegen englische Anmaßung und Bereicherungsgelüste. Ihn galt es zu beseitigen, und unter dem Schlachtgeschrei der Heuchler „Haltet den Dieb!" wurde eine maßlose Hetze gegen die angeblichen Weltbeherrschungspläne Deutschlands und gegen seine „friedengefährdende und zivilisationsfeindliche Autokratie" eingeleitet. Buckle, der in seiner Geschichte der Zivilisation Englands von den „unerhörten und elenden früheren Verleumdungen" seiner Landsleute gegen die Franzosen und Französinnen zu berichten weiß, bezeichnet die Unwissenheit als die mächtigste aller Ursachen des Nationalhasses. Die für die Propaganda in den Vereinigten Staaten tätigen Engländer nutzten die Unwissenheit des amerikanischen Volkes über Deutschland mit nicht zu übertreffender Skrupellosigkeit aus. Sie hatten damit erstaunliche Erfolge und haben in weiten Kreisen der Nordamerikaner einen Haß gegen alles Deutsche gesät, dessen Wirkungen wir noch Jahre, viele Jahre spüren werden.

Die Engländer haben bekanntlich die halbe Welt mit der Begründung unter ihre Knie gebracht, daß es zur Ehre Gottes und zum Segen der unterworfenen Völker geschähe. Es fiel ihnen dank ihrer Jahrhunderte langen Praxis im Pharisäerspielen daher nicht schwer, der breiten Masse der Amerikaner einzureden, daß Englands Kriegsteilnahme ein selbstloses und höchst nachahmenswertes Unternehmen zur Errettung der Zivilisation und zur Verewigung des Friedens der Welt sei. Zur Unterstützung des zu diesem Zweck mobilmachungsmäßig arbeitenden Kabel- und Zeitungsdienstes schickte man eine offizielle Kommission nach der andern und schockweise Redner aller möglichen Berufsarten, verwundete Offiziere und sogar den Kommandanten der Zeebrügger „Vindictive" nach den Vereinigten Staaten. Und um die Kriegsbegeisterung der Amerikaner und gleichzeitig das Ansehen Englands zu heben, ließ man britische Soldaten durch die Straßen New Yorks marschieren, fuhr mit einem Tank umher und stellte ein auf den Goodwin Sands in Seenot gestrandetes deutsches Unterseeboot als von den „Hunnen" erobert im Centralpark aus.

So wurde bei unseren Gegnern der heilige Zorn, den in Deutschland allzu sanftmütige Staatslenker und eine international gerichtete Presse immer wieder mit Samthandschuhen niederdrückten, systematisch entfacht. Aber England kannte die Kraft der deutschen Armee und Marine viel zu gut, um nicht zu wissen, daß auch mit der größten Verhetzung der gesamten außerdeutschen Welt der militärische Widerstand Deutschlands nicht zu brechen war. Man mußte dem starkknochigen und todesmutigen und doch so gutmütigen Michel mit Überredungskünsten kommen. Eine kriegsentscheidende Wirkung der Propaganda war nur von einer Bearbeitung der Seelen der deutschen Frontsoldaten und der heimischen darbenden Bevölkerung zu erhoffen. Schon vom Herbst 1914 an hatten Engländer und Franzosen versucht, durch Flugblätter und Tafeln unsere Feldgrauen zum Überlaufen einzuladen und sie von der Nutzlosigkeit ihres Kampfes zu überzeugen. In größerem Maßstabe wurde dieser Betrieb von den Engländern im Jahre 1917 durch die Verwendung von Flugzeugen aufgenommen. Als aber die deutsche Heeresleitung feindliche Flieger, die bei solcher Tätigkeit abgefangen wurden, vor ein Kriegsgericht stellte, nahm man beim Feinde von jener Art der Flugblätter=Verteilung wieder Abstand. Statt dessen konstruierte man mit Gas zu füllende Frei-Ballons aus Papier, die bis zu vier Pfund Last tragen konnten und von denen bei den im nordöstlichen Frankreich vorherrschenden Westwinden schließlich bis zu einer Zahl von wöchentlich 2000 Stück über die deutsche Front hinweg losgelassen wurden. Auf diese Weise sind im Sommer 1918 nicht weniger als 12 Millionen Flugblätter ausgestreut worden. Dem Inhalt nach teilte man beim Feind die Flugblätter ein in solche mit Inhalt von bleibendem Wert und in solche von nur aktuellem Interesse. Die Organisation arbeitete schließlich so gut, daß die Blätter mit aktuellem Inhalt Nachrichten, die am Montag in London aufgegeben waren, in deutscher Sprache bereits am Mittwoch abend aus der Höhe auf unsere Linien herabwirbelten. Die „Times" beschäftigt sich im 314. Kapitel ihrer Kriegsgeschichte mit der britischen Propaganda in den feindlichen Ländern und gibt einige der abgeworfenen Flugblätter wieder. Eins stammt aus den ersten Kriegsmonaten und hat folgenden, die ganze Heuchelei unserer Feinde in grellstes Licht setzenden Wortlaut:

„An die deutschen Soldaten!

Es ist nicht wahr, daß wir Franzosen die deutschen Gefangenen erschießen oder mißhandeln. Im Gegenteil,

unsere Kriegsgefangenen werden gut behandelt und bekommen gut zu essen und zu trinken.

Diejenigen von Euch, die dieses erbärmlichen Lebens überdrüssig sind, können sich ohne Angst bei den französischen Vorposten unbewaffnet melden. Sie werden dort gut empfangen werden.

Nach dem Kriege darf jeder wieder nach Hause."

Die anderen Beispiele tragen das Datum der ersten Tage des berüchtigten November 1918 und zeigen ein angeblich in Deutschland gedrucktes Blatt „Heer und Heimat", in dem die Kriegsschuld Deutschlands und die Hoffnungslosigkeit seiner militärischen und wirtschaftlichen Lage in Bild und Schrift behandelt wird.

Wie die Beförderungsart und Verbreitungsmethode der Flugblätter durch unsere Feinde wurde im Laufe der Jahre auch ihr Inhalt immer mehr vervollkommnet. Aus den fast kindlichen und meist in falschem Deutsch verfaßten ersten Blättern wurden zum Schluß raffiniert verfaßte und ausgeführte Erzeugnisse allgemeinen politischen oder militärischen Inhalts. Mit Vorliebe wurden in ihnen Auslassungen sozialdemokratischer deutscher Blätter und bei deutschen Gefangenen oder Toten gefundene Klagebriefe aus der Heimat verbreitet. Wir Deutschen haben ja immer verstanden, denen die uns nach der Ehre und dem Leben trachten, die nötigen Waffen aus unserem eigenen Arsenal zur Verfügung zu stellen. Das „Göteborg Aftonbladet" schrieb am 4. September 1918 unter Bezugnahme auf Äußerungen des „Berliner Tageblatts" und der „Frankfurter Zeitung": „Die Verbandspropaganda pflügt mit einheimischen deutschen Kälbern, und ohne die bittere radikale Kritik in Deutschland wäre die Agitation gegen den ‚preußischen Militarismus und Despotismus' längst an sich selbst aus Mangel an Stoff gestorben." Und nachdem das Blatt auf das tiefe Einverständnis, das offenbar in weiten politischen Kreisen Deutschlands mit der feindlichen Agitation herrscht, hingewiesen hatte, fuhr es fort: „Dies deutsche Verhalten kann um so schicksalschwerer werden, als es sich um Daseinsfragen Deutschlands handelt."

Daß es so weit mit uns kommen konnte, war nicht zuletzt auch ein Verdienst Lord Northcliffes. Trotz sichtlicher Erfolge, von denen neben ungeniertester Spionage ein Teil der deutschen Presse und Gefangenen-Aussagen unseren Feinden Kunde brachten, war die Entente doch mit der Wirkung ihrer Propaganda nicht zufrieden. Es gebrach an einem System im Inhalt und im Ansetzen der Agitation. Northcliffe, der im Februar 1918 zum Leiter der britischen Propaganda gegen die feindlichen Länder ernannt wurde, brachte es in sie hinein. Er beschloß die eiserne Kette zunächst an ihrem schwächsten Glied zu zerreißen. Das war Österreich-Ungarn mit seiner aus so gegensätzlichen Stämmen zusammengesetzten Bevölkerung. Man schuf den Begriff des Selbstbestimmungsrechts der Völker und begann vor allem die Tschechen und Südslawen in diesem Sinne zu bearbeiten. Bald trugen englische Grammophone aus italienischen Schützengräben die Klänge tschecho-slowakischer und slawischer Volksweisen zu den Soldaten an der Piave-Front hinüber. Die erheblichen Schwierigkeiten, welche der Londoner Vertrag vom April 1915 der auf die Schaffung eines südslawischen Reiches gerichteten Northcliffe-Propaganda bereitete, wurden nach langwierigen Unterhandlungen mit Italien schließlich im April 1918 im wesentlichen behoben. Unter englischem Druck kam es zu der gekünstelten gegenseitigen Versicherung, daß die Einheit und Unabhängigkeit der jugo-slawischen Nation für Italien ein ebenso lebenswichtiges Interesse darstelle wie die Vollendung der nationalen Einheit Italiens für Jugo-Slawien! Diese Propaganda wurde mit solchem Erfolg betrieben, daß die Northcliffe-Leute offenbar nicht mit Unrecht die Verzögerung, die Schwierigkeiten und den vielfachen Verrat der österreichischen Offensive als ihr Verdienst bezeichnen.

Nach der gründlichen moralischen Erschütterung der habsburgischen Streitmacht und großer Bevölkerungskreise wandte sich Northcliffe mit ganzer Energie dem Deutschen Reich zu. Aber auch hierbei stellte er die Methode noch über die Brutalität. Er erklärte sich die deutsche Widerstandskraft aus zwei Ursachen: einmal aus der Überzeugung der Deutschen, daß erfolgreiche militärische Offensiven den Krieg am schnellsten beenden würden, und zweitens aus der Furcht, daß die Alliierten ihren Sieg zur völligen Vernichtung Deutschlands ausnutzen würden. Daher bedeutete Northcliffe dem englischen Staatsekretär des Auswärtigen die Notwendigkeit, an Stelle der bisher unbestimmten und oft widerspruchsvollen Kriegsziele dem deutschen Volk eine klare Erklärung der Alliierten über ihre Absichten zu geben. Durch die Versicherung, daß die Alliierten trotz aller deutschen militärischen Erfolge unter allen Umständen den Krieg, und zwar insbesondere durch rücksichtslose Blockade fortsetzen würden, müsse den Deutschen Furcht eingejagt, durch die Mitteilung, daß die Alliierten nach der Unschädlichmachung der Dynastie Deutschlands und seiner herrschenden Militär- und Kapitalistenklasse für einen dauernden Weltfrieden mit Fair Play sorgen wollten, müsse ihnen Hoffnung gegeben werden. Nach diesem Rezept hat die feindliche Propaganda gehandelt, und der deutsche Michel ist mit der ihm in solchen Dingen eigentümlichen Unfehlbarkeit nach jeder Richtung darauf hineingefallen.

Bei aller Empörung über die Schamlosigkeit der Unwahrhaftigkeit unserer Feinde bei ihrer Propaganda muß man billigerweise aber doch ihre Nerven bewundern. Sie stellten in ihren Flugblättern Rußland noch als ein sich zu neuer Macht erholendes Land dar, als dieses Reich bereits in tausend Riesenrissen auseinanderbrach, und sie machten dem deutschen Volk den Unterseebootskrieg noch lächerlich, als man in Whitehall und in Downingstreet die Lage der Alliierten infolge der katastrophalen Schiffsverluste als verzweifelt ansah und sich anschickte, mit dem Verlust des Krieges zu rechnen. Und doch will die englische Propaganda nur immer mit der Wahrheit operiert haben! Sie versicherte es täglich heuchlerisch immer von neuem dem deutschen Soldaten und erzählte ihm, daß im Gegensatz dazu er von seinen eigenen Behörden systematisch belogen würde. Daher war es vielleicht ein psychologischer Fehler, daß unsere Oberste Heeresleitung so auffällig und strenge nach feindlichen Flugblättern fahndete und auf ihre Ablieferung sogar Geldpreise aussetzen ließ. Man hätte — so meinen viele, die bis zuletzt an der Westfront kämpften — lieber die feindlichen Flugblätter zum ausschließlichen Gegenstand freimütiger Besprechung und Aufklärung machen sollen. Im englischen „Naval and Militär Record" vom 22. Oktober 1919 aber lesen wir betreffend die verschleierten englischen Angaben über die Schiffsverluste infolge des U-Boot-Krieges:

„Der vernünftige englische Bürger hat die Regierung nicht wegen der auffrisierten Zahlen getadelt, da er fühlte, wie wichtig es war, dem Feinde Trost vorzuenthalten, und seitdem hat man erfahren, wie sehr die englische Verschwiegenheit geholfen hat, den Geist des deutschen Volkes zu zermürben."

Und bei einem Essen der britischen Internationalen Vereinigung von Journalisten Anfang Dezember 1919 äußerte der englische Lordkanzler:

„Man habe der Presse gesagt, was sie tun sollte, als das Land eine Zeit ungeheurer Gefahr durchmachte: daß es wesentlich sei, den Geist der Bevölkerung zu erhalten und daß die Rückschläge in richtigem Verhältnis dargestellt werden müßten, weil die Leute sonst denken könnten, alles sei verloren."

Die Engländer, allen voran Lord Northcliffe, verstanden sich eben auf die Behandlung der Seele des eigenen und der anderen Völker. Wir Deutschen haben uns unfähig für beide Fälle gezeigt. Wir konnten keinen Northcliffe auftreiben, und wenn wir einen gehabt hätten, wäre man ihm aus hundert völkerrechtlichen und aus tausend moralischen Bedenken alle Augenblicke in den Arm gefallen! Gegen keines kriegführenden Landes Soldaten sind solche haarsträubende Gemeinheiten wie gegen die Deutschlands begangen, aber noch

heute weiß die Außenwelt und selbst nur ein Teil unserer eigenen Bevölkerung davon. Die Berichte von unzähligen Akten von Grausamkeiten, begangen durch das Militär und die Zivilbevölkerung unserer Feinde, mußten während des Krieges auf Geheiß an eine dafür besonders eingerichtete Zentralstelle in der Wilhelmstraße geleitet werden, in der sie dann ein anscheinend unkündbares Erbbegräbnis gefunden haben. So triumphiert noch heute die Lüge von der Grausamkeit der deutschen Hunnen und dem Edelmut unserer Feinde, und zu den größten Helden der englischen Kriegspartei gehört der Leiter für die moralische Zerrüttung des deutschen Volkes: Lord Northcliffe. Als dieser Napoleon des Journalismus am Tage nach der Annahme des deutschen Waffenstillstands-Angebots sein Amt niederlegte, dankte ihm Lloyd-George für die großen Dienste, die er der Sache der Alliierten erwiesen habe. Die englische Regierung habe viele Beweise des Erfolges der wertvollen Tätigkeit Northcliffes gehabt und von dem Maße, in dem diese zum dramatischen Zusammenbruch Deutschlands und Österreichs beigetragen habe.

Aber die Engländer haben auch in gewohntem Zynismus dem deutschen Anteil an solchem Erfolg ihrer Propaganda gerechte Würdigung zuteil werden lassen! Als sich Anfang November des Unglücksjahres 1918 im englischen Unterhause gelegentlich der Geldforderungen für das Aufklärungsministerium Northcliffes Erörterungen erhoben, erklärte der Vertreter der Regierung:

„Eine Arbeit erhält ihre Rechtfertigung oft durch den Erfolg. Wenn wir nach den Artikeln urteilen sollen, die während der Dauer der Propaganda in der deutschen Presse erschienen sind, so haben wir allen Grund, damit zufrieden zu sein.“ —

Es sieht nicht danach aus, als ob wir Deutschen viel seit der Amtsniederlegung des Lord Northcliffe gelernt hätten!

Weltpolitik, Weltkrieg und Ferner Osten.

Von Dr. Gerhard Menz, Schanghai.

III.

Europäisches und Weltpolitisches.

Ist zuzugeben, daß der Deutsche für die richtige Beurteilung weltpolitischer Verhältnisse nur mangelhaft vorbereitet und vorgebildet war und daß bei der Stellungnahme zu den Problemen der großen Politik und bei ihrer Behandlung in der Öffentlichkeit immer wieder Fehler begangen worden sind, so lohnt es sich, ehe auf die Frage des Weltkrieges im einzelnen genauer eingegangen wird, die Beziehungen zwischen europäischen und weltpolitischen Momenten doch noch etwas näher zu betrachten.

Für Deutschland durfte es in den letzten Jahrzehnten und während des Weltkrieges einen Unterschied zwischen europäischer und Weltpolitik gar nicht mehr geben. Alle Fragen, auch die scheinbar rein europäischen, mußten immer im Rahmen weltpolitischer Zusammenhänge und Beziehungen gesehen werden. Wir lebten im Zeitalter des Verkehrs, wie richtig erkannt war. Die Entwicklung des Dampfschiffverkehrs vor allem hat die Welt immer kleiner gemacht. Entfernungen, die früher in Monaten auszudrücken waren, schrumpften auf ebensoviel Wochen, die von Wochen früher jetzt auf ebensoviel Tage zusammen. Der Bau des Suezkanals, der Plan des Panamakanals, die Durchquerung ganzer Kontinente durch gewaltige Überlandbahnen halfen die Entwicklung noch beschleunigen und verstärken. Die Entfernung Berlin—Schanghai verringerte sich auf diese Weise auf knapp 14 Tage. Daß gleichzeitig die Elektrizität zwar nicht den Menschen selbst und seine Waren, aber doch wenigstens seine Gedanken und seinen Willen in Stunden, ja Minuten um den ganzen Erdball zu jagen vermochte, verkleinerte die Welt noch viel mehr. Die nächste Wirkung war, daß sich auch das Gewebe der weltwirtschaftlichen Beziehungen immer enger gestaltete. Gerade das wirtschaftlich so fast übermenschlich emporstrebende junge Deutsche Reich wurde damit in die Weltwirtschaft aufs innigste verknüpft. Der steigenden Bedeutung der wirtschaftlichen Belange entsprach ihre immer größere Rückwirkung auf die Politik, die innere so gut wie vielleicht noch mehr die äußere. Das sind allbekannte Dinge.

So sollte es aber auch eine Binsenwahrheit sein, daß bei solcher Lage es wenigstens für jede Großmacht keine rein europäischen Probleme der Politik mehr geben konnte, daß vielmehr alles aus weltpolitischen Zusammenhängen heraus gesehen und bewertet werden mußte. Ist das jedoch immer geschehen?

Bei den Bemerkungen zur sogenannten „Einkreisungspolitik“ konnte schon angedeutet werden, wie England wirklich das gesamte Problem Europa nur als weltpolitisches betrachtet und behandelt hat. Darüber hinaus ließe sich, würde es hier nur nicht zu weit führen, leicht nachweisen, wie in den letzten Jahren ständig jede Verschiebung an irgendeinem Punkt des weltpolitischen Schachfeldes sofort bedeutsame Gegenbewegungen an anderer Stelle im Gefolge hatte. Das weltpolitische Kraftfeld war eben ein Ganzes, das immer in seiner Gesamtheit auf jede Störung reagierte und sich ausbalancierte. Bei uns hat man sich aber der Erkenntnis dieser Tatsache in weiten Kreisen der Öffentlichkeit vollkommen verschlossen. Nur langsam und in bescheidenem Umfang begann die Umstellung. Die Folge war, daß wir ein wirklich weltpolitisches Programm, ein klares weltpolitisches Ziel gar nicht hatten. Wir hatten allenfalls ein weltwirtschaftspolitisches: Erhaltung der offenen Tür, freie Betätigungsmöglichkeit für unsere Industrie und unseren Handel in der ganzen Welt, gleiches Recht zur Beteiligung an der Erschließung und Ausbeutung der Weltreichtümer. Allein Weltwirtschaft ist noch lange nicht ohne weiteres Weltpolitik selbst, so innig beide auch zusammenhängen. In der Politik handelt es sich vorwiegend um Machtfragen. Wir mußten Weltmacht werden, nein, bleiben. Hatten wir dafür ein klares Programm? Hatten wir in der großen Masse, ja auch nur im Durchschnitt dafür die notwendigen klaren Vorstellungen? Gerade hier ging Europäisches und Weltpolitisches ständig durcheinander.

Europa mit seinen Fragen ist natürlich auch nur ein Teil der Welt und ihrer Probleme. Das macht die Klärung dieses Gegenstandes etwas schwierig. Ein Blick auf Frankreich hilft aber vielleicht weiter. Auch in Frankreich könnte man einen gewissen Gegensatz zwischen einer rein europäisch und einer mehr weltpolitisch eingestellten Richtung erkennen wollen. Frankreich hatte in den Tagen des dritten Napoleon bereits bewußt Weltpolitik im wahrsten Sinne getrieben. Das hat in mannigfachster Gestalt nachgewirkt. Der große Kolonialbesitz und die starken kolonialpolitischen Interessen waren immer am ehesten geneigt, dem Gedanken einer Verständigung mit uns näherzutreten. Deshalb sind sie uns besonders bekannt geworden. Ihnen stand gewissermaßen eine andere Richtung gegenüber, die nur auf das Loch in den Vogesen starrte und über dem Revanchegedanken scheinbar alles andere vergaß. Solche gegensätzlichen Interessen gibt es überall. Die wahre Politik aber, sofern sie überhaupt einen festen Kurs gewinnt, ist doch meist der Ausgleich verschiedener Interessen. Dabei zeigt sich dann die Entscheidung für ein entweder mehr weltpolitisches oder ein nicht so weit orientiertes Denken und Wollen. Frankreich hat seine weltpolitischen Interessen keineswegs vergessen; es hat sich aber doch gewissermaßen rein europäisch eingestellt. England in seiner Vorzugsstellung dem ganzen Festland, der ganzen Welt gegenüber sah alle Fragen des Erdballs nur vom weltpolitischen Standpunkt. Es hatte nur eine Weltstellung zu verteidigen. Frankreich (wie wir) sollte sich eine solche erst erkämpfen. Es hatte im ersten Anlauf dazu auch [illegible]

päische Stellung verloren. Folgerichtig strebte es danach, erst diese zurückzugewinnen, ehe es dem weiteren Ziele wieder größere Anstrengungen widmete. Sein Hauptprogramm wird damit eine Neuorientierung Europas, eine Lösung der europäischen Fragen zu seinem Vorteil. Frankreich treibt so eine eminent europäische Politik, trotzdem sie sicher aus klarer weltpolitischer Erwägung erfolgte. Seine gesamte Politik ist leicht unter das eine Motto „Revision des Frankfurter Friedens“ zu bringen. Dafür werden alle Figuren auf dem europäischen Teil des Schachfeldes richtig gestellt, dafür wird aber auch mancher richtige Zug außerhalb Europas getan.

Das gilt auch für die Zeit des Krieges. Frankreich ist es vornehmlich gewesen, das Italien sowohl wie nachher noch Rumänien in den Krieg hineingezogen hat. Mit beiden Ländern hat es schon lange vor dem Krieg auf Grund der kulturellen Verwandtschaft lateinischer Nationen die Annäherung betrieben, bewußt im Hinblick darauf, die Machtverteilung in Europa auf diese Weise zu seinen Gunsten zu verschieben. Schließlich hat ja auch in der Polenfrage, wie in der Behandlung der Slawen innerhalb der Habsburger Monarchie, ja selbst bei der Umwerbung der Madjaren Frankreich eine große Rolle gespielt, und auch hier immer aus der klaren Absicht heraus, den Einfluß des Deutschtums zu brechen und damit eine Revision des Frankfurter Friedens vorzubreiten. Aus der Erkenntnis heraus, daß sich nur in Europa vorerst seine Weltstellung entscheiden lasse, hat Frankreich namentlich während des Krieges sogar große Opfer in der außereuropäischen Welt gebracht. Ist es da meist auch nicht tatsächlich zu den letzten Schritten gekommen, so war aus den französischen Äußerungen doch deutlich zu erkennen, daß man sich des Ernstes der Lage durchaus bewußt war und vor selbst sehr bitteren Entscheidungen nicht zurückschreckte. So wurde ohne weiteres der Gedanke erörtert, die hinterindischen Kolonien für eine Zusage japanischer Truppenhilfe auf den europäischen Schlachtfeldern zu opfern. Wenn das nicht praktisch geworden ist, so lag das nicht an Frankreich. Als in der politischen Zeitschrift Okumas im Dezember 1914 der Gedanke angeschnitten wurde, japanische Truppen in Europa einzusetzen, im Interesse einer rascheren Beendigung des Krieges, namentlich aber auch, um damit weitere Zugeständnisse für Japan zu erkaufen, da haben französische Politiker unbedenklich begeistert zugestimmt. England dagegen war es, das in richtiger Einschätzung der Rückwirkung auf die Machtverteilung in Ostasien Zurückhaltung übte und ablehnte. Der Fall ist bezeichnend. Für Frankreich war eine wesentliche, in ihren möglichen Folgen gar nicht abzusehende Verschiebung der Machtverhältnisse am Stillen Ozean gleichgültig oder zum mindesten ohne weiteres annehmbar, wenn damit eine Sicherung seiner Stellung als Vormacht Europas zu erlangen war. Naturgemäß rechnete England, obwohl an der Bezwingung Deutschlands genau so interessiert, wesentlich anders. Ähnlich lag es auch später bei der Behandlung der sibirischen Fragen. Auch hier war Frankreich wieder ohne weiteres bereit, Japan das Mandat für die Intervention zu geben und ihm weitgehend freie Hand zu lassen. England dagegen und noch mehr die Vereinigten Staaten machten die Schwierigkeiten immer, weil sie an den Entwicklungen außerhalb Europas notwendigerweise ein größeres Interesse nahmen als der französische Bundesgenosse. Wo Frankreich mit seiner Politik durchgedrungen ist, wie in der Behandlung Italiens, Griechenlands, Rumäniens, läßt sich ja auch unschwer erkennen, daß dort stets die Rückwirkung auf wirklich weltpolitische Belange sehr gering oder überhaupt kaum vorhanden war. Vom weltpolitischen Standpunkt war der Ausgang des Krieges an sich entscheidend, aber nicht, ob er mit oder ohne die kleinen Bundesgenossen in Europa erfolgte. Im Hinblick auf die weiterwirkenden weltpolitischen Zusammenhänge war sicher der Eintritt Chinas in den Krieg, ja selbst der Brasiliens und mancher kleineren amerikanischen Republiken bedeutsamer als der Italiens und Rumäniens.

Der Rückschluß auf die deutschen Verhältnisse liegt auf der Hand. Deutschland hatte das genau entgegengesetzte Interesse wie Frankreich: Nicht Revision, sondern definitive Sicherung des Frankfurter Friedens und Erhaltung seiner Entscheidungen. Gelang es nicht, Frankreich von dem Starren auf das Loch in den Vogesen abzulenken und für gemeinsame Verfolgung weltpolitischer Interessen zu gewinnen, so durfte trotzdem die Unterwerfung unter die französische Auffassung der Politik niemals dahin gehen, nun ebenfalls weltpolitische Belange vorerst den rein europäischen Interessen gegenüber zurückzustellen. Im Gegenteil, da das klare Programm für Europa Erhaltung des Status quo sein und bleiben mußte, konnten vorteilhafte Schachzüge naturgemäß doch nur auf den außereuropäischen Feldern gemacht werden. Es drängte also alles danach, sich nicht nur darauf zu beschränken, Frankreich die Gewinnung von Bundesgenossen in Europa zu erschweren oder unmöglich zu machen, was auf die Dauer als rein negatives Ziel immer zum Mißerfolg führen muß, sondern vielmehr alles daran zu setzen, außerhalb Europas in dem größeren, ja doch zur Einheit gewordenen Schachfeld der ganzen Weltpolitik Deckungsfiguren und -positionen gegen die französischen Angriffe zu gewinnen. Das mußte vor der großen Machtprobe gelten in der Vorbereitung auf den Entscheidungsgang, das mußte aber ebenso sehr, ja erst recht im Kriege selbst gelten. Gerade der Krieg hat in dem Maß, wie er wirklich zum Weltkrieg wurde, in steigendem Umfang Weltfragen im wahrsten Sinne des Wortes angeschnitten und auch außerhalb Europas Dinge ins Rollen gebracht, denen gegenüber selbst unsere Gegner sich, der eine hier oder dort mehr, der andere weniger, die Frage stellen mußten, ob nicht die Interessen da höher zu werten seien als die in Europa im engeren Sinne. Diese Stimmung ist namentlich in Ostasien vornehmlich in dem Augenblick, wo die Ausdehnungsmöglichkeit des Krieges im engeren Europa selbst mit der Einsetzung Rumäniens entschieden schien, deutlich erkennbar geworden. Hat man das aber auch in der Heimat im nötigen Maß erkannt? Der Eindruck draußen war doch der, daß die weltpolitischen Möglichkeiten damals so wenig wie vor dem Krieg richtig und erschöpfend gewertet worden sind.

Die Vorarbeiten Frankreichs für den Wiederaufbau.

Von Regierungsbaumeister Hans Fränkel (Berlin).

Die französischen Maßnahmen, das durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogene Land wiederherzustellen, gehen auf den Herbst des Jahres 1914 zurück. Als nach der Schlacht an der Marne die Deutschen sich auf das Norduser der Aisne zurückzogen und dabei beträchtliche Teile des von ihnen bereits eroberten Landes wieder aufgaben, trat an die französische Regierung die Aufgabe heran, in diesen Gebieten Unterkünfte für die Bewohner zu schaffen, deren Heim durch die Kriegsereignisse zerstört worden war, bzw. die vielfach erhobenen Schadenersatzansprüche zu befriedigen. Die Hauptaufgaben wurden dem Ministerium des Innern übertragen, z. B. die Abschätzung der Schäden, die Wiederbewohnbarmachung der beschädigten Häuser, die Baustoffbeschaffung, die Errichtung behelfsmäßiger Bauten. Im September 1917 wurden die technischen Fragen des Aufbaues dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten übertragen, während die übrigen Zweige weiterhin von den zuständigen Ministerien bearbeitet wurden, also z. B. die Schäden und der Aufbau der Landwirtschaft vom Landwirtschaftsministerium. Der Verwaltungsapparat hat im Laufe der Jahre verschiedene Änderungen durchgemacht. Um eine bessere Vereinheitlichung zu erreichen, wurde der Aufbau in die Hand von Kommissionen gelegt; sie sollten die Verbindung der Dienststellen bewirken, die zu mehreren Ministerien gehörten. Ende 1917 wurden die verschiedenen Behörden in einem gemeinsamen Ministerium der zerstörten Gebiete und der Blockade vereinigt, schließlich wurde dieses Ministerium ausschließlich auf den Aufbau der verwüsteten Gebiete beschränkt.

Was nun die eigentliche Aufbautätigkeit angeht, so begnügte man sich anfänglich damit, das Zerstörte einfach so

wiederherzustellen, wie es gewesen war. Als jedoch im Verlauf des Krieges die Zerstörungen an Umfang und Stärke immer mehr zunahmen, brach sich die Erkenntnis Bahn, daß es mit der Herstellung der vernichteten Bauten allein nicht getan sei, sondern daß man aus der Not eine Tugend machen und mit dem Aufbau eine durchgreifende Verbesserung der Bauweise verbinden müsse. Daß die bisherige Bau- und Wohnweise besserungsfähig und besserungsbedürftig war, darüber waren sich die Franzosen selbst im unklaren. Die französische Baukunst hat mit den Fortschritten der Kultur in den letzten Jahrzehnten keineswegs Schritt gehalten, weder in technischer, noch hygienischer, noch künstlerischer Hinsicht. Sie ist in den alten Überlieferungen erstarrt, ohne von dem frischen Geist, der doch die deutsche Baukunst seit einiger Zeit neu belebt, etwas angenommen zu haben. Diese Einsicht veranlaßte die französischen Fachkreise, sich mit der stark in den Hintergrund gedrängten Stadtbaukunst zu beschäftigen und dabei auch ihre Blicke auf die anderen Länder zu richten. Mit großem Eifer wandten sich bald auch weitere Kreise dem Studium dieses Zweiges zu, und nun wurde mit einem Male „l'Urbanisme" zum Schlagwort und seine Lehre durch Bücher, Schriften und Vorträge, die sich wie eine Flut über das Land ergossen, von Berufenen und Unberufenen verbreitet. Was in den letzten Jahren in Frankreich über Städtebau geschrieben worden ist, stellt eine Bibliothek von ganz erklecklichem Umfang dar, und die Lehren, die sich in Deutschland seit Jahrzehnten eingebürgert haben, wurden als neueste Weisheiten und Erkenntnisse des französischen Geistes ausposaunt. — Einige Gesichtspunkte, die den Wiederaufbau betreffen, mögen kurz wiedergegeben sein.

Bei der Herstellung von Schäden in Ortschaften, deren Zerstörungsgrad verhältnismäßig gering ist, ist der Grundsatz zu befolgen, möglichst viel Verbesserungen mit wenig Änderungen zu verbinden, andererseits keine Änderung vorzunehmen, die nicht eine unbedingte Verbesserung darstellt. Die Ehrfurcht vor alten Gebäuden darf nicht übertrieben werden, sie richtet sich nach dem Kunstwert. Falls alle Bauten im Widerspruch zu den Forderungen der Hygiene oder des Verkehrs stehen oder bereits baufällig sind, so muß man sich mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit für ihre Beseitigung entscheiden. Sind Bauten von Kunstwert zerstört, so ist zu unterscheiden, ob überhaupt nur Ruinen übriggeblieben sind oder ob eine Herstellung möglich erscheint. In ersterem Falle verlangen Fanatiker die unbedingte Erhaltung der Trümmer aus moralischen Gründen, nämlich „zur Pflege des Hasses und der Rache", und wollen die Ruinen der zerstörten Orte als zusammenhängendes Ganzes zusammenfassen, das einen „heiligen Weg" in Frankreich und Belgien darstellt. In nüchternen Kreisen ist man der Ansicht, daß da, wo die Trümmer voraussichtlich doch in absehbarer Zeit verfallen und ihre Umgebung gefährden, sie zu beseitigen, wertvolle Kunstteile in Museen überzuführen sind. Falls jedoch künstlerisch bedeutende Ruinen noch eine längere Lebensdauer versprechen, so wird vorgeschlagen, sie freizulegen und mit einer Gartenanlage oder Anpflanzung zu umgeben. Die zweite Voraussetzung ist die, daß eine Herstellung möglich ist. In dieser Hinsicht ist man jetzt auch in Frankreich von der Rekonstruktionswut geheilt und hat an den Restaurationen mittelalterlicher Kirchen erkannt, daß trotz aller Viollet-le-Ducs dabei doch nichts als trockene Gelehrtenbaukunst herauskommt. Nur da, wo durch Eingriffe in mäßigen Grenzen eine Herstellung angängig ist, soll man sich dazu entschließen und die erforderlichen Maßnahmen zur Sicherung der Standfestigkeit treffen. Im übrigen soll die neue Zeit sich zur Befriedigung ihrer Forderungen nicht aus falscher Pietät in ein altmodisches Kleid zwängen, sondern sich einen Neubau, entsprechend den Bedürfnissen, in ihrer eigenen Formensprache errichten.

Die weiteren Forderungen, die beim Aufbau zu berücksichtigen sind, beziehen sich auf die Fragen der Hygiene und Wohlfahrt sowie des Verkehrs, bei dem auf die starke Zunahme des Kraftwagenverkehrs zu achten ist. Besonders verbesserungsbedürftig ist die Bauweise auf dem Lande; wir haben ja in Frankreich selbst reichlich Gelegenheit gehabt, die rückständigen Verhältnisse bezüglich der Trinkwasserbeschaffung, Abortanlagen — die häufig ganz fehlen —, Dunggruben usw. kennenzulernen; es sei erwähnt, daß die Besteuerung der Fenster erst 1917 aufgehoben worden ist.

Es ist klar, daß man auch den sozialen Strömungen der Zeit Rechnung tragen und sich die Sorge für angemessene Wohn- und Lebensweise der ärmeren Bevölkerung angelegen sein lassen wird. Die öden Arbeiterkolonien der nordfranzösischen Industriegegend sollen, soweit sie zerstört sind, beim Aufbau durch Gartenstädte ersetzt werden, wie sie bereits vor dem Kriege in Frankreich von den Schneiderwerken in Champagne-sur Seine nach englischem Muster, ferner z. B. auch von der Société des Mines in Dourges oder auch in Draveil bei Paris angelegt worden waren. Die Volksbildung soll durch den Bau von Volkshäusern selbst in den kleinsten Städten und sogar auf dem Lande gefördert werden. Für diese Gebäude wird die Bezeichnung „Maison de tous" oder „Maison de la vie sociale" vorgeschlagen, und um die dahingehenden Bestrebungen macht sich die „Alliance d'éducation civile et sociale" besonders verdient.

Um alle diese Fragen zu prüfen und die Reform in die Hand zu nehmen, sind während des Krieges zahlreiche private und staatliche Organisationen geschaffen worden. So wurde eine Gesellschaft gegründet „La Renaissance des Cités", der Handwerker, Gelehrte, Schriftsteller, Politiker, Industrielle usw. angehören. Sie sammelt alle Dokumente, Pläne, Gesetze, die sich auf den Aufbau beziehen; sie stellt selbst Bebauungspläne auf, berücksichtigt dabei auch die juristische, finanzielle und verwaltungstechnische Seite und übernimmt Zählungen, Katastrierungen, Feststellungen der Schäden, Kredite. Eine Kommission befaßt sich mit dem Studium und der Verbesserung der ländlichen Bauten in den vom Krieg betroffenen Gebieten; eine andere, die aus den drei größten Architektenvereinigungen gebildet ist, mit den technischen und baukünstlerischen Fragen. In den verschiedenen Departements sind zahlreiche örtliche Vereinigungen für den Aufbau entstanden. Seit 1917 gibt es eine besondere Hochschule für die Ausbildung in allen Richtungen des Städtebaus.

Auch durch vielfache Preisausschreiben wurde das Interesse gefördert, wobei auf die in den verschiedenen Gegenden herrschende Bau- und Wohnweise Rücksicht genommen wurde. In besonderem Maße trug zur Hebung des Verständnisses eine im Jahre 1916 in Paris veranstaltete Ausstellung „La cité reconstituée" bei. Sie befaßte sich mit Erweiterungs- und Bebauungsplänen, Ästhetik und Hygiene, den bodenständigen Bauweisen, der Erhaltung der



Péronne
Behelfsmäßige Unterkünfte in Baracken

Die Vorarbeiten Frankreichs für den

Baudenkmäler, der allgemeinen Gebäudekunde sowohl für Wohn- wie für öffentliche, landschaftliche und industrielle Bauten, ferner mit neuen Bauweisen, Konstruktionen und Ersatzbaustoffen.

Alle diese Bemühungen und Versuche haben nun ihren Niederschlag in einem wichtigen Gesetzentwurf gefunden, der im Jahre 1915 von Cornudet eingebracht, lange umstritten, schließlich im März 1919 angenommen wurde und damit als Gesetz in Kraft getreten ist. Hiernach hat in ganz Frankreich jede Stadt mit mehr als 10 000 Einwohnern einen Ansiedlungs-, Verschönerungs- und Erweiterungsplan innerhalb dreier Jahre aufzustellen; dasselbe gilt für diejenigen Städte mit 5000 bis 10 000 Einwohnern, deren Bevölkerung sich innerhalb zweier, in Zeitabständen von fünf Jahren erfolgter Volkszählungen um mehr als 10 v. H. vermehrt hat; für alle Bade- und Kurorte, Seebäder und dergl., deren Einwohnerzahl sich zu bestimmten Zeiten um mehr als 50 v. H. erhöht, ferner für alle Plätze, die durch ihre malerische Lage oder in künstlerischer oder historischer Hinsicht eine besondere Eigenart besitzen. Wenn eine Ortschaft teilweise oder ganz zerstört ist, so hat sie bereits innerhalb dreier Monate einen Baufluchts- und Nivellierungsplan und eine Skizze eines Bebauungs-, Verschönerungs- und Ausdehnungsplanes aufzustellen. Hierzu werden vom Staat Zuschüsse gewährt. Bei jedem Departement wird eine Departementskommission für Bebauung und Ausdehnung der Städte und Dörfer, beim Ministerium des Innern eine Oberkommission eingesetzt. Besondere Entwürfe betr. Zufuhr von Trinkwasser, Beseitigung und Verwendung der Abwässer- und Abfälle und gegebenenfalls Sanierung des Bodens sind mit den Bebauungsplänen einzureichen und unterliegen der Nachprüfung durch einen behördlichen Gesundheitsrat.

Nach den umfangreichen Vorbereitungen, die während der Kriegszeit für die Herstellung des Landes getroffen waren, durfte nun angenommen werden, daß nach dem Waffenstillstand der Aufbau systematisch in die Wege geleitet und seinem Fortschritt entsprechend den entheimateten Bewohnern ihr neues Heim angewiesen würde. Das war nicht der Fall; die Organisation versagte vollkommen. Planlos strömten d[ie] zurück und sahen sich hier einem Nichts gegenüber. Sie h[atten] nötigsten Baustoffe, um sich eine notdürftige Behausung e[...] Lobeshymnen auf die bewiesene Opferfreudigkeit, mit Sieg[...] Die Not stieg und mit ihr die Unzufriedenheit; die Anklagen[...] Regierung häuften sich. Die in der Kammer von den De[...] erhobenen Vorwürfe ließen an Deutlichkeit nichts zu wünsche[n ...] Worte aus. „Da hatten wir es ja unter den Deutschen noch be[...] wurden gebildet, der Bureaukratismus feierte wahre Org[ien ...] statt ihnen abzuhelfen. Die Transportkrise wurde von Tag zu Tag größer, die Arbeitskräfte wurden verzettelt. Die Kommission für die Wiederherstellung des beschädigten Marnegebiets beantragte bald nach dem Waffenstillstand die Beseitigung der Blindgänger und Geschosse als Voraussetzung für die Aufnahme der landwirtschaftlichen Arbeiten. Nach einem Vierteljahr betrug die Zahl der zur Verfügung gestellten Kräfte zwei Unteroffiziere und acht Mann! Hunderte solcher Beispiele wurden täglich in den Zeitungen veröffentlicht, in den Kammersitzungen vorgetragen.

Das Benehmen der französischen und verbündeten Besatzungstruppen erhöhte die Mißstimmung; so sehr sie auch beim Einzug umjubelt wurden, so schnell verscherzten sie sich die Gunst der Einwohner durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie sich in den bewohnbaren Häusern breitmachten, das Mobiliar der eigenen Landsleute schonungslos zu Brennzwecken verwendeten,



Abstützun[g ...]



St. Quentin
Gerüst an der Kathedrale.

ein. Schließlich riß d[...] Regierung nahm sie d[...] des Aufbaus selbst i[...] „Acht Monate sind [...] noch in derselben trau[...] aber nichts geschieht. [...] möglich. Auf den Ei[...] fort in dem Unh[...] öffnung der Generalstä[...] stände bezeichneten al[...] für den Aufbau ang[...]

eraufbau der zerstörten Kriegsgebiete.

in die verheerten Gebiete
skräfte, auf Lieferung der
att dessen wurden sie mit
Versprechungen abgespeist.
fähigkeit der französischen
betroffenen Departements
manche Rede klang in die
sionen über Kommissionen
erte die Schwierigkeite ,



digter Häuser.



Arras
Die Instandsetzung des Bahnhofsgebäudes.

und durch die Gleichgültigkeit, mit der sie die nur teilweise beschädigten Bauten vollends dem Verfall preisgaben. Als der Ministerpräsident Clemenceau die Kriegsgebiete besichtigte, da mischten sich in die Begeisterung, mit der er empfangen wurde, überall schwere Anklagen gegen die Unzulänglichkeit der Behörden. Die Stadt Lens hatte bei dieser Gelegenheit auf dem Schutthügel, den die Trümmer des ehemaligen Rathauses bildeten, ein riesiges Schild angebracht mit der eindringlichen Inschrift: „Lens will wieder aufleben." Clemenceau versprach überall mit beredten Worten Abhilfe, griff auch teilweise ein, veranlaßte den Wechsel in der Besetzung einiger Beamtenstellen sowie eine Erhöhung der Vorschüsse, aber eine merkliche Besserung trat nicht

Bevölkerung die Geduld; nach dem völligen Versagen der
von Generalständen der betroffenen Departements die Sache
Der Aufruf der Generalstände begann mit den Worten:
fenstillstand verflossen, die befreiten Gebiete sind immer
Sie haben schöne Worte und viele Rundschreiben erhalten,
n ist weiterhin dort äußerst schwierig, wenn nicht un-
s Chaos. Das Unheil des Krieges setzt sich
erwaltung!" Am 31. August 1919 erfolgte die Er-
orbonne zu Paris unter dem Vorsitz Ribots. Die General-
lbst Vorschläge zu machen und Maßnahmen zu ergreifen
genügenden Resultate der öffentlichen Behörden, und sie

stellten ein Programm auf, das von den Parlamentariern und angesehensten Vertretern der Interessen der zerstörten Gebiete bearbeitet war und eine wirksame Tätigkeit ermöglichen sollte. Grundsätzlich wurde beschlossen, daß der Staat immer mehr auszuschalten und durch private Arbeitskräfte zu ersetzen sei, und diese Richtlinie wurde schließlich auch von den Behörden selbst gutgeheißen und in einer Sitzung, die im Februar dieses Jahres die Präfekten der betroffenen Departements unter Vorsitz des Ministers Ogier abhielten, offiziell für den Aufbau empfohlen.

Die Maßnahmen der Bevölkerung und die Kritik an der Regierung beweisen zwar den Mißmut und die Enttäuschung der Bewohner, sie sind aber andererseits als Ausfluß des französischen Temperaments anzusehen und einer objektiven Prüfung zu unterziehen, ehe man tatsächlich von einem völligen Versagen beim Aufbau reden kann. Sicherlich ist die Organisation zunächst der Schwierigkeiten in keiner Weise Herr geworden, rückblickend muß jedoch gerechterweise festgestellt werden, daß auch manches geleistet worden ist. Natürlich verschwindet das Maß des Geleisteten im Vergleich zu den noch bevorstehenden Aufgaben. Wenn die Franzosen den Wohnungsbau noch wenig und vielleicht unsystematisch gefördert haben, so haben sie mit den **Aufräumungsarbeiten** und der Herstellung der Verkehrswege doch schon gewisse Fortschritte gemacht, und diese Arbeiten sind ja schließlich überhaupt die Voraussetzungen für die folgenden, wenn sie auch nicht so augenfällig zutage treten. Wie langwierig diese Arbeiten jedoch sind, kann man daran ermessen, daß in Reims allein 2½ Millionen Kubikmeter Erde und Schutt fortgeräumt werden müssen, wozu etwa zwei Jahre erforderlich sein werden. Von den Straßen und Wegen sind 800 000 Tonnen Kriegsmaterial wie Geschosse, Stacheldraht und dergl. fortzuschaffen, und das Längenmaß der zu reparierenden Straßen wird von den Franzosen mit 105 000 Kilometer angegeben! An den Aufräumungsarbeiten sind weit über 300 000 Menschen beschäftigt, von denen die Mehrzahl bisher die deutschen Kriegsgefangenen stellten; ferner sind dabei 125 000 Zugtiere

und 3—4000 Lastwagen in Dienst gestellt. Ende 1919 waren nach französischen Meldungen etwa 2 Millionen Hektar des Kriegsgebiets von Granaten und Stacheldraht gesäubert und die Gräben in ihnen zugeschüttet.

Unter den mannigfaltigen Fragen des Wiederaufbaus der zerstörten Kriegsgebiete ist die Frage der *Baustoffbeschaffung* eine der schwierigsten. Wiederholt ist bereits versucht worden, die Menge der zur Herstellung der zerstörten und beschädigten Bauten erforderlichen Materialien überschläglich zu ermitteln. Schon im November 1916, gegen Ende der Sommeschlacht, veröffentlichte der „Temps" eine solche Berechnung über das vernichtete oder unbrauchbare Baumaterial von 790 Gemeinden, die im Verlauf des Krieges von den Franzosen zurückerobert und in denen die Zivilbehörden wieder eingesetzt worden waren. Die Berechnung ergab: 543 Millionen Ziegelsteine, 297 000 Tonnen Kalk, 1 035 000 Kubikmeter Sand, 455 000 Kubikmeter Bauholz, 150 000 Kubikmeter Tischlerholz, 27 300 Tonnen Schmiedeeisen, 5000 Tonnen Kleineisen, 91 Millionen Dachziegel, 32¼ Millionen Stück Schiefer. Von diesen Mengen entfiel der größte Anteil bezüglich des Bauholzes auf das Departement Marne, bezüglich des Tischlerholzes auf das Departement Meurthe-et-Moselle, bezüglich des Mauerwerks auf das Departement Pas-de-Calais. Außer den 790 Gemeinden, auf die sich diese Zahlen beziehen, lagen damals noch 250 Gemeinden auf der französischen Seite der Kriegszone und 2500 waren in deutschem Besitz. Seit jener Zeit hat der Krieg noch auf weiten Gebieten französischen Bodens verheerend gewirkt: man denke nur an die französisch-englischen Angriffe und die deutsche Rückzugsbewegung auf die Siegfriedstellung 1917, die großen deutschen Offensiven und die Rückzugskämpfe im Jahre 1918. Weitere Zahlen über die zum Aufbau nötigen Baumassen sind im September 1919 auf einem Kongreß bekanntgegeben worden, den der Nationalverband des französischen Baugewerbes in Straßburg abgehalten hat. Die Mengen belaufen sich hiernach auf 25 Milliarden Ziegelsteine, 9 Millionen Tonnen Kalk und Zement, 15 Millionen Quadratmeter Schiefer, 600 Millionen Dachziegel, 80 Millionen Quadratmeter Fensterglas, 16 Millionen Kubikmeter Holz, 1 Million Tonnen Kies, 100 000 Tonnen Zinkblech. Wie diese Zahlen gefunden worden sind, in denen nicht nur die Hochbauten, sondern auch die Straßen-, Eisenbahn- und Tiefbauten sowie die Schiffahrtswege und Bergwerke reichlich berücksichtigt sein dürften, ist nicht auseinandergesetzt worden. Das allein zur Herstellung der Straßen benötigte Material ist in einer Senatssitzung mit 10,4 Millionen Tonnen beziffert worden.

Zur Herstellung der provisorischen und halbprovisorischen Häuser soll nun in erster Linie das Abbruchmaterial der zerstörten Bauwerke dienen, das ja bei dem endgültigen Aufbau ebenfalls nach Möglichkeit ausgenutzt werden wird. Die Ausbeutung der Trümmer und Aussonderung der brauchbaren Stoffe, die Hand in Hand mit den Aufräumungsarbeiten geht, ist eine so umfangreiche Aufgabe, daß ihre Durchführung überhaupt nur bei Verwendung mechanischer Hilfsmittel möglich ist. Solche sind bereits konstruiert und erprobt worden. So sind zum Abtragen des Gemäuers von beschädigten Häusern, deren Aufbau nicht mehr lohnt, deren Kellermauerwerk aber unbeschädigt ist, Hebemaschinen gebaut worden, deren Gewicht die Aufstellung auf der Kellerdecke erlaubt. Sie haben einen Wirkungskreis von 360 Grad und bewerkstelligen auch das Aussondern des Materials. Sie sind mit einer Vorrichtung zum Greifen von Blindgängern ausgestattet sowie mit Schutzblechen, die alle empfindlichen, vor allem die geölten Teile vor Verstopfung und Staub schützen. Da oft infolge gänzlicher Zerwühlung des Erdbodens das Herankommen an die Arbeitstätte mit Fahrzeugen unmöglich ist, hat man Krane auf die jedes Gelände überwindenden Tanks aufmontiert und so Lasten von 800 Kilogramm 5 Meter, solche von 1900 Kilogramm 3 Meter hoch gehoben, was in den meisten Fällen ausreichend ist. Die Menge der Trümmer, die auf diese Art in einer Stunde abgetragen wird, schwankt zwischen 15 und 25 Kubikmeter. Der Reingewinn für 1 Kubikmeter abgetragener Baustoffe ist nach Abzug aller Unkosten einschließlich Amortisation der Maschinen und allgemeiner Betriebs- und Verwaltungskosten auf 1 Frank errechnet worden, dürfte aber diesen Betrag bei den dauernd steigenden Materialpreisen bereits bei weitem überschritten haben. Die Versuche, auf diese Art Mauerwerk abzutragen und damit Behelfsbauten aufzuführen, sind unter anderem in Arras mit Erfolg veranstaltet worden.

Sichtliche Fortschritte haben die Franzosen mit der Herstellung ihrer *Eisenbahnen* gemacht. Auf der Nordbahn ebenso wie auf der Ostbahn ist ein großer Teil der zerstörten Strecken in Betrieb, eine Reihe beschädigter Kunstbauten in Benutzung genommen worden. Ebenso ist die Wiederherstellung der *Schiffahrtswege* tüchtig gefördert worden, auf deren Benutzung zwecks Beförderung von Material man künftig in weitgehendem Maße zurückgreifen wird. Der Verkehr auf den Kanälen der Aire, der Haute-Deule, der Sensée, von St. Quentin und der Somme sowie dem Nordteil des Kanals de l'Est ist beinahe wieder normal. Die Schiffahrtswege zwischen Belgien und den befreiten Gebieten einerseits und Paris andererseits sind nahezu wiederhergestellt.

Anzuerkennen sind auch die Fortschritte hinsichtlich der Wiederaufnahme der *industriellen und geschäftlichen Tätigkeit* im ehemaligen Kriegsgebiet, welche in erster Linie der Privatinitiative der französischen Geschäftsleute zu verdanken sind. Die betroffenen Departements beschäftigten 1914 ungefähr 800 000 Arbeiter, von denen 553 800 in Unternehmungen der Großindustrie, d. h. in solchen tätig waren, in denen das Personal aus mindestens 20 Köpfen bestand. Von dieser Anzahl waren Ende 1919 rund 23 v. H. wieder beschäftigt, außerdem etwa 80 000 Personen, die nur für die Aufräumungs- und Wiederaufbauarbeiten der Betriebe verwendet wurden.

Von einem *systematischen Aufbau* der Städte und Dörfer ist natürlich *noch so gut wie nichts zu merken*. Zwar veröffentlichen der Minister und die Präfekten von Zeit zu Zeit Zahlen über die geleisteten Arbeiten, aus denen man den Eindruck gewinnen könnte, daß der Aufbau rüstig fortschreitet. Bezüglich der Aufräumungsarbeiten sowie der Leistungen im Straßenbau ist dabei jedoch zu berücksichtigen, daß diese Arbeiten zum großen Teil auch ohne Zuziehung gelernter Facharbeiter ausgeführt werden können und daß wir Deutschen gerade auf diesem Gebiet im Kriege lediglich unter Verwendung von Schippern und Kriegsgefangenen in kurzer Zeit oft Außerordentliches geleistet haben. Und bei den über die wiederhergestellten Wohnhäuser veröffentlichten Zahlen handelt es sich fast nur um die Ausbesserung beschädigter Bauten. In dem eigentlichen Gebiet des Stellungskrieges sieht es heute noch so wüst aus wie vor anderthalb Jahren.

Betreffs der aufzustellenden *Bebauungspläne* für die zerstörten Städte und Ortschaften — eine angesichts der ungewissen, zukünftigen Bevölkerungsbewegung und Entwicklung des Landes sehr diskutable Aufgabe — hört man verhältnismäßig noch wenig von dem, was die französischen Städtebauer entworfen haben; obwohl die Frist für die Einreichung der Entwürfe längst verstrichen ist, ist nur eine geringe Zahl bis jetzt zur Vorlage gebracht worden, und schon an diesen Plänen wird von der französischen Presse eine scharfe Kritik geübt. Dabei handelt es sich um ganz grundsätzliche und elementare Fragen und noch dazu um solche, über die das Studium des Städtebaues einigermaßen Klarheit geschaffen haben sollte. So berichtet der Kritiker des „Temps", man habe bei vielen Plänen den Eindruck, als seien sie von Geometern, aber nicht von künstlerisch empfindenden und praktisch denkenden Städtebauern entworfen. Noch vernichtender ist das Urteil des Amerikaners Ford, der die Befürchtung ausspricht, aus Mangel an Kenntnissen und an Mitteln würde eine prachtvolle Gelegenheit zur Entwicklung des Städtebaues in technischer, künstlerischer und sozialer Beziehung verlorengehen. Es wäre schade, wenn Fords Prophezeiungen sich verwirklichen sollten. Hier harrt der Franzosen wirklich eine Aufgabe, bei der sie sich als die Kulturnation erweisen könnten, die zu sein sie sich rühmen — eine Aufgabe, die von rein ideellen Gesichtspunkten aus angefaßt werden kann, da die materielle Seite durch den Friedensvertrag ja Deutschland aufgebürdet worden ist.

Münchhausen.

Zu seinem 200. Geburtstage am 11. Mai.

Von Hanns Martin Elster

Münchhausen — er lebt in unserer Kindheit und Kinderwelt, unvergänglich, voll ewiger Gegenwart. Er stellt sich neben den fabelhaften Robinson, und er weicht auch nicht Fausts grübelndem Ernste. Sein derbes Lachen, seine frische Laune, sein gesunder Frohsinn tönen unverwüstlich im Herzen der Deutschen. Wem er einmal in die Seele gelacht, wem seine gutmütige, rauhe Soldatenstimme einmal im Innern geklungen, vergißt diesen Ton sein Leben hindurch nicht wieder. Denkt der Erwachsene der Stunden, da er — ein Kind — den Münchhausiaden lauschte, versinkt die reife, verantwortungsbeschwerte Gegenwart: Leicht und unbelastet atmet die Brust, heiter strahlen die Augen in die Welt, in der es kein „Unmöglich" gibt, alle Grenzen, Zaunpfähle und Hecken der Wirklichkeit sind verschwunden, nur die Phantasie herrscht mit souveräner Größe und vergoldet den Alltag, verschönt das Leben, macht es so leicht. Münchhausen, du Lügenmeister, du Dichter, lüge nur immer weiter, jedem zum Segen, der dir lauscht.

Zur rechten Zeit kommt die zweihundertste Wiederkehr seines Geburtstages. Denn es will uns scheinen, als vergäße unsere Zeit mehr als gut des Humors und seiner segensreichen Folgen! Wie wirr und trübe aber auch die Stunde sich darbietet; wir müssen uns wieder über sie erheben können mit Geist und Laune. Denn das allein ist Lebenskraft, ist Gesundheit, ist Zukunftshoffnung.

Münchhausen hat wirklich gelebt. Noch immer gibt es zahlreiche Menschen, die glauben, seine Gestalt sei erfunden, wie seine Geschichten. Denn so unglaublich dünkt's viele, daß ein leibhaftig lebendiger Mensch imstande gewesen sein soll, so — zu lügen. Herrschaften, das sind ja alles gar keine Lügen. All diese Geschichten und Abenteuer sind ein wundervolles Spiel mit der Materie, mit der Irdischkeit, mit der stofflichen Gebundenheit des Menschen, sind ein tolles Herumspringen mit den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Daseins. Hier befreite sich einmal ein Mensch, erhaben über die Widerwärtigkeiten unserer körperlichen Welt, von all dem Ballast, den unser Menschsein uns auferlegt. Und die Folge davon, wenn man ihm zuhört, ist dann auch, daß seither alle seine Leser selbst erhoben werden über den Jammer und das Elend des Allzumenschlichen.

Man sieht ihn vor sich sitzen, den Freiherrn Hieronymus Karl Friedrich von Münchhausen. Am runden Tisch. Unter Freunden. Einer Flasche nach der andern wird der Hals gebrochen, es wird feste pokuliert. Tabakqualm erfüllt das Zimmer. Was schadet der Dunst! Die Lungen haben sich den ganzen Tag auf der Jagd vollgesogen mit frischer Luft und reiner Natur. Der Gastgeber führt das große Wort Beginnt auszupacken. Jägerlatein. Und langsam gleitet er hinüber in seine Wanderjahre: als er sich in Rußland umhertrieb, mit den Türken herumschlug und über die Meere fuhr. Und zuerst wehren sich die Zuhörer noch, er solle nicht so lügen. Dann aber geraten sie in den Bann seiner Phantasie: Sie sehen das Unglaublichste glaublich werden, das Tollste als das Selbstverständlichste und Natürlichste von der Welt vor sich hingebaut. Und sie staunen, sie vergessen ihr Ich und ihre Umgebung. Bis ein dröhnendes Lachen in ihnen aufsteigt und platzend herausfährt. Schallend schlagen die Fäuste auf die Lederhosen. Keiner weiß sich vor Freude zu lassen. Der Erzähler aber greift zum Glas, nimmt einen kräftigen Schluck und geht zur nächsten Geschichte über, ohne die Miene zu verziehen.



Münchhausen.

Er hat ja so viel erlebt. Seine Jugend spielte sich freilich noch in gesitteten Grenzen ab. Auf dem Gute seines Vaters, im hübsch gelegenen Bodenwerder an der Weser, inmitten einer schönen Berg- und Waldlandschaft, an einem urdeutschen Strome. Leis spielt schon in die ländliche Einsamkeit seiner Kindheit, seines alten Geschlechts das Wunder der Ferne hinein: Sein Vater hatte in jungen Jahren gegen die Türken in Ungarn gefochten, klirrte nun als Oberstleutnant im heimatlichen, hannoverschen Heere noch mit dem Säbel durch das Schloß und vererbte seinem Sohne sein unruhiges Reiterblut.

Und kaum war der kleine Hieronymus im Pagenalter, da zog es ihn von Hause fort. Zuerst in den Dienst des Braunschweiger Herzogs Karl, des Schwagers Friedrich des Großen. Bald aber aus Deutschlands Grenzen hinaus. Der Achtzehnjährige marschierte dem Bruder des Herzogs nach, dem Prinzen Anton Ulrich, der als Chef eines russischen Kürassierregiments die Türkenkriege von 1736 bis 1739 und die Belagerung von Otschakow, wovon Münchhausen später erzählte, als ein Held mitgefochten hatte. Der achtzehnjährige Knappe schlug sich allein durch die Lande, kam wahrhaftig nach Rußland, freilich zu spät, um noch die Türkenkriege mitzumachen. Was er später nie wahrhaben wollte. Als echter Aufschneider und größter Parodist der Aufschneider hat er „natürlich" besonderen aktiven Anteil an den Schlachten und Stürmen genommen. Indes war er fein säuberlich am 11. Dezember 1739 Kornett (Fähnrich) im Regiment des Braunschweiger Prinzen geworden: Sein Chef hatte ihm drei schöne Pferde mit Schabracken und Pistolen zur Feier des Tages verehrt.

Zehn Jahre deutsch-russischer Kriegsdienst machten den Jüngling zum Mann. Er lernte den rauhen Reiterton und die Beherrschung der Welt durch sein Temperament. Als Soldat tat er stets seine Pflicht. Es kamen unruhige Zeiten

genug. Sein Chef wurde nach dem Tode der Kaiserin Anna mit seiner Gattin für ihr Söhnchen Iwan Regent über Rußland, was Münchhausen unter Übergehung von zwölf Vordermännern eine Leutnantstelle in der Leibkompagnie am 7. November 1740 einbrachte. Dann kam der dreijährige Krieg mit Schweden, bis 1743. Münchhausen schlug sich in den Ostseeprovinzen tapfer herum. Als die Truppen wieder zur Ruhe kamen, war der Prinz Anton Ulrich bereits mit seiner Frau nach Sibirien geschickt, der kleine Zar Iwan in die Peter-Pauls-Festung gewandert und die Tochter Peters des Großen, Elisabeth, Kaiserin. Münchhausen hatte nun auf keine Bevorzugung mehr zu rechnen: er tat treu, umsichtig, eifrig seinen Dienst in Riga. Garnisondienst, der viel Zeit für Geselligkeit ließ. Beim baltischen Adel ein gern gesehener Gast, dem nach seinen Worten „viel Obligeance" geschah. Bei besonderen Gelegenheiten, wie der Durchreise der Fürstin von Anhalt-Zerbst mit ihrer Tochter, der späteren Zarin Katharina II., erhielt er den Ehrendienst. 1744 fand er im Verkehr mit dem deutschen Adel des Baltikums seine Frau: Jacobine von Dunten, mit ihr hat er 46 Jahre hindurch in glücklicher, kinderloser Ehe gelebt.

Nach zehn Jahren, 1750, rückte er zum Rittmeister auf. Er hatte nun den Soldatendienst in der Fremde satt, nahm seinen Abschied und kehrte auf sein Gut Bodenwerder zurück. Dort hat er dann bis zu seinem Tode, am 2. Februar 1797, das Leben eines Landedelmannes geführt. Voll Freude an seinen Hunden und Pferden. Ein großer Nimrod vor dem Herrn. Stets fröhlich und frisch an der Tafel und beim Punsch. Laut und lärmend im „Schloß" oder im nahen Berggarten. Voll unverwüstlicher Lebenslust und hinreißender Launigkeit.

Er ward bald in ganz Hannover eine bekannte Persönlichkeit. Sein urwüchsiger Witz, seine ursprüngliche Erzählergabe sprachen sich herum. Man gab seine improvisierten Geschichten weiter. Sie gingen rasch von Mund zu Mund. Und wer sie einmal gehört, vergaß sie nicht wieder. So natürlich waren sie seiner fabelhaften Phantasie entsprungen. Da war nichts künstlich, nichts wirkte erfunden. Jedes Abenteuer mußte nur so sein, wie es vorgetragen wurde: jeder, der es nicht glaubte, kam noch in Gefahr, als Dummkopf dazustehen. Und war hinterher doch noch der Hereingefallene. Niedersächsischer Humor gab sich hier kund. Wer die norddeutsche Natur verstehen will, hat von jeher zu den „Vertelln" greifen müssen, die aus der plattdeutschen Literatur besonders bekannt sind. Richtige „Vertelln's" waren es auch: nur diesmal aus dem Erleben, aus der Welt eines Kavaliers, eines Edelmannes, eines Jägers und eines Soldaten in der Fremde. Weltmännischer Ton war darin und eine Haltung, die Respekt erzeugte. Naturgeborene Kunst, kunstgeformte Natur im hohen Grade.

War es ein Wunder, daß Münchhausens Geschichten, obwohl er selbst sie nur seinem vertrauten Kreise zum besten gab, weitererzählt wurden? Und soll man es bedauern, daß sich eines Tages ein nicht ganz hasenreiner Deutscher, Rudolf Erich Raspe, ein Archäologe und Geologe, der wegen Veruntreuungen in London lebte, auf den Gedanken kam, die Anekdoten Münchhausens zu sammeln und in einem Buch englisch herauszugeben? Er beging damit ja doch keine Indiskretion. Denn schon 1781 hat ein Ungenannter in einem Nachtrag von Nikolais Anekdotensammlung „Vademetum für lustige Leute" „M—h—s—ensche Geschichten" veröffentlicht und 1783 im nächsten Vademekumteil zu den ersten 18 „noch zwey M-Lügen" hinzugefügt. Diese zwanzig Anekdoten griff Raspe 1785 auf, erzählte sie in geschickter Anordnung nach und fügte ihnen, als sein Buch in England in der zweiten Auflage erscheinen konnte, noch fünf Seeabenteuer hinzu, an die sich in der fünften Auflage noch weitere schlossen.

So war Münchhausen nach England gelangt. Zu seinem großen Leidwesen. Er schätzte es gar nicht, als Lügenmeister dazustehen. Zumal da Deutschland sich bald sein Eigentum zurückholte. Durch Gottfried August Bürger. Der stammte ja aus Münchhausens engerer Heimat und hatte gewiß schon manches von dem Lügenbaron gehört. Er formte nun Raspes Buch nicht nur ins Deutsche um, sondern fügte auch zu den 17 Geschichten des ersten Teils noch vierzehn und zu den Seeabenteuern noch eins hinzu, gab ihnen vor allem aber die klassische Erzählungsform, durch die sie im ganzen deutschen Volke Eingang fanden. Seit 1786 sind „des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde zu erzählen pflegte, aus dem Englischen übersetzt und hier und da erweitert von G. A. Bürger" in zahlreichen Auflagen und Ausgaben, Bearbeitungen, Umformungen, Neufassungen von Berufenen und Unberufenen, für die Jugend und alle Kreise immer wieder neu gedruckt: die Münchhausiaden wurden zum Volksbuch, wie nur wenige Bücher deutscher Literatur. Der Urheber sah diesen Siegeslauf seiner Geistesprodukte aus unbekümmerter Stunde mit größtem Unbehagen. Der alte Herr nahm es krumm, daß man seine Geschichten jedermann darbot. Es gab auch Leute genug, die sie „erschröcklich" ernst nahmen, die gemeinste Schmähschriften gegen den „Lügenmeister" losließen oder mit Erpressungen, sogar nicht erfolglosen, wie es scheint, auf ihn eindrangen. Münchhausens letzte Lebensjahre wurden durch den unerwünschten Ruhm verbittert, er zog sich von der Menschheit zurück, ward mißtrauisch und wortkarg. Die ausgegebene Laune rächte sich so tragisch an ihm, daß sie ihm jede Laune verdarb. In der Klosterkirche des braunschweigischen Dorfes Kemnade liegt er, der noch fast den Ruin seines Gutes erlebt und sich nach seiner ersten Frau Tode im Jahre 1790 noch mit einer liederlichen Person verheiratet hatte, begraben: kein Denkstein ist ihm gesetzt. Und doch gehört ihm ein Denkmal wie nur je einem Dichter und prachtvollen Menschen. Sein wahres Denkmal hat er im Herzen der Kinder und aller, die das Lachen für die ernsthafteste Sache von der Welt halten, nach einem Worte Wilhelm Raabes.

Münchhausens Aufschneidereien und Prahlereien sind deshalb so reich und unzerstörbar, weil ein Prachtkerl in ihnen lebendig ist. Dieser norddeutsche Baron lügt nicht aus Freude am Lügen, am Bösen, sondern aus Freude an den Wundern der Phantasie. Sein Humor ist so kernsittlich und gesund, daß törichte Menschen schon auf den Gedanken gekommen sind, eine moralische Tendenz in den Münchhausiaden zu suchen. Nichts liegt ihnen ferner. Sie bedürfen ihrer gar nicht. Sie lassen von vornherein alles, was zu moralischen Bedenken Anlaß geben könnte, wie z. B. das Gebiet des Erotischen, außer Betracht. Sie sind derb, nirgends zimperlich, immer voll männlichster Kraft. Ihre Freiheit und Unbekümmertheit ist voll aufrechter Natürlichkeit. Der ganze deutsche Volkscharakter lebt in ihnen.

*

Es wäre unrecht, wollte man des Freiherrn von Münchhausen nur mit einer „Würdigung" gedenken. So wollen wir hier eines seiner See-Abenteuer abdrucken, das er auf „Ceylon" erlebte, und das namentlich in seinen Schlußworten von einem köstlichen Humor ist, wir fügen als Illustration einen der kongenialen Holzschnitte Gustav Dores zu diesem Abenteuer bei. Die Redaktion.

Es mochten ungefähr vierzehn Tage seit unserer Ankunft verstrichen seyn, als mir der älteste Sohn des Gouverneurs den Vorschlag that, mit ihm auf die Jagd zu gehen, den ich auch herzlich gern annahm. Mein Freund war ein großer starker Mann und an die Hitze jenes Klimas gewöhnt; ich aber wurde in kurzer Zeit und bei ganz mäßiger Bewegung so matt, daß ich, als wir in den Wald gekommen waren, weit hinter ihm zurückblieb.

Ich wollte mich eben an dem Ufer eines reißenden Stromes, der schon einige Zeit meine Aufmerksamkeit be-

schäftigt hatte, niedersetzen, um etwas auszuruhen, als ich auf einmal auf dem Wege, den ich gekommen war, ein Geräusch hörte. Ich sah zurück, und wurde fast versteinert, als ich einen ungeheuren Löwen erblickte, der gerade auf mich zukam, und mir nicht undeutlich merken ließ, daß er gnädigst geruhe, meinen armen Leichnam zu seinem Frühstück zu machen, ohne sich nur meine Einwilligung auszubitten. Meine Flinte war bloß mit Hasenschrot geladen. Langes Besinnen erlaubte mir weder die Zeit noch meine Verwirrung; doch entschloß ich mich, auf die Bestie zu feuern, in der Hoffnung, sie zu schrecken, vielleicht auch zu verwunden. Allein, da ich in der Angst nicht einmal wartete, bis mir der Löwe zum Schuß kam, so wurde er dadurch wüthend gemacht, und kam nun mit aller Heftigkeit auf mich los. Mehr aus Instinkt als aus vernünftiger Überlegung, versuchte ich — eine Unmöglichkeit — zu entfliehen. Ich kehre mich um, und — mir läuft noch, so oft ich daran gedenke, ein kalter Schauder über den Leib — wenige Schritte vor mir steht ein scheußliches Krokodill, das schon fürchterlich seinen Rachen aufsperrte, um mich zu verschlingen.



Stellen Sie sich, meine Herren, das Schreckliche meiner Lage vor! Hinter mir der Löwe, vor mir das Krokodill, zu meiner Linken ein reißender Strom, zu meiner Rechten ein Abgrund, in dem, wie ich nachher hörte, die giftigen Schlangen sich aufhielten.

Betäubt — und das war einem Hercules in dieser Lage nicht übel zu nehmen — stürze ich zu Boden. Jeder Gedanke, den meine Seele noch vermochte, war die schreckliche Erwartung, jetzt die Zähne oder Klauen des wüthenden Raubtiers zu fühlen oder in dem Rachen des Krokodills zu stecken: Doch in wenigen Sekunden hörte ich einen starken, aber durchaus fremden Laut. Ich wage es endlich, meinen Kopf aufzuheben und mich umzuschauen, und — was meinen Sie? — zu meiner unaussprechlichen Freude finde ich, daß der Löwe in der Hitze, in der er auf mich los schoß, in eben dem Augenblicke, in dem ich niederstürzte, über mich weg in den Rachen des Krokodills gesprungen war. Der Kopf des einen steckte nun in dem Schlunde des andern, und sie strebten mit aller Macht, sich voneinander loszumachen. Gerade noch zu rechter Zeit sprang ich auf, zog meinen Hirschfänger, und mit einem Streiche haute ich den Kopf des Löwen ab, so daß der Rumpf zu meinen Füßen zuckte. Darauf rammte ich mit dem untern Ende meiner Flinte den Kopf noch tiefer in den Rachen des Krokodills, das nun jämmerlich ersticken mußte.

Bald nachdem ich diesen vollkommenen Sieg über zwei fürchterliche Feinde erfochten hatte, kam mein Freund, um zu sehen, was die Ursache meines Zurückbleibens wäre.

Nach gegenseitigen Glückwünschen maßen wir das Krokodill, und fanden es genau vierzig Pariser Fuß, sieben Zoll lang.

Sobald wir dem Gouverneur dieses außerordentliche Abentheuer erzählt hatten, schickte er einen Wagen mit einigen Leuten aus, und ließ die beiden Tiere nach seinem Hause holen. Aus dem Fell des Löwen mußte mir ein dortiger Kürschner Tabacksbeutel verfertigen, von denen ich einige meinen Bekannten in Ceylon verehrte. Mit den übrigen machte ich bei unserer Rückkunft nach Holland Geschenke an die Bürgermeister, die mir dagegen ein Geschenk von tausend Dukaten machen wollten, das ich nur mit vieler Mühe ablehnen konnte.

Die Haut des Krokodills wurde auf die gewöhnliche Art ausgestopft und macht nun eine der größten Merkwürdigkeiten in dem Museum zu Amsterdam aus, wo der Vorzeiger die ganze Geschichte jedem, den er herumführt, erzählt. Dabei macht er denn freilich immer einige Zusätze, von denen verschiedene Wahrheit und Wahrscheinlichkeit in hohem Grade beleidigen. So pflegt er zum Exempel zu sagen, daß der Löwe durch das Krokodill hindurchgesprungen sey, und eben bei der Hintertür habe entwischen wollen, als Monsieur, der weltberühmte Baron, wie er mich zu nennen beliebt, den Kopf, so wie er herauskam, und mit dem Kopfe drei Fuß von dem Schwanze des Krokodills abgehauen hätte. Das Krokodill, fährt der Kerl bisweilen fort, blieb bei dem Verlust seines Schwanzes nicht gleichgültig, drehte sich um, riß Monsieur den Hirschfänger aus der Hand und verschlang ihn mit solcher Hitze, daß er mitten durch das Herz des Ungetüms fuhr, und es auf der Stelle sein Leben verlor.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, meine Herren, wie unangenehm mir die Unverschämtheit dieses Schurken seyn muß. Leute, die mich nicht kennen, werden durch dergleichen handgreifliche Lügen in unserm zweifelsüchtigen Zeitalter leicht veranlaßt, selbst in die Wahrheit meiner wirklichen Thaten ein Mißtrauen zu setzen, was einen Kavalier von Ehre im höchsten Grade kränkt und beleidigt.

Episoden aus der Etappenrevolution 1918.

Von Werner Preibisch.

II.



Der Morgen des 11. November dämmerte trübe und nebelig herauf. Unaufhörlich rann der Regen von dem mit schwarzen Wolken völlig überzogenen Himmel: Tag des glorreichen Waffenstillstandes und Auftakt zu nichtendenwollenden Leiden des deutschen Volkes. Dies ater des ehemals so stolzen Deutschen Reiches, ja noch mehr, des junggermanischen Gedankens in der Welt.

Als ich mich angekleidet hatte und zur Tür hinaustrat, war monsieur le curé der erste, der, ein sarkastisches Lächeln auf seinem bartlosen Mephistogesicht, mich mit einem Wust von Neuigkeiten überschüttete: „Votre empereur s'est enfui en Hollande, le Dauphin assassiné, la révolution a éclaté en toute l'Allemagne."

Ungläubig schüttelte ich den Kopf. Ich hatte schon zu viele Proben französisch-belgischer Lügennachrichten zu kosten bekommen, als daß ich so ohne weiteres diesem hämischen Belgier Glauben geschenkt hätte. Das Gebotene war mir schließlich auch etwas zu viel des Guten auf einmal.

Als ich die Dorfstraße betrat, bemerkte ich jedoch sofort, daß sich etwas Besonderes ereignet haben müßte. Lebhaft gestikulierend standen belgische Zivilisten mit schadenfrohen Gesichtern beieinander, daneben Gruppen deutscher Soldaten und Eisenbahner, die sich lebhaft miteinander unterhielten.

Als ich zu einer der letzteren herantrat, da bekam ich zum ersten Male seit langer Zeit etwas von den positiven Vorgängen in Deutschland schwarz auf weiß zu sehen. Eine neue Nummer der „Kölnischen Zeitung". Die Revolution war in vollem Gange, der Waffenstillstand würde heute abgeschlossen werden.

Das erste für mich, das war mir klar, war nun, mit meinen Oberbehörden wenn irgendmöglich in Fühlung zu [illegible]

Sonst schien für den nun einsetzenden endgültigen Rückmarsch Ordnung, Verpflegung und alles Sonstige völlig gefährdet zu sein. Und dabei im ganzen Ort kein Telephon, alle Fahrräder infolge der schon zurückgelegten großen Marschleistungen gänzlich ruiniert, die Pferde wegen gänzlich unzureichender Verpflegung in einem Zustande, daß man Ihnen besondere neue Leistungen nicht zumuten konnte. Die Behörden aber waren, soviel ich wußte, meilenweit entfernt, wo, war niemand in dem allgemeinen Durcheinander bekannt. Kurz entschlossen knüpfte ich meinen Leitungsdraht an die einzige vorhandene, die Bahnleitung, an.

Aber die Bahn mit ihren Behörden war selbst in diesen Tagen durch die sich überstürzenden Ereignisse wie vor den Kopf geschlagen. Der Gedanke an die nun beginnende überhastete Räumung, die ungeheure Arbeit, die dabei zu leisten war, der Nachschub der Verpflegung, alles lastete als ein schwerer Druck auf den Beamten.

So nahm ich es den Leuten absolut nicht übel, daß sie mir, dem plötzlich auftauchenden, völlig illegitimen und unwillkommenen Teilnehmer ihres ohnehin schon überlasteten Fernsprechnetzes, allerhand Freundlichkeiten auf telephonischem Wege zudachten. Bald durch Schmeicheln, bald durch wüste Drohungen versuchten sie es, mich aus der Leitung herauszubringen. Umsonst, für mich stand viel auf dem Spiele, ich ließ mich nicht abweisen. Hartnäckig bat ich, mich mit meinem vorgesetzten Generalkommando, Gruppe L. — zu verbinden.

Endlich hielten sie es auch, zumal sie im unklaren darüber waren, wo ich eigentlich steckte und keine Möglichkeit hatten, mich loszuwerden, für besser, dem zudringlichen Menschen die verlangte, heißersehnte Verbindung zu geben. Ich forderte nun die für mich zuständige Abteilung Ic und bat, den Generalstabsoffizier persönlich sprechen zu können.

Die Antwort, die ich von diesem erhielt, konnte mich keineswegs befriedigen. Hauptmann . . ., der Abteilungschef, erklärte mir, er sei infolge der sich überstürzenden, unvorhergesehenen Ereignisse selbst völlig im unklaren über den Aufenthaltsort seiner Unterbefehlsstellen. Mir selbst könne er auch keinen Rat geben. „Ziehen Sie doch einfach los!" rief er mir am Schluß wörtlich zu.

Also weitersuchen!

In alle Himmelsrichtungen sandte ich meine Melder aus, um die zuständige Flak-Befehlsstelle ausfindig zu machen. Einer schließlich hatte den langersehnten und gesuchten Ort aufgefunden und brachte mir den Befehl, der endlich über die verworrenen Verhältnisse des Rückmarsches Klarheit geben sollte. Wie erstaunte ich aber, als ich schwarz auf weiß den zwar stramm militärisch gefaßten, aber immerhin zumindest etwas merkwürdigen tiefsinnigen Spruch, der jetzt im Original eingerahmt über meinem Schreibtisch hängt, zu lesen bekam:

„Die Kompagnie rückt geschlossen nach Deutschland ab!"
A. B.
gez. U.
Lt. u. Adj.

Après nous le déluge! Das war das, was ich wohl richtig aus diesem klassischsten aller Befehle herausgelesen habe. Was kam es auf eine kleine Kompagnie von 100 Mann an. Also hilf dir selbst! Es mußte eine völlige Verwirrung bei den für mich maßgebenden Stellen herrschen.

Man denke sich, man hätte überall so die einzelnen Truppen allein, ohne Marschziel, ohne Verpflegung, ohne Karten nach Deutschland ziehen lassen. Es wäre wohl alles zu Ende gewesen, und der kommunistische Gedanke hätte wohl auch bei uns triumphiert.

Jedenfalls hieß es für mich jetzt handeln, die Zeit drängte. In wenigen Tagen würden wir, falls wir nicht bald abrückten, von den nachdrängenden Feinden interniert werden.

Ich eilte zurück zu meiner Wohnung und sandte sofort nach Givet und Dinant, ja bis Namur, um bei den dort befindlichen großen Proviantämtern für den bevorstehenden Rückmarsch das Wichtigste, Lebensmittel, zu empfangen.

Unverrichteter Sache kehrten alle meine Leute zurück. **Alle Magazine und Proviantlager waren vergangene Nacht von Etappentruppen gestürmt und geplündert worden**, die Lebensmittelempfänger der Frontregimenter hatten auch mit leeren Händen wieder abziehen müssen. Nichts war mehr vorhanden, wir, vor allem aber unsere braven Fronttruppen waren dank einer wildgewordenen Etappensoldateska jeder Verpflegungszufuhr beraubt. Denn auf Nachschub war nicht mehr zu rechnen.

Als ich kurz darauf die Maasbahn überschritt, sah ich auch hier die wüsteste Bescherung, die sich nur ausdenken läßt. Neben dem schon gestern abend ausgeraubten Lebensmittelzug, dessen ausgeleerter Inhalt auf der Marschstraße zerstreut umhergelegen hatte, stand jetzt ein anderer über Nacht neuangelangter Zug von zirka 50 großen Güterwagen auf den Geleisen. Wie ich später erfuhr, hatten um etwa 1—2 Uhr nachts, als der für das große Lebensmitteldepot Givet bestimmte Zug hier einige Minuten hielt, Sanitätssoldaten und Angehörige einer Etappenfuhrparkkolonne mit vorgehaltener Waffe die Bahnbeamten gezwungen, den Zug hier stehen zu lassen. Nachdem schon nachts ein großer Raubzug stattgefunden hatte, standen die mächtigen Güterwagen jetzt schutzlos da, mit kostbarsten, der Heimat entzogenen Materialien, vor allem Lebensmitteln beladen. Kakao und Zwieback, Bohnenkaffee und Hülsenfrüchte lagen zentnerweise neben der Bahn ausgestreut umher. Wollsachen, Unterjacken und Strümpfe, Hemden, Unterhosen und Pulswärmer, Handschuhe und Decken, die für das Feldheer so bitter nötige Winterkleidung, alles fand man zu Hunderten um die Wagen verstreut, Sturm und Wetter, Diebstahl und Verfäulnis preisgegeben: Vogelfreies Heeresgut. Dazwischen aber kroch eine Rotte betrunkener Etappenhelden herum, buchstäblich bis an die Knöchel mit schweren Stiefeln in Kakao und Mehl herumstampfend. Jeder lud auf, was er tragen konnte; einzelne fuhren mit Handkarren ihre Beute hinweg. Einigen mochte ihre kostbare Last unterwegs wohl zu schwer geworden sein: jedenfalls lagen an allen Ecken und Enden des Dorfes und der Landstraße, zertrampelt und mit Schmutz bedeckt, Lebensmittel aller Art achtlos fortgeworfen buchstäblich zentnerweise umher, vor allem Kakao, Zucker und Mehl. Schreiend standen andere der Helden mit vom Alkoholgenuß erhitzten Gesichtern in den erbrochenen Waggons und versteigerten meistbietend das kostbare Heeresgut an belgische Zivilisten.

Die Belgier, die mit Säcken, Handkarren und großen Wagen scharenweise herbeieilten, um so von deutschen Etappenkämpfern zirka 100 Wolljacken, 50 Zentner Kakao, und was es sonst alles gab, für vielleicht alles in allem fünfzig Mark zu kaufen, werden sich wohl über die verächtlichen „boches" ins Fäustchen gelacht haben. Hohnlachend zeigte mir zu Hause der Herr Pfarrer — ich will es gleich vorwegbemerken — seine Vorratskammer und Boden, gefüllt mit deutschen Lebensmitteln. Es waren — ich habe es mir seinerzeit notiert —:

122 Dosen Gefrierfleisch (à 3 Pfund),
47 Dosen kondensierte Milch,
2 große Säcke mit Hülsenfrüchten (mehrere Zentner),
1 großer Sack Kakao,
2 große Tonnen Weißmehl,
1 Sack Zucker,
1 Sack Bohnenkaffee,
Zirka 20 wollene Decken und ungezählte Strümpfe, Handschuhe und Pulswärmer.

Da der Herr Curé ja entschieden der erste Honoratior des Dorfes war, mag es bei ihm wohl mit am reichlichsten gewesen sein. Leer jedenfalls blieb an diesem Schandtage kein belgisches Haus. Durchschritt man die Dorfstraße, so drang einem überall lieblicher Brat- und Backgeruch entgegen. Abschaum des deutschen Volkes und Belgier taten sich um die Wette an dem der Heimat gestohlenen, der deutschen Heimat freventlich geraubten kostbaren Gute gütlich. Weißbrote und Kuchen, gefüllte Kognakflaschen lagen weit und breit auf Straßen und Plätzen herum, streckenweise stampfte man in weißem fortgeworfenen Mehle. Es war wie im Schlaraffenland.

Man hatte es ja; und eine verkommene deutsche Soldateska freute sich im Verein mit den belgischen Feinden, denen man es weiter nicht übelnehmen konnte, über den „Streich", den sie so dem verhaßten „Militarismus" gespielt zu haben glaubten; daß aber die verhungerte Heimat dahinten, Witwen und Waisen, vielleicht einen am Munde abgesparten Groschen für die Brüder im Felde hingegeben hatten, daß Hunderte und Tausende, Greise und Kinder zu Hause verhungern mußten, daran dachte dieser Auswurf des deutschen Volkes nicht.

Ich aber stand wehrlos mit gebundenen Händen diesem Treiben, diesen Wahnsinnsorgien gegenüber. Wohl hatte ich den Versuch gemacht, mit einigen beherzten Leuten einzu-

schreiten, aber die große Masse meiner sonst noch leidlich anständigen Leute tat einfach nicht mit und hielt die wenigen, die ganz auf meiner Seite standen, gewaltsam zurück. Ich aber war der einzige Offizier am Platze; meine Unteroffiziere versagten fast sämtlich. Als einzelner aber war man, zumal keine Hilfsmittel mehr zur Verfügung standen, wehrlos.

Noch am selben Nachmittage sah ich einen Major mit verbundenem Kopf und Gliedern an mir vorbeitragen zum nächsten Lazarett. Er hatte, wie er mir selbst erzählte, im Nachbarorte, in dem dieselben Orgien stattgefunden hatten, versucht, mit vorgehaltener Pistole dem Plündern Einhalt zu gebieten. Da hatte man ihn mit leergetrunkenen Flaschen so zugerichtet. Die Flaschen waren an ihm buchstäblich in Stücke geschlagen worden. Blutüberströmt, auch dann noch von rohen Fäusten geschlagen und mit schweren Stiefeln in den Unterleib getreten, war er zusammengebrochen und schließlich bewußtlos von einigen anständigen Leuten davongetragen worden.

Und trotzdem mußte man, wollte man wenigstens noch ein Geringes retten und dem Chaos, das sich in kleinem Rahmen hier in seiner brutalsten Gestalt gezeigt hatte, wenigstens im Großen den Zugang wehren, aushalten, wenn auch der Ekel die Kehle heraufstieg.

Für meine Truppe aber und mich hieß es nun endgültig an Aufbruch denken; das Wie war unter den obwaltenden Umständen nebensächlich geworden. Das Schreckgespenst der Gefangennahme und eines wahrscheinlich nach Abzug der meisten Truppen einsetzenden Franktireurwesens schlimmster Art von der wuterfüllten Bevölkerung stand mir vor Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Unter der Lupe

Aus dem Jahre 1923.

Zeitgemäße Phantasien.

II.

Endlich hatten sich Betriebsräte und Direktion der Großen Berliner darauf geeinigt, Fahrpreise und Löhne regelmäßig nach den Gesetzen einer arithmetischen Reihe zu erhöhen. Am 1. Januar 1923 kostete also eine einfache Fahrt 139,80 M. ohne Berechtigung zum Umsteigen.

Nur noch die körperliche Oberschicht konnte sich den Luxus einer Straßenbahnfahrt leisten; man sah feiste Lebensmittelschieber und Straßenbahnangestellte sich stolz auf den Bänken breitmachen.

Die geistigen Arbeiter eilten längst schon barfüßig zur Arbeitsstätte. Die gütige Natur — besorgt um die Erhaltung der Art — ließ ihnen dicke Hornhäute unter den Fußsohlen wachsen.

Da faßte die Direktion der Großen Berliner nach Anhörung der Wirklichen geheimen Betriebsräte den Entschluß, auch Minderbemittelte der Segnungen der Straßenbahn teilhaftig werden zu lassen. Sämtliche Wagen wurden zum Nachlaufen eingerichtet, und durch Lösung eines Fahrscheines zu 5 M. konnte man die Erlaubnis für einmaliges Nachlaufen (ohne Umlaufsberechtigung!) erwerben.

Jedoch das pp. Publikum machte von dieser Vergünstigung nur wenig Gebrauch. Da nun die Einnahmen der Bahn fortwährend sanken und sowieso keine Kohlen mehr aufzutreiben waren, entschloß man sich endlich zu einer durchgreifenden Revision der Tarife.

Man erhöhte den Preis für eine Fahrt im Wagen auf 300 M. Außerdem gab man Scheine zum Preise von 50 Pfennig aus, deren Inhaber das Recht hatten, die Wagen zu schieben; Sammelkarten zu 3 M. wurden der Bequemlichkeit halber ebenfalls verabfolgt.

Und die Straßenbahn rentierte sich wieder ausgezeichnet, denn jeder, auch der geistigste Arbeiter, wollte gern einmal schieben.

Aber das lustigste war, daß jetzt die Verschobenen die Schieber waren.

Horribiliscribifax.

*

Der Feiertag. Jedes Volk hat seinen nationalen Festtag — nur das deutsche Volk steht auch hier ratlos da. Welchen Tag soll es feiern? Die Regierung ist sich natürlich ganz einig darüber, daß der 1. Mai gefeiert werden müsse; ganz einig, soweit sie aus Mehrheitsozialisten besteht. Das gleiche gilt vom Volk — soweit es dieser Partei angehört. Etwas weiter nach links wird es schon schwierig. Unabhängige und Kommunisten wollen wohl auch den 1. Mai feiern; aber für sie ist er bereits kein National-Feiertag mehr, für sie ist er der Welt-Feiertag; woraus sich wieder einmal ergibt, daß Deutschland dennoch für sie die Welt bedeutet — denn im Ausland, Rußland ausgenommen, feiert man diesen Tag nur spärlich. Einige Links-Idealisten haben ja auch den Vorschlag gemacht, den 9. November zum National-Festtag zu erheben. Aber die schöne Sicherheit, mit der man diesen Tag einst als den Tag des Eintritts in das Paradies begrüßte, ist inzwischen bedenklich ins Wanken geraten. Schon vor einem Jahre konnte man sich in der Nationalversammlung nicht mehr recht dazu entschließen, diesen Tag zum Festtag zu erklären; man verschob es — was verschiebt man eigentlich nicht? — und wird es, nach dem Ergebnis der bisherigen Debatten, wohl ad calendas graecas verschieben. Die bürgerlichen Parteien sind diesmal in seltener Einigkeit nicht für einen Ruhetag zu haben gewesen; ihnen ist es durchaus klar, daß wir einstweilen noch gar keinen Anlaß zum Feiern haben. Auch manchem Arbeiter ist dasselbe klar — nur den Parteiführern nicht. „Das Wohl der Partei soll das höchste Gesetz sein", könnte man ein altes Römerwort variieren; damals hieß es freilich das Wohl des Staates. Um den Wirrwarr noch etwas größer zu machen, haben nun einzelne Regierungsstellen besondere Verhaltungsmaßregeln für den 1. Mai herausgehen lassen. Unter ihnen prangt an erster Stelle ein Erlaß des Herrn Haenisch. Er wollte wohl wieder einmal zeigen, daß er allen seinen Kollegen an Fixigkeit voran ist. Sein Erlaß ist bereits vor dem ablehnenden Beschluß der Nationalversammlung erschienen und — man soll doch etwas Vorsicht nie außer acht lassen — so gehalten, daß ein Hintertürchen für den Herrn Kultusminister offen bleiben sollte. Resultat: Sämtliche Parteien haben Herrn Haenisch ihr Mißfallen erklärt. Was Herrn Haenisch nicht hindert, treu im Amt auszuharren. Parlamentarisches System!

Wenn man alle diese Schwierigkeiten der Regierung bei ihrer Suche nach dem „nationalen" Festtag sieht, möchte man ihr fast zu Hilfe kommen und ihr einen guten Rat geben: sich nämlich für sich selbst einen Feiertag auszusuchen, an dem sie nicht regiert. Das wird dann für das ganze deutsche Volk ein Festtag sein; wenn auch leider nur ein einziger.

Deutsche Karikaturen

Ein Kapitalist.



Müllkutscher in Zivil.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW ★ Verantwortlich für die Redaktion: Dr. E. Mühling, Berlin-Friedenau.

Preis 75 Pfennig



Nummer 18 | 15. Mai 1920 | 2. Jahrgang

GARVENS

SECESSION NACH RECHTS

Der „Richter“. „Lebte ich noch“, so hallt aus den Wolken die Stimme des Toten
„Wahrlich, ich trüge euch selbst zornig die Fahne voran“ ...

Spa und die Reichstagswahl.

Von Dr. C. Mühling.



Am 6. Juni, vier Tage, bevor die dunkle Schicksalstunde sich jährt, in der nicht verdorrende Hände das Todesurteil des deutschen Volkes unterzeichneten, wird dieses deutsche Volk sein Urteil über die Männer und Frauen sprechen, die, mit der ganzen Allmacht der demokratischsten Verfassung der Erde ausgestattet, fast anderthalb Jahre lang das Deutsche Reich so ohnmächtig regiert haben, wie noch kein Herrscher vor ihnen. Während es aber dieses Urteil spricht, sollen die zu Richtenden über die Änderung jenes Todesurteils verhandeln. Und zwar wird derselbe Mann, dessen Hand vor einem Jahr nicht verdorrte, als Reichskanzler vor denen sitzen, die ihm damals das Dokument der Schmach unterbreitet haben.

Was kann das deutsche Volk von Verhandlungen erwarten, die in solcher Stunde von solchen Männern mit so unerbittlichen Gegenkontrahenten geführt werden? Von der Berechtigung dieser zweifelnden Frage scheint die deutsche Regierung selbst überzeugt gewesen zu sein, als sie unter der Hand in Paris auf das Zusammentreffen der Verhandlungen in Spa mit den deutschen Wahlen die Aufmerksamkeit lenkte. Es konnte in der Tat kein ungünstigerer Zeitpunkt für diese Verhandlungen gewählt werden als der, den die Entente in voller Kenntnis der Sachlage in San Remo gewählt hat.

Wenn man dort etwa von der Annahme ausging, daß gerade der Unterzeichner des Friedens von Versailles, also unter allen Deutschen derjenige, der sich durch den Vertrag am stärksten gebunden fühlen muß, dem man bei jedem Vorschlag der Milderung entgegenhalten könne, daß man ihm ja von Angesicht zu Angesicht gegenübergesessen habe, als er den Vertrag wortlos billigte, ganz besonders geeignet sei, um die Verhandlungen im Sinne der Entente zu gutem Ende zu führen, und daß man deshalb in die Verhandlungen eintreten müsse, bevor dieser Mann beseitigt sei, so mußte man entweder glauben, daß die Verhandlungen in elf Tagen zu Ende geführt werden können, also das Schauspiel vom Diktatfrieden sich wiederholen sollte, oder man muß davon überzeugt gewesen sein, daß die jetzige deutsche Regierung die Wahlen überleben würde. Man muß entweder gehofft haben, das deutsche Volk vor eine vollendete Tatsache stellen zu können, bevor es sein Urteil gesprochen hätte, oder man muß angenommen haben, daß dieses Urteil ein Bestätigungsurteil sein würde.

Die erste der beiden Annahmen würde eine große Kurzsichtigkeit beweisen, die zweite eine vollständige Verkennung der im deutschen Volke herrschenden Stimmung.

Vor zwei Wochen etwa hat Lloyd George im Unterhause die für uns so beschämende, aber leider schwer zu bestreitende Bemerkung gemacht, daß die derzeitige deutsche Regierung jeden Ansehens im deutschen Volke entbehre, und wenn sie auch den besten Willen habe, die Macht nicht besitze, sich Geltung zu verschaffen, daß er diese Regierung mit einem Wort für den Inbegriff der Schwachheit halte. Es ist aber nur ein scheinbarer Vorteil, mit einer Regierung zu verhandeln, die man für schwach hält; man kann einen Augenblickserfolg erringen, aber keinen wirklichen endgültigen Sieg.

Das hätte man schon aus dem Gang der Ereignisse lernen können, die durch die im vorigen Monat Mai begonnenen Verhandlungen eingeleitet worden sind. Es kann nur ein Augenblickserfolg sein, wenn man die Schwäche einer Regierung benutzt, um durch sie eine vollendete Tatsache zu schaffen, die wenige Tage später durch den souveränen Willen des Volkes verurteilt wird. Wenn es möglich wäre, daß die Verhandlungen in Spa vor dem 6. Juni schon zum Abschluß gebracht werden könnten, dann würden die deutschen Wahlen ein Plebiszit über das Ergebnis dieser Verhandlungen sein. Und wenn dieses Ergebnis unter Ausnutzung der Schwäche der deutschen Regierung erzielt worden wäre, dann könnte dieses Urteil nur ein Vernichtungsurteil sein.

Die Verhandlungen aber werden am 6. Juni noch nicht abgeschlossen sein. Selbst die Entente ist nicht mächtig genug, auch wenn sie mit einem festen Programm, von dem sie sich nichts abhandeln lassen will, nach Spa kommt, eine solche Beschleunigung zu erzwingen. Die Ungeschicklichkeit der deutschen Unterhändler müßte alles Maß überschreiten, wenn es ihnen nicht gelingen sollte, das Ende der Verhandlungen über die Wahlen auszudehnen. Und ihre Gewissenlosigkeit müßte ohne Beispiel sein, wenn sie sich dazu hergäben, ihr Volk noch vor den Wahlen vor eine vollendete Tatsache zu stellen. So müßte die Entente also an die Richtigkeit der zweiten Annahme geglaubt haben. Sie müßte geglaubt haben, daß die Regierung des Herrn Müller ein Vertrauensvotum des deutschen Volkes erhalten wird. Denn es hat doch noch nie eine Konferenz von Staatsmännern, und wären es auch viel weniger begabte als die Herren Millerand, Lloyd George und Nitti, es als einen besonderen Vorzug betrachtet, über schicksalschwere Fragen mit Männern zu verhandeln, die sich an den Verhandlungstisch setzten mit dem Gruß, mit dem die Gladiatoren ihr kurzes Schwert vor den römischen Cäsaren senkten, wenn sie die Arena zum Kampf mit den wilden Tieren betraten: „Morituri te salutant“. Daß aber diese zweite Annahme falsch ist, scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen. Das Kabinett Hermann Müller wird ein Vertrauensvotum vom deutschen Volke am 6. Juni nicht erhalten. Hat doch selbst die Reichskonferenz der sozialdemokratischen Partei Deutschlands in ihrer langatmigen Entschließung, die zugleich ein Wahlaufruf ist, kein Wort der Anerkennung für diese Regierung gefunden.

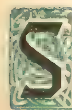
So ist es denn begreiflich, daß man in Frankreich zu erwägen beginnt, ob es nicht auch vom Standpunkt der Entente aus vernünftig wäre, den Beginn der Verhandlungen zu vertagen. Der Leitartikel des „Temps“ vom 8. Mai stellt über die Nützlichkeit der Vertagung sehr zutreffende Betrachtungen an, in denen alle die Bedenken zum Ausdruck kommen, die dagegen sprechen, daß man mit einem Ministerium verhandelt, das sich immerfort auf seine Schwäche und auf seinen provisorischen Charakter berufen kann, um Erklärungen aus dem Wege zu gehen und Milderungen durchzusetzen. Und man scheint auch schon einen Grund gefunden zu haben, auf den man sich berufen kann, um die Vertagung der Verhandlungen nicht als das Ergebnis eines von Deutschland ausgeübten Drucks, sondern als einen aus eigner Initiative gefaßten Entschluß erscheinen zu lassen: Das Haupt der englischen Regierung ist zu rechter Zeit erkrankt. Man scheint begriffen zu haben, daß das Ministerium Müller die Verhandlungen, selbst wenn es sie begonnen hätte, nicht wird zu Ende führen können, und daß man darum nicht um einen Tag früher zu einem abschließenden Ergebnis kommen kann, wenn man am 25. Mai festhält.

So besteht die Hoffnung, daß die Verhandlungen in Spa nicht beginnen, bevor Deutschland einen neuen Reichstag, eine neue Regierung, ja auch einen neuen Präsidenten hat. Denn die neue Regierung müßte ja nach parlamentarischen Gepflogenheiten dem neuen Präsidenten ihre Portefeuilles zur Verfügung stellen, wenn sie noch von Friedrich Ebert mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraut worden wäre.

Ich sage, es besteht die Hoffnung. Denn es ergibt sich hier der merkwürdige Fall, daß die Interessen der Entente mit denen Deutschlands übereinstimmen. Es gibt kein Ministerium, das ungeeigneter sein kann, zum zweitenmal über das Schicksal des deutschen Volkes zu entscheiden, als das, das auch schon zum erstenmal über dieses Schicksal entschieden hat. Man kann, ohne großen Schaden anzurichten, die Einleitung von lebenswichtigen Verhandlungen nicht Sterbenden anvertrauen.

Das soziale Vermittleramt des Technikers.

Von Geh. Regierungsrat Max Geitel.

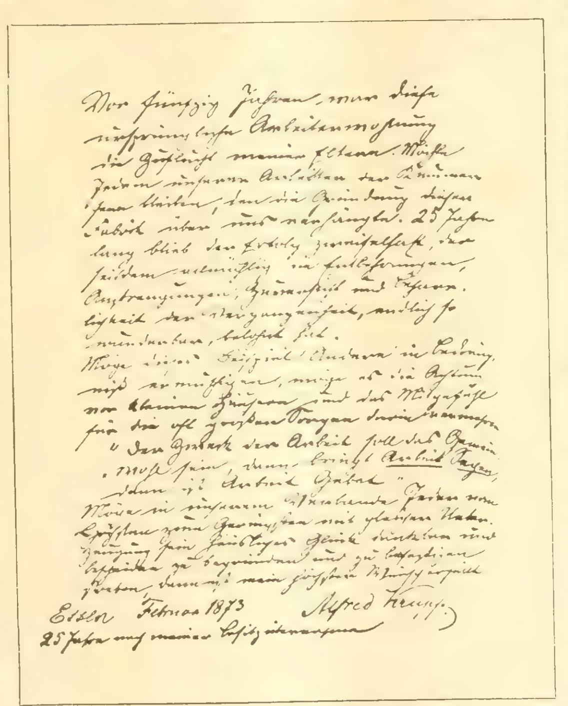


Seit den ersten Anfängen der Technik im heutigen Sinne bis in die neueste Zeit, die uns die Höchstentwicklung der technischen Wissenschaften brachte, baut sich die Tätigkeit des Technikers, des Architekten, des Bau-, Maschinen und Berg-Ingenieurs auf der Vereinigung theoretischen Wissens und praktischer Handfertigkeit auf. Infolgedessen steht der Techniker, der die Kraft und den Stoff beherrschende Intellektuelle, mit den durch soziale Gegensätze voneinander getrennten Volkschichten dauernd in engsten Beziehungen, in Wechselwirkungen, wie kein Angehöriger eines anderen Berufes. Einerseits beeinflußt er in maßgeblichster Weise das Schaffen des Arbeiters, andererseits schöpft er aus dem mit diesem gepflogenen Verkehr die weitestgehende Förderung seines eigenen Schaffens. In der Technik sind Theorie und Praxis, der Wissenschaftler und Praktiker dauernd aufeinander angewiesen, nur ein gedeihliches Zusammenarbeiten und gegenseitiges Verstehen beider ist imstande, den gemeinsam angestrebten Erfolg zu erzielen. Und so bildet der den Theoretiker und den Praktiker in seiner Person vereinigende Techniker den kraft seiner sachlichen Tätigkeit berufenen **Vermittler zwischen den Antipoden der heutigen Gesellschaft, dem Unternehmertum und der Arbeiterschaft**, wobei wir letztere in weitester begrifflicher Ausdehnung verstehen wollen.

Der Eigenart der Grundlagen des Schaffens des Technikers entspricht dessen Ausbildung. Diese umfaßt neben dem Studium der technischen Wissenschaften ein gewisses Maß handwerksmäßiger Fertigkeit und Materialienkunde, das auf dem Bauplatz, in der Maschinenfabrik, im Berg-, im Hüttenwerk, im chemischen Betriebe erworben sein muß; für den Eisenbahn-Maschinentechniker ist außer der Werkstattpraxis eine bestimmte Fahrzeit als Lokomotivheizer vorgeschrieben.

Nun vollzieht sich diese praktische Ausbildung des Technikers meist unter Verhältnissen, die von denjenigen, unter welchen der gelernte, auf seiner Hände Arbeit angewiesene Handwerker seine Ausbildung erfährt, wesentlich abweichen. Meist ist der auf erheblich kürzere Zeit als sogenannter Volontär in die Fabrik eingestellte zukünftige Techniker der Sorge um seine Existenz überhoben, und es erscheint völlig unzutreffend, von dem als Handwerker oberflächlich ausgebildeten jungen Manne als von einem Arbeiter im sprachüblichen Sinne zu sprechen.

Hierauf kommt es aber durchaus nicht an. Sofern der zukünftige Konstrukteur und Betriebsleiter überhaupt ein offenes Auge für die geistigen und materiellen Bedürfnisse seiner Umgebung hat, und sofern er überhaupt soziales Verständnis besitzt, genügt schon eine verhältnismäßig kurz bemessene Schulter an Schulter mit Angehörigen der Arbeiterschaft, unter gewöhnlichen und außergewöhnlichen Verhältnissen ausgeführte gemeinsame Tätigkeit, um ihm die Gabe auf den Lebensweg mitzugeben, der dankbarsten aller Gegenwartsaufgaben, der Milderung der sozialen Gegensätze, erfolgreich zu dienen. Persönlichkeiten von wahrer Liebe zur Sache werden hier binnen kurzem unbefangen diejenigen Umstände erkennen und beurteilen lernen, die im Kampfe um das tägliche Brot die sozialen Gegensätze hervorrufen. Das im Rahmen des rastlosen Fabrikbetriebes auf ein gemeinsames Ziel gerichtete Zusammenarbeiten von Angehörigen verschiedener Gesellschaftskreise, durch Vorbildung und Lebensauffassung getrennter Persönlichkeiten bringt diese unwillkürlich einander näher, erzieht sie zunächst zu gegenseitiger Beachtung, die bei gutem Willen sich in gegenseitige Achtung und Wertschätzung verwandelt und die Brücke zu gegenseitigem Verstehen schlägt.



Vor fünfzig Jahren war diese
ursprüngliche Arbeiterwohnung
die Zuflucht meiner Eltern. Möchte
jedem unserer Arbeiter der Kummer
fern bleiben, den die Gründung dieser
Fabrik über uns verhängte. 25 Jahre
lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der
seitdem allmählig die Entbehrungen,
Anstrengungen, Zuversicht und Beharr-
lichkeit der Vergangenheit, endlich so
wunderbar belohnt hat.
Möge dieses Beispiel Andere in Bedräng-
niß ermuthigen, möge es die Achtung
vor kleinen Häusern und das Mitgefühl
für die oft großen Sorgen darin vermehren.
„Der Zweck der Arbeit soll das Gemein-
wohl sein, dann bringt Arbeit Segen,
dann ist Arbeit Gebet.“
Möge in unserm Verbande Jeder vom
Höchsten zum Geringsten mit gleicher Ueber-
zeugung sein häusliches Glück dankbar und
bescheiden zu begründen und zu befestigen
streben, dann ist mein höchster Wunsch erfüllt.
Essen Februar 1873 Alfred Krupp.
25 Jahre nach meiner Besitzübernahme

Das Testament eines sozialen Vermittlers.

Der Genius loci der Werkstatt, insbesondere der neuzeitlichen Fabrikhallen mit ihrem vielgestaltigen sozialen und technischen Inhalt, läßt sich nicht aus Büchern und Vorlesungen erkennen. Er verlangt vielmehr, daß man seine Bekanntschaft an Ort und Stelle, Auge in Auge, im Lärm der Maschinen, im Glutenschein der Essen und Feuer, im Brodem der von Apparat zu Apparat gejagten chemischen Stoffe aufsuche. Hierfür aber gibt es nur eine Möglichkeit: die praktische Tätigkeit am Ambos, an der Feilbank, auf der Baustelle, im Berg-, im Hüttenwerk, an den Apparaten der chemischen Fabriken. Hier lernt der zukünftige Techniker die Kräfte unmittelbar kennen, die er in Fesseln schlagen soll, und die so gern jede Gelegenheit benutzen, sich ihrer Bande zu entledigen. Hier lernt er die widerspenstigen Stoffe kennen, auf deren Meisterung es ankommt, und die Mittel, die ihrer Meisterung dienen. Hier aber lernt er auch diejenigen seiner Mitmenschen in täglichem Zusammensein kennen, die ihm bisher innerlich und äußerlich fremd waren, die den Gedanken des Konstrukteurs, des Erfinders in die Wirklichkeit umsetzen und bei dieser Verwirklichung oft nicht minder mit ihrem Können beteiligt sind als der geistige Urheber.

Viele technische Betriebe haben die lobenswerte Übung, die sogenannten Volontäre nur unter der Bedingung einzustellen, daß sie sich der Fabrikordnung voll und ganz unterwerfen, insbesondere die vorgeschriebene Arbeitszeit innehalten. Infolgedessen vollzieht sich bei diesen Volontären und den übrigen Fabrikangehörigen eine völlige Gemeinsamkeit der täglichen Arbeit, während welcher beide die sozialen Verhältnisse und Anschauungen ihrer Arbeitsgenossen aus nächster Nähe vor Augen haben. Für den zukünftigen Betriebsleiter ergibt sich hieraus ein Gewinn, der in seiner Tragweite dem aus der praktischen Handfertigkeit erwachsenden Gewinn nicht nachsteht, diesen in Ansehung des allgemeinen Besten sogar um ein vielfaches übertrifft. Ein großer Teil der Techniker, insbesondere der alten Schule, sind aus der Arbeiterschaft hervorgegangen, haben die vorgeschriebene lange Lehrzeit zurückgelegt, haben als Arbeiter, Vorarbeiter und Meister ihr Brot verdient, bevor sie es zu einem selbständigen Industriellen oder zum Betriebsleiter brachten. Bei diesen Technikern ist ein Vertrautsein mit den Anschauungen und den Bedürfnissen des Arbeiters in besonderem Maße zu erwarten, eine Annahme, die allerdings nicht selten getäuscht wird, je nachdem der dem Unternehmertum nähergerückte Techniker den ehemaligen Arbeiter überwiegt, je nachdem das soziale Empfinden durch Aussicht auf Gewinn zurückgedrängt wird. Auch hier ist die persönliche Veranlagung maßgeblich. Der wahrhaft sozial veranlagte zu führender Stellung gelangte Arbeiter wird seinen ehemaligen Kameraden willig das gewähren, was er zu bieten vermag und was dieser erwarten kann, ganz im Sinne jener ihrer Zeit vorauseilenden Techniker der alten Schule, als deren hervorragendster Vertreter Alfred Krupp als erster der deutschen Fabrikherren für seine Arbeiter Wohlfahrtseinrichtungen zu einer Zeit schuf, als er selbst der Schwierigkeiten seiner Lage noch keineswegs überhoben war.

Hat der Techniker seine praktische Lehrzeit und sein Studium beendet und ist er dann als Konstrukteur, als Betriebsleiter oder als Unternehmer tätig, so besteht auch fernerhin ein enger Zusammenhang zwischen ihm und dem Arbeiter, äußerlich weniger erkennbar, trotzdem aber nicht minder eng als zu jener Zeit, wo er am Schraubstock stand. Mag ein Verfahren, eine Maschine, kurz irgendein Gegenstand technischen Schaffens auf dem Papier noch so sorgfältig erwogen und durchgearbeitet sein, die Verwirklichung ist nur möglich auf Grund ständiger verständnisvoller Zusammenarbeit des Technikers mit den Meistern, den Vorarbeitern, den Arbeitern. Der in der Praxis sich entspinnende Kampf mit der „Tücke des Objekts" muß seitens der Angehörigen durch soziale Unterschiede getrennter Volkschichten Schulter an Schulter ausgefochten werden und fordert nicht nur Aufwand an Zeit und Arbeit, sondern heischt auch Opfer an Leben und Gesundheit. Und so weisen die Verlustlisten des Schlachtfeldes der Arbeit nicht nur die Namen der in jenem Kampfe gefallenen Arbeiter auf, sondern auch die Namen der Techniker, die jenen Führer waren. Dies ist in besonderem Maße bei den Versuchen der Fall, durch welche starke Pressungen, hohe Geschwindigkeiten und Stoffe starker Explosivkraft erstmalig zu erproben sind, und die leider nur allzu oft verhängnisvoll auslaufen. Nicht minder gilt dies von den Rettungsarbeiten bei den Unfällen, die die auf eigener Spur einherschreitenden Elemente in Gestalt von Schlagwetterkatastrophen, Dampfkesselexplosionen, Eisenbahnunfällen u. a. m. heraufbeschwören.

Ist der Techniker einerseits kraft seiner Vorbildung und Tätigkeit berufen, das soziale Vermittleramt zu übernehmen, so ist er andererseits hierzu auch in erheblichem Maße verpflichtet, denn er war es, der die Maschine in das Erwerbsleben einführte und hierdurch wesentlich den Anlaß gab, daß sich die sozialen Gegensätze zu der Schärfe zuspitzten, unter der wir so schwer zu leiden haben. Bestand zur Zeit der Zünfte zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein patriarchalisches Verhältnis, vollzog sich bis zum Beginn des Siegeslaufes der Maschine die gewerbliche Tätigkeit in zahlreichen kleinen selbständigen, auf diese Selbständigkeit stolzen Betrieben, so setzte die Maschine an die Stelle der antikapitalistischen Zunft das kapitalistische Großunternehmertum. Hierbei wurden zunächst Tausende und aber Tausende fleißiger Handarbeiter der Beschäftigung beraubt und erblickten in der Maschine mit Recht die Ursache ihres wirtschaftlichen Unterganges. Goethe hat uns diesen Kampf in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" mit höchster Anschaulichkeit geschildert und die gewaltige Mission, die die Maschine in ihrer Entwicklung erfüllte, dadurch gewürdigt, daß er die Bewohner des arbeitslustigen Tales durch Einführung der Maschinenarbeit auf andere lebhaftere Weise beschäftigen läßt. Auch in seiner amtlichen Tätigkeit ist Goethe mit Erfolg bestrebt gewesen, auf Grund seines hohen Verständnisses für technische Dinge und für die durch diese bewirkten sozialen Verhältnisse vermittelnd zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer tätig zu sein. So warb er die bei dem Neubau des Weimarer Schlosses beschäftigten Bauhandwerker, um ihnen die Vermittlungskosten zu ersparen, direkt ohne Mithilfe der Meister an, und die unter der Konkurrenz der englischen Maschinen schwer leidende thüringische Hausindustrie der Strumpfwirker erfreute sich seiner verständnisvollen Hilfe. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben sich die Verhältnisse geklärt; trotz dieser Klärung aber besteht noch heute in weiten Kreisen die Auffassung, daß der Techniker einen großen Teil der Verantwortung für die heutige Schärfe der sozialen Gegensätze trage. Um so mehr hat dieser die Pflicht, das Amt als sozialer Vermittler zu übernehmen. Die Neue Welt hat jene Kämpfe zwischen Hand- und Maschinenarbeit weniger schwer empfunden.

> Amerika, du hast es besser
> Als unser Kontinent, das alte,
> Hast keine verfallenen Schlösser
> Und keine Basalte.
> Dich stört nicht im Innern
> Zu lebendiger Zeit
> Unnützes Erinnern
> Und vergeblicher Streit.

In den Vereinigten Staaten hatten niemals patriarchalische Zunfteinrichtungen bestanden, deren Verschwinden schmerzlich empfunden werden konnte, vielmehr entwickelte sich dort die Gewerbetätigkeit gleichzeitig mit dem Auftreten der Maschine und wurde durch diese machtvoll gefördert. Trotzdem hat sich aber auch dort das Bedürfnis nach sozialen Vermittlerpersönlichkeiten geltend gemacht. Man hat in Amerika an die Hilfe der Mitbürgerinnen appelliert und erfolgreich mit dem erforderlichen Taktgefühl ausgestatteten Frauen, „sozialen Agentinnen", die dankbare Aufgabe übertragen, bei den Arbeitern auftretende Verstimmung rechtzeitig zu beseitigen. Während des Weltkrieges hat man noch ein anderes Verfahren eingeschlagen, indem man die soziale Vermittlung zum Gegenstande einer Wissenschaft machte. Es entstanden an den Technischen Hochschulen und Universitäten besondere Lehrkurse, in denen Arbeitsvermittler zielbewußt ausgebildet wurden. Man zählte hinfort die Arbeiter nicht mehr nach „Händen", sondern wählte sie für die einzelne zu leistende Arbeit nach besonderen Gesichtspunkten aus. Man traf Vorsorge für Verkehrserleichterungen, Lebensunterhalt, Schulbesuch der Kinder u. dergl., und die Folge war, daß der bisherige überaus störende Wechsel der Arbeiter sich stark verminderte und einer gedeihlichen Seßhaftigkeit und Zufriedenheit wich.

Als die Vertreter der preußischen Technischen Hochschulen im Jahre 1899 Kaiser Wilhelm dem Zweiten den Dank für die Verleihung des Promotionsrechtes darbrachten, wies dieser darauf hin, daß die Technischen Hochschulen auf die sozialen Verhältnisse vielfach großen Einfluß ausüben können, da ihre vielen Beziehungen zur Arbeit und zu den Arbeitern und zur Industrie eine Fülle von Anregung und Einwirkung ermöglichen. Deshalb seien sie in der kommenden Zeit zu großen Aufgaben berufen, die bisherigen Rich-

tungen hätten ja leider in sozialer Beziehung vollständig versagt. Daher müßten die Technischen Hochschulen ihren Schülern die sozialen Pflichten gegen die Arbeiter klarmachen und die großen allgemeinen Pflichten nicht außer acht lassen.

Wie kann nun der Techniker seines Vermittleramtes walten? Die hierbei ihm zur Verfügung stehenden Mittel sind verschiedener Art. Zunächst ist er auf Grund seiner unmittelbar gewonnenen Kenntnisse der Verhältnisse, unter denen der Arbeiter täglich schafft, der berufene Vermittler in Lohnstreitigkeiten. Sodann ist er an erster Stelle befähigt, ohne Vorurteil die sonstigen Wünsche der Arbeiterschaft, z. B. bezüglich ihrer Arbeitsverhältnisse in hygienischer und unfalltechnischer Hinsicht entgegenzunehmen, zu prüfen und als ehrlicher Makler dem Unternehmer vorzutragen. Die Bemessung und Verteilung der Arbeitszeit, die Beschäftigung der infolge Alters in ihren Leistungen zurückgehenden Arbeiter, die Gewährung von Unterstützungen in Notfällen, von Anerkennungen für geleistete treue Dienste, und was sich sonst noch in unseren heutigen Fabrikbetrieben täglich als Gegenstand von Verhandlungen ergibt, bilden dankbare Gebiete des Vermittleramtes des Technikers. Dieses darf sich aber, soll es eine nachhaltige und umfassende Wirkung ausüben, nicht auf den eigentlichen Betrieb beschränken. Viel, unendlich viel kann der Techniker außerhalb seiner engeren Berufstätigkeit zur Milderung der Gegensätze beitragen durch zwanglosen Umgang außerhalb der Arbeitszeit, durch Vorträge, durch Pflege des geselligen Verkehrs, durch Beratung in Wirtschafts- und Familienangelegenheiten. Auf diese Weise wird der Techniker zum geistigen Führer seiner Arbeiter nicht nur im rastlosen Getriebe der Fabriken, sondern auch im bürgerlichen Leben.

Diese Darlegung der Vermittlertätigkeit des Technikers wird vielen unserer Leser unter den heutigen Zeitverhältnissen als zu patriarchalisch, als unausführbar erscheinen. Jene Tätigkeit muß sich aber in dem angegebenen Sinne ohne Rücksicht auf parteipolitische Auffassungen durchsetzen, soll gegenseitiges Verständnis zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft endlich Platz greifen, und soll uns der erfolgreiche Wettbewerb auf dem Weltmarkte nicht verloren gehen.

Und hier erhebt sich die Frage: Hat der Techniker dieses seines Vermittleramtes bereits in dem erwünschten Maße gewaltet? Für zahlreiche Techniker Deutschlands, desjenigen Landes, das allen Völkern der Erde durch seine sozialpolitische Gesetzgebung vorbildlich geworden ist, und das uns hier allein interessiert, muß diese Frage unbedingt bejaht werden. Wenn andererseits viele deutsche Techniker sich bisher der Ausübung jenes hohen Amtes entzogen haben, so hat dieses mehrere Ursachen. Hier ist zunächst der weitgehende Unterschied festzustellen, der bezüglich der Bewertung der Technik zwischen uns und anderen Industrieländern obwaltet, gegenüber Frankreich, wo der Ingenieur Sadi Carnot es zum Präsidenten der Republik, wo der Ingenieur Freycinet es zum Ministerpräsidenten brachte, zu England, in dessen nationaler Ruhmeshalle, der Westminsterabtei, dem deutschen Techniker Wilhelm Siemens ein Votivfenster gewidmet ist. Wir wollen hier die seit Jahrzehnten nicht verstummenden daraufbezüglichen Klagen der deutschen Techniker nicht wiederholen und uns darauf beschränken, einen Satz hier wiederzugeben, der uns unlängst in einer der vornehmsten technischen Zeitschriften der Erde, in der „Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure", begegnete und der die Behandlung, die die deutschen Techniker bei uns während des Weltkrieges seitens maßgebender Kreise erfahren haben, in die Worte zusammenfaßt: „Bei uns war die Technik die dienende Magd, bei den Feinden war sie die vertraute Freundin." Möge hier endlich gründlich Wandel geschaffen werden, dann wird der Techniker sich um so freudiger der Aufgabe widmen, Frieden zwischen den durch soziale Gegensätze getrennten Volkschichten zu stiften. Erfreulicherweise haben die auf die Hebung des Ansehens des Technikers bereits seit Jahrzehnten bei uns abzielenden Bestrebungen in jüngster Zeit eine besondere Stärkung und Vertiefung erfahren. In der Nationalversammlung und in der preußischen Landesversammlung ist die Bildung einer interfraktionellen technischen Gruppe gelungen, die technische Fragen rein sachlich beraten soll, mit parteipolitischer Neutralität.

Eine weitere Ursache für das Fernbleiben des Technikers von sozialer Tätigkeit ist mehr subjektiver Art und liegt in den eigenartigen Verhältnissen des Fachgebietes. Die Abneigung, sich in die Öffentlichkeit zu begeben und der Allgemeinheit eine Arbeitsleistung anzubieten, die von deren maßgeblichen Persönlichkeiten oft nur widerwillig entgegengenommen oder gar schroff abgelehnt wird, findet von Haus aus einen guten Nährboden in dem Umstande, daß das Studium der technischen Wissenschaften kein sogenanntes Brotstudium ist, sondern eine besondere Begabung und ein hohes Maß von Hingabe an den Beruf erfordert. Es ist nicht jedermanns Sache, den Horaz und Äschylus beiseite zu legen und statt dessen monatelang Hammer und Feile vom Morgen bis zum Abend zu handhaben in einer Umgebung, die eine so rauhe Außenseite besitzt. Die Technik stellt ähnliche Anforderungen wie die Künste, und so begegnen wir bei dem Techniker leider häufig der Neigung, ähnlich dem Künstler, sich auf sein Sonderfach zurückzuziehen, dieses mit aller Liebe und Sorgfalt zu pflegen, darüber hinaus aber sich mehr oder weniger abzuschließen. Fast in keinem anderen Berufe begegnen wir daher so vielen „Fachsimplern" wie bei den Technikern. Diese befinden sich mit ihrer Fachsimpelei allerdings in guter Gesellschaft, denn ihr ältester Vorfahr Archimedes trieb jene an Untugend streifende Eigenart so weit, daß er, in seine Kreise vertieft, nicht bemerkte, daß inzwischen das von ihm erfolgreich verteidigte Syrakus dem siegreichen Marcellus zum Opfer gefallen war. Hier muß die Technische Hochschule kraftvoll einsetzen, indem sie dem zukünftigen Konstrukteur, Betriebsleiter und Unternehmer ihre sozialen Pflichten klarmacht und ihm die ethischen Forderungen zu Gemüte führt, die die Allgemeinheit von ihm mit Recht verlangt. Die bereits an verantwortungsvoller Stelle stehenden Techniker aber müssen sich aus sich selbst heraus bewußt werden, daß sich ihre Aufgabe als Staatsbürger nicht darin erschöpft, hervorragende technische Leistungen zu vollführen, sondern auch die die Kräfte unseres Volkes lähmenden sozialen Gegensätze auszugleichen.

Das neue Dominium Maris Baltici.

Von Kapitän z. S. a. D. H. von Waldeyer-Hartz.



Die alte Frage, die jahrhundertelang Haß und Zwietracht gesät hatte, ist wieder aufgetaucht. Ein neuer Kampf um Rechte und Vorrechte in der Ostsee droht zu entbrennen. Bis in ihre entlegensten Winkel hat der Versailler Friedensvertrag seine trübe Sturmflut getrieben. Frankreich hat an unserer Ostgrenze das Polenreich errichten helfen, um uns auch dort unter Absperrung von Rußland militärisch zu umklammern. England will sich mit Hilfe des polnischen Korridors zum Meer eine Absatzstufe sichern, um mit seinen Waren Osteuropa zu überschwemmen und Nutzen aus ihm zu ziehen. Und als dritter Interessent haben sich die Vereinigten Staaten von Amerika gemeldet. Auch sie wollen mit dem neuen Polenreich mit seinen 30 Millionen Seelen Handel treiben. Eine amerikanisch-polnische Schiffahrtlinie besteht bereits. Ihre Dampfer laufen über den Ozean. Die polnische Sprache wird an Bord der Schiffe an leitenden Stellen kaum die vorherrschende sein.

Wie hat es vor dem Kriege in der Ostsee ausgesehen? Die im deutschen Besitz befindliche Küste war verhältnismäßig langgestreckt. Sie schloß den Süden des Baltischen Meeres ab, während Rußland den Osten beherrschte. Beide Küsten ließen, was den Flächenraum und die Bevölkerungsziffer anbetraf, Dänemark und Schweden weit hinter sich. Trotzdem konnte von einer Sonderherrschaft einer der beiden Großstaaten keinesfalls gesprochen werden. Das Deutsche Reich hat nie daran gedacht, sich das alte Dominium Maris Baltici anzumaßen, das bis in das späte Mittelalter hinein — hauptsächlich der engen Zufahrtstraße wegen, die von den Grenzstaaten leicht zu schließen waren — eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Deutschland hat vielmehr stets den Standpunkt vertreten, daß die Ostsee ein Mare Liberum, ein offenes Meer sei, das sich der Sperrung widersetze als einer Maßnahme, die in geographischer und völkerrechtlicher Beziehung von der Hand zu weisen wäre, und die im Laufe der Geschichte ihre Berechtigung endgültig verloren habe.

Es ist nun sehr die Frage, ob dieser gesunde und dem allgemeinen Wohl nur zugute kommende Standpunkt unter den veränderten Verhältnissen aufrechterhalten werden wird, wo Deutschlands Ohnmacht zur See besiegelt ist. Wir brauchen uns bloß an die schmachvolle Zeit des Jahres 1848 49 zu erinnern, wo das kleine Dänemark — ein Zwerg gegen einen Riesen — dem zehnfach überlegenen Deutschland auf der Nase herumtanzte, weil es über eine nicht einmal nennenswerte starke Flotte verfügte, während Deutschland auf See so gut wie völlig wehrlos war. Warum sollten solche Zustände nicht wiederkehren? Unsere kläglichen Friedensfaseleien arbeiten denen ja geradezu in die Hände, die sich nach der Rückkehr solcher Zustände sehnen. Es liegt uns völlig fern, die Haltung von Dänemarks Volk und Regierung irgendwie zu verdächtigen. Andererseits lehrt die Geschichte, daß die Ereignisse oft stärker sind als die Menschen, die sie zu meistern gedenken. Und so könnten auch in der Ostsee Überraschungen eintreten, die das deutsche Volk abermals vor die mißliche Lage stellten, von einer an sich weit unterlegenen Macht politisch vergewaltigt zu werden.

Unmittelbar drohend ist die Gefahr, die vom Osten kommt. Die russische Flotte hatte sich nach den schweren Schlägen des Japanischen Krieges überraschend schnell erholt und sehr wesentlich in ihrem inneren Aufbau gekräftigt, was jeder deutsche Seeoffizier zugeben wird, der im Verlauf des Weltkrieges auf russische Seestreitkräfte gestoßen ist. Die Admiralität in Petersburg hatte sich nach der Niederlage im Gelben Meer die Augen gründlich gerieben und tüchtig Umschau gehalten, so daß sich die Flotte unter dem blauen Andreaskreuz im schnellen zielbewußten Aufbau befand, als der Weltkrieg ausbrach. Es ist nun ein Trugschluß, wenn man annehmen wollte, die russische Flotte sei mit der Revolution zugrunde gegangen. Auch das russische Heer hatte zunächst einmal aufgehört zu bestehen, als der Bolschewismus siegte. Jetzt, nach verhältnismäßig kurzer Frist, steht die russische Landarmee wieder in höchst beachtenswerter Stärke auf den Beinen. Es liegt kein Anlaß vor, die Möglichkeit von der Hand zu weisen, daß auch die russische Flotte sich bis zur vollen Schlagfertigkeit erholen wird.

Als neuer selbständiger Ostseestaat ist während des Krieges Finnland entstanden. Seine geographische Lage verweist es lebhaft auf die See. Ob die Zeiten schon vorüber sind, wo es Anschluß an uns suchte, muß die Zukunft lehren. Man hört in letzter Zeit nicht viel von Finnland. Im Schutze der deutschen Freundschaft wäre es rascher aufgeblüht. Die fremden Mächte, die in die Ostsee eingedrungen sind, werden auch ihm Licht und Luft für eine gesunde, selbständige Entwicklung rauben.

Polen wird zunächst einmal als Mittelsperson für britische und amerikanische Seeinteressen vorgeschoben werden. Man schmeichelt ihm und ist darauf bedacht, seine Volkskraft und seine Herrschergelüste zur Niederhaltung Deutschlands auszunutzen. Der Küstensaum, den es besetzt, umfaßt 150 Kilometer. Danzig und die Danziger Bucht werden sich — daran ist nicht zu zweifeln, und wer es nicht sehen will, treibt Vogelstraußpolitik — die längst vergessene, seit Jahren aber angestrebte Herrschaft des weißen Adlers gefallen lassen müssen. Denn der Danziger Freistaat ist ja nur ein Firmenschild aus Tagen vergangener Größe. Um das deutsche Element zu verdrängen, läßt man die Polenflut mit Macht in das neue künstliche Staatengebilde einströmen. Der wahre Herr im Hause bleibt trotzdem der Engländer. Er wird seine Wünsche in der ihm eignen, gewandten Weise allen anderen voranstellen.

Im Zusammenhang hiermit sei daran erinnert, daß das englische Streben auf Herrschaft und Macht im Weichselgebiet alt ist. Als sich im 15. Jahrhundert in England der Geist der Merchant Adventurers regte, der den fremden Handel in seiner Heimat, in erster Linie unter hansischer Führung, abtun wollte, da griff man in seinen Plänen kühn über Lübeck, den Hauptumschlagplatz des Ostseehandels, hinweg und knüpfte unmittelbar Verbindungen mit Danzig an, um auf diese Weise den Handel mit Rußland zu seinen Gunsten zu vereinfachen. Die vielbegehrten Pelze, Holz, Teer und Getreide waren damals die Hauptausfuhrwaren. Danzig verhielt sich nicht gerade entgegenkommend, aber auch nicht ablehnend. Es war die Zeit, wo es sich von der Herrschaft des Deutschritter-Ordens loslöste und insgeheim — der alte deutsche Fluch — mit fremder Macht, mit dem Polenfürsten liebäugelte. Hinzu kam ferner, daß Danzig und Lübeck harte Nebenbuhler waren. Auch hier das alte unselige Bild deutscher Zerrissenheit. England glückte es zwar nicht, alle seine Wünsche auf Festsetzung in Danzig in Erfüllung gehen zu sehen. Lübeck als Haupt der Hanse schob einen kräftigen Riegel vor. Jahrelang währten die Streitigkeiten und Kämpfe. Immerhin gab es im 15. Jahrhundert bereits eine englische Niederlassung in Danzig, so daß der Brite des 20. Jahrhunderts Boden betritt, auf dem er schon einmal ansässig war. Diese Tatsache scheint uns wichtig für die Beurteilung der heutigen politischen Lage.

Danzig, die Weichsel und die angrenzenden Gebiete werden in unseren Tagen Großbritannien und den Vereinigten Staaten die beste Möglichkeit bieten, Osteuropa wirtschaftlich und handelspolitisch zu erobern. Polens Aufgabe ist dabei, Vorspanndienste zu leisten — dazu wird es gestreichelt und gefüttert — und als ein künstlicher Damm Deutschland von den russischen Märkten abzusperren. Es soll nicht nur Polen, sondern der gesamte weite Osten durch das Einfalltor Danzig mit englischen Waren überschwemmt werden. Bis tief in das Innere Großrußlands hinein sind die begehrlichen Blicke der Angelsachsen gerichtet. „Die Welt wird immer rascher englisch!" so hat man in Großbritannien gejubelt. Wenn der britische Säckel sich füllt, uns darf es nicht wundernehmen. Wir halten den Säckel ja offen und begeben uns in seinen Fron, verknöchert im öden Doktrinarismus der Weltverbrüderungstheorie.

Die jüngste Entwicklung der Ostseefrage hat auch in den drei alten nordischen Reichen, in Dänemark, Schweden und Norwegen, die Erkenntnis aufdämmern lassen, daß es zum mindesten zweifelhaft scheint, ob der Tausch „angelsächsisch-polnischer gegen deutsche Macht" einen Vorteil bedeutet. Am Maßstabe angelsächsischen Unternehmertums gemessen, waren Deutschlands wirtschaftliche und politische Ziele in der Ostsee mehr als selbstlos. Jetzt beginnt man im Norden des Baltischen Meeres sich darüber klar zu werden, daß England und die Vereinigten Staaten die See-Etappen Hamburg und Danzig bevorzugen und ganz nach ihren Wünschen ausbauen und ausnutzen werden, und daß hiermit die Gefahr der Lahmlegung von Häfen wie Kopenhagen, Malmö und Göteborg heraufbeschworen wird. Auch in Finnland ist man in diesem Punkte hellsichtig geworden. Von dort schallt bereits eine Stimme zu uns herüber, die die Frage der Neutralisierung der Ostsee aufwirft, so zwar, daß die Randstaaten in völliger Freiheit ihre Angelegenheiten zu regeln hätten, ohne von den Großmächten politisch und handelspolitisch irgendwie geknebelt zu werden. Solange Deutschlands Flottenmacht und Seegeltung bestanden, hat man derartige Äußerungen nicht gehört, denn der „Barbar und Militarist Deutschland" hat Machthunger nicht gekannt. Jetzt aber, wo der frömmelnde Engländer, der „äußerlich reine Tor und Menschheitsbeglücker" im Bunde mit dem landhungrigen, von Größenwahn besessenen Polen naht, da regen sich mit einem Schlage solche Besorgnisse. Sie werden nicht unbegründet sein.

Durch die Presse ging unlängst die Meldung, daß Sir Reginald Tower, der britische Kommissar für Danzig, sich den polnischen Behörden gegenüber dahin ausgesprochen habe, daß die Weichselstadt nicht nur ein polnischer Handelshafen, nein sogar ein polnischer Kriegshafen werden solle. Auch diese Entwicklung hat man zu seinem Leidwesen in den nordischen Ländern vorausgesehen. Bereits im Juli vorigen Jahres hat die norwegische Zeitschrift „Verdens Gang" dar-

auf hingewiesen, daß England sich nicht nur in Murman und Archangelsk, sondern auch im äußersten Ostseewinkel mit einer Art Gibraltar festsetzen werde. Die Prophezeiung stimmt. Denn so und nicht anders ist zu verstehen, wenn der Brite dem Polen einen Kriegshafen an der Weichselmündung verspricht. Die Kosten mögen fremde Schultern tragen. Es mögen sich auch polnische Kriegschiffe in der Ostsee zeigen, obwohl der Pole noch nie ein Seefahrer gewesen ist, und die Ostsee mag den Beinamen „das polnische Meer“ führen. England wird letzten Endes der Benutzer, jedenfalls der Nutznießer des Flottenstützpunktes sein. Es wird seine Erfahrungen im Kriegschiffbau und in Fragen der Organisation zur Verfügung stellen, um auch hier das Wort wahr zu machen, daß die Welt immer rascher englisch wird. Und wir Deutschen streiten uns im eigenen Lande noch immer über das Wesen des Alldeutschtums herum!

Wie hatte das Wort Kaiser Wilhelms II. gelautet? Der Weltkrieg sei ein Kampf zwischen germanischer und angelsächsischer Weltanschauung. Wird man das Wort jetzt verstehen lernen? Es ist ein Jammer, daß der Deutsche keinen anderen Lehrmeister anerkennt als die harteste und bitterste Not am eigenen Leibe

---

Das Jubiläum einer Vegetarierkolonie.

Von Max Caro.



Der Mai war gekommen mit milden Lüften und einem Blütensegen ohnegleichen. Die deutsche Erde seufzte unter ihren Bedrückern, aber ins Herz der Verängstigten und Zweifler goß er milden Trost „Siehe dies Land, dein Heimatland! Siehe die Mark, die einst bespöttelte Streusandbüchse des Reichs in ihrer fruchtbaren Schönheit! Eine Wüste war sie dereinst, die urbar gemacht wurde durch treuen Fleiß. So wird auch des Reiches Herrlichkeit einst neu erstehen durch Arbeit und Sittlichkeit. Sie bleiben die beste Waffe im friedlichen Wettbewerb der Völker!“

Arbeit und Sittlichkeit! Die Obstbausiedelung „Eden“, eingetragene Genossenschaft, vor den Toren unserer Nachbarstadt Oranienburg, feiert in diesen Tagen ihr 25=jähriges Jubiläum. Da ließ ich mich nicht lange bitten. Der Wanderer hatte schon ein gut Teil seiner Alltagssorgen abgestreift, als er durch die Straßen des schmucken Städtchens schritt. Jenseits des Kanals standen vor den kleinen Häusern die Fliederbäume in voller Pracht. Wie köstlich war der Duft, wie glitzerten die roten Ziegeldächer, wie lieblich spielte die liebe Sonne mit Baum und Strauch am Wege, mit den begrünten Wiesen! Überall setzte sie Lichter und bunte Farben auf. Der Maienwind liebkoste die Zweiglein und wellte den Grasteppich zu Furchen und kleinen Tälern, die blitzschnell verschwanden, wie sie gekommen waren. Auf den Gesichtern der Menschen lag stille Festfreude. Die rüstigen Schiffer am Kanal feierten. Sie hatten ihre Schiffsherren mit Streik überzogen. Nun saßen sie geruhig an Bord und spielten Harmonika. „Das ordinärste Hemd für unsereinen kostet 65 Mark. Da müssen wir höhere Löhne haben!“ — —

Ein Ehepaar mit einem kleinen Knaben diente mir unbewußt als Führer. Ich hatte gehört, daß sie nach Eden wollten, und hing mich an ihre Fersen. Der Mann trug einen schweren Handkoffer und brummte ein wenig; die Frau und das Kind aber pflückten Blumen auf den Wiesen und schmückten den Vater, daß er seine Nöte vergaß. Allmählich wurde der berauschende Fliederduft von einem zarten Wohlgeruch abgelöst. Soweit das Auge sah, ruhten schneeige Wolken auf der Landschaft. Der Wind trug uns tausend Blüten entgegen. Die Apfelbäume standen im Brautkleid geruhig und feierlich da. Wir waren in Eden.

Durch die Blütengassen schritt ich langsam dem Gebäude der Verwaltung zu. Der erste Eindruck war, daß hier ein bescheidener Wohlstand eingezogen ist und daß eine feste Hand die Zügel führt. Die hundert Wohnhäuser und Betriebsgebäude, die an den gutgehaltenen Straßen errichtet sind, verraten die Entwicklung dieses kleinen auf sich selbst gestellten Gemeinwesens. Ein bescheidener Anteil fällt den Holzhäusern zu; sie gehören der ältesten Bauperiode an und haben durchschnittlich nur 1500 Mark Baugeld erfordert. Mit dem Aufblühen der Gemeinschaft wurden Holz- und Steinhäuser in enger Verbindung in verschiedenen Preislagen bis 15000 Mark und mehr errichtet. Alle diese gefälligen Bauten haben durch den Krieg eine erhebliche Wertsteigerung erfahren. Als die Beschaffung der Baustoffe auf erhebliche Schwierigkeiten stieß, schritten einige beherzte Ansiedler zum Notbau. Der eine kaufte bei Auflösung des Reservelazaretts in Oranienburg eine Baracke und baute sie mit Hilfe der Edener Handwerker in seiner Heimstätte auf. Das Bauwerk erfüllt sicherlich auf Jahrzehnte hinaus seinen Zweck. Zwei aus dem Felde heimkehrende Söhne einer Ansiedlerin errichteten aus abgebrochenen Lufthütten eines Sanatoriums ein geräumiges und gemütliches Holzhaus. Ein anderer Edener baute aus den Abbruchsbohlen eines Spreekahns und selbstgeschlagenen Kiefernstangen ein Häuschen mit zwei Wohnräumen, Küche und Vorlaube. Auf eine Reihe von Jahren dürfte auch dieser Eigenbau vorhalten. Das war tüchtige Selbsthilfe, wie sie von echten Siedlern, die aus Reichsmitteln Zuschüsse für die Notbauten erhalten, geleistet werden muß. Im übrigen sehen wir die Bautätigkeit mit Staatzuschuß weiter fortschreiten. Es sind sechs kleinere und sechs größere Häuser im Bau, Einfamilienhäuser, massiv, zum Teil mit Zentralheizung, zum andern Teil mit Kachelöfen; elektrisches Licht und Doppelfenster erhalten sie alle.

Es wird nun Zeit, die Verfassung der Edener Obstbausiedlung klarzustellen. Die Bodennutzung erfolgt in erblicher Bodenpacht. Der Kolonist behält das Eigentum an Wohnung und Werkstatt; es verbleibt ihm, was seine Vorfahren und er selbst geschaffen haben. Unter Bürgschaft Gleichstrebender (Genossenschaft) wird der Boden durch Obst- und Gemüsekulturen bearbeitet. Die Bestellung erfolgt fast ohne Nutzvieh und Zugtiere, weil dies den Anschauungen der Kolonisten entgegensteht. Der Betrieb erfolgt in der Hauptsache als landbauliche Selbstversorgung ohne fremde Hilfe für die einzelne Familie. Auch der Großbetrieb der Gemeinschaft sucht mit den eigenen Ansiedlern auszukommen. Das Edener Bodenbesitzrecht ist nichts anderes als ein erblicher Pachtbesitz; da die Genossenschaft auf dem Grundsatz des gemeinsamen Bodenbesitzes aufgebaut ist, bleibt der gesamte Grund und Boden dauernd und unveräußerlich in ihrem Besitze, solange sie besteht oder bis der gesamte Boden „Eigentum des deutschen Volkes“ geworden ist. Das ist eines der Edener Ideale.

Aufnahmefähig sind großjährige Personen beiderlei Geschlechts, die sich einer „veredelten“ Lebensführung befleißigen und die Grundsätze „naturgemäßer Lebensweise“ befolgen. Auf den Siedlungsgrundstücken dürfen nicht eingerichtet werden: Schlächtereien, Fleisch-, Fisch-, Alkohol- und Tabakwarenverkauf. Verboten ist insbesondere die Haltung von Schlachtvieh mit Ausnahme von Milchvieh und Hühnern. Die Geschäftsanteile werden nach den gesetzlichen Rücklagen mit höchstens 4 v. H. verzinst, der weitere Gewinn fließt in die Sicherheits- und Hilfsrücklagenkasse, so daß von einer Bereicherung einzelner Personen nicht die Rede ist. Nach Ablauf der dreißigjährigen Dauer des Pachtvertrages haben der Pächter und seine Erben das Vorrecht, den Vertrag auf weitere dreißig Jahre zu verlängern. Nach Endigung des Pachtverhältnisses ist die Kolonie verpflichtet, die auf dem Grundstück vorhandenen Bauwerke sowie Gartenanlagen nach ihrem Herstellungswerte zu übernehmen. Die Rechte aus dem Pachtvertrag können nur mit Genehmigung der Verpächterin an einen Dritten abgetreten werden.

Die Kolonie hat den großen Erfolg für sich, denn sie hat ihre Umsätze von 58000 Mark im Jahre 1894 auf 2236000 Mark im vorigen Jahre gesteigert. Da die Nachfrage nach Heimstätten eine große und dauernd ist, so hat die Genossenschaft jetzt eine Erweiterung der Siedlung vorgenommen, durch die der Landbesitz auf die doppelte Größe, etwa 440 Morgen, gebracht worden ist. Die Kaufsumme für das gesamte Neuland ist bar erlegt und somit erstmalig ein hypothekenfreies Genossenschaftsland („Freiland“) geschaffen worden. Für die Bepflanzung des neuen Landes, das schon seit Jahren in landwirtschaftlicher



Bearbeitung des Neulandes.

Koloniestraße.



Beim Kartoffellegen im Neuland.

Koloniestraße.

Behandlung steht, also für die Gartenfruchtkultur günstige Bedingungen bietet, werden alle die Erfahrungen und — das Lehrgeld maßgebend sein, das die Edener in fünfundzwanzig mühevollen Jahren auf der eigenen Scholle gezahlt haben.

Also ein erfreulicher Ausgang eines immerhin gewagten Versuches! Der Zukunftstaat in kleinem Maßstabe, zufriedene Menschen auf eigener Scholle. Die Edener verwahren sich aber sehr entschieden gegen den sozialistischen Zukunftstaat mit kommunistischem Einschlag. Sie wollen das Eigentumsrecht am Land verstaatlichen, nicht die Bewirtschaftung. Das Land soll, so sind die letzten Ziele der Edener Intelligenz, in öffentlicher Versteigerung verpachtet werden, und zwar auf Grund langfristiger Pachtverträge, für die das Erbbaurecht (BGB. Nr. 1012 bis 17) und das in Vorbereitung befindliche Reichserbbaugesetz sowie das in manchen Bundesstaaten schon geltende Erbpachtrecht die gesetzliche Grundlage bilden. Dann kann jeder, der arbeitsfähig und arbeitswillig ist, soviel Land pachten, wie er es eben braucht.

Vollendet frei wird der Mensch wohl nie werden. Auch in der Republik Eden ist er gewissen Zwangsgesetzen unterworfen. Er soll Vegetarier sein. Die Satzung spricht davon nicht in strenger, rechtswirksamer Form. Sie empfiehlt es nur dringend, sie setzt es eigentlich als selbstverständlich voraus. Es wird von dem Siedler, der die veredelte Lebensweise führen will, erwartet, daß er die „tierische Ernährung" meidet. Diese (Fleisch, Milch, Eier, Käse) sei auch wirtschaftlich eine Verschwendung, da zwei Drittel des dem Vieh gereichten Futters zur Erhaltung seiner Lebensverrichtungen verbraucht und nur der Rest in Nahrungsmittel umgesetzt wird. Dazu kommt, daß auch die verfütterten Abfälle, unmittelbar zu Dünger verarbeitet, einen höheren Wert darstellen, als wenn sie erst den tierischen Stoffwechsel durchlaufen. Auch gesundheitliche Erwägungen sprechen dagegen. Die Milch verwöhne infolge der leichteren Verdaulichkeit die menschlichen Organe. Aus sittlichen Beweggründen müsse die Tierhaltung abgelehnt werden: das Tier werde nicht nur bei Lebzeiten ausgenutzt, sondern schließlich des Lebens beraubt. Der menschliche Stolz müsse dem Lebensreformer überhaupt verbieten, sich vom Tier abhängig zu machen. Ein bißchen kraus, nicht wahr? Aber das Verbot wird nun einmal auf diese Weise gerechtfertigt. Weniger befremdlich ist, daß der Lebensreformer den Genußmitteln den Krieg aufs Messer erklärt hat. Die Rauschmittel (Alkohol und Tabak) sowie die Erregungsmittel (Kaffee, Tee, die meisten Gewürze) werden in Acht und Bann getan, während „harmlose Ersatzmittel" vom Verbrauch nicht ausgeschlossen sein sollen. Amtlich wird in Eden nur die reine Pflanzenkost anerkannt. Hierauf weisen auch die öffentlichen Anschläge in der Kolonie hin. Dem Tabakraucher ist kein heiteres Los beschieden. Er wird unbarmherzig mit feurigem Schwert aus dem Paradiese verjagt. Der bescheidene Einwand, daß die aus den Tümpeln der Umgebung kommenden geflügelten Lebewesen, die Mücken, die hier den Charakter der Rheinischen Schnacken haben, zur Notwehr herausfordern, bleibt unbeachtlich. Der wahrhaft gute Mensch ist gegen Mückenstiche gefestet.

Wer die Jugend hat, besitzt die Zukunft. Nach diesem Allerweltsgrundsatz wird längst in Eden verfahren. Mit großen Opfern wird eine eigene Schule unterhalten, die ihren Unterricht, soweit es im Rahmen des staatlichen Schulzwanges möglich ist, den Lebenserfordernissen und Zielen der Gemeinde anpaßt. Die Kinder sehen prächtig aus. Kugelrunde feste Burschen und liebliche Mädels. Alles das spielt barfüßig umher, wie es Sitte in der Gemeinde ist. Immer in ganz leichter Kleidung. Da Luft- und Sonnenbäder von frühester Jugend an Selbstverständlichkeiten sind, so ist die kleine Edener Gesellschaft wetterhart geworden. Kopfbedeckung, Schuhe, Überkleider werden nur im Winter oder bei rauhem Wetter getragen. Angenehm fällt das gesittete Wesen der Kinder auf. Sie unterscheiden sich vorteilhaft von denen der Nachbarorte und bewahren im übrigen gegen diese eine gewisse Zurückhaltung. Die Lehrer berichten stolz über die Sportfreudigkeit ihrer Zöglinge, über die in so jugendlichem Alter ganz ungewohnten Marschleistungen. Manche holde Mädchenblume erblüht in Eden. Aber die Haustöchter legen die Hände nicht in den Schoß, sondern arbeiten vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die Tracht ist einfach und anständig, sie hat sich aus der Reformtracht der Frauenbewegung heraus entwickelt und ist durch den Krieg zur weiteren Beschränkung gedrängt worden. Die meisten Kleidungstücke werden im Hause gefertigt. Mit dem Korsett ist längst aufgeräumt worden; der Rock ist fußfrei, der modische Schuh ist durch die Sandale verdrängt, gewöhnlich aber gehen die jungen Mädchen barfuß. Im Garten wird in Holzschuhen gearbeitet. Die Männerkleidung läßt an Einfachheit, aber auch an Sauberkeit nichts zu wünschen übrig. Da Kleiderstoffnot erfinderisch macht, so entfalten die Hausfrauen ein eigenes Talent, um die männliche Garderobe aus alten Bestandteilen zusammenzustellen.

Und die Menschen! Leben sie wirklich wie dereinst in Eden, ehe Eva den verhängnisvollen Apfel aß? Sind Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten gänzlich ausgeschlossen, ist der Zustand des ewigen goldenen Friedens wirklich gekommen? Ein alter Kolonist meinte: „Die, die unter



Die Obstverwertungstelle in Eden.

uns weilen, sind noch nicht die Rechten. Dieses Geschlecht sind Stadtflüchtlinge, mit jenen Untugenden der Großstadt behaftet, die abgeschwächt, aber nicht vollständig beseitigt werden. Erst die zweite und dritte Generation wird das Wunder vollbringen und Edelmenschen nach unserm Willen erzeugen. Im übrigen leben wir in guter Eintracht, als treue Nachbarn, wobei nicht gesagt werden soll, daß der eine keine selbständige Meinung haben darf. Aber in den 25 Jahren unseres Bestehens ist noch kein Mitglied der Kolonie in einen Strafprozeß verstrickt worden. Auch in bürgerlicher Beziehung stehen wir gut da. Es ist noch nie eine Zinszahlung an die Genossenschaft ausgeblieben — gewiß ein Zeichen, daß hier ordentliche Menschen wohnen. Hier sind Leute jedes Standes. Wir haben den Tagelöhner ebenso wie den Kaufmann, den pensionierten Beamten, den Gelehrten als Genossen. Bildhauer, Maler, Schriftsteller gehören zu den Unseren. Wir feiern in unserem Vereinshaus die schönsten Feste: Musikvorträge, Deklamationen, belehrende Vorträge, es wird fast des Guten manchmal zu viel. Auch kleine Kunstausstellungen, echt Edener Eigengewächs, mit Bildern, Büchern und Bildwerk werden ausgestellt. Lyriker, Prosaiker, Dramatiker und Humoristen verschönen unser Dasein; die Musik kommt nicht zu kurz. Von einem ‚Verbauern' des Kolonisten, der sich den städtischen Freuden abgewandt und geflissentlich in einer Bedürfnislosigkeit seine Scholle bebaut, kann daher nicht gesprochen werden!"

Das klingt bestechend. Der durch die Kriegsjahre und noch mehr durch seine Nachfolger mürb gewordene Großstädter fragt sich, ob er sein städtisches Jammerleben nicht mit dem obstbaulichen Paradiese vertauschen soll. Doch prüfe, wer sich ewig bindet! Viele sind berufen, aber wenige auserwählt; nicht jedermann aus dem Volke hat das richtige Zeug zu einem Kolonisten. Die Abneigung gegen die Großstadt tut's allein nicht. Die Genossenschaft kennt ihre Pappenheimer einigermaßen: sie hat sich selbst oft genug die Finger mit der Aufnahme ungeeigneter Persönlichkeiten verbrannt. Es kommen auch Meldungen um rein materiellen Vorteils wegen, denn Erfolg und Bedeutung der Genossenschaft sind offensichtlich geworden. Die Aufnahmelustigen müssen sich daher streng prüfen, ehe sie Hacke und Schaufel in die Hand nehmen und im Schweiße ihres Angesichts arbeiten: das ist kein großes Risiko für den Handarbeiter, wohl aber für den Kopfarbeiter. Abgesehen von der körperlichen Eignung muß eine geistige Gemeinschaft mit den Zielen der Kolonie vorhanden sein, ohne die auf die Dauer sich in Eden nicht wirtschaften läßt. Die Genossenschaft fordert ernsthaft ein innerliches Bekenntnis auf die Lebensreform. Wer Alkohol als ein notwendiges Getränk ansieht oder einen starken Tobak zu rauchen liebt, gehe nicht nach Eden! Er kommt in eine Gesellschaft, die gebieterisch „Meidung der Nervengifte und Reizmittel" fordert und Andersdenkende höchst ungern in ihrer Mitte sehen würde. Der Großstädter soll es sich überhaupt dreimal überlegen, zumal wenn er schon in reiferen Jahren steht, ehe er den folgenschweren Entschluß faßt. Er ist weder gesundheitlich, noch seiner ganzen Veranlagung nach für die ländliche Wirtschaftsweise geeignet. Wie sagte doch mein alter Kolonist? „Wenn mehr als zwei Geschlechter derselben Familie dem Landleben entfremdet sind, so ist ein Umlernen sehr schwer!" . . Eden will die Großstädter gar nicht haben. Ansiedler mit ländlicher Herkunft sind am besten geeignet für die Kolonie. Wer selbständig Gartenbau treiben will, muß über Fachkenntnisse und ein kleines Kapital von ein paar tausend Mark verfügen. Das ist schnell dahin, wenn der Ansiedler Dilettant ist und nichts von der Sache versteht. Es geschehen zwar Zeichen und Wunder. So hat sich ein Berliner Buchbinder allmählich als Gartenbauer umgestellt und durch fleißige Selbstschulung achtungswerte Kenntnisse erworben. Aber das sind Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen.

Tausend Ansiedler sind durch die Kolonie in den letzten fünfundzwanzig Jahren geschritten, haben sie dauernd oder vorübergehend bewohnt; es war immer ein tastendes Suchen, bis das heutige Ziel glücklich erreicht war. Diese Obstbaukolonie stellt einen dauernden erfolgreichen Versuch dar, der Siedlungsfrage gleichgestimmte Seelen auf genossenschaftlichem Wege zu lösen. Der Versuch ist von Vegetariern gemacht worden und hat daher seine besondere volkswirtschaftliche Bedeutung. Auch wer die Ziele der Lebensreformer nicht sein Eigen nennt und mit gelindem Zweifel die weitere Veredelung des Menschengeschlechts durch Apfelzucht und Marmeladenbereitung erwartet, darf sich des bewußten Willens erfreuen, der allen Fährnissen zum Trotz die gestellte Aufgabe gelöst hat. „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!"

Weltpolitik, Weltkrieg und Ferner Osten.

Von Dr. Gerhard Menz, Schanghai

IV.

Anlage und Bereitschaft.

Die Nachricht von der Kriegserklärung traf in Tsingtau ein, als gerade am Strand ein Konzert der Kapelle des 3. Seebataillons stattfand. Tsingtau war mit den Jahren ein sehr beliebter, international besuchter Badeort geworden. Gäste aus ganz Ostasien, von Wladiwostock bis nach Manila hinunter, fanden sich alljährlich in steigender Zahl zur Erholung ein. So war es auch im August 1914. Die Meldung vom Kriegsausbruch löste bei den Deutschen eine gewaltige Begeisterung aus; sie steckte auch die fremden Besucher an. Das Programm des Konzerts paßte sich natürlich der Stunde an: Armeemärsche und Vaterlandslieder lösten einander ab. Am nächsten Tage war die Stimmung merklich ernster. Die Kriegsvorbereitungen setzten ein, und namentlich die Kaufleute fingen doch an, zu rechnen und zu wägen.

Dabei zeigte es sich, daß vom ostasiatischen Standpunkt aus der Krieg mit Rußland und Frankreich nur den Eindruck eines rein europäischen Machtkampfes bot. Weltinteressen schienen dabei zunächst nicht bedroht, und der Kriegschauplatz konnte so auf Europa beschränkt bleiben. Noch war ja die Frage offen, wie sich England zu dem Kriege stellen würde. Es gab viele, die auf die Vorbilder früherer Zeiten und auf den englischen Kaufmannsgeist hinwiesen. England würde, so meinten sie, auch diesmal wieder die Festlandstaaten allein bluten lassen und sich selbst aus dem Kampf heraushalten, den Hauptgewinn aber für sich einstreichen. Zu einem guten Teil mag dabei der Wunsch, wie so oft, der Vater des Gedankens gewesen sein. Englische und deutsche Geschäftsinteressen waren gerade in Ostasien in hohem Maße miteinander verquickt. Wurden die beiden Nationen Feinde, so mußte gerade Ostasien die peinlichsten Verwicklungen erleben. Sehr bald zeigte es sich aber, daß diese Hoffnungen und Wünsche sich nicht verwirklichen konnten. England war zu tief in die auf den Krieg hinführende Politik und die Abmachungen mit Frankreich und Rußland verstrickt, als daß es sich bei dem ausbrechenden Kriege heraushalten konnte. Es ist gezeigt worden, wie die englische Politik im Interesse einer besseren Sicherung der Herrschaft in Indien der Frage der Aufteilung der Türkei näher getreten war und wie sie gerade wegen der Vorbereitung auf die Lösung dieser Aufgabe die sogenannte Eintreisung betrieben und damit den Krieg vorbereitet hatte. Nun der Krieg, der die Lösung bringen sollte und wollte, ausbrach, mußte England folgerichtig seinen Anteil an der allgemeinen Aufgabe auf sich nehmen und durfte sich nicht zurückhalten, schon um sich die angestrebten Gewinne nicht entgehen oder später etwa beschneiden zu lassen.. Mit dem Eintritt Englands in den Krieg war dann offen die Frage angeschnitten, ob der europäische Krieg zum Weltkrieg werden würde.

Diese Ausdehnung des Kampfes war an sich nicht notwendig; die kriegerischen Auseinandersetzungen hätten auch dann noch auf Europa beschränkt bleiben können. Für die Neutralisierung Afrikas waren schon in der Kongo-Akte

Vorkehrungen getroffen; diese sind freilich nicht beachtet worden. In ähnlicher Weise hätte sich auch Ostasien neutralisieren lassen können. In den Verträgen mit China, namentlich in den amerikanischen, gab es Bestimmungen, die sich in diesem Sinne hätten ausbauen lassen. Die Neutralisierung großer Teile Chinas im Chinesisch-Japanischen Krieg, vielleicht auch die Abgrenzung einer besonderen Kriegszone in der Mandschurei im Russisch-Japanischen Kriege konnten weiter als Vorbilder wirken. Doch stand die Entscheidung allein bei England, und England wieder war gebunden durch seine maritimen Interessen. England mußte den Kampf in erster Linie zur See und um die See führen. Die Weltmeere haben aber keine Grenzen und branden frei um den ganzen Erdball. Soweit das Schiff den Ozean furcht, wird es ihn auch als Kampfplatz betrachten. Bei seiner übermächtigen Stellung zur See hätte England immerhin noch an eine Neutralisierung der außereuropäischen Welt denken, durch die Blockierung der Nordsee Deutschland von der Welt und den Weltmeeren absperren und den Kampf auch so auf Europa beschränken können. Die militärisch unvorbereiteten deutschen Kolonien und die wenigen deutschen Auslandskreuzer brauchten ihm doch nicht allzuviel Sorge zu machen angesichts seiner so wesentlich überlegenen Mittel. Aber die Furcht, daß von ihnen doch eine gefährliche Wirkung ausgehen würde, daß namentlich durch solche Beschränkung dem Prestige der englischen Weltherrschaft Eintrag geschehen könnte, war wohl größer. Vor allem war ja doch seit dem Bündnis mit Japan und den Abmachungen mit Frankreich und Rußland auch über gemeinsames Vorgehen in maritimen Fragen England gar nicht mehr allein wirklich unbedingt Herrscherin auf dem Weltmeer. Es stand nicht allein im Kampf, sondern focht Seite an Seite mit Bundesgenossen, die bei der Sicherung auch der maritimen Interessen mitzureden hatten. Nicht nur, daß Japan, insbesondere den Schutz der ostasiatischen Gebiete zu übernehmen, herangezogen war, England hatte im Kampf um die unbedingte Freihaltung der Meere nicht mehr nur an sich, sondern auch an die Bundesgenossen zu denken. Es konnte nicht mehr allein Deutschland gegenüber auf die gegenseitige Bekämpfung in den Kolonialgebieten verzichten, sondern es hatte auch den Verzicht Deutschlands auf die Ausnutzung seiner Seestreitkräfte gegen Frankreich und Rußland in aller Welt erzwingen müssen, sollte eine wahrhafte Neutralisierung der außereuropäischen Gebiete erreicht werden. Seit Deutschland eine Seemacht geworden war, hatten sich eben auch in dieser Hinsicht die Dinge verschoben. Die deutsche Flotte war ein wirklich weltpolitischer Faktor schon durch ihr Dasein. So vorteilhaft sie bei richtiger weltpolitischer Ausnutzung hatte wirken können und müssen, ebensosehr wirkte sie ohne das in anderem Sinne. Die Beseitigung dieser Möglichkeiten ein für allemal, zugleich die Vernichtung des deutschen Kolonialbesitzes und damit der deutschen Weltstellung überhaupt wurde so erst recht ein lockendes Ziel für England. Seiner Erreichung zuliebe war es auch bereit, etwas zu wagen und selbst gewisse Schwierigkeiten in Kauf zu nehmen. In allem dem lag für England ein zwingender Anlaß zur Ausdehnung des Kampfgebietes selbst bis nach Ostasien, selbst bis in den Stillen Ozean.

An der Stellungnahme **Japans**, des Bundesgenossen Englands, mußte sich entscheiden, ob England den Kampf auf dem Meere zu beschränken versuchen oder sofort bis in den äußersten Winkel der Welt ausdehnen würde. Es ist nachträglich bekanntgeworden, daß England schon im Juli die ersten Verhandlungen mit Japan über die drohenden Kriegsmöglichkeiten begonnen hat. Solche militärischen Vorbesprechungen angesichts eines in den Bereich der Möglichkeit rückenden Konflikts waren im Bündnisvertrag ausdrücklich vorgesehen. Der Angelpunkt war selbstverständlich Tsingtau oder, besser gesagt, das ostasiatische Kreuzergeschwader. Deutschland hielt ja seit Jahren in den ostasiatischen Gewässern eine zwar bescheidene, aber immerhin beachtenswerte Flottenmacht. Was diese wenigen Schiffe selbst für Englands Weltherrschaft und Seegeltung bedeuteten, haben in erster Linie die Taten der „Emden" bewiesen. Dieses einzige Schiff hat wochenlang den Indischen Ozean in Aufregung gehalten und den Schiffsverkehr zwischen Vorder- und Hinterindien, zwischen Australien und dem Roten Meer lahmgelegt. Eine gewaltige Streitmacht mußte aufgeboten werden, um wenigstens die wichtigsten Transporte sicher über die Wogen geleiten zu können. Nur einem Zufall ist schließlich zu verdanken gewesen, daß dem Leben und Wirken der „Emden" so rasch schon ein Ziel gesetzt wurde. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die nüchtern rechnenden und weit vorausschauenden Engländer, die sich über alle maritimen Fragen auf Grund einer jahrhundertelangen Erfahrung in keiner Hinsicht im unklaren befanden oder gar sich in falschen Träumen ergingen, mit solchen Möglichkeiten, wie sie in den Taten der „Emden" zur Wirklichkeit wurden, längst gerechnet haben. Sie haben daher die möglichen Störungen, die von der deutschen Flottenmacht im Stillen Ozean zu befürchten waren und den Umfang der zu ihrer Schachmattsetzung nötigen Maßnahmen jahrelang vor dem Kriegsausbruch schon in allen Einzelheiten erwogen und ihren Plan danach eingerichtet. Dabei werden sie die Absicht eines Vorgehens gegen ihren Handel bei uns unbedingt sicher vorausgesetzt haben, nicht nur, um vorsichtig mit dem gefährlichsten Fall zu rechnen, sondern von ihren eigenen Gedankengängen aus; war doch den Engländern Kampf gegen feindlichen Handel eine Selbstverständlichkeit. Es ist auch kein Zweifel, daß sie sich schon längst darüber klar waren, daß ihre eigenen Mittel zu einer raschen Bekämpfung des ostasiatischen Kreuzergeschwaders nicht ausreichten. Man darf hier nur daran denken, daß auch bei den Falklandsinseln der endliche Sieg erst nach Heranziehung weit überlegener Einheiten aus den Beständen der Kanalflotte ermöglicht wurde. Wäre England allein auf seine eigenen Kräfte angewiesen geblieben, so hätte es, um den gleichen Erfolg zu erzielen, sicher seine Kräfte in der Nordsee nicht unbedeutend schwächen müssen. Jedem wird einleuchten, daß damit der Gang der Ereignisse sicher anders gewesen wäre, als man es erlebt hat. Mag das Bündnis mit Japan 1902 auch noch ausschließlich gegen Rußland gerichtet gewesen sein, spätestens bei seiner Erneuerung 1905 werden für England schon jene Erwägungen über die Einschätzung und die Bekämpfung unseres Kreuzergeschwaders sehr wesentlich mitbestimmend, wenn nicht ausschlaggebend gewesen sein. Damals erfolgte ja schon die Einstellung der englischen Politik auf die Aufteilung der Türkei. Nach der bisherigen Haltung Deutschlands mußte England aber in diesem Fall mit dessen Gegnerschaft rechnen. Gerade 1905 schien ja auch nach der Doggerbankaffäre ein deutsch-englischer Zusammenstoß namentlich nach englischen Äußerungen bedrohlich nahe, so daß Erwägungen über die Bekämpfung Deutschlands auch in Ostasien durchaus gegeben sein mußten. So weit reichen also die englischen Vorbereitungen auf einen möglichen Kriegsfall zurück. Selbstverständlich kann nicht behauptet werden, daß der Abschluß, bzw. die Erneuerung des Bündnisses von 1905 in der Absicht geschehen ist, einen Krieg vom Zaune zu brechen; wohl aber ist unzweifelhaft, daß England schon damals klar gewußt hat, daß es sich Japans Flottenmacht sichern und dienstbar halten müsse für den Fall, daß einmal der Waffengang mit Deutschland nötig werden würde. Solange die seit 1903 in London ins Auge gefaßte Lösung der türkischen Frage noch nicht erledigt war, blieb ja, sofern Deutschland seine Politik der Förderung der Türkei nicht aufgab, ein deutsch-englischer Zusammenstoß und die Notwendigkeit eines Appells an die Waffen immer möglich. Als weit vorausschauender, klug berechnender Politiker wollte der Engländer aber für jeden Fall bereit und bestmöglich gerüstet sein. Als der Fall 1914 im August praktisch wurde, konnte es sich daher sofort auf jene Vorbereitungen berufen und die vorbereiteten Hilfsmittel rasch realisieren.

Freilich mußte England in diesem Augenblick erleben, daß Japan keineswegs nur England zuliebe zu marschieren, sondern den Bündnisfall nur aus seiner eigenen Politik heraus zu beurteilen und nur seine eigenen Interessen zu verfolgen bereit war. Auch Japan ist sich sicher seit Jahren darüber klar gewesen, welche Vorteile aus einem europäischen Konflikt zu ziehen wären und welche Politik auf der Grundlage eines etwaigen Praktischwerdens des Bündnisses zum Besten Japans zu befolgen sei. Schon die europäischen Verwicklungen im Anschluß an die Krise von 1908 9 wegen Bosniens und der Herzegowina hatte Japan geschickt ausgenutzt, um dem Ziel der Annexion Koreas näher zu kommen. Dazu hatte damals allerdings wesentlich auch noch das Vorgehen Amerikas beigetragen. Noch auffälliger war es, daß Japan gerade in dem großen euro-

päischen Krisenjahr 1911 die längst gelegte Mine in China auffliegen und die Revolution dort ausbrechen ließ, zum mindesten die ins Rollen kommende Entwicklung sofort so beeinflußte, daß die japanische Politik dem Gedanken ernstlich nähertreten konnte, die Beschäftigung Europas zur Förderung ihrer chinesischen Interessen auszunutzen. Diese Hoffnungen hat Japan dann allerdings nicht in vollem Umfang realisieren können, zum guten Teil infolge englischer Gegenzüge. Die Tatsache bleibt aber, daß unverkennbar Japan seit langem darauf eingestellt war, europäische Krisen zu Vorstößen in Ostasien auszunutzen. Auch dem Bündnis mit England ist Japan sicher nur treu geblieben, weil es daraus für seine Interessen in Ostasien wichtige Vorteile ziehen zu können hoffen durfte und entschlossen war. Für Japan konnte es sich nur um eins handeln: Hatte England das Bündnis auch noch 1911 im Hinblick auf die Bekämpfung des deutschen Kreuzergeschwaders erneuert, sollte also das Bündnis eine Beeinträchtigung der englischen Seeherrschaft verhindern und war dies nur noch unter Ausnutzung der japanischen Flottenmacht möglich, so mußte für Japan das Ziel sein, die Tatsache, daß die Freihaltung des Stillen Ozeans von japanischer Mitwirkung abhängig, dahin umzudeuten, daß die Freiheit des Stillen Ozeans überhaupt von Japan abhängig, letzten Endes also dahin, daß Japan die Vormacht mindestens Ostasiens sei. In Wahrheit tauchte hinter dieser Auslegung sogar schon der Anspruch auf eine Teilung der Herrschaft auf den Weltmeeren zwischen England und Japan auf, ein Gedanke, der vielleicht für die Geschichte noch größere Bedeutung gewinnen wird. Die Vormacht Ostasiens zu werden, dem europäischen Einfluß in Peking den Vorrang zu nehmen, vielleicht ihn ganz dort auszuschließen, war aber schon längst das Ziel japanischer Politik. Es hatte sich Japan nach den Erfahrungen von Schimonoseki ganz von selbst aufgedrängt. Japan wäre töricht gewesen, hätte es die Möglichkeiten, die sich aus dem englischen Bündnis für die Erreichung jenes Zieles boten, nicht um jeden Preis auszunutzen gestrebt. Daß es dazu entschlossen war, als der Weltkrieg 1914 ausbrach, zeigte sich jedem aufmerksamen Beobachter schon daran, daß Japan erst nach langen Verhandlungen mit dem Ultimatum an Deutschland zur Entscheidung kam. Nicht von vornherein gebunden, ging es als Knecht Englands in den Krieg; es hatte vielmehr seinen Eintritt von der Anerkennung seiner eigenen Politik und von wesentlichen Zugeständnissen, namentlich Englands, abhängig gemacht. (Fortsetzung folgt.)

Episoden aus der Etappenrevolution 1918.

Von Werner Preibisch.

III.

ls ich erschöpft von all den eben erst gewonnenen ekelhaften Eindrücken mein Curé-Quartier wieder betrat, trat mir mein ehedem noch freundlicher Wirt, mit dem ich noch am vergangenen Abend eine Flasche Wein geleert hatte, entgegen. Das bartlose Gesicht war zu einem diabolischen Lächeln verzogen: „Votre pauvre patrie, Allemagne est capot!"

Noch war immerhin der Schein leidlich gewahrt, wenn auch freilich die Schadenfreude in seiner Miene sich nicht verbergen ließ. In wenigen Minuten freilich sollte ich auch hier zur Erkenntnis gelangen, daß der Haß dieses Volksstammes — und dieser Mann verkörperte die romanische Art vortrefflich — gegen uns unüberwindlich ist und sich in Jahren nicht ausgleichen wird. Einige wenige Soldaten hatten sich, ermüdet von langen Märschen, da anderweitig bei der außerordentlich großen Überfüllung Quartier beim besten Willen nicht aufzutreiben war, in der Dorfkirche einen Platz zum Ausruhen gesucht und gefunden. Kaum hatte dies nun mein Wirt bemerkt, als er, nunmehr alle Schranken der Höflichkeit vergessend, endlich sein und seines Volkes wahres Gesicht zeigte und mir gegenüber in die unglaublichsten Schmähungen ausbrach: Schweine, Diebe und Mörder, das waren für ihn die deutschen Soldaten, das deutsche Volk.

All die während vier Jahre aufgestapelte Wut, der den ganzen Krieg hindurch immer wieder aufs neue geschürte Haß einer besiegten Nation entlud sich in den gemeinsten Ausdrücken. Beschimpfungen waren es, die ein Germane des entsprechenden Gesellschaftskreises allein schon aus ästhetischem Feingefühl nie über die Lippen gebracht hätte.

Freilich muß man auch die Bildung dieses Seelsorgers, nach unserem entsprechenden Maßstabe gemessen, als gänzlich minderwertig bezeichnen. Kannte er doch unter anderem keine lebende fremde Sprache, Latein, wie ich mich persönlich überzeugte, vielleicht so viel wie ein mäßiger Quartaner. Philosophie und Literatur seines eigenen und des nahverwandten französischen Volkes waren ihm so gut wie unbekannt. So hatte er z. B. weder von Voltaire noch Viktor Hugo auch nur eine Schrift gelesen. Und doch rechnete er sich zu den geistigen Führern seines Landes.

Der Haßgesang, der über seine Lippen quoll, voll romanischer Lebhaftigkeit unter Gestikulationen vorgetragen, mußte auf artverwandte Volksgenossen, denen er der Diener Gottes war, überzeugend wirken. Und täuschen wir uns ja nicht darüber: Diese Leute geben dort den Ton an. Fanatischer Chauvinismus, Haß gegen das von ihnen gänzlich unverstandene Deutschtum, ist der Inhalt ihrer Predigt. Wie oft habe ich nicht auch schon in Friedenszeiten diesen Eindruck gewonnen. Viele unseres Volkes hätten einmal bitter nötig, durch persönliches Anhören der Reden eines solchen volksverkörpernden Romanen einen Vergleich zu ziehen mit dem, was die Worte eines deutschen kosmopolitisch-internationalen Weltverbrüderungsapostels verheißen und als Tatsachen hinstellen. Ich glaube, so mancher würde reumütig an seine Brust schlagen.

Ich hielt es unter meiner Würde, ihm gegenüber den gleichen Ton anzuschlagen. Ich wandte ihm den Rücken. Nur als er mir zum Abschied noch die unglaublichsten in der erst seit einigen Tagen wieder unzensiert erscheinenden „Gazette de Liège" erfundenen Lügen- und Alarmnachrichten über das deutsche Heer und Volk vorhielt, konnte ich mir es nicht versagen, diesem wahrhaft guten Hirten mit der gleichen Münze zurückzuzahlen. Diesem Manne, der kein Wort Deutsch verstand, die endlich wieder einmal eingetroffene „Kölnische Zeitung" recht dicht vor die Nase haltend, deutete ich auf irgendwelche fettgedruckte Zeilen und sagte mit triumphierendem Lächeln: „Voilà monsieur! Foch est assassiné, la révolution a éclaté aussi à Paris et Bruxelles. Bientôt elle sera aussi chez vous. Alors, on n'a plus besoin de curés! Au revoir, monsieur!"

Wie vom Donner gerührt, stand er da; es war eine kleine Genugtuung für seine pöbelhaften Schmähungen.

Allmählich war es auch höchste Eile zum Aufbruch geworden. Vorkehrungen hatte ich schon getroffen, und so war meine Kompagnie bald fertig, Wagen und Pferde standen in kurzer Zeit bereit. Freilich fehlte das Wichtigste noch: Proviant. Lebensmitteldepots und Proviantämter hatten ja, ausgeplündert, wie sie waren, nichts mehr liefern können. Aber was schadete das jetzt, man war ja in einem auf Kosten des deutschen Volkes improvisierten Schlaraffenlande. Wenn auch die Belgier schon den Rahm abgeschöpft und in ihren Häusern in Sicherheit gebracht hatten, so war von dem vogelfrei erklärten und allerorten umherliegenden Heeresgut, insbesondere auch den Lebensmitteln, allein in unserer Nähe immer noch so viel übrig, daß davon schätzungsweise 10 000 Personen bequem eine Woche hätten leben können. So luden auch wir auf, was wir mitnehmen konnten. War doch nicht abzusehen, ob sich bei dem allgemeinen Durcheinander der unterwegs überhaupt noch einmal Verproviantierung würde bewerkstelligen lassen.

Ganz kurz vor dem Abrücken trat ein Unteroffizier an mich heran und pries mir drei ihm von Staats wegen anvertraute Waggons Lebensmittel, für die er „vielleicht" keine Lokomotive zum Zurückführen mehr bekommen würde, mit Zwieback, Kakao, Schnaps und Kaffeebohnen für 500 Mark alles in allem an. Recht billig für Sachen, die schätzungsweise viel-

leicht ihre 50 000 Mark wert waren, ziemlich teuer jedoch, wenn man bedenkt, daß es sich „nur“ um Staatsgut handelte, das dem Verkäufer anvertraut war, und mit dem er nun ganz im Sinne der Revolutionsmoral ein gutes Geschäft machen wollte. Ich dankte schon aus prinzipiellen Gründen dem treuen Diener des Staates; auch hatten wir genug und konnten beim besten Willen allein des Raummangels wegen auf die ohnehin für die Pferde zu schweren Wagen nichts mehr aufladen. Freilich sind wohl bald auch diese Waggons mit ihrem in Deutschland so erwünschten Inhalt eine Beute der belgischen Zivilbevölkerung geworden. Aus Lokomotivmangel, wie amtliche Stellen versichern. Doch muß man dabei gesehen haben, wie Zug um Zug mit anscheinend viel kostbarerem Well-, Eisenblech und demolierten Maschinen beladen gen Deutschland rollten.

Unablässig strömt wieder einmal der Regen vom Himmel und liefert so dem unseligsten aller Rückzüge den passenden Hintergrund.

Über eine der wenigen Maasbrücken geht es, wo sich, wie man schon von weitem erkennen kann, Menschen, Wagen und Pferde zu Hunderten stauen. Die Furcht vor Gefangennahme beherrscht alles.

Fürchterliches Geschrei, wüste Schimpfereien, frei von jeder Beschränkung, dringen an mein Ohr, Spott und Hohn ergießt sich über die wenigen Offiziere und Unteroffiziere, die ordnend eingreifen wollen. Sind das denn überhaupt noch Menschen? Wagen um Wagen drängt sich auf der Brücke, vorwärts und seitlich eng aufgefahren. Die Balken krachen und biegen sich unter der viel zu schweren Last. Plötzlich ein Ruck; weiter vorn, wo die Fahrzeuge zu Hunderten dicht aufeinanderfolgen, ist eine Stockung eingetreten. Auf der Holzbrücke prallen einige Packwagen, die keinen Zwischenraum hielten, mit mächtigem Krach aneinander. Zwei Pferde stürzen, ein Fuhrwerk bricht zusammen. Ein neues fürchterliches Geschrei hebt an, Verwünschungen entladen sich auf den Kutscher, der doch nicht mehr Schuld hat als die anderen. Die Furcht vor der Gefangennahme, die jedes äußeren Zwanges beraubte Bestie im Menschen stacheln zu unerhörter Roheit an. Wagen und ein Pferd, das mit gebrochenem Bein und mit keuchenden Nüstern am Boden liegt, werden in den reißenden Strom gestoßen. Der Fahrer, der dagegen protestiert und Drohungen ausstößt, wird von wilden Fäusten nun gleichfalls ergriffen und über das Geländer hinweg 25 Meter hinabgeschleudert. Ein anderer Offizier und ich, die mit einem braven Unteroffizier herbeieilen und retten wollen, werden von einer blutgierigen Menge, die sich nicht gern um ein Schauspiel betrügen lassen möchte, zurückgehalten und mit Tätlichkeiten bedroht. Und Enttäuschung ist auf den Gesichtern zu lesen, als der Vergewaltigte schwimmend, freilich halb wahnsinnig vor Angst und fast erfroren doch noch das andere Ufer erreicht. Dort bleibt er bewußtlos liegen, niemand kümmert sich mehr um ihn, auch meine Soldaten wollen sich eine längere Verzögerung nicht mehr gefallen lassen.

Solche Ereignisse und Zustände müssen schließlich auch die noch relativ leidliche Ordnung — Disziplin konnte man es natürlich nicht mehr nennen — untergraben.

Zunächst mußte ich, das war mir klar, die Fahne etwas nach dem Winde hängen und gute Miene zum bösen Spiel machen. Nur so konnte ich hoffen, eine wenigstens einigermaßen geschlossene Truppe mit — last not least — ihrer doch immerhin sehr kostbaren Flakausstattung nach Hause zu bringen.

Eine andere Politik war hier nicht möglich, oder es wäre alles verloren gewesen. Ich habe dafür manches Beispiel erlebt. Auch mein Feldwebel konnte immer noch nicht einsehen, daß sich das Exerzierreglement geändert hatte. Jeden Augenblick trat er an mich heran und meldete mir Leute zur Bestrafung wegen Achtungsverletzung und Ungehorsams. Daß er mir in dem tollen Durcheinander um uns her u. a. auch Mannschaften zur Anzeige brachte, weil sie im Gespräche mit ihm nicht die Hände anlegten, wirkte in einer solchen Situation geradezu lächerlich. Traurig, daß es so war. Viele gibt es gewiß, die jetzt verständnislos darüber den Kopf schütteln werden. Begreifen kann die geschilderten Dinge im ganzen nur der, der den Rückzug mit der Etappe mitgemacht hat. Auch der Frontsoldat muß bis zu einem gewissen Grade diesen Zuständen, die er nie kennengelernt hat, fremd gegenüberstehen.

Und doch habe ich nur dadurch allein in meiner kleinen Truppe das Chaos verhütet und darf wohl mit Recht behaupten, seinerzeit eine der wenigen noch leidlich intakten Etappenformation gehabt zu haben.

(Schluß folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Die berühmte Knock-out-Rede Lloyd Georges klang trotz ihrer maßlosen Brutalität deutschen Ohren nicht so furchtbar wie die, die er am 29. April d. J. im Unterhause gehalten hat, um Rechenschaft über die Beschlüsse von San Remo abzulegen. Damals tönte uns aus seinen Worten ein unbändiger Haß entgegen, aber dieser Haß war doch geboren aus der Furcht vor der deutschen Kraft. Das mitleidig herablassende Wohlwollen aber, das aus der letzten Rede spricht, diese anerkennende Beurteilung der Willfährigkeit unserer Regierung, die sich aus ihrer Hilflosigkeit erkläre, empört unsere Galle. Denn nichts ist für ein großes Volk verletzender, nichts verwundet es tiefer als das Mitleid mit seiner Ohnmacht.

Trotz der Überzeugung von unserer Machtlosigkeit aber hält Lloyd George es doch für unbedingt erforderlich, daß wir entwaffnet werden, wie es der Friede von Versailles verlangt, daß man uns unsere Flugzeuge und unsere schwere Artillerie nimmt, damit wir keine Angriffskriege führen können. Und nur noch tiefer dringt der Stachel seiner Worte uns ins Herz, wenn die Notwendigkeit der Zerstörung all unseres Kriegsmaterials damit begründet wird, daß die deutsche Regierung in ihrem eigenen Lande keine Autorität besitze, und deshalb die Waffen in Hände kommen könnten, von denen sie mißbraucht werden. Daß Deutschland Waffen auch zu seiner Verteidigung nötig haben könnte, daran scheint Lloyd George heute nicht mehr zu denken. Darum halten wir es nicht für überflüssig, ihn und die Welt daran zu erinnern, daß er einst ganz anders dachte. Wir appellieren von dem Lloyd George des Jahres 1920 an den des Jahres 1908, in dem er anerkannte, daß kein Staat in Europa in einer so gefährlichen Lage wäre wie Deutschland, und daß kein Staat mehr Grund dazu hätte, sich bis an die Zähne zu bewaffnen als das rings von Feinden umgebene Deutschland. Um wie viel notwendiger müßte heute dem englischen Staatsmann die deutsche Rüstung erscheinen, da neue eroberungslustige Staaten geschaffen worden sind, und die neue Gestaltung seiner Grenzen die Verteidigung seines Gebietes so ungeheuer erschwert hat.

Am 28. Juli 1908 hielt Lloyd George auf dem Friedenskongreß in der Londoner Queenshall eine Rede — er war damals Schatzkanzler — die ungeheures Aufsehen erregte, weil sie mit Recht so aufgefaßt wurde, als richtete sie sich gegen den von der englischen Regierung für unerläßlich gehaltenen Zwei Mächte-Standard der englischen Flotte. Aus dieser Rede, die auch wegen ihrer heftigen Angriffe gegen die Übertreibung der Rüstungen in diesen Zeiten, in denen für militärische Zwecke in England mehr unter Lloyd Georges Führung ausgegeben wird als je zuvor, heute wieder gehalten werden könnte, bringen wir die folgende Stelle zum Abdruck. Sie ist auch ein Dokument zur Zeitgeschichte.

„Es ist unglaublich, daß christliche Gemeinwesen jährlich 400 000 000 Pfund Sterling ausgeben, damit eine Nation die andere abschlachten könne. Wir kaufen für Millionen Ware von Deutschland; warum sollten sie uns töten? Deutschland kauft von uns gegen 30 000 000 Pfd. Sterling Waren, warum sollten wir wünschen, Deutschland zu töten? (Beifall.) Das ist nicht der Weg, unsern Handel zu steigern. Welcher Unsinn, welche Dummheit ist das! Neun Zehntel dieser Streitfälle

und Zwiste entstehen aus Mißverständnissen der beiderseitigen Motive. Es gibt Leute in diesem Lande, Leute von großer Erfahrung und in sehr hoher Stellung, die fest in dem Glauben sind, daß Deutschland beabsichtige, uns anzugreifen. In Deutschland gibt es ebenfalls Leute, die ebenso überzeugt sind, daß wir uns darauf vorbereiten, sie anzugreifen. Und aus Furcht voreinander rüsten wir uns und stürzen uns in den Streit, vor dem wir Angst haben. Mit Frankreich hatten wir die gleiche Sache. Ich möchte den Leuten, die fortwährend von der deutschen Gefahr schreien, empfehlen, eine der Reden Cobdens zu lesen, die dieser im Jahre 1853 auf der Friedensversammlung in Manchester hielt. Alles, was man jetzt Deutschland nachsagt, wurde damals gegen Frankreich vorgebracht. Man fragt manchmal, warum sollte Deutschland uns fürchten? Zwei Gründe sind dabei zu berücksichtigen. — Wir haben angefangen! Wir hatten eine erdrückende Übermacht zur See, die uns gegen jeden möglichen Feind sicherte, doch wir waren nicht zufrieden. Wir sagten: „Schafft Dreadnoughts." — Wofür? — Wir brauchten sie nicht. — Niemand baute welche, und hätte jemand angefangen, Dreadnoughts zu bauen, hätten wir mit unsern größeren Schiffbaueinrichtungen sie schneller bauen können als irgendein anderes Land der Welt. Es gibt noch einen anderen Punkt, der noch nicht genügend klargemacht worden ist. Wir sagen immer, daß, um uns gegen eine Invasion zu schützen, wir einen Zwei-Mächte-Standard in der Flotte haben müssen. Damit ist gemeint, daß unsere Flotte groß genug sein müsse, um einer Vereinigung von zwei Seemächten gegenüberzutreten; das ist unser Standard gewesen. — Sehen sie die Lage Deutschlands an. Für Deutschland ist die Armee das, was für uns die Flotte ist — die einzige Verteidigung gegen einen Einfall. Und doch hat Deutschland keinen Zwei-Mächte-Standard. Es mag eine stärkere Armee haben als Frankreich, Rußland, Italien oder Österreich, doch es liegt zwischen zwei Großmächten, die zusammen eine weit stärkere Anzahl Truppen besitzen, als Deutschland hat. Vergessen Sie das nicht, wenn Sie sich wundern, weshalb Deutschland Furcht hat vor den Allianzen und den Verständigungen und den mysteriösen Arbeiten in der Presse, vor den Andeutungen in der „Times" und in der „Daily Mail". Es ist bedauerlich, daß zwei große fortschrittliche Nationen wie Deutschland und Großbritannien nicht fähig sein sollten, ein gutes Einverständnis zu erreichen. Wir haben das mit Frankreich, mit Rußland und mit Amerika zustande gebracht. Wir haben mit diesen Ländern unsere Streitigkeiten, unseren Ärger und unsern Verdacht gehabt, und doch stehen wir jetzt in bester Freundschaft mit allen dreien. Warum sollten wir Deutschland nicht mit einschließen? (Beifall.) Wir geben in unserem Lande jährlich 60 000 000 Pfund Sterling für Kriegsvorbereitungen aus. (Zuruf: Schande.) Was könnte nicht damit im Handel, in der Verbesserung der Lage des Volkes, in der Aufklärung, in der Verminderung der Leiden geschehen? Doch es wird gesagt, daß wir zu einer Rasse von Degenerierten werden würden, wenn wir nicht kämpften. Warum? — Gibt das einer Nation den Geist? Gibt es nicht genug, was wir bekämpfen können — schlimmere Feinde als Deutschland — Unmäßigkeit, Ignoranz, Verbrechen, Gewalt, Krankheit!? Sind diese Felder des Todes nicht weit genug, als daß Nationen noch jährlich 400 000 000 Pfund Sterling ausgeben sollten, um sie auszudehnen? Zur Zeit der Kreuzzüge des Mittelalters gaben Fürsten und Könige ihre Streitigkeiten für einen großen heiligen Zweck auf. Ein edler Kreuzzug erwartet heute die Fürsten und Völker. Laßt sie den Verdacht beiseite werfen, den Zank und den Streit, und ihr könnt die Menschheit aus dem Sumpf erretten, in dem Millionen in Elend und Verzweiflung untergehn.

Im Zusammenhang mit dieser Rede steht der folgende Brief, den Lloyd George am 29. Juli an die „Times" richtete, um sich gegen die Angriffe zu verteidigen, welche die englischen Imperialisten, die ihn jetzt als ihren Führer verehren, damals gegen ihn richteten:

„Da ich keinen Angriff irgendwelcher Art gegen den ‚Zwei-Mächte-Standard' richtete, und da diese Worte ein Prinzip darstellen, an das die gegenwärtige Regierung gebunden ist, bitte ich Sie, mir zu gestatten, dieses ernste Mißverständnis zu beseitigen. Was ich sagte, war folgendes: Ich verurteilte den Geist des Mißtrauens und des Alarms, der unglücklicherweise in der heutigen Zeit so verbreitet ist. Ich gab an, daß dieser Geist verurteilenswert bei allen Großmächten und noch mehr verurteilenswert bei Großbritannien wegen der Stärke seiner Flotte wäre. Ich wies darauf hin, daß, während es bei uns unsere Flotte ist, die unser Land vor Einfällen schützt — und unsere Flotte ist auf dem Zwei-Mächte-Standard gehalten —, in Deutschland die Armee das Reich vor feindlichen Einfällen schützt, und trotzdem das Deutsche Reich nicht eine Armee halte, die den Armeen seiner beiden stärksten europäischen Nachbarn gleiche. Infolgedessen ist in Deutschlands Falle Nervosität und Verdacht mehr natürlich und weniger verurteilenswert als in unserm eigenen Falle."

Deutsche Karikaturen



Oberschlesien.

Druck und Verlag der August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. Verantwortlich für die Redaktion: Dr. E. [illegible], Berlin-Friedenau

Preis 75 Pfennig



Verlag August Scherl G.m.b.H. Berlin S.W. 68

Nummer 19 | 22. Mai 1920 | 2. Jahrgang

Der Zentrumsturm.

Immer noch schaut aus dem Fenster des endlich schwankenden Turmes
Lächelnd der Spaltpilz heraus, der sein Zerfallen erzwingt Mg.

Vertagung und Schadenersatz.

Von Dr. C. Mühling.



Die Logik der Tatsachen hat gesiegt. Die Konferenz von Spa ist um vier Wochen verschoben worden. Sie wird erst stattfinden, wenn das deutsche Volk sein Urteil gesprochen hat. Man hat der deutschen Regierung einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie vorsichtig andeutete, wie große Nachteile daraus erwachsen würden, wenn die Wahlen zum Reichstag mitten in den Gang der Verhandlungen eingriffen. Dieser Vorwurf ist unberechtigt. Die ihn erhoben, begründen ihn etwa so: „Zum erstenmal seit dem 11. November 1918 ist es deutschen Staatsmännern vergönnt, als Gleichberechtigte mit ihren ehemaligen Feinden an einem Tische zu sitzen. Anstatt mit allen zehn Fingern nach dieser lange ersehnten Gelegenheit freier Aussprache zu greifen, versucht die Regierung den Beginn dieser neuen Epoche deutscher Außenpolitik zu vertagen, als sei ihr an ihrer Gleichberechtigung und an der mündlichen Geltendmachung unserer Not und unserer Ansprüche, aber auch an der Erbringung des Beweises dafür, daß es Deutschland bei der Ausführung des Vertrages von Versailles nicht an gutem Willen habe fehlen lassen, gar nichts gelegen. Das muß im Lager der Entente die Überzeugung verstärken, daß Deutschland nicht imstande ist, seinen guten Willen zu beweisen, daß es die mündliche Auseinandersetzung scheut, daß es ihm lieber ist, wie bisher, im trüben zu fischen. Aber es ist gleichzeitig eine Ungeschicklichkeit ohnegleichen, weil man mit der Forderung dieser Vertagung der nur nach dem hartnäckigsten englischen und italienischen Druck überwundenen Abneigung Frankreichs gegen die Zulassung Deutschlands zu den Verhandlungen neue Schwungkraft verleiht, also dem uns am meisten demütigenden Wunsche entgegenkommt."

Ich habe an dieser Stelle vor acht Tagen dargelegt, weshalb die Wahlen zum Reichstag stattgefunden haben müssen, bevor die Verhandlungen in Spa beginnen. Wer sie — und mit ihnen stimme ich vollkommen überein — für eine erfreuliche Wendung in den internationalen Beziehungen Deutschlands hält, eine Wendung, die, das sei den Kontinentalpolitikern gesagt, ganz allein England und Italien zu verdanken ist und mit allen Mitteln von Frankreich verhindert werden sollte, der muß erst recht wünschen, daß diese Gelegenheit, endlich wieder die nicht freiwillig weggelegte, sondern aus der Hand geschlagene Flöte im Konzert der Mächte, wenn auch nur ganz bescheiden und pianissimo zu blasen, nicht von vornherein dadurch verdorben wird, daß diese Flöte sich in den Händen von schlechten Musikanten befindet. Und kann es, ganz abgesehen von dem musikalischen Talent des Reichskanzlers und des Dr. Köster, schlechtere Musikanten geben als Männer, die mit der Empfindung auf ihren Stühlen sitzen, daß sie dem eigenen Volke gegenüber jeder Autorität entbehren? Solche Männer sind aber die Mitglieder der deutschen Regierung — sie sind es gerade nach den Grundsätzen der Demokratie — bis die Wahlen das Urteil über sie gesprochen und die Volksvertreter sie in ihren Ämtern bestätigt haben.

Die Entente hat denn auch eingesehen, daß es besser ist, mit bestätigten Ministern zu verhandeln als mit Männern, die von der Besorgnis erfüllt sind, durch ein Volksurteil beseitigt zu werden, daß es besser ist, die Verhandlungen gar nicht erst zu beginnen, als in die Notwendigkeit versetzt zu werden, sie unterbrechen und mit anderen Männern fortsetzen zu müssen. Was die Zeitungen, die der Regierung den Wunsch nach Vertagung der Verhandlungen zum Vorwurf machten, befürchtet haben, ist nicht eingetreten. Die Entente hat die Berechtigung dieses Wunsches anerkannt und ist nicht im geringsten verstimmt über seine Äußerung. Er hat auch, gerade wegen seiner im Interesse der italienischen und englischen Politik gelegenen Unangreifbarkeit, der französischen Abneigung gegen die Gleichberechtigung Deutschlands nicht zum Siege verholfen. Die Verhandlungen sind nur um vier Wochen, nicht ad calendas graecas vertagt worden, und so dürfen wir mit an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß sie nicht von Herrn Müller geführt werden.

Die beiden wichtigsten Verhandlungsgegenstände in Spa werden die vollständige Entwaffnung Deutschlands auf Grund des Friedensvertrages und die Festsetzung der Kriegsschuld Deutschlands sein.

Wir fürchten, daß auch der geschickteste Vertreter deutscher Interessen die vollkommene Wehrlosmachung Deutschlands nicht verhindern kann. Denn in dieser Frage stimmt England mit Frankreich vollkommen überein, und auch die radikalen Parteien aller Länder der Erde, die den deutschen Interessen noch die meiste Gerechtigkeit widerfahren lassen, wünschen die Wehrlosmachung Deutschlands, weil sie die Voraussetzung der eigenen Abrüstung ist.

Die Festsetzung der Höhe des Schadenersatzes ist bei Frankreich auf den größten Widerspruch gestoßen. Wir möchten den Kontinentalpolitikern, die sich so viel darauf zugute tun, daß sie die einzigen sind, welche die französische Seele begriffen haben, dringend empfehlen, die Geschichte des Zustandekommens der Artikel des Friedensvertrages, die sich auf diese Frage beziehen, an der Hand der Mitteilungen zu begreifen, die André Tardieu in seinem am 1. Mai in der „Illustration" erschienenen Aufsatz: „San Remo und die Forderung Frankreichs" gemacht hat. Der Sekretär des Friedenskongresses schildert hier mit wörtlichen Zitaten aus seinen Protokollen, wie schwer es Clemenceau geworden ist, zu verhindern, daß uns, wie es Graf Rantzau in seiner Note vom 29. Mai vorigen Jahres verlangt hatte, eine feste Summe mitgeteilt wurde. Damals siegte Frankreich in diesem diplomatischen Kampf dank dem stahlharten Widerstande Clemenceaus. Tardieu warnt unter Berufung auf jene Kämpfe vor und nach der Überreichung des Friedensvertrages eindringlich vor ihrer Wiederholung. Seine Warnung hat ein lautes Echo in Frankreich gefunden. Aber Millerand scheint dem Drucke Englands nicht ebenso großen Widerstand entgegensetzen zu können oder klugerweise zu wollen wie sein eiserner Vorgänger. Man will in Spa zu einer Vereinbarung über eine bestimmte Summe kommen. Der Temps in seinem Leitartikel vom 5. Mai — der übrigens einer der vernünftigsten ist, die je in diesem Blatte gestanden haben — tritt selbst für die Festsetzung einer bestimmten Summe ein und sagt, daß sich die Entente ein Armutzeugnis ausstellen würde, wenn sie länger als ein Jahr nach der Überreichung des Friedensvertrages noch nicht die Höhe der deutschen Verpflichtungen hätte feststellen können. Ein großes Entgegenkommen können wir freilich nicht in dieser Wandlung erblicken. Denn am 1. Mai 1921 — das wird in Frankreich von denen, die auch heute noch darauf dringen, die wirtschaftliche Versklavung Deutschlands durch Geheimhaltung seiner Verpflichtungen zu verewigen, immer vergessen — hätte die Wiedergutmachungskommission laut dem Artikel 232 des Friedensvertrages diese Summe doch nennen müssen. Angesichts dieser Tatsache, ist es interessant, in jenem Aufsatz des „Temps" die folgende, den jetzt nicht freiwillig verlassenen Standpunkt Clemenceaus kennzeichnende Auslegung des Geistes des Friedensvertrages zu lesen: „Ein für allemal festzustellen, was Deutschland zahlen soll, das ist nicht die Lösung, welche die französische Regierung suggeriert hat, da sie im Gegenteil daran dachte, von Deutschland veränderliche Jahreszahlungen zu erhalten, die im Verhältnis zur Steigerung der deutschen Zahlungsfähigkeit hätten anwachsen sollen."

Wenn im Gegensatz zu dieser Absicht Millerand sich endlich bereit erklärt, die Summe zu nennen, die man von uns verlangt, so wird er — darüber sollten wir uns keine Illusionen machen — um so fester auf der ungeheuerlichen Höhe seiner Forderungen bestehen.

Zur Reform des Geschichtsunterrichts.

Von Oberschulrat Professor Dr. *Jakob Wychgram*, Lübeck.

Nächst dem Unterricht in der Religion wird gegenwärtig der *Geschichtsunterricht* am meisten angefeindet. Man will ihn nicht abschaffen wie jenen, aber er soll völlig umgestaltet werden. Solche Umgestaltungswünsche waren lange vor dem Krieg lebendig, aber sie waren meist methodischer Art, oder sie gingen auf harmlose inhaltliche Veränderungen, z. B. auf stärkeres Hervortreten der Kulturgeschichte oder auf Einführung bürgerkundlicher und volkswirtschaftlicher Belehrungen. Seit kurzem aber geht's aufs Ganze. Der bisherige Geschichtsunterricht habe, so wird gesagt, indem er die politische und kriegerische Entwicklung zum Rückgrat hatte, die Jugend irregeleitet, habe in ihr Gefühle und Anschauungen erweckt, die nicht mit der Hauptaufgabe dieses Unterrichtes, im Sinne der Völkerversöhnung zu wirken, verträglich seien. Außerdem habe er zum Personenkultus verleitet, ja, in Anbetracht der Darstellung der preußischen Geschichte, sich der Erweckung byzantinistischer Stimmungen schuldig gemacht. Darum müsse er gänzlich reformiert werden. Die Darstellung der Kriege, die man ohne weiteres als eine Verherrlichung des Krieges überhaupt bezeichnet, müsse auf ein vielleicht noch zu duldendes Mindestmaß beschränkt werden; ein solches Mindestmaß aber will man der pietätvollen Würdigung großer Fürsten vielfach nicht einmal mehr zugestehen.

Die Verkünder solcher Wünsche mögen von ehrlicher Überzeugung geleitet sein. Daß sie aus voller wissenschaftlicher und pädagogischer Sachkenntnis heraus sprechen, wird auch der gerechteste und versöhnlichste Urteiler nicht versichern dürfen. Auch hier herrscht das Schlagwort, wie auf den meisten Gebieten des öffentlichen Lebens, und daß der preußische Unterrichtsminister mit einem autokratischen Federzug, unter dem Einfluß solcher Schlagwörter, die heutigen Lehrbücher der Geschichte aus dem höheren Unterricht verbannt hat, wird auch dem sehr bedauerlich sein, der sich einer gewissen Berechtigung jener Vorwürfe nicht verschließt. In den preußischen *Volksschulen* ist unter der früheren Regierung mit der offiziellen Verherrlichung auch solcher Landesfürsten, die sie nicht verdienten, zweifellos gesündigt worden; man braucht nur einmal die landläufigen deutschen Lesebücher durchzublättern, und man wird sich mit einem gelinden Schauder von amtlichen Geschmacklosigkeiten dieser Art abwenden. Ganz anders steht es aber um den Geschichtsunterricht an unseren *höheren* Schulen. Schon wer die Lehrbücher kennt, die in den letzten Menschenaltern am häufigsten in unseren Gymnasien und Realschulen gebraucht wurden — ich will Namen der heutigen nicht nennen, erinnere aber die älteren unter unseren Lesern z. B. an die Bücher von Herbst oder von Pütz — weiß, daß sie es auf die Übermittlung ernsthafter und sachlicher Kenntnisse abgesehen hatten. Freilich suchten sie hauptsächlich die politischen Gestaltungen darzustellen, bei denen die Kriege als die sichtbaren Ergebnisse und Ausgangspunkte der Politik eine wichtige Rolle spielen, aber die Einführung in die kulturellen Zustände des Volkes, in Verfassung und Wirtschaft, in die politischen und sozialethischen Ideen ist je länger je mehr hinzugetreten und hat die Darstellung kriegerischer Unternehmungen stark zurückgedrängt. Gerade unter den modernen, heute gebrauchten und nun in Preußen vom Gebrauch ausgeschlossenen Lehrbüchern finden sich mehrere, die Staatsbürgerkunde und Volkswirtschaftslehre in sachlich und methodisch meisterhafter Form mit einflechten. Auch den Vorwurf, daß sie blinde oder parteiische Fürstenverehrung erwecken wollten, kann ihnen kein ruhig Denkender machen. Und wie in den Lehrbüchern, so sah es auch im Unterricht selbst aus. Die sehr hohen wissenschaftlichen Anforderungen, die bei der Ausbildung unserer Geschichtslehrer von den Universitäten gestellt wurden (und hoffentlich auch weiter gestellt werden), schützen im allgemeinen vor solchen Verirrungen. Natürlich sind die Temperamente und die politisch vaterländischen Anschauungen verschieden; verschieden sind auch die Anschauungen der Lehrer über die Grenzen, die ihnen durch die Sache und durch ihr Amt bei der Äußerung persönlicher Anschauungen gezogen werden; daß aber der weitaus größte Teil unserer Oberlehrer mit Takt und Zurückhaltung in diesen Dingen verfuhr und verfährt, ist dem kundigen und sorgfältigen Beobachter ebenso sicher, wie daß Entgleisungen vorgekommen und daß solche den Vertretern *aller* politischer Anschauungen passiert sind. Wir fürchten, daß gewaltsame Eingriffe der Behörden in den Lehrbetrieb die Gefahren, die ich soeben andeutete, stark vermehren werden; wie man sich denn überhaupt sehr täuscht, wenn man glaubt, durch Anweisungen und Forderungen, denen politische Absichten zugrunde liegen, bei unseren Oberlehrern viel ausrichten zu können. Die frühere Regierung, die auf dem Schulgebiete mit großer Zurückhaltung verfuhr und ihren Einfluß durch ältere, vielseitig erfahrene, nicht nur mit Sach-, sondern auch mit Menschenbehandlung vertraute Aufsichtsbeamte geltend machte, hat das wohl gewußt, und die höhere Schule hat stets dankbar das große Maß von Freiheit anerkannt, das dem einzelnen sogar auf so heiklem Gebiete, wie es der Geschichtsunterricht ist, gelassen wurde, *auch* in Preußen gelassen wurde.

Den so erstrebten Reformen des Geschichtsunterrichtes liegen keine inneren Notwendigkeiten, sondern politische Wünsche zugrunde. Ob sie schließlich einmal Erfolg haben werden, ist nicht eine Frage, die von sachlicher Einsicht beantwortet werden kann, sondern über die die politische Macht entscheiden wird. Wohl aber wird man ohne weiteres, ohne alle Rücksicht auf die Parteistellung des einzelnen, zugeben müssen, daß der Weltkrieg, was ihm vorangegangen und besonders was ihm gefolgt ist, eine andere *inhaltliche* Einstellung des Geschichtsunterrichtes zur Folge haben muß. Tausenden von historisch geschulten und kenntnisreichen Deutschen ist es wie Schuppen von den Augen gefallen: wir haben die wirklich treibenden Kräfte der europäischen Geschichte nicht genügend erkannt und herausgestellt. Wenn in den höheren Schulen z. B. die Geschichte Englands und Frankreichs behandelt wurde, so hat man sich meistens auf die Epochen in ihr, in denen sie unmittelbar in die deutsche Geschichte eingriff, beschränkt. Die Entstehung des englischen Weltreiches ist wohl in ihren Hauptzügen summarisch dargestellt worden, aber die national-psychologischen Unterströmungen, der instinktiv staatbildende Trieb im Angelsachsen, sein vorbildlicher politischer Egoismus sind im Unterrichte selten ins Bewußtsein der deutschen Jugend gebracht worden. Erst im Kriege selbst, als wir staunend die elementare Gewalt jener Triebe wahrnahmen, haben wir erkannt, was früher zu erkennen uns nützlich gewesen wäre. Und in bezug auf Frankreichs althergebrachte Politik haben wir uns, vielleicht auf Grund eines unzureichenden oder unrichtig eingestellten Geschichtsunterrichtes, einer starken Täuschung hingegeben: wir haben die deutschfeindlichen Grundtriebe der französischen Nation, für die Ludwig XIV., Napoleon und das Jahr 1870 weithin sichtbare und uns wohlbekannte Symptome waren, für erlöschend gehalten, bis wir ihre brutale Gewalt zu unserem Schaden erlebten. Die neue Aufgabe des Geschichtsunterrichtes wird sein, *auf völkerpsychologischer Grundlage viel eingehender die inneren Mächte der heimischen wie der fremden Entwicklung zu deuten.* Der Mangel an psychologischem Verständnis für die Fremden hat uns bekanntlich im Kriege außerordentlich geschadet und tut es auch gegenwärtig noch. Mit diesem Mangel hängt auch die Tatsache zu-

sammen, daß wir in weiten Kreisen unseres Volkes an Ideologien leiden, die an und für sich edel und lobenswert sein mögen, aber durch die zugrundeliegende Verkennung der Wirklichkeit zu unserem Sturze beigetragen haben. Der Wunsch, daß alle Völker von dem Streben nach friedfertigem Zusammenleben und nach Völkerversöhnung beseelt sein möchten, hat uns zu dem Glauben verführt, daß solches Streben wirklich vorhanden sei; eine vorurteilslose Betrachtung der gesamten Weltgeschichte, besonders gerade des neunzehnten Jahrhunderts, hätte uns schon eines anderen belehren können, hätte uns vor allem nicht blind machen dürfen gegen die bedauerliche, darum aber nicht minder gewisse Tatsache, daß in all den Jahrtausenden, die wir überblicken können, einzig und allein das Streben nach Macht die treibende Kraft in dem Verhältnis der Völker zueinander gewesen ist, und daß, sowie dieses Streben sich abschwächt, auf das politische und kulturelle Leben einer Nation sinkt. Es ist ein so freundlicher und lockender Gedanke, daß einmal an die Stelle der Macht das Recht und die Billigkeit treten würden, und wir mögen es gern der prophetischen Einsicht des großen Kant glauben, daß diese Zeit einmal kommen werde; solange aber die Geschichte — und die Beobachtung auch der Gegenwart — uns lehrt, daß ringsum alle Völker von dem Machtgedanken beherrscht sind, ist es Torheit, wenn ein einziges Volk nicht an ihn glaubt. Und wie fern die Entthronung der Macht uns noch ist, zeigt schon die einfache Beobachtung, daß auch unser bürgerliches innerstaatliches Leben noch ganz von ihr beherrscht wird: Majorität ist weiter nichts als Macht, Herrschaft einer Majoritätsregierung und Ausschaltung der Minoritäten von der Regierung ist Machtäußerung, der man füglich die von feindlichen Völkern den Besiegten gegenüber geübte Macht in mehr als einer Hinsicht vergleichen darf. Es ist eine dringende Aufgabe der historischen Erziehung, den Sinn für solche Wirklichkeiten in der Jugend mit allen Mitteln zu wecken; das ist nicht Parteisache oder gar Irreführung, sondern Herausstellung unbezweifelbarer geschichtlicher und psychologischer Wahrheit. Wir fürchten, daß die Verschweigung solcher Wahrheit der Jugend gegenüber unserem Volke unendlichen Schaden bereiten würde.

Das Verlangen, der Geschichtsunterricht solle dem gereifteren Schüler auch eine gewisse speziellpolitische Bildung vermitteln, ist alt. Er tritt nur heute lauter hervor, weil infolge der Revolution und der neuen Reichsverfassung das Bedürfnis viel stärker geworden ist; denn die Zurückschraubung des wahlfähigen Alters auf das 20. Lebensjahr macht es der Schule zur unausweichlichen Pflicht, nun ihrerseits Kenntnisse zu übermitteln, die früher ein weiteres Studium oder das Leben selbst bringen konnten. Es handelt sich also darum, dem Geschichtsunterricht in organischer Weise Belehrungen staatsbürgerlicher Art einzugliedern. Es wäre natürlich sehr verkehrt und eng gedacht, wenn man unter staatsbürgerlichem Unterricht bloß Mitteilungen über unsere gegenwärtigen Verfassungs- und Wirtschaftzustände verstehen wollte. Das mag für einzelne, bestimmten fachlichen Berufen unmittelbar dienende Schulen genügen: die höhere Schule ist ihrem Wesen nach verpflichtet, staatsbürgerliche Begriffe genetisch zu entwickeln; gerade darum aber ist der Geschichtsunterricht die gegebene Stelle. Er hat die mannigfachsten Gelegenheiten dazu, wobei wir mit besonderem Nachdruck, wie wir das in diesen Blättern schon öfter getan haben, auf die außerordentliche Verwendbarkeit der griechischen und römischen Geschichte zur klaren und faßlichen Erläuterung grundlegender Verfassungsbegriffe hinweisen wollen. Aber selbstverständlich lassen sich diese Begriffe auch an wichtigen Erscheinungen der neueren Geschichte sehr gut darlegen (Französische Revolution; Stein-Hardenbergsche Reformen; Bismarck in der Konfliktszeit; 1848 und 1918 usw.). Es besteht nirgend in pädagogischen Kreisen mehr ein Zweifel darüber, daß die Schule verpflichtet ist, solche Kenntnisse zu geben; auch kaum darüber, daß dies am besten im Geschichtsunterrichte geschehen kann; wohl aber werden allenthalben die lebhaftesten Erörterungen über die beste Methode gepflogen. Hierüber zu handeln, kann jetzt nicht unsere Aufgabe sein.

Eine andere Frage wird gerade jetzt wieder brennend werden: Wie soll sich der Geschichtsunterricht zu den großen geschichtlichen Persönlichkeiten stellen? Dem unbefangenen Laien erscheint es gewiß selbstverständlich, daß gerade im Jugendunterricht der große Mensch eine sichere Rolle spielen muß. Aber so vieles, was noch heute dem unvoreingenommenen Sinne selbstverständlich ist und es auch ehedem war, ist nun, unter ganz veränderten Verhältnissen, Problem geworden. Sehr wenig Einfluß haben dabei gewisse Wandlungen in der Geschichtswissenschaft selbst, die bald der starken Einzelpersönlichkeit, bald den wirtschaftlichen Bedürfnissen und Zuständen den größeren Einfluß auf den Gang der Geschichte zuschrieb; diesen oft schroff sich gegenüberstehenden Theorien hat die Schule nicht übermäßigen Einfluß auf ihren Betrieb zugestanden, sie ist vielmehr ihren psychologisch gegebenen Weg gegangen, indem sie, wie es jungen Menschen gegenüber Bedürfnis und Pflicht ist, der großen willensstarken und genialen Persönlichkeit immer gern gerecht wurde. Was aus der Betrachtung des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, auch Friedrich Wilhelms I. an vorbildlichen sittlichen Werten durch Geschlechter hindurch für die Jugend erstanden ist, das läßt sich gar nicht mehr abschätzen, so wenig, wie der Segen, der in der Betrachtung der Königin Luise lag. Solcher Stellungnahme der Schule werden jetzt wahrscheinlich Widerstände und Hemmungen entgegentreten. Die demokratische Weltanschauung schätzt ihrem Wesen nach und aus politischem Grundsatz den Einzelmenschen nicht sehr hoch ein, und daß Gestalten, wie die obengenannten, Vertreter einer anderen politischen Gesellschaftsordnung waren, wird eine demokratische Unterrichtsverwaltung noch weniger geneigt machen, die bisherige Würdigung großer Fürsten, großer Feldherren und großer Staatsmänner zu dulden. Die Frage wird, wie heute so manche andere, nicht gelöst werden von objektiv sachlicher und fachlicher Erwägung, sondern das letzte Wort hat die politische Macht. Auch der Geschichtsunterricht ist eine Machtfrage — wie heute und gestern und morgen fast alles! Hoffen wir immerhin, daß die Gesichtspunkte der Parteidoktrin zurücktreten, wenn es sich um die Würdigung großer Männer im Jugendunterricht handelt. Der Verfasser dieser Zeilen hat oft dem Geschichtsunterrichte in französischen Schulen beigewohnt; es ist ihm aufgefallen, mit welchem Beifall dort die großen Förderer des französischen Machtgedankens behandelt werden, obgleich das öffentliche Unterrichtswesen seit Ferry vollständig republikanisch aufgezogen ist; ich erinnere mich einiger Lektionen über Ludwig XIV., über Richelieu, über Napoleon u. a., in denen die Größe dieser Männer ins hellste Licht gesetzt wurde. Der vaterländische Gedanke ist eben dort viel mächtiger als der parteipolitische, und der noch so brutale Monarch ist ein Nationalheld, wenn er dem französischen Gedanken in der Welt gedient hat!

Der Geschichtsunterricht würde sich seiner besten Wirkungen berauben, wenn er die Pflege vaterländischen Sinnes unterließe oder abschwächte. Er wird nach wie vor die großen Führer, die politischen, kriegerischen und geistigen, der Jugend vor Augen stellen müssen; aber er wird dabei in viel stärkerem Maße, als es bisher geschehen ist, auch des Volkes gedenken müssen, das mehr als ein anderes furchtbaren Katastrophen ausgesetzt gewesen ist, immer aber, dank seiner sittlichen Eigenschaften, sich aus dem Elend, dem wirtschaftlichen und seelischen, wieder heraufgearbeitet hat. Hier ist viel nachzuholen von der deutschen Lehrerwelt, und es bleibt um so verwunderlicher, daß in dieser Hinsicht so wenig geschehen ist, als es an wissenschaftlichen Darstellungen solchen Volksaufstieges bei uns nicht mangelt und die Lehrer bloß zu ihnen zu greifen brauchen. Ich kann mir nicht versagen, hier zum Nutzen der Sache an ein heute scheinbar ganz vergessenes Buch zu erinnern, das die allmähliche Erhebung der

deutschen Nation aus dem furchtbaren Jammer des Dreißigjährigen Krieges aufs genaueste schildert; es ist das vierbändige Werk des Leipziger Historikers Karl Biedermann: „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert", Leipzig 1854 usw. Hier sieht man, an der Hand wissenschaftlicher Führung, welche Kräfte im deutschen Volke schlummern, aber auch, wie solche Kräfte nur wirksam werden können, wenn tatkräftige, gedankenreiche und patriotische Männer erstehen, die sie wecken und ihnen Richtung und Ziel geben.

Die Probleme, mit denen sich heute die Reform des Geschichtsunterrichtes zu befassen hat, sind so zahlreich, daß sie in einem kurzen Aufsatz nicht einmal aufgezählt werden können. Nur zweier ganz besonderer sei noch gedacht. Mehr als alle anderen Unterrichtsfächer leidet der Geschichtsunterricht darunter, daß nicht nur sein hergebrachter Stoff ungeheuer groß ist, sondern daß dieser Stoff mit jedem Jahre größer wird. Es heißt also für den Lehrer: Sichtung, Beschneidung, Gruppierung. Der gute Unterricht wird auch notwendigerweise mit dem gedankenlosen Herkommen brechen müssen, in chronologischer Folge, Kapitel für Kapitel, Kaiser für Kaiser den Stoff vorzuführen; der Stoff muß vielmehr unter beherrschende Gesichtspunkte gebracht und danach gegliedert werden; es ist falsch, eine durch mehrere Jahrhunderte sich entwickelnde Idee in ihrer historischen Erscheinung nach Abschnitten zu zerstückeln, es müssen vielmehr die Ideen in ihrem organischen Wachsen, in den Fortschritten und Rückschlägen, die sie erlebt haben, durch längere Zeitabschnitte verfolgt werden; das erst gibt historische Einsicht und im besten Sinne historische Bildung. Wir dürfen uns freuen, daß diese Art, die geschichtlichen Dinge anzufassen und in große Zusammenhänge zu rücken, schon heute in unseren höheren Schulen viel Anhänger hat und Gutes wirkt. Ist dieses Verfahren der „Längsschnitte" ein methodisches Problem, an dem gerade heute stark gearbeitet wird, so ist es in noch höherem Grade methodischer Art die Frage nach der besten Übermittlung des geschichtlichen Stoffes an sich. Hier tritt heute mehr und mehr der an anderen Fächern schon lange erprobte Grundsatz der „Arbeitsgemeinschaft" hervor. Früher bestand die Übermittlung des Stoffes in dem Vortrag des Lehrers und der, meist durch Fragen vollzogenen, Einprägung. Das war nur in dürftigem Sinne gemeinsame Arbeit, wie sie heute vorbildlich z. B. im naturwissenschaftlichen Unterricht geleistet wird. Solche Arbeit ist auch im Geschichtsunterricht durchaus möglich: sie besteht in der Heranziehung der Quellen. Indem man jedem Schüler oder einer Schülergruppe einen Abschnitt aus einem Quellenschriftsteller zuweist, über den dann in der Stunde zu berichten ist, erweist sich die Möglichkeit der Quellenvergleichung und der diskursiven Erörterung, durch die dann, richtig geleitet, der Unterricht ein viel lebendigeres und vor allen Dingen haltbareres Bild des Gegenstandes erzeugt, als er der zusammenhängende, sich bloß an die rezeptive Aufmerksamkeit des Schülers wendende Vortrag des Lehrers zu schaffen vermag.

So erheben sich überall auf dem Gebiete des Unterrichtswesens Fragen, deren bloße Erörterung schon starke Ansätze des Fortschrittes enthält. Aber um in diesen Dingen, die für die Ausgestaltung der intellektuellen und auch der ethischen Bildung unseres Nachwuchses von größter Bedeutung sind, wirklich vorzuschreiten, dazu bedarf die Schule, Lehrer wie Schüler, der Möglichkeit ruhiger, organischer Arbeit. Ohne sie muß sie zurückgehen, ohne sie ist aller gute Wille vergebens. An solcher ruhigen Arbeit wird die Schule jetzt aber leider in viel stärkerem Maße gehindert, als es selbst in unseren unruhigen Tagen geschehen durfte.

Episoden aus der Etappenrevolution 1918.

Von Werner Preibisch.

IV. (Schluß.)



Gleich nach Überschreiten der Maasbrücke nahm ich mir abseits vom Wege meine Leute zusammen, um ein ernstes Wort mit ihnen zu sprechen. Ich sagte ihnen, daß die Zeiten anders geworden seien und man ihnen Rechnung tragen müsse. Jeder vernünftige Mensch aber sähe ein, daß es ohne Ordnung nun einmal nicht gehe. Je mehr wir von unseren Sachen, Waffen, Geräten und Pferden usw. nach Hause brächten, desto reicher wäre unser Staat, und desto weniger Steuern brauche er von uns fordern. Sagte ihnen ferner, daß, wenn auch augenblicklich alles auf dem Kopfe stehe, doch sicherlich wieder eine Zeit kommen würde, wo man sich die Militärzeugnisse zeigen lassen würde. Jeder solle also für seine ordnungsmäßige Entlassung sorgen.

Das alles leuchtete scheinbar den meisten ein, und die anderen wurden von der großen Masse in Schach gehalten. Selbst die größten Hetzer wurden ruhig. Auch die roten Fahnen verschwanden: „An dem Tage, an welchem unsere Feinde, Franzosen, Engländer und Belgier, sie aufziehen, dürft ihr sie auch wehen lassen! Ich glaube nicht, daß ihr diesen Tag jemals erleben werdet!"

Ich bin auch bis zum Demobilmachungsort ohne Soldatenrat ausgekommen als eine der wenigen Formationen des gesamten deutschen Heeres, die Fronttruppen einbegriffen, trotz der offiziellen Verfügungen der damaligen Volksbeauftragten und der Verordnungen der Obersten Heeresleitung. Denn auch hier übte der Soldatenrat seine Tätigkeit aus. Erwähnen möchte ich nur, daß gerade in der ersten Zeit des Rückzuges, als vor allem in den zurückkehrenden Fronttruppen noch die größte Erbitterung gegen die Soldatenräte der Heimat, die man mit Recht als Schieber und Drückeberger ansah, herrschte, die O. H. L. befahl: Jeder Zusammenstoß und jegliches Herausfordern und Reizen der Soldatenräte Deutschlands ist zu vermeiden. Unermeßlichen Schaden hat diese Verfügung angerichtet. Das Feldheer war, wie ich mich des öfteren persönlich überzeugen konnte, damals noch leidlich intakt, die Stimmung absolut soldatenratsfeindlich. Mit Leichtigkeit hätte man jene Matrosen und Heimatkämpfer, Revolutionsgewinnler schlimmster Sorte, mit einem Male, als das Heer noch beisammen war, hinwegfegen können. Bald aber war es dazu zu spät.

Ort um Ort, Nachtquartier um Nachtquartier. Was uns an Disziplinlosigkeit und Pöbelherrschaft unterwegs begegnet, erscheint kaum glaublich und spottet jeder Beschreibung.

Ein Rittmeister nebst einem Offizier an der Spitze einer Fuhrparkkolonne zu Pferde. Schon mag die Truppe wohl einen hübschen Tagesmarsch hinter sich haben. Sie ist ermüdet, vor allem einige Trainsoldaten, für die anscheinend nicht genügend Wagen vorhanden sind, und die zu Fuß gehen müssen wie ganz gemeine Infanteristen. Das ärgert die Herren natürlich, und sie sitzen auf die schon haushoch bepackten, von schwächlichen, kleinen Pferdchen gezogenen Wagen auf.

Der Führer macht sie in ruhigem Tone darauf aufmerksam, daß die Gespanne ohnedies schon überladen seien und die Pferde bei einer weiteren Belastung bald zusammenbrechen würden.

Ein wüstes Geheul erhebt sich, die unglaublichsten Worte fallen. Der Rittmeister, der einen Moment vergißt, daß er es nicht mehr mit deutschen Soldaten, sondern einer zügellosen Etappensoldateska zu tun hat, versucht nun, in immerhin beherrschtem Tone zu befehlen, abzusteigen und wie bisher wenigstens bis zum nächsten Orte weiterzumarschieren. Das Ende vom Lied: Ich sehe, wie sie sämtliche Offizierssachen vom Packwagen der Kolonne in den Chausseegraben werfen, die beiden Offiziere vom Pferde ziehen, mit Fäusten schlagen und zwingen, nunmehr als einzige zu

Fuß zwischen zwei Wagen, von der Pistole eines Soldaten bedroht, ihren Weg fortzusetzen.

Ein anderes Bild:

Ein Stabsarzt trabt mit seinem Pferde an einer Infanteriekolonne vorbei. „Werft das Schwein vom Pferde, was hat der zu reiten, wenn wir laufen müssen!"

Man zerrt an ihm von beiden Seiten, stößt und bewirft ihn mit Schmutz. Das Pferd wird scheu und überschlägt sich mitsamt dem Reiter, der in den Bügeln hängengeblieben ist. Kopfüber fliegt er auf hartes Pflaster und bleibt bewußtlos, blutend liegen. Alles freut sich und lacht. „Schadet dem Kriegshetzer nichts!"

Mir ist es dann gelungen, den Armen aufzuladen und im nächsten Ort Zivilbewohnern zur Pflege zu übergeben. Wir selbst hatten keine Möglichkeit, auf unseren ohnehin schon viel zu stark beladenen Fahrzeugen, vor denen uns schon einige unserer besten Pferde zusammengebrochen waren, seinen Heimtransport zu übernehmen. Auch wäre er gänzlich ohne Pflege geblieben.

Solche Bilder und Situationen habe ich nicht vereinzelt, sondern zu Dutzenden geschaut. Ihre Zahl ist Legion.

Und nun nochmals zu dem tragischen Kapitel von der Verschleuderung des so kostbaren Heeresgutes. Daß allerorten Wagen und Pferde, die letzteren zu 50—75 M. das Stück, von allein umherziehenden Soldaten oder auch ganzen Etappen-Räubertrupps, die sich aus sogenannten „Versprengten" überall gebildet hatten, verkauft wurden, war durchaus keine Seltenheit mehr. Doch wurden auch ganze Kolonnen und Stäbe mit ihrer reichhaltigen Ausrüstung, sofern man sie nicht kurzerhand aus Bequemlichkeit in den Chausseegraben geworfen hatte — bisweilen waren ganze Straßen durch herrenlos umherstehende Wagenparke u. a. gesperrt — von ihren im Wahnsinnstaumel schwimmenden Hütern zu Spottpreisen versteigert. Immerhin sind wohl auch so für diese pflichtbewußten Leute recht erhebliche Summen abgefallen. Habe ich doch persönlich gesehen, wie in einem Wirtshaus kurz hinter den deutschen Grenzpfählen vier neben mir sitzende, schon sinnlos betrunkene, lärmende Sanitätsmannschaften 200 000 M. in Gold und Scheinen aufgezählt hatten, von denen wohl auch der größte Optimist nicht annehmen durfte, daß sie von der Löhnung erspart waren. Vor allem wurde dieser Handel auf belgischem Gebiete nahe der deutschen Grenze auf das regste betrieben. Hohnlächelnd strichen die Belgier die so kostbaren Heeresgüter ein.

Mein Quartierwirt im letzten belgischen Ort vor der Grenze, der, obgleich Wallone, sich durch ruhiges, sachliches Verhalten und Urteil über die Deutschen, die er schon in Friedenszeiten als Kaufmann im Verkehr mit dem nahen Nachbarlande achten gelernt hatte, vorteilhaft von seinen Volksgenossen unterschied, zeigte mir vier Pferde und Packwagen nebst einigen großen Artillerie-Entfernungsmessern, die anscheinend herrenlos auf seinem Hofe herumstanden.

Wie er mir erzählte, war vor uns eine Flakformation bei ihm einquartiert gewesen, die hier auf feindlichem Boden noch schnell ihr Schäfchen scheren wollte, da sie sich über die Lage jenseits der Grenzschranken scheinbar nicht ganz im klaren war. Als Rest ihrer ehemals stolzen, kostbaren Ausstattung hatte sie das eben angeführte Gerät wohl der bequemen Fahrgelegenheit wegen noch bis hierher mitgebracht, um es dann dem Belgier, der an sein Glück immer noch nicht recht zu glauben schien, für sage und schreibe 4 Weißbrote und 3 Pfund Butter zu verkaufen. Dann hätten sie sich auf die Bahn gesetzt und wären mit ihrer teuer erhandelten Wegzehrung nach Hause gefahren.

Nur so läßt es sich auch verstehen, daß man bis in die jüngste Zeit noch im Armeeverordnungsblatt insbesondere nach Kolonnen, Ortskommandanturen usw. suchen mußte, die nach der Revolution spurlos vom Erdboden verschwunden waren. Man hatte sie eben verkauft, verschenkt, versteigert, in den Fluß geworfen oder auch auf offener Straße stehengelassen, die Begleitungsmannschaften waren nach Hause gefahren, und zwar mit dem stolzen Bewußtsein, so dem verhaßten Militarismus wieder einmal einen Streich gespielt zu haben.

So und nicht anders sind auch die ungeheuren von unseren Feinden gemeldeten Beuteziffern während des Rückzuges, die wohl an die der gesamten Kriegszeit annähernd heranreichen, zu begreifen. Die Etappe in ihrer großen Mehrzahl — Ausnahmen bestätigen nur die Regel — wurde der erste von der Entente angestellte große Henker am deutschen Volke. Von ihr allein ist die völlige Zersetzung ausgegangen, die uns die Waffen aus der Hand schlug und uns wehrlos dem rachgierigsten aller Völker auf Gnade und Ungnade auslieferte.

Jede Sicherungs- und Vorbeugungsmaßregeln, wie sie von Zeit zu Zeit von jenen Schattengebilden, die sich noch Etappeninspektion, Armeeoberkommandos usw. nannten, getroffen wurden, mußten an dem unbeugsamen Vernichtungswillen einer Etappensoldateska, der wollüstigen Begierde, alles, was nach Befehl und Unfreiheit aussah, zu sabotieren, zuschanden werden.

Wie ein Witz mutete es an, daß auf dem großen mit Lebensmittelzügen vollstehenden Güterbahnhof Vielsalm drei Posten mit geladenem Gewehr standen, die, nachdem ihnen meine Leute einen kleinen Obolus in die immer bereite Hand gedrückt hatten, selbst mit Hand anlegten, aus den ursprünglich verschlossen gehaltenen Waggons ca. 5000 Stück Zigarren und 50 000 Zigaretten herauszureichen.

Die Behörden, bei denen ich etliche Male Anzeige machte und um Abhilfe bat, wiesen mich mit leeren Phrasen ab. Bisweilen aber — und das war das Gewöhnliche — wurde man von einem Mitgliede des betreffenden Soldatenrats gnädigst angehört und — entlassen. Die Kommandeure, soweit es bei den Etappenkommandos überhaupt noch solche gab, waren meistens wesenlose Schatten, die ihren Soldatenräten durch dick und dünn folgten. So war man gänzlich auf sich allein angewiesen, das militärische Rückgrat aber, das einer untergeordneten Kommandostelle zum Erhalt der Ordnung unbedingt nötig ist, fehlte oder versagte gänzlich.

Niemand genierte sich vor dem anderen mehr, seine Missetaten als Bravourstücke zu preisen und mit ihnen allerorten großzutun. Für dieses Pack war ja das eigene Land der einzige Feind, drüben aber wohnte die Freiheit und Gleichheit. Hoch die Internationale und Weltverbrüderung.

Freilich dürfte es wohl so manchem, ohne daß er es natürlich offen zugab, peinlich gewesen sein, daß beim Durchmarsch durch das feindliche Land selbst die ärmsten und kleinsten Hütten, die einfachsten Leute und sogar schon die kleinen Kinder mit den Nationalfarben geschmückt waren. Hohnlächelnd starrten allenthalben romanische Gesichter auf die außer Rand und Band befindlichen, meist betrunkenen, grölenden, vorüberziehenden Etappensoldaten herab, die sich mit roten Fahnen und Schleifen geschmückt hatten.

*

Diese Bilder sollen, wie ich sie hier nach bestem Wissen und Gewissen entrollt habe, nur Auszüge und einen Überblick, keine umfassende Beschreibung geben. Auch habe ich nicht die Absicht gehabt, schon Halbvergessenes, alle Scheußlichkeiten einer kläglichen Zeitepoche neuerstehen zu lassen, um Haß zu säen.

Entlasten sollen sie, entlasten und reinigen im höchsten Sinne unser bis zum letzten Augenblick kampfbereites, stolzes Heer, das ganz gewiß dem deutschen Volke jene bitterste Schmach, die des Schmachfriedens von Versailles, erspart hätte, wenn ihm nicht die Etappensoldateska im Felde in den Rücken gefallen wäre.

Sie, sie ganz allein war der Vollstrecker des Willens jener vaterlandslosen Gesellen, deren jahrelanges Verhetzen und Haßsäen stets nur bei jenen, die nicht selten in Saus und Braus und Müßiggang ihre Zeit hinbrachten, Eingang gefunden hatte.

Wende man nicht ein, daß auch hinter der Front Großes und Nützliches getan worden wäre. Das ist selbstverständlich und bedarf keiner weiteren Erwähnung. Damals aber gab es noch F ü h r e r, die die Bestie, welche hinter uns schlummerte, in Schranken hielten und sie so zum treuen Helfer des kämpfenden Heeres machte.

Das aber wäscht sie von der abgrundtiefen Schuld nicht rein, die erste Hand bei der Zertrümmerung der deutschen, bis zuletzt festgefügten Armee angelegt zu haben.



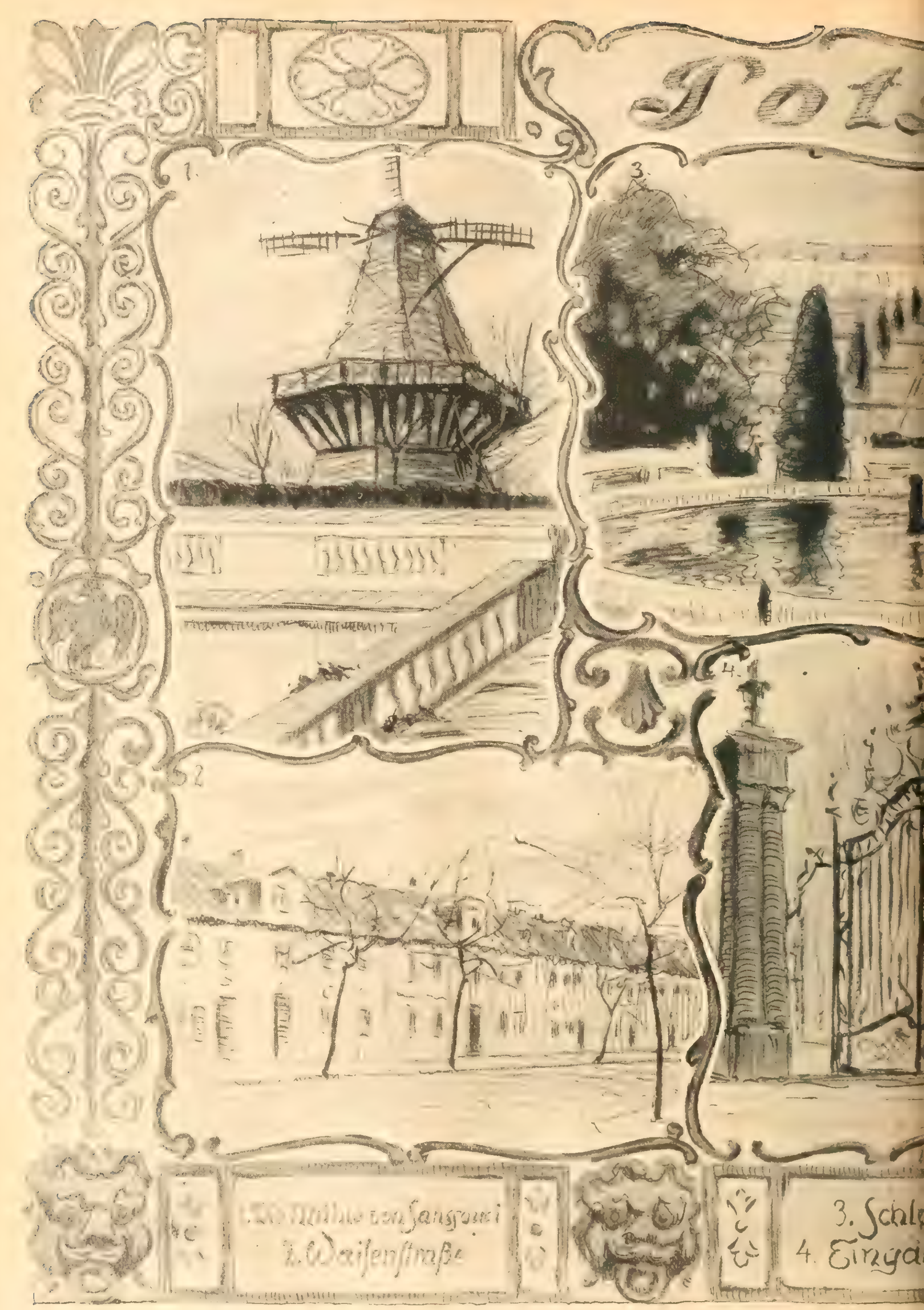
Potsdam.

Von Georg Hermann.

Es wird jetzt zum Frühling ein Jahr, daß ich nicht mehr in Potsdam war. In dem letzten Jahrzehnt, in dem sich mein Kontakt zu Berlin mehr und mehr gelockert hat — ich war durch Generationen ziemlich fest mit ihm verwurzelt und habe mich langsam von ihm losgelöst, habe so eine Wurzel nach der andern aus dem Boden gezogen, was nicht immer leicht und nicht immer ohne Schmerzen für mich war — vor allem im letzten Jahrfünft aber, da ich nur noch Gast in Berlin war, hat es mich immer häufiger zu allen Jahreszeiten Vor- und Nachmittage lang nach Potsdam getrieben, trotzdem ich dort keine Menschenseele kannte und mich nicht einmal auf baugeschichtliche, historische oder Kunststudien besonders berufen konnte. Denn ich muß bekennen, ich habe all diese nur als Amateur und ohne Ernst und Gründlichkeit betrieben. Ich bin als Bummler, als Flaneur, als Genießender, unbeschwert durch Wissen, durch geschichtliche Kenntnisse und ganz frei von Enthusiasmus für das Preußentum und dessen Lenker, eifriger Antimilitariste, wie ich es von je war, doch immer wieder mit neuem Entzücken durch die Straßen, die Kanäle entlang, durch die Parke, an den Schlössern vorbei, all die seit langem mir vertrauten Wege in und um Potsdam gegangen. Ich habe mir auch mal einen besonderen Genuß geleistet, indem ich zum xten Mal den Pförtner von Charlottenhof herausschellte und Schinkels Genius meine Reverenz machte, oder indem ich auf dem Belvedere auf dem Drachenberge zu der Kuppel des Neuen Palais hinüberträumte, die im wechselnden Licht in dem grünen Samt der Baumwipfel wie eine Boje im grünen Meer mir zu schwanken schien. Ich habe vielleicht einen gleichgültigen Gang durch die Räume des Stadtschlosses gemacht, um noch ein paar Stunden den Akkord von Blau und Silber aus den Räumen des alten Fritzen im Sinn zu halten — oder aber ich habe mich in dem Festsaal eben dieses Herrn, wandernd zwischen einer Wand von Gemälden und einer Wand von hohen Fenstern (Menzel hat den Raum gezeichnet mit dem kleinen, verschwindend kleinen Figürchen des alten Herrn darin, der von seinen Windhunden umsprungen wird) ganz gemächlich hin und her bewegt und mich gefreut, wie diese viele, viele Meter lange Golddecke mit dem Licht, das so überreichlich durch die Fenster drang, genau noch so lustig Fangball spielte, wie sie es das gewiß schon vor 150 Jahren getan hatte. Aber manchmal bin ich auch nur ein paar Straßen auf und ab gegangen, da am Kietz herum, beim Sporn, am Militärwaisenhaus entlang, am Kanal hinunter, wo die Platanen und Kastanien tief überhängen, und habe dann bei ein paar Trödlern herumgesucht, um eine Krüger-Lithographie oder eine Stickerei mit Adler und gekreuzten Kanonen — sie waren sich so ähnlich, so aus dem gleichen Geist der martialische Herr bei Krüger und die Stickerei — mit nach Haus zu nehmen ... und dann bin ich wieder zurückgefahren.

Ich habe Potsdam im Frieden gesehen, und ich habe Potsdam während des Krieges gesehen, erst sehr angefüllt, überfüllt zum Bersten mit Soldaten, dann später sehr leer — Alle Phasen des Krieges, jedes Auf und Ab schien es zitternd mitzuerleben — aber immer war und blieb es: Potsdam. Und wenn man in die Parke, in die Nähe der Schlösser kam, da wehte immer die gleiche Luft: sehr entzückend, aber jedes Ding streng an seiner Stelle. Man hatte nicht auf den Rasen treten mögen, denn man hatte stets von fern einen Unteroffizierston im Ohr; man glaubte stets, an der nächsten Wegbiegung müßte bestimmt eine Equipage an einem vorüberfahren, aus der irgend etwas in Offiziersuniform — auch die Damen trugen sie, wenn auch übertragen und nicht so leicht für jeden kenntlich, huldvollst, doch leicht gestreng herausnickte und die Herzen der grüßenden Potsdamer in Entzücken versetzte. Das war „unser" Adalbert oder „unsere" Prinzessin Auguste. Diese Stimmung lag stets über den Gärten und Anlagen. Ohne mich zu den Grüßenden zu gesellen oder gar je in die Geheimnisse der Genealogie, die nur ein richtiger Potsdamer voll beherrschte, eingedrungen zu sein, habe ich doch immer wieder genießerisch von neuem meine Freude daran gehabt.

Und das gleiche galt vom Stadtbild, in dem sich nicht nur die Architektur von 1700—1850 so wundervoll und einheitlich, wie fast nirgends sonst, erhalten hat, sondern in dem auch gleichsam die Luft jener Zeiten stehen geblieben war, ja mehr noch, auch in jung und alt, Zivil und Militär, reich und arm noch die Menschen jener Zeit ganz und


1.
3.
4.
2
Mühle von Sanssouci
2. Waisenstraße
3. Schl
4. Einga


5.
6
rouci
Park
5 Gemäldegalerie Sanssouci
6. Nauener Tor



fast unverändert sich erhalten haben ... wenn sie auch — um das nicht allzu auffällig zu machen — die Kostüme von gestern und heute (meist aber heute die von gestern!) trugen. Sie fügten sich dadurch als Staffage nicht mehr ganz so gut hinein, wie sie das auf den alten Kupfern und Lithographien taten — die gerade in ihrem Vedutenmäßigen und in ihrer farbigen Kärglichkeit so unübertreffbar echt und potsdamisch sind —, aber, wenn man länger hinsah, fiel das Neuzeitliche von ihnen ab, und sie paßten doch eigentlich ganz vorzüglich ... vom Bäckerjungen bis zur Generalswitwe, deren Mann ebensogut im Siebenjährigen Kriege wie 1848, 1870 oder 1914 gefallen sein konnte. Während von dem Berlin meiner Jugendtage, dem Fontanischen Berlin der 70er oder 80er Jahre, fast nichts mehr da war, alles zerschlagen, überschrien und vergessen war, hatte sich hier das nämliche, ja in reinerer Form, als ich es je gekannt hatte, erhalten. Und das hatte den Gegensatz zwischen Berlin und Potsdam noch verschärft. Für fünf Silbergroschen, und in 30 Minuten konnte man in eine andere Zeit und in eine andere Welt kommen. Und da ich zugeben muß, daß ich mich in der ersten Zeit und in der ersten Welt nicht allzu wohl fühlte, so habe ich von dieser angenehmen und billigen Gelegenheit, beiden zu entfliehen, durch Jahre ausgiebig Gebrauch gemacht.

Aber wie ich das letztemal nach Potsdam kam (vor einem Jahr ungefähr), da war eine seltsame Wandlung eingetreten. Die neue Welt hatte ihr Machtbereich auch über Potsdam ausgedehnt, die neue Zeit hatte ihre Pioniere geschickt, alles war in Verwirrung geraten. In der Stadt fehlte die ungenierte Selbstverständlichkeit des Militärs. Die Bäckerjungen rauchten englische Opiumzigaretten, lasen die „Freiheit“ und spuckten nach den ehedem Königlich preußischen Hof-Schwänen im Kanal. Alles sah mit einem Schlag unfroh, ungewiß und veraltet aus. Die Generalswitwen mit ihren Kantenmantillen flatterten — mit Brotkarten in den Händen — scheu und gebückt wie Fledermäuse durch die Straßen. Vom ganzen Krieg waren nur noch ein paar Lazarettsoldaten übriggeblieben, die sich im Park auf Bänken sonnten. Die Blumen — der Flieder und der Rotdorn — blühten zwar wieder wie stets — aber nur noch aus alter Gewohnheit. Ein Gärtner schien sich seit Jahren schon nicht mehr um sie gekümmert zu haben. Keine Hofequipage mehr und — was vernichtender! — nicht mehr das Gefühl, es würde gleich eine um die Ecke biegen. Wäre jemand über den Rasen gegangen, niemand hatte erfrischend gebrüllt. Oben auf der Rampe von Sanssouci fehlten meine schönen alten chinesischen Porzellan-Hocker — waren sie gestohlen, requiriert oder nur gerettet? — Im Rasen lagen die abgerissenen schwarz-roten Papiere der Filmrollen, und eine Schar von johlenden Wandervögeln mit Gitarren saß auf der Böschung, ließ die Beine herunterbaumeln und kochte ab. Der alte Fritz hätte ihnen vom Voltairezimmer direkt in den Aluminiumtopf gucken können.

Und da fiel mir ein, daß ich einmal vor einem Jahrzehnt mit einem süddeutschen Freund, einem sozialdemokratischen Abgeordneten, der mich besuchte, nach Potsdam fuhr, um ihm die Schönheiten zu zeigen, und daß er zwar für diese nicht allzu viel Sinn hatte — was mich wundernahm, denn er ist ein kunstverständiger Antiquitätensammler — aber sich immer wieder mit der Frage beschäftigte, was einmal aus Potsdam und seinen Schlössern werden sollte, wenn eben die Hohenzollern nicht mehr wären und Deutschland kein Kaiserreich mehr wäre, sondern eine sozialistische Republik? ... Wozu man dann wohl diese Dinge, Baulichkeiten und Gärten brauchen würde?! Weder er noch ich dachten nebenbei daran, daß wir selbst noch den Wechsel der Dinge erleben würden, und daß ich mich noch einmal nach dem Wechsel praktisch mit der Frage beschäftigen könnte: Was soll aus Potsdam werden?

Über den künstlerischen und für die nachwachsenden Generationen von Architekten kunsterziehlichen Wert von Potsdam — der Stadt wie der Potsdamer Schlösser und Gärten haben in den letzten Jahren ziemlich viel Berufene sich vernehmen lassen, trotzdem weiß man im großen Publikum doch recht wenig davon. In der so überaus kunstarmen Mark, mit Einschluß von Berlin, das nur ganz wenige Bauten großer Tradition hat und mehr einer genial-zweckmäßigen Maschine gleicht, ist dieses Potsdam die einzige kulturelle Oase, ein lebendiges Museum; wobei der Ton ebensogut auf dem Wort „lebendig“ wie „Museum“ liegt. — Denn die Baustile, die in Potsdam sich kristallisiert haben, sind nicht wie Gotik oder Renaissance in sich vollendet, zu Ende geführt und auf das Leben der Gegenwart durch völlig veränderte Daseinsbedingungen eigentlich nicht mehr recht übertragbar — ein modernes Nürnberg, ein modernes Hildesheim wären einzwängende Parodien! — sondern sind die Baustile, in denen die Keime der Fortentwicklung für das Heute liegen. Das Bürgerhaus, das Haus der Reichen von heute, ja selbst die Wohnkolonie, das Reihenhaus ist dort in nuce vorhanden (holländische Viertel); und für allgemeinnützliche Zwecke, Schulen, Versammlungsorte, bis zum vornehmen Klubhaus finden sich treffliche Beispiele; man denke nur an das Militär-Waisenhaus und das Schinkel-Kasino des 1. Garderegiments. Als Stadtanlage aber mit seinen unvergleichlich schönen Durchblicken auf Kirchen, Plätze, wichtige Bauten, Schlösser, mit seinen wundervollen Straßenzügen, dem Hineinbeziehen des Wassers durch den Kanal und die Havelseen selbst, ist mir kaum eine Stadt bekannt, die lehrreicher und ästhetisch reizvoller wäre.

Man kann sich ja dem nicht verschließen, daß der tragende Gedanke für Potsdam, der seit über 200 Jahren sich selbst getreu blieb, jäh abgebrochen, historisch geworden ist, und aller Voraussicht nach nicht wieder — ob in gleicher oder ähnlicher Form — zum Leben erwachen wird, ja, daß sich das Heute und die Zukunft in bewußten Gegensatz zu ihm stellt. Also müßte es scheinen, als ob gerade für Potsdam die Aussichten besonders schlecht sind. Nun ich möchte wünschen und hoffen, daß sie besser sind, als sie es vordem waren und daß man es nicht nur als ein steinernes Stück preußischer und deutscher Geschichte in Ehren halten, sondern daß der Stadt Potsdam jetzt eine friedlichere Mission werde, daß von ihr aus Keime einer vornehmen und freudigen, geschmackvollen und doch prunklosen Baukunst über das Land fliegen sollen, um überall, wo günstiger Boden ihrer harrt, Wurzeln zu schlagen. Ja, ich will hoffen,



daß man endlich einmal daran gehen wird, Potsdam auszugraben, d. h. von Verballhornungen, Zusätzen und Verschandelungen, die in der Stadt und auch in den Schlössern gemacht wurden, wieder zu befreien.

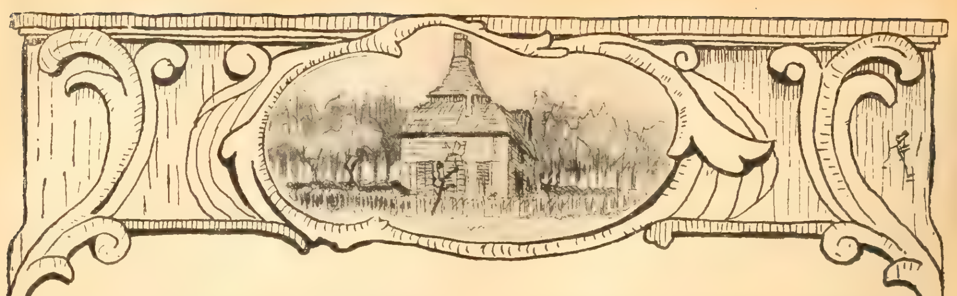
Man hat es z. B. dem letzten Kaiser sehr verargt, daß er sich lange weigerte, den Potsdamern die elektrische Straßenbahn mit Oberleitung zu gewähren. Es ist gewiß für Potsdam von Nutzen gewesen, daß es sie erhielt, für das Stadtbild aber wäre es tausendmal besser gewesen, der Kaiser wäre von seinem Vetorecht nie abgegangen, es ist in niederträchtiger Weise durch sie verschandelt worden. Man hat u. a. eine der köstlichsten Straßen Potsdams, die Charlottenstraße, durch die sich eine Reihe uralter Rotdornbäume zog und die ohne diese Bäume nicht zu denken war, durch die Straßenbahn in gähnendste Nüchternheit verwandelt. Vielleicht wird später doch mal die Technik so weit sein, daß sie von der Oberleitung der Straßenbahn absehen kann; dann mag Potsdam die erste Stadt sein, aus der die Oberleitungen entfernt werden. Und man wird plötzlich die Architektur wieder sehen.

Aber noch ein anderes soll man viel schneller entfernen als die Oberleitungen — (schneller der Straßenbahnen!) zusammenschichten auf dem Wilhelmsplatz und verbrennen — nämlich sämtliche Geschäftschilder. Wenn in Berlin auf dem Hausvogteiplatz über eine ganze Fassade sich Müller & Meier in Riesenlettern dehnt — das ist ganz lustig, amerikanisch, und ich habe gar nichts dagegen, wenn eine Reihe von wichtigen Bauteilen darunter verschwindet, denn das Auge begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen. — aber wenn quer über solche schöne Rokokofassade in Potsdam (von Knobelsdorf vielleicht) ein Riesenschild Mueller & Meier hängt, mittendrin in der Fassade — Reliefs, Putten, Teilungen, Fensterbänke überdeckend —, so muß ich schon sagen, daß das eine handfeste Barbarei ist. Denn nicht nur, daß niemand das Haus, das für das Kunstempfinden seines Erbauers einst so beredt Zeugnis ablegte, mehr sieht, sondern nur das Schild ihm entgegenleuchtet mit Mueller & Meier, es ist in seiner Struktur, die als Ganzes wirken sollte, auch für den, der es sehen will, vollkommen auseinandergeschnitten! Wenn heute mit einem Schlag sämtliche Geschäftsschilder aus Potsdam verschwänden — es würde dadurch keinem Kaufmann Schaden werden — so würde man schon die Stadt nicht wiedererkennen, dermaßen hätte sich ihr architektonisches Bild verändert!

Die Häuser sind in Potsdam vielfach zu Baugruppen vereint. Drei bilden die Einheit einer Fassade, die entweder eigens entworfen oder aus einem Vorbild übernommen und für den Stadtzweck umgemodelt wurden. Da sie aber nun drei verschiedene Besitzer bekamen, so bemühte sich jeder, sein Eigentum dadurch zu dokumentieren und kenntlich zu machen, daß er es im Gegensatz zu seinem Nachbar mit einem anderen Anstrich versah, so daß ein Drittel des einheitlichen Baues grau, das zweite rosa und das dritte vielleicht hellgrün verputzt und gestrichen wurde, damit ja die Einheitlichkeit des Baugedankens in die Binsen ging! Als besonderen Scherz erlaubte man sich noch — es ist, soweit ich mich erinnere, an einem Haus in der Nähe des Deutschen Doms —, daß man oben das Relief, das die drei Bauten verband, in der gleichen Weise anstrich und — um ja sein Eigentum zu zeigen, einer Putte auf diesem Relief eine Hinterbacke mit der zu dieser gehörigen Körperhälfte rosa anstrich, während die andere Hälfte sich mit dem schlichten Grün des Nachbarn begnügen mußte.

Mit ein paar hundert Zentnern Farbe könnte man hier Potsdam wieder völlig das Bild geben, das es einst hatte, und könnte auch durch richtiges Absetzen den so reichen und oft künstlerisch überaus wertvollen Schmuck der Reliefs und plastischen Bauteile ganz anders zur Geltung bringen, als das heute der Fall ist. Und vor allem würde man wieder in den Bürgerhäusern die Einheitlichkeit der Baugruppen hervorheben. Welcher Art der Putz und der Anstrich einst im 18. Jahrhundert war, scheint mir nur an wenigen Stellen, wie in der Spornstraße, richtig erhalten zu sein. Mit geringen Mitteln könnte man auch in anderer Weise allenthalben wieder alte Schönheiten erwecken. Oft z. B. hat man durch Neupflasterungen der Straße wohldurchdachte Bewegungen des Bodens beseitigt. Am Kanal hat man aus irgendwelchen Gründen, als Verkehrshindernisse, kleine alte, reizende Beischläge entfernt, trotzdem wirklich der Verkehr dort das niemals erfordert hätte. Die wundervoll bewegten vergrünten Steingruppen auf der Breiten Brücke stehen jetzt scheinbar nutz- und tatenlos umher, hänge man nur wieder Glasballons für die Beleuchtungen in die eisernen Ringe, die sie tragen, und sie werden mit einemmal wieder Zweck und Sinn haben. Die alten Türen der Häuser sind bis auf wenige verschwunden, aber auch hier ließe sich leicht Wandel schaffen, indem man schlechtes entfernte, überstrichene Rokokobeschläge reinigte und hervorhöbe. Ganz böse Dinge, wie z. B. die neue Anlage der Glienicker Brücke — sie überragt noch die große Einfallsbrücke, die von der Bahn nach dem Stadtschloß führt und auch eine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte ist, an negativen Tugenden um Turmeshöhe — werden sich natürlich nie wieder gutmachen lassen. Und das entzückende Schinkelsche Gartentempelchen am Ausgange des Glienicker Parks, das früher mit der alten Brücke, die edel und schlicht in der Landschaft stand, so köstlich harmonierte, wird für ewige Zeiten durch dieses Untier von Brückenanlage, in das sich — als gälte es einen Niagarafall zu überbrücken — selten unorganisch gewaltige Eisenkonstruktionen mit ebenso gewaltigen Steinmassen zu vereinen suchen, für ewige Zeiten bedrückt bleiben. Immerhin auch diese Brückenanlage — sie liegt ja abseits — mag man bestehen lassen als ein Stück Erinnerung an jene Ära, die meinte, daß leerer Prunk und Riesenabmessungen Kunst ersetzen könnten.

Die Hand, die das schuf, oder richtiger, der Sinn, der diese Schöpfungen diktierte, war in kleinen wie großen Dingen für Potsdam und Sanssouci nicht glücklich — auch nicht für die Parke. Manches wird entfernt werden können und an anderen Stellen, wo es weniger aufdringlich wirkt, seine Tage beschließen können, so Wiederholungen der Standbilder der Siegesallee, die als Unika ja eigentlich genügt hätten. Auch der sterbende Friedrich könnte



ganz gut am Ende eines Ganges des Hohenzollern-Museums, das viel Schönes enthält: Empire-Kleider, China, Kunkelgläser usw., ein Plätzchen finden. Im Schloß Sanssouci selbst ist er ein übles Theater. Wenn ich in einen Raum trete und mir sage: „Hier ist Friedrich der Große gestorben", so läuft mir ein Schauer über den Rücken, und ich habe die Empfindung, als wehte noch ein Etwas wie seine letzten, verschwebenden Atemzüge durch den Raum; wenn ich dann aber plötzlich dort ihn selbst in effigie sterbend sitzen sehe, da „lach' ick öwer". Und diese auch erst ergreifende Empfindung wird von Grund auf zerstört, wenn sein Abbild zudem noch als ein riesiger, zuckerkantiger Marmorklotz den ganzen, vornehm-ruhigen Raum, in dem er steht, spaltet und vollkommen auflöst. Die Fortsetzung der so wundervollen Treppen-Anlagen mit ihren Bassins unter der Orangerie (aus den Zeiten Friedrich Wilhelms IV.) die jetzt in einen öden, viel zu großen Rundplatz mit überaus nüchternen Balustraden auslaufen, und eine noch unglücklichere Erweiterung in den Park von Sanssouci hinab gefunden haben, wird sich natürlich nicht wieder beseitigen lassen. Sie ist dem gleichen kalten Macht- und Prunkgedanken entsprungen wie der Neubau der Glienicker Brücke. Kleinere Dinge jedoch, wie z. B. die Entfernung der Rhododendren aus dem Park selbst — mag man sie nach den neuen Teilen hinter der Orangerie, nach den Freiflächen am Drachenberg, nach den Bornstedter Anlagen bringen —, wird man hoffentlich zugunsten des Parks durchführen können. „Aber Rhododendren sind doch so schön" höre ich rufen. Gewiß — acht Tage lang ... wenn sie blühen. Aber sie passen nicht in unsere Landschaft und am wenigsten in Parke und unter Bäume. In der Natur sind diese Himalaya-Alpenrosen freistehende Felsenpflanzen. Wenn sie blühen, mögen sie ja schöne, wenn auch für unser Licht allzu aufdringliche und kalte Farbenflecke geben. In der übrigen Zeit — in 11½ Monaten — sind sie mit ihren großen lackigen, leicht einstaubenden Blättern die voll von grellen Reflexen sind, sowie ein Sonnenstrahl auf sie fällt, für unseren schönen, auf ein helles Dur oder mildes Moll gestimmten Rokoko-Park das Ungeeignetste, das ersonnen werden kann. Einfach stimmungstötend. In Herrenhausen in Baden-Baden stehen hohe Rhododendren auf Riesenflächen in freien Rundbeeten für sich — das ist etwas anderes. als Wegbesatz in uralten Alleen, als Unterholz unter ehrwürdige Eichen und Linden sind sie eine Ohrfeige. Nur der, der den Park von Sanssouci von früher liebte, weiß, was er einbüßte, als man ihn prunkend und exotisch machte. Ein Fliederboskett war dort einst schöner, als ein ganzer Wald von Rhododendren es heute ist. Auch der Bogenschütze von Geyger in den sizilianischen Gärten hat eine recht unglückliche Aufstellung; trotzdem er eine der besseren Arbeiten um 1900 ist, wirkt er durch den Platz, auf dem er steht, überaus unerfreulich. Er ist geboren, um hoch und frei zu stehen, und steht tief und von allen Seiten eingeengt in einem — in sich köstlichen — Kessel gärtnerischer Anlagen. Man bringe ihn auf einen erhöhten Platz — vielleicht an die Stelle der astronomisch-chinesischen Instrumente, die ja wieder abgewandert sind, oben vor die Orangerie, stelle für ihn eine kleinere, wenig bewegte Plastik ein, und beide: die sizilianischen Gärten und Geygers Bogenschütze werden wieder zu ihrem Recht kommen. Jetzt wirkt er wie ein Elefant in einer Grube. Ein Bogenschütze muß nicht nur Raum für sich — vor allem wenn er solch Riesenbursche ist wie dieser —, sondern auch Raum für seinen Pfeil haben, der durch die Weite fliegen soll. Sonst glaubt man ihm nicht.

Das mögen nur einige kleine Winke sein, wie man Potsdam ausgraben könnte. Deutschland hat früher Hunderttausende und Millionen ausgegeben, um in Italien, Griechenland, Ägypten, Kleinasien und sonst fern im Osten — irgendwelche Mauerreste aufzudecken — das sei kein Vorwurf —, also mag es auch einmal etwas Geld und Mühe daran wenden, daß dieses Potsdam, dieser wundervolle Niederschlag von 200 Jahren preußischer Geschichte und von dem feinen Kunstwollen von Generationen, wieder klar zutage trete, erhalten bleibe und weiter fortwirke als ein lebendes Denkmal.

Wer in die Baugeschichte Potsdams tiefer eindringt, sieht nämlich schnell, daß nicht nur Friedrich der Große Potsdam seine Prägung gab, sondern daß sich ebenso aus jeder früheren und weiteren Epoche, dem Louis seize, dem Empire, dem Biedermeier, der Schinkelzeit, ja bis spät in die 60er Jahre des verflossenen Jahrhunderts hinein, ein neuer Mantel über die Stadt legte, daß jede der nachfolgenden Bauzeiten hier schöne und charakteristische Beispiele ihrer Kunst schuf. An ihnen anzuknüpfen, sie in Ehren zu halten, gerade da sie jetzt abgeschlossen sind, muß eine wichtige kulturelle Aufgabe der nächsten Zukunft sein.

Wer etwa meint, ich überschätze Potsdams künstlerische Bedeutung, dem empfehle ich eines: er stelle sich auf den Innenhof des Stadtschlosses ... mit dem Gesicht gegen den Deutschen Dom, und er wird dort einen Punkt finden, wo er in seinem Blickfeld die wundervolle Kuppel des Verbindungsbaues von Knobelsdorf, darüber den Obelisk von Knobelsdorf auf dem Markt, darüber wieder die Kuppel des Deutschen Doms und rechts davon den Rathausbau mit dem goldenen die Weltkugel tragenden Atlas auf seiner Spitze hat — und er soll mir sagen, in welcher Stadt er wieder ein Baubild von ähnlicher Phantastik so mit dem Rahmen eines Blickes umspannt hat?! Ich erinnere mich — außer in Italien — keines, das damit wetteifern könnte.

Und wie Potsdam kulturell eine Oase bedeutet in unserer kunststerilen Mark Brandenburg, so bedeutet es auch landschaftlich eine Oase und fast klimatisch! — Potsdam und die Müggel, Potsdam und der Norden Berlins scheinen uns, was das Landschaftsbild betrifft, 1000 Kilometer voneinander entfernt zu sein. Das eine ist wie ein Gruß vom Süden, weich, freundlich, einschmeichelnd, und das andere wie ein Vorposten von Nordland mit seinem Hauch von Eiszeitmelancholien über dunklen Wäldern und Riesenwasserflächen, deren Blau uns weit härter erscheint als die „Seidentücher, mit denen sich die Havel um die Insel Potsdam schmiegt". — Die Stadt, die Parke, die Landschaft — ganz Potsdam ist wie ein Stück geformte Sehnsucht nach einer schöneren, freieren Welt, in der das Leben leichter dahinfließt ... leichter, als es das Schicksal bestimmt hatte für Preußen und für die harten Menschen, die von hier aus in die Welt hinausstreben.

Weltpolitik, Weltkrieg und Ferner Osten.

Von Dr. Gerhard Menz, Schanghai.

V.

(Fortsetzung.)



Die Tatsache der so langen Verhandlungszeit und die darüber bekanntgewordenen Einzelheiten zeigen, daß England sich des Ernstes der Lage klar bewußt war und seine Entschließungen keineswegs leichten Herzens traf. Sie spricht im übrigen auch gegen die Annahme, England habe schon 1905, spätestens aber 1911 bei Erneuerung des Bündnisses in einem geheimen Zusatz Japan Tsingtau überlassen. Die Änderungen des Vertragswortlautes lassen sich ohne Not auch ohne eine solche, sonst in keiner Weise belegte Annahme erklären. Eine Notwendigkeit, Japans Zustimmung zur Erneuerung des veränderten Bündnisses seinerzeit um so hohen Preis zu erkaufen, lag für England keineswegs vor. Der Schritt stände auch vollkommen im Widerspruch zu den 1914 später beobachteten Vorgängen wie zur ganzen englischen Politik. Die Erörterung der Tsingtaufrage setzte vielmehr erst ein, als, wie im Bündnis vorgesehen, die Besprechungen über die gemeinsamen Maßnahmen gegenüber dem auftauchenden Konflikt begannen. Japan erkannte den Bündnisfall durchaus an und erklärte sich bereit, den Schutz der englischen Interessen zu übernehmen und bei der Vernichtung des Kreuzergeschwaders mitzuwirken. Es betonte aber von vornherein entschieden, daß eine wirksame Bekämpfung des Kreuzergeschwaders nur durch Vernichtung seiner Basis Tsingtau möglich sei. Es betonte ebenso entschieden, daß eine Unschädlichmachung Tsingtaus nicht etwa nur durch eine Blockade von der See aus, sondern wirksam nur durch eine regelrechte Bekämpfung vom Lande aus möglich sei. Für England war klar, daß eine solche Belagerung Tsingtaus ohne Verletzung der chinesischen Neutralität nicht durchführbar sein würde, und England, das die Verletzung der belgischen Neutralität für sich als Kriegsgrund gewählt hatte, scheute sich, einen solchen Schritt in Ostasien selber zu tun. Dabei war es nicht nur von Rücksichtnahme auf China und seinen Ruf bei den Chinesen geleitet, sondern viel mehr noch von Rücksichtnahme auf die Empfindlichkeit Amerikas. Es war klar, daß Japan nur danach strebte, sich in den Besitz Tsingtaus zu setzen, um ein Faustpfand für Verhandlungen mit China zu gewinnen, um möglicherweise für die Rückgabe Tsingtaus an China dessen Freundschaft und ein Bündnis mit ihm einzutauschen. So sollte der japanische Einfluß in Peking ausschlaggebend werden. Jede Ausbreitung des japanischen Einflusses war aber Amerika aufs höchste unangenehm, das ja seit Jahren seine Politik darauf richtete, Japan niederzuhalten und namentlich die Ausdehnung seines Einflusses in China zu bekämpfen. Die Heranziehung Japans für den Kampf gegen Deutschland mit allen darin liegenden Möglichkeiten verschnupfte Amerika sehr stark, und es ist wohl unzweifelhaft, daß die offene Stellungnahme Amerikas für England und gegen Deutschland, die sich in seinem ganzen Verhalten beim Ausbruch des Krieges andeutete, nur deshalb unterblieben ist und so lange hinausgeschoben wurde, weil Amerika nicht durch einen solchen Schritt das Vorgehen Japans anerkennen und sich nicht vorzeitig diesem gegenüber festlegen wollte. England mochte es zwar in gewisser Hinsicht ganz angenehm sein, wenn Amerika zunächst nicht offen Partei ergriff, und das gerade auch im Hinblick auf Ostasien. Als sofortiger Kriegsteilnehmer wäre Amerika auch sogleich der Bundesgenosse Japans geworden, desgleichen Rußlands, zu denen beiden es indessen in durchaus nicht geklärten Beziehungen stand. Auseinandersetzungen darüber aber hätten den Kriegsausbruch verzögern und seine Entwicklung beeinträchtigen können. Als Bundesgenosse hätte ferner nach erstmaliger Verständigung Amerika namentlich Japan gegenüber nicht mehr mit genügender Freiheit auftreten können, wenn dieses später doch in Ostasien eigene Politik versuchen sollte. Das hat England an sich selbst erfahren, dem Japan immer mit dem Austritt aus der Koalition, mit einem Sonderfrieden mit Deutschland und damit mit Sabotage des ganzen Krieges drohen konnte gegenüber jedem Einspruch gegen japanische Absichten und Ansprüche. Auch Amerika ist später aus denselben Gründen zum Nachgeben Japan gegenüber genötigt worden, sobald es in den Krieg eingetreten war. Endlich konnte angesichts der unklaren Lage in China es ebenfalls vorteilhaft werden, wenn dort ein neutrales Amerika den Schutz der angelsächsischen Interessen betrieb. Mußten die kriegführenden Mächte der Entente stets selbst auftreten, so konnte eine etwas zu energische Sprache China sehr leicht Deutschland in die Arme treiben, wie das in der Türkei geschehen war. Man traute uns ja bei unseren Feinden viel mehr zu, als uns selber je in den Sinn kam. Alles das mochte es, wie gesagt, England vorteilhaft erscheinen lassen, daß Amerika zunächst aus dem Krieg herausblieb und es im eigenen, wie im gesamtangelsächsischen Interesse übernahm, in Ostasien den Wachthund zu spielen. Gerade aber, wenn Amerika so ausgenutzt werden sollte, durfte es nicht vor den Kopf gestoßen werden. Englands Japanpolitik fand jedoch längst in Amerika nicht ungeteilte Zustimmung. Die Ereignisse bei Kriegsausbruch wirkten erst recht befremdlich. England hatte, um die Bedenken Amerikas zu beschwichtigen, deshalb Japan auch zu jenen Erklärungen veranlaßt, daß Japan territoriale Gewinne mit dem Eingreifen in den Krieg nicht erstrebe, daß es auch Tsingtau an China zurückzugeben beabsichtige. Ehe es dahin kam, hatte England noch andere Mittel versucht. Es war davon die Rede, daß China selbst in den Krieg eingreifen oder wenigstens mit Hilfe Amerikas eine Neutralisierung Ostasiens erstreben wolle. Der Plan zerschlug sich, denn es genügte schon ein schwacher Druck Japans, um die Verhandlungen, die ja recht lange Zeit in Anspruch genommen haben würden, lahmzulegen. Amerika konnte sich nicht rasch genug entschließen, und China war wehrlos. England schien dann sogar daran gedacht zu haben, auf die japanische Hilfe zu verzichten, falls Japan sich von dem Vorgehen gegen Tsingtau nicht abbringen lassen wollte. Es war für Augenblicke davon die Rede, daß englische Truppen im Verein mit französischen und russischen Truppen die Blockierung Tsingtaus allein übernehmen würden. Die Drohung Japans, auf eigene Faust vorzugehen, falls sich England nicht zur Anerkennung der japanischen Interessen und Forderungen entschließen könnte, haben dann aber rasch geholfen.

Dabei hat Japan einen gewichtigen Bundesgenossen gehabt, mit dem es schon längst Hand in Hand gegangen war. Selbst die mageren Berichte Reuters über die Verhandlungen in den ersten Augusttagen 1914 in Tokio ließen deutlich erkennen, daß dabei der russische Botschafter eine bedeutsame Rolle spielte. In der Tat war Rußland für die schließliche Entscheidung ausschlaggebend. Es mußte jedem Strategen und Politiker klar sein, daß Rußland nach Schließung der Ostsee und des Schwarzen Meeres im Falle eines Krieges nur noch über den dünnen Strang der sibirischen Bahn und den Hafen von Wladiwostok für den Verkehr mit der Welt verfügte. Von dem Augenblick also, wo sich Rußland auf eine aktive Politik in Europa und folgerichtig damit auch auf eine kriegerische Durchführung einer solchen Politik einrichtete, mußte es naturnotwendig bemüht sein, alles zur Sicherung und Offenhaltung dieses letzten Ausweges zu tun. Als daher unter dem Eindruck der englischen Entscheidung für die Aufteilung der Türkei Rußland nach der Konferenz von Algeciras und dem Sandschak-Bahnprojekt Aehrentals sein ganzes Interesse wieder dem Balkan zuwandte, schloß es 1907 sofort die Verständigung mit Japan. Auch als im Jahre 1911 die Dinge in Europa sich so zuspitzten, daß der Krieg auf des Messers Schneide stand, erlebte Ostasien wieder eine Verständigung zwischen Rußland und Japan, die 1912 feste Form annahm. Beide Male fanden sich übrigens Japan und Rußland dabei zusammen in gemeinsamem Gegensatz namentlich gegen Amerika. Unzweifelhaft standen sich gerade Japan und Rußland in dieser Hinsicht besonders nahe. Sie blieben auch weiter in engster Fühlung. Im Sommer 1913 war wohl einmal von einer angeblichen Spannung zwischen ihnen die Rede. Doch scheint das keine ernstere Bedeutung gewonnen zu haben. Vielleicht stand diese Episode im Zusammenhang mit den japanischen Versuchen, mit uns Fühlung zu gewinnen. Bei Ausbruch des Krieges im August 1914 mußte Rußland indessen auf jeden Fall eine Klärung darüber haben, was es von Japan zu erwarten hätte. Es mußte Sicherheit gewinnen, daß Japan seine Behinderung in Europa nicht etwa zur Ausdehnung seiner

eigenen Interessen im nördlichen Ostasien benutzen würde. So hat gerade Rußland energisch dafür gewirkt, daß in jenen Verhandlungen Anfang August 1914 die Forderung Japans schließlich anerkannt wurde, daß Japan in freier Entscheidung den Schutz der Interessen seiner Bundesgenossen in Ostasien übernehmen sollte, um auf diese Weise Japan auf der Seite Englands und Rußlands festzulegen und jede Möglichkeit einer Verständigung mit Deutschland auszuschließen.

Rußland suchte sich dabei zugleich wohl auch einen Sachwalter gegen Amerika und selbst gegen China zu sichern, für den Fall, daß dieses unter amerikanischem Druck den alten Plan einer Rückgewinnung der Mandschurei wiederaufnehmen und für seine Durchführung die europäische Krise auszunutzen versuchen sollte. Auf jeden Fall war das Eintreten Rußlands von entscheidender Bedeutung. Japan aber ging um solchen Preis nun für seine eigenen Interessen in den Krieg. Seine große Stunde war gekommen. Klar war damit aber für jeden aufmerksamen Beobachter, daß Tsingtau hier nur noch äußerer Vorwand war. Es ging in Wahrheit sofort um die größere Frage der Vorherrschaft in Ostasien. Was England mit seinem Bündnis dunkel angedeutet und vorbereitet hatte, mußte nun offen eingestanden werden: Ostasien stand unter dem Schutz Japans. Die Führung der Entwicklung dort übernahm Japan, zum mindesten während des Krieges.

Übersieht man alles im Zusammenhang, was aus Anlaß des Eintritts Japans in den Krieg anzuführen war, so wird zweierlei klar: Erstens mal zeigt sich, daß der Krieg von diesem Augenblick an kein europäischer, sondern wirklich ein **W e l t k r i e g** war. Das gilt auch namentlich in dem Sinne, daß mit dem Eintritt Japans in den Krieg, vornehmlich in Rücksicht auf Amerika und China und die Vorherrschaft auf dem Stillen Ozean, Fragen angeschnitten waren, die mit den auf den europäischen Kriegschauplätzen gesuchten Entscheidungen innerlich kaum noch etwas zu tun hatten. Wichtiger ist aber für uns wohl noch das Zweite wenn es für uns auch eine sehr bittere Erkenntnis ist: Man sieht klar, England, Rußland, Japan waren seit Jahren auf die Möglichkeit eines großen internationalen Konfliktes in ihrer Politik vorbereitet und wußten genau, was sie in diesem Falle zu erstreben und zu beachten hatten. Ihre Politik war seit Jahr und Tag systematisch auf diese Entscheidung angelangt. Kann man für uns das gleiche behaupten? Wenn man das Schicksal Tsingtaus betrachtet, muß man die Frage mit einem bedauernden „Nein" beantworten. Die Dinge liegen hier ganz gleich wie im Falle der belgischen Neutralität: Der deutsche Generalstab hatte seit Jahren den Plan eingehend erörtert, durch einen Vormarsch über Belgien für den Fall eines Konfliktes mit Frankreich eine rasche Entscheidung herbeizuführen zu suchen. Aufgabe unserer auswärtigen Politik hätte es danach sein müssen, für den Fall, daß die Durchführung dieses Planes einmal notwendig sein sollte, diplomatisch die bestmöglichen Vorbereitungen zu treffen. Die Hilflosigkeit, mit der die deutsche Politik schließlich dem englischen Geschrei über die Verletzung der belgischen Neutralität gegenüberstand, beweist, daß eine genügende Vorbereitung keineswegs erreicht war, wenn sie überhaupt versucht worden ist. Genau so kann bei unsern militärischen Stellen kein Zweifel bestanden haben, was Tsingtau im Falle eines Krieges erwartete. Verfehlt war es, wenn diplomatische Versuche zu seiner Sicherung erst im Augenblicke des Ausbruchs eines Konfliktes unternommen wurden. Dann waren so rasche Entscheidungen notwendig, daß vorsichtiges Vorbereiten des einfachsten Weges oder gar erfolgreiches Beschreiten eines komplizierteren nicht mehr möglich blieb. Dann war die Diplomatie auch durch Stimmungen und andere Imponderabilien gehindert. So ist selbstverständlich, daß auf das unverschämte Ultimatum Japans vom 16. August 1914 nach der Stimmung keine Antwort die beste Antwort war. Nüchterne Erwägung der in Ostasien, nicht nur in Tsingtau auf dem Spiel stehenden, ungeheuren deutschen Interessen, vorausschauende Berechnung aller für den Kriegsverlauf sich eröffnenden Möglichkeiten hätten aber sicher eine andere Behandlung ratsamer erscheinen lassen müssen. Wie wären die Dinge anders gegangen, wenn man, zwar nicht öffentlich-amtlich, aber vielleicht unter der Hand noch das Ultimatum zum Anlaß für Verhandlungen mit Japan genommen hätte! Freilich, solche Politik hätte vor allem eine Vorbereitung zur rechten Zeit, nicht erst im letzten Augenblick notwendig gemacht. Diese Vorbereitung unterblieb, weil man in der Verständigung mit England das Allheilmittel glaubte gefunden zu haben und gewinnen zu können.

V e r s t ä n d i g u n g m i t E n g l a n d konnte gerade dem ostasiatischen Beobachter sehr naheliegend und willkommen erscheinen. Es war schon darauf hingewiesen, daß gerade in China englische und deutsche Interessen teilweise sehr eng verquickt waren und nicht nur im Geschäftsleben, sondern auch in der Politik vielfach Hand in Hand gingen. Wie z. B. sehr zahlreiche Manchesterfabrikanten durch deutsche Firmen vertreten wurden, so waren in den chinesischen Anleihefragen bis zuletzt die Deutsch-Asiatische Bank und die Hongkong-Bank gemeinsam vorgegangen. Das hinderte natürlich nicht, daß auch Gegensätze offenbar wurden. Das Vordringen der deutschen Industrie wurde auf das bitterste bekämpft, zum Teil mit übelster Verleumdung. Der deutsche Einfluß bei der Besetzung der Beraterstellen in Peking und bei Verteilung der Vertrauensmänner in den internationalisierten Verwaltungen wurde künstlich eingeschränkt. Immerhin konnte Zusammengehen mit England trotz mancherlei Gefährdung deutscher Ansprüche doch die Lösung bleiben im Hinblick auf das höhere Interesse, durch Aufrechterhaltung der Solidarität der Fremden und des Friedens unter ihnen die ruhige Entwicklung in China und damit die allgemeine Wohlfahrt zu sichern. Nirgend vielleicht in der Welt fühlte man so sehr wie in China und Ostasien, wieviel von der Aufrechterhaltung des Friedens in Europa abhing. Nirgend bot sich deshalb aber auch so sehr die Möglichkeit dafür, sich auf die Beurteilung der europäischen Politik richtig einzustellen. Gerade der Beobachter in Ostasien konnte am ehesten die Probe auf die Ehrlichkeit der Politik der europäischen Mächte machen, wenn er ihre Haltung in europäischen Fragen mit den Ereignissen in Ostasien verglich. Der Beobachter in Europa blieb stets mehr unter dem Eindruck der näherliegenden europäischen Geschehnisse. Je weiter die Entfernung, desto blasser wurde der Eindruck eines Vorganges, desto weniger wurde er zur Wertung der Lage in Betracht gezogen. Der Beobachter in Ostasien mußte unwillkürlich alles mehr im weltpolitischen Zusammenhang sehen.

Da war es nun für die Beurteilung der gerade nach dem Krisenjahr 1911 mit Macht betriebenen Verständigung mit England eine schwerlich sehr förderliche Erfahrung, daß just zur selben Zeit die deutschfeindliche Hetze in China namentlich auf wirtschaftspolitischem Gebiet immer unangenehmere Formen annahm, daß gerade in den Verhandlungen aus Anlaß der Anerkennung Chinas als Republik und im Zusammenhang mit den neuen Anleihen den deutschen Bestrebungen, sich entsprechenden Anteil und Einfluß zu sichern, die mannigfaltigsten Schwierigkeiten gemacht wurden. Und wie erschien die äußerlich wirksamste Grundlage der Verständigungshoffnungen, das Zusammengehen Englands und Deutschlands in der Balkankrise von 1912 im Lichte der von Ostasien gesehenen Weltzusammenhänge? Es wurde schon erwähnt, daß der Ausspruch der chinesischen Revolution im Oktober 1911 sicher nicht unbeeinflußt gewesen ist von den damaligen Ereignissen in Europa. Auf jeden Fall war Japan bereit, die Gebundenheit Europas auszunutzen. Auch Rußland war damals nach dem Potsdamer Abkommen mehr auf Asien eingestellt und an dem Sturz der Mandschus um seiner mongolischen Hoffnungen willen nicht uninteressiert. England aber mußte um seine Stellung in China bangen. Es fiel Japan in den Arm und begünstigte Yuanschikai, den stärksten Gegner Japans. Rußland aber wurde durch Entfesselung des Balkankrieges in ganz anderer Richtung abgezogen, ohne daß doch seine Wünsche in der Dardanellenfrage dort befriedigt wurden. Hier nun wie in China selbst wurde Deutschland vor den englischen Wagen gespannt. Durch halbes Entgegenkommen seinen Verständigungsabsichten gegenüber wurde es eingefangen. Es durfte bei der friedlichen Lösung und Lokalisierung des Balkanbrandes wie bei der Finanzierung Yuanschikais mitwirken. Sobald aber England die Zügel wieder fest in der Hand hatte, durfte der Mohr gehen. Die Versöhnung mit Rußland war leicht. Es wurde wie Japan in den Bankenkonzern zur Finanzierung und Ausbeutung Chinas aufgenommen und hinsichtlich der türkischen Hoffnungen wie Serbien auf die nächste, bessere Gelegenheit vertröstet, war doch 1912 Frankreich noch ohne dreijährige Dienstzeit. Amerika empfand damals die Unehrlichkeit der englischen Politik und zog sich aus dem Bankenkonzern für die chinesischen Anleihen zurück, was übrigens noch bis in die

Kriegzeit nachgewirkt hat. Deutschland aber glaubte an Englands ehrliche Absichten. Die Probe auf das Exempel konnte man freilich gleich 1913 machen, wo man mit der Entsendung Liman von Sanders nach Konstantinopel prompt gegen Rußland auflief und nun keinerlei Unterstützung bei England fand, vielmehr nur zu bald mit der englisch-russischen Marinekonvention belohnt wurde.

Dem ostasiatischen Beobachter konnte das Streben nach der Verständigung mit England, so vorteilhaft es gerade für die Chinainteressen erscheinen konnte, nur geringe Aussichten eröffnen. Die Verständigung schien doch nur um den Preis der Anerkennung der englischen Vormachtstellung, wie sie gerade in China bestand, möglich, mußte also für Deutschland Festlegung bestenfalls auf den zweiten Platz und trotz allem Abhängigkeit von Englands Gnaden bedeuten. Diese Abhängigkeit aber bedeutete gerade für Ostasien in erster Linie Verzicht auf selbständige Sicherung der eigenen Stellung, wie sie dort etwa eine Verständigung mit Japan hatte bringen können. Deshalb mußten dann die 4000 Mann in Tsingtau für Deutschlands Ehre bluten. Ein Trost: sie haben sie gerettet. Und doch war's umsonst.

(Fortsetzung folgt.)

Unter der Lupe

Aus dem Jahre 1923.

Zeitgemäße Phantasien.

III.

Mitte September im Jahre des Heils 1922 begann mir die Geschichte zu dumm zu werden, und ich beschloß einfach in den Winterschlaf zu gehen. Zum Frühjahr, dachte ich, wenn ich aufwache, muß es doch endlich in Deutschland besser geworden sein; na, und die schlechte Zeit kann man ja einfach verschlafen.

Ich verkaufte noch schnell meine Wintersachen, den Rest meiner Kartoffelvorräte sowie den meiner Stiefeln und schaffte mir etwa 50 Pfund Talg an. Darauf suchte ich mir einen der vielen stehengebliebenen Fahrstühle als Unterschlupf, kroch hinein, machte es mir bequem und begann jeden Tag etwa 10 Pfund Schmalz zu verzehren. Mir wurde anfangs zwar etwas übel; jedoch fühlte ich bald, wie sich meine Konstitution kräftigte. Sobald das Schmalz verzehrt war, wickelte ich mich in den Rest meiner Kleider und schlief ein. Ich fühlte mich sehr sicher, denn es war ja nicht anzunehmen, daß der Fahrstuhl sich plötzlich in Bewegung setzen würde.

Im März indes wurde ich aufgestört. Eigentlich hatte ich noch nicht ausgeschlafen; jedoch der Portier, der mich mit rohen Worten weckte, erklärte mir kurzerhand, daß nach dem neuen Gesetz sämtliche Bureauräume zu Wohnzwecken requiriert wären und die Bureaus in den Fahrstühlen untergebracht würden; in meinen Fahrstuhl aber käme das Abwicklungsamt des früheren Königl. Preuß. Kriegsministeriums. Also mußte ich dem weiland Königl. Preuß. Kriegsministerium weichen und hub mich von hinnen.

Ich begab mich auf die Straße. Da gewahrte ich an der Ecke, wo sonst ein Altbuchhändler gestanden hatte, einen merkwürdigen Geschäftsbetrieb: Ein Mann hatte auf einer Karre Stöße von Banknoten aufgestapelt und rief jeden Vorübergehenden an: „Ein kleines Darlehen gefällig? Ein Darlehen gefällig? Zur Kasse, meine Herren, zur Kasse!"

„Das ist ja famos", dachte ich, und trat an die Karre heran. Gepumpt hatte ich stets für mein Leben gern; außerdem waren meine Taschen leer. Doch vorsichtig, wie ich nun einmal bin, sah ich mir erst den Betrieb näher an. Mit Erstaunen bemerkte ich, wie alle Leute ohne irgendeinen Ausweis Geld erhielten, und zwar Summen in jeder beliebigen Höhe; dafür ließen sie sich von dem Karrenmann einen Schein ausstellen, in dem ihnen die Höhe ihrer Schuld bestätigt wurde.

Nun, das geht ja fein, dachte ich, und fragte bescheiden, wie ich bin, den Banknotenmann, ob er mir etwa 3000 Mark leihen könne. „Aber natürlich," sagte der, „wollen Sie nicht lieber gleich 10 000 Mark nehmen?"

Ich nahm also 10 000 Mark und bekam den Schuldschein.

Während ich mir das Geld in die Taschen stopfte, gewahrte ich mit Erstaunen, daß die anderen sofort ihre soeben aufgenommenen Darlehnskassenscheine achtlos wegwarfen. Das kam mir doch reichlich sonderbar vor.

Inzwischen war mir zumute, als ob ich mich rasieren lassen müßte; und in der Tat, nach den drei Monaten Winterschlaf waren mir Bart und Haar mähnengleich gewachsen. Also trat ich in den ersten besten Friseurladen, setzte mich protzig in den Stuhl — ich besaß ja zum erstenmal im Leben 10 000 Mark — und ließ mir die Haare nach Herzenslust abschneiden. Als ich fertig war und an der Kasse mit vornehmer Handbewegung einen Tausendmarkschein deponierte, schob man zu meinem höchsten Erstaunen diesen geringschätzig beiseite und fragte mich höhnisch: „Sie sind wohl nicht von hier?" „Nanu", sagte ich, „das ist doch ein richtiger Tausendmarkschein, frisch gepumpt."

„Wissen Sie denn nicht, daß die deutsche Mark heute in Holland minus 123 notiert?" „Nein, das weiß ich nicht, aber was hat denn das mit dem Bezahlen zu tun?" „Oho, sehr viel," antwortete man mir, „hier werden nur noch Kunden bedient, die in Schulden bar bezahlen können."

Jetzt kam mir die Erleuchtung; ich begriff auf einmal das Gebaren der Leute, die vorhin ihre Banknoten fortgeworfen und nur die Schuldscheine sorgfältig aufbewahrt hatten. Kühn zückte ich meinen auf 10 000 Mark lautenden Schuldschein und präsentierte ihn. Man ließ mich einen Zettel ausfüllen, des Inhaltes, daß ich 123 Mark meiner Schulden an Herrn Friseur Meier abtrete. „Was machen Sie mit dem Schein?" fragte ich bescheiden, denn mir war der Gang der Handlung noch nicht ganz klar. Der Kassierer streifte mich mit einem verächtlichen Blick und sagte nur: „Der nächste Herr, bitte . ."

Ich lebte nun von den 10 000 Mark Schulden herrlich und in Freuden; und als diese Schulden verjubelt waren, pumpte ich von neuem; dank meiner guten Vorübungen in Friedensjahren fand ich mich überraschend schnell in diese Situation hinein. Aber unerbittlich sank der Kurs der Mark; eines schönen Tages stand er auf minus 345 000. Eine ganze Karre voll Banknoten mußte man borgen, um ein Mittagessen zu bezahlen; immer schwerer hielt es, genügend Schulden zusammenzubringen; man las bereits von Selbstmördern, die den Tod einem Leben ohne Schulden vorgezogen hatten.

Da wurde mir die Sache wieder zu dumm; zum Selbstmorden zwar hatte ich keine Lust, dafür aber beschloß ich, abermals in den Winterschlaf zu gehen. Diesmal jedoch war ich vorsichtiger in der Wahl meines Platzes. Für den Rest meiner Schulden kaufte ich mir wieder Schmalz, und fuhr nach Potsdam. In dem menschenleeren Park von Sanssouci suchte ich mir eine der bequemen marmornen Badewannen aus und machte mir ein nettes Lager zurecht. Dann kroch ich in die Wanne und dachte beruhigt: Hier wird dich niemand stören, du kannst getrost bis April schlafen, denn in eine marmorne Badewanne zieht selbst eine weiland Königl. Preußische Behörde nicht ein.

Horribiliscribifax.

Deutsche Karikaturen.



Abschied von der Wilhelmstraße.

Preis 75 Pfennig



Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin SW 68

Nummer 20 | 29. Mai 1920 | 2. Jahrgang

Die Sozialistenschlacht.

Der ramponierte Fußball.

Inhalt:

Deutschlands „böser Wille“ und die Wiedergutmachung.

Von Dr. C. Mühling.

Unsere Feinde, und unter ihnen in erster Linie die Franzosen, werden nicht müde, nicht nur der deutschen Regierung, sondern auch dem deutschen Volke vorzuwerfen, daß sie die Erfüllung des Friedens von Versailles böswillig hinauszögern. Vergeblich haben der Reichskanzler und der Minister des Äußern in Unterredungen mit Journalisten ausführlich dargelegt, daß diese Vorwürfe unbegründet sind, daß das deutsche Heer heute schon zu einem Angriffskriege auch gegen den schwächsten seiner Nachbarn nicht imstande ist, daß die inneren Zustände auch im Interesse unserer Feinde die sofortige Herabsetzung der Heeresstärke auf 100000 Mann, wie es der Friedensvertrag verlange, unmöglich machen; und am 7. Mai hat die Regierung durch das W. T. B. den Beweis dafür erbracht, daß wir auf dem Gebiete der Wiedergutmachung schon viel mehr geleistet haben, als wir zu leisten verpflichtet sind. Alle diese Erklärungen sind ganz unbeachtet geblieben. Die französische Presse behauptet auch heute noch, daß Deutschland aus bösem Willen den Vertrag nicht erfüllt, und daß von irgendwelcher Hilfe zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Wirtschaft nicht die Rede sein konne, bevor es nicht durch die Leistung der bis jetzt schuldig gebliebenen Zahlungen und die vollständige Erfüllung der auf die Abrüstung bezüglichen Artikel des Friedensvertrages bewiesen habe, daß dieser gute Wille bei ihm vorhanden sei („Temps“ vom 17. Mai). Wenn Millerand in London durchsetzen konnte, daß die Verhandlungen in Spa sich voraussichtlich nur in Gegenwart, nicht aber unter Mitwirkung der deutschen Minister abspielen werden, so ist ihm das im wesentlichen deshalb gelungen, weil er unter Verdrehung offenkundiger Tatsachen und unter Nichtachtung aller deutschen Gegenbeweise immer wieder behauptet hat, daß Deutschland sich absichtlich und heimtückisch seinen Verpflichtungen entziehe. Daß ihm bei diesem Beginnen Deutsche zu Hilfe kamen, Deutsche, nicht etwa aus dem Lager der Kommunisten und der Unabhängigen, sondern aus dem Lager der Parteien, aus denen die Regierung hervorgegangen ist, stärkte seine Stellung in ganz hervorragender Weise. Die Vossische Zeitung insbesondere wird nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Franzosen ganz recht haben, wenn sie das größte Mißtrauen gegen uns hegen. Ihrem Vertreter in Paris, Herrn Alexander Redlich und Herrn Max Cohen, der in den sozialistischen Monatsheften in dieselbe Kerbe schlägt, wird denn auch im „Temps“ (vom 12 Mai) dankbare Anerkennung zuteil. Sie werden als Kronzeugen zur Rechtfertigung für die Haltung Frankreichs herangezogen und sollten sich nun endlich davon überzeugen, daß ihre Politik diesen Erfolg nicht erzielen kann, sondern nur die schon an und für sich schwache Stellung der deutschen Regierung bei den bevorstehenden Verhandlungen vollends erschüttert. Es scheint mir tausendmal richtiger zu sein, daß wir immer wieder darauf hinweisen, eine wie ungeheuerliche Verleumdung es ist, wenn man uns vorwirft, wir erfüllten den Vertrag von Versailles nicht. Das scheint mir auch deshalb das Richtige zu sein, weil es der Wahrheit entspricht, weil wir in der Tat den Vertrag erfüllen, so weit er erfüllbar ist, ohne daß wir Selbstmord begehen.

Das soll auch im folgenden wieder versucht werden. Die oben erwähnte Erklärung der deutschen Regierung vom 7. Mai zählte alle die ungeheuren Summen auf, die wir bereits an die Entente gezahlt haben. Was hat die französische Presse darauf geantwortet? Sie hat nicht etwa unter Anführung widerlegenden statistischen Materials nachgewiesen, daß diese Zahlen falsch seien, sondern sie hat sich zum Teil den Anschein gegeben, daß sie diese Rechtfertigung der deutschen Regierung gar nicht gehört hätte, zum Teil hat sie es für eine maßlose Frechheit und einen Beweis für unsere kaum zu überbietende Heimtücke erklärt, daß aus unserer Berechnung hervorginge, nicht wir seien Frankreich, sondern Frankreich sei uns ungezählte Milliarden schuldig.

Auch in seinem letzten Artikel in der „Illustration“ denunziert André Tardieu unter vollkommener Ignorierung jener Veröffentlichung der deutschen Regierung in der Form eines Vorwurfs gegen die eigene Regierung wieder die deutsche Böswilligkeit in einem Artikel, der unter der Überschrift: „Das Aktivum und das Passivum“ eine Rede wiedergibt, die der Sekretär des Friedensvertrages bei einer patriotischen Feier in Rueil gehalten hat. In derselben Rede aber wird unter den Aktiven Frankreichs aufgeführt, daß ihm die Bergwerke des Saargebiets schon jetzt 15 Millionen Tonnen Kohlen im Jahre liefern, und daß wir 9 Milliarden an Werten, die wir aus Frankreich und Belgien entwendet hätten, zurückerstattet haben. Unter diesen Aktiven aber hätte Tardieu, wenn er ehrlich wäre, noch viel mehr aufführen müssen. Wir sind verpflichtet, bis zum 1. Mai 1921 zwanzig Milliarden in Goldmark zu zahlen. Wir haben in den verflossenen vier Monaten, also in einem Drittel des Zeitraums, der uns zu dieser Zahlung zur Verfügung stand, viel mehr als ein Drittel dieser Summe bereits bezahlt durch die Auslieferung unserer Kabel, der Lokomotiven und Eisenbahnwagen, der landwirtschaftlichen Geräte, des Viehes, der Kohlen, mit deren Lieferung wir schon vor der Ratifikation des Friedensvertrages begonnen haben, der ganzen deutschen Flotte und des ganzen deutschen Privatbesitzes im Auslande. Es scheint mir unmöglich, daß man in Frankreich diese Lieferungen vollständig übersieht. Ich kann deshalb nur annehmen — und darin bestärkt mich der Leitartikel des „Temps“ vom 18. Mai — daß man der Ansicht ist, der Vertrag verpflichte uns, diese Waren und Industrieerzeugnisse außer den 20 Milliarden Goldmark zu liefern, die uns der Artikel 235 auferlegt. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß alle diese Lieferungen von den 20 Milliarden abzuziehen sind, die wir bis zum 1. Mai zu bezahlen haben. Denn es heißt im Artikel 235 des Vertrages ausdrücklich: . . . „Deutschland zahlt während der Jahre 1919 und 1920 und während der ersten vier Monate des Jahres 1921 in so viel Raten und in solcher Form (in Gold, in Waren, Schiffen, Wertpapieren oder sonstwie) wie es der Wiedergutmachungsausschuß festsetzt, den Gegenwert von 20 Milliarden Mark Gold in Anrechnung auf obige Forderungen.“ Alles, was wir bis jetzt an die Entente geliefert haben, muß deshalb auf die Kreditseite unseres Schuldkontos geschrieben und zur Amortisierung jener 20 Milliarden verwendet werden.

Wenn aber Frankreich von den Waren, die wir bis jetzt geliefert haben, oder von den Werten, die die Entente beschlagnahmt hat, im Verhältnis zu seinen Opfern viel weniger erhalten hat als England, so ist das nicht unsere Schuld, da wir auf die Verteilung der Kriegsbeute unserer Feinde keinen Einfluß haben. In einem Artikel des „Temps“ vom 5. Mai kommt der Unwille über diese ungerechte Verteilung der Kriegsbeute deutlich zum Ausdruck. Dabei wird aber unfreiwillig auch das wertvolle Eingeständnis gemacht, daß wir tatsächlich schon einen sehr beträchtlichen Teil von den 20 Milliarden bezahlt haben. Denn es heißt in diesem Artikel: „England hat unter verschiedenen Formen fast alles erhalten, was es erwarten konnte, während Frankreich immer noch der Dinge harrt, die da kommen sollen.“

Schlagender als durch diesen Satz kann Deutschlands guter Wille zur Erfüllung des Vertrages gar nicht erwiesen werden.

Völkerbund, Friedensvertrag und Deutschlands künftige Wehrmacht.

Von Kapitän z. See a. D. H. von Waldeyer Hartz.

Es wird kaum als ein durch die Zeitumstände gegebener Zufall anzusprechen sein, daß der Friedensvertrag der Entente mit Deutschland gleichzeitig die Grundlagen des Völkerbund-Abkommens enthält. Man wird hierin vielmehr eine Maßnahme zu erblicken haben, die bewußt die ungeheuerliche Lüge fortspinnt, als ob Deutschland der Friedensstörer in der Welt gewesen wäre. Aus den Trümmern der deutschen Wehrmacht, die als Folge des Friedensvertrages zurückgeblieben sind, soll die Blume Völkerversöhnung erblühen. Der deutsche Militarismus, so lehrt die Entente die Welt, hat ihre Entfaltung bisher hintangehalten. Jetzt, wo der deutsche Rüstungsfanatismus zerstört ist, sei für alle Kräfte freie Entwicklung möglich, für alle Kräfte, die das längst ersehnte goldene Zeitalter heraufbeschwören könnten. Mit solchem Gaukelspiel täuscht die Entente also auch im Versailler Vertrage die Menschheit. Der Barbar Deutschland ist gefesselt, nun kann der ewige Frieden einkehren.

Als Hauptziel des Völkerbundes gilt ja die Aufrechterhaltung des Weltfriedens; ein gewaltiges und erhabenes Ziel. Wird es verwirklicht, dann hat das Menschentum ein Werk geschaffen, dem kaum ein gleiches an die Seite zu stellen wäre; denn es hätte die Natur überwunden, deren ganzer Aufbau auf Kampf, Ringen um die Vormacht und Betonung des Rechts des Stärkeren aufgebaut ist.

Der neu geschaffene Bund macht es seinen Mitgliedern zur Pflicht, alle Streitfälle vor ein Schiedsgericht zu bringen, sofern sie derart schwerwiegend sind, daß eine Erledigung auf diplomatischem Wege nicht mehr erreichbar scheint und die Gefahr eines Abbruchs freundschaftlicher Beziehungen drohend emporwächst. Wer dem Völkerbund angehören will, muß sich dazu bereiterklären, den Schiedspruch anzuerkennen, zum mindesten aber in keinem Falle vor Ablauf einer Frist von 3 Monaten nach Fällung des Schiedspruchs zu kriegerischen Maßnahmen zu greifen. Mit dieser letzten Bestimmung, die erzwingen soll, daß Zeit für kühle Überlegungen bleibt, wenn die Zornhitze zwei Völker packt, wird grundsätzlich zugegeben, daß auch der Völkerbund den Kriegsfall nicht völlig außerhalb des Bereichs der Möglichkeit rückt. Dies ist ein Zugeständnis, das manchen Begutachter stutzig machen wird und die Frage nach den Machtmitteln des Völkerbundes aufdrängt. Auch sie gewinnen letzten Endes ihre Kraft aus der Anwendung kriegerischer Gewalt. Denn die Völkerbundsatzungen sehen ausdrücklich vor, daß gegen unbotmäßige Mitglieder mit den Waffen, nämlich mit einem aus Bundes-Kontingenten zusammengesetzten Heere eingeschritten werden soll, um dem Bundeswillen Geltung zu verschaffen. Artikel 16 des Völkerbundstatuts bestimmt, daß der Völkerbundsrat in solchen Fällen den beteiligten Staaten einen Vorschlag zu unterbreiten habe, mit welchen Streitmitteln sie für ihren Teil zur bewaffneten Macht des Bundes zu stoßen hätten. Hieraus ergibt sich, daß jedes Mitglied des Völkerbundes gehalten sein muß, eine ihm eigene und mit seinen Hilfsmitteln ausgerüstete Wehrmacht aufzustellen. Über ihre Stärke lassen sich die Völkerbundsatzungen nur allgemein aus. Immerhin werden Richtlinien gegeben, die höchst beachtenswert sind. Nachdem nämlich im Artikel 8 festgestellt worden ist, daß es zur Aufrechterhaltung des Friedens notwendig sei, die nationalen Rüstungen auf ein Mindestmaß zu beschränken, wird andrerseits anerkannt, daß die Abrüstung jedoch nur so weit gehen solle, als es mit der Pflicht, bei einem gemeinsamen Vorgehen gegen ein widerspenstiges Mitglied des Bundes Streitmittel zur Verfügung zu stellen, und mit der nationalen Sicherheit vereinbar wäre. Besonders wichtig für Deutschland ist hierbei, daß das Völkerbundstatut ausdrücklich anerkennt, daß sowohl die geographische Lage als auch die besonderen Umstände eines jeden Staates bei Festsetzung der Truppenstärken und militärischen Machtmittel Berücksichtigung zu finden hätten. Aus diesem im Grunde genommen selbstverständlichen Zugeständnis ist allgemein zu entnehmen, daß die Größe eines Staates, die Schwierigkeiten seiner außen- und innenpolitischen Lage und vor allem auch der Stand seiner Kultur von ausschlaggebender Bedeutung sein müssen.

Wie liegen nun die Verhältnisse für unser Vaterland? Unter dem unerhörten Zwang des Versailler Friedensvertrages haben wir uns verpflichtet, das deutsche Heer auf die Stärke von 100 000 Mann Söldnertruppen zurückzuführen. **Diese Kopfstärke muß am 10. Juli 1920 erreicht** sein. Damit sinkt unsere Wehrmacht auf einen Tiefstand herab, der nicht einmal ein Achtel der früheren Friedensstärke erreicht. Wir werden damit praktisch den Weg der Abrüstung beschreiten, leider steht aber zu befürchten, daß die übrige Welt unserm guten Beispiel kaum folgen wird. Unsre Nachbarn denken gar nicht daran, es uns gleichzutun. **Ganz im Gegenteil: überall wird gerüstet, überall starrt die** Welt vor Waffen, und Kriege werden vom Zaun gebrochen, ohne daß man eine Kriegserklärung hört. Osteuropa, **Asien, die östlichen Mittelmeerländer sind in hellem Aufruhr.** An hundert Stellen lodert die Kriegsfackel. Aber uns allein dichtet man noch immer das Märchen an, wir wären kriegslüstern, man müßte uns deshalb mit Gewalt an die Kette legen, um einen neuen Weltenbrand zu verhindern.

Deutschland ist seinen Nachbarn nicht mehr gefährlich. Seine Kraft ist gründlich gebrochen, so gründlich, wie jeder Einsichtige es hat kommen sehen, als wir uns, vom Taumel der Revolution gepackt, den Feinden auf Gnade oder Ungnade auslieferten. Mit dem 100 000-Mann-Heer wird Deutschland aber nicht einmal die Verpflichtungen übernehmen können, die ihm erwachsen, nachdem es in den Völkerbund aufgenommen sein wird. Mit einer derart geringen Truppenmacht ist es ausgeschlossen, das Feuer im Hexenkessel des eigenen Landes, das sobald nicht erlöschen wird, zu dämpfen. Und solange Deutschland nicht ruhig ist, besteht für die gesamte Weltwirtschaft die größte Gefahr. Der deutsche Geist ist es nicht, der den Weltenbrand zu schüren sucht. Im slawischen Bolschewismus haben wir den schlimmsten Übeltäter zu erblicken. Reißt er Deutschland **in den Strudel seiner Verirrungen hinein, dann ist ein Damm** gebrochen, den die übrigen Staaten schwerlich werden dichten können. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Weltfrieden es gebieterisch erfordert, die deutsche Wehrmacht stärker, und zwar um das Doppelte stärker zu erhalten, als der Versailler Friedensvertrag es vorsieht. Ist es schon ausgeschlossen, mit 100 000 Mann den inneren Feind im Zaum zu halten, so wird es zur glatten Unmöglichkeit, eine anbrandende bolschewistische Welle mit ihnen abzuwehren.

Es ist aber nicht nur der Bolschewismus, der an den Toren des Friedens rüttelt, auch unter den anderen ostwärts gelegenen Nachbarn Deutschlands gibt es unruhige Köpfe. **Will der Völkerbund die Gewähr dafür über**nehmen, daß Großpolen oder die Tschecho-Slowakei unbedingt unsere Grenzen achtet? Was soll Deutschland tun,

wenn es von ihnen angegriffen wird, wenn man ihm wertvollen Landbesitz rauben will? Die Gefahr besteht; ein unehrlicher Mann oder ein Tor, wer sie ableugnet! Ehe die Bundesarmee eingreift — und ihr Eingreifen zugunsten Deutschlands ist schon an sich sehr zweifelhaft — um Deutschlands Rechte zu verteidigen, ist es auf jeden Fall zu spät. Ob der Völkerbund den neugeschürzten Knoten des deutschen Ostproblems wird lösen können, sei dahingestellt. Ein Deutschland, das über genügend Streitmittel verfügt, seine Grenzen zu sichern und die Ruhe im Innern, wenn es not tut, mit Waffengewalt aufrechtzuerhalten, wird einer der zuverlässigsten Hüter am Friedenstempel sein; zuverlässiger als mancher andre, der den deutschen Militarismus in Grund und Boden verdammte. Man gebe uns nur gleiches Recht. Wenn irgend jemand, so sind wir es, die beanspruchen dürfen, daß die geographische und politische Lage bei Bemessung der Wehrmacht in Rechnung gestellt wird. Die kulturelle Höhe unsres Staatswesens verbürgt, daß das anvertraute Gut in zuverlässige Sachwalterhände kommt.

Nach vorstehenden Ausführungen kommt man zu dem Schluß, daß die militärischen Friedensbedingungen, die man Deutschland auferlegt hat, dem Geist des Völkerbundes durchaus widerstreben. Im Artikel 164 hat man uns geknebelt, unsere Rüstungsorganisation ohne die Zustimmung des Völkerbundes auch dann nicht auszubauen, wenn wir in den Völkerbund aufgenommen sein sollten. Der Bund kann aber auf die Dauer nur Bestand haben, wenn gleiches Recht für alle gilt. Mit zwingender Notwendigkeit ergibt sich daher, daß auch auf diesem Gebiete eine Nachprüfung des Versailler Vertrages unabweisbar ist. Nicht eher darf er zu Recht die Bezeichnung „Friedensvertrag" führen.

Weltpolitik, Weltkrieg und Ferner Osten.

Von Dr. Gerhard Menz, Schanghai.

VI. (Fortsetzung.)

Empfindungen und Aufgaben.



Zweifellos hat das Auslandsdeutschtum in vielen Dingen klarer sehen können als die Heimat. Der Beobachter im Ausland hatte es leichter, die Fehler und Mängel in der Behandlung der weltpolitischen Fragen festzustellen. Er spürte manche Folgen ja weit unmittelbarer sofort am eignen Leibe. Deutlicher kam ihm auch zu Bewußtsein, wie wenig wir auf eine so gewaltige Auseinandersetzung vorbereitet waren, wie sie der Weltkrieg brachte und wie sie doch seit Jahren schon am Horizont gedroht hatte. Im unmittelbaren Erleben der Politik der anderen Mächte wurde ganz besonders klar, wie man bei diesen so sehr viel mehr den Mut gehabt hatte, den auftauchenden Möglichkeiten klar ins Auge zu sehen und rechtzeitig sich auch auf den ungewünschten vittersten Fall einzustellen, und so schmerzte darum gerade den Auslandsdeutschen doppelt die Empfindung, daß durchaus nicht alles so hätte zu kommen brauchen, wie es kam, wenn nur die Bereitschaft auf beiden Seiten gleich gewesen wäre. Ebensosehr und erst recht schmerzlich ist aber auch gerade dem Auslandsdeutschen die weitere Erkenntnis geworden, daß selbst während des Krieges die auftauchenden Möglichkeiten durchaus nicht so unausgenutzt hätten zu entschwinden brauchen, wie es geschah. Dazu kam auch dem Auslandsdeutschen erst im Verlauf des Krieges dann noch manches recht zum Bewußtsein, was ihm selbst früher entgangen war. Er lernte schmerzlich manche eigene Sünde, manche eigne Versäumnis einsehen, die sich nun bitter rächten.

Die Folge konnte eine Stimmung sein, in deren Hintergrund dumpfe Verzweiflung hätte lauern können. Wenn sie trotzdem nicht aufkam, so lag das wohl daran, daß man auch im Ausland doch den Hauch der großen Zeit gespürt hat. In Ostasien waren es namentlich die Erlebnisse im Zusammenhang mit der Verteidigung Tsingtaus und mit den Nachrichten von den Heldentaten des Kreuzergeschwaders, die auch den müdesten Geist emporrissen und Begeisterung und Stolz in jeder deutsch fühlenden Brust aufflammen ließen. Dazu die ersten gewaltigen Nachrichten aus der Heimat. Es war eine Lust, Deutscher zu sein damals.

Und doch tauchten, wenngleich immer entschieden bekämpft, mehr und mehr graue Gedanken auf. Die Stimmung nahm, ohne daß man von Pessimismus oder Verzweiflung reden durfte und obgleich festeste Siegeshoffnung sich bis zum Schluß behauptete, eine Färbung an, für die Nervosität ebensowenig die rechte Bezeichnung wäre. Es mischte sich zu viel darin, und sehr entscheidend war davei wohl, daß man sich der erdrückenden Wucht gewaltiger Aufgaben gegenüber, die man deutlich empfand und deren Bewältigung man sich gern mit Leib und Seele gewidmet hätte, mehr und mehr zu einer infolge dauernder Erfolglosigkeit stets lähmender wirkenden Machtlosigkeit verdammt sah. Echt deutsches Pflichtbewußtsein hielt einen hoch, und man mochte von Sisyphusarbeit oder dem Faß der Danaiden nichts hören. Dazu gehörte aber eine ungeheure Geistesanstrengung, nach der nun die Erlebnisse der letzten Gegenwart doppelt niederschmetternd wirken.

Auch das Ausland, selbst der Feind hat das Übermenschliche der deutschen Leistungen im Kriege anerkannt. Die Wirkung haben wir noch im Frieden zu spüren. Man traut uns so sehr alles zu, auch das Unglaublichste, daß man an unsre Niederlage nicht im Ernst zu glauben wagt und meint, sich gegen Überraschungen immer noch doppelt und dreifach sichern zu müssen. Geht man in die Vorkriegszeit zurück: Auch mit unsern kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen brauchten wir uns gerade in Ostasien nicht zu verstecken. Die Japaner haben selbst heut nicht vergessen, was sie von uns gelernt haben. Tsingtau war eine einzige lebendige Ausstellung deutschen Könnens. Selbst während des Krieges ist das dort Geschaffene auch in der feindlichen Presse schließlich wieder als mustergültig anerkannt worden. Für die deutschen Schöpfungen im übrigen China, die zusammen an materiellem Wert Tsingtau weit übertreffen, gilt dasselbe. Nicht umsonst ertönten die Klagen namentlich von englischer Seite über die Gefahr des deutschen Wettbewerbs. Dabei wurde von feindlicher Seite oft das, woran wir selber glaubten am meisten nörgeln zu müssen, gerade als besonders vorzüglich und nachahmenswert bezeichnet. Das gilt unter anderem von unserm Konsulardienst. Unzweifelhaft kann der deutsche Kaufmann sich an dem Aufschwung des Chinahandels einen besonders großen Anteil gutschreiben. Deutsche Arbeitsfreudigkeit, Gründlichkeit und Unternehmungslust haben vielfach erst die andern mitgerissen. Das hat dem Deutschen den Neid und den Haß der weniger glücklichen Mitbewerber eingetragen. Daneben bleibt aber doch auch als beachtenswert bestehen, daß erst spät im Kriege die Manchesterfabrikanten nur durch starken Druck dahin gebracht werden konnten, die Verbindungen mit ihren deutschen Vertretern in China zu lösen. Daß der Chinese den Deutschen richtig zu werten wußte, hat sich bis zum letzten Augenblick bewiesen. Trotz aller Gegenarbeit dürfte das deutsche Ansehen selbst heut beim chinesischen Kaufmann wenigstens noch unvermindert sein.

Bei diesem unverkennbaren gewaltigen Eindruck deutscher Tüchtigkeit auf die ganze Welt, über den der Auslandsdeutsche früher vielleicht viel zu wenig nachgedacht und

dessen Pflege er sich viel zu wenig hat angelegen sein lassen, von dem indessen auch die Heimat kaum eine rechte Vorstellung hatte, ist es nun aber doppelt rätselhaft gewesen, daß sie die deutsche Auffassung von der Weltlage so gar nicht hat in der Welt durchsetzen können. Lag das nur daran, daß die deutsche Auffassung der Weltlage eben zum guten Teil irrig und fehlervoll war? Die Erlebnisse während des Krieges, in dem wir uns mehr und mehr als die Hunnen vereinsamt sahen und selbst bei unseren Freunden oft nicht mehr ganz verstanden wurden, weisen doch noch auf andere Ursachen hin.

Täuschen wir uns dabei auch darüber nicht, daß, wo wir hier und da noch Sympathien behalten haben, dies doch äußerliche Gründe hatte. So haben weite Kreise in China auf unseren Sieg doch nur deshalb gehofft, weil sie davon Hilfe für sich gegen Japan erwarteten. Es lag darin für uns eine große Gefahr. Denn konnten wir selbst als Sieger die chinesischen Hoffnungen nicht erfüllen, weil uns unsere eigenen Interessen andere Wege vorschrieben, so konnte bei den Enttäuschungen leicht der Umschwung der Stimmung soweit ins Entgegengesetzte ausschlagen, daß Feindschaft und Haß alles vergessen machten. Man wird auch heut noch guttun, sich diese Lage sehr ernst vor Augen zu halten, damit wir selbst keine Enttäuschungen erleben. Es bleibt eben dabei, daß wir im großen und ganzen in der gesamten Welt unverstanden geblieben sind, was der Krieg nun erst recht noch verschärft und verschlimmert hat. Nicht nur unverstanden, geradezu mißverstanden sind wir.

Man hat für diese Lage die verschiedensten Erklärungen gesucht. Besonders beliebt ist immer noch die, an unserm Volkscharakter besonders unangenehme Züge herauszusuchen, sie zu verallgemeinern, zu übertreiben und damit die Abneigung, auf die wir in der Welt stoßen, zu begründen. Es sind in den seltensten Fällen wirklich Auslandskenner, die so vorgehen. Meist sind es lediglich unverantwortliche Skribenten, die aus innerpolitisch-parteilichen Gedankengängen heraus den Wunsch wie üblich den Gedanken zeugen lassen und gar nicht ahnen, wie sehr sie der deutschen Sache im Ausland schaden oder — im besseren Fall — wie lächerlich sie sich machen. So hat ein solcher Aufsatz, der leider auch draußen wiedergegeben worden ist, den preußischen schnoddrigen Referendar (natürlich mit Korpsstudentenerziehung) für die Unbeliebtheit der Deutschen verantwortlich machen wollen. Als ob sich die maßgebenden oder auch nur die urteilschaffenden und richtunggebenden Kreise des Auslands wirklich erst durch angebliche unangenehme Erfahrungen mit diesem einen deutschen Typ über das deutsche Wesen aufklären hätten lassen müssen! Der billig denkende anständige Ausländer, der sich ein Urteil über deutsches Wesen selbständig bildete, hatte doch wahrhaftig in den Deutschen, mit denen er oft jahrelang in engster Berührung lebte, ein weit besseres Studienmaterial. Es gab solche Ausländer genug, und sie dachten über den Deutschen anders, richtig. Aber auf sie kam es ja nie an. Was die fremde Welt über uns dachte und denkt, ist doch ein b e w u ß t g e s c h a f f e n e s, p l a n m ä ß i g a n g e l e g t e s und v e r b r e i t e t e s B i l d, das nun und nimmer der Wahrheit, sondern den egoistischen Zwecken unserer Feinde dienen will. Die Welt darf uns gar nicht so sehen, wie wir wirklich sind. Sie darf nicht einmal unsere tatsächlichen Schwächen und Erbfehler, unseren Hang zur Selbstzerfleischung und inneren Zwietracht, unsere politische Unfähigkeit und Philisterhaftigkeit wahrhaft erkennen und entsprechend werten. Bewußt wird vielmehr alles umgewertet, aus Schwarz Weiß gemacht, unser Vorzug als gefährlich, unsere Schwäche als lobenswert dargestellt. Denn so verlangt es der Vorteil unserer Feinde. Uns aber muß grauen davor, wenn wir dies unser Bild im Weltspiegel uns angrinsen sehen. Und nicht an uns dürfen wir die Ursachen der Verzerrungen suchen; die Eigenart des S p i e g e l s gibt es zu erkennen und da zu bessern, was überhaupt noch zu bessern ist, abgesehen natürlich von unserer eigenen Erziehung, die die ebenso bitter not tut, aber auf einem anderen Blatt steht. Ostasien gab im Kriege besonders Gelegenheit, die Gedankengänge, die der Stimmung bei den Amerikanern zugrunde lagen, näher kennen zu lernen. Es fehlte nicht an amerikanischen Stimmen, die sich für Deutschland einsetzten. Zahlreich oder ausschlaggebend waren sie freilich nie. Hier sei besonders des alten Dr. Gilbert Reid gedacht, der bis zuletzt unentwegt der deutschen Sache treu geblieben ist und seine Stellungnahme mit persönlicher Unbill und Vertreibung aus seinem langjährigen Wirkungskreis, vielleicht mit dem Zusammenbruch seiner ganzen Lebensarbeit hat bezahlen müssen. Er wurde zum Martyrer seiner Überzeugung. Dabei ist er eigentlich erst durch die pöbelhaften Angriffe der Gegner zu einer immer entschiedeneren Stellungnahme gezwungen worden. Er war anfänglich lediglich ehrlich neutral. Auch bestimmte ihn in manchen Punkten mehr als Deutschfreundlichkeit seine Auffassung von den wahren Interessen Chinas, dem er unbeirrtes Festhalten an strikter Neutralität anriet, auch gegen die Kriegshetze seiner eigenen Landsleute und Behörden. So ist er gerade ein typisches Beispiel dafür, daß eben eine selbständige, nicht einseitig von Deutschfeindlichkeit bestimmte Auffassung der Weltlage gerade auch unter Amerikanern kaum mehr möglich war, jedenfalls unverstanden blieb. Gilbert Reid behielt bis zuletzt unter seinen Landsleuten manchen Freund. Aber durchsetzen konnte sich eine solche Richtung doch nicht.

Unterhaltungen mit an sich neutral denkenden, ehrlich nach der Wahrheit suchenden Amerikanern zeigten immer wieder, daß selbst solche Neutralität doch stets von vornherein gegen uns eingestellt war. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß namentlich in amerikanischen Missionskreisen, die eine sehr viel größere Rolle spielen als die unsrigen und weit umfangreicher sind, die Erhaltung des Weltfriedens, die Verwirklichung des Evangeliums vom Frieden auf Erden ein ernstes, lebenbestimmendes Ideal war und ist. Man geht da sogar so weit, daß man Amerika hier eine besondere Rolle zuweist, ihm vom Schicksal zugewiesen glaubt. Die Wurzeln der Kultur liegen im Boden der Alten Welt; sie zehrt aber ewig nur von der Tradition. Die Neue Welt wäre nichts Eigenes, wollte auch sie nur dem Alten leben. Will sie ein eigenes Ideal, einen eigenen Wert haben, so muß sie das vielmehr in der Zukunft suchen. Da aber winkt eben die Aufgabe, der Welt den Frieden zu geben. So weit ist alles schön und gut in diesen amerikanischen Gedankengängen. Der Amerikaner kann aber nun einmal selbst dieses Ideal doch nur englisch denken. Hier zeigt sich der ungeheure Einfluß der Sprachzusammenhänge. Der Engländer, der zur Welt spricht, wird vom Amerikaner stets ohne weiteres ohne Dolmetscher verstanden. Und die englischen Politiker haben in richtiger Einschätzung jener amerikanischen Stimmungen es längst meisterhaft verstanden, so zu reden, daß sie gerade in Amerika sofort verstanden wurden. Deutsche Stimmen wandten sich leider in erster Linie immer nur an Europa, wenn sie von Frieden sprachen. Dem Engländer fiel es, auch ohne daß man immer gleich an englischen Cant denken müßte, sehr viel leichter, einen Ton zu treffen, der den Frieden als Weltideal, als religiös begründetes Ideal der Brüder aller Erdensonen erscheinen ließ. Da klang es im amerikanischen Herzen sofort mit. Aber was war, was ist dem Amerikaner heut noch Europa! Mehr kam hinzu. Die Welt lebte in Frieden; das Ideal schien bereits erreicht und schien nur noch gesichert werden zu brauchen. Und was sichert in erster Linie den Weltfrieden? Der Deutsche von seinem Standpunkt, im Osten und Westen von gefährlichen Nachbarn bedroht, mußte immer noch sagen: das scharfe Schwert. Der Amerikaner, zu Lande so gut wie unangreifbar, konnte dem nicht folgen. Selber ohne Rüstung und von höchst mangelhaft ausgerüsteten Nachbarn umgeben, war ihm die Abrüstung — natürlich nur zu Lande — ein ohne weiteres einleuchtender Gedanke. Nur zur See war Amerika angreifbar, das aber doch nur, wenn die Freiheit der Meere nicht

gesichert blieb. Und hier nun der für den Amerikaner entscheidende, in jeder Unterhaltung immer wieder feststellbare Schluß, von dem es keine Brücke zur deutschen Auffassung gibt, so daß gerade in der Frage der Freiheit der Meere Deutsche und Amerikaner immer aneinander vorbeireden mußten und müssen: Der Amerikaner sieht die Freiheit der Meere vorhanden, gesichert durch die unangreifbare maritime Übermacht der englischen Flotte. So war die allgemeine Auffassung jedenfalls vor dem Kriege. Ob heut die Stimmung bereits umschlägt nach dem Eintritt Amerikas in eine aktivere Politik und nach den Erfahrungen des Krieges, ist immer noch abzuwarten. Solange England und Amerika befreundet sind — und mindestens seit 1902 sind sie in allen wichtigeren Fragen zusammengegangen —, kann Amerika in der Tat die englische Flotte als seinen besten Schutz betrachten und damit sehr zufrieden sein, daß sie die amerikanischen Küsten verteidigt, indem sie die Meere frei, d. h. unter ihrer unumschränkten Herrschaft hält. In diesem Zustand sah der Durchschnittsamerikaner die beste Gewähr für den Weltfrieden. Von jeder Einschränkung der englischen Seeherrschaft glaubte er jedenfalls auch für die Sicherheit seiner eigenen Küsten fürchten zu müssen. Jeden, der neben England nach Seegeltung strebte, betrachtete er daher auch sofort als möglichen Bedroher Amerikas. Wer die englische Vorherrschaft auf den Weltmeeren anfocht, wer es der englischen Flotte also wollte erschweren oder bestreiten können, die Meere zu beherrschen und freizuhalten, wurde ihm zum Störer, zum Bedroher des Weltfriedens. Die englische Presse und Politik hat selbstverständlich nichts ungenutzt gelassen, um diese amerikanischen Gedankengänge zu festigen. In diesen Zusammenhang gehört vor allem auch das Gerede von deutschen Ausdehnungsabsichten auf den amerikanischen Kontinent, und erst so wird voll verständlich, weshalb das englische Gerede, Deutschland würde nach Niederwerfung Englands den Krieg nach Kanada und damit nach Amerika tragen, so sehr wirken konnte. Es wird danach jedenfalls einleuchten, weshalb der Durchschnittsamerikaner, selbst wenn er an sich deutschfreundlich war und sein wollte, doch niemals dafür Verständnis haben konnte, daß Deutschland sich durchzusetzen strebte und eigene Wege gehen wollte. Amerika war in der Stimmung, sich mit der englischen Weltherrschaft abzufinden. Daß wir es nicht waren, stempelte uns ohne weiteres zu Empörern. In diesem aus mancher Unterhaltung wie aus der Presse gewonnenen Eindruck dürfte der Schlüssel dafür gefunden sein, weshalb selbst die amerikanische Neutralität von vornherein gegen uns eingenommen war. Es bedurfte kaum einer besonderen Hetze, um uns die amerikanischen Sympathien zu nehmen. Wir hatten sie niemals. Die belgischen Greuelberichte, die U-Boot-Fragen wie der Lusitaniafall und viele andere brachten nur die Wendung, daß wir auch das Ansehen ehrlicher Kämpfer verloren. Sie konnten so wirken und waren jeder Aufklärung unsererseits gegenüber so unangreifbar, weil eben die öffentliche Meinung von vornherein gegen uns eingenommen war. Nur wenn es uns gelungen wäre, den Amerikaner davon zu überzeugen, daß die englische Weltherrschaft ihn selber bedrohte, hätten wir ihn umstimmen können. War darauf aber überhaupt unsere Politik eingestellt? Hatten wir die Mittel dazu? Die Arbeit hätte ja längst vor dem Kriege eingesetzt haben müssen. Im Kriege waren wir nachher Partei, und damit waren dann alle unsere Bemühungen von vornherein zur Erfolglosigkeit verdammt. Jede Anrufung Amerikas unsererseits ist dort dann immer nur als Versuch, es aus seiner Neutralität heraus und zu einer Stellungnahme gegen England zu bringen, aufgefaßt worden. Selbstverständlich ist diese Lage nicht ganz von selbst entstanden. Es wurde schon angedeutet, daß sie vielmehr bewußt geschaffen worden ist. Dabei hat, soweit die englische Zunge gesprochen wird — also vermutlich auch in Amerika — und soweit englischer Einfluß reicht, selbstverständlich die englische Presse und sonstige Propaganda ihr gut Teil mitgewirkt, ja die Hauptarbeit geliefert. Sie verstand es meisterhaft, der Welt klarzumachen, daß ihr Glück einzig und allein in der Pax Britannica liege. Seit Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts etwa läßt sich an der Hand der führenden Veröffentlichungen diese systematische Arbeit nachweisen. Nachweisen läßt sich vor allem auch, wie dabei von vornherein die Bearbeitung Amerikas eine große Rolle gespielt hat. Die bedenkliche Entscheidung von 1786, wo die neue Europäerwelt dem alten Europa selbständig zur Seite trat, eine Entscheidung, die England früher einmal hingenommen hatte, weil ihm die augenblickliche Macht fehlte, sie zu hindern, und das Augenblicksinteresse sie sogar nutzbar machen zu können meinte, diese Entscheidung, die mit dem Erwachsen der neuzeitlichen Weltpolitik eben ihre bedenklichen Seiten hervorzukehren begann, sie wünschten weitschauende englische Politiker jetzt, so gut es ging, ungeschehen zu machen und die Entwicklung wieder umzubiegen. Als sich England darauf einzustellen begann, ahnten bei uns die wenigsten etwas von solchen weltpolitischen Zusammenhängen. Kein Wunder, daß uns die Dinge über den Kopf wuchsen. (Schluß folgt.)

Frankreichs schwarze Truppen.

Von Oberst Immanuel.

Die Anwesenheit von etwa 40 000 Farbigen in der auf rund 160 000 Mann geschätzten französischen Besatzungsarmee im deutschen Rheingebiet ist eine Rassenschande, welche die so prahlerisch in Anspruch genommene Kultur der Franzosen in fluchwürdiger Weise belastet. Die deutsche Bevölkerung am Rhein leidet schon mehr als genug unter dem Druck, daß sie ein französisches Besatzungsheer neben Engländern, Belgiern, Amerikanern auf eine lange Reihe von Jahren erdulden muß, ein Opfer, das unsere Westmark dem niedergeworfenen, ins Unglück geratenen Vaterlande zu bringen hat. Als furchtbare Erschwerung kommt die Anwesenheit der Farbigen hinzu, die durch ihren Schmutz, ihre Barbarei, ihre Ausschreitungen in sittlicher Hinsicht eine wirkliche Landplage geworden sind. Freilich steht nicht im Friedensvertrag, daß die Entente keine Farbigen unter den Besatzungstruppen in Deutschland halten darf. Sie hätte eine solche Einschränkung im Gefühl ihrer Macht auch gar nicht angenommen. Höher als das förmliche Recht steht aber das Sittengesetz und der nationale Anstand. Besäßen die Franzosen ein Gefühl für diese menschlichen Grundanschauungen, so hätten sie von Anfang an darauf verzichtet, auch einem geschlagenen Feinde gegenüber die Peinigung und Kränkung aufs äußerste zu treiben und die Besatzungen zu einem Viertel aus Farbigen zu nehmen.

Warum hat sich Frankreich zu einer solchen Unwürdigkeit erniedrigt? Zunächst spielt natürlich der Haß die entscheidende Rolle, dazu das den Franzosen eigene Gefühl der Unerbittlichkeit den „Boches“ gegenüber, an welchen das „an der Spitze der Kultur marschierende“ Frankreich seine Siegerlaune bis zur Neige auszukosten sich freut. Außerdem kommen aber noch durchaus praktische Gründe in Betracht, welche nur der beurteilen kann, der über die inneren Verhältnisse des französischen Heeres nach dem Weltkriege Bescheid weiß. Frankreich hat zurzeit noch 350 000 Mann Farbige in Europa, da es nach den ungeheueren Opfern des Weltkrieges die eigene Bevölkerung schonen möchte, die sehr wenig kriegsbegeistert und militärdienstfreudig ist. In dieser Lage sind die Farbigen eine sehr gute Aushilfe. Allein sie bestehen durchweg aus Soldtruppen und sind ganz außerordentlich teuer. Deutschland muß bekanntlich den Unterhalt im Besatzungsgebiet bezahlen. Daher hat die französische Heeres-

leitung natürlich einen außerordentlichen Vorteil dabei, wenn sie möglichst viel Farbige in den besetzten Gebieten unterbringt. Sie wechselt daher die Besatzungstruppen sehr oft unter dem Gesichtspunkt, nach und nach alle farbigen Truppenverbände in die Rheinlande zu legen. Dazu kommt, daß der Aufenthalt in den schönen deutschen Rheinlanden mit der guten Verpflegung und mit den blonden Frauen den Schwarzen, Braunen, Gelben begreiflicherweise sehr gut gefällt. Sie fühlen sich gehoben und für die Leiden des Krieges entschädigt, in welchem die französischen Herren das Blut der farbigen Sklaven gewiß nicht geschont haben. Schließlich ist es ein nicht schlechtes Werbemittel für die Franzosen, wenn sich unter den Berbern in Tunis, Algier, Marokko, unter den Vollblutnegern am Senegal, Nigir und Kongo, unter den braunen Madagassen, unter den gelben Indochinesen die lockende Kunde verbreitet, daß es sich im fernen Norden gar nicht schlecht auf Kosten der Deutschen und zum Ruhm Frankreichs leben läßt.

Tacitus, der große römische Bekenner altgermanischer Tugenden, sagte, daß ein Reich dem Untergang geweiht sein werde, das sich nicht mehr selbst verteidigen könne, sondern die „Barbaren" als Söldner zum Schutze mieten müsse. In der Tat, das Römerreich zerfiel, als es keine eigenen Bürger zum Waffendienste mehr stellen konnte, sondern Fremdlingen den Schutz des Vaterlandes gegen Geld anvertraute.



Frankreich errichtete bereits 1842 aus angeworbenen algerischen Eingeborenen ein Regiment „Turkos", wie man die algerischen Schützen im Volksmund nannte. Im italienischen Kriege 1859 trat bei Solferino und Magenta eine afrikanische Brigade auf, die mit der blanken Waffe auf die Österreicher losging und den Ruhm der Turkos begründete. Zum Kriege 1870 kamen drei Turkoregimenter, zusammen rund 8000 Mann, herüber, um gleich bei Weißenburg und Wörth gründlich geschlagen zu werden. Das 2. Regiment verlor bei Wörth von 2200 Mann 1975, wovon 450 Gefangene. Die Turkos hatten sich tapfer geschlagen. Der Rest ging bei Sedan unter. Neuaufgebote der Turkos wurden in den Winterkämpfen 1871 an der Lisaine und im Jura aufgerieben.

Trotz seiner schwindenden Volkszahl schuf sich das ruhm- und siegbedürftige Frankreich seit 1880 ein ungeheueres Kolonialreich. Nach und nach kamen zu Algerien Tunis und Marokko, dann wurde das Innere Senegambiens, die Länder am oberen Nigir, im Sudan, am Kongo erobert, die Insel Madagaskar unterworfen, das chinesische Indien unterjocht. Man rechnete den französischen Kolonialbesitz bei Beginn des Weltkrieges auf eine Bewohnerzahl von 50 bis 60 Millionen.

Den Gedanken, dieses Kolonialgebiet zur militärischen Erstarkung Frankreichs auszunutzen, übertrugen die Generale Galliéni und Mangin in die Wirklichkeit. Namentlich galt es, die sehr kräftigen Negervölker Westafrikas, eine geradezu unerschöpfliche Menschenquelle, zu verwerten, indem man sie durch Anwerbung zu dem Hauptersatzgebiet der „schwarzen Armee" machte, die man seit 1918 planmäßig nach Algerien und Marokko verschob, um die Neger für ein nördlicheres Klima zu erziehen. Der Versuch gelang über alle Erwartung gut, denn die Annahme, daß der Neger in Europa des Klimas wegen nicht kriegsbrauchbar sein werde, hat sich nicht bestätigt. Vor Ausbruch des Weltkrieges besaß Frankreich nach den Ermittlungen des deutschen Generalstabes an stehenden Eingeborenentruppen rund 82 000 Mann, nämlich in Algerien und Tunis 48, in Westafrika 33, in Marokko 24, auf Madagaskar 9, in Indochina 16, im Sudan 10 Bataillone, dazu etwas Reiterei, nämlich 20 Schwadronen Spahis in Nordafrika. Durchschnittlich befanden sich bei jeder Kompagnie an weißen Franzosen der Führer, 2 Leutnants, 4 Unteroffiziere. Die übrigen Dienstgrade und die Mannschaften waren Farbige. Der kriegerische Wert der Nordafrikaner, also der Berber und Araber, die Mohammedaner sind, kann nicht bestritten werden. Die Neger des westlichen und inneren Afrika, meistens Heiden, nur zum Teil Mohammedaner, sind häßliche Rassen, aber Männer von vielfach herkulischem Körperbau, roh und hart, im allgemeinen Soldaten ohne Nerven, nicht ungeeignet für die scharfen Ansprüche des Schützengrabenkrieges. Die Madagassen sind weich, die Indochinesen behend, besser als militärische Hilfsarbeiter wie als Frontkämpfer verwendbar.

Was holte Frankreich während des Weltkrieges aus seinen Kolonien an Soldaten heraus? General Kuhl gab eine sehr sorgsame Berechnung, wonach nicht weniger als 545 000 Mann farbiger Truppen in französischen Diensten auf den verschiedenen Kriegschauplätzen fochten, darunter 181 000 Mann aus West- und Innerafrika, 178 000 aus Algerien, 54 000 aus Tunis, 37 000 aus Marokko, 49 000 aus Indochina, 42 000 aus Madagaskar. Hinzu traten noch 222 000 Mann als Arbeitstruppen, außerdem bedeutende Reserven in den Kolonien selbst als Ersatz und zur Niederhaltung der Bevölkerung. Am besten haben sich die Nordafrikaner geschlagen. Die Vollblutneger mußten in den Wintermonaten nach Südafrika und Nordafrika zur Erholung gelegt werden. Nicht weniger als 115 000 Tote fielen aus den Reihen der farbigen Truppen für Frankreich, ein Verlust, der demjenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika und Belgien zusammen an Gefallenen gleichkommt. Diese Zahl zeigt, daß Frankreich mit dem Blute der Schwarzen, Braunen und Gelben nicht gegeizt hat. Alles in allem genommen, hätte Frankreich ohne die Farbigen den Krieg gar nicht zu Ende führen können.

Die Schattenseiten der Verwendung der Farbigen im Kriege Weißer gegen Weiße fallen auf Frankreich. Die Anwesenheit solcher wilder und halbwilder Völker auf französischem Boden hat bösartige Krankheiten und sittliche Schäden für die eingeborene Bevölkerung hervorgerufen, die sich in bezug auf Volksgesundheit und Rassenreinheit nach Jahren fühlbar machen dürften. Außerdem hat die Teilnahme der Neger im besonderen in den Reihen des französischen Heeres das Selbstgefühl der Schwarzen mächtig gehoben und die Gefahr heraufbeschworen, daß sich diese Völker über kurz oder lang gegen ihre Herren unbotmäßig zeigen und nach Selbständigkeit verlangen werden. Ungestraft konnte Frankreich seine Menschenquellen fremder Erdteile nicht ausnutzen. Auch wird es für Frankreich nicht leicht sein, die finanzielle Seite zu begleichen, denn die Soldtruppen sind sehr teuer und nicht so leicht wieder zu entlassen. Wie soll Frankreich sein farbiges Millionenaufgebot wieder los werden ohne ernste Reibungen?

Wir Deutschen empfinden in der Anwesenheit der Farbigen im besetzten Gebiete eine Schande und eine Schmach, deren Wucht auf die fällt, welche sich solcher Hilfstruppen bedienen müssen. Wir haben die Pflicht, durch scharfe Verwahrung bei der Entente und durch Anrufung der Menschlichkeit bei allen Staaten zu zeigen, daß wir das Verhalten der Franzosen verachten und brandmarken. Sollte keine Abhilfe geschaffen werden, sollte die Übermutslaune des Siegers mitleidslos und gleichgültig sein — nun, dann fällt die Verantwortung dafür, daß der Kriegshaß und die Erbitterung nicht aufhören, auf Frankreich selbst zurück. Es gibt ungeschriebene Gesetze der Kultur und des Taktes im Völkerleben, die sich auf die Dauer nicht ungestraft und nicht ungesühnt mit Füßen treten lassen.



Utopische Bauprojekte.

Von Dr. Franz Servaes.

Die großen Erzengel kommen — — zunächst nimmt jeder Erzengel den großen Dom, den er im Arme trägt, in beide Hände und setzt ihn auf ein hohes Schneegebirge. — — Aus ihrem Rucksack holen die Engel dann viele hundert neue, blitzblank glänzende Paläste hervor. Und mit den Palästen schmücken sie den großen Schneeball, der sich Erde nennt, daß er bunt wird und mächtig funkelt; die Augen der Erzengel leuchten dabei, als wenn sie für artige Kinder Spielzeug auskramten. — — Die Erde sieht bunt aus, als wäre sie mit den Flügeln der kostbarsten Schmetterlinge, erfrorenen Paradiesvögeln und gleißenden Diamanten bestreut." So phantasiert Paul Scheerbart in einer „architektonischen Apokalypse", die sich in seinem phantastischen Nilpferd-Roman „Immer mutig!" eingestreut findet. Ich weiß nicht, ob der gute Scheerbart derlei phantastische Einfälle sich jemals wirklich ausgeführt hätte denken können; oder ob er nicht vor Schreck einen tödlichen Lachkrampf bekommen hätte, so jemand ihm mit biederem Ernst in diese glitzernde Luftschloßwelt hätte folgen, sie gar hätte „verwirklichen" wollen. Er war sehr kitzlig in solchen Dingen, mein verstorbener Freund Scheerbart, und liebte seine Phantastereien gerade um deswillen so sehr, weil sie aller Wirklichkeit Hohn sprachen; weil sie das ganz persönliche Eigentum seiner Träume waren. Und was waren ihm schließlich alle diese zusammenphantasierten farbenbunten Paläste, die Engel auf hohe Eisberge niedersetzen? Er sagt es ja selbst: „Spielzeug für artige Kinder!" Doch jetzt kommen böse Buben, ausgerechnet in der Zeit, wo die ganze Welt elendiglich zusammenkracht, und hecken Pläne aus, wie derlei Spielzeug gebaut werden könnte, ja leiten ein hochtönendes und absolutistisches Zukunftsprogramm der Architektur daraus her.

Das Wundern haben wir uns ja nachgerade abgewöhnt. Aber wenn wir die Bau-Utopien expressionistisch-futuristischer Schwarmgeister erblicken, wie sie als Veranstaltung des „Arbeitsrates für Kunst" das Berliner Graphische Kabinett von Israel Beer Neumann zurzeit ausstellt, dann kriecht uns doch Staunen wie eine schleimig kalte Schnecke über den Nacken. So losgelöst von allen natürlichen Grundbedingungen des Bauens entwickeln sich die dort skizzierten, zumeist auf dem Papier, vereinzelt auch im Gips festgehaltenen Pläne für wunderbar-zwecklose, absichtsvoll-unpraktische, oft allen Gesetzen der Statik hohnsprechenden Bau-Ungetüme. An sich ist Bauen eine sehr gesunde, vernünftige und menschenfreundliche Sache. Keine Kunst ist so eng mit den realen Lebensbedürfnissen verknüpft wie die Architektur. Keine vermag andererseits, vom Bedürfnis ausgehend, so erhaben sich zu vergeistigen und ein Ausdruck des Göttlichen zu werden wie eben sie. Eines aber bleibt Grundgesetz: so verzückt und gewaltig sie auch in die Wolken streben mag, beispielsweise bei gotischen Domen, stets ruhen doch ihre Fundamente auf der „wohlgegründeten dauernden Erde". Aus der Erde, aus Irdischem wächst alles heraus, was Architektur schafft, mag es auch in seiner Gipfelung noch so sehr in Überirdisches hineinreichen. In die Wolken, nicht auf den ist Losung für den Architekten. Unseren neuesten Architekt scheint es aber nicht einmal mehr zu genügen, auf den Wol sie möchten am liebsten auch aus Wolken bauen. So z alles in flimmernde Nebelgebilde.

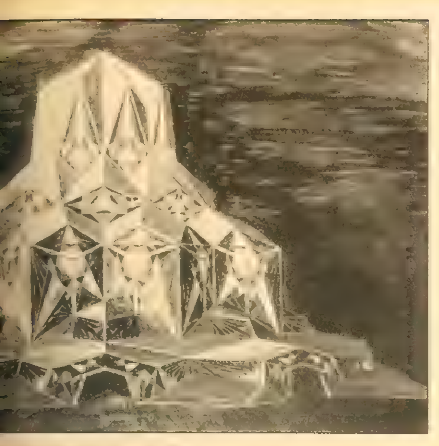
Wäre jetzt Zeit für Experimente, so sollte man einem b macher den Auftrag geben, eines dieser papiernen Gesp nüchterne Wirklichkeit zu übertragen, es reell und ehrlich Keine größere Verlegenheit könnte man diesen tastender bereiten: ihre Unfähigkeit vor der Realität würde da herzig zutage treten. Oder allenfalls Kinokunststücke, W buden und dergleichen würden dabei herauskommen. Abe Ziel der Architektur? Ist es auch nur irgendwie belang such? Papier ist geduldig: man kann darauf so viel herum als man nur will. Man braucht nichts gelernt zu haben, nichts zu können, man braucht keinerlei Verantwortung in Aus unbeherrschten Phantastereien ist noch nie eine tur entstanden. Die Gotik entstand aus einem System de scharfsinnigsten Berechnungen („steingewordene Mathemat Oswald Spengler), und sie brauchte ein Jahrhundert Zeit, mählich und höchst organisch zu demjenigen zu erwachsen, u sucht einer ganzen Zeit und ihrer religiös entfachten Inbrun Heute aber soll nichts mehr ruhig erwachsen, und keine he sammelt sich in den Herzen, um Höchstleistungen gebieter treiben. Nervös und unüberlegt werden problematische Aus der einer flüchtigen und vagen Laune, herausgepufft, und tritt mit dem Anspruch auf, als neues Evangelium begrü der darbenden und irrenden Menschheit Erlösung zu bede Extrem getrieben, ist der Charakter jener nirgends heimi die sich unter Bruno Tauts und Adolf Behnes geistiger in die Architektur einzudrängen beginnen und die eine jüngerer Talente bereits mitergriffen haben. Ja, un Patronanz soll sich im Weimarer „Bauhaus" eine gan solche Bestrebungen entwickeln, und damit wird dann n wirrung, die wir bereits haben, die Krone aufgesetzt w schöne alte „Stadtkrone" freilich, für die Taut so schwär

Doch ich will diesen sonderbaren Schwärmern keine tun. Ich will gerne gestehen, daß ich ihre Seelenstimmung ich begreife, was sie aufstachelt und vorwärtstreibt. Es ist genügen unserer Zeit. Es ist die aus dem Zusammenbruc ganzen, ja vielfach eines Kulturganzen sich herleitend krampfhaft nach Neuerungen sucht. Jeder Feinfühliger schauende schämt sich ja von Herzen der Zeit, in der Man sieht, wie mit allem Heiligen Schindluder getrieb Unfähigkeit, Verrottung, Verblödung sich breitmachen un an sich reißen; wie Götter sich in Götzen verwandeln tönerne innere Hohlheit offenbaren. Daß die Jugend vo findungen aufs stärkste mitergriffen wird, war und mußte um so sicherer kommen, je mehr von

Die drei Abbildungen sind mit Genehmigung des Arbeitsrats für Kunst, Charlottenburg 9, der Schrift „Ruf zum Bauen" im Verlag Ernst Wasmuth, Berlin, entnommen.



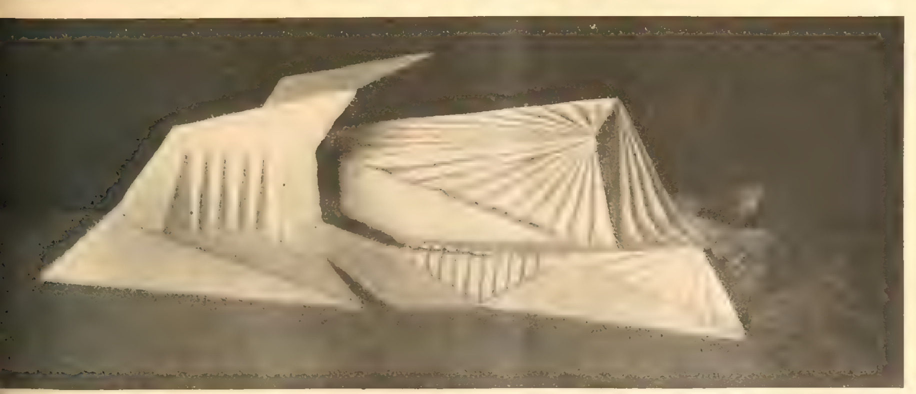
Hermann Finsterlin: „Phantasie".



Dassil: Luckhardt: „Kultbau".

und neue Größen ins Wanken gerieten. Darum sehen wir
Malerei und Plastik, in Dichtung und Musik umstürzlerische
wegungen sich entfesseln, die zunächst nach Sinn und Be-
tigung kaum fragen, sondern fürs erste alles Vorhandene
husiastisch kaputthauen möchten. Was sie aus ihrem eigenen
eifelhaften Können heraus dafür später an dessen Stelle
en wollen, kümmert sie recht wenig. Kann man sich wundern,
nn in der Architektur hierzu eine Parallelbewegung ent-
ht? Auch hier hat sich in jungen Hirnen der Eindruck fest-
etzt, daß alles Bisherige nichts tauge, daß die Welt von
und auf noch einmal aufgebaut werden müsse. Diese nihi-
sche Verzweiflungs- und Aburteilungstimmung ist des
eren ausgesprochen worden, und sie erklärt den traurigen
t, mit dem man, um nur ja „anders" zu sein, auf dem Papier
s Unterste zu oberst kehrt und nun an keinerlei Gesetze und
geln, ja an keine Vernunft mehr sich gebunden erachtet.
an will provozieren, will ärgern, will zum Widerspruch
zen. Auf ein Quantum mehr oder weniger Unmöglichkeit
nmt es dabei nicht an. Nur heraus mit den krausesten
ugeburten! Das übrige wird sich schon finden.
Im allgemeinen geben diese Herren sich keinerlei Mühe,
ihre hingepinselten oder hingekritzelten Bauphantastereien
irgendeinen Nutz- oder Gebrauchszweck auszudenken.
omposition", „Phantasie", das sind die gewöhnlichen Titel
— unter denen man sich dann freilich alles vorstellen kann. Andere streben nach „Volkshäusern" und „Kultbauten" (auch noch reichlich unbestimmt), andere planen ein „Musik- und Festhaus" (Hans Luckhardt) oder ein, weniger an Meunier als etwa an den Tempel von Rangun anklingendes „Denkmal der Arbeit" (Wassili Luckhardt). Es sind aber zu allermeist abstrakte Themen, die diese Umstürzler sich gestellt haben, und darum dürfen sie es auch wagen, sich eine von keinerlei praktischen Verwendungen abhängige oder kontrollierbare Formsprache zu ersinnen. Freilich suchen sie Anlehnungen bei indischen Tempel- und chinesischen Pagodenbauten, oder sie trachten, dem besonderen Gebote Scheerbarts getreu, das Glas als Baumaterial für ihre Zwecke dienstbar zu machen. Wo rein kristallinische Formen uns begegnen, kann man immerhin noch von organischer Formentwicklung reden, obwohl man bei den vorgespiegelten Gebilden eher an Schmuckkassetten, Tafelaufsätze oder Tintenfässer denken möchte als an Bauwerke für menschlichen Wohngebrauch. Oft aber wird selbst diese Basis verlassen, und ausschweifende Baugewächse tauchen vor uns auf, wie Korallenriffe oder Schneckenhäuser anzusehen (Finsterlin) oder wie Kürbisfrüchte zackig auseinanderbrechend (Scharoun). Derlei verzweifelte Originalitätshaschereien sind so unfruchtbar wie abgeschmackt. Daß hiermit irgendwelche Möglichkeiten für die Fortentwicklung der Baukunst geboten wären, muß ich rundweg in Abrede stellen.

Gewiß sind immerhin ernstzunehmende Begabungen unter den Vertretern vorhanden, wie namentlich der bereits verstorbene Fritz Kaldenbach (der aber nur halb zu dieser Gruppe gehört, weil er noch in mancherlei „Tradition befangen" erscheint). Dann gewiß zweifellos Bruno Taut, dessen Haus Zamek viel reizvolle Erfindung und den Versuch zu einer immerhin realen Lösung aufweist. Freilich versteigt sich derselbe Künstler auch wieder zu den tollsten Extravaganzen, in denen mehr ein von Scheerbart erregter poetischer **Geist als ernsthafter künstlerischer Schaffensmut sich auszu**sprechen scheint. Hierhin gehört das Projekt, einen ganzen Teil der Alpenwelt, vom Mont Blanc und Monte Rosa **herab bis in die italienische Tiefebene hinein, architektonisch**-kristallinisch um- und auszubauen, gewissermaßen als ein einziges großes Märchenschloß König Laurins — gewiß eine **Phantasie, die vom Genius loci geheimnisvoll inspiriert und** in eine wunderlich-berückende Zauber- und Feenwelt hineinspintisiert ist, von der man aber doch nur unter Kindern und Märchentanten bescheiden schwärmen dürfte. Gewiß, wenn Engel herbeigeschwebt kämen und diese Glitzerpaläste in Händen trügen, möchten sie sie „für artige Kinder" getrost auf die ehrwürdigen Eiskuppen der Gletschergebirge stülpen: es würde gewiß ein feenhafter Anblick werden! Aber wo es sich um Aussichten und Möglichkeiten künftiger Architektur handeln soll, wollen wir doch lieber von dergleichen nicht reden. Gott schuf die Alpen; er braucht sie sich nicht von Menschenhand umstümpern zu lassen.



Wassili Luckhardt: „Kino".

Als Freikorpsführer im Baltikum.

Von Hauptmann a. D. Cordt von Brandis.

Wir beginnen im folgenden mit dem Abdruck einer zwanglosen Reihe von Tagebuchblattern des bekannten Führers der Baltikumtruppen; bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß Hauptmann von Brandis der Erstürmer des Forts Douaumont war und als einer der ersten mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet wurde. Er hat die ganzen Kriegsjahre als Frontoffizier mitgemacht und wurde nach der Revolution gleich manchen anderen verdienten Offizieren mit schlichtem Abschied aus dem Heere entlassen.

Die Redaktion.

I.



Als ich Anfang Dezember 1919 in Schaulen zum Admiral Hopmann, dem Leiter des deutschen Teiles der Baltikum-Kommission, befohlen wurde, sagte dieser wörtlich: „Die baltische Frage ist für England augenblicklich die wichtigste Frage der Welt". Er forderte uns auf, die Truppen nach der Richtung hin zu beeinflussen, daß sie das Baltikum nunmehr gutwillig räumten; „denn", so sagte er, „England würde kein Mittel scheuen, sei es auch durch einen Druck auf die Heimat, sie dazu zu zwingen".

In den folgenden Blättern habe ich die Ereignisse im Baltikum so geschildert, wie ich persönlich sie gesehen und erlebt habe. Sie sollen und können keine Auskunft über die von höherer Stelle geführte Politik geben. Die Worte des Admirals aber haben mir bewiesen, daß wir Führer der Baltikum-Truppen in richtigem Instinkt handelten, als wir unser „Abenteuer" aufnahmen. Wir haben die Grenzen gegen die herandrängende rote Flut geschützt, wir haben die Randvölker vor dem Bolschewismus bewahrt und ihren Dank, solange die Gefahr drohend vor der Tür stand, in überschwenglichen Worten zu hören bekommen; wie nahe diese Gefahr war, wird manchem vielleicht aus diesen Blättern klar werden.

*

Am 28. April 1919 rafften die Bolschewiken alle Kraft zusammen und versuchten Bauske zu nehmen. Sie setzten ihren Angriff von Nordosten und Osten her so an, daß sie bei Hellwerden mit starken Schützenlinien gegen unsere schwachen Feldwachen vorgingen. Mit Hilfe der M.-G., die auf dem völlig ebenen Gelände sehr gut wirkten, gelang es überall den Angriff zu stoppen. Besonders kamen uns dabei einige Schanzen zustatten, die, aus dem Jahre 1812 stammend, wohl schon damals den Kampf zwischen Russen und Preußen mitangesehen haben, ehe sich beide verbündeten gegen die gemeinsamen Unterdrücker.

Ob es wohl das beste wäre, wenn sich bald derselbe Vorgang wiederholen würde?

Was uns anbelangt, so sollten wir am 28. durch das Reserve-Regiment 64 abgelöst werden, machten nun aber den Kampf mit, der bis in den Nachmittag dauerte, bis der Feind endlich mit schweren Verlusten in langen Kolonnen das Schlachtfeld verließ.

Für mich persönlich war dies einer der schönsten Gefechtstage, da ich von der Zinne der alten Ritterburg den Gang der Ereignisse beobachtete, neben mir den Führer der Artillerie, der seine Geschütze von oben durch Zuruf lenkte und den Angreifern schweren Abbruch tat. Ein Meisterstück der Schießkunst vollbrachte der Oberleutnant Kühne. Eine feindliche Batterie zu 4 Geschützen „beharkte" unsere Feldwache so heftig, daß wir für sie sehr in Sorge sein mußten. Nachdem Kühne eine Haubitze bis an den Fuß des Turmes vorgezogen hatte, setzte er den vierten Schuß direkt auf das linke Flügel-Geschütz, einen weiteren in die Protzen — die Batterie schwieg und blieb unbemannt bis zur Dämmerung, als sie sich leise davonmachte.

Wir glaubten nun Ruhe zu haben und freuten uns auf eine uns zugebilligte Ruhezeit in Nordlitauen — die wir nach 6 Wochen ununterbrochener Kämpfe mit schweren Verlusten und anstrengenden Märschen in schneidender Kälte wohl verdient zu haben glaubten. Saßen doch die meisten unserer Kameraden aus dem großen Kriege am warmen Ofen zu Hause und lachten womöglich über uns, die wir freiwillig die Unbill des Krieges von neuem und in verstärktem Maße auf uns genommen hatten. Mochten sie lachen, wir hatten die Gefahr des Bolschewismus erkannt und wußten, wofür wir fochten.

Schon in der Nacht, die dem Angriff folgte, weckte mich Delbrück, mein Adjutant: Meldungen aus Salaty.

Ein bepelzter Panje stand in der Stube und sah uns stur und vertrauensvoll an.

„Feind geht zwischen Salaty und Poswol über die Muscha. . Überall starke Kräfte. Es handelt sich um die Regimenter 33 und 32 mit 4 Geschützen. gez. v. Wildemann."

So lautete die Meldung des Herrn v. Wildemann, der südlich Salaty sein Gut bestellte und gleichzeitig eine Feldwache kommandierte.

„Wie lange warst du unterwegs?" fragten wir den Panje. Er zog die Hand aus dem Pelzhandschuh und hob zweimal vier Finger hoch. „8 Stund' — Weg sehr schlimm!"

In der nächsten Nacht kam er wieder.

Und wieder waren stärkere Abteilungen westwärts vorgerückt.

Am 30. trat der Gegner den Vormarsch an, wandte sich nach Norden und marschierte auf Bauske, dem die Spitzen seiner Kolonnen sich am Abend bis auf zwei Stunden näherten. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der ganzen Gegend. „Die Bolschewiken werden den 1. Mai in Bauske feiern" hieß es.

Um 12 Uhr nachts, als die Gefahr in ihrer ganzen Größe erkannt war, erhielt ich fernmündliche Befehle, sofort dem vom Rücken heranmarschierenden Gegner entgegenzurücken und ihn zu schlagen.

Um 1 Uhr gellten die Alarmsignale durch die ruhige Stadt, und im Morgengrauen schlängelte sich die mehr als 2 Kilometer lange Kolonne längs der breiten Landstraße nach Südwesten, unsere Patrouillen schwärmten vor uns, klapperten die Gehöfte ab und durchforschten die Waldungen; so gelangten wir bis an das Schloß Pahzen, welches am Rande eines breiten, ebenen Wiesengeländes liegt, jenseits dessen die gegnerischen Vorposten erkennbar wurden.

In Pahzen stand eine Schwadron der Garde-Ulanen unter Führung eines baumlangen, sehr netten Leutnants, der uns die Lage erklärte. Danach standen uns 2 Bataillone des 32. russischen Schützenregiments gegenüber, hinter denen das 3. Bataillon in Reserve stand. Das 33. Regiment schien im Anmarsch begriffen zu sein. Der Feind hatte vor uns 3 Dörfer besetzt, von denen zwei an den großen Straßen lagen, das dritte aber dazwischen, etwas vorgeschoben gelegen, von Wald und Buschkoppeln verdeckt wurde. Hierauf baute ich meinen Plan: Gegen das linke Dorf Scheinangriff durch die 1. Kompagnie, das mittlere plötzlich mit Artillerie stark beschießen, mit starken Kräften angreifen durch die 2. Kompagnie, zwei Züge



Maschinengewehre und Letten. Von da das rechte Dorf im Rücken fassen, das gleichzeitig frontal schwach angegriffen, aber stark befeuert wird. Auf diese Weise mußten wir die Front sprengen, ohne daß die Feinde einer dem andern rechtzeitig helfen konnten.

Während noch unsere Patrouillen aufklärten, versuchte ich eine Kriegslist und entsandte einen Jungen an den Kommandanten der roten Truppen mit folgender Aufforderung:

„Dem Herrn Kommandanten
der Vorposten der Roten Armee
Krevgalen.

Posvol und Salaty sind heute von den deutschen Truppen besetzt. Um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, fordere ich Sie auf, Bevollmächtigte, die über Ihre Übergabe mit mir verhandeln können, um 12 Uhr mittags nach der Schmiede von Pahzen zu entsenden. Freies Geleit wird zugesichert. Sollten Sie nicht einwilligen, würde ich mich gezwungen sehen, um 1 Uhr mittags die schwere Artillerie spielen zu lassen.

Kommandant der Truppen.
aus Bauske."

Ich spekulierte dabei auf die sprichwörtliche Angst der Russen vor Umfassung und auf ihre Angst vor schweren Granaten.

Nach zwei Stunden kam der Bote zurück. Die Antwort lautete:

„Dem Herrn Kommandanten der deutschen Truppen aus Bauske!

Ihr Schreiben habe ich erhalten. Wir haben auf Befehle als Soldaten unsere Pflicht zu tun.

X., Kommandant der Vorposten der Roten Armee."

So hatte er den Fehdehandschuh aufgenommen, jetzt galt es für uns, die großen Worte wahrzumachen, keine leichte Aufgabe mit 400 Mann, 3 Feldgeschützen und einer Haubitze gegen eine enorme Überzahl. Ich hatte in Ermangelung eines anderen erhöhten Punktes einen hochbeladenen Strohwagen erklettert, um von oben zu beobachten. Punkt 1 Uhr schoß die Haubitze, und das Biest von Granate krepierte keine 10 Schritt vor mir, glücklicherweise etliche 100 Meter vor der Front, so daß niemand verwundet wurde, außer einem M.-G.-Hund. Die Pferde gehen mit dem Wagen ab, ich merke, wie er sich bald rechts, bald links der Böschung nähert, da der Weg auf einem Damm lag, bis schließlich die ganze Bescherung den Damm herunterkippt, wodurch ich im hohen Bogen in den Acker geschleudert wurde, und, noch in der Luft fliegend, das kannibalische Freudengeheul der Zuschauer hören durfte.

Mein Plan glückte trotzdem, oder gerade dadurch, in allen Punkten. Das mittlere Dorf wurde überrannt, die Roten liefen, unsere hinterher. Nach zweistündigem heftigen Gefecht stiegen unsere Signalkugeln bereits hinter dem rechten Dorf in die Höhe. Hier hatte mein Freund, der rote Kommandant, unsere Schützen und auch uns zu Pferde so nahe herankommen lassen, ohne zu feuern, daß wir schon glaubten, er sei ausgerissen, als er plötzlich auf 700 Meter ein wildes Feuer eröffnete.

Mein Stab machte im Kugelregen ein Rennen nach rückwärts, während der Oberleutnant v. Wulffen, der Ersatz für Oertzen, in der ihm eigenen Ruhe paffend auf den Dorfrand losteuerte, als sei nichts geschehen.

Nach 70 Granaten und Umzingelung waren die Roten so weit, daß sie „Hände hoch" machten und uns ihre Quartiere überließen.

Die Gefangenen waren durchweg Tataren.

Meine erste Frage an die Offiziere war:

„Wo liegt Ihr Regimentsstab?"

„Im Kiemiany im Gut!"

Die Karte ergab, daß es Luftlinie bis dahin nur 6000 Meter waren. Wenn man die Haubitze auf eine Brücke stellte und von da über eine Windmühle richtete, so mußte man mit Entfernung 6000 das Gut Kiemiany treffen. Wir widmeten dem Herrn Kommandeur sechs Schuß mit dem Erfolge, daß er in höchster Eile unter Zurücklassung der Fernsprechgeräte nach Salaty abritt, als unser zweiter Schuß sein Fenster zum Springen gebracht hatte.

Am frühen Morgen, vor Tau und Tag, marschierten wir im rechten Winkel nach links ab und gelangten so in den Rücken des Bataillons an der anderen Hauptstraße. Diesen Ehrenmännern blieb dadurch nur die Wahl zwischen Ergebung und Durchschreiten des Flusses trotz der kühlen Morgenstunde. Leider wählten sie das letztere und verschwanden in den östlichen Wäldern, wo sie durch einen ungeheuren Marsch sich wärmten und trockneten und gleichzeitig Boden zwischen sich und uns legten.



Graf v. der Goltz (1) und Hauptmann v. Brandis (2) nach einem Gefecht in Litauen.

Um 10 Uhr morgens war der letzte Mann des 32. Regiments von diesem Flußufer verschwunden. Salaty war in unserer Hand.

„Was sollen wir hier noch allein?" dachte daraufhin das ruhmreiche 33. Regiment, marschierte über den Fluß zurück und verbrannte die Brücke hinter sich, deren Flammen und schwarzer Rauch zum Abendhimmel des 2. Mai emporstiegen.

Von diesem Regiment war schon in Bauske ein Offizier plötzlich bei mir erschienen und hatte sich erkundigt, wie wir uns einem Übertritt geschlossener Truppenteile gegenüber verhalten würden. Er machte sich anheischig, mehrere hundert Mann mit allem Material uns zuzuführen. Solchen Leuten gegenüber mußte man stets recht skeptisch sein, weshalb ich ihn aufforderte, noch mehrere Gesinnungsgenossen zu holen. Er kam auch wirklich mit zwei Kameraden wieder. Alle drei waren Kompagnieführer und standen für ihre Leute ein, denen die Bolschewikenherrschaft längst zuwider sei. Wir verhandelten in aller Heimlichkeit über die Ausführung. Die roten Truppen sollten in einer bestimmten Nacht den Fluß überschreiten und ein Kilometer vor Kiemiany von unsern Dragonern in Empfang genommen werden, nachdem sie alle Waffen zusammengelegt hatten. Als Zeichen waren grüne Signalkugeln verabredet, die wir ihnen mitgaben. Leider begingen die Leute die Dummheit, als sie von mir weg waren, in einem Lokal zu essen und dabei Unteroffizieren und Mannschaften den Plan zu erzählen. Hierdurch wurde es ruchbar. Der Übertritt wurde verhindert und die drei Offiziere gehängt.

Da wir Befehl erhielten, in Nordlitauen zu verbleiben, richtete ich ein dreieckförmiges Verteilungssystem nach Osten und Süden ein, mit der Spitze bei Salaty, und überließ die Truppe der wohlverdienten Ruhe.

Auch im Baltenlande wird es Frühling, wenn auch infam spät. Und die herrlichen Maitage in den litauischen Quartieren waren eine rechte Erholung für die Mannschaften.

Die litauischen Bauern sind durchweg wohlhabend. Sie verkauften damals viel Getreide auf dem Wege des Schleichhandels nach Riga. Auf allen Straßen konnte man Tag und Nacht Rigenser mit Karren und Körben ziehen sehen, schwer beladen mit litauischem Getreide, Speck und

Fleisch. In Riga, dessen Bevölkerung in drei Klassen eingeteilt war, wovon die Arbeiter am meisten, die Gebildeten am wenigsten Brot erhielten, und zwar ½ Pfund in der Woche, wurden schwindelerregende Preise gezahlt; denn mit dem gelieferten Brot allein hätten viele verhungern müssen. Die ehemals wohlhabenden Bürger waren gezwungen, ihre Habe einzeln Stück für Stück zu verkaufen, um das Leben zu fristen. Oft standen ganze Züge von Brotgängern am Fluß und boten unsern Posten große Summen für das Übersetzen. Oft waren Mütter dabei, die weinend baten, „Brotchen" holen zu dürfen, da ihre Kinder hungerten. Manche mußten jede Woche einmal den Weg durch Wälder und Sümpfe machen, draußen schlafen und sich um die Posten herumdrücken wie wilde Tiere. Auch Verurteilte, die in letzter Verzweiflung die Flucht aus den Hungerlagern auf der Insel Hasenholm gewagt hatten, schlugen sich zu uns durch und berichteten schauderhafte Sachen über das Schreckensregiment der Roten. Diese begnügten sich nicht damit, ihre Opfer zu erschießen, um die Qualen zu erhöhen wurden Unglückliche „von unten herauf" erschossen, das heißt, man band sie an und schoß zuerst auf die Füße und so langsam nach oben, bis der Zerfetzte seinen Geist unter unglaublichen Qualen aufgab.

Auf meinen Wunsch begann zu dieser Zeit ein dort angesessener Gutsbesitzer, Herr v. Wildemann, die litauischen Waffenfähigen zu organisieren, ähnlich wie Beyse unsere Letten, die teilweise den Kampf am 1. Mai als Freiwillige mitgemacht und sich recht schneidig benommen hatten. Wir sahen uns gezwungen, Hilfsvölker zu werben, da der Zustrom von Freiwilligen aus Deutschland, wo man den Ernst der Lage durchaus zu verkennen schien, sehr spärlich wurde.

Mit den regulären Litauern machten wir leider weniger günstige Erfahrungen. Ihre Waffen ließen sie im ersten Gefecht im Stich und gingen nach hinten durch, voran ihr Offizier trotz seiner schönen gelben Mütze und der Kokarde mit dem Litauischen Reiter.

Wildemann, der in der russischen Armee als Oberleutnant gestanden hatte, erhielt von der Landeswehr den Auftrag, bei uns ein deutsch-litauisches Bataillon aufzustellen, das als 4. Kampfbataillon zur Landeswehr gehörte und mir taktisch unterstellt war. In diesem Bataillon dienten viele Gutsbesitzer der Gegend, alles ehemalige russische Offiziere, mit denen wir manche Erinnerung aus dem großen Kriege austauschen konnten. Einer zum Beispiel hatte 1917 in Ostgalizien meinem Regiment gegenübergestanden und erzählte, wie sie abends immer Patrouillen geschickt hätten, um zu sehen, wo wir geblieben wären.

Die Bevölkerung hatte uns zuerst sehr gut aufgenommen. Jeder Ort gab von jedem Huhn in der Woche ein Ei und von jeder Kuh ½ Pfund Butter billig an uns ab und fühlte sich wohl dabei. Da kam die litauische Regierung, die Taryba, und verbot dies, worauf ich ihr durch ihren Vertreter, den Kreischef, sagen ließ, ich würde Litauen räumen und es den Bolschewiken überlassen. Daraufhin entschuldigte sie sich vielmals, es sei eine Dummheit des Beamten gewesen, der dafür bestraft würde, ich möchte um Himmels willen dableiben.

Sobald später die Bolschewiken aus dem Lande waren, ging die Hetze gegen uns wieder mit neuer Kraft an, geschürt durch Starosten und Pfaffen. Obwohl ihre sogenannte Armee, die noch kläglich genug war, in deutschen Uniformen steckte, mit deutschem Geld besoldet wurde, soweit dies überhaupt geschah, und mit deutschen Maschinengewehren zu schießen versuchte. Ein krasserer Undank wie von seiten dieser Litauer gegen die Deutschen ist kaum denkbar.

Dabei war unsere Besetzung keine übermäßige Bürde des Landes. Dem schwarzen Boden entsprießen die Saaten in einer solchen Üppigkeit, wie sie bei der primitiven Bestellungsweise erstaunlich ist. Die Höfe wimmeln von fetten Enten und Gänsen, auf den Feldmarken sieht man heute noch vielhäuptige Viehherden, die Speckseiten liegen vergraben, die Pökelfässer sind niemals leer, selbst schweres Gerstenbier wird gebraut. Die Häuser stehen hinter bunten Blumengärten, aus denen sich die riesigen Holzkreuze erheben. In den Truhen oder vergraben irgendwo lagert das deutsche Ostgeld in Mengen, aber auch Zarensilber und Gold ist vorhanden. Dies gesegnete Land ist wohl befähigt, Vorräte an Nachbarn abzugeben. (Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Kriegsursachen und Kriegsziele.

Französische und deutsche Auffassung.

André Tardieu versucht in der „Illustration" vom 10. April den Frieden von Versailles dadurch zu rechtfertigen, daß er die Kriegsziele, die Frankreich und seine Verbündeten während des ganzen Krieges anstrebten und durch ihn erreichten, aus der seit einem halben Jahrhundert auf Europa lastenden Notwendigkeit, sich gegen deutsche Angriffe zu schützen, erklärt. Diese Rechtfertigung verdient festgenagelt zu werden. Man kann aus ihr ersehen, wie sich in einem französischen Hirn — denn Tardieus Gedankengänge entsprechen der Geschichtsauffassung aller normalen Franzosen — die Vorgeschichte des Krieges spiegelt. Dieses Spiegelbild wird nicht nur dem deutschen Leser, sondern auch jedem objektiven Nichtfranzosen wie eins jener Zerrbilder erscheinen, die auf den Flächen der Glaskugeln zu sehen waren, die in altmodischen Gärten aufgestellt zu werden pflegten.

Tardieu schreibt:

„Man kann zu unserer Zeit von historischem Sinn nicht sagen, was Descartes zu der seinigen vom gesunden Menschenverstand sagte, daß er die verbreitetste Sache der Welt sei. Viele von unseren Zeitgenossen nehmen die großen Ereignisse der Geschichte so wie sie sind — oder wie sie glauben, daß sie sind, und beanspruchen sie an sich zu beurteilen, ohne sie mit ihren ursächlichen Zusammenhängen in Verbindung zu bringen: eine leichte, der Denkfaulheit oder dem Vorurteil entgegenkommende Methode, aber eine, die nie die Grundlage einer gültigen Schlußfolgerung sein kann.

Das Beispiel der Friedensverträge, die im vorigen Jahr unterzeichnet wurden, beleuchtet diesen Fehler. Man hat sie ausgelegt, besprochen, gewürdigt, als seien sie fertig aus dem Hirn ihrer Unterzeichner hervorgegangen. Von ihren Ursprüngen wird kein Wort geredet. Um den Krieg, um seine Ursachen, um seine Entwicklung, ja sogar um die Kundgebungen, durch die schon während des Kampfes die Friedensziele aufgestellt wurden, kümmert man sich nicht. Man hat den Frieden beurteilt, als wenn gar kein Krieg gewesen wäre, und vergaß, daß es der Krieg ist, der materiell und moralisch den Frieden gemacht hat."

Die Wahrheit dieser einleitenden Worte, in denen Tardieu feststellt, daß man von unserem Zeitalter nicht behaupten kann, der historische Sinn sei die verbreitetste Sache der Welt, kann nicht besser veranschaulicht werden, als durch dieses geschichtliche Zerrbild. Ich will es den Vorstellungen gegenüberstellen, die deutsche Hirne sich über die Ursachen des Krieges gebildet haben.

Unsere Leser finden auf der linken Spalte die Übersetzung des Artikels Tardieus, die französische, auf der rechten Spalte die deutsche Auffassung von der Entwicklung der Kriegsursachen:

*

„Der 3. August 1914. Frankreich erfährt, daß Deutschland ihm den Krieg erklärt. Sofort richtet es sich in einem einzigen Gedanken auf: Die Grenze verteidigen; Paris retten,

Der 1. August 1914. Deutschland erfährt die Nachricht von der russischen Mobilisierung. Sofort richtet es sich in einem einzigen Gedanken auf: die gleichzeitig im Osten und

Elsaß-Lothringen wiedernehmen. Im Parlament, in den Zeitungen keine abweichende Meinung. An jenem Tage verkünden alle Franzosen aus dem Schwung ihres Gewissens heraus ihre Kriegsziele.

Westen bedrohten Grenzen verteidigen, das doppelt bedrohte Deutschland retten; das schon einmal geraubte urdeutsche Elsaß vor nochmaligem Raub schützen. Im Parlament, in den Zeitungen keine abweichende Meinung. An jenem Tag verkünden alle Deutschen aus dem Schwung ihres Gewissens heraus ihre Kriegsziele.

Diese fruchtbare Einstimmigkeit hatte Frankreich mit einer Marter von dreiundvierzig Jahren erkauft. An der Schwelle dieser dunklen Geschichtsepoche: das verletzte Recht, das Staatsgebiet verstümmelt; der Protest von Bordeaux, die Isolierung in Europa; und weniger als vier Jahre später die Bedrohung von 1875: Bismarck entschlossen, ein Ende mit uns zu machen. Ein wenig später, von 1879 bis 1881, die Dreibundverträge, die gegen Frankreich 170 Millionen Menschen, ohne Einrechnung der orientalischen Spießgesellen zusammenschließen.

Diese fruchtbare Einstimmigkeit hatte Deutschland durch die Marter einer dreiundvierzigjährigen französischen Rachedrohung erkauft. An der Schwelle dieses Zeitraums: die Ableugnung der Wiederherstellung eines verletzten Rechts, die wiedererworbenen Gebiete schon am Tage des Friedens bedroht; der Protest von Bordeaux. Europa erkennt die Gefahr, mit der es der französische Rachegedanke bedroht und billigt Frankreichs Isolierung. Der Rachegedanke wird gepflegt! „Immer daran denken, nie davon sprechen", sagt Gambetta. Die Patriotenliga bildet sich und reiht eine Provokation an die andere.

So sieht sich Bismarck genötigt, im Jahre 1875 vorbeugend klarzumachen, daß Deutschland ein scharfes Schwert hat. Er schafft den Dreibund, der vom ersten bis zum letzten Artikel vom Geiste des V e r t e i d i g u n g s g e d a n k e n s erfüllt ist.

Das ist der moralische Ausgangspunkt das sind die Tatsachen, die den französischen Begriff vom Frieden und vom Krieg gebildet haben. Die den größten Diplomaten ebenbürtige Diplomatie der Republik hat in den folgenden Jahren verstanden, die Einkreisung zu durchbrechen, das russische Bündnis und die westlichen Einverständnisse abzuschließen, zu derselben Zeit, während der unser Kolonialreich geschaffen wurde. Die Drohung hat deshalb doch in Verbindung mit der Verstümmelung weiterbestanden. Straßburg und Metz immer unter demselben Joch, wiederholte Provokationen in den Jahren von 1904, 1905, 1908, 1911. Am 3. August 1914 wird der gelegte Hinterhalt offenbar. Noch einmal geht Frankreich für sein Recht in den Kampf.

Das ist der moralische Ausgangspunkt, das sind die Tatsachen, die den deutschen Begriff vom Frieden und vom Krieg gebildet haben. Die seit Bismarcks Tode den größten Diplomatien wahrlich nicht ebenbürtige Diplomatie des Kaiserreiches hat es in den folgenden Jahren nicht verstanden, die durch den französischen Revanchegedanken und den Expansionstrieb des Panslawismus und schließlich auch durch den italienischen Irredentismus zustandekommende Einkreisung zu durchbrechen, die 8 0 0 M i l l i o n e n Menschen ohne Einrechnung der westlichen Spießgesellen gegen Deutschland zusammenschloß, da sie tatlos zusahen, daß Frankreich sich ein ungeheures Kolonialreich schuf und die Gefahr, mit der es die europäische Kultur bedrohte, durch die Einverleibung von wilden Völkern in seine Armee noch vergrößerte. Darum bestand die Rachedrohung, gestützt auf die Bündnisse und diesen Machtzuwachs, in Verbindung mit der Absicht, das deutsche Staatsgebiet zu verstümmeln, weiter. Am 1. August 1914 wird der gelegte Hinterhalt offenbar. Noch einmal geht Deutschland für sein Leben in den Kampf."

*

Selbstverständlich sind die Schlüsse, die aus diesen sich widersprechenden Geschichtsauffassungen gezogen werden müssen, ebenso verschieden von einander wie diese Auffassungen selbst. Tardieu schildert in derselben Weise, wie er die Gründe für den Krieg F r a n k r e i c h s hier darlegt, auch die Kriegsursachen der a n d e r e n Mächte und behauptet, daß der Krieg ein Duell zwischen zwei Grundsätzen war. „Auf der einen Seite stehen die Völker, d i e n u r a n d i e M a c h t g l a u b e n ; auf der anderen die Völker, d i e a n d a s R e c h t g l a u b e n. Auf der einen Seite die Sklavenvölker, auf der anderen die Völker der Freiheit (siehe Rußland. D. Red.) die, sei es, daß sie sich selbst gegen den Angriff verteidigen, sei es, daß sie den Opfern des Angriffs zuhilfe kommen, ihr Leben einsetzen, um unabhängig, Herren ihrer inneren Angelegenheiten und ihres äußeren Schicksals zu bleiben."

„Darum", so schließt Tardieu diesen Geschichtsabriß zur Begründung der Kriegsziele und des Friedens, „hatte der Krieg von 1914, man mag es wollen oder nicht, man mag es loben oder bedauern, schon v o r jeder Erklärung der Regierungen seinen Sinn und sein Ziel. Es war ein Krieg der V ö l k e r, ein Krieg der R a s s e n, er war es seit dem ersten Tag des deutschen Angriffs und ist es bis zum letzten geblieben. Das ist auch der Grund dafür, daß in den letzten Monaten des Krieges polnische, tschechoslowakische, kroatische Regimenter aus dem Boden wuchsen. D a f ü r sind Millionen von Menschen gestorben. D a r u m mußte der F r i e d e der Friede der b e f r e i t e n V ö l k e r gegen die M ä c h t e d e r K n e c h t u n g sein."

Ein Blick in den Friedensvertrag von Versailles genügt, um die maßlose Heuchelei dieser echt französischen Phrase grell zu beleuchten. Schon sieht ein großer Teil der Welt ein, daß die Ziele, mit denen Frankreich in den Krieg ging, unmöglich die gewesen sein können, die Tardieu hier darlegt. Denn dieser Friedensvertrag und nicht zum wenigsten seine Ausführung wird sehr bald die folgende Überzeugung zum Allgemeingut aller gerechten Menschen machen: Es ist ein Friedensvertrag zwischen Völkern, d i e n u r a n d i e M a c h t g l a u b e n, und einem Volke, i n d e m d e r G l a u b e a n d a s R e c h t an jedem Tage, der seit seinem Abschluß vergangen ist, immer mehr schwinden muß, in dem aber doch die Hoffnung auf den endlichen Sieg des Rechts vielleicht nur deshalb noch weiterlebt, weil es sonst verzweifeln müßte. Denn diese Hoffnung ist seine e i n z i g e.

Aus dem Jahre 1923.
Zeitgemäße Phantasien.
IV.

Im Jahre 1920, im Maimonat, begann man sich endlich darauf zu besinnen, daß die Post eine öffentliche Anstalt ist. Man erhöhte das Briefporto im Fern- und Ortsverkehr um das Doppelte, nämlich auf die lächerliche Summe von 40 Pf. (vierzig), und beschloß, langsam die Beförderungsmöglichkeiten der Postsachen abzubauen, indem man erstmal — sozusagen probeweise — statt einer sechsmaligen Bestellung eine dreimalige einführte. Hand in Hand ging damit — um Posthinterziehungen auszuschließen — eine Vereinfachung des Fernsprechverkehrs, indem man durch Erhöhung der Sätze um das Dreifache und Deponierung einer Kaution von 1000 M., das Telephon nur noch den wirklich Bedürftigen — vor allem denen, die in Schmalz, Wolle und Schuhen und Leder ihre Geschäfte telephonisch abschieben müssen, zugänglich machte . . . .

Ach! Wie war man im Jahre 1920 im Mai noch zurück!

Bereits im Dezember desselben Jahres erhöhte man das Briefporto auf 2,50 M. und hörte mit den Bestellungen auf. Dagegen führte man eine ganz neue und eigenartige Methode der Verteilung ein: An den belebtesten Straßenkreuzungen — es handelte sich einstweilen nur um Berlin — waren Karren aufgestellt, in die die Briefträger, sobald sie aus den Briefkästen ihren Raub zusammengeholt hatten, entleerten. Das Entwerten der Marken geschah bereits vorher durch einen sinnreichen Apparat an der Einwurföffnung . . .

Die Karren aber standen bis um Mitternacht dem pp. Publikum zur Verfügung. Jeder Vorübergehende konnte nach Herzenslust sich seine Post heraussuchen. Um Mitternacht aber kamen Arbeiter und fuhren den unbestellbaren Rest ins Krematorium, damit er nicht womöglich in unbefugte Hände geriete.

Was das Telephon anbelangt, so begann man — versuchsweise zunächst — den Minderbemittelten Karten auszuhändigen, auf die gegen Zahlung von 20 M. jeden Sonntag ein Gespräch stattfinden durfte; Sonntags hatten die Schmalz-, Woll- u. Schuhversorger ja doch nicht so viel zu sprechen und die Apparate waren ziemlich unbenutzt.

Aber alle diese Reformen erwiesen sich später als jämmerliches Flickwerk. — Der neue Reichspostminister Schultze schaffte eine grundlegende Neuerung, indem er die Briefpost der ehemalig Kgl. preuß. Klassenlotterie angliederte. Sämtliche öffentliche Briefkarren wurden eingezogen. Statt dessen wurden die Postsachen in den einzelnen Postämtern gesammelt und jeden Freitag in einem großen Müllwagen (System der „Vereinigten Grundbesitzer" Berlin) zum Lotteriegebäude gefahren. — Dort standen bereits drei Waisenknaben, die aus jedem Wagen je 30 Briefe herauszogen, die dann umgehend im Laufe der kommenden Woche pünktlich bestellt wurden . . Der Rest wurde eingestampft und zum Bau eines Freiheitsdenkmals im Tiergarten verwandt.

Anfang Mai anno 1923 las man eine Bekanntmachung des Reichspostministers, die so recht die neupreußische Sorglosigkeit des Herrn Ministers zeigte. Er machte nämlich das pp. Publikum darauf aufmerksam, daß infolge der Maifeiern keine Brieflotterien in diesem Monat mehr stattfinden könnten, und ersuchte, die Ablieferung und Aufgabe der Sendungen bis zum nächsten Monat aufzuschieben.

Die Telephone aber wurden bis auf eines — es gab nämlich weder Schmalz, Wolle noch Schuhe mehr — eingeschmolzen und ebenfalls zum Bau der großen Freiheitsstatue verwandt. Das letzte Telephon aber kam ins Museum für Völkerkunde . . Ebenso geschah es bald darauf mit den Briefkasten. Gleichzeitig beantragte der Minister für sich und die nunmehr arbeitslos gewordenen Beamten außer der hierdurch fällig gewordenen Pension die Erwerbslosenunterstützung in Höhe von 30 Milliarden. Mit einer Dankesresolution beschloß der Reichstag einmütig die Bewilligung.

Am 24. Dezember 1923 wurde, unter dem Jubel der Bevölkerung, das neue Denkmal eingeweiht. Am Sockel aber standen die schönen, schlichten Worte: „Ihrer verehrten Freiheit. Die dankbaren Telephone und Briefkasten." —

Horribilicribrifax.

An der Spitze. Die einzelnen Regierungen der Deutschen Republik veranstalten ein wahres Wettrennen in ihrer Fortschrittlichkeit; man vergißt dabei fast, daß es sich um einen Kreislauf handelt. Einstweilen scheint die mecklenburgische Regierung die anderen mal wieder überrundet zu haben. Sie hat nämlich ein Heilmittel für ihre auch ein wenig ins Wackeln geratenen Staatsfinanzen entdeckt. (Musterschutz für Deutschland bereits angemeldet.) Mecklenburg verfügt bekanntlich über vielbesuchte Seebäder, unter denen Warnemünde eines der besuchtesten ist. Hier soll ganz einfach eine Sammelstelle für Geld eingerichtet werden. Sammelstellen für Geld nennt man Banken, Sammelstellen für bares Geld Spielbanken. Also, da man bares Geld braucht: eine Spielbank. Man unterstellt den Spielbetrieb, der im Kasino des Kurhauses abgehalten wird, der Kontrolle des Staates und ein großer Teil der Einnahme fällt dem Staat zu. Wie nebensächlich, daß die verschiedensten Kreise der mecklenburgischen Bevölkerung gegen diesen Plan geharnischten Protest einlegen!

So stößt die mecklenburgische Regierung mit ihrem eigenen Kopf endlich einmal ein Loch in die Bretterwand, die auch um manche anderen leitenden Köpfe schützend steht — ein Blick ins neue freie Land tut sich auf! Daß ein Finanzminister Schiebergeschäfte macht — wen könnte das erstaunen; nun aber ziehe man unerbittlich die Konsequenz: die Regierung nehme die Organisation des Schiebertums in die Hand. Es lassen sich Milliarden dabei verdienen — zum Besten des Staates. . . .

Wahlaufruf der Deutschnationalen Volkspartei.

Deutsche Männer und Frauen!

Der Wahltag ist deutscher Schicksalstag. An ihm wird sich entscheiden, ob das deutsche Volk sich eine Vertretung schafft, die Willen und Fähigkeit zum Wiederaufbau von Staat und Wirtschaft besitzt, oder ob es rettungslos dem Verderben zutreibt.

Die von der Mehrheit der verfassunggebenden Nationalversammlung gebildete Regierung hat Deutschland durch **Unfähigkeit und parteipolitische Verblendung** dem Abgrunde entgegengeführt. Ihr dankt das deutsche Volk den Schmachfrieden von Versailles und den Verlust seiner Handelsflotte. Unter ihr wurden die Schulden des Reichs ins Ungemessene vergrößert, Arbeitslust, Arbeitsfrieden und Produktion untergraben, Wirtschaftsleben und Geldstand verwüstet, unsere Wirtschaftsreserven verschleudert. Staatsautorität und geordnete Verwaltung sind schwer geschädigt; nicht sachliche Tüchtigkeit entscheidet, sondern parteipolitische Gesinnung. Wucher- und Schiebertum haben sich zügellos entfaltet, Wohnungs- und Nahrungsnot wurden durch Begünstigung östlicher Masseneinwanderung in schlimmster Weise gesteigert.

Durch **Mißachtung der Verfassung und Mangel an gutem Willen gegenüber berechtigten Forderungen** hat die Regierung den Putsch vom 13. März verschuldet. Durch die zuerst abgeleugnete **Ausrufung des Generalstreiks** und verfassungswidrige Zugeständnisse an seine Träger hat die Regierung neues Elend über das deutsche Volk gebracht und den roten Terror entfesselt, durch Ableugnung der bolschewistischen Gefahr den Feind ins deutsche Land ziehen helfen.

Wertvollste sittliche Güter, die Unparteilichkeit der Rechtspflege, die sachliche Arbeit und der christliche Charakter der Schule, die akademische Freiheit, sind schwer bedroht; das Vertrauen auf deutsche Kraft und Tüchtigkeit, das Ansehen des deutschen Namens sind in Gefahr; die deutsche Regierung ist zum Vollstrecker der Befehle des Auslandes herabgesunken.

Deutsche Bürger, Bauern, Arbeiter!

Am Wahltag gilt es **Einspruch** zu erheben **gegen die das Mark unseres Volkes verzehrende Mißwirtschaft**, gegen die verfassungswidrige Entrechtung weiter Volkskreise, gegen die tatsächliche Begünstigung des Bolschewismus durch eine rücksichtslose Parteiregierung!

Die Deutschnationale Volkspartei

hat auf verfassungsmäßigem Boden einen guten und ehrlichen Kampf um die Wiederaufrichtung des niedergebeugten Vaterlandes gekämpft. Ihr politisches, wirtschaftliches und soziales Programm, ihre umfangreiche Mitarbeit in den Parlamenten sind dafür Zeugen. Sie ruft alle, denen christliche und deutsche Gesittung, friedliche Tätigkeit und Ordnung am Herzen liegen, auf zu neuer Arbeit an Deutschlands Wiederaufbau.

Die Deutschnationale Volkspartei

verlangt:

Eine feste, würdige äußere Politik; Schutz den Grenz- und Auslandsdeutschen;

Berufung der besten Fachmänner und Köpfe in die Regierung;

Gleiches Recht für alle Volksteile, Abweisung jeder Klassendiktatur;

Sicherheit für Person und Eigentum aller deutschen Staatsbürger;

Wiederherstellung staatlicher Autorität, sachgemäßer, ehrlicher Verwaltung, Sicherung unparteiischer Rechtspflege;

Bessere Versorgung der Truppe, zuverlässige ausreichende polizeiliche Sicherheitsorgane, Beibehaltung der erprobten Einwohnerwehren;

Wiederbelebung der Arbeit, umfassende Förderung der Produktion, vor allem von Brot und Kohle; sachgemäße Pflege von Landwirtschaft, Industrie, Handel und Handwerk; Schutz jeder ehrlichen Hantierung, aller geistigen und körperlichen Arbeit; Schutz des schwer bedrängten Mittelstandes, einschließlich des Beamtentums und der freien Berufe, vor Verelendung;

Freie Wirtschaft in den Grenzen des Gemeinwohls; Auflösung der Kriegsgesellschaften; rücksichtslose Bekämpfung von Wucher- und Schiebertum; Maßnahmen gegen Luxus und Prasserei;

Anerkennung und sachgemäße Behandlung der Wirtschaft durch Schaffung eines Wirtschaftsparlaments auf beruflicher Grundlage;

Geordnete Finanzen, strengste Sparsamkeit, gerechte Besteuerung unter Wahrung sozialer und volkswirtschaftlicher Gesichtspunkte;

Pflege der Volkswohlfahrt und Volksgesundheit, Fürsorge für die Opfer des Krieges, zweckmäßige Abhilfe der Wohnungsnot, innere Kolonisation;

Zusammenfassung aller Kräfte gegen die Gefahren des volksfremden, kulturzerstörenden Bolschewismus.

Die Deutschnationale Volkspartei

bekämpft jeden zersetzenden, undeutschen Geist, mag er von jüdischen oder anderen Kreisen ausgehen. Sie wendet sich gegen die seit der Revolution immer verhängnisvoller hervortretende Vorherrschaft des Judentums in Regierung und Öffentlichkeit. Sie verlangt, daß der Zustrom Fremdstämmiger über unsere Grenzen unterbunden wird.

Die Deutschnationale Volkspartei

erstrebt die Wiedergeburt des deutschen Volksgeistes durch die lebendigen Kräfte des Christentums und echten, bewußten Deutschtums;

Einigung unseres durch innere Kämpfe zerrissenen Volkes durch wirtschaftliche Arbeitsgemeinschaft und soziale Versöhnung.

Die segensreiche Mitwirkung der deutschen Frau soll ganz besonders diese Ziele erreichen helfen.

Aus heißer Liebe zu unseren deutschen Brüdern erwächst uns der feste Glaube an die unzerstörbaren Kräfte des deutschen Volkes. Aus seinen noch im Weltkriege so lange und so glänzend bewährten heldischen Eigenschaften, aus seiner großen Geschichte, die in der deutschen Jugend, dem kostbarsten Schatze unseres Volkes, lebendig bleiben und wirken soll, schöpfen wir die Zuversicht auf eine neue, bessere deutsche Zukunft.

Deutsche Männer, deutsche Frauen!

Dieser Wahltag ist Schicksalstag!

Ihr alle tragt an ihm deutsches Schicksal in Eurer Hand.

Wer christliche und deutsche Art und Gesittung, Weib und Kind, Haus und Hof verteidigen will gegen den Ansturm feindlicher Mächte, bekenne sich am Wahltage

zur

Deutschnationalen Volkspartei!

Der Kiebitz beim Bluff-Spiel.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW • verantwortlich für die Redaktion. Dr. E. Mühling, Berlin-Friedenau.

Preis 75 Pfennig



Nummer 21/22 | 5. Juni 1920 | 2. Jahrgang

Wählt deutsch!

INTERNATIONALISMUS

Die heiligste Pflicht.

Von Dr. C. Mühling.



Wenn in unseren Geesten und Marschen der Deichhauptmann die Bauern, die Fischer und die Sassen zur Nothilfe am Deich aufruft, weil die Sturmflut droht, so verfällt jeder Bewohner dieser Gegenden der öffentlichen Verachtung, der dem Rufe nicht Folge leistet, falls er nicht nachweisen kann, daß er nicht mehr imstande ist, seine Arme und Beine zu rühren.

Jetzt droht eine Sturmflut nicht nur dieser oder jener Küste, sondern dem ganzen Vaterlande. Es sind nicht nur die Häuser und Äcker einiger Dörfer, nicht nur die Leben von einigen hundert Männern, Frauen und Kindern bedroht, sondern das ganze Deutschland mit seinen noch immer blühenden Fluren, mit seinen kunstgeschmückten Städten, mit seinen Wäldern, Flüssen und Seen, und das Leben, das Eigentum und das Glück von vielen Millionen seiner Bürger, ja von ganzen noch ungeborenen Geschlechtern wird von einer Sturmflut bedroht, die nichts anderes bedeutet als mehr oder weniger schnelle Vernichtung, einer Sturmflut, die deshalb nur größer ist, weil die Mächte, von denen sie ausgeht, in alle Himmelsrichtungen heulen, daß die von ihnen entfesselten Elemente den Leiden der Menschheit die Rettung bringen. Wie diese Rettung aussieht, wie diesem Rettungswerk ungezählte Leben zum Opfer fallen und die Überlebenden deshalb doch nicht glücklicher, sondern noch viel unglücklicher, nicht freier, sondern tausendmal geknechteter werden, als sie es zu den Zeiten des schrankenlosen Absolutismus waren, wie die verheißene Gleichheit von „allem, was Menschenantlitz trägt", wo diese Sturmflut hauste, zur furchtbarsten Ungleichheit sich wandelt, das lehrt ein Blick auf das bolschewistische Rußland.

Zu den Deichen, die die ganze deutsche Kultur gegen diese Sturmflut schützen, rufen jetzt die Deichhauptleute. Es wird von den Gerufenen keine Arbeit verlangt, die Nerven und Muskeln erschöpfen kann, wie die an den Deichen unserer Meeresküsten. Sie sollen ihren Schlaf nicht opfern, sie sollen nicht in stundenlanger, anstrengender, gefährlicher Arbeit, die Gesundheit und Leben kosten kann, mit den Elementen kämpfen, sondern es wird nichts anderes von ihnen verlangt, als daß sie einige Minuten ihrer Zeit — zu einem Gang nach einem von ihrer Wohnung nicht sehr entfernt gelegenen Ort opfern und ohne jede Gefahr an Leib und Leben einen kleinen Zettel in eine Urne werfen. Und der, der diese Mühe nicht auf sich nimmt, sollte mit geringerem Recht der allgemeinen Verachtung verfallen als jene Küstenbewohner, die sich tausendmal größeren Mühen entziehen, um tausendmal kleinere Gefahren abzuwenden?

Auch jene Küstenbewohner wissen, wenn sie, mit ihren Spaten bewaffnet, zum Deiche ziehen, nicht, ob es ihnen gelingen wird, die Sturmflut zu meistern, aber jeder von ihnen, der für einen Ehrenmann gelten will, kommt doch. Darum ist es für keinen deutschen Wähler eine Entschuldigung vor der Welt und vor seinem eigenen Gewissen, wenn er seine Wahlpflicht nicht erfüllt, weil er die Überzeugung hat, daß er seine kostbaren Minuten vergeblich opfert. Die Hoffnung, so furchtbarer Gefahr den Wall entgegenzubauen, und mag sie schwach sein wie das Leuchten eines Milliarden von Meilen weiten Sterns durch dunkle Wolken, muß ihm die Wahl zur unerbittlichen, zur heiligen Pflicht machen.

Von der Zusammensetzung der Kammer, die aus den Wahlen vom 6. Juni hervorgehen wird, wird es im wesentlichen abhängen, ob die schon so dünn gewordenen Dämme, die Deutschlands Kultur noch schützen, halten oder brechen. Diese Kammer muß so beschaffen sein, daß sie der drohenden Sturmflut die ganze unbeugsame Kraft der Staatsgewalt entgegensetzt. Und darum darf in ihr die Partei nicht mehr die überragende Rolle spielen, die seit dem 9. November 1918 in Deutschland den Ausschlag gab und sich der Regierung und der wichtigsten Ämter bemächtigt hat. Denn diese Partei hat die Sturmflut, obwohl sie sie selber fürchtet, nicht nur ihr Zerstörungswerk vollziehen lassen, sondern den brauchbarsten von ihren Deichhauptleuten ins Meer geworfen. Den Namen Noske findet man auf keiner sozialdemokratischen Kandidatenliste.

Wenn demokratische, sozialdemokratische und christlich-soziale Blätter jetzt nicht müde werden, zu verkünden, daß nur die Wiederkehr der jetzigen Koalition Deutschland vor ungeheurem Unglück bewahren kann, weil sich die Sozialdemokratie an einer Regierung nicht beteiligen will, die sich auch auf weiter rechts stehende Parteien stützt, so darf sich kein Wähler durch solche Prophezeiung abschrecken lassen. Wenn die Frage an die Sozialdemokratie ernstlich herantritt, ob sie sich an der Regierung beteiligen will, ob sie die Verantwortung dafür übernehmen will, daß die neugewählte Kammer überhaupt nicht verhandlungsfähig wird, dann werden die Versicherungen ihrer beiden Reichskanzler, nach denen ein Zusammenarbeiten mit der Deutschen Volkspartei für die Sozialdemokratie unmöglich ist, einer Revision unterzogen werden. Seitdem ein anderer, der erste von ihren Reichskanzlern, das Wort von der verdorrenden Hand gesprochen hat, seitdem die ganze Partei in der Aula der alten Bibliothek unter dem Bilde von Fichtes Reden an die deutsche Nation diesem Worte jubelnd zugestimmt hat, und seitdem wir es erleben mußten, daß dieses Wort von diesen jubelnden Männern wenige Tage später verleugnet wurde, kann kein Mensch mehr an dergleichen Versicherungen aus solchen Mündern glauben.

Aber auch die Demokraten und das Zentrum haben der Gefahr, die unsere Deiche bedroht, ein Stück Erdreich nach dem anderen geopfert, so daß die Festigkeit und das Ansehen der Staatsgewalt niemals so erschüttert war wie nach der anderthalbjährigen Regierung dieser Koalition. Nicht in ihrer Aufrechterhaltung, sondern in ihrer Beseitigung liegt die Rettung vor der Sturmflut. Die Wahlen müssen so ausfallen, daß eine überwiegende Mehrheit der bürgerlichen Parteien und eine Stärkung derjenigen unter ihnen, die der Sturmflut keine Zugeständnisse zu machen festentschlossen sind, in der neuen Volksvertretung Wirklichkeit wird.

Damit das möglich ist — und es ist möglich — müssen aber alle Bürger am 6. Juni an die Urnen. Sie müssen es ganz besonders auch deshalb, weil das deutsche Wahlrecht — und darin unterscheidet es sich von den Wahlrechten aller anderen Völker der Erde — die Zahl der Abgeordneten von der Wahlbeteiligung abhängig macht. Das deutsche Volk, das jetzt durch 423 Abgeordnete vertreten ist, wird, wenn die Wahlbeteiligung etwa auf 60 v. H. sinkt, nur noch durch 380 Abgeordnete vertreten sein. Dann würde eine Koalition von 191 Stimmen zur Mehrheitsbildung genügen. Der wildeste Zufall würde zum Alleinherrscher in dieser Volksvertretung werden. Auch deshalb, weil das deutsche Volk diesmal nicht nur über die Zusammensetzung sondern auch über die Zahl seiner Vertreter zu entscheiden hat, und weil diese Zahl von der Wahlbeteiligung abhängt, ist es der Deutschen heiligste Pflicht — eine wahrlich kinderleicht zu erfüllende Pflicht — vollzählig auf dem Deich zu erscheinen, da die Tropfen, aus denen sich die anstürmenden Fluten zusammensetzen, an diesem Tage sicher durch einen nie dagewesenen Agitationssturm zu gewaltigen Wogen aufgepeitscht werden.

Die Zukunftsaufgaben der deutschen Frau.

Von Karl Jünger.



Lieben heißt opfern. In keinem anderen Worte wohl ist das Wesen allen Frauentums klarer umschlossen, und niemals auch wohl hat es sich wahrer erwiesen als in jenen Kriegstagen voll schwersten Kampfes und heiligster Not, die nun so schrecklich für uns geendet haben. Zuckenden Herzens und tränenschweren Auges oft, in Sehnsucht und Trauer, aber voll Begeisterung für das Leben der Nation, das in ihrem Atem, in ihrem Fleisch und Blut pochte, hat die deutsche Frau in diesen Kriegstagen Taten der Liebe und Lebenshingabe verrichtet, deren Spur in Ewigkeit nicht untergeht. In dieser Liebesarbeit Lösung für Sehnsucht und Sorge findend um die Fernen, an denen die Herzen und Hoffnungen der Heimat hingen, für Kinder und Kindeskinder mitstreitend um unser aller heiligstes Recht, selbst unser Haus zu verwalten, ist auch sie selbst reifer, stärker und treuer geworden und gerüstet für die hohen und schweren Aufgaben, die ihrer harren. Aber ihr Wirken und die Anforderungen an sie während des Krieges haben ihr auch neue Wege für ihre Entwicklung gewiesen, bis in eine ferne Zukunft.

Diese Zukunftsziele eines besseren Tuns und Seins gilt es fest ins Auge zu fassen. Die Möglichkeiten, die Aufgaben der Frau auf eine höhere Stufe zu erheben, sehen wir da zunächst in ihrer Tätigkeit im allgemeinen. Sie, in deren Schoß das ganze zukünftige Geschlecht liegt, das sie zu empfangen, zu gebären und zu erziehen berufen ist, wird in Zukunft immer mehr noch ihr altes Frauenlos und ihre ureigensten Frauentugenden erkennen: das Herdfeuer zu hüten und Wahrerin des Schatzes „Heimat" zu sein; aufzuklären und anzufeuern zu Mut, Geduld, Zuversicht, Vernunft, Sparsamkeit und Opferwilligkeit, und darin Muster zu sein, sparsam mit den Gütern des Bodens, rührig mit den Händen zur Pflege und erzieherisch und vorbildlich für die ganz Jungen und Aufstrebenden. Und im besonderen wird sie eine neue vaterländische Aufgabe ihr eigen fühlen: deutsch zu sein, und zu wissen, was es heißt, deutsch zu sein, das ist: unbestechlich und wahr zu sein; festzuhalten an der Treue und dem großen geistigen Besitztum der Nation; mitzuhelfen, daß unser Volk die Liebe zu seinen größten irdischen Gütern, dem Vaterlande, seiner Wesensart, seiner Treue und seinem Gewissen, hochhält über die Zeit des schweren Kampfes und die großen Gefühle hinaus, die dieser Krieg geschaffen hat. Das wird das Recht und die Verantwortung ihres Herzens sein.

Diese allgemeine Frauenaufgabe begreift noch zweierlei: einmal die unermüdliche Sorge um der Heranwachsenden körperliches und geistiges Wohl, deren Zukunft ja das ungeheure Opfer galt, das der Mann an Blut und Leben brachte. Hier gilt es, durch nimmermüde Arbeit, durch Bildung der Geister, Weitung der Seelen, Stärkung des Willens zu erziehen. Jeder Weg, der von den Kindern abführt, ist ein Irrweg. Das zweite ist die soziale Hilfe für die Schwester, die zur Kriegswitwe werden mußte. Ihr muß an erster Stelle eine gesunde Seele geschaffen werden; das wird in vielen Fällen heißen, es muß ihr eine ihrer Veranlagung und Neigung entsprechende Tätigkeit vermittelt werden. Und das wird wohl auch als etwas absolut Selbstverständliches empfunden werden, vielleicht auch ohne daß ein Gesetz dahin erlassen wird, daß jeder Kriegswitwe Abzüge gemacht werden, wenn sie nicht in einer ihr möglichen Weise arbeitet. Als Vorarbeit hierzu hat Käthe Lubowski einmal vorgeschlagen, daß alle Frauen, die an öffentlichen Vereinen mitarbeiten, sich nach Besprechung mit den Vorstandsmitgliedern an die Landwirtschaftskammern der verschiedenen Provinzen wenden, die ihnen kleinere oder größere Güter namhaft machen werden, die der Anlernung und Unterbringung von Frauen und Kindern gern und freudig entgegensehen.

Die Zukunftsaufgaben der deutschen Frau werden im besonderen aber noch folgendes umfassen: gründliche Kenntnis der Führung eines Haushaltes und klares Verständnis für staatsbürgerliche und volkswirtschaftliche Fragen. Besonders dieser Krieg hat es gezeigt, daß unser Volk vor allem tüchtige Hausfrauen braucht. England hat es uns ja in unvergeßlicher und doch heilsamer Weise klargemacht, von welch gewaltiger Bedeutung es für das allgemeine Wohl ist, ob die Arbeit der Hausfrauen kenntnisreich oder unwissend, gründlich oder oberflächlich, mit weisem Zurückhalten oder verschwenderisch betrieben wird. Schon in den letzten Jahren hatte sich, nachdem eine Zeitlang aus wohlberechtigten Gründen rein geistige Berufsbestrebungen für Frauen um immer weitere Daseinsmöglichkeiten gerungen hatten, eine Bewegung angebahnt, die das Wiederaufleben rein häuslicher und wirtschaftlicher fraulicher Tätigkeit — selbst in Fertigkeiten, die man längst „überwunden" glaubte — zum Ziel hatte. Diese Bewegung, die im Kriege den Gipfel ihrer Daseinsberechtigung erreichte, wird in Zukunft noch weitere Kreise ziehen, die Erkenntnis von der großen Bedeutung der häuslichen Frauenarbeit für die Gesamtheit schärfen und auch denen, die den Wert dieser Aufgabe noch nicht begriffen haben, zeigen, daß das prosaisch und kleinlich anmutende Sparen im Haushalt etwas Großes ist und auch der Frau die Gelegenheit bietet, ihre persönlichen Interessen hinter diejenigen der Allgemeinheit zu stellen und so dem ganzen Lande einen Dienst zu erweisen. Über allen diesen Werken waltet da die der Frau eigene Liebe zum Nahen, Kleinen, Konkreten, zur unentbehrlichen, tausendfach sich zersplitternden Sache, deren Erhaltung und Pflege aber für die Grundlage des Lebens unerläßlich ist. So hat uns der Krieg gelehrt, daß die hauswirtschaftliche Arbeit jeder anderen gewerblichen Arbeit zum mindesten gleichzustellen ist, daß die Frau durch diese Arbeit beruflich ihren Unterhalt als Recht erwirbt, demnach logischerweise auch berufstätig und erwerbend ist. Da aber bis zum heutigen Tage die meisten unserer jungen Mädchen noch immer in die Ehe geschickt werden ohne planmäßige Vorbereitung für diesen ihrer harrenden Beruf, so ist für die Zukunft von großer Wichtigkeit, den Haushaltungsunterricht, der in Deutschland ja erfreulicherweise schon allgemein verbreitet ist und unseren jungen Mädchen im letzten Schuljahr erteilt wird, noch immer weiter, und zwar vorwiegend praktisch, wie durch Schulküchen usw., auszubauen, und zwar für alle Mädchen, gleichviel ob sie reich oder arm, vornehm oder niedrig geboren sind.

Ist aber die Notwendigkeit planmäßiger Schulung für die Hausarbeit im Interesse des allgemeinen Volkswohls augenfällig geworden, so ist es auch klar, daß diese völlig frei, gesetzmäßig sein muß, wie sie nur durch die Einführung einer allgemeinen Fortbildungsschule auch für das weibliche Geschlecht zu erreichen ist. In ihr kann etwa bis zum 18. Lebensjahre der hauswirtschaftliche Unterricht fortgesetzt und die Einsicht in den häuslichen Beruf in Verbindung mit Willens- und Gemütsbildung vertieft werden — nicht wie früher in gekürzten Unterrichtstunden, in unerbittlichem Gleichschritt mit den Knaben, im Hinarbeiten auf sofort greifbare Unterrichtsergebnisse, unter dem Druck einer vorwiegend auf Äußerlichkeiten gerichteten Schulaufsicht, sondern in einer Weise, die der weiblichen Art gemäß ist und das Einsehen in die Begriffe Haus, Heimat, Vaterland, Ehre, Liebe und Treue klarer und tiefer, das Eintreten für das Erkannte schneller, wärmer, opferbereiter und allgemeiner gestaltet.

Wird die geregelte Vorbildung für die Hausfrauentätigkeit, die ja heute als das erkannt wird, was sie ist, auf diese Weise und nicht durch ein neues Vielerlei von Wissensvermittlung betrieben, so könnte vielleicht auch das „weibliche Dienstjahr", für das der rheinische Dichter Hans Eschelbach schon vor Jahren in seiner Schrift „In die Kaserne mit der ‚Frau!" warb, dem Kriege ein lebendiges,

zukunftsreiches Denkmal setzen. Der Zusammenhang der Kleinwirtschaft, des Einzelhaushalts mit dem Staatshaushalt ist freilich seit dem Bestehen menschlicher Gemeinschaft selbstverständlich. Allein er ist durch den Krieg erst recht ins Licht gerückt worden; denn niemals vorher wurden die Frauen dahin belehrt, daß sie ein wichtiges Glied im Staatshaushalt seien und Pflichtversäumnis auch der Geringsten unter ihnen dem Staatshaushalt Schaden bringe, ebenso wie Krankheit am winzigsten Glied die Gesundheit des ganzen Körpers beeinträchtigt. Darum war es auch so schwer, manchen Frauen die Notwendigkeit der strengen Verordnungen über die Lebensmittelversorgung begreiflich zu machen, die ihnen als unnötige Drangsalierung des Publikums erschienen, weil ihnen die durch den Krieg hervorgerufene Beeinträchtigung unserer wirtschaftlichen Lage unklar blieb und sie zu wenig Verständnis für die Weltwirtschaft besaßen, als daß sie sich über die Gründe der Nahrungsmittelnot, über Einfuhr und Ausfuhr in unserem Handel und noch so manches andere hätten Rechenschaft ablegen können. Daher werden die Frauen in Zukunft in diesen Fragen der Volks- und Weltwirtschaft sowie in denen des Staates, seiner Organisation und seiner Einrichtungen noch mehr Belehrung empfangen müssen. Das wird sie lehren, daß Organisation Einordnen und Unterordnen ist, das, was uns so lange widerstandsfähig machte, draußen und in der Heimat; es wird sie lehren den sozialen Begriff der Freiheit, der darin beruht, daß die Staatsbürger berufen sind, den staatlichen Regierungsformen in irgendeiner Weise zu dienen, besser hauszuhalten, damit ihr Segen sich so gerecht wie möglich auf die Menschen verteile — und nicht jenen französischen Freiheitsbegriff, der jeder festgeschlossenen Organisation widerstrebt und der Überzeugung ist, die staatlichen Regierungsformen seien nur der Menschen wegen da, und folglich dürfe jeder Staatsbürger sie da ausnützen, wo er könne.

Erfaßt die deutsche Frau so ihre Zukunftsaufgaben, so wird diese furchtbar grausame Zeit für ihr innerstes persönliches Glück doch reiche Früchte tragen. Sie wird nicht nur den Mann wieder zum Mann, sondern auch die Frau wieder zur Frau werden und Ungleichheit und gegenseitige Bewunderung wieder an Stelle der bisherigen Durchschaubarkeit Gleichberechtigter und Gleichstrebender treten lassen. Und sie wird uns auch das bringen, was so vieler Menschen Sehnsucht und Streben ist: die große Lebenskameradschaft zwischen Mann und Frau. Dann wird auch Margarete von Meerheimbs schönes Wort Wahrheit werden: „Wir haben viele Gräber in unserem deutschen Vaterlande. Wir wollen ein großes Auferstehen feiern."

Deutsche Familienkultur.

Von Hanns Martin Elster.



Von jeher ist in unserem Volke das Familienleben der Träger der sittlichen und religiösen Welten gewesen, jedenfalls überall dort, wo es sich nicht um geistige, philosophische Theorien und abstrakte Ideenkämpfe handelte, sondern um das praktische Wirklichkeitsringen, das die deutsche Seele durchzuhalten hat im grauen Alltag. Das Familienleben, die Familienkultur muß wieder bewußte Aufgabe unter uns werden, eine unabweisliche Pflicht, die jedem Erwachsenen auferlegt wird, und ein nimmermüder Wille, der die offenen Augen des Gegenwartsmenschen wieder ablenkt vom Lärm der Straße, vom wilden, verantwortungslosen Sinnentrieb der Vergnügungssüchtigen, vom oberflächlichen Genußtreiben nur dem Heute lebender Geister.

Der Alltag wird ja eben durch seine infolge der Arbeitsminderung hervorgerufene Verarmung an Äußerlichkeiten dazu führen, daß der stillere Ring des Familienlebens viele wieder hinführt zu den wahren Freuden am Dasein und zu einer ergebnisreicheren, weil glückvolleren, fruchtbareren Hingabe an die Innerlichkeit. Die Bilder, die Ludwig Richter einst vom deutschen Volke entwarf: die Eltern im Kreise ihrer Kinder, Freunde und Bekannten um den lampenbeschienenen Tisch bei gutem Buch und wohligem Gespräch versammelt, die Ideale der Behaglichkeit, des Im-Hause-Verweilens, der häuslichen Genügsamkeit werden für das kohlenarme Deutschland wieder mehr Geltung gewinnen. Und erst wenn diese Familienfreude wieder überall lebendig ist, wird sich auch das deutsche Volk in seiner Gesamtheit wieder als *eine* große Familie fühlen und wird dann die Macht und die Kraft besitzen, wieder selbst seinen Weg zu bestimmen.

Fange ein jeder mit der Pflege des Familienlebens und der Pflege der Kultur, die eine Familie von Volkstums wegen oder persönlich seit mehreren Geschlechtern besitzt, damit an. Der Krieg hat die meisten Familien auseinandergerissen. Der Frieden hat die meisten Angehörigen wieder zusammengeführt; wo eine Familie durch den Heldentod des Ernährers zerstört wurde, baut sich langsam neuer Zusammenschluß der Übriggebliebenen auf; viele Kriegsgetraute traten jetzt erst in das eigentliche Familiensein, und die neuen Friedenskräfte führten viele junge Paare zu schnell geschlossener Gemeinsamkeit zusammen. Alle sie müssen heute wissen, was die Schicksalstunde von ihnen verlangt: ein starkes, offenes und rückhaltloses Bekenntnis zum alten deutschen Familiensinn, der in der Liebe und in der Treue, in der Wahrhaftigkeit und Selbstlosigkeit seine besten Wurzeln hat. Es gab schon einmal eine Zeit, da das Wort von der „Familienkultur" für überholt, veraltet und verstaubt angesehen wurde; das war, als man nur die „individuelle Kultur" gelten lassen wollte. Aber man hatte sich wieder besonnen und das alte, liebe Wort in seiner ganzen Bedeutung und Größe aus dem Winkel, wohin man es gestoßen hatte, hervorgeholt. Man erinnerte sich der Familien, die ihr Zusammenleben pflegten und eine gewisse Eigenart besaßen, man gestand sich zu, daß diese Kultur, dies Zusammenleben doch ein persönlicher Glücksbesitz des einzelnen, der betreffenden Familie zugehörenden Individuums wäre. Und man begann so wieder von innen, aus engstem Kreise heraus sein eigenes Glück und das seines Volkes aufzubauen. So weit war man schon vor dem Kriege wieder. Dieser hat die Entwicklung zwar unterbrochen; an sie gilt es neu anzuknüpfen.

Die Familie ist in der Vielheit ihrer Mitglieder doch eine Einheit, als ein Ganzes gleichsam eine Persönlichkeit vorstellend, weil sie im Besitze eines geistigen Mittelpunktes, einer nur ihr eigenen besonderen Herzens- und Verstandeskultur ist! Begegnet man dem Mitgliede einer durch ein feines seelisches Band und geistiges Wissen zu einem Organismus verbundenen Familie, so erkennt man aus dem Wissen vom Ganzen den einzelnen wieder: es ist die „Atmosphäre" gegeben, aus der der einzelne hervorgeht, und durch die der einzelne auf leichtere Weise Verbindung mit der Außenwelt suchen und finden kann. In abgelegenen Landkreisen, in denen die Bauern und Besitzer noch nicht vermischt sind mit „Fremdlingen", noch nicht so oft gewechselt haben, kennt man diese „atmosphärischen" Familienzustände noch; zum Beispiel Westfalen ist reich an solcher Familienkultur, deren Eigentümlichkeiten eben ein lange fortgesetztes, weiter fortleitendes Erbe sind, das von keinen Zeitereignissen angekränkelt werden kann. Auch bestehen sie nicht bloß in äußeren Merkmalen, wie bestimmten Gesichtszügen oder Gebärden, sondern zumeist in geistigen, kulturellen Kennzeichen, wie Liebhabereien für besondere Kunst- und Forschungsgebiete, Sport- und Berufzweige, Fertigkeiten und Geschicklichkeiten usw.

Die Pflege der Familie und der Familienkultur ist ja von jeher und heute mehr denn je zuvor eine Aufgabe der Hausfrau und der Mutter. Dessen muß sich jede Frau bewußt sein. Gerade weil der Mann, eben durch die lange Trennung aus dem Familienkreise und durch die Unruhe des Kriegs- und Revolutionslebens, durch die Not des erschwerten Existenzkampfes heute leichter geneigt ist, über die wahren Lebenswerte hinwegzusehen, heute sich weniger als sonst zum ruhenden Pol in der Erscheinunge. Flucht zusammenraffen

kann. Diese Pflege des Familienlebens und der Familienkultur ist nun nicht allein mit der Erfüllung der natürlichen Alltagspflichten zu erreichen. Nein, sie bedarf kopfesklarer Absichtlichkeit und Erziehung, ständigen Verantwortungsbewußtseins. Die Frau muß wissen, was sie will, beurteilen können, was sie tut. Denn sie steht in dieser Hinsicht nur zu sehr allein, da der berufstätige Mann oft nur abends im Familienkreise weilen kann und dann nicht so sorgsam und allseitig den Geist, der im Hause herrscht, zu beobachten und zu leiten vermag. Die Frau lebt aber vom Morgen bis zum Abend im Hause — und wir wollen hoffen, daß hierin nie eine Änderung eintritt und hierzu auch unsere Großstädter zurückkehren — und sie ist es, die den Hausgeist schafft und hervorruft. Sie ist auch dafür verantwortlich. Nicht nur Teilnahme am körperlichen Wohl der Familienmitglieder, der Hausgenossen ruft den Hausgeist, das Zusammengehörigkeitsgefühl hervor, sondern vorzüglich das geistige Interesse an allem, was dem einzelnen Herz und Kopf bewegt. Das sind alte Wahrheiten, aber man kann sie nie genug predigen, besonders heute nicht, denn die politischen und materiellen Forderungen des Tages jagen darüber hinweg, lassen sie oft nicht hochkommen, bringen sie in Vergessenheit. Jenes Wort Wilhelm Raabes, der oft der Dichter der Familienkultur, z. B. im „Schüdderump" genannt werden kann, jenes Wort von der Mutter: „Keine Weisheit, die auf Erden gelohnt werden kann, kann uns das geben, was uns Wort und ein Blick der Mutter gibt," trifft auch auf die Frau zu, die der Familie vorsteht, die etwa in einem Familienverbande, den im allgemeinen leider nur adlige Familien kennen, Seniorin oder irgendwie anders einflußreich ist.

Um solcher Aufgaben willen muß die Frau natürlich „etwas sein", mehr als nur „etwas vorstellen", wie es in unserer allzu äußerlichen Lebensart allzusehr überhand nahm. Repräsentieren können, in Vereinen, Verbänden mitwirken, im politischen Leben neuerdings eine Rolle spielen usw., das ist ja alles recht schön und gut. Niemand wird tadeln wollen, wenn aus diesen Eigenschaften wirklich Gutes hervorging. Aber seelische Bereicherung — und darauf kommt's doch zu allererst an — haben sie nur in den seltensten Ausnahmefällen gebracht. Meist haben sie das Familienleben nur noch mehr zerstört. Die Hauptsache bleibt doch, daß die Mutter, die Hausfrau für sich, in sich eine seelische, geistige Persönlichkeit ist, daß sie Verbindung, Kenntnis, Wissen und Erleben sucht von allem Guten, das die Vergangenheit brachte, unter Berücksichtigung der zu Recht bestehenden Forderungen der Gegenwart, daß die Güte ihres Herzens, ihres Mitfühlens und Teilnehmens durch alle ihre Gedanken und Worte hindurchströmt. Wenn man von solcher Frau als der Gründerin der Familienkultur spricht, muß man immer Goethes Mutter als Vorbild hinstellen. Und wer diese Briefe Frau Ajas — so hieß sie ja im Kreise ihrer Freunde, ihrer Familie — gelesen hat, weiß, was Familienkultur heißt und bedeutet. Darum kann man die deutsche Frau nicht genug auf diesen unerschöpflichen Brunnen deutschen Familiengefühls hinweisen. Wer daraus seine Lehren, sein Wissen schöpft, wird erleben, wie schwer es ist, Frau im vollen Sinne des Wortes zu sein. Wer dann aber wieder echte Familienkultur — sie umschließt die Pflege des Alten, der Überlieferungen und des guten Neuen sowie der Individualitäten — geschaffen hat, wird auch erfahren, wie diese Kultur ins weite Leben hinauswirkt: wie „im engsten Ringe, im stillsten Herzen — weltweite Dinge" geborgen sind und das Leben — ein Liebesweben ist, das von Nah und Fern Menschen anzieht, die in der Wärme und im Strahlenkranze der Familienkultur ein Geringes aufsammeln wollen von dem, was die Menschen Glück nennen. . . .

Hier ist die wahre Aufgabe des heutigen Deutschen in der Zeit, der deutschen Frau insbesondere. Möge ein jeder, ob Mann, ob Frau, sie erkennen und ihr in jeder Weise gerecht werden. Es kann nur zum Segen sein. Denn nur, wenn wir uns mehr als in den materialistischen Zeiten der letzten dreißig Jahre zurückwenden zu dem, was den seelischen Gehalt des Seins bestimmt, werden wir wieder gesund werden, ein arbeitsfrohes und aufrechtes Volk. —

Was erwartet die Meteorologie vom Flugsport?

Von Albert Bencke, München.

Der Flugsport Deutschlands verlangt heute, wo ihm militärische Betätigung abgeschnitten ist, neue Aufgaben, die einerseits auf dem praktischen Gebiete, andererseits auf dem rein wissenschaftlichen Gebiete liegen; und gerade auf dem letzteren gibt es heute für den Flugsport so viel zu tun, harren so viele Fragen der Lösung, die nur der Flugsport lösen kann, daß es an der Zeit ist, mit Nachdruck hierauf hinzuweisen. Praktische und wissenschaftliche Belange gehen hier enge Hand in Hand; denn wenn der Flugsportler wissenschaftlich arbeiten soll, muß er an sein Flugzeug Anforderungen stellen, die heute noch nicht erfüllt sind, die aber mit Sicherheit und verhältnismäßig leicht erfüllt werden können, wenn einmal die zu lösende Aufgabe klar erkannt ist, so daß mit der Stellung der wissenschaftlichen Aufgabe auch rein praktische Ergebnisse für den Flugzeugbau selber gewonnen werden. Die wissenschaftliche Aufgabe selbst aber wird einen Anreiz für die Sportlust bieten, die in hohem Maße veredelnd auf diese zurückwirken und sie zu einer Dienerin der Wissenschaft machen wird, wie einst im alten Griechenland die Freude an den Wettkämpfen die Verteidigung des Vaterlandes zum letzten Zweck hatte.

Es handelt sich um die wissenschaftliche Erforschung der Höhenregionen durch den Flugsport. Der Ballon und das Luftschiff sind hierzu in gleicher Weise untauglich, denn es bedarf zu diesem Zwecke eines schnell beweglichen, seinen Beobachtungsstandpunkt nach Belieben schnell wechselnden und sicher lenkbaren Fahrzeuges, das in kurzer Zeit bis zu Höhen von 10 000 bis zu 15 000 Meter und — wenn nötig — noch darüber hinaus aufsteigen kann, das mit allen notwendigen Beobachtungsapparaten ausgerüstet und so beschaffen ist, daß die Beobachtungen ohne Belästigung durch die Luftdruckabnahme und die eisige Kälte der oberen Regionen vorgenommen werden kann. Das Flugzeug der Höhenforschung muß also mit einer dicht schließenden, elektrisch geheizten Kabine versehen sein, die den freien Ausblick nicht behindert und so eingerichtet ist, daß der Gebrauch der Instrumente ohne Mühe geschehen kann. Unsere hochentwickelte Flugzeugtechnik kann diese Aufgabe leisten, wenn wir nur ein wenig von der Energie, die wir im Kriege auf den Bau von Jagd- und Kampfflugzeugen verwendeten, auf das Forschungssportflugzeug verwenden, und wenn wir einen Bruchteil der Tatkraft und Beobachtungsgabe, die unsere Flieger im Kriege auszeichnete, dem wissenschaftlichen Höhensport zugute kommen lassen. Tatsächlich handelt es sich hier um ein so gut wie gar nicht bearbeitetes Feld. Die Meteorologie, wie sie heute von unseren Wissenschaftlern betrieben wird, ist nur eine halbe Wissenschaft so lange, als sie, wie bisher, sich mit den Beobachtungen begnügen muß, die sie von unten durch Messung und Feststellung von Wolkenformen, Windstärke u. dgl. anstellt, die nur gelegentlich durch Drachenaufstiege oder Ballonfahrten eine völlig ungenügende Vertiefung erfahren. So ist uns die eigentliche Höhenregion heute noch eine terra incognita, obwohl wir bereits das Werkzeug besitzen, das uns ihre bisher verbotenen Regionen zugänglich macht, und obgleich die Männer vorhanden sind, die nur darauf warten, hier neue Freuden und neue Anregungen zu finden, die auch zu gewaltigen unmittelbar praktischen Anregungen, Ergebnissen, wie die Regenerzeugung, führen können. Tatsächlich wissen wir über das Grundphänomen des Regens — um hier gleich die vornehmste Aufgabe zu nennen, die des wissenschaftlichen Flugsportlers harrt — so gut wie gar nichts, weil wir bisher in die eigentliche Bildungsstätte des Regens nicht einzudringen vermochten. Dieses Grundphänomen, die eigentliche Regenquelle, liegt vielleicht im Bereiche jener Zirruswolken, die in Höhen von 10 000 bis 15 000 Meter schweben, und die als Flocken, Streifen, als Lämmerwolken, gelegentlich auch als scheinbar mächtige Gebirge federiger Watte unser Auge erfreuen; über deren Natur wir aber nichts wissen, weil wir sie bisher nur von unten beobachten konnten. Wir sehen, wie einige dieser Wolkenbildungen mit großen Geschwindigkeiten von 200 bis 300 Kilometer pro Stunde in ihrem Höhenbereich dahinsegeln,

wie sie von einer mächtigen Luftströmung getrieben werden, die dennoch an ihren oft so kapriziösen Formen nichts zu ändern vermag, während andere langsam und gemächlich mit 5 bis 10 Kilometer Geschwindigkeit die Stunde scheinbar in derselben Höhenlage befindlichem, beständigem Formwechsel unterworfen sind. Hier gibt es Geheimnisse in bezug auf das Wesen dieser eigenartigen Wolkenbildungen, dieser Zirrus-Stratus, Zirrus-Nimbus und Kumuluswolken zu lüften; hier gilt es, festzustellen, wie es geschehen kann, daß diese Massen von feinen Eiskristallen — und sicherlich handelt es sich bei allen Zirrus-Wolken um solche — sich in Höhen, in denen wahrscheinlich nur ein Druck von 100 bis 200 Millimeter herrscht, halten können, wie es kommt, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach auf die in den unteren Regionen vorhandenen Wasserdämpfe vielfach als anziehender Kondensator wirken. Hier, in der Region der Eiskristalle, ist vielleicht das Rätsel der Entstehung des Regens zu finden, den wir heute nicht mehr einfach als ein in verhältnismäßig tiefen Luftschichten vor sich gehendes Kondensationsphänomen betrachten können, demgemäß das Zusammentreffen kälterer Luftschichten mit wärmeren, mit Wasserdampf gesättigten Luftschichten, ein Zusammenziehen dieser letzteren, damit eine Verringerung ihrer Tragfähigkeit und Fallenlassen des nicht mehr tragbaren Wasserdampfes, somit das Regnen zur Folge hat. Das ist vielleicht nur eine Teilerklärung ebenso wie die der Kondensationskurve vielleicht nur für Nebelbildung zulässig ist. Vielleicht würde es sich herausstellen, daß voller Regen in der Region der Eiskristalle entsteht und ursprünglich Schnee ist, der erst während des Durchgangs durch die tieferen Regionen schmilzt, scheinbar aus den tiefststehenden Wolken herabkommt, aber in diesen nur als Formetwas, akkumulierendes Element, wirkt, das seine Entstehung einer höheren Region verdankt. Der Flieger, der in dieses Gebiet der Zirruswolken eindringt, sähe sich einer Welt immer neuer und wechselnder Überraschungen gegenüber. Da wären einmal die Haufen Zirrus, wahrscheinlich mächtige Gebirge aus feinen Eiskristallkörperchen, die insgesamt vielleicht Wände von mehreren hundert Metern Dicke ausmachen. Diese Wolkengebirge müßte er von allen Seiten umfliegen, in ihre Mitte eindringen, sein Auge spielen lassen und schnell dorthin eilen, wo sich Neues seiner Beobachtung bietet. Die wissenschaftliche Schulung lehrt ihn seine Instrumente handhaben; und ein Flug von einer Stunde, zu günstiger Zeit unternommen, läßt ihn vielleicht mit reichen Beobachtungen und mit noch reicherem Gewinn an Freude zurückkehren.

Mit diesem Ziel der Erforschung der Wolkenbildung und der Regenbildung geht aber das Praktische der möglichen künstlichen Regenerzeugung Hand in Hand. Natürlich werden wir von unserem künftigen wissenschaftlichen Sportflieger nicht erwarten und verlangen, daß er uns Regen schaffe, wo die natürlichen Bedingungen der Regenbildung nicht gegeben sind, aber es wird vielleicht möglich sein, dort die Regenbildung herbeizuführen, wo diese natürlichen Bedingungen vorhanden sind und wo es trotzdem nicht regnet. Wie oft sehen wir schwere Regenwolken, die anscheinend mit Wasser geladen sind, über unsere vertrocknenden sommerlichen Felder hinwegziehen, ohne daß sie einen Tropfen Wasser fallen lassen. Offenbar sind hier alle Vorbedingungen zum Regen gegeben, aber die schwere Wasserlast, die in der Wolke steckt und bei der es sich in manchen Fällen vielleicht um Millionen Tonnen von Eiskristallen handelt, wird schwebend in der Luft erhalten, weil ein bestimmtes Gleichgewichtsverhältnis nicht gestört wird. Das erhaltende oder störende Moment dürfte aber in den höheren Regionen zu finden sein, und es bedürfte vielleicht nur einer geringen Kraft, um dort die Gleichgewichtslage durch Herbeiführung dieses Momentes zu stören und dadurch den Regen herbeizuführen. Es handelt sich hierbei um Möglichkeiten, die im Bereiche der Natur der Dinge liegen, die vorläufig noch weit entfernt sind, aber ins Auge gefaßt werden müssen. — Ein nicht minder großes Rätsel als das des Nichtregnenwollens ist übrigens das des Dauerregens; denn es ist ein Rätsel, warum eine Wolkenwand tatsächlich unerschöpflich an Wassergehalt zu sein scheint und schließlich die ganze Landschaft in einen undurchdringlichen Wasserschleier einhüllt, während scheinbar inhaltreichere Wolkenbildungen wie schwer mit Fracht beladene Schiffe an hungernden Gestaden vorüberziehen. Auch das Schweben der Zirruswolken selbst ist ein Rätsel. Wie können sich diese Bildungen, die doch offenbar aus einer Ansammlung von kleinen Schnee- bzw. Eispartikeln bestehen, in diesen Höhenregionen halten, in denen der Luftdruck und damit die Tragfähigkeit der Luft auf ein Minimum herabsinkt? Da erwächst für den wissenschaftlich geschulten Höhenluftsportler eine Fülle von Aufgaben, die ihn dazu führen werden, das Sportinteresse mit dem wissenschaftlichen Interesse zu verbinden. Es müssen die hygrometrischen Unterschiede der einzelnen Luftschichten und der sich in ihnen ergebenden Wolkenbildungen festgestellt werden; es muß eine Wolkenstratographie geschaffen werden, die wir noch nicht haben, weil wir bisher nur nach dem von unten gesehenen Bilde Form und Wesen der Wolken beurteilten. Unsere Meteorologen haben aus dem Maulwurfsstandpunkte heraus, in den sie die Natur der Dinge versetzte, Bewunderungswürdiges geleistet; nun aber ist es an der Zeit, daß ihnen im Höhenluftsportler ein Helfer erwachse, der ihre Wissenschaft auf eine ganz neue Grundlage stellen wird.

Über die praktischen Voraussetzungen, die an das Flugzeug gestellt werden müssen, damit es ein Forschungsflugzeug für die Höhenregionen werde, wurde schon eingangs das Nötige gesagt. Zweifellos werden hier der Technik des Flugzeugbaues noch einige Aufgaben gestellt, die aber weniger in dem Technischen der Apparatur als in dem Ausbau der Kabine und der handlichen Anordnung der Meß- und Beobachtungsinstrumente bestehen. Der Flugzeugkonstrukteur hat eigentlich die hier zu stellenden Forderungen schon erfüllt, und es handelt sich nun nur darum, daß er sich mit den Technikern einiger anderer Fachgebiete in Verbindung setze, um ein praktisches Flugzeug für den wissenschaftlichen Höhensport herzustellen. Was nun aber diesen Höhensportler selbst betrifft, der seine Sportlust mit wissenschaftlicher Betätigung vermählen soll, so sind hierfür einige Voraussetzungen nötig, die allerdings besondere Eignung und Ausbildung verlangen, aber deshalb einen um so stärkeren Anreiz für den interessierten Luftsportler bieten werden. Was die rein technische Seite dieser Voraussetzungen betrifft, so handelt es sich vor allem darum, schnell in die gewünschte große Höhe zu gelangen. Die Leistungen, die besonders ein bayerischer Flieger in diesem Weltkriege in jüngster Zeit vollbracht hat, zeigen, daß wir schon mit den Flugzeugen, die wir heute haben, erstaunlich schnell zu Höhenregionen gelangen können, die bisher dem weiteren Vordringen nur infolge der äußeren Umstände eine Grenze setzten. Wenn man diese äußeren Umstände abändert, d. h. den Flieger in einen Raum mit normalem Druck, atembarer Luft und erträglicher Temperatur versetzt, besteht kein Hindernis für die Überschreitung dieser Grenze, das nicht leicht überwunden



Onkel Sam: „Getrennte Rechnung, bitte!" „Detroit News"

werden könnte, so daß der Flieger schnell in Höhen von 10 000 bis 15 000 Meter und vielleicht darüber gelangen kann. Die wissenschaftlichen Voraussetzungen aber sind zu erfüllen von jedem, der der Sache ein ideales Interesse entgegenbringt. Denn es handelt sich hier doch nicht um ein Eindringen in die mathematischen, physikalischen, chemischen und sonstigen Grundlagen der wissenschaftlichen Meteorologie, sondern nur um die Aneignung des unentbehrlichen Rüstzeuges in bezug auf planmäßige Beobachtung und Gebrauch der Apparate; obwohl für jeden Luftsportler, der einmal in diese Höhenregionen eingedrungen und das Werden der Dinge, die für uns Menschen so viel bedeuten, in ihrem Herzen beobachtet hat, die Lust zur weitergehenden wissenschaftlichen Durchdringung der großen Fragen, die sich ihm hier eröffnen, erwachen wird. Aber das ist nicht nötig; unerläßlich ist nur, daß der wissenschaftlich interessierte Höhensportler mit dem Meteorologen vom Fach enge Fühlung gewinnt, daß er von diesem in die Handhabung der Apparate, in die Methode der Beobachtung eingeführt und darin so fest wird, als er fest ist in der Handhabung seines Flugzeuges. Er wird dort oben auf sich selber angewiesen sein, denn es ist fraglich, ob diese kleinen, schnell beweglichen Flugzeuge — und um solche wird es sich immer handeln — in ihrer Kabine zwei Beobachtern Platz gewähren werden, da es sich doch hier vor allem um Gewichtsersparnis handelt. Diese wissenschaftliche Schulung, der sich der Höhensportler wird unterziehen müssen, steht in keinem Verhältnisse zu der technischen Schulung, der er sich unterwerfen müßte, um sein Fahrzeug beherrschen zu lernen, und gerade sie ist es, durch den dieser Sport eine Vertiefung und Veredelung erfährt, die ihn wirklich erst zum König im Reiche der Spiele der Kraft, der Geschicklichkeit und des Geistes machen wird.

Schiller hat in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts die Menschen durch die Kunst veredeln wollen — eine Betätigung des Triebes im Menschen, ein Schönes ohne praktischen Zweck, jenseits aller engen Selbstsucht, also gleichsam als Spiel mit der inneren und äußeren Welt zu schaffen. Das wissenschaftliche Spiel, das der Luftsportler der Zukunft in den hehren Regionen des ewigen Schweigens treiben kann, würde den Luftsport in einem höheren Sinne als bisher zur Kunst machen, in dem der äußeren Welt, mit der er spielt, ein neues, gewaltiges Gebiet hinzugewonnen wird.

Englische und französische „Lösungen" der Unsinkbarkeit von Seeschiffen.

Von Geheimen Regierungsrat Professor Flamm (Charlottenburg).



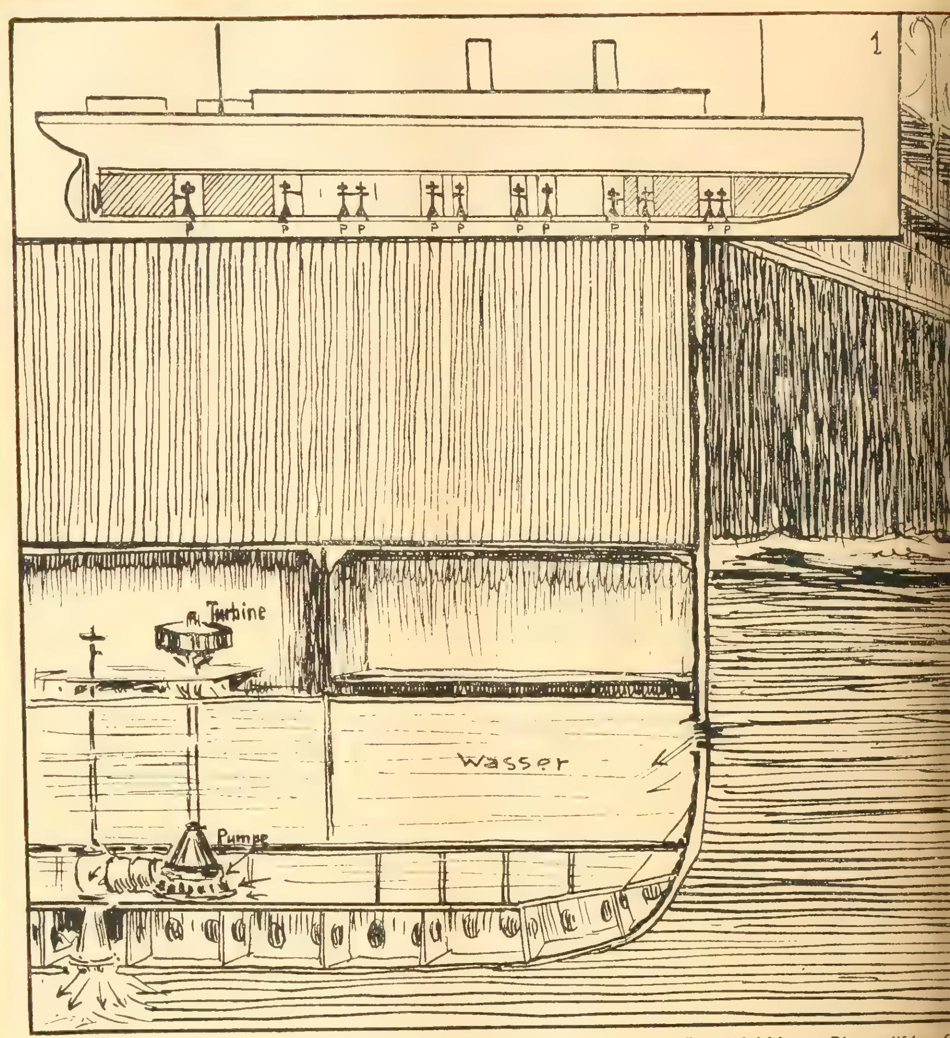
Die Frage der Sicherheit der Seeschiffe, vor allem die Gewährleistung der Unsinkbarkeit im Falle einer Außenhautverletzung, hat zu allen Zeiten eine große Rolle gespielt. Zuerst war es England, das sich dieses Problems annahm und im Jahre 1890 durch die Bestimmungen über die wasserdichten Schotten auf dem Wege seiner Lösung einen anerkennenswerten Fortschritt machte. 1896, nach dem Untergang der „Elbe", übernahm Deutschland die englischen Bestimmungen und führte sie durch die Seeberufsgenossenschaft für deutsche Passagierdampfer obligatorisch ein. Schiffe, die nach dieser Vorschrift durch Schotten unterteilt waren, nannte man „unsinkbar" und gab ihnen das sogenannte „Unsinkbarkeitszeichen", eine etwas euphemistische Bezeichnung des Germanischen Lloyds, denn unsinkbar waren die Schiffe nur in beschränktem Maße schon, weil die Stabilität völlig unberücksichtigt blieb.

So sind denn auch während des Krieges zahlreiche „unsinkbare" Schiffe versenkt worden, und das genannte Problem wird mit mehr oder weniger Erfolg weiterbearbeitet, ein Beweis dafür, daß eine allgemein gültige Lösung noch nicht gefunden ist. Wegen der zahlreichen, hauptsächlich der schlecht verankerten englischen Minen, geht aber das Bestreben, sowohl während des Krieges als auch neuerdings dahin, Schiffe zu konstruieren, die ein möglichst hohes Maß von Sicherheit gegen Absinken aufweisen; das ist durchaus begreiflich, und man kann gerade jetzt deutlich verfolgen, wie englische oder französische Firmen und Erfinder angeblich neue Konstruktionen bekanntgeben, um damit Geschäfte zu machen, wobei der Gedanke vorherrscht, daß die Dummen nicht alle werden, und daß eine geschickte Propaganda immer noch zum Ziel führt, wie das ja der englische Lügenfeldzug während des Krieges zur Genüge bewiesen hat.

In letzter Zeit nun wird im Ausland eine ausgiebige Reklame für zwei derartige, auf die Unsinkbarkeit der Schiffe bei Verletzungen der Außenhaut bezügliche Konstruktionen bzw. Erfindungen, eine englische und eine französische, gemacht. Die englische Konstruktion der Firma Allen. Son & Co., Bedford (siehe Abb. auf S. 328) besteht in einer uralten, längst bekannten Einrichtung, nämlich der Aufstellung von durch Turbinen angetriebenen, horizontalen Zentrifugalpumpen, die in jedem, durch wasserdichte Schotte abgeschlossenem Raum eines Schiffes aufgestellt sind und den Zweck haben, etwa in diese Räume eindringendes Wasser nach Möglichkeit zu entfernen. „Nach Möglichkeit", denn wenn das Leck mehr Wasser eindringen läßt, als die Pumpe zu bewältigen vermag, dann nutzt sie nichts, und wenn das Wasser im lecken Raum höher steigt als bis zur Stelle, an der die die Pumpe antreibende Turbine sich befindet, dann nutzt die Pumpe auch nichts. In der Beschreibung wird angegeben, daß jede Pumpe 1000 Tonnen Wasser in der Stunde lenzen kann, gegen welchen hydrostatischen Druck ist dabei nicht gesagt. Diese Leistung ist sehr bescheiden; auf die Sekunde umgerechnet, leistet diese Pumpe nur 0,3 Kubikmeter, d. h. 300 Liter, also eine geradezu lächerlich geringe Wassermenge. Nimmt man beispielsweise an, das Schiff habe ein Leck etwa sechs bis sieben Meter unter der Ladelinie, so braucht dasselbe nur eine Größe von etwa 0,2 : 0,2 Meter, gleich 0,4 Quadratmeter zu haben, um die Leistung der gepriesenen Allen-Pumpe unwirksam zu machen. Sollte also ein mit derartigen „Neuen Turbinen-Pumpen" ausgerüstetetes Schiff ein Leck bekommen, etwa auf eine Mine stoßen, so wird wohl meistens eine Öffnung entstehen, die etwas größer ist als die Butzenscheibe eines Dorffensters, und dann ist die so hoch gepriesene Pumpe völlig wertlos, natürlich nicht für die liefernde Firma, denn die hat an der Lieferung der heutigen Zeit entsprechend verdient.

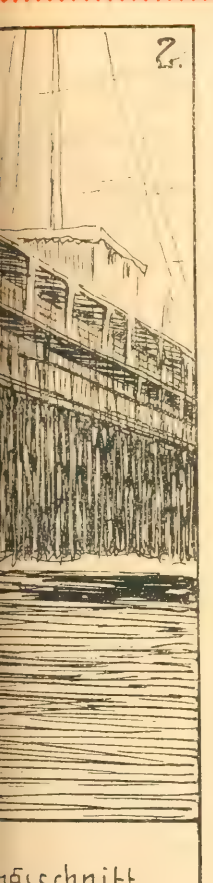
Aus diesem echt englischen „Bluff" sieht man so recht, mit welchen Mitteln die englische Presse auf das große Publikum einwirkt, und wie hoch sie die Dummheit des Leserkreises einschätzt. Lächerlich ist es, eine solche Pumpe als „besondere Neuheit" anzupreisen; derartige, tief im Raum liegende, horizontale Zentrifugen haben wir auf fast allen Docks und auf den meisten Kriegschiffen, dabei aber in Ausführungen, die das zehn- bis zwanzigfache der vorgenannten englischen Pumpe leisten; auch ist dabei der elektrische Antrieb vielfach wasserdicht eingekapselt, so daß die Pumpe auch dann noch arbeitet, wenn das Wasser höher im Raum steht als der Elektromotor, während die englische Anpreisung diesen Vorteil noch nicht einmal besitzt. Man sollte wirklich denken, daß solche Reklamen keinen Erfolg haben könnten, aber dem ist nicht so, die große, ungebildete Masse des Volkes läßt sich etwas vorreden, und wenn dann schöne Bildchen dazu gegeben werden, dann glaubt die Menge an die Leistung, und das Geschäft ist wieder einmal gemacht.

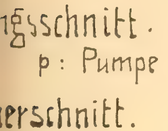
Auf ähnlichem Niveau steht die neue französische Lösung des unsinkbaren Schiffes, eine Erfindung der französischen Marineoffiziere Gebrüder Leparmentier. Wie aus den beigegebenen Abbildungen ersichtlich, bauen die guten Leute ein Frachtschiff aus zwei 100 Meter langen, brüderlich nebeneinanderliegenden,



Angebliche Unsinkbarkeit von Seeschiffen: Die englische „L

vorn und hinten zugespitzten Zylindern, die unten und oben durch Bleche zu einem Schiffe vereinigt sind.... Über den vorderen Teil erhebt sich ein Vorkastell, hinten befindet sich die Plattform für die Navigation. In jedem Zylinder sitzt eine Maschine, die eine Schraube treibt. Jeder Zylinder ist durch Querschotte unterteilt. Die Schiffe sollten in Frankreich gebaut werden, allein wegen Mangels an Material und Arbeitern gab man fünf Stück an Amerika, dem Land der unbegreiflichen Möglichkeiten, in Bau, weil dort bei dem riesigen Geldgewinn durch den Krieg wohl für alles und jedes Kapital sich findet. Die Erfinder rühmen ihren Schiffen Unsinkbarkeit nach, sie übersehen dabei vollständig die starke Schlagseite, die das ganze Gebäude annehmen muß, wenn ein Zylinder leck wird, s rieren aber vor allem die blöde Material- und Raumver dung, die die Konstruktion im Gefolge hat. Jedes Ro seine eigenen Luken haben; mindestens das doppelte gegenüber dem gewöhnlichen Schiff benötigt das Röhr dabei bleiben über die ganze Länge die Räume ober- un halb der Längsberührungslinie der Zylinder unbenutzb Erfinder sagt, in dem unteren Teil könne Ballastwasser werden, und wenn man dieses Wasser lenze, dann kö derartiges Fahrzeug von 7300 Tonnen Tragfähigkeit di hinauf bis Rouen gehen, ein 1200-Tonnen-Boot käme s Paris oder den Rhein hinauf bis Straßburg. Die Kons





Die französische „Lösung".

nnig und vor allem völlig unwirtschaftlich, ganz abgesehen daß bekanntlich jedes Mittellängsschott bei Außenhaut-ungen gefährlich ist. Und von solchen Mittellängsschotten Erfinder ganz überflüssigerweise zwei und kann sogar vischenraum zwischen ihnen nicht einmal für Ladezwecke n. Aber die Sache ist etwas Neues, und auch hier gibt es e, die in Amerika sogar, wie englische Zeitschriften sagen, sondere Werft für diese „Urninge" zur Verfügung gestellt was freilich für Amerika nichts Ungewöhnliches ist.

Deutschen haben das Prinzip der Unsinkbarkeit ganz an-gefaßt und durch geeignete wasserdichte Unterteilung bei Kriegschiffen erreicht, daß in der Tat ein Fachmann in der englischen „Review" schreiben mußte: „Als die Flotten sich begegneten (Skagerrak), sahen wir, daß die deutschen Fahrzeuge außerordentlich schwer zu versenken waren, und wir begriffen, welch ungeheure, uns bedrohende Gefahr in unserer technischen Unterlegenheit lag. Diese Einsicht bewirkte, daß der Admiral Jellicoe keinen neuen Kampf nach der Schlacht bei Jütland wagte." —

Mit den beiden oben geschilderten „Neuerungen" wird weder England, noch Frankreich, noch Amerika uns Konkurrenz zu machen imstande sein, im Gegenteil, wir können Zufriedenheit empfinden, daß wenigstens einiges Kapital wieder einmal für **uns unschädlich verbraucht werden wird.**

Weltpolitik, Weltkrieg und Ferner Osten.

Von Dr. Gerhard Menz, Schanghai.

VII. (Schluß)



Seit sich später die englische Propaganda bewußt gegen Deutschland zu richten begann, hat ihr zweierlei die Arbeit erleichtert. Die englische Politik konnte bei jeder Gelegenheit immer wieder leicht nachweisen, daß lediglich das Dasein des neuen Deutschen Reiches die Behandlung politischer Probleme erschwere und störe. Im uneinigen alten Bund hatten sich die Kräfte Deutschlands mehr oder weniger gegenseitig aufgehoben und ausgeglichen. Nun unter Preußens tatkräftiger Führung einheitlich zusammengefaßt, fielen sie mit ihrem ganzen Gewicht schwer in die Wagschale. Das galt für rein politische Macht- und Formfragen. Das galt aber auch für das immer bedeutsamer werdende Riesengebiet der wirtschaftlichen Interessen. Und hier tauchte das zweite Moment auf, das um seiner privaten Natur willen viel mehr in die Massen wirkte. Der deutsche Kaufmann konnte sich in der Welt nur vorwärts arbeiten, er, der ja doch später kam als alle andern, dadurch, daß er jenen den Raum einengte, daß er das machte, was jene bisher verschmäht hatten, sei es nun, daß er in anderer Art und anderem Umfang Kredite gewährte, auch auf die Gefahr einer Erhöhung des Risikos, daß er neue Waren entdeckte und dafür Interesse und Kaufkraft ablenkte oder daß er dem Handel neue Wege zu geben und Deutschland an der Thesaurierung der Erträge der Weltarbeit Teil zu verschaffen suchte. Durch alles wurde er ein Element der Unruhe. Die Welt als Ganzes hat dem einen ungeheuren Aufschwung zu danken. Aber den älteren Geschäftsteilhabern erwuchsen daraus tausenderlei Unbequemlichkeiten und kleinere und größere Sorgen. Von deutscher Schuld oder von deutschem Unrecht kann bei alledem nirgends die Rede sein. Wir können nicht nur subjektiv ein reines Gewissen haben. Wirkliche Schuld kann uns im Ernst auch niemand nachweisen. Trotzdem aber läßt sich auch das Unbehagen, das das Wachsen dieses neuen Wettbewerbers allenthalben naturgemäß erregte, nicht schlechterdings fortleugnen. Und hier hatte es nun die englische Propaganda leicht, für sich den größten Nutzen daraus zu ziehen. Sie brauchte nur tagaus, tagein dieses Unbehagen bei jeder passenden Gelegenheit leise zu unterstreichen, brauchte nur auszusprechen, was alle dumpf fühlten, und so bewußt zu machen, was sich mancher noch nicht hatte sagen mögen, und die Stimmung gegen den deutschen Störenfried wuchs ganz von selbst wie die Pilze nach warmem Sommerregen. Gegenwehr unsererseits? Wir hätten auf unser Dasein und unsern Lebenswillen verzichten müssen; das wäre das einzige Gegenmittel gewesen. Sonst konnte nur die Zeit und die Gewöhnung die Welt langsam mit unserem Dasein versöhnen. Aber wir haben statt dessen, als die Entwicklung die Gegensätze zuzuspitzen begann und, wie von der Gegenseite klar erkannt wurde, eine gewaltsame Auseinandersetzung notwendig zu werden drohte, dem Gegner auch noch selber die Waffen geboten, uns in dem für ihn an und für sich schon so leichten Kampf aufs wirksamste zu befehden und aufs schwerste zu schädigen. Sind wir in jener Hinsicht schuldlos, so lastet hier eine um so schwerere Verantwortung auf uns.

Man muß es, um diesen Krebsschaden ganz würdigen zu können, selbst im Auslande verfolgt haben, wie der fremden Presse durch regelmäßiges Anführen der Auslassungen der „Zukunft", des „Berliner Tageblattes", des „Vorwärts" und anderer Blätter gleicher Richtung eine Berichterstattung über deutsche Zustände im Kriege, aber auch schon längst vor dem Kriege möglich war, wonach Deutschland wirklich als ein Schandfleck der Kultur erscheinen mußte. Daß Leser, die seit Jahren an der Hand solcher deutschen Pressestimmen — also gewiß einwandfreier Zeugen — gewöhnt waren, von Rekrutenmißhandlungen usw. zu hören, schließlich ohne weiteres glaubten, daß deutsche Offiziere und Unteroffiziere sich in Feindesland erst recht wie Hunnen benahmen, ist doch nicht verwunderlich. Daß dieselben Leser, die so ferner seit Jahren gehört hatten, das wahre arme deutsche Volk, der arme rechtlose Bürger dritter Klasse sehne sich nach Befreiung von den Fesseln des Militarismus und von der fluchwürdigen Tyrannei eines brutalen rückständigen Junkertums, sich ohne weiteres bestimmen ließen, in diesen deutschen Elementen und der von ihnen verkörperten Regierung, erst recht in ihrem etwaigen Siege eine Gefahr für die ganze Welt zu erkennen und aus dieser Erkenntnis heraus ihre Vernichtung als kulturnotwendig zu betrachten, darf ebenso wenig wundernehmen. Aus der gleichen Berichterstattung erklärt sich auch die Hoffnung unserer Feinde auf die Revolution bei uns, die sich ja leider so furchtbar für uns erfüllt hat, nachdem sich die feindliche Propaganda in Anknüpfung an jene Handhaben in ihrer Ausnutzung und weiteren Förderung so glänzend bewährt hatte. Weil wir uns selbst so schlecht gemacht hatten, war es der Ententepresse ein Leichtes, unsere Schlechtigkeit der Welt nachzuweisen. Einsichtige Ausländer waren sich über die wahre Lage durchaus nicht im unklaren und wiesen, wie einmal im Kriege ein englischer Aufsatz über die Eigenart der Satire des „Simplizissimus", den jeder Deutsche nur mit heißer Scham lesen konnte, weil er recht hatte, selber auf diese Zusammenhänge hin. Was half das jedoch? Die Propaganda nutzte — und von ihrem Standpunkt mit Recht — die bequemen Waffen, die wir ihr selber geschmiedet; und der deutsche Michel, seine Ehre und sein Ansehen verbluteten unter ihren schonungslosen Streichen.

Das Bitterste für den Auslandsdeutschen war dabei wohl das Erkenntnis, daß alle Waffen zur wirksamen Bekämpfung dieser Propaganda fehlten. Die deutsche Presse im Ausland ist ein trauriges Kapitel. Was nutzten der beste Wille und aller Eifer der meisten ihrer Vertreter, da die Mittel, die ihnen zu Gebote standen, unzulänglich waren? Hier hat das deutsche Volk schuldbewußt an seine eigene Brust zu schlagen. Es hätte ganz andere Aufwendungen für seine Auslandspresse machen müssen. Vergebens waren dann die Anstrengungen, die nach Kriegsausbruch gemacht wurden; sie kamen zu spät. Immerhin haben gerade in Ostasien diese Kriegsgründungen sich noch gut bewährt. Es sei da der in Schanghai gegründeten satirischen, illustrierten Wochenschrift „Wauwau" gedacht, die mit der tödlichsten Waffe kämpfte, indem sie den Gegner lächerlich machte; dann aber vor allem auch der englisch erscheinenden Zeitung „The War", deren Gründung von dem Generalkonsul in Schanghai, Legationsrat Knipping, erst gegen mancherlei Widerstände durchgedrückt werden konnte. Das gibt Gelegenheit, auch noch auf einen grundsätzlichen Punkt kurz einzugehen. Man hat in jenen Auseinandersetzungen gerade aus Pressekreisen betont, die journalistische Propaganda müsse sich der eigenen Sprache bedienen, sonst würde die deutsche Kulturpropaganda beeinträchtigt. Dabei vergißt man jedoch, daß die journalistische Propaganda in erster Linie auf den Erfolg eingestellt sein muß. Der Erfolg bleibt aber aus, wenn man nicht verstanden wird. Die deutsch geschriebene Presse — das ist einmal nicht zu beseitigen — erschien nun aber gerade in Ostasien, in dem die internationale Verkehrssprache englisch ist, gewissermaßen unter Ausschluß der Öffentlichkeit. So bedeutend war keins der Organe, daß jemand deutsch gelernt hätte, um es lesen zu können, weil man es unbedingt lesen mußte. Die deutschen Telegramme, das Wertvollste, wurden ohnedies auch englisch ausgegeben. Die deutschen Blätter wandten sich also ausschließlich an Deutsche oder solche Ausländer, die deutsch verstanden und demgemäß doch schon unter deutschem Einfluß standen. An die nicht deutschsprechenden Teile der Bevölkerung reichten sie nicht heran. Dafür müssen also fremdsprachige Organe geschaffen werden, und zwar jetzt nach dem Kriege erst recht, wenn die Welt langsam dazu soll erzogen werden können, wieder anders über Deutschland zu denken.

Diese Aufklärungsarbeit wird aber auch einer einheitlichen klaren Leitung und Zielweisung bedürfen. Das Handwerkzeug allein macht es noch nicht. Auch das hat man im Kriege gerade in Ostasien schmerzlich empfunden. Schließlich regieren doch Ideen die Geschichte, und für die Alltagspressepropaganda wird die Idee zum Schlagwort. Der Gegner verfügte gerade während des Krieges über eine Unzahl zugkräftiger Schlagwörter, die von der feindlichen Presse unermüdlich in die Hirne eingehämmert wurden, bis die Völker daran glaubten und danach handelten. Vergebens hat man sich in den deutschen Telegrammen, in den deutschen Reden und Kundgebungen nach Ähnlichem aus-

geschaut. Die deutsche Propaganda blieb ohne diese Waffen. Wir hätten sicher aus den innerpolitischen Auseinandersetzungen unserer Gegner wohl ebenfalls solche Schlagworte finden können, die sich unter entsprechender Ausgestaltung und Biegung hätten verwenden lassen. Nur solche sind brauchbar, die dem Gegner aus seinen eigenen Erfahrungen schon bekannt sind, deshalb ohne weiteres verstanden werden und ihrer autochthonen Zusammenhänge wegen besonders suggestiv wirken können (man denke z. B. an den Militarismus). Gründliche Kenntnis der Verhältnisse im Ausland, aufmerksamste Beobachtung der Entwicklungen dort sollten wenigstens für die Zukunft bessere Waffen gerade auch dieser Art für uns suchen und schmieden helfen.

Dabei sollte aber eine Erfahrung beobachtet werden, die ebenfalls den Kriegseindrücken entstammt. Die lähmende suggestive Wirkung der Schlagwortpropaganda ergreift auch den Gegner und zieht ihn mehr und mehr so sehr in ihren Bann, daß selbst er vollständig in jenen gewollten Gedankengängen sich bewegen muß und gar nicht mehr davon loskommen kann. Das angreiferische Schlagwort reizt zur Gegenwehr. Man möchte es widerlegen und in seiner inneren Haltlosigkeit bloßstellen. Die schädliche Wirkung ist zweierlei Art. Einmal sieht man sich so im Grunde in rein negativer Leistung zur Verschwendung wertvoller, angestrengter geistiger Arbeit auf diesen ganz vom Feinde gewiesenen Boden gezwungen, die sich unabhängig anderwärts in sehr viel nutzvollerer Weise positiv äußern ließe. Zum andern hilft jede solche Anstrengung mittelbar doch auch nur wieder zur Ausbreitung der bekämpften Schlagworte, namentlich bei unsicheren, zum Zweifel neigenden Gemütern. Semper aliquid haeret. Im Kriege haben wir das an uns selbst nur zu gut erfahren. Wir sind der Suggestion der feindlichen Schlagworte in erschreckendem Umfange erlegen, nicht nur, daß unzählige schließlich an sie glauben lernten, leider namentlich auch in dem Sinne, daß gerade diejenigen, die nicht an sie glauben wollten, sich im nutzlosen Kampf dagegen aufrieben und die Stimmung verderben ließen. Die tödliche Wirkung droht auch in die Zukunft zu gehen. Wenden wir uns also für immer entschieden davon ab. Starren wir nicht mehr auf das, was nun doch nicht mehr zu ändern ist. Wenden wir unsere ganze Kraft der Zukunft zu, der ewig jungen Sonne, die jeden Morgen unbefleckt vom Jammer des Gestern und Ehegestern zu neuem Leuchten und neuer Wärme aus den Fluten steigt. Für die Propaganda künftiger deutscher Größe und besserer Tage des Deutschtums heißt das, dem zwecklosen Kampf gegen die alten Schlagworte der Gegner entsagen und die Arbeit auf neue positive Gedanken einzustellen. Die Arbeit eines Kapitäns Brinklay in Japan wie überhaupt der englischen Presse in Ostasien kann da vorbildlich sein. Es gilt, den Gegner gar nicht immer offen anzugreifen oder zu schmähen, sondern in stiller, zäher, unbeirrter Kleinarbeit tagaus, tagein alles Geschehene immer so zu glossieren, daß der Feind im Unrecht erscheint; keine Schwäche, kein Fehler, den er begangen, darf je vergessen werden; jede Blöße, die er sich gibt — und auch der Engländer gab und gibt sich genug — muß ausgenutzt werden. Vor allem: wir müssen, weit vorausschauend, die Welt mit neuen Schlagwörtern und Ideen füttern, wie von Kindesbeinen an, erst unbemerkt und unerkenntlich, gewissermaßen unbewußt bewußt werdend, bis sie wie die Scheidemünze überall im Umlauf sind, im täglichen Gebrauch von Hand zu Hand gehen, ohne daß man mehr nach dem Münzort fragte, noch Bild und Unterschrift kennte. Nur so können wir die verlorene, nie besessene Initiative in der Leitung der Weltmeinung gewinnen und die Massen so denken lehren, wie wir wollen. Arbeit und Geld wird das kosten, aber das sind nur Versicherungsprämien für eine Zukunftsrente, die sich tausendfältig bezahlt machen werden. Wollen wir uns nicht von vornherein selber aufgeben, so kommen wir doch nicht darum herum. Wer die Welt kennt, weiß aber, daß dort auch noch für uns Knospen des Lenzes harren, die uns herrliche Früchte verheißen.

Freilich, noch eins tut da bitter not: Gerade dem Beobachter im Ausland mußte sich der entmutigende Eindruck aufdrängen, daß uns in den Jahrzehnten seit der Reichsgründung das klare Ziel gefehlt hat, dem das ganze Volk hätte nachstreben und auf dessen Erreichung sich sein ganzes Dichten und Trachten, sein Tun und Lassen hätte einstellen können. Unsere Väter hatten im Traum vom neuen Reich ein solches Ideal. Auch der Politik jener Zeit war damit das klare einheitliche Ziel naturgegeben. Bismarcks Meisterschaft bestand nicht in der Entdeckung eines solchen, sondern in der genialen Verwirklichung des als einzig Erkannten. Im Glanz der neuen Kaiserkrone aber schienen unsere Augen geblendet, daß wir nichts Neues mehr, nichts weiter mehr sehen zu können schienen. Selbst Bismarck hatte nach dem Frankfurter Frieden im Grunde nur noch ein negatives Ziel, die Ausschließung jeder Möglichkeit einer Rückwärtsrevidierung dieser Entscheidung. Inzwischen wollte er sein neues Reich im Innern fertig bauen und so stark machen, daß es allen Stürmen trotzen könne, und deshalb sprach er — auch zur Beruhigung der Nachbarn — das Wort vom saturierten Deutschland. Sicher war ihm diese weise Mäßigung nur vorläufiges Ziel, war er doch zu sehr Mann der Tat und starken positiven Wollens, als daß ihm bloße Regierung Ideal hätte sein können. Aber auf schwächere Geister wirkte solche Einstellung, zumal seit sie unter Berufung auf den Toten zum angeblich unantastbaren Gesetz werden konnte, entnervend. Gewiß war die Erhaltung des Friedens dem Reich zum Heil und des Schweißes der Edelsten wert. Aber darüber hinaus gar nichts mehr wollen zu können, nichts wollen zu mögen, barg Todeskeime in sich. Der Kaiser hat Schlagwörter in den Tag geworfen: Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter! Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser! Es waren an sich herrliche, aber romantische Ideale, die im Volke keinen Widerhall fanden, zumal sie sofort von der Opposition zerpflückt wurden. Man vergleiche sie nur einmal mit dem Kyffhäusergedanken! Welche Mühe und wieviel Geld hat die Propagierung des Flottengedankens gekostet, die immerhin noch gelungen ist! Daß weltwirtschaftliche Expansion kein politisches Ziel ist, war früher schon ausgesprochen. Ob selbst die bei Bismarck noch erkennbar werdenden Gedanken auf die Dauer genügt hatten, kann zweifelhaft bleiben. Seine „Gedanken und Erinnerungen" weisen im Sinne eines über die Sicherung des Reiches hinausgreifenden politischen Zieles nur auf die Pflege des monarchistischen Prinzips und auf die Bekämpfung der Revolution hin. Hat sich aber das deutsche Volk wirklich als Vorkämpfer des Monarchismus fühlen

Ein schwieriges Problem.



Frankreich: „Wie kriege ich aus dem Vieh die meiste Milch heraus?" *De Notenkraker*

gelernt? Sicher ist nichts, höchstens völlig unzulängliches geschehen, um ihm in diesem Ideal einen Weltberuf zu weisen und liebzumachen. Die Tragödie der Monarchie erscheint in diesem Zusammenhang noch bitterer. Ein vergleichender Rückblick wird die Leere unserer Zeit noch deutlicher erkennbar machen. In einer seiner Reden hat Bismarck die preußische Politik vor der Reichsgründung damit gerechtfertigt, daß er betonte, Preußen habe im deutschen Interesse Aufgaben und Pflichten übernommen, für deren Bewältigung es mit seinen eignen Kräften allein nicht mehr auskomme; es müsse also über seine engeren Grenzen hinausgreifen, es müsse, die Kräfte ganz Deutschlands zusammenfassend, sie für den Dienst an jenen einmal als richtig und nötig anerkannten Aufgaben und Pflichten des Deutschtums organisieren; die Tatsache des Vorhandenseins dieser gottgegebenen deutschen Aufgaben und Pflichten gebe ihm das moralische Recht, die Deutschen, wenn's not tut, sogar gegen ihren Willen zum einigen Dienst an der eignen Sache zu zwingen. Die idealste Rechtfertigung seiner Größe, der schönste Ausdruck seiner Genialität und seiner Idealität. Und die Nutzanwendung auf unsere Zeit, auf die Zeit nach dem Frankfurter Frieden? Gab es nicht auch über das nunmehr geschaffene Deutsche Reich hinausweisende Zukunftsaufgaben und Pflichten? Konnte nicht, mußte nicht ein sein Dasein bejahendes, lebensbegeistertes Deutschland für die weitere Welt, mindestens für Europa das sein können, was Preußen einst für Deutschland gewesen? Es ließen sich Zeugnisse dafür beibringen, daß Bismarck selbst wenigstens zuzeiten so gedacht hat. Man denke auch an das Bündnis mit Habsburg. Aber klare Gestalt haben diese Gedanken nie angenommen. Sie sind nicht restlos durchgedacht worden und deshalb auch nie naturgewaltig bestimmende Volksideale geworden. Sollten sie das werden können, so hätten sie allerdings im guten Sinne revolutionär werden müssen, das Innerste des ganzen Volkes aufwühlend, zur weltbewegenden Begeisterung emporreißend, für die man auch zu sterben vermag und für die es sich dann auch zu sterben lohnt, weil in solchen Idealen das Volk selbst lebt und seine Zukunft fallen oder siegen sieht . . . Allein das mochte sich alles wohl mit dem Friedensstreben, auch mit der monarchischen Solidarität nicht ganz vereinen lassen. Die Zeit war noch nicht reif, und so fehlte der Mut, ihr voraus zu wollen. Wir wußten eben selber noch nicht, was wir wollen sollten, wollen mußten, und so erblühte uns auch nirgends der Wille zur Tat. An dieser Krankheit sind wir verdorben.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, Zukunftsziele zu weisen. Die Ausführungen sind vorwiegend mit rückwärts gewandtem Blick geschrieben. Doch sie sollen nicht abgeschlossen werden ohne ein starkes, überzeugtes Bekenntnis zur deutschen Zukunft. Die Ziele für sie werden sich, müssen sich finden. Es ist im vorangehenden mehr als einmal betont worden, daß gerade dem Beobachter im Ausland deutlich einging, daß der Zusammenbruch durchaus keine zwangsläufige Notwendigkeit war. Wir haben uns nicht überlebt und unsere Aufgabe noch lange nicht erfüllt. Es hätte alles durchaus auch anders gehen können. Fehler und Mängel sind deutlich erkennbar, denen unser Unglück und Versagen zuzuschreiben ist. Unser Zusammenbruch ist schuld, nicht von eines grausamen Schicksals ehernem Rat verhängte Strafe, nicht Katastrophe, nicht Ende. Daher ist auch bei Einkehr und Besserung Neubau nicht nur möglich, sondern sogar Gebot. Im Spiegel unseres Zusammenbruchs sieht der, der sehen will, geradezu schon die bessere Zukunft. Wir haben uns, die satten Enkel im unverdienten Schmuck des heiß erstrittenen, im Sterben dafür geworbenen Lorbeers unsrer Väter eingebildet, ein Weltvolk zu sein, und waren es nicht. Aber wir müssen und werden es werden. Das walte Gott!

Als Freikorpsführer im Baltikum.

Von Hauptmann a. D. Cordt von Brandis.

II.



Wer in Litauen fährt oder reitet, tut gut, auf die Brücken zu achten und sie als Warnungszeichen zu betrachten. So fuhren dann auch der Baron von Haaren und ich querbeet, als wir Mitte Mai nach Salaty mußten.

„Es ist nicht besonders warm, wann wird es bei Ihnen eigentlich Frühling?" fragte ich den Baron, der neben mir auf der Liniendroschke saß. Dieses ist ein Vehikel, welches im wesentlichen aus zwei Achsen besteht, über denen ein langes gepolstertes Brett ruht, auf dem man im Reitsitz sitzt, während die Füße auf zwei Fußbrettern wie im Bügel stehen.

„Erbarmen Sie sich, was werden wir noch frieren im Mai!"

Der Baron hatte recht; wir froren erheblich, als wir auf dem Dache des Vorwerkes Klein-Salatys, unser Artilleriefeuer beobachtend, saßen. Von Tag zu Tag rückten die Bolschewisten näher an unser Verteidigungsdreieck heran, und wir mußten ihnen ab und zu einen gehörigen Denkzettel verabfolgen. Von dem Dache seines eigenen Vorwerkes schoß der Baron zunächst auf seine Mühle und dann auf seinen Park, in dem der Gegner sich mit Artillerie und Beobachtern eingenistet hatte.

Ein alter Jude kam lebhaft gestikulierend herbei:

„Oh, lieber Herr Baron, schicken Sie uns Daitsche, de andern können nix machen, se kommen zu viele! In Birze und Scheenberg und Posvol sind se gekommen mit viele Kanonen, Fahrküchen und diese Feuerspritzen!"

So lamentierte er, fand aber noch Zeit dabei, uns eine Flasche rotgefärbten Wassers als „Portwein" für achtzig Mark anschmieren zu wollen.

Auch der Baron von Bistram, der unsere Feldwachen, aus Litauern und Letten bestehend, in Salaty kommandierte, bestätigte die Nachricht vom Anmarsch starker feindlicher Kräfte aus Richtung Dünaburg.

Meine Truppen lagen in erhöhter Alarmbereitschaft, und als wir längs der im Mondenschein blinkenden Muscha zurückfuhren, die sich zwischen Dörfern und Gütern dahinwindet, eingefaßt durch steilansteigende Ufer, schallte uns in jedem der Dörfer das „Halt, wer da! Parole!" entgegen.

Um die neueingetroffenen Bolschewisten würdig zu begrüßen, machten wir im Laufe der kommenden Nächte mehrere Überfälle, wobei es unsere 2. Kompagnie im Verein mit Letten gelang, eine komplette Kompagnie vom 99. russischen Regiment zu fangen. Beim Versuch, eine Batterie zu überrumpeln, wurde leider der tapfere Führer Leutnant Matschenz aus Berlin kurz vor den Rohren durch einen unglücklichen Treffer getötet.

Vom 15. ab wurde das Vorpostengeplänkel allgemein.

Am Nachmittage des 18., als ich eben in Kiburn bei Wulffen weilte, kam ein Reiter auf schaumbespritztem Pferde dahergeprescht:

„Der Bolschewist greift an, etwa 800 Mann stark. Er kommt von Salaty!"

„Ist die Stärke genau ermittelt?"

„Jawohl, ganz genau. Leutnant Boetticher hat schon zwei Geschütze nach Kiemiany vorgezogen!"

Dieses Dorf, von der Natur zur Kriegführung wie geschaffen, war von mir zum Hauptstützpunkt ausgewählt worden. Zwei Kilometer lang erstreckt es sich auf einem Höhenrücken, dessen Abhänge, ohne Baum und Strauch, auf mehr als auf Schußweite nach allen Seiten glacisartig abfallend. Am Südausgange steht noch besonders erhöht eine steinerne Windmühle als der gegebene Beobachtungspunkt. Geradeaus am Dorfe Szakarnie, halb rechts vor der Kirche von Salaty und ganz rechts jenseits des Waldes in der flachen Niederung, sah man feindliche Schützenlinien und Kolonnen sich gegen uns vorwärts bewegen. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß dieses ein mit starken Kräften durchgeführter umfassender Angriff werden sollte.

Von allen Feldwachen kamen übereinstimmende Meldungen, daß der Feind, acht- bis zehnfach überlegen, mit aller Energie angriffe. Dazu hatte er drei Batterien in den Wäldern jenseits des Flusses aufgebaut, die uns reichlich mit Granaten bedachten, von denen mehrere in unmittelbarer Nähe der Mühle einschlugen.

In kurzer Zeit war die Spitze unseres Verteidigungsdreiecks eingedrückt, was ja aber kein Zweck gewesen war. Schlimmer war die Bewegung im Süden in unserer Flanke

„Drei Feldküchen zähle ich!" sagte der Beobachter zu mir, indem er das Kreuz des Scherenfernrohres auf die dunklen, marschierenden Kolonnen einrichtete. „Es sind also mindestens drei Kompagnien auf dem ersten Wege und weiter hinten auf dem zweiten Wege werden es ebensoviele sein!"

„Ich schätze, es wird sich um das russische Regiment 33 handeln. Die wollen ihre Scharte vom 1. Mai auswetzen. Die frontal Angreifenden dürften vom 32. Regiment sein!"

„Die werden wohl kein Schwein haben!" meinte Oberleutnant von Wulffen, „da unten liegt der Zug Schmidt. Dein Bruder feuert schon. Über den Tisch weg gegen Maschinengewehre anrennen, wird diesen Kameraden keinen Spaß machen!"

„Wenn die da hinten nicht wären", sagte ich und zeigte nach Süden. Wulffen nickte:

„Die Brüder sind ja bald in unseren Quartieren angelangt. Das hat doch wenig Zweck!"

„Wir müssen angreifen!"

Derselben Ansicht war der deutschsprechende Lettenführer.

„Vorwärts," meinte er, „angreifen! nach Salaty!"

In breiter Schützenlinie setzten sich die 800 Letten in Bewegung, verstärkt durch etliche deutsche Gruppen und schwere M.-G. Wulffen führte das Ganze.

Unsere Artillerie schoß in den Wald, der in kurzer Zeit erreicht wurde. Schon waren sie wie ein Keil zwischen die Bolschewisten im Süden und die im Osten eingedrungen, als unsere unseligen Letten plötzlich der schräg hinter ihnen marschierenden Bolschewisten ansichtig wurden. Es waren eben die, denen das ganze Manöver galt, und die, ihre Gefahr erkennend, in Verwirrung zu flüchten begannen. Bei diesem Anblick erfaßte die Letten die russische Angst vor der Umfassung, und sie wendeten sich zu kopfloser Flucht. Weder drohen noch schimpfen, noch Kolbenstöße konnten helfen. Schließlich mußte man lachen, als beide Parteien sich umfaßt fühlten und voreinander flüchteten. Der Zweck war erreicht.

Bei hereinbrechender Nacht war der Angriff überall zum Stehen gebracht. Es galt jetzt für uns umfassende Vorbereitungen für den kommenden Morgen zu treffen, der einen schweren Gefechtstag einzuleiten versprach. Meldereiter jagten nach Bauske, und im Morgengrauen rollten die Panjewagen mit Granaten und Infanteriemunition heran. Gerade rechtzeitig, um das feindliche Artilleriefeuer erwidern zu können, das sich mit aufgehender Sonne in verdoppelter Stärke erhob. Unser Doktor schimpfte:

„Die Schufte! Was brauchen die zu nachtschlafender Zeit ihre kriegerischen Manipulationen zu beginnen? Und warum muß in diesem Affenlande die Sonne eigentlich schon in der Nacht aufgehen? Und wer dankt uns das ganze! — Die Deutschen? Die Roten wünschen uns zum Henker und die Pisongs schlafen!"

„Kieminiany brennt an allen Ecken!" rief der Dachposten zum Fenster des Stabsquartiers hinein.

Auch daran ließ sich nichts ändern. Die Bolschewisten mußten ja wissen, wie sie das Los der in Banden ächzenden Menschheit am zweckdienlichsten zu verbessern hatten, uns konnte es ja schließlich egal sein, solange es keine ostpreußischen Dörfer waren, die sie mit Brandgranaten beschossen.

Schlimmer war es, als ein Reiter aus dem Dorfe die Nachricht brachte: der Feind schießt mit Brandgranaten. Die Litauer sind getürmt. Die Letten halten nicht mehr, Die Zweite kann es alleine auf die Dauer nicht schaffen. . .

Also ins Auto und hin.

Hinter dem im ersten Maiengrün leuchtenden Birkenwalde traf ich bereits auf die wankenden Truppen, und im Auto, stehend, wie Wilson vor der Wahl, mußte ich versuchen, sie zur Vernunft zu bringen. Mein Lettisch war sehr beschränkt:

„Lab djen soldati!" das war eigentlich alles. Doch fand es sich, daß darüber hinaus die Letten einige deutsche Ausdrücke verstanden, die sie veranlaßten, sich frontwärts zu trollen.

Im brennenden Dorfe stieben uns Flammen und Funken ins Gesicht. Die Hitze war kaum zu ertragen. Aus den von den Flammen erfaßten Gebäuden versuchten die lautheulenden Einwohner ihre Habe und ihr Vieh zu retten. Dazwischen schlugen unerbittlich die Brandgranaten ein. Von neunzig Häusern waren schon mehr als siebzig ein Raub der Flammen.

An der Windmühle war „dicke Luft". Wulffen stand dort und rauchte mit den brennenden Häusern um die Wette.

„Guten Morgen," meinte er, „kommst du auch schon? Das ist ja allerhand!"

Vor uns in den sonnenbeschienenen Feldern mit den dunkelgrünen Getreideflächen ratterten die Maschinengewehre und das Infanteriefeuer. Auf trockenen Sturzackern sah man die Staubwölkchen aufschlagender Gewehrkugeln.

„Wie steht die Schlacht?" fragte ich Wulffen.

„Bei den Häusern da vorne liegt der Feind. Weiter wird er heute nicht mehr kommen. Seine Artillerie schießt verdammt genau. Ein M.-G. hat einen Volltreffer. Das rechte Geschütz mußte die Stellung wechseln."

„Wie stark schätzt du ihn?"

„Diesseits des Flusses auf mindestens zwei Bataillone. Zwei leichte und eine schwere Batterie stehen jenseits der Muscha!"

„Werdet ihr euch bis zur Dunkelheit halten können?"

„Das schon, aber die Nacht über nicht mehr!"

„Wenn's dunkelt, müssen wir hinter den Bolschewisten stehen!"

„Wie wollen Herr Korpskommandeur das machen, wenn ich fragen darf?"

„Bei Kommodern über den Fluß gehen und um den feindlichen Flügel herum in seinen Rücken marschieren!"

„Ist da 'ne Furt?"

„Das eben nicht, aber ich denke, es wird auch so gehen. Allzu tief ist die Pfütze nicht, und ich habe neulich einen Reiter an der Stelle durchreiten sehen!"

„Wenn es glückt, würden wir die ganze Bande auf dieses Ufer abschneiden."

Auf dem Gute Kommodern lebten zwei unverheiratete Damen von nicht mehr ganz jugendlichem Alter, die sich entsinnen konnten, daß vor Jahren irgend jemand zu Wagen den Fluß durchquert hatte, allerdings sei es im Hochsommer gewesen, auch hätte der Betreffende vorher eine Hochzeit mitgemacht.

Zur Ausführung des Umfassungsmanövers hatte ich die 1. Kompagnie sowie zwei Züge schwerer Maschinengewehre und ein Geschütz bestimmt, die sich um fünf Uhr an der Übergangstelle einfanden.

„Nun, meine Herren, wie denken Sie?" fragte ich die Artillerieoffiziere, als sie probeweise den Fluß durchschritten hatten.

„Ausgeschlossen!" war die fast mitleidige Antwort, „das Wasser geht bis über die Schutzschilde, und das Ufer ist viel zu sumpfig, die Pferde stecken bis zum Bauch im Schlamm!"

„Was? — Ausgeschlossen? Das ist das einzige Wort, das wirklich ausgeschlossen ist."

Niedlich sah es aus, als die unvermeidlichen Panjewagen unter Wasser verschwanden und als den breitbeinig daraufstehenden Besitzern Stroh, Heu und Wagenbretter unter den Füßen davonschwammen. Noch witziger sah es aus, als die Kanone mit dem Rohr auf dem Wasser schwamm. Zwar verlor die Lafette einige Nieten, als acht schwere Pferde das Geschütz aus dem Sumpf zogen, doch wir waren drüben. Ohne Zögern marschierten wir landeinwärts, um, auf der großen Straße angelangt, uns nach Süden zu wenden, wo uns jeder Schritt weiter in den Rücken unserer Gegner brachte, die ahnungslos am anderen Ufer unsere Linie gegen Westen zurückzuwerfen versuchten.

„Delbrück, ich glaube, die Kerle haben tatsächlich keine Flankendeckung. Soll man so was für möglich halten?"

„Diese Wendung hatten sie nicht erwartet", entgegnete mein Adjutant, während er mit dem Fernglase den Wald und die Furt bei Szakarnie absuchte. „An der Furt sehe ich nur Meldereiter und Ordonnanzen. Die Stäbe scheinen schon drüben zu sein!"

Unsere Reiter suchten die Gehöfte in der linken Flanke ab, und es sah herrlich aus, als sie in gestrecktem Galopp am Horizonte dahinbrausten.

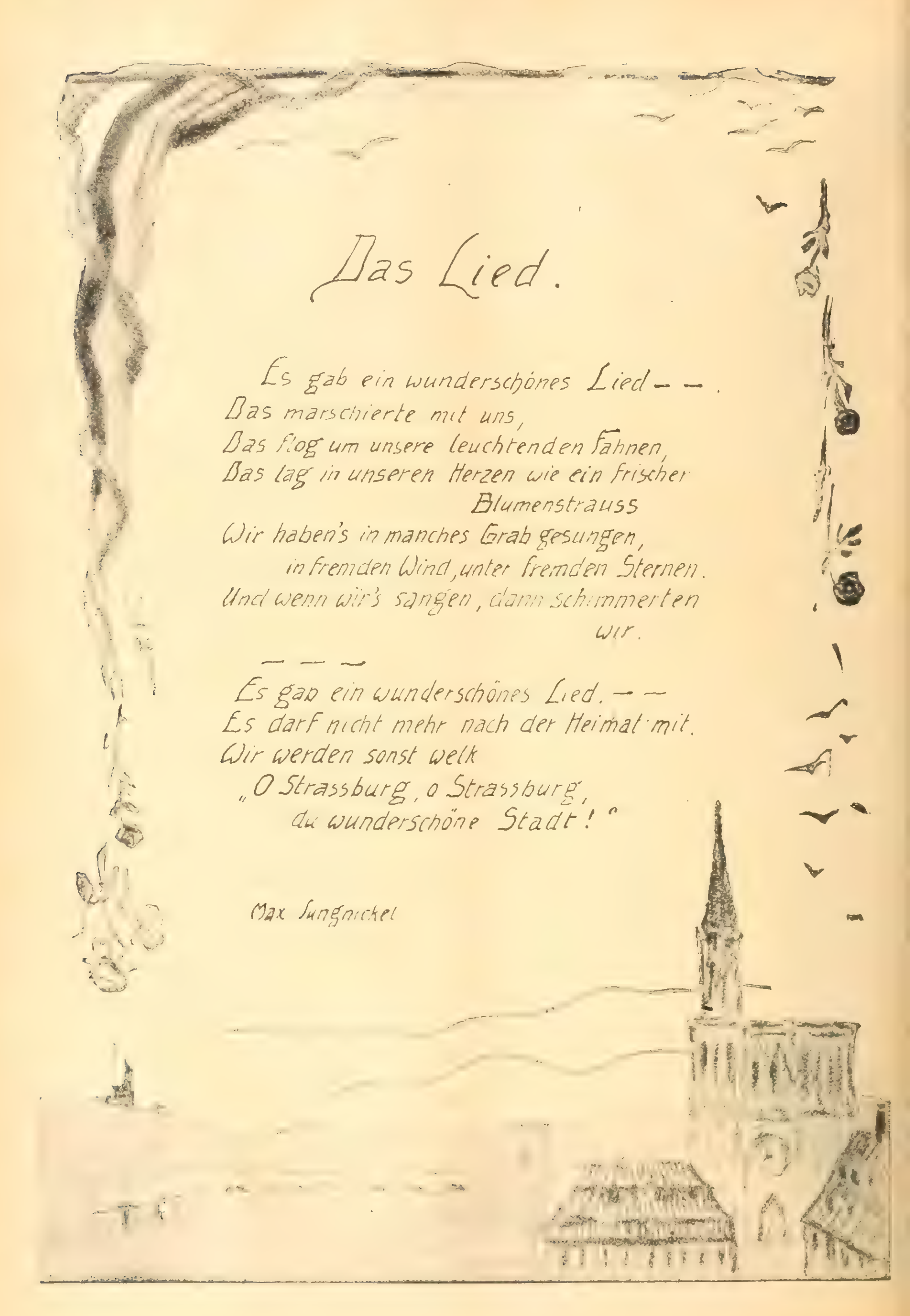
In dem ersten Gute, das wir erreichten, überraschten wir einen Bolschewisten vom 5. lettischen Schützenregiment.

„Nanu, was wollen denn die hier?"

Delbrück sah mich vielsagend an:

„Sollten die Letten etwa auch noch hierherkommen? Ich dächte, wir hätten an den drei russischen Regimentern gerade genug!"

Der Gefangene behauptete, sein Regiment sei gestern in Schönberg angelangt und würde morgen den Vormarsch antreten. Wir hatten keine Zeit, uns länger mit dieser Sache zu befassen, denn vorne entbrannte ein heftiges Gefecht. Aber wie wir mit Freude feststellten, ging das Feuer ziemlich einseitig von uns aus. Nur von links erhielten wir sehr störendes Infanteriefeuer, so daß unser Geschütz dorthin in Tätigkeit treten mußte. (Fortsetzung folgt.)


Das Lied.
Es gab ein wunderschönes Lied – –.
Das marschierte mit uns,
Das flog um unsere leuchtenden Fahnen,
Das lag in unseren Herzen wie ein frischer
Blumenstrauss
Wir haben's in manches Grab gesungen,
in fremden Wind, unter fremden Sternen.
Und wenn wir's sangen, dann schimmerten
wir.
– – –
Es gab ein wunderschönes Lied. – –
Es darf nicht mehr nach der Heimat mit.
Wir werden sonst welk
„O Strassburg, o Strassburg,
du wunderschöne Stadt!"
Max Jungnickel

Unter der Lupe

Aus dem Jahre 1923.

Zeitgemäße Phantasien.

V.

Anno 1920 im Mai hatte man die Zwangskrankenversicherung auf Einkommen bis 15 000 Mark ausgedehnt; das war nicht nur recht, sondern auch billig; und lag durchaus im Interesse der Krankenkassenangestellten.

Nun aber, im Mai 1923, hatte sich der eiserne Ring geschlossen; die sogenannten Deutschen waren ein einig-einzig Volk von Versicherten geworden, denn durch Majoritätsbeschluß der kaninchengleich Gesetze erzeugenden Versammlung der Deutsch-Internationalen Republik war mit der staatlichen Zwangs-Schuhzeugversicherung alles an Versicherungen erfaßt, was zu erfassen möglich war; es gab neben der Lebens-, Todes-, Feuer-, Kranken- und Arbeitsscheu-Versicherung eine Haarschneide-, Kleiderriß-, Steckrüben- und Schuhzeugversicherung und noch viele, viele andere staatliche Zwangskassen, die nur die Wirklichen geheimen Versicherungsräte alle kannten, und von denen die Versicherten selbst keine Ahnung hatten.

Lulu Hupfauf schlenderte vergnügt durch den Tiergarten; jetzt kam, das wußte er, für ihn eine glänzende Zeit, in der sich feine Geschäfte machen ließen. Eigentlich war er Hautarzt, aber seit die große Krankenversicherung hereingebrochen war, handelte er schleich mit getragenem Fußzeug; und er hatte noch einen schönen Vorrat unter der Herkulesbrücke lagern. Lulu Hupfauf war durchaus regierungsfromm, seit man die Schuhzeugversicherung eingeführt hatte. . . .

Gerad als er nach Buche 25 sich begeben wollte — er wohnte dort in einem Starenkästchen, das ihm das Wohnungsamt nach zweijähriger Wartezeit angewiesen hatte — traf er seinen Freund, den Privatdozenten Hochdruck, der zwar noch immer keine feste Wohnung hatte, aber einstweilen sich unter Hupfaufs Buche einrichten durfte.

„Hallo, wie geht's?"

„Ach, schlecht, lieber Lulu."

„Warum denn schlecht? Du bist doch gegen Schlechtgehen versichert?"

„Versichert?" — —

„Jawohl, das Büro befindet sich Eichhornstr. 156 unter der Teppichklopfstange."

„Ach, lieber Lulu, du hast gut reden; hast deine hübsche Wohnung an Buche Nr. 25 mit der Flugstange, hast deinen einträglichen Handel mit altem Fußzeug. Aber unsereiner! Seit einem Jahr hab ich mir nicht mehr die Haare schneiden lassen. Jedesmal, wenn ich zum Kassenfriseur komme, schreit der mich an und sagt, ich sei ein Simulant. Geh ich zur Kleiderversicherung, gleich heißt es: Ihre Kleider sind noch so gut wie neu. . . . Zeig' ich die Löcher, sagt man: ‚Löcher sind gesund; die frische Luft wirkt wohltätig auf die Haut; die Poren gehen auf . . .'"

„Komm, lieber Hochdruck, ich schenk dir auch ein paar alte Einlegesohlen, wir gehen jetzt zu meiner Wohnung herauf, setzen uns auf die Stange und genießen den schönen Abend."

Man ging, man kletterte zum Starenhaus empor; man setzte sich auf die Stange . . . Lulu holte ein paar Monopolzigarren, Deckblatt Kölnische Zeitung, Einlage Rote Fahne, hervor, und man rauchte.

Aber der Privatdozent war noch immer sehr niedergedrückt.

„Ich möchte heiraten," stöhnte er, „für mein Leben gern heiraten. Aber wie soll ich das machen. 992 M. verdiene ich jeden Monat, davon muß ich 220 M. Steuern blechen, und 45 M für die Krankenkasse und 50 M. für die kommunale Beerdigungskasse, und dabei weiß ich nicht einmal, ob ich überhaupt sterben darf, weil ich doch mit 72 M. Monatsbeitrag in der staatlichen Lebensversicherung bin. Und dann die Haarschneideversicherung mit 8 M. und die teure „Schlechtgehversicherung" und nun zuguterletzt noch die Fußzeugkasse; ach, es ist ein Elend; mir bleiben höchstens monatlich noch 50 Mark zum Leben übrig. Aber davon kann ich nicht leben."

„Du lebst doch," warf Hupfauf ein.

„Ach Hupfauf," rief der Privatdozent, „kannst du mir nicht einen Rat geben, wie ich aus diesem Jammer herauskomme?"

„Hupfauf dachte nach: „Komm zu mir als junger Mann ins Geschäft; wenn du gut schleichhandelst, sind dir deine 1200 M. gewiß, bleiben dir also zum Leben noch fast 300 Mark."

Doch Hochdruck schüttelte den Kopf.

„Das kann ich nicht, das kann ich nicht," jammerte er, „ich bin doch kein Mediziner, ich bin doch Nationalökonom."

Da fiel Hupfauf etwas ein. „Du, ich weiß was," rief er ganz erfreut, „ich weiß was. Der Minister des Innern, weißt du — ich kenne ihn von früher her, als er noch bei mir auf der Station Heilgehilfe war — wird ein neues Amt einrichten. Dort bring' ich dich unter."

„Was ist das für ein Amt?"

„Das wird die **Versicherungserfinnkommission**; die Leute werden gut bezahlt" . . .

*

Sechs Monate später ging es Hochdruck sehr gut; er hatte eine neue Versicherung erfunden, die Wohnungsversicherung. Alle Bürger mit einem Einkommen bis zu 20 000 M. mußten hinein. Und das Wohnungsamt wurde sichtlich entlastet, denn natürlich waren die meisten Wohnungssucher einfache Simulanten. Hochdruck aber war kein Simulant. Er mußte eine Wohnung von 9 Zimmern in der Kantstraße haben, und er war nun sehr glücklich, und wäre noch glücklicher gewesen, wenn er sich nicht auch noch verheiratet hätte —

Korr.bitterbrifar.

Deutsche Karikaturen

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.



Stimme aus dem Ruhrgebiet: „Zu Hilfe, zu Hilfe!“
Reichskanzler Müller: „Erst sagen Sie mal, daß Sie sozialdemokratisch stimmen werden!“

[illegible] für die Redaktion: Dr. E. [illegible], Berlin-Friedenau.

Preis 75 Pfennig



20. Jahrhundert
Dokumente zur Zeitgeschichte
Verlag August Scherl G.m.b.H. Berlin S.W. 68

Nummer 23 | 12. Juni 1920 | 2. Jahrgang

Nach der Wahl.

Seit in Deutschland die Urnen umtost der Kampf der Parteien
Hat der Verleumdungen Flut nie mich so dreckig gemacht.

Das Wahlergebnis und seine Wirkung nach innen und außen.

Von Dr. C. Mühling.



Diese Zeilen werden zwar nach der Wahl geschrieben, die für vier Jahre über das Schicksal Deutschlands entscheiden soll, aber, bevor das Wahlergebnis festgestellt werden konnte. Sie werden aber erst gelesen werden, wenn es schon bekannt gegeben ist. Es kann daher hier nur von der Tendenz der Wahl, die schon jetzt mit Sicherheit erkennbar ist, gesprochen werden.

Was erwartet und vorausgesagt wurde — so viel läßt sich schon jetzt mit großer Bestimmtheit erklären — ist eingetroffen. Es ist eine gewaltige Stärkung der Oppositionsparteien das in die Augen springende Ergebnis dieser entscheidungsschweren Wahl. Die Koalitionsparteien sind auf das heftigste erschüttert worden. Ob sie überhaupt noch über eine regierungsfähige Mehrheit verfügen, werden unsere Leser wissen, wenn diese Zeilen ihnen zu Gesicht kommen. Eine geradezu katastrophale Niederlage im ganzen Gebiete des Reiches, sogar in ihren Hochburgen, hat die demokratische Partei erlitten. Eine Regierung, die im Innern und im Ausland so viel Ansehen genießt, wie eine deutsche Regierung jetzt gebraucht, damit Deutschland nicht dem inneren Chaos und der vollkommenen Versklavung verfällt, können die drei Parteien, die bis jetzt die Regierungsgewalt ausgeübt haben, nicht mehr zustandebringen. Es muß eine Verbreiterung der Regierungsbasis nach rechts oder nach links stattfinden, und da die Unabhängigen mit keiner einzigen von den bürgerlichen Parteien zusammenarbeiten wollen, und auch keine einzige bürgerliche Partei bereit ist, in ein Ministerium einzutreten, in dem die Unabhängigen selbst eine viel kleinere Anzahl von Ministerposten einnehmen, als ihnen ihrer Zahl nach zukommt, so kann diese Verbreiterung nur nach rechts stattfinden. Es wird von den Sozialdemokraten abhängen, ob eine solche Entwicklung möglich ist.

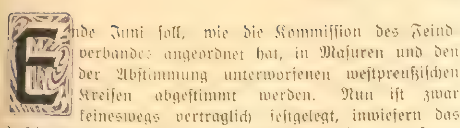
Die Presse der Koalitionsparteien, mit besonderer Leidenschaft die der Demokraten, hat nun auf das Ergebnis des Wahlkampfes dadurch einzuwirken versucht, daß sie behauptete, eine Verbreiterung der Regierungsbasis nach rechts würde zum Bürgerkrieg führen und das Ausland veranlassen, die Vergewaltigungspolitik mit verstärkten Kräften fortzusetzen. Beide Behauptungen sind vollkommen unrichtig. Eine durch den Eintritt rechtsgerichteter Politiker verstärkte Regierung wird im Innern eine viel größere Autorität besitzen als die Regierung der Herren Bauer und Müller, deren Schwäche nicht nur der Kapp-Putsch, sondern auch die Politik erwiesen hat, die sie nach dem Kapp-Putsch den Forderungen der Radikalen gegenüber für richtig hielt. Unter den Regierungen der Koalitionsparteien hatten wir ja schon den Bürgerkrieg fast in Permanenz. Der ungeheuer stark angewachsenen Partei gegenüber, die den Bürgerkrieg während der letzten anderthalb Jahre dreimal entfesselt hat, und deren wildeste Agitatoren nun im Parlament sitzen, um das Parlament zu beseitigen, würde eine Regierung vom Schlage Müller, die nur halber Maßregeln fähig ist, die sich nie durch Widerstand, sondern immer nur durch Nachgeben zu retten wußte, wie eine lebendig gewordene Aufforderung zum Bürgerkrieg erscheinen. Nur starke Regierungen machen Bürgerkriege unmöglich.

Dem Auslande gegenüber aber werden diese Wahlen wirken wie eine gerade zur rechten Zeit gekommene Mahnung. Das bestätigt ein in dieser Beziehung gewiß klassischer Zeuge, wahrscheinlich ohne es zu wollen, in einer Unterredung, die er mit dem Vertreter eines holländischen Blattes gehabt hat. Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Dr. Köster erklärte nämlich seine Befriedigung darüber, daß der „Temps“ kürzlich die Schutzzollpolitik in den französischen Kolonien deshalb bekämpfte, weil eine Absperrung Deutschlands von dem französischen Kolonialreich die Revanchegelüste in Deutschland stärken müßte. Er sagte, daß der Temps ganz recht hätte, und daß diese Revanchegelüste in noch viel höherem Grade dadurch gestärkt würden, daß man bei jeder Gelegenheit Deutschland seine Mißachtung zu erkennen gäbe. Besondere Wut müsse in Deutschland die Beharrlichkeit erzeugen, mit der Frankreich trotz dringender Vorstellungen von deutscher Seite seine farbigen Truppen in den besetzten Gebieten stehen lasse.

Wenn jetzt die deutschen Wahlen eine Stärkung der Koalitionsparteien herbeigeführt hätten — dann wäre ja Herr Dr. Köster an demselben Tage desavouiert worden, an dem seine Unterredung der Entente bekannt geworden ist. Dann wäre unseren Feinden der Beweis erbracht worden, daß auch die schlechteste Behandlung die Deutschen nicht mehr zum Widerstande aufreizen kann, daß es nicht einmal mehr ihre Galle in Bewegung setzt, wenn man ihre Frauen durch schwarze Bestien vergewaltigen läßt, daß man ihnen also trotz aller ihrer lauten Proteste, gerade so wie nach der Komödie von der verdorrenden Hand, auch das Demütigendste bieten kann. Da aber die Parteien, die fest entschlossen sind, so nichtswürdiger Behandlung mit dem schärfsten Widerstand zu begegnen; dieselben Parteien, die der Auslieferung unserer besten Männer ein entschiedenes „Nein“ entgegensetzten, und durch ihre leidenschaftliche Bekämpfung dieser entwürdigenden Zumutung den erwünschten Erfolg erzielten, aus dem Stahlbad dieser Wahlen gestärkt hervorgegangen sind, kann das Ansehen des deutschen Volkes im Auslande, dessen letzter Rest sonst rettungslos verloren gewesen wäre, nur wachsen. Denn nur auf solche Weise konnte dem Ausland der Beweis erbracht werden, daß die Behauptung Dr. Kösters vom Wiedererwachen der deutschen Revanchelust richtig ist. Diejenigen unter den Signatarmächten des Vertrages von Versailles, die sich vor der Unterzeichnung erfolglos bemühten, die französischen Vernichtungsgelüste und die französische Ländergier einzudämmen, die Besetzung deutschen Bodens auf eine kürzere Zeit zu beschränken und die zu zahlende Entschädigung herabzumindern, werden in Deutschland einen Rückhalt gewinnen; sie stehen dem höhnischen Einwand Frankreichs, daß eine deutsche Gefahr in der Welt überhaupt nicht mehr bestehe, nicht mehr waffenlos gegenüber. Herr Dr. Köster kann doch mit seiner Unterredung gar nichts andres bezweckt haben, als insbesondere Frankreich begreiflich zu machen, daß auch die Deutschen schließlich zur Verzweiflung getrieben werden können, und er muß doch annehmen, daß man dort das Wiedererwachen der deutschen Revanchelust hinreichend fürchtet, um, wenn man erst einmal daran glaubt, die Politik der Vergewaltigung aufzugeben. Darum muß ihm der Ausfall der Wahlen wie ein höchst willkommener Resonanzboden für die Töne erscheinen, die er angeschlagen hat. Wären die Wahlen in seinem Sinne ausgefallen, hätten sie wie eine Sordine auf diese Töne gewirkt. Darum werden die Wahlen auch im Auslande eine für uns günstige Wirkung haben, wenn sie wirklich die Bildung einer Regierung ermöglichen, die den Parteien der Rechten einen größeren Einfluß auf die auswärtige Politik gestattet, und diese günstige Wirkung wird im Verhältnis zur Stärke dieses Einflusses wachsen. Denn eine Regierung, von der das Ausland nach seinen bisherigen Erfahrungen eisenfesten Widerstand in keinem Fall zu erwarten hat, was man ihr auch bieten möge, kann eine erfolgreiche auswärtige Politik überhaupt nicht treiben, und entfremdet sich selbst die Mächte, die nur auf das Wiedererwachen des deutschen Nationalgefühls warten, um den ununterbrochenen Demütigungen und Vertragsbrüchen, die man sich bis jetzt gegen Deutschland erlaubt hat, einen wirksameren Widerstand entgegenzusetzen.

Die Zukunft Ostpreußens.

Von A. Winnig, Oberpräsident z. D.



Ende Juni soll, wie die Kommission des Feindverbandes angeordnet hat, in Masuren und den der Abstimmung unterworfenen westpreußischen Kreisen abgestimmt werden. Nun ist zwar keineswegs vertraglich festgelegt, inwiefern das Abstimmungsergebnis für die Entscheidung über das staatliche Schicksal maßgebend sein soll, es ist aber glücklicherweise so gut wie sicher, daß die deutsche Mehrheit so groß sein wird, daß man selbst im Feindverbande nicht wagen wird, diese Gebiete Polen zuzusprechen.

Beide, Deutsche und Polen, haben eine sehr eifrige, dem Streitobjekt angemessene Propaganda getrieben. Der Schwerpunkt der deutschen Werbetätigkeit lag in den Heimatvereinen, die über eine stattliche Mitgliederzahl und über viel Opferwilligkeit verfügen. Sie wurde angeregt und in gewissem Sinne geleitet vom Ostdeutschen Heimatdienst.*) Es ist zwar nicht ganz gelungen, die Heimatvereine parteipolitisch zu neutralisieren, auch sie sind, wie alles, was ausschließlich dem nationalen Gedanken zu dienen sucht, als reaktionär verdächtigt worden, doch hat das augenscheinlich den Erfolg ihrer Arbeit nicht beeinträchtigt. Denn darin, daß das Abstimmungsgebiet dem Reiche erhalten werden muß, sind sich alle Parteien einig; wenn auch einmal ein „unabhängiger" Sozialist knurrt, daß es ihm gleichgültig sei, ob er deutsch bleibe oder polnisch werde, so hat das nicht so sehr viel zu bedeuten — er selbst meint's nicht so, und die Masse der Arbeiterbevölkerung lehnt eine solche Auffassung sehr entschieden ab.

Das kam erfreulich drastisch zum Ausdruck, als man im Januar an einem bezeichnenden Einzelfalle einmal erkannte, mit welchen Mitteln die polnische Propaganda arbeitete und wie tief sie in deutsche Kreise eingedrungen war. Als die Polen die deutsche Stadt Soldau, die ihnen das Friedensdiktat ohne Abstimmung ausgeliefert hat, besetzt hatten, ernannten sie einen gewissen Salowski zum Landrat (Starosten) des Kreises Soldau. Dieser Polengünstling hatte es vordem verstanden, sich in die sozialdemokratische Parteiorganisation des Kreises Neidenburg einzuschleichen und dort eine maßgebende Rolle zu spielen. Er war Vorsitzender, beherrschte den Arbeiterturnverein und hatte die ganze Organisation in einen unglaublichen Radikalismus gehetzt. Seine Entlarvung als polnischer Agent veranlaßte die betroffenen Organisationen zu öffentlichen Erklärungen, in denen sie sich rückhaltlos für Deutschland aussprachen. Die Umstände sprechen leider dafür, daß derartige polnische Agenten auch in manchen Orten des Abstimmungsgebietes in gleicher Weise ihr Wesen treiben.

Jedenfalls ist die polnische Propaganda so zugeschnitten, daß sie bei geringerer Festigkeit der Bevölkerung eine sehr bedenkliche Gefahr darstellen würde. Schon im Sommer 1919 hat man in Warschau eine Schule zur Ausbildung polnischer „Großklappen" eingerichtet, die etwa 500 Zöglinge in das Abstimmungsgebiet gesandt hat. Mindestens ebenso frühzeitig hat man einen Späherdienst eingerichtet, der mit erstaunlicher Vollständigkeit alle mitteilenswerten Tatsachen melden konnte. Vom Herbst 1919 an war dann die deutsche Gegenorganisation fertig und am Werke, die uns die Möglichkeit gab, manche Quelle zu verstopfen, und darüber hinaus mustergültig arbeitete.

Aber selbstverständlich geben all solche Künste nicht den Ausschlag. Kluge und zielbewußte Propaganda kann eine schon vorhandene Grundgesinnung festigen, kann hier und da auch einen oder einige bekehren, aber stärker als die beste Propaganda ist zuletzt doch der still im Volke waltende Geist, der seine Kraft aus vielen Adern saugt, unter dem die Propaganda keine der mächtigsten ist. Dieser Geist steht und kämpft auf deutscher Seite und wird uns den Sieg geben. Die deutsche Wirtschaft, die deutsche Kultur und die preußische Ordnung werden den Kampf um die Abstimmungsgebiete zu unsern Gunsten entscheiden. Obwohl Prophezeiungen auch heute noch eine gewagte Sache sind, wage ich doch in Aussicht zu stellen, daß die Volksabstimmung in Masuren eine deutsche Mehrheit von 3 : 1 bringen wird. Für die der Abstimmung unterworfenen westpreußischen Kreise ist eine allgemeine Vorhersage nicht möglich, in einigen Gebieten ist das reine Polentum verhältnismäßig stark; das westpreußische Abstimmungsgebiet, als Ganzes betrachtet, wird jedoch kein wesentlich schlechteres Ergebnis zeitigen. Wird dann das Abstimmungsergebnis für die Entscheidung über das Schicksal dieser Gebiete maßgebend sein, so sind sie für Deutschland gesichert.

Was das für Ostpreußen und überhaupt für das Deutschtum im Osten bedeutet, ist im Reich nur sehr wenig bekannt, wie man denn hier überhaupt dem deutschen Osten ohne wirkliches Verständnis gegenübersteht. Die unselige Gepflogenheit, alles nach innerpolitischen, d. h. parteipolitischen Gesichtspunkten zu betrachten und zu beurteilen, hat dazu geführt, daß man in Ostpreußen nur den „Hort der Reaktion" sieht. Diese Betrachtungsweise ist so armselig und subaltern, daß sie jede Einsicht in die Bedeutung des Kampfes, der jetzt dort oben ausgetragen wird, unmöglich macht. Die Abstimmung in Ostpreußen entscheidet nicht nur über das Deutschtum des Abstimmungsgebiets, sondern der Ostmark überhaupt. Der nach einer etwaigen Abtrennung Masurens verbleibende Rest Ostpreußens wäre ein Torso, der zu einem kräftigen wirtschaftlichen Eigenleben unfähig wäre und schließlich dem Andrange der feindlich gesinnten Fremdvölker erliegen würde.

Das Ostpreußen des Versailler Friedensdiktats ist mit dem alten Ostpreußen nicht zu vergleichen. Dies alte Ostpreußen war ein Teil des Deutschen Reichs — der stärksten Macht des Festlandes. Das allein schon gab ihm Sicherheit. Die Blüte der Provinz beruhte auf ihrer Landwirtschaft, die im Zollsystem des Reichs gut gedieh, und auf dem Transitverkehr, der Memel und Pregel belebte und respektable Gütermengen bewältigte. Das alles ist nicht mehr wahr. Ostpreußen ist vom Reiche durch hundert Kilometer feindlichen Gebiets getrennt, und dies Reich ist nur noch ein Schattenspiel seines früheren Selbst. Die Landwirtschaft ist durch den Krieg, der ihren Viehstapel gelichtet und ihr den Bezug künstlichen Düngers erschwert hat, entkräftet. Was will es heißen, daß die Verschuldung, die früher 52 vom Hundert betrug, heute vielleicht auf 25 oder 20 vom Hundert zurückgegangen ist? Der Besitzer selbst

*) Der Ostdeutsche Heimatdienst ist nicht zu verwechseln mit der Zentrale für Heimatdienst, die auch in Ostpreußen eine Zweigstelle unterhält. Diese Zweigstelle der Zentrale für Heimatdienst hat lediglich einen nach innerpolitischen Gesichtspunkten betriebenen Nachrichtendienst eingerichtet. Der Verfasser.

mag das als eine Erleichterung empfinden, aber die gesunkene Ertragsfähigkeit des Bodens hat einstweilen noch keinen Vorteil davon. Der Handel aber ist nahezu ganz ausgestorben, und was das schlimmste ist: die neue Landkarte des Ostens ist ganz darauf zugeschnitten, den Transithandel Ostpreußens für alle Zeit lahmzulegen. Danzig ist als der Hafen Polens gedacht, die Abtrennung des Memelgebiets aber soll es ermöglichen, den Verkehr mit Litauen und Weißrußland wie mit Rußland überhaupt um Ostpreußen herumzuleiten und es von dem Transithandel mit den östlichen Nachbarländern ganz auszuschalten. Man mag in Ostpreußen noch so viel guten Willen haben, und man hat ihn zweifellos, so wird doch die wirtschaftliche Entkräftung ihre Wirkung tun und die Provinz allmählich den fremdvölkischen Einflüssen unterwerfen.

Dieser Gefahr läßt sich nur durch ein wirtschaftlich starkes Ostpreußen begegnen.

Nun dürfen wir uns aber nicht darauf beschränken, Ostpreußen dem Reiche zu erhalten. Das Ziel der deutschen Ostpolitik muß weitergehen. Es muß darin gipfeln, in dem uns noch verbliebenen Teil unserer Ostmark ein neues Zentrum deutscher Wirtschaftskraft und deutscher Kultur zu schaffen. Das aber läßt sich nicht allein mit der Landwirtschaft erreichen. Die Landwirtschaft ist volkspolitisch ein passives Element – an den Ort gebunden und mit ihrem Einfluß auf den Ort beschränkt. Sie ist zäh in der Behauptung ihrer einmal gewonnenen Stellung, aber sie wirkt nicht expansiv. Expansiv im modern-volkspolitischen Sinne wirken Handel und Industrie. Soll Ostpreußen also kein belangloser und gefährdeter Außenposten bleiben, soll es vielmehr der archimedische Punkt werden, von dem aus sich diese unmögliche Karikatur der östlichen Welt wieder aus den Angeln heben läßt, so muß man das wirtschaftliche Gesicht Ostpreußens verändern, muß neben einer wiedererstarkten Landwirtschaft eine aus sich selbst lebensfähige Industrie schaffen, die ihrerseits den Handel sozusagen von selbst schaffen wird.

Die Industrialisierung unseres Ostgebiets ist sicher keine leichte Sache. Aber es handelt sich nicht darum, ob leicht oder schwer, sondern ob möglich oder unmöglich. Frühere Versuche in dieser Richtung, von denen man gern spricht, um die Unmöglichkeit dazutun, sind überhaupt nie ernstlich gemacht worden. Es lag ja auch kein Anlaß dazu vor. Das ist heute anders. Heute ist die Industrialisierung des Ostens eine Lebensfrage für das Deutschtum der Ostmarken. Die Voraussetzungen dafür sind, zum Teil wenigstens, gegeben. Ostpreußen hat in seinen Seen und Flüssen Wasserkräfte von idealer Ausnutzungsmöglichkeit. Es hat in seinen Wäldern und anderwärts Rohstoffe für hochwertige Ausfuhrwaren. Die Bedingungen für eine in jeder Hinsicht bodenständige Industrie sind gegeben. Aber sie werden nur benutzt werden können von einem Ostpreußen, das keine weitere Verriegelung seines Gebiets hinnehmen muß. Reichlich 75 Prozent der ostpreußischen Waldungen liegen im Abstimmungsgebiet — das sagt genug, um zu zeigen, wieviel für Ostpreußen und für Deutschland von dem Ausfall der Abstimmung abhängt. Mit der Inangriffnahme der Bauten für die Nutzbarmachung der Wasserkräfte ist der Anfang zur Verwirklichung dieses ganzen Planes gemacht, der hoffentlich durch keinerlei innerpolitische Wirren mehr gestört und in Frage gestellt wird.

Militarismus und Völkerbund.

Von Kapitän zur See a. D. Paul Ebert.



Wieweit auch sinnender Forschergeist den Weg der Geschichte des Menschengeschlechts rückwärts von der Gegenwart bis zu grauer Vorzeit Tagen verfolgt, immer wieder von neuem stößt er in kurzen Zwischenräumen auf die schreckliche Bestätigung des grausamen alten Lehrsatzes „Macht geht vor Recht". Von den unwirtlich kargen Gefilden der rauhen nordischen Heimat zog es die Stämme der Völkerwanderung mit unwiderstehlicher Gewalt hin zum sonnig fruchtbaren Süden, wo das rasende Schwert ihnen eine blutige Bahn schuf; Helenas Raub entfachte den Krieg, der Troja dem Erdboden gleich machte. So sind Hunger und Fortpflanzungstrieb von jeher die Beweggründe gewesen, auf die letzten Endes und im weitesten Sinne verstanden schließlich aller Hader und Streit unter den Menschen zurückzuführen sind.

Die stete Gefahr vor feindlichem Angriff zwang die Individuen zum schutzbündlerischen Zusammenschluß in Familien, Stämmen, Dorfschaften, Nationen, Staaten und Staatenbünden. Je niedriger die kulturelle Entwicklungsstufe war, desto primitiver und geringer an Umfang blieb die Organisation solcher Bundesgenossenschaften. So steht noch heute in einzelnen Teilen der Südsee Inselgebiete Dorfschaft gegen Dorfschaft in nie endender Fehde. Je umfangreicher aber im Laufe stürmisch fortschreitender Entwicklung der Kulturvölker die einzelnen Staatengebilde und Staatenbünde sich gestalteten, je mehr die Zahl der Individuen wuchs, die ihre Waffen zur Verteidigung oder zur Erkämpfung günstigerer Lebensbedingungen vereinigten, desto verheerender und vernichtender wurde auch die Wirkung der Waffengänge.

Die furchtbaren Ereignisse der letzten Jahre haben nun erwiesen, daß es eine Grenze für die Größe solcher Parteibildungen gibt, über die hinaus der Krieg sinnlos wird, weil auch für die Angreifer das natürliche Kriegsziel, nämlich die Besserung der eigenen Daseinsbedingungen in irgendeiner Form nicht nur nie erreicht werden kann, sondern im Gegenteil für alle Beteiligten, ja sogar für die unmittelbar nicht beteiligten Neutralen ein schwerer kultureller Rückschritt unvermeidlich wird. Deutlich hat sich gezeigt, daß für so schwere Erschütterungen wie das jahrelange Ringen von Millionenheeren und die in ungeheuren Ausmaßen durchgeführte Vergeudung schaffender Kräfte unser Planet zu klein ist, daß jenes im Laufe von vielen Jahrhunderten mühsam entwickelte zarte Gebilde der unendlich vielfach verzweigten und verästelten Beziehungen aller Kulturvölker des Erdkreises untereinander zu empfindlich ist, als daß es solche rauhen Stöße ohne dauernden, nie völlig zu heilenden Schaden für den Gesamtbau ertragen könnte.

Für alle denkenden Hirne sollte also kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß ein Krieg wie der letzte nur geeignet sein kann, die Stützpfeiler dessen, was wir heute Kultur nennen, zu zermürben und dem dann unvermeidlichen chaotischen, Sieger und Besiegte mit sich reißenden Zusammenbruch näherzubringen. Diese vielfach allerdings noch recht unklare Erkenntnis hat zu dem Gedanken des alle Kulturstaaten vereinenden Völkerbundes geführt, dessen Aufgabe es sein soll, entstehende Interessengegensätze auf dem Wege friedlicher Verhandlungen, nach Recht und Billigkeit, zum Ausgleich zu bringen.

Die ungeheueren Schwierigkeiten, die sich der Bildung dieses Völkerbunds infolge der nach der ganzen bisherigen Entwicklung des Menschengeschlechts fest eingewurzelten, kriegerischen Anschauungen entgegenstellen, dürfen nicht verkannt werden, obwohl nach dem Vorhergesagten heute

zweifellos letzten Endes Sein oder Nichtsein jeder Kultur vom Zustandekommen des Bundes abhängt.

Daß der von Deutschlands Feinden mit dem Namen „Völkerbund“ belegte Verband zur rücksichtslosen Vertretung einseitiger Interessen nicht nur gegenüber Mitteleuropa, sondern auch gegenüber den Neutralen, auch nicht den leisesten Hauch vom Geiste des wahren Völkerbundes verspürt hat, bedarf keiner Erläuterung mehr. Wie wenig dieser Verband Einigkeit und inneren Zusammenhalt, erste Vorbedingungen also zu einem ersprießlichen Arbeiten im Sinne der Völkerbundsideen, zu wahren vermag, erweisen die Geschehnisse der letzten Monate und Wochen. Amerika hat sich mehr und mehr zurückgezogen, Frankreich greift ohne Vorwissen seiner Bundesgenossen und trotz deren ausdrücklicher Mißbilligung zu rohen, völkerrechtswidrigen Gewalttaten. Dazu nehmen die Kriegsrüstungen nach wie vor unvermindert ihren Fortgang, obwohl sie ja nach der vernichtenden Niederlage der mitteleuropäischen Staaten logischerweise nach Art und Umfang lediglich eine aus gegenseitigem Mißtrauen geborene Bedrohung der Alliierten und Assoziierten untereinander darstellen können. Militarismus und Marinismus blühen mehr als je zuvor, niemals hat brutaler Imperialismus unverhüllter und trotziger sein Haupt erhoben als nach dem Siege der Entente-Staaten.

Unter der Parole „Vernichtung des Militarismus“ fielen jene über Deutschland her und meinten doch nur die Wehrlosmachung des rührigen Konkurrenten auf dem Weltmarkte, der ihr Wohlwollen verscherzt hatte, als er sich nicht mehr damit begnügte, ihren Kolonien in Strömen deutscher Auswanderer kostbaren Kulturdünger zu liefern, als statt dessen das Made in Germany seinen Siegeslauf begann. Glänzender konnte wahrlich nicht gerechtfertigt werden, wie wohl der rings von Neidern und Hassern umlauerte Michel daran tat, sein gutes Schwert blank und scharf zu erhalten, unter dessen Schutz und Schirm sich der blühende Aufstieg des deutschen Vaterlands vollziehen durfte.

Bei den Alliierten selbst fehlt es nicht an vereinzelten Köpfen, die den ungeheueren Widersinn der Entente-Politik zu erfassen beginnen. Der Leitaufsatz des „Corriere della Sera“ vom 18. 4. sagt: „Der **Verband** hat sich überlebt, es wird allerhöchste Zeit, daß er sich in den **Völkerbund** verwandelt, als dessen Vorstufe er von allen vernünftig denkenden Italienern von jeher betrachtet wurde.“ Es scheint, daß Nitti in San Remo diesen Gedanken hartnäckig und nicht ohne Erfolg nachgegangen ist.

Hier den Hebel einzusetzen, und mit allen nur erdenklichen Mitteln, unter Einsatz der fähigsten und ideenreichsten Köpfe, frei von bureaukratischer oder doktrinärer Engherzigkeit, mit einer wahrhaft großzügig organisierten, wohldurchdachten und geschickt geleiteten Propaganda für die Durchführung des wahren und reinen Völkerbundgedankens einzutreten, scheint mir die wichtigste Aufgabe der deutschen Diplomatie zu sein, die darin der nachdrücklichsten Unterstützung der führenden Kreise bedarf, ohne Unterschied der politischen Parteirichtung. Deutschland muß wieder Ansehen und Geltung in der Welt gewinnen, seine Stimme muß sich Gehör verschaffen. Hier ist für das Volk der Denker eine einzigartige Gelegenheit geboten, die geistige Führerschaft in der Ausarbeitung des Völkerbundgedankens an sich zu reißen und durch die Macht der Idee sich eine neue Einflußsphäre zu sichern.

Die Aufgabe ist groß, riesengroß; denn es gilt die allmähliche Überwindung von Anschauungen, die in der Seele der Völker bisher fest eingefressen, fast zum Naturgesetz verknöchert sind. Sie muß aber von uns in Angriff genommen werden mit der verzweifelten Kraft des Ertrinkenden, denn ein Versagen würde wahrscheinlich den langsamen **Untergang jeder Kultur, mit völliger Sicherheit aber** die baldige und endgültige Vernichtung Deutschlands nach sich ziehen. Denn die Machtmittel, auf die Deutschland ehemals sich stützen durfte, sein Heer und seine Flotte sind vernichtet, so hoffnungslos, daß auf lange, vorläufig unabsehbare Zeit sie als ein Werkzeug der Außenpolitik überhaupt nicht mehr in Frage kommen. Das Heer ist an Zahl für jede denkbare noch so kleine Aufgabe völlig unzureichend, durch die maßlose Hetze innerer Feinde vergrämt und zer**mürbt, dauernd krankend unter der unsittlichen, durch den** Friedensvertrag erzwungenen Verpflichtung auf eine 12-jährige Dienstzeit, ohne daß der Staat die Möglichkeit hat, den Söldner seiner Pflicht zu entbinden, wenn letzterem der Dienst nicht mehr zusagt, die Marine durch die Wühlarbeit der Deckoffizier- und Unteroffizierbünde, deren letztes Ziel offenbar die Organisation auf gewerkschaftlicher Grundlage ist, auf Nullwert herabgesunken. Schwert und Dreizack entsanken Germanias einst so starkem, jetzt durch innere **Vergiftung gelähmten Arm. Lange wird es dauern, bis** Deutschland im Notfalle beides wieder in die Wagschale zu werfen vermag, wie es eines großen und starken Volkes würdig ist und für sein Wohlgedeihen immer unentbehrlich sein wird.

So bleibt uns jetzt nur die Hoffnung auf unseres Volkes Denkfähigkeit, auf seine geistige Schaffensfreude und seine oft bewährte Organisierungsgabe. Sie müssen helfen, in einem vom reinen, versöhnlichen Geiste getragenen Völkerbunde uns einen Platz an der Sonne zu erringen.

Die Deutschen in der Tschechoslowakei nach den Wahlen.

Von Waldemar Quaiser-Schönbach.



Seit dem 18. bzw. 25. April d. J. ist die Tschechoslowakei in die demokratischen Staatsgebilde Europas einzureihen. Bis zu jenen Tagen regierte diese eigenartige Republik ein von sich selbst ernannter Ausschuß, der sich Nationalversammlung nannte. Achtzehn Monate mußten sich die in diesen Staat gewaltsam hineingezwungenen Völker ein Regime gefallen lassen, das zaristischen Absolutismus von ehedem verkörperte. Unser besonderes Interesse erweckt das Schicksal der sich dort befindlichen **deutschen Minderheit**, die die stattliche Zahl von 4 Millionen Seelen erreicht. Die Deutschen wohnen in vier geschlossenen **Sprachgebieten: Deutschböhmen, Sudetenland, Böhmerwaldgau und Znaimer Kreis. Darüber hinaus leben sie als** Pioniere des Handels, der Industrie usw. zerstreut in den slawischen Bezirken Böhmens, Mährens, Schlesiens und der Slowakei. Kleinere deutsche Enklaven gibt es noch in der Slowakei, und zwar in der Gegend der deutschen Stadt Preßburg, in der Zips, im Kremnitzenhäuergau und auf dem Gründner Boden. — Bekanntlich wurde den Deutschen in der Tschechoslowakei das Selbstbestimmungsrecht verweigert, die deutschen Provinzen, die sich als Bestandteile der deutschösterreichischen Republik erklärt hatten, von ausgeruhten tschechischen Hinterlandssoldaten überrannt und diese reichen deutschen Gebiete samt den ganz bedeutenden wirtschaftlichen Ressourcen dem tschechischen Staate einverleibt. Wie zum Hohne erklärt jedoch der zwischen der Entente und der Tschechoslowakei abgeschlossene Vertrag vom 10. September v. J., daß sich die Völker „freiwillig“ zusammengeschlossen hatten. Mit welchen Mitteln diese Freiwilligkeit geschützt werden muß, zeigt insbesondere das Säbelregiment der Tschechen, die in ihrem kleinen Staate einen Militarismus pflegen, der seinesgleichen sucht. Mit Recht wurde im englischen Unterhause vor kurzem gerügt, daß die hohen Ausgaben der mitteleuropäischen Nationalstaaten in ihrem Übermilitarismus liegen und aus dem Grunde den wirtschaftlichen Wiederaufbau verzögern, wenn nicht unmöglich machen. Fest steht jedenfalls, daß die Tschechoslowakei ein Gewaltstaat ist, Zeit ihres Bestehens bleiben wird, und die Herren in **London** und **Paris** werden aus ihrem Wolkenkuckucksheim noch manches konstatieren können, was ihnen an den kleinen Staaten Mitteleuropas nicht gefällt. Billigere Erkenntnis wäre ihnen jedoch geworden, wenn sie bei der Beratung des Vertrages mit der Tschechoslowakei bzw. Deutschösterreich die deutschen Vertreter als Gleichberechtigte zugezogen hätten. Das zum Himmel schreiende Unwesen, das die Tschechen in Paris trieben, und auf das die unorientierten Machthaber hineinfielen, die sich an

maßten, Europa neu aufteilen zu können, muß jedoch erst seine reifen Früchte tragen. Erst dann werden andere, bessere Verhältnisse kommen, die insbesondere auch das Recht des deutschen Volkes in ganz Mitteleuropa respektieren.

Von welcher Absicht die sich als „Herrennation" fühlenden tschechischen Führer leiten lassen, zeigen mit erschreckender Deutlichkeit die eben stattgefundenen Wahlen. Schon die Vorarbeiten, bei denen natürlich die anderssprachigen Nationen ausgeschlossen waren, ließen erkennen, daß alles darauf hinausläuft, die tschechische Stellung unter allen Umständen zu stärken und die übrigen Nationen in ihren rechtlichen Belangen zu kürzen. Es mag diesbezüglich die Feststellung genügen, daß in den Wahlkreisen die Wahlzahl zwischen 17 679 und 27 915 schwankt. Eine kaum hohergehende Bevorzugung erhielt beispielsweise der Prager Wahlkreis, dem 45 Mandate zugewiesen wurden, während die deutsche Stadt Reichenberg im tschechischen Wahlkreise, der 17 Mandate zählt, verschwindet. Nach diesen Wahlvorbereitungen war es natürlich klar, daß Ergebnisse zutage treten mußten, die das tatsächliche Kräfteverhältnis der Nationen arg entstellten. Hinzukommt, daß die in deutschen Orten (Städten und Dörfern) liegenden tschechischen Soldaten am Aufenthaltsorte wählten, so daß in nationaler Beziehung Spiegelfechterei getrieben wurde. Trotz alledem gelang es aber den deutschen Parteien, 72 Abgeordnete in die Kammer und 37 in den Senat zu bringen. Die in nationalen Belangen zweifellos mit ihnen gehenden madjarischen Parteien wählten 10 Abgeordnete und 23 Senatsmitglieder. Außerdem ist noch zu erwarten, daß aus den polnischen und ruthenischen Gebieten einige oppositionelle Vertreter kommen — die Wahlen finden dort später statt —, auch dürften sich die oppositionellen Slowaken unter der Führung Hlinkas nicht auf tschechoslowakische Seite stellen. Demgegenüber stehen die tschechischen und slowakischen Vertreter in einer Gesamtzahl von 199 Abgeordneten in der Kammer und 102 im Senat. —

Über die deutschen Parteien wäre zu sagen: Die vier bürgerlichen Parteien, Bund der Landwirte, Deutsche Nationalpartei, Christlichsoziale Volkspartei und Deutschdemokratische Freiheitspartei, gründeten am 14. Mai d. J. den Deutschen parlamentarischen Verband, über dessen Absichten sein Vorsitzender, der ehemalige Landeshauptmann von Deutschböhmen, Dr. Rudolf Lodgman-Auen, ausführte, daß „die schwere Stellung, welche das deutsche Volk im tschechischen Staate einnimmt, nach Möglichkeit zu bessern und alle Kraft darin zu setzen ist, das zu erringen, was uns eine kurzsichtige europäische Politik und eine auf Haß gerichtete Absicht vorenthielt: unser Selbstbestimmungsrecht." Zahlenmäßig betrachtet hat der Verband folgende Stärke:

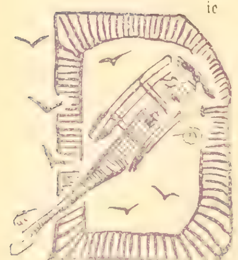
	Abgeordnete:	Senatsmitglieder:
Bund der Landwirte	13	7
Deutsche Nationalpartei	12	6
Christlichsoziale Volkspartei	9	4
Deutschdemokratische Freiheitspartei	2	2
Zusammen	36	19

Alle vier Parteien stehen auf dem Boden der republikanischen Staatsverfassung, fordern zwischenvolkliche und zwischenstaatliche Verträge im Sinne wahrer Völkerbundsarbeit und eine Miliz nach Schweizer Muster, um das Wesentliche herauszugreifen. Deutsche Juden nimmt nur die Deutschdemokratische Freiheitspartei auf. Den Verband will in nationalpolitischer Beziehung die Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei unterstützen, eine Arbeiterpartei auf nationaler Grundlage, ebenfalls antisemitisch und in staatspolitischer Beziehung wohl mehr aus Opportunitätsgründen republikanisch. In nationaler Beziehung fordert sie den Zusammenschluß aller im geschlossenen Sprachgebiete wohnenden Deutschen und spricht sich offen für den Anschluß an das Deutsche Reich aus. Diese Partei zählt 5 Abgeordnete und 2 Senatsmitglieder. Schließlich ist die Deutsche Sozialdemokratische Partei der Tschechoslowakei zu nennen. Sie errang 31 Kammersitze und 16 Plätze im Senat. Ihr Führer ist der frühere deutschböhmische Landeshauptmannstellvertreter Josef Seliger, ein als Verfechter des Selbstbestimmungsrechtes bekannter kluger Kopf. Als unterstützende Gruppe der deutschen Position werden die madjarischen Vertreter anzusehen sein. Ihre Sozialdemokraten errangen 4 Sitze in der Kammer, keinen im Senat, die Agrarier je einen Sitz in Kammer und Senat und die Christlichsozialen brachten 5 Abgeordnete und 2 Senatsmitglieder auf.

Müßig wäre es, orakeln zu wollen, in welcher Richtung sich das zukünftige parlamentarische Leben in der Tschechoslowakei abwickeln wird. Zweifellos wird dieses Miniatur-Österreich — im Sinne der alten Monarchie —, ernstliche Krisen durchzumachen haben und immer wieder durch die nationalen Verwicklungen von positiver Arbeit abkommen. Dieses Spiel wird so lange zum Schaden eines geordneten europäischen Völkerzusammenlebens dauern, bis man das versprochene Selbstbestimmungsrecht allen Nationen zubilligen wird, nicht allein jenen, die in der Sonne der Ententemächte kreisen.

Deutsche Reiseflugzeuge.

Von Hans Dominik.



Die allgemeinen Entwicklungsgesetze, denen auch unser Flugzeugbau unterworfen ist, werden vielleicht deutlicher hervortreten, wenn man den Entwicklungsgang eines anderen wichtigen Verkehrsmittels, des Eisenbahnwagens, zum Vergleich heranzieht. Die allerersten Eisenbahnzüge hatten für Personen von Stand einfache Plattformwagen, auf denen die Privatkutschen solcher vornehmeren Reisenden verladen wurden. Für das große Publikum dagegen waren offene Wagen vorgesehen, in denen es dem Staub, Rauch und Ruß schutzlos preisgegeben war. Erst als die Klagen über verdorbene Kleider allzu laut wurden und dem neuen Verkehrsmittel alle Sympathien zu rauben drohten, entschloß man sich zur Einführung geschlossener Wagen. Aber man baute sie nun den Postkutschen getreulich nach. Noch bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts zeigen die einzelnen Wagenabteile unten die gerundete Form, die bei der Postkutsche durch die Lagerung des Wagenkastens auf großen C-Federn notwendig bedingt, bei den Eisenbahnabteilen dagegen völlig überflüssig war. Erst bei den D-Zugwagen sind die letzten Reminiszenzen an die alte Postkutsche völlig überwunden und es ist ein Fahrzeug geschaffen, welches sich der Eigenart des Eisenbahnbetriebes in allen Einzelheiten gut anpaßt.

Wenden wir uns nun zu dem jüngsten Verkehrsmittel, dem Flugzeug. Nur 12 Jahre brauchen wir zurückzugehen, und wir treffen auf die ersten Wrightschen Doppeldecker, in denen der Flieger und sein Begleiter auf zwei Bambusstühlchen zu beiden Seiten des brummenden, Öl spuckenden und Hitze strahlenden Motors saßen. Sie genossen die frische Luft aus erster Hand und mußten gänzlich schwindelfrei sein. Denn wer sich aus seinem Sesselchen zu weit überbog, der geriet in das Luftmeer, das bekanntlich noch weniger Balken hat als der Ozean.

Diese primitiven Zustände dauerten indes kaum zwei Jahre. Viel schneller als Eisenbahn und Automobil entwickelte sich das Flugzeug zu einer einheitlichen in allen



Einzelheiten praktisch durch konstruierten Bauart. Das von Anfang an Gegebene waren die beiden nach rechts und links wie Vogelschwingen in den Raum ragenden Tragflächen. Von 1908 bis 1910 irrlichtelierten Motor und Passagiere zwischen diesen umher. Dann war die feste und bleibende Anordnung gefunden. Ganz nach vorn kam die das ganze Flugzeug ziehende Schraube. Unmittelbar auf diese folgte der sie treibende Motor. Hinter diesen endlich wurden die Passagiere gesetzt, gewöhnlich hintereinander und genau auf die Mittellinie des Flugzeuges. Um den Luftwiderstand möglichst gering zu halten, mußte man Motor und Passagiere dabei in einem gestreckten Gehäuse einkapseln, welches sich nun wie ein schlanker Vogelleib zwischen die Schwingen einschiebt und auf dem Fahrgestell ruht, wie der Leib des Vogels auf seinen Füßen.

Diese Formen lagen bereits seit etwa vier Jahren fest, als der Weltkrieg ausbrach und die weitere Entwicklung des Flugzeuges zunächst durch rein militärische Gründe bestimmt wurde. Dabei aber bewährte sich wieder einmal die alte Erfahrung, daß der Kampf der Vater aller Dinge ist. In den vier Kriegsjahren ist die Entwicklung des Flugzeuges ganz enorm vorangegangen, und ausnahmslos sind die in erster Linie für militärische Zwecke gemachten Verbesserungen auch für den Dienst des Flugzeuges als Verkehrsmittel wertvoll und wichtig. Als der Krieg ausbrach, stand das Flugzeug noch unter dem Zeichen der Panne, die zehn Jahre früher im Automobilismus eine ähnliche Rolle spielte. Unvermeidbar waren kleine an sich schnell zu behebende Motorstörungen, die aber immerhin noch häufige Notlandungen verursachten. Im Kriege aber bedeutet Notlandung meistens Gefangenschaft des Fliegers und Verlust des Flugzeuges. Überraschend schnell wurde daher nach Kriegsausbruch die Betriebssicherheit des Flugzeugmotors so weit gefördert, daß ernstliche Betriebsstörungen und dadurch verursachte Notlandungen heute zu den größten Ausnahmen gehören. Es würde viel zu weit führen, wollten wir hier auf die zahlreichen nach Hunderten zählenden Einzelerfindungen eingehen, welche gemacht werden mußten, um diesen Zustand der absoluten Betriebsicherheit zu erreichen. Ein Beispiel möge genügen. Eine sehr beliebte Panne entsteht bekanntlich, wenn sich ein Stäubchen Ölruß im Zylinder zwischen den beiden Polen einer Zündkerze absetzt und einen stromleitenden Weg bildet. In dem betreffenden Zylinder bleibt dann der Zündungsfunken aus, desgleichen die Explosionen und die Arbeitsleistung. Die erste Abhilfe bestand nun darin, daß man die Zylinder mit doppelten Kerzen versah. Das Mittel klang auch in der Theorie sehr schön, aber in der Praxis zeigte es sich leider, daß diese Reservekerzen gewöhnlich noch schneller verrußten als die Arbeitskerzen, weil bei ihnen die dauernde reinigende Wirkung des Funkens fehlte. Man ging daher daran, diese reinigende Kraft des Funkens systematisch zu erhöhen, indem man den Flächen der beiden Polstifte verschmitzt ausgeklügelte Formen gab. Diese ganze Erfindung und Verbesserung spielt sich auf einen Raum von etwa 2 qmm ab. Sie könnte dem oberflächlichen Beobachter unendlich nebensächlich erscheinen und hat doch die Betriebssicherheit der Flugzeuge um viele Prozente gesteigert.

Neben der Forderung der Betriebssicherheit spielte die größtmögliche Nutzlast im Kriege eine bedeutende Rolle. Die Bombenflugzeuge sollten ein möglichst großes Gewicht an Sprengstoffen mitnehmen können. Außerdem wurde für weite Erkundungsflüge die Mitführung einer beträchtlichen Last an Betriebstoffen notwendig. Was aber in der Erfüllung dieser kriegstechnischen Forderungen erreicht wurde, kommt heute unmittelbar dem Flugzeug als Verkehrsmittel insbesondere als Reiseflugzeug zugute. Setzt man an die Stelle des Bombengewichtes das Passagiergewicht und behält die Forderung einer gehörigen Betriebsstoffmenge, also eines großen Aktionsradius, bei, so kommt man sofort zum Reiseflugzeug. Lediglich die passende Unterbringung der Luftreisenden war dabei noch zu erledigen. Schon während des Krieges war der Rumpf des Flugzeuges immer geräumiger geworden. Der Begleiter des Fliegers bekam einige nach allen Seiten schwenkbare Maschinengewehre und eine Funkenstation mit in die Wanne eingebaut. Für Bombenflugzeuge mußte weiter noch ein besonderer Mechanismus zum Abwerfen der Bomben zur richtigen Zeit im richtigen Winkel vorgenommen werden. Alle diese Konstruktionen beanspruchten Platz und zwangen zur Ausdehnung. Auch zeigte die Praxis, daß Luftwiderstand dabei nur unerheblich wuchs, sofern man nur dem Flugzeugrumpf die richtige Linienführung gab. Es blieb immer nötig, ihn spitz zu beginnen, in stetig gekrümmter Kurve die größte Breite des Rumpfes zu gewinnen und denselben nach hinten in die Höhen- und Seitensteuer wiederum ganz allmählich und fischschwanzartig auslaufen zu lassen.

So hatte man am Kriegsende Flugzeuge, denen eigentlich nur noch das Tipfelchen auf dem I fehlte, um vollkommene Reiseflugzeuge zu sein. Es war nur noch nötig, die breite Wanne des Rumpfes unter möglichster Beibehaltung ihrer äußeren Formen zur Karosserie auszubilden. In die seitlich geschlossenen Wannen des Kriegsflugzeuges kletterten die gelenkigen Flieger von oben her hinein. Sie hatten dann bis zur Kinnhöhe allseitig Deckung, waren aber allen Unbilden der Atmosphäre, dem Motorgeräusch und Fahrwind voll ausgesetzt. In welcher Weise hier nun grundlegend eingegriffen und mit einem Schlage eine bequeme und behagliche Karosserie geschaffen wurde, das zeigen unsere Abbildungen (S. 344.5). Bei der Reise-Limousine der Luft-Verkehrs-Gesellschaft, Berlin-Johannisthal, ist etwa der dunkel lackierte Oberteil mit den beiden Seitenfenstern dabei zu dem Rumpf des im Kriege entwickelten Flugzeuges hinzugekommen. Durch diesen Aufbau ist nun die nötige Höhe gewonnen worden, um den Reisenden ein bequemes aufrechtes Sitzen zu gestatten. Außerdem ist natürlich seitlich eine Tür eingeschnitten worden, die den bequemen seitlichen Einstieg ermöglicht. Die Notwendigkeit, das erhöhte Verdeck nach hinten in allmählicher Kurve nach unten zu führen, ergab gleichzeitig den erforderlichen geschützten Innenraum für das Gepäck der Luftreisenden. Wer einmal einen Koffer öffnete, der 200 Kilometer hindurch auf der hinteren Gepäckrast eines Reiseautomobils im wirbelnden Chausseestaub gestanden hat, wird diesen geschützten Gepäckraum besonders zu würdigen wissen. Ein Blick in ein modernes Reiseflugzeug läßt wohl erkennen, daß es alle Behaglichkeit bietet, die überhaupt verlangt werden kann. Insbesondere sind die Reisenden dabei gegen alle Unbilden der Witterung geschützt, und es erübrigt sich daher jede besondere Fliegerkleidung. Man kann in solchem Reiseflugzeug wirklich in Lack, Frack und Claque zur Hochzeit fliegen und mit blitzsauberer Kleidung unter die Gesellschaft treten. Daß während der Luftreise eine vom Motorauspuff gespeiste, vom Reisenden zu regulierende Heizung es gestattet, die Wagentemperatur in behaglicher Höhe zu halten, sei dabei nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

Rein äußerlich betrachtet wirkt ein Reiseflugzeug, wie unsere Abbildungen beweisen, ästhetisch schön, weil seine Anordnung in allen Teilen zweckmäßig ist. Sie unterscheidet sich in dieser Beziehung vorteilhaft von jenen alten



Deutsche

Reiseflugzeug der Schweriner Industrie-Werke

Reise-Limousine der Luftverkehrsgesellschaft, Berlin.

der (Jun

Wasserflugzeug

Reiseflugzeuge.

Reise-Limousine
der Luftverkehrsgesellschaft, Berlin.

Reiseflugzeug der
Rumpler-Luftverkehr, Berlin.

...gzeugs.
...Dessau.)

...llschaft, Berlin.

eingangs erwähnten Eisenbahnwagen, die das fremde Element der Postkutsche sklavisch kopierten. Weiter aber auch von den Automobilen der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts, welche die Karosserie des pferdebespannten Wagens ohne Abänderungen auf das Kraftwagenchassis setzten. Es scheint, daß die Technik aus jenen Irrtümern doch gelernt hat und jetzt von Anfang an den richtigen Weg beschritt, für den besonderen Zweck auch die geeignete Sonderkonstruktion zu schaffen. Wenn dabei die zahlreichen jetzt Reiseflugzeuge bauenden Firmen sofort zu einander sehr ähnlichen Typen gelangen, so darf dies als ein gutes Zeichen begrüßt werden. Denn es beweist, daß die denkbar beste Lösung der Aufgabe von den verschiedenen Konstrukteuren erfolgreich angestrebt wird. Auch dies Ähnlichwerden der Erzeugnisse verschiedener Firmen kann man auf den verschiedensten Gebieten der Technik beobachten, wo immer die beste Lösung einer Aufgabe ungefähr erreicht ist.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über die Wirtschaftlichkeit des Luftreiseverkehrs. Der gewichtigste Faktor, der einer Ökonomie lange Zeit im Wege stand, war der unberechenbare Bruchschaden, der sich wiederum mit Vorliebe bei Notlandungen auf ungeeignetem Gelände einstellte. Läßt man diesen einmal aus der Rechnung, und man kann das heute beinahe, so ist der Luftverkehr bezogen auf das Personenkilometer nicht teuerer als der Verkehr in schwerem, schnellem Automobil. Beim Flugzeug fällt der Pneumatikverbrauch fort, der in der Wirtschaftlichkeit der Autos eine sehr bedeutende Rolle spielt. Dafür ist der Verbrauch an Brennstoff und Schmieröl, auf die Zeit bezogen, beim Flugzeug etwa doppelt so groß wie beim Auto. Da aber das erstere gut zweimal so schnell vorwärts kommt wie das zweite, so werden diese Verbrauchsziffern für das Kilometer wieder gleich. Schließlich ist der Preis eines Reiseflugzeuges nicht höher als derjenige eines großen schnellen Wagens. Es ist also alle Hoffnung vorhanden, daß das Reiseflugzeug in kommenden und wirtschaftlich wieder normaleren Zeiten sich zu einem Verkehrsmittel auch für das breitere Publikum entwickeln wird, genau so, wie es vor 15 Jahre mit dem Auto geschah.

Steht vorläufig der Bruchschaden einer scharfen rechnerisch belegten Wirtschaftlichkeit noch etwas im Wege, so wirkt die Notwendigkeit besonderer Abflugs- und Landungsplätze der schnellen Einbürgerung des Flugzeuges als allgemeines Verkehrsmittel hinderlich entgegen. Aber auch hier steht zu erwarten, daß eine organische Weiterentwicklung des Flugzeugverkehrs diese Schwierigkeiten überwinden und derartige Plätze in solcher Anzahl und Lage schaffen wird, daß das Reiseflugzeug auch für kleinere Reisen von etwa 50 Kilometer an in Frage kommen kann. Dann aber dürfte das Reiseflugzeug, auch wenn der Reiz der Neuheit verflogen ist, sich als angenehmes, schnelles und verhältnismäßig wohlfeiles Verkehrsmittel bald allgemein einbürgern.

Der belgische Freischärlerkrieg. / Nach belgischen Dokumenten.

Von Generalleutnant a. D. Schwarte.



Die Entente hat der deutschen Regierung die Kriegsverbrecher namhaft gemacht, die zur Probe in Leipzig abgeurteilt werden sollen, damit sie erkenne, ob das höchste deutsche Gericht willens ist, so schwere Strafen zu verhängen, wie sie es zur Erhöhung des Gerechtigkeitsgefühls in der Welt für zweckdienlich hält. Das deutsche Volk wird seine tapferen Söhne vertrauensvoll vor dem Reichsgericht antreten lassen; kein Zwang wird einen deutschen Richter zu einem falschen Urteilsspruch bewegen. Die Entente hat sich aber vorbehalten, Freigesprochene oder nach ihrer Ansicht zu leicht Verurteilte nachträglich vor ihre eigenen Kriegsgerichte zu fordern. Wird das deutsche Volk, wird die Regierung sich das gefallen lassen?

Hier und dort scheint allerdings bei der Regierung die Erkenntnis aufzudämmern, daß für ein 60 Millionen Volk (wir waren einmal vor 6 Jahren 70 Millionen!) sich im Völkerverkehr auch jetzt noch der Begriff der Gegenseitigkeit erreichen lasse, wenn man nur die dazu erforderliche Energie im Herzen aufzubringen wagt. Die furchtbaren Greuel und Verbrechen, die die Entfesselung des Bürgerkrieges in Belgien zur Folge hatte, vor aller Welt aufzudecken, dazu hat sie allerdings noch nicht die Kurage gefunden. Aber man muß es schon mit Befriedigung begrüßen, daß sie sich wenigstens zu dem Entschluß durchgerungen hat, die Dokumente zu veröffentlichen, aus denen sich die schwere Schuld der belgischen Regierung an jenem Bürgerkrieg ergibt; sie sind unter dem Titel „Belgische Landesverteidigung und Bürgerwacht (garde civique) 1914“, bearbeitet von Oberst Schwertfeger, im Verlag von Reimar Hobbing erschienen. Weshalb dieser Entschluß nicht schon längst von der alten oder der jetzigen Regierung gefaßt worden ist, erklärt sie nicht.

Dafür ist ihr aber der Nachweis gelungen, daß der Freischärlerkrieg, der die Deutschen sofort nach Überschreiten der Grenze empfing und zu den schärfsten Gegenmaßregeln zwang, sich folgerichtig aus der Einrichtung der garde civique in Belgien und den damaligen Anordnungen der belgischen Regierung entwickeln mußte. Allerdings hat es nach den Berichten der Ententestaaten keine Mitwirkung der belgischen Zivilbevölkerung bei den Kämpfen der Truppen gegeben. Deutsche Meldungen waren eben Lügen! Außerordentlich peinlich müssen also jene Dokumente besonders in Belgien wirken; lassen sie doch keinen Zweifel, daß diese Kampftätigkeit der nicht uniformierten Bürger gewollt war. Erst als man die Schwere der Repressalien sah, der man die irregeleiteten Einwohner frevelntlich aussetzte, suchte man die entfesselten Kräfte wieder einzudämmen: ein Beweis, daß sich die belgischen Behörden der Rechtswidrigkeit voll bewußt waren.

Neben dem Heere bestand als staatliche Einrichtung in Belgien die Bürgerwacht (garde civique), die sich durch freiwilligen Eintritt ergänzte und, unter dem Minister des Innern stehend, zu polizeilichen und ähnlichen Sicherheitsdiensten verwendet werden sollte. Die Freiwilligen, die sich aus eigenen Mitteln uniformieren konnten, wurden wenige Stunden ausgebildet und galten dann als „actives“, der Rest war non active. Gewisse Beziehungen zum Heere hatte die Bürgerwacht insofern, als ihre selbstgewählten Führer „officiers“ hießen und eine Anzahl von Kreisverbänden zu Territorialverbänden unter Berufsoffizieren (Generalen) zusammengefaßt war. Die Anschauungen über eine weitergehende Verwendung im Kriege waren völlig unklar und sehr verschieden. Ein Teil der höheren Truppenkommandeure rechnete mit ihrem Einsatz, mindestens im Etappendienst, aber auch an ruhigen Fronten. Wie sie sich bei Zusammenstößen mit dem Gegner verhalten sollte, war zweifelhaft. Festzustellen ist jedoch, daß die Bürgerwacht zum allergrößten Teil nicht ausgebildet und daß für ihre Einkleidung und Bewaffnung nicht vorgesorgt war. Wohl aber hatte eine von der Regierung ermunterte Presse, die französisch gesinnten klerikalen Blätter und die katholischen Priester in den Vorkriegsjahren auf ihre Mitwirkung im Falle eines deutschen Einmarsches hingewirkt. Die Atmosphäre, die schon im Frieden recht schwül geworden war, hätte deshalb zu besonderer Vorsicht bei den beim Ausbruch des Krieges zu erlassenden Verfügungen der Regierung mahnen sollen.

Eine solche Vorsicht ließ man ganz außer acht, im Gegenteil: die jetzt veröffentlichten Dokumente erwecken den Eindruck, daß die unheilvolle Wirkung der Anfang August 1914 erlassenen Verfügungen nicht die Folge von Fahrlässigkeit

bei ihrer Abfassung, sondern zielbewußte, planvolle Absicht gewesen ist. Den Behörden mußte bekannt sein, daß die höheren Offiziere zum großen Teil auf den sofortigen Einsatz der Bürgerwacht rechneten. In welcher Weise das gedacht war, zeigt eine Verfügung des Oberkommandos der Bürgerwacht Flandern (Gent, 31. 7. 14 — also vor der Kriegserklärung ausgesprochen!), daß für den Fall kriegerischer Ereignisse die Bürgerwacht in Termonde teilweise der schweren Artillerie der Festung als Hilfstruppe zugewiesen wird. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger als Teilnahme am Kampf!

Die 5. Armee-Division (Mons, 2. 8. 14) befiehlt: „Die Sicherheit des Abschnitts zwischen den Flügeln der 4. und 5. Armee-Division wird gewährleistet durch die Jäger der Bürgerwachten von Mons, Jumet, Moranwelz, Binche und Gosselies, **welche zu Obourg und östlich der Wasserlinien** .... die Wache zu übernehmen und die Zerstörung der Übergangsbrücken (Zerstörung, Abdrehung, Wegnahme der Bewegungsmaschinen) vorzubereiten haben ...." — Also abermals ausdrücklich befohlene Kampftätigkeit, sogar in vorderer Linie!

In diesen Befehlen mag es sich vielleicht um aktive, uniformierte Teile der Bürgerwachten gehandelt haben. Unheilvoll im höchsten Grade mußte aber die königliche Verordnung wirken, die durch Umlaufschreiben des Ministers des Innern vom 5. 8. 14 veröffentlicht — die nicht aktive (d. h. nicht ausgebildete und nicht uniformierte) Bürgerwacht aktivierte. In der Verordnung heißt es: „Indem sie (die Regierung) diese Aufgabe (die Landesverteidigung) mit Hilfe der Armee ausführt, hegt sie die Gewißheit, daß alle Belgier in ihrer tiefwurzelnden Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden, an ihre Nationalität, ihre Unabhängigkeit, an ihren König, der sie verkörpert, sich um ihn scharen et lui préteront le concours le plus dévoué" .... „Nach den Kriegsgesetzen sind feindliche Handlungen, d. h. der bewaffnete Widerstand und Angriff, der Gebrauch von Waffen gegen einzelne feindliche Soldaten, das unmittelbare Eingreifen in die Kämpfe oder Zusammenstöße unter keinen Umständen denen gestattet, die weder Angehörige des Heeres noch der Bürgerwacht noch solcher Freiwilligenverbände sind, die die militärischen Gesetze beobachten, einem Führer gehorchen und ein sichtbares, unterscheidendes Abzeichen tragen ...." „Wenn die Bevölkerung eines Gebiets, das noch nicht vom Feinde besetzt wurde, beim Herannahen des feindlichen Eroberers aus eigenem Antriebe zu den Waffen greift, ohne Zeit gehabt zu haben, sich militärisch zu organisieren, so wird sie als kriegführend betrachtet, wenn sie die Waffen offen trägt und wenn sie sich nach den Kriegsgesetzen richtet."

Hier ist zunächst die Bürgerwacht also ohne weiteres dem Heere gleichgesetzt, ebenso Freiwilligenverbände unter einem Führer und mit sichtbaren Abzeichen. Damit aber auch alle anderen Belgier am Kampfe teilnehmen können, ist — bewußt gegen das Völkerrecht verstoßend — bei der letzten Kategorie auf Organisation und Abzeichen verzichtet, Mangel an Zeit und eigener Antrieb sollen als genügende Entschuldigung für diese Mitkämpfer dienen. Denn wer kann sich nach den Kriegsgesetzen richten, der sie nicht kennt?

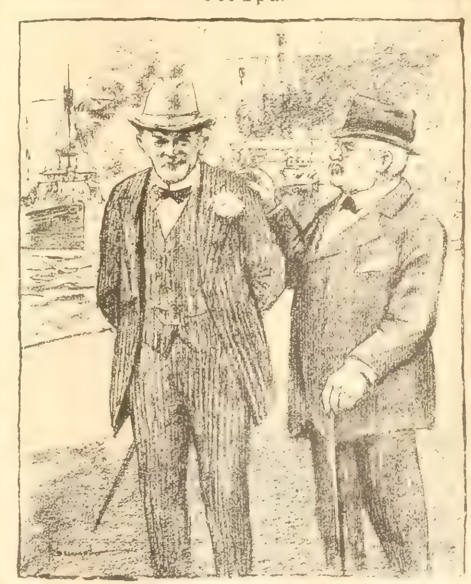
Die Regierung hat durch diese Verordnung die Bevölkerung in schlimmster Weise getäuscht und gleichzeitig zur Teilnahme am Kampfe aufgestachelt. Sie war sich ihres Unrechts aber auch voll bewußt. Da für die Uniformierung der plötzlich aktiv gewordenen Bürgerwacht nichts vorbereitet war, ordnete, um den völkerrechtlichen Bestimmungen Rechnung zu tragen, der Minister des Innern an, daß sie sich selbst zu bewaffnen und vorzugsweise eine blaue Bluse, sonst aber am linken Arm die Binde, an der Kopfbedeckung die Kokarde in den Nationalfarben anzulegen hätte — Irgendein Schießeisen besaß in Belgien, dieser Hochburg der Waffenindustrie, schon im Frieden jeder. Der erste Befehl machte also keine Schwierigkeiten. Blaue Blusen aber gab es in der erforderlichen Zahl nicht, auch Binden und Kokarden waren nicht aufzutreiben. Daß ohne Abzeichen aber jede Teilnahme am Kampf völkerrechtlich unzulässig ist, das ist, obschon das belgische Graubuch „Réponse au livre blanc allemand du 10. Mai 1915" das Gegenteil behauptet, von keiner Stelle ausgesprochen worden. Der oben angeführte Schlußsatz der königlichen Verordnung beweist unwiderleglich, daß diese Warnung mit vollstem Bewußtsein unterlassen ist.

Auch die Presse schwang sich auf, oder besser sogar in verschärftem Maße. Le Soir (5. 8. 14 Ausgabe B) schreibt: „Die Garde von Tongern ist nicht aktiv, auch hat sie keine Bewaffnung. Was tun? Das ist einfach. Jede Waffe ist gut, verkündet der Kommandant. Jagdgewehr, Revolver, Dolchmesser, Sensen. Durch diese Bekanntmachung .. geht ein heroischer Zug, der an die alten Eburonen erinnert!" Auch stachelte sie durch Kampfberichte zur Nacheiferung an. Le Patriote (Brüssel, 7. 8. 14) rühmt: „Die Bürgerwacht von Verviers hat in einem gewissen Grade an der Verteidigung Lüttichs teilgenommen." Le National Bruxellois (7. 8. 14) schreibt: „Die Lütticher leisten wunderbaren Widerstand. Die Einwohner, mit den Bürgergardisten vereinigt, kämpfen in den Straßen." Am schlimmsten mag ein Artikel von Le XX. Siècle (Brüssel, 12. 8. 14) gehetzt haben, der die Résistance héroïque de la population in Herstal, dem Ort der nationalen Waffenfabrik, verherrlicht. „Das [illegible] Volk leistet übermenschlichen Widerstand ... Man hat Barrikaden errichtet, die Frauen übernahmen das Herbeischaffen von Munition. Und draußen in den engen Gäßchen pflanzte sich der Widerstand fort bis auf den letzten Mann, bis auf die letzte Frau..." „Frauen, Greise, Kinder — es gab keine Nichtkämpfer"

Ist es verwunderlich, daß derartige Berichte aufstachelnd auf die Bevölkerung wirken mußten, die von Haager Konventionen, Völkerrecht und Kriegsgebräuchen keine Ahnung hatte und ihre nationale Pflicht zu erfüllen glaubte? Die Kriegsfurie war — absichtlich oder fahrlässig — in sie hineingetragen; das Verderben schritt seinen Weg.

Das Vorgehen der belgischen Regierung ist aber um so verdammenswerter, als jene Verordnung über die Aktivierung der Bürgerwacht direkt gegen die Gesetze verstieß. Artikel 123 der Verfassung besagt, daß ein besonderes Gesetz notwendig sei, um die Bürgerwacht mobil zu machen. Einige Zeitungen (Le XX. Siècle und Le Pays wallon) haben auch auf diese Verletzung der Verfassung hingewiesen. Aber eine Gesetzesvorlage an die Kammer ist, zweifellos mit Absicht, unterblieben, jene Vermutungen ver-

Vor Spa.



Lloyd George: „Die Friedensbedingungen sind zu schwer für die Deutschen, sie müssen revidiert werden."
Millerand: „Sie wollen ihnen also ihre Flotte und ihre Kolonien zurückgeben?" *„Le Rire"*

hallten in der Kriegspsychose. Ja — die Hinweise auf die anzulegenden Abzeichen wurden bei der Weitergabe durch die nachgeordneten Stellen einfach verschwiegen!

Die Ernüchterung kam aber schnell und furchtbar. Die deutschen Truppen mußten zur eigenen Sicherheit diese Teilnahme der nicht zum belgischen Heere gehörenden Bevölkerung rücksichtslos unterdrücken. Die Sorge um die eigenen Angehörigen machte es ihnen zur Pflicht. Die völkerrechtlichen Abmachungen gaben ihnen dazu das volle Recht.

Selbstverständlich wurden diese Maßregeln von der belgischen Bevölkerung schwer empfunden. Dem unrühmlichen Verhalten der Regierung entspricht es, wenn sie die Verantwortung dafür von sich abschob und die deutschen Repressalien als völkerrechtswidrig bezeichnete. Das Rechtswidrige ihrer Verfügungen gestand sie selbst sehr bald zu, als sie öffentlich darauf hinwies, daß Bluse, Armbinde und Kokarde unter allen Umständen anzulegen und die Waffen dauernd offen zu tragen seien. Sie warnte auch vor Übertreibungen der Presse. Der Heldenkampf von Herstal beschränkte sich nach ihrer Darstellung darauf, daß einige Zivilisten „se sont laissés aller au geste instinctif de l'homme en légitime défense, ils l'ont payé de leur vie". Das klingt immer noch als eine Entschuldigung dieser in der Erregung des Kampfes im Kriege geleisteten Gegenwehr. Es wäre als Gegenstück hierzu von Interesse zu hören, wie sich die belgische Behörde zu den Abwehrmaßregeln stellt, zu denen sie heute die Bevölkerung des von ihnen besetzten rheinischen Gebiets durch die Mißhandlungen und Vergewaltigungen im Frieden zwingt?! Erkennt sie das auch als „geste instinctif de l'homme en légitime défense" an? Die Notschreie, die allerdings am Ohr unsrer Regierung vorübereilen, lauten anders.

Erst der 20. August brachte eine entscheidende Wendung in der Stellungnahme der belgischen Regierung; die vorherigen zarten Hinweise konnten keine Beruhigung der erregten Bevölkerung schaffen. Zwar lehnt sie auch jetzt noch eine ungerechtfertigte Teilnahme der Bevölkerung am Kampfe ab, behauptet sogar, vor Feindseligkeiten gewarnt zu haben. Tatsächlich erfolgte diese Warnung aber erst an diesem Tage (Le XX. Siècle Nr. 232), und zugleich forderte der Bürgermeister von Brüssel alle Einwohner auf, alle Feuerwaffen nebst Munition auf dem Gemeindeamt abzugeben. Am gleichen Tage erließ der Gouverneur von Brabant eine Verordnung, daß auch „les gardes civiques non actives rappelés à l'activité" lediglich eine Polizei zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung seien, daß sie nicht schießen und nicht zu militärischem Dienst herangezogen werden dürften.

Die Militär- und Zivilgouverneure der an der Grenze liegenden Provinzen hatten sich schon früher gezwungen gesehen, selbständig ähnliche einschränkende Verfügungen zu erlassen (Namur am 10. und am 15. 8. 14. Brüssel 18. 8. 14). Selbst Gemeindevorsteher hatten in der Erkenntnis des Ungesetzlichen und Völkerrechtswidrigen der königlichen Verordnung aus eigenem Entschluß in gleicher Weise eingegriffen.

Es ist natürlich, daß jene, endlich zur Vernunft zurückführenden Erlasse der Zentralstelle nicht sofort eine durchgreifende Änderung herbeiführen konnten. Tatsächlich haben noch längere Zeit Kämpfe unter Mitwirkung der Zivilbevölkerung stattgefunden. Die erregten Gemüter bedurften einer gewissen Zeit und — leider — auch schärfster Maßregeln der deutschen Militärbehörden, um feindselige Handlungen gegen die Truppen zu unterlassen.

Zweifellos gaben die Einrichtung der garde civique und die ganz unklaren Anschauungen über ihre Bestimmung im Kriegsfall die erste Grundlage zu dem verhängnisvollen Eingreifen der Zivilbevölkerung in die Kampfhandlungen regulärer Truppen. Ausgelöst aber wurde ihre Mitwirkung erst durch die von der Regierung erlassenen Verfügungen, die unweigerlich zur mißverständlichen Anwendung führen mußten. Die Bevölkerung hat in anerkennenswertem Opfermut und aus Vaterlandsliebe aus ihnen den Schluß gezogen, den die Regierung durch Fahrlässigkeit herbeigeführt hat oder absichtlich herbeiführen wollte. Sie hat für diese — überdies gesetzwidrige — Handlung der Regierung schwer büßen müssen; die Schuld aber trifft nur diese.

Die Veröffentlichung der Dokumente mußte in Belgien außerordentlich peinlich wirken. Selbstverständlich wurden sofort wieder die alten Anschuldigungen über deutsche Völkerrechtsverletzungen wiederholt, die eigene Schuld und sogar die (in eigenen Dokumenten festgelegte) Teilnahme der Zivilbevölkerung an den Kampfhandlungen abgeleugnet. Die Dokumente selbst können aber nicht in Abrede gestellt werden — man glaubt sie dadurch aus der Welt schaffen zu können, daß man sie totschweigt.

Es ist dankenswert, daß die deutsche Regierung sich endlich zur Herausgabe dieser Dokumente — einer winzigen Zahl im Verhältnis zu den der Veröffentlichung wartenden Akten über feindliche Kriegsverbrechen — entschlossen hat. Um so bedauerlicher ist es, daß die Herausgabe in eine Zeit gefallen ist, die durch schwerste politische Sorgen und Erregungen alle Geister und Seelen voll in Anspruch nimmt. So werden sie heute nicht die Wirkung ausüben, die sie unter anderen Umständen hervorgerufen hätten. Um so mehr und stärker aber wird man auf diese Beweisstücke hinweisen müssen, wenn die von Belgien beschuldigten „Kriegsverbrecher" vor dem Reichsgericht werden antreten müssen. Sie werden den Nachweis erbringen, wo die Urheber jener Kriegsnotwendigkeiten zu finden sind, zu denen sich die deutschen Behörden nur aus bitterstem Zwang und mit tiefstem Bedauern entschließen mußten.

Als Freikorpsführer im Baltikum.

Von Hauptmann a. D. Cordt von Brandis.

III.



Als die Bolschewiken am andern Ufer hinter sich den Kanonendonner vernahmen und durch unsere Infanterie vom Rücken her unter Feuer genommen wurden, während von Kiemianie her der anscheinend geschlagene Feind plötzlich wieder zum Angriff vorging, da merkten sie, in welche Falle sie geraten waren. Da schwanden ihr Mut und ihre von den Kommissaren eingeimpfte Disziplin restlos dahin, und sie wandten sich in hellen Haufen zur Flucht in Richtung auf Salaty. Hier war ein schmales Loch offen geblieben, das wir leider nur mit Feuer sperren konnten. Mochten auch Tote und Verwundete zurückbleiben, die große Masse der feindlichen Bataillone flutete an den Hängen davon und entzog sich der drohenden Gefangennahme. Wieder mußten wir mit Bedauern feststellen, daß die zahlenmäßige Schwäche uns abermals um den vollen Erfolg brachte.

Übrigens war das 5. lettische Regiment tatsächlich im Anmarsch. Als unsere Artillerie mit Teilen des Stabes durch den Wald nachrückte, stieß sie auf einer Lichtung unvermutet mit den Anfängen der Kolonnen zusammen. Zufällig ritt ich vor dem Geschütz und erkannte den Feind, noch bevor wir den Wald verlassen hatten

„Menschenskind," sagte ich zu dem neben mir reitenden Melder, „was ist das für eine Kolonne?"

„Unsere 1. Kompagnie!"

„Nein, mein Lieber!" Durch das Glas sehend erkannte ich die grauen Pudelmützen und gelben Jacken. „Hol' mich der Geier! Bolschewiken!"

„Die bemerken uns nicht!" meinte Wildemann, durch das Glas äugend.

„Die Kanonen rum!" befahl ich in aller Hast. Während die verdutzten Kanoniere abprotzten, mußte unser Doktor alles, was an Fernsprechern, Krankenträgern und Meldern vorhanden war, rechts und links in Stellung bringen.

„Erst schießt das Geschütz!" lautete der Befehl. Und als dieses die abendliche Stille zerriß, schossen wir mit Gewehren und Karabinern in die marschierende Kompagnie. Man muß es den Letten lassen, sie eröffneten umgehend ein rasendes Feuer. Da wurde manche Nasenspitze schneeweiß, und mancher Mutter Sohn dachte: „Gesund stoßen" wollte ich mich in Kurland und gerate nun in solch einen Schlamassel!

Einer drückte sich vom Geschütz, er heulte laut:

„Ich habe noch nie ein Gefecht mitgemacht!"

Mit rauhen Komplimenten brachte man ihn auf den Weg der Pflicht: „Schieß oder stirb — zum Heulen ist keine Zeit."

So schnell, wie sie gekommen war, endete diese „Einlage", indem der Feind das Weite suchte, unter Zurücklassung von acht Toten. Durch Zufall befand sich unter ihnen der lettische Regimentskommandeur, ein Major. Unsere Verluste waren gering, nur wurde dem Oberleutnant v. Wulffen das Pferd unter dem Leibe erschossen. Es war Oertzens serbische Vollblutstute, die ihrem gefallenen Herrn folgte.

Wo der Feind vor wenigen Minuten noch mit starker Macht gestanden hatte, da marschierten jetzt unsere Leute singend im Friedensmarsche in ihre Quartiere zurück. Die Gefangenen bestanden ausschließlich aus Tataren, die man aus ihren Steppen holte, um für eine Sache zu kämpfen, die ihnen gänzlich fernlag und unverständlich war. Es waren durchweg junge Burschen, die sehr gut aussahen und einen äußerst gutmütigen und harmlosen Eindruck machten.

Der kommende Tag war von den Bolschewiken für die Entscheidung ihrer großen Mai-Offensive vorgesehen. Sie griffen an der ganzen Front vom Rigaischen Meerbusen an über Groß-Eckau und Bauske bis Salaty an. Den Hauptdruck hatten sie auf ihren linken Flügel gelegt, der uns gegenüberstand. Nicht genug damit, daß man meinen Truppen die beiden russischen Regimenter gegenüberstellte, hatte man noch zwei lettische Schützenregimenter herbeigeholt mit mehreren Batterien. Nach vorsichtigen Ermittlungen belief sich die Zahl des Gegners auf 5000 Mann und 10 Geschütze, denen ich das Freikorps mit 600 Mann und 3 Geschützen, die Letten mit 600 Mann, etwa 50 Litauer und 1 Haubitze vom Freikorps Stever entgegenzustellen hatte. Später kamen noch das Bataillon Richter mit 400 Mann hinzu. Zur letzten Entscheidung wurde mir endlich die gemischte Abteilung von Maltzan zu Hilfe gesandt.

Gelang es dem Feinde, uns vernichtend zu schlagen, so stand ihm der Weg über Scheimele auf Janischki offen. Dort konnte er Hand auf die große Straße nach Riga und auf die Eisenbahn legen, welche die Lebensader der baltischen Truppen bildete. Der Feind wußte genau, warum er die stark zusammengefaßten Kräfte gegen uns in Bewegung setzte. Ein durchschlagender Erfolg hätte zweifellos die kurländische Front ins Wanken bringen müssen, und damit hätte der Bolschewismus in kurzer Zeit an der preußischen Grenze gestanden. Dann wehe der Intelligenz und der Bürgerschaft, der Kampf des Tieres gegen den Menschen wäre mit allen Schrecken entbrannt.

Am 20. Mai wurde mit wechselndem Erfolge den ganzen Tag über gekämpft. Die Nacht durch lag man sich in schnell ausgeworfenen Erdlöchern gegenüber. Die beiderseitigen Artillerien schossen ununterbrochen. Der Verbrauch an Maschinen-Gewehr-Munition war außerordentlich groß. Mehrfach schien die Lage für uns kritisch werden zu wollen, und es waren schwere Stunden, die wir im Stabe durchmachten, wenn Meldereiter die Unterstützung verlangenden Meldungen der Unterführer brachten, des Oberleutnants von Wulffen aus Kiemianie, des Leutnants Tomsen, aus Ramajunn, und der Letten vom Ufer der Muscha zwischen uns und Bauske. Reserven waren kaum vorhanden. Wir mußten durch Verschiebung der Aufstellungen Kräfte freizumachen versuchen und danach trachten, durch rechtzeitige Ablösungen die Truppe vor der Übermüdung zu bewahren.

„Ich wollte, es wäre Nacht oder die Reichswehr käme!" sagte Delbrück an diesem Tage des öfteren zu mir.

„Die Reichswehr?!" höhnte der Doktor. „Glauben Sie, daß man in Deutschland soviel Interesse für uns hat? Da denkt jeder nur an sich, und viele ahnen gar nicht, wo das Baltikum überhaupt liegt. Ja, wenn es nur noch was zu essen wäre! Die Hälfte von unsern Ministern hat vom Baltikum nichts in der Schule gehört. Bilden Sie sich nicht ein, daß die den kleinen Finger rühren, um uns oder den Deutschbalten zu helfen; — die Spießer schlafen. Wir sind ganz allein die Dummen!" So schimpfte der brave Medizinmann und rannte von einem Verwundeten zum andern.

Als am Nachmittage des zweiten Angriffstages Kiemianie verlorenging, mußte die ganze Verteidigung um vier Kilometer zurückverlegt werden. Einmal kam es so weit, daß die Fahrer und Troßleute des Stabes zum Karabiner greifen mußten, um den herandrängenden Gegner zurückzuweisen. Über die beim Gegner herrschende Ordnung waren wir sehr erstaunt, aber nicht etwa freudig überrascht. Sie bewies uns, daß der Bolschewik ein Gegner ist, den man in jeder Weise unterschätzt hatte.

Gegenüber den Letten standen unter anderem Weiberabteilungen. Des Nachts griffen sie eine Furt an. Der lettische Offizier meldete mir, man habe den Angriff mit Maschinengewehren abgewiesen, worauf deutlich „Weibergekreisch" zu vernehmen gewesen sei. Denselben Nachmittag feuerte eines unserer Geschütze in einen einsam liegenden Friedhof, aus dem fünfundzwanzig eigentümlich aussehende Gestalten flüchteten.

„Haben die Mäntel an bei der Hitze?" fragten wir uns. „Wie sehen die überhaupt aus? Was sind das für eigenartige Figuren?"

Da schrien die Letten plötzlich: „Weiber, Weiber!" und gingen mit lautem Kriegsgeheul zur Verfolgung über. Es gelang ihnen auch, eine von Trotzkis Amazonen zur Strecke zu bringen. Wie die Letten behaupteten, soll es ein hübsches junges Mädchen gewesen sein, allerdings müssen die lettischen Schönheiten Fußknöchel haben wie junge Nilpferde.

Nach den schweren Verlusten der ersten Kampftage legte der Gegner einen Ruhetag ein. Diesen konnten wir dazu benutzen, um das Bataillon von Maltzan von Bauske her zum umfassenden Angriff auf Flanke und Rücken des Gegners anzusetzen. Genau dieselbe Sache, die wir im kleinen an der Furt von Szakarnie durchgeführt hatten, führte er im großen aus. An demselben Tage gingen die Truppen des Grafen Yorck von Wartenburg aus Bauske nach Norden zum Gegenangriff vor und rollten die feindliche Front an der kurländischen Aa der Länge nach auf. Die Landeswehr und die eiserne Division stießen an diesem Tage in einem Anlauf bei Olai und Schlock durch die feindlichen Linien und nahmen Riga im Sturm. Endlich hatte für die schwer leidende bürgerliche Bevölkerung die so lange ersehnte Stunde der Befreiung geschlagen. Der kühne Angriff war den Roten so überraschend gekommen, daß sich nicht einmal die Herren Kommissare, die immer hinter der Front weilten und sich als erste zur Flucht zu wenden pflegten, in Sicherheit bringen konnten. Manchen von ihnen erreichte jetzt seine gerechte Strafe. Von dem durch Hunger und Verfolgung in Riga hervorgerufenen Elend läßt sich in kurzen Worten keine Beschreibung machen. Am meisten hatten natürlich die deutschen Familien gelitten, aber auch Letten und Juden war es nicht viel besser ergangen.

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Am 16. Mai trat in Rom der Rat des Völkerbundes zu seiner fünften Tagung zusammen. Die erste öffentliche Sitzung fand im Palazzo Chigi an der Piazza Colonna, dem ehemaligen Sitz der österreichisch-ungarischen Botschaft, jenem ehrwürdigen Riesenbau der im sechzehnten Jahrhundert emporgekommenen Bankierfamilie statt, dessen Fenster so oft in den letzten fünfzig Jahren von dem Rufe: „Nieder mit Österreich" erzitterten. Aber die zweite und letzte öffentliche Sitzung wurde in dem Saal der Horazier und Curiazier auf dem Kapitol abgehalten. Denn in dieser Sitzung wurde eigentlich der Völkerbund erst aus der Taufe gehoben, trat aus dem Zustand der Vorbereitung in den der Betätigung ein, und Italien legte Gewicht darauf, daß dieser feierliche Akt sich an der Stätte vollzöge, von der nach römischer Auffassung der Rechtsgedanke seinen Siegeszug durch die Welt angetreten hat.

Der Präsident der Versammlung, Tittoni, freilich hielt eine Rede, die eigentlich wie eine Leichenrede, nicht wie eine Taufrede anmutete. Er pries zwar die Gründung des Bundes der Nationen, aber er entdeckte so viele Schwierigkeiten, die sich den herrlichen Aufgaben dieser Versammlung entgegentürmen, und so viele Mängel in seiner Gründungsurkunde, daß die schwache Hoffnung auf den Erfolg, die hie und da aus seinen Worten sprach, von den Bedenken fast erstickt wurde. Léon Bourgeois, Frankreichs altehrwürdiger Friedensapostel, rettete die S-

tuation: „Neben den goldnen Meilenstein Roms, der hier in der Nähe ist, haben wir“, so sagte er, „gestern den goldnen Meilenstein der Zivilisation aufgestellt, von dem aus auf verschiednen Wegen diejenigen durch die Welt gehen werden, die dem gemeinsamen Gedanken dienen, dem Gedanken, für den wir versammelt sind, und den Sie verherrlichen wollten, als Sie wünschten, Ihre Stimme vom Capitol vernehmen zu lassen, dem Gedanken, dem zu dienen, und den ohne jede Nachgiebigkeit zu verteidigen, wir geschworen haben.“ — —

In demselben Raum, in dem sich dieser feierliche Akt vollzog, fand vor fast dreißig Jahren im Herbst 1891 die Begrüßung des interparlamentarischen Friedenskongresses statt, an dem dreihundert italienische Abgeordnete und Senatoren und Mitglieder der Parlamente aller Kulturstaaten, unter ihnen auch Leon Bourgeois, teilnahmen.

Diesen Kongreß begrüßte Giosué Carducci, der sprachgewaltigste Dichter des modernen Italien, vielleicht der größte Lyriker seit Heinrich Heine, aber zugleich ein jeder Verweichlichung unzugänglicher Mann mit einer formvollendeten alcäischen Ode, in der er darlegte, daß der Krieg ewig auf der Erde sei. Heute, da der furchtbarste und opferreichste Krieg der Weltgeschichte die Bestrebungen der Friedenskongresse zum Erfolg hätte führen müssen, wenn ein Erfolg erreichbar wäre, aber die Völker sich in leidenschaftlicherem Haß gegenüberstehen als je zuvor, und sich aus unerfüllbaren Friedensverträgen die Karikatur eines Völkerbundes erhoben hat, der im Grunde ein Bund zur Aufrechterhaltung der englischen Weltherrschaft ist, hat diese Ode einen eignen aktuellen Reiz. Sie gehört auch zu den Dokumenten der Zeitgeschichte. Darum sei sie hier wiedergegeben:

Der Krieg.

Von Giosuè Carducci, übersetzt von Dr. E. Mühling.

Prometheus schmolz — so singen die Mythen — in
Den Urschlamm, als er Leben ihm eingehaucht,
Die Kraft des wilden Leu, erwacht kaum,
Brüllte der Erste der Menschen Krieg schon.

Vom roten Adam stammt, dem vertriebenen,
Der erste Arbeitsmensch, dem der Bruder auf
Der Welt zu viel erschien, und grausig
Hallt sein Gelächter an Abels Leiche.

Seitdem ergießt sich über Jahrhunderte
Ein Blutstrom durch der Menschheit Geschichte von
Dem großen Parthenon bis hin zur
Schwelle von Washingtons weißem Hause.

Der Troglodyte schwingt in die Lüfte ob
Dem hingestreckten Bären die Keule und
Durch alle Nerven strömt der Kampflust
Glut von den Muskeln ihm hin zum Herzen.

Die wilden Söhne seh'n in der Dämmerung
Den Feuerstein erglühen im Abendrot
Aus blut'gen Felsentrümmern, und sie
Scharten zur Waffe ihn für die Feldschlacht.

Dann stürmen sie — den Phosphor des Hirnes von
Der Umwelt heißen Bildern erfüllt und wie
Im Rausche taumelnd — durch des Frühlings
Dampfende Lüfte zum Raub aus ihren

Von Rauch geschwärzten Höhlen und Pfählen in
Den Seen. Aus der Erde, der kärglichen,
Des Hügels sprießt das Korn, doch, wehe,
Unter dem Regen aus Menschenadern.

Vom Hügel, dem eroberten, schauen die,
Die leben blieben, und es erfüllt des Meers,
Des lauten, und der Flüsse und der
Nebelumbrandeten Alpen Anblick

Die herrschaftsgier'gen Herzen mit Staunen und
Mit Sehnsucht nach der Ferne Geheimnissen.
Dann schwimmt die Fichte auf den Wogen,
Wenn aus dem Steinkreis vom Bergesgipfel

Die finstern Götter donnern der Heimat. Aus
Verschloss'nen Hütten lachen die Frauen und
Nun rast der ew'ge Krieg, ein Hengst, ein
Niemals gebändigter, durch die Welt hin.

Bevor das Sichelschwert des arabischen
Propheten zu des einigen Allah Kult
Bekehrt die Völker, und ums off'ne
Grab des am Kreuz zu Jehova Fleh'nden

Der schwere Kampf entbrennt zwischen Asien und
Europa, der durchtobt die Jahrhunderte,
Und der des Ostens Müßiggang mit
Leben und Arbeit und Licht erhellte,

O, lang vorher schon sendet Persepolis
Goldschimmernd seine Feueranbeter den
Hellenen, und Geschichte wird der
Name von Marathon allen Geschlechtern.

Und Zeus, Homers und Phidias' Griechengott,
Besteigt den Thron der Achemeniden mit
Dem schönen Alexander und der
Aristotelischen Weisheitslehre.

Vom Longobarden Flavius Autharis,
Der Roß und Lanze treibt in die Wogen des
Jon'schen Meers, das ihm nach langer
Waffenerklirrender Irrfahrt lächelt,

Bis zu Balboa, der in des Ozeans,
Des Großen, Brandung reitet mit Schild und Schwert
Und Spaniens Herrschaft über's Weltmeer
Bis zu den Polen der Erde kündet,

Hetzt ein erhabner Wahnsinn verhängnisvoll
Die einen Menschen gegen die anderen
Durch Wüsten zu den Meeren. Ihre
Götter begleiten sie und ihr Wissen

Und dunkle Zukunft. — Vierzig Jahrhunderte
Beschwört der Korse unter dem Quaderbau
Der Pyramiden. Wo der Kön'ge
Mumien ruhen in ew'gem Schlafe,

Verkündet zwischen Kugeln und Kreisen er
Dem würd'gen Muselmann und dem schweigsamen
Fellachenknecht die Menschenrechte.
Über ihm wehen die Trikoloren. —

Oh zwischen Mauern, die für die Ewigkeit
Der Brudermord vermörtelt, ist Frieden ein
Gar schwankes Wort. Dem Blut entsteigt der
Friede mit leuchtenden Schwingen. — Wann wohl?

Diese Ode habe ich, als sie vor dreißig Jahren wie ein Kriegsruf gegen den Friedenskongreß durch Italien hallte, bekämpft, nicht etwa deshalb, weil sie den Eroberungstrieb der Menschen und Völker für unausrottbar erklärte, sondern deshalb, weil ihr ein Motto aus Carlo Cattaneos philosophischen Schriften vorausgeschickt war, das den Krieg als Kulturträger verherrlichte, und weil auch in diesem wie in Granit gemeißelten Geschichtsabriß die Segnungen des Krieges gepriesen werden. Wer die letzten sechs Jahre miterlebt hat, dem muß es zwar zur unumstößlichen Gewißheit geworden sein, daß heute der Krieg kein Kulturträger mehr sein kann, sondern der größte Feind der Kultur geworden ist. Aber ebenso fest wird er leider davon überzeugt sein müssen, daß der Kriegstrieb und die bestialischste Grausamkeit im Menschen unausrottbar sind. Das „Wann wohl?“ des Schlußverses konnte nach dem Erlebnis dieses Krieges nur mit der Alternative: „Jetzt oder nie“ beantwortet werden. Und daß diese Alternative schon heute für das nie entschieden ist, das beweisen die Friedensschlüsse und ihre Folgen, und nicht zum wenigsten jene Karikatur des Völkerbundes, die im Namen der Zivilisation das Recht auf der Erde erwürgt. L. G.

Unter der Lupe

Aus dem Jahre 1923.

Zeitgemäße Phantasien.

VI.

Das war damals, Anno 20, als man in Germanien noch so weit zurück war, daß die Kinder, denen man später Geschichten aus dieser Zeit erzählte, einfach weggingen und sagten: „Kann der aber lügen." — —

Ja, das war damals im Juli 20, als noch nichts organisiert und richtig zugeschnitten war.

Da waren erst ganz wenige Ämter in Familienbesitz übergegangen: z. B. die Reichsstelle für Schuhversorgung. Und das war nicht nur recht, sondern auch teuer, wenigstens für das Publikum, die Misera plebs, die ja im allgemeinen, besonders wenn es sich um „Geistige" handelte, nicht allzuviel Bedeutung hat.

Aber die Reichsregierung ging einstweilen noch achtlos an dieser höchst beachtenswerten Erscheinung vorüber: bemühte sich mit lächerlicher Einfaltspinselei allerhand Flickwerk zu schaffen, indem sie gelegentlich einen Genossen zum Landrat machte, für Schullehrer Zugehörigkeit zur alleinseligmachenden Partei verlangte und ab und zu einer Familie die Nutznießung einer Reichsstelle übertrug.

Wie war damals noch alles unvollkommen. 1921 aber hatte man endlich die Grundidee erfaßt und begann — langsam zwar, doch systematisch — einen organisatorischen Bau aufzuführen.

Zunächst bemühte man sich um die Versorgungstellen. Durch Reichsgesetz wurden diese sämtlichen Stellen den besten und gesinnungstreuesten Familien, die im Laufe der Kriegsjahre schon gute Erfahrungen gesammelt hatten, in Erbpacht gegeben. Mit Recht setzte man voraus, daß durch diese Maßnahme das Interesse am Amt gesteigert würde.

Übrigens bewährte sich dieses System für die pp. Familien glänzend. Binnen kurzem entstand ein neuer, von hohem Gemeinsinn erfüllter Adel.

Und wenn der Adel auch nicht arm war; und wenn er auch begütert war, so war er doch keineswegs stolz, sondern wählte je nachdem bald Spartakus, bald S. P. D., immer aber war er fürs Volk.

Und er zeigte sich auch dem pp. Volk. Sonntags konnte man die ganzen Familienämter im Tiergarten reiten sehen. Dann hieß es: Seht, da kommen Reichsmilchüberwachungsmanns, wie schön sie sind. Oder: Das da ist die Reichswagenschmierölversorgungsfamilie.

Es wäre soweit alles ausgezeichnet gewesen, wenn es nur nicht immer bei der Besetzung der anderen Regierungstellen gehapert hätte. Noch immer beschränkte man sich darauf, gelegentlich einen S.-P.-D.- oder U.-S.-P.-D.-Sekretär zum Landrat oder Regierungspräsidenten zu machen.

Da wurde im Januar 1923 der Bäckergeselle Moritz Lehmann Reichspräsident. Und da er gleichzeitig Vorsitzender des Schwerathletenklubs „Armbruch" war, ergab es sich ganz von selbst, daß er Mitglieder dieses Klubs mit Portofeuillen beglückte; was außerdem den Vorzug hatte, daß diese Herren bereits über eine ordensgeschmückte Brust verfügten.

Und nun ging das richtige Organisieren los. Die ehemals deutsche Menschheit wurde eingeteilt in Schwerathleten und Leichtathleten. Die letzteren gehörten meist zu den geistigen Arbeitern und kamen deshalb sowieso nicht für die Besetzung von Ämtern in Frage.

Mit Hilfe von Sportstatistiken stellte man eine Tabelle auf. Danach kamen für Staatssekretärposten nur Leute in Betracht, die mindestens 140 Klg. Nettogewicht aufweisen konnten; ein Regierungsrat mußte 127,5 Klg. wiegen, während ein einfacher Studienrat mit 78 Klg. für schwer genug befunden wurde. Bei Hochschulprofessoren und Briefträgern ging man sogar auf 65 Klg. herunter, wobei sich der Betreffende allerdings verpflichten mußte, im Laufe der nächsten 6 Monate 5 Klg. zuzunehmen, was von den Briefträgern in den meisten Fällen auch ohne große Mühe erreicht wurde.

Nachdem man in so überaus glückhafter Weise sozusagen die Grundidee der Beamtenrekrutierung festgestellt hatte, begann man auch geistig zu sieben.

Organisiert waren — abgesehen von einigen an Mottenfraß leidenden Mumien — ausnahmslos alle Schwerathleten. Wohlgemerkt organisiert! Aber damit war noch lange nicht ihre sittliche Reife bewiesen.

Also führte man Examina ein. —

Die Staatssekretäranwärter mußten imstande sein, die Arbeitermarsaillaise ohne Stocken vorwärts und rückwärts zu singen. Zum höheren Verwaltungsdienst wurden nur Leute zugelassen, die eine Rede von 10 Minuten Dauer halten konnten, in der die Wendungen: Blutrünstige Bestie des Kapitalismus, Machtkitzel, Profitgeier, Ausbeuter, klassenbewußt, der dumpfe Massentritt der Arbeiterbataillone mindestens je zehnmal vorkamen.

Bei den Unterbeamten genügte die einfache Kenntnis und geläufige Anwendung der Worte: aufgeklärt, klassenbewußt und Machtkitzel. —

Auf diese Weise gelang es in kürzester Zeit, dem wirklich Tüchtigen freie Bahn zu schaffen.

Was jedoch die Versorgungsämter in der Zwangswirtschaft anbelangt, so behielt man das bisherige erprobte Familiensystem bei und ernannte nur noch von Zeit zu Zeit, wenn eine neue Stelle erschaffen wurde, besonders verdiente Leute zu erblichen Mitgliedern der sogenannten Reichsversorgungshäuser.

Zum Schluß aber pachtete ein sehr reicher amerikanischer Zirkusdirektor sämtliche Minister, Staatssekretäre und Vorsitzenden der Versorgungsämter, zog mit ihnen auf Messen und Märkten umher und zeigte sie für Geld.

Und verdiente, obwohl er hohe Pacht bezahlen mußte, dennoch viele Millionen Dollar. — Horribilicribrifax

Deutsche Karikaturen

Der Mann mit den zwei Gesichtern.



Wilson zu Michel: Michel, zerreiß' deine Ketten, sonst kann ich mit dir nicht verhandeln,
Frieden gewinnst du dir nur, wenn die Tyrannen du stürzt.

Wilson zu Sam: Nur den Frieden, den ich dir bestimmt, darfst, Sam, du nur schließen.
Sic veto, sic iubeo! Ewig währt sonst dein Krieg.

Preis 75 Pfennig

20. Jahrhundert

Dokumente zur Zeitgeschichte

Verlag August Scherl G.m.b.H. Berlin SW 68

Nummer 24 | 19. Juni 1920 | 2. Jahrgang



Des Wagenlenkers Not.

Das geprügelte Götzenbild.

Von Dr. C. Mühling.



Es gibt im tiefsten Innern von Afrika noch ganz primitive Negerstämme, die ihre Götzenbilder prügeln, wenn ihre Wünsche nicht erfüllt werden. Die Parteien, die aus der Wahlschlacht vom 6. Juni zerschlagen hervorgegangen sind, behandeln ihr Götzenbild in ganz derselben Weise. Sie haben anbetend gekniet vor der weltbeherrschenden Kraft des demokratischen Gedankens, wie er sich im Willen des Volkes verkörpert und durch das einzige Mittel, durch das man diesen Willen erkunden kann, durch die Wahlen zum Ausdruck kommt, und da der Wille des Volkes sich nun gegen sie entschieden hat und sie von der Staatskrippe verjagt, ergehen sie sich in Schmähungen gegen ihn und vergessen, daß ihre ganze Politik sich wie die Erde um ihre Achse um den Kampf für die Alleinherrschaft des Volkswillens gedreht hat.

Zwei Tage nach der Wahl schrieb das „Berliner Tageblatt": „Die Frage, wie die Regierung gebildet werden soll, wird nirgends klar beantwortet, und das ist bezeichnend für die zerfahrene Lage, die man der Haltung gedankenloser Wählermassen verdankt."

Schon einen Tag nach der Wahl schrieb die „Frankfurter Zeitung": „Kann man sich wundern, daß es der wilden Demagogie, in der die Oppositionsparteien sich gegenseitig überboten, gelungen ist, in breiten Wählerschichten den Irrglauben zu erwecken, es trügen für diese Lage diejenigen die Schuld, die in dieser furchtbaren Zeit des Zusammenbruches das Odium der Regierung auf sich genommen hatten?"

Die „Sozialistische Korrespondenz" schrieb am 11. Juni: „Das deutsche Volk verglich die Zustände ihrer (der Koalitionsmehrheit) Regierungszeit sinn- und gedankenlos mit den Verhältnissen vor dem Kriege, und der hungerige Magen war stärker als die denkende Vernunft. . . . Aber wir können die Wählerschaft nicht klügermachen — sie muß durch eigenen Schaden jetzt lernen."

Und in der Sitzung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, in der die entscheidenden Beschlüsse über die Beteiligung der Mehrheitssozialisten an der Regierung gefaßt wurden, sagte einer ihrer gescheitesten Führer, der Minister David: „Das Volk hat sich durch den Wahlausfall die jetzige Lage selbst bereitet. Es liegt, wie es sich gebettet hat. Wir haben früher viel geredet von dem Unverstand der Massen. Der Wahlausfall hat gezeigt, daß dieser Unverstand noch lange nicht überwunden ist."

Die angebeteten Wählermassen, denen die Urheber der deutschen Reichsverfassung die entscheidende Gewalt, gegen die es keine Berufung gibt, doch wohl nur deshalb in die Hände gelegt haben, weil sie sie für unfehlbar hielten, sind plötzlich gedankenlos und unvernünftig geworden, und die „Frankfurter Zeitung" hält sie sogar für so unvernünftig, daß sie sich über ihre Irreführung durch die niedrigsten und bei der aufklärenden Gegenagitation der Mehrheitsparteien doch so leicht zu durchschauenden Demagogenkünste der Reaktion und des Radikalismus gar nicht wundern kann. Ist das nicht ganz erstaunlich? Und der Genosse David erklärt, daß trotz aller Belehrung der Unverstand des Volkes kaum überwindlich sei. Denn wenn die Vernunft in den anderthalb Jahren, während deren sie die Alleinherrschaft hatte und der Belehrung des Volkes gar keine Schranke gesetzt worden war, nicht über die Gedankenlosigkeit und die Dummheit gesiegt hat, dann man muß man doch wohl endgültig daran verzweifeln, sie zum Siege führen zu können.

So tönt uns ein ganzer Chor von Stimmen entgegen, der nichts anderes singt, als Variationen über das Thema: „Vernunft ist stets bei wenigen nur gewesen". Die Lehre dieses Satzes aber ist immer von den Vorkämpfern des demokratischen Gedankens als eine Sünde gegen den Heiligen Geist betrachtet worden. Und mit vollem Recht. Denn wenn die große Masse unvernünftig ist, wenn sie trotz aller Aufklärungen sich nicht nach Gesetzen der Vernunft, sondern nach den Vorschriften ihrer Magen richtet, wenn sie niedrigster Demagogie so leicht zum Opfer fallen kann, wie die große Masse des deutschen Volkes jetzt den „Verleumdungen" und „Geschichtsfälschungen" der Parteien der Rechten und der äußersten Linken zum Opfer gefallen ist, obgleich doch die Mehrheitsparteien dafür gesorgt haben, daß auch die „Wahrheit" nicht verborgen blieb, dann kann es doch nichts Unvernünftigeres geben, als einem so leicht bestimmbaren, so leicht hinters Licht zu führenden Faktor des Staatslebens, wie es nach dieser Auffassung das Volk sein müßte, die Alleinherrschaft zu übertragen.

Diese Unvernunft aber begehen jetzt diese Verehrer der demokratischen Idole, wenn sie, wie Doktor David, dem Volk die Vernunft absprechen, seine Allgewalt aber beileibe nicht auch nur um ein Haar beschränken wollen. Sie bekennen offen, daß sie etwas ganz Unverantwortliches getan haben, was nun nicht mehr rückgängig zu machen ist, daß sie einen Unmündigen, dem im Privatrecht in seinem eigenen Interesse ein Vormund gesetzt wird, im öffentlichen Recht zum absoluten Herrscher seines Geschicks gemacht haben.

In den Bekenntnissen, die durch die Wahlniederlage vom 6. Juni demokratischen Seelen entlockt sind, enthüllt sich die ganze Unaufrichtigkeit der Lehre von dem Allheilmittel der demokratischen Verfassung. Die Herren sind nämlich nicht erst durch den Ausfall der Wahlen von der Richtigkeit des Satzes: „Vernunft ist stets bei wenigen nur gewesen" überzeugt worden. Sie haben das schon vorher gewußt, und sie sind für die schrankenlose Souveränität des Volkswillens, obgleich mit diesem Glauben ihr ganzes System steht und fällt, nicht deshalb eingetreten, weil sie glaubten, daß das Volk unter allen Umständen und immer das Richtige treffen würde, sondern deshalb, weil sie überzeugt waren, daß sie ihre eigenen Gedanken auf keine andere Weise in die Wirklichkeit würden umsetzen können. Sie haben diese Gedanken auch tatsächlich mit Hilfe der Souveränität des Volkswillens verwirklicht, und weil das Volk nun durch anderthalbjährige Leiden zu der Überzeugung gekommen ist, daß diese Gedanken falsch sind, und daß sie durch andere ersetzt werden müssen, enthüllt sich die ganze Heuchelei, die mit dem demokratischen und parlamentarischen System getrieben worden ist, und der allmächtige angebetete Demos wird plötzlich der Gedankenlosigkeit, der Unvernunft und der Undankbarkeit beschuldigt.

Wäre die Verehrung, welche die Anbeter des demokratischen Prinzips dem Willen des Volkes entgegenbringen, wirklich aufrichtig, so müßten sie wie fromme Katholiken, die ihr eigenes Meinen der Unfehlbarkeit des päpstlichen Schiedspruches unterordnen, eingestehen, daß die Gedanken ihrer Regierungspolitik falsch sein müssen, da sie die von ihnen selbst zum Schiedsrichter eingesetzte Gewalt, gegen die es keine Berufung mehr gibt, verurteilt hat.

Aber das einzugestehen, fällt ihnen gar nicht ein. Wie Robespierre im Konvent sagte: „Die Republik kann auch durch den Willen des Volkes nicht abgeschafft werden", so sagen sie jetzt, daß der Wille des Volkes unvernünftig geworden ist. Das Schlimme ist nur, daß sie deshalb die Verfassung doch nicht revidieren wollen, sondern daß sie, ganz wie die primitiven Negerstämme im Innern Afrikas, das Götzenbild wieder anbeten, nachdem sie es geprügelt haben.

Schiller und die Revolution.

Von Professor Dr. h. c. Karl Berger.

Inmitten der Vergänglichkeit alles Irdischen bietet uns das Nachwirken der schöpferischen Geister ein tröstlich-erhebendes Schauspiel von unverwüstlicher Dauer: nachdem sie als leibliche Menschen dahingegangen sind, leben und streben, handeln und kämpfen sie weiter als geistige Nährer, Erhalter und Berater der Völker, die ohne solche Genien zwar fort bestehen, aber nicht fortleben könnten. Von Geschlecht zu Geschlecht wandern sie mit durch allen Wandel der Zeiten, aus dem flüchtigen Alltag zum Adel des Ewigen erhebend, hier als feurige Führer zu leuchtenden Zielen, dort als starke Helfer in völkischer Not oder als Erlöser und Tröster der leidenden armen Seelen. Selber einheitliche, ganze Persönlichkeiten, gehören sie ihrem ganzen Volke an und können doch vermöge ihrer Vielseitigkeit den wechselnden Generationen und den verschiedenen Lebensaltern, einzelnen Menschen wie ganzen Gruppen, in mannigfacher Beziehung und von verschiedenen Seiten her bedeutsam und segensreich werden. Jedes neu auftretende Geschlecht muß sie neu erwerben, um sie zu besitzen, muß in Liebe oder Haß seine Stellung zu ihnen nehmen, je nach seinen Bedürfnissen, Hoffnungen und Wünschen. Keiner, der in Wahrheit lebt, kann oder mag ohne sie sein; jeder stellt seine Ansprüche an sie, und so werden die Hohen oft von ganz entgegengesetzten Seiten her angesprochen und beschlagnahmt, in den Tagesstreit hinabgezogen, ihr Bild entstellt, ihr freier Geist in die Enge von Parteilehren eingepfercht.

Auch heute wird den Großen im Reiche deutschen Geistes wieder übel mitgespielt. Da die Not unseres Volkes nie furchtbarer, die Gegensätze niemals heftiger gewesen sind, werden die bewährten Heroen von allen Bedrängten zugleich als Retter und Helfer, als Schwurzeugen und Mitkämpfer im Tagesstreite angerufen. Kant und Fichte sind nie häufiger, von rechts wie von links, ins Feld geführt worden. Ja, selbst unsere Feinde während des Weltkrieges haben dreist und erfolgreich, unterstützt von allzu gerechter deutscher Dummheit und Schlechtigkeit, die großen Dichter und Denker unserer klassischen Zeit gegen das Deutschtum von heute, gegen den „preußisch-deutschen Militarismus" ausspielen dürfen. Weil die Großen unserer größten Zeit einem weltbürgerlichen Jahrhundert entsprossen, werden sie ohne Rücksicht auf alle weiteren Entwicklungen von heutigen Pazifisten und Kosmopoliten für ihre Ideale kurzerhand einseitig in Anspruch genommen. Von der entgegengesetzten Seite aber wird klipp und klar bewiesen, daß z. B. Goethe, wenn er heute unter uns lebte, sicherlich eifriges Mitglied der Deutschen Volkspartei wäre. Dem steht dann freilich die gewichtige Stimme des parteitüchtigen Herrn Ebert entgegen: nach den Offenbarungen des durch den Umsturz auf den Stuhl des Reichspräsidenten Emporgewirbelten (in seiner Antrittsrede vor der selig-unseligen Nationalversammlung) sollen zarteste Beziehungen zwischen dem genius loci von Weimar und der Revolution bestehen.

Nennt man Weimar, so denkt man (abgesehen von seinem Herzog Karl August, der hier doch wohl nicht in Betracht kommt) an Herder, Goethe, Schiller. Wie steht es nun mit ihren Beziehungen zur Demokratie und zur Revolution, d. h. zum demokratischen Gedanken und zu revolutionären Bestrebungen überhaupt? Wobei, was für geschichtlich denkende Menschen eigentlich nicht besonders bemerkt zu werden braucht, ihr (mutmaßliches) Verhalten zu der bei uns in Erscheinung getretenen Demokratie und zu dieser mit Schiebertum und Wucher, Vaterlandsverrat und Gaunerei durchsetzten Revolution außer acht gelassen werden muß. Nach meiner Auffassung der heutigen Verhältnisse und jener Großen hieße es diese beleidigen, wollte man auch nur leise andeuten, daß eine Beziehung zwischen ihrem Genius und dieser Revolution möglich wäre.

Die beiden zuerst Genannten sind leicht und rasch zu erledigen. Herder hatte demokratische Anwandlungen, aber die anfängliche Begeisterung des alten Menschheitskämpen für die französische Revolution, von der die heutige doch nur ein elender Abklatsch ist, wandelte sich bald in gründliche Abscheu über die „entlarvte falsche Freiheit der Neufranken". Goethe aber haßte, wie alles Maßlose und Gewaltsame, die französische Umwälzung von vornherein, weil er im Streben nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit „die Menge der Menge Tyrann" werden sah, weil er nicht die brutale Gewalt an Stelle des „vernünftigen" Gesetzes regieren sehen wollte. „Freiheit und Gleichheit", das war seine Ansicht, „können nur im Taumel des Wahnsinns genossen werden".

Und nun der dritte, Schiller, wie steht es um ihn? Wer den Geist dieses Dichters, durch dessen Werke nach Goethes Wort die Idee der Freiheit geht, für Demokratie und Revolution in Anspruch nimmt, befindet sich in Uebereinstimmung mit unzähligen oberflächlichen Einzelurteilern und ganzen Zeitströmungen, die sowohl zu Schillers Lebzeiten wie in dem Jahrhundert nach seinem Hinscheiden ihm eine Stelle unter den Vorkämpfern der Revolution angewiesen haben. Wie ihn die „Räuber" beim Erscheinen schon zum Schrecken aller zierlich und zimperlich Vornehmen machten, so daß ein Fürst Putiatin in die Worte ausbrach: „Wäre ich Gott gewesen, im Begriff die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers ‚Räuber' darin würden geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht erschaffen", wie der Dichter der Freiheit im Bereiche Metternichs, im Zeitalter der Restauration, als verdächtig und als Hauptförderer des „revolutionären" Geistes erschien, so galt er dem aufstrebenden Bürgertum zwischen Juni- und Februarrevolution als Bannerträger und Vorkämpfer seiner Ideale von Freiheit und Fortschritt, so machte neuerdings auch die sozialistische Arbeiterbewegung den Dichter zum „Republikaner" und zum „Propheten" ihres „ökonomisch-politischen Befreiungskampfes". Alle diese Ansprüche und Urteile sind einseitig und nicht dem Wesen der ganzen Persönlichkeit und ihrer schließlichen Entwicklung entnommen; sie beruhen auf abgerissenen Zitaten und ausschließlicher Betrachtung bestimmter Entwicklungsstufen und sind deshalb unhaltbar.

Tatsache ist: In dem jungen Schiller wirkte ein starker revolutionärer Drang, der, aus persönlichen schweren Erfahrungen entsprungen, durch Mitleiden mit den Nöten seines Volkes verstärkt und durch den Rousseauschen Kulturpessimismus genährt, in seinen Jugenddichtungen zu stürmischem Ausdruck kam. Wer verstände nicht, daß Schiller, der Zögling der despotisch geleiteten Erziehungskaserne, der empörte Regimentsmedikus und durch herrische Willkür entwurzelte, landflüchtige Poet mit empfänglichem Herzen die phantastisch-pessimistischen Lehren Rousseaus gegen die gleißende, verderbte Kultur in sich aufnahm und das Evangelium von der Rückkehr zur ursprünglichen guten Natur schwärmerisch weitergab? Der Stürmer und Dränger will mit Feuer heilen, was das Eisen nicht heilte. Er rennt voll idealen Zerstörungsdranges an gegen eine verrottete, versumpfte Umwelt, die ihm des Unterganges würdig scheint. Seine Helden sind Vertreter eines abstrakten Ideals: sie alle, Karl Moor, Fiesko, Ferdinand, wissen, was in der Welt schlecht und verkehrt ist, aber nicht, was sie an die Stelle der zu beseitigenden schlimmen Einrichtungen setzen sollen. Und doch, eins liegt diesem jugendlichen Dichter-Revolutionär schon im Blute: die Ehrfurcht vor dem sittlichen Werte des Gesetzes. Er bleibt nicht stecken in revolutionärer Anklage und Auflehnung. Er so gut wie seine großen Räuber erleben es, daß in der Beherrschung der Leidenschaften, nicht in ihrer wilden Entfesselung die wahre sittliche Freiheit liegt: Karl Moor, die Verkörperung des sittlichen Willens, hat in gerechter Empörung über die böse Welt Weltgericht spielen wollen; aber am Schlusse, durch Leiden zur Selbstbesinnung geführt, beugt er sich schuldbewußt unter die sittliche Weltordnung, setzt er trotz allem die Gesetzlichkeit wieder in ihr Recht ein. Damit sind nicht nur die überschäumende Kraft und das trotzige, wenn auch noch so gerechte Wollen des einzelnen in ihre Schranken gewiesen, sondern auch die Unmöglichkeit dargetan, an Stelle der wirklichen geschichtlich gewordenen Welt eine Traumwelt, den Rousseauschen Naturzustand zu setzen. Wer die Welt von ihren Gebrechen heilen will, der darf nicht mit ihr brechen, sondern muß, in ihr verharrend, mit den Übeln der Kultur ringen, die schwache Menschheit mit einschließen in sein strebendes Bemühen. Mit diesem dichterischen Ergebnis der „Räuber" hatte Schiller das Rousseausche Revolutionsideal schon ästhetisch überwunden, ehe seine ganze geistige Entwicklung ihn darüber hinausführte.

Und der junge Schiller als Republikaner? Gewiß, sein „Fiesko" ist ein „republikanisches Trauerspiel"; für den freiheitsbegeisterten jungen Schwärmer hat „das Wörtchen republikanische Freiheit einen so berauschenden Klang, daß er sich nichts Großartigeres vorstellen kann als ein Trauerspiel, dessen Menschen und Szenen alle durch republikanischen Freiheitskampf bewegt sind". (Kühnemann.) Gleichwohl sieht diese Tragödie des genialen Politikers bei aller Begeisterung für republikanische Freiheit einer Satire auf republikanische Ideale oft recht ähnlich. Einer der Republikaner wird als „hagerer Wollüstling" bezeichnet, ein anderer als „gewöhnlicher Mensch", und diesem soll die Umwälzung nur dazu dienen, seine zerrütteten Finanzen wiederherzustellen. Drei andere heißen nur so im allgemeinen „Mißvergnügte" — eine nicht gerade achtungsvolle Bezeichnung für Freiheitshelden. Verrina aber, der ernsteste und tüchtigste unter den Verschworenen, geht am Schlusse zu Doria, dem milden Gewalthaber, in dessen Hände die Republik damit zurückgleitet. Seinen Helden Fiesko gar läßt der Dichter (II, 8) den genuesischen Unzufriedenen die Fabel von der völlig versagenden Demokratie im Tierstaate mit politischer Nutzanwendung vortragen. Jedenfalls lehrt uns das Stück also nicht: statt des Herrschers die Republik, sondern: statt des schlechten Herrschers den rechten, statt des eingesetzten den geborenen. Uebereinstimmend damit redet Schiller im „Dreißigjährigen Krieg" von dem unvertilgbaren Gefühl der Pflicht, das für den geborenen Herrscher spreche; nur die legale Größe (des Monarchen) erzwinge Ehrfurcht und Unterwerfung. Wo immer der junge Dichter das Herrscherrecht prüft, gegen Fürstengewalt anstürmt, gilt seine Empörung und sein Ingrimm den Vertretern despotischer Willkür, den absolut bösen Tyrannen, dem Mißbrauch fürstlicher Macht, nie und nirgends aber dem Fürstentum an sich, der Monarchie als Einrichtung. Das Äußerste, was der junge Schiller in dieser Beziehung als seine Meinung ausgesprochen hat, war gegenüber seinem Jugendfreunde Scharffenstein: Gegen einen inkorrigiblen Tyrannen sei es vielleicht erlaubt, die pünktlichen Regeln der Moral zu vergessen.

(Schluß folgt.)

Deutschlands zukünftige Wärmewirtschaft.

Von Geh. Regierungsrat Max Geitel.



Durch die Bestimmungen des Friedensvertrages, der uns den Verlust einiger der wichtigsten Steinkohlenreviere und die Abführung erheblicher Kohlenmengen an die Entente auferlegt haben, ist Deutschland in die drückende Zwangslage versetzt, seinen Eigenbedarf an Steinkohle um 40 Millionen Tonnen jährlich einzuschränken. Die schwerwiegenden Folgen, die sich hieraus für unser Wirtschaftsleben und unsere täglichen Verhältnisse ergeben, springen überzeugend in die Augen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Deutschlands gesamte Steinkohlenförderung im Jahre 1913 sich auf 191 Millionen Tonnen belief und unser Inlandsverbrauch 166 Millionen Tonnen betrug.

Bevor wir uns mit den Mitteln beschäftigen, die geeignet sind, jenen Fehlbetrag von 40 Millionen Tonnen möglichst zu ersetzen oder zu ersparen, erscheint es geboten, einmal kurz die Bedeutung der Steinkohle für unsere allgemeinen und für unsere wirtschaftlichen Verhältnisse an einigen Beispielen klarzumachen, uns zu vergegenwärtigen, was ein Zentner Kohle zu leisten vermag und in welchem Maße diese Leistung bisher ausgenutzt ist. Bei unserer Zimmerheizung beträgt die Ausnutzung der Brennstoffe nur 30 bis 40 Prozent, bei guten Zentralheizungen bis zu 80 Prozent steigend. Trotz der weitgehenden Vervollkommnung, die die Dampfmaschine erfahren hat, setzt diese auch jetzt noch nicht mehr als höchstens 16 Prozent der in der Kohle aufgespeicherten Energie in mechanische Arbeit um. In unseren großen Überlandzentralen liefert ein Zentner Kohle 42 bis 44 Kilowattstunden. Da der Stromverbrauch der üblichen Zimmerlampe, der 25kerzigen Metallfadenlampe, 25 bis 27 Watt beträgt, könnte diese Lampe mit einem Zentner Kohle während 1400 bis 1500 Brennstunden, also etwa zwei Monate lang oder ein ganzes Jahr lang täglich während 4 Stunden gespeist werden, und ihr Kohlenverbrauch stellt sich auf etwa 35 Gramm in der Stunde. Im Straßenbahnwagen kann eine Person unter Verwendung von einem Zentner Kohle, wenn das Jahr zu 300 Arbeitstagen angenommen wird, ein ganzes Jahr hindurch täglich 10 bis 12 Kilometer zurücklegen.

Bei einem mit 500 bis 600 Personen besetzten D-Zug stellt sich der Kohlenverbrauch auf 20 Gramm für einen Reisenden und ein Kilometer, und jener könnte mit einem Zentner Kohle von Berlin bis Messina (2500 Kilometer) fahren. Unsere großen Schnelldampfer mit Maschinen von 45 000 Pferdekraften verbrauchen täglich im Durchschnitt etwa 760 Tonnen. Für eine Fahrt von Bremerhaven nach New York beträgt der an Bord zu nehmende Kohlenvorrat rund 5600 Tonnen, und bei einer Geschwindigkeit von 23,25 Seemeilen in der Stunde verzehren die Kessel 14 bis 15 Zentner für ein Kilometer. Da das Schiff an Passagieren und Besatzung 2485 Köpfe befördert, entfallen auf jeden Schiffsinsassen für die Fahrt Bremerhaven—New York 60 Zentner Kohle. Bei einem Aufwand der gleichen Kohlenmenge legt der Fahrgast auf einem Schnelldampfer nur den zwanzigsten bis dreißigsten Teil desjenigen Weges zurück, den er auf dem Lande durchmessen würde.

Diesen auf unsere modernen Verkehrsmittel bezüglichen, z. T. der „Wirtschaftlichen Demobilmachung" entnommenen Beispielen stellen wir ein Beispiel aus der Fabrikation der Maschinen, speziell der Lokomotiven zur Seite. Die Hannoversche Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft zu Hannover-Linden und die Société Francaise de Construction Mécanique haben eingehende Ermittlungen angestellt darüber, wieviel an Kohlen für den Bau einer Lokomotive benötigt werden. Das Ergebnis geht dahin, daß für die Herstellung einer neuzeitlichen Güterzug-Lokomotive von 81,5 Tonnen Leergewicht 305 Tonnen Kohle, also rund das 3,75fache des Lokomotivgewichts erforderlich sind. Hieraus ergibt sich, welchen Einfluß die Kohlenpreise auf ein Industrieerzeugnis ausüben, denn schon eine Preissteigerung von 10 M. für die Tonne Kohle würde den Preis einer neuzeitlichen Güterzug-Lokomotive um 3050 M. erhöhen.

Die vorstehend aufgeführten Beispiele gehören der brenntechnischen Industrie an, also derjenigen Industrie, welcher die Kohle als Brennstoff dient und die leider sich vielfach einer sehr geringen Sparsamkeit befleißigt hat. Nun bildet aber die Kohle nicht allein unseren wichtigsten Brennstoff, sondern zugleich einen Rohstoff für zahlreiche wichtige Zweige unserer Industrie, als welcher sie uns beispielsweise die wertvollsten aromatischen Öle, Benzol, Toluol, Naphtha, Pyridin, Phenol, Anthrazen, Motorbetriebstoffe, Sprengstoffe, Düngemittel, Riechstoffe und jene herrlichen Anilinfarben liefert, die Heinrich Seidel besingt:

> In heller Pracht, in Flammenpracht,
> Die Farben blühn,
> Die einst im heiß durchfeuchteten,
> Im wilden Urwald leuchteten:
> Blau, rot und grün.

Aus dieser Eigenschaft der Kohle als eines Rohstoffes wichtigster Fertigfabrikate ergibt sich mit erhöhter Naturnotwendigkeit die Forderung, die Kohle nicht mehr lediglich zu verbrennen, sondern sie wärmetechnisch derart auszunutzen, daß auch, wie wir noch im einzelnen darlegen werden, die Gewinnung der in der Kohle schlummernden Produkte ermöglicht wird.

Als eine aussichtsvolle Maßnahme für den Ersatz des durch den Ausgang des Krieges über uns gekommenen Fehlbetrages kommt zunächst die Erhöhung der bisher erzielten Fördermengen in Betracht. Wie sich aus zahlreichen Bohrungen ergibt, kann namentlich die Leistung des Ruhrgebietes, das an unserer Förderung des Jahres 1913 mit 56 Prozent beteiligt war, und dessen Lebensdauer auf 550 bis 850 Jahre



Verkokung der Steinkohle, die dabei gewonnenen Erzeugnisse und deren Verwendung.

Herausgegeben von der landwirtschaftlichen Abteilung der deutschen Ammoniak-Verkaufsvereinigung G. m. b. H., Bochum

geschätzt wird, durch Erschließung neuer Kohlenflöze erheblich gesteigert werden. Es ist festgestellt worden, daß sich der Ruhrkohlenbezirk einerseits bis fast nach Münster und andererseits bis Wesel in einer Länge von 100 Kilometer und einer Breite von 9 bis 27 Kilometer erstreckt. Diese Art der Vermehrung der uns zur Verfügung stehenden Kohlenmengen erfordert aber einen erheblichen Aufwand an Zeit für die Neuerrichtung der Zechenanlagen und kann sich daher nicht von heute auf morgen bemerkbar machen. Dasselbe gilt von dem Bestreben zahlreicher industrieller Betriebe, sich von der Steinkohlenfeuerung auf die Braunkohlenfeuerung umzustellen, sowie von der erweiterten Ausnutzung der in unseren Torflagern und der in unseren Wasserkräften enthaltenen Energie, der „weißen Kohle".

Wenn wir nun die Art und Weise betrachten, in welcher bisher die Kohle ausgenutzt ist, so zeigt sich, daß sowohl im

Hausbrand als auch in den zahlreichen Feuerungsanlagen der Industrie und des Verkehrswesens ein sehr geringer Sinn für Sparsamkeit obgewaltet hat, und daß hier in erster Linie der Hebel anzusetzen ist. In richtiger Erkenntnis, daß die Weckung und Förderung des Sparsamkeitsinnes aller beteiligten Kreise von ausschlaggebender Bedeutung ist, um uns trotz unserer Kohlennot auf der früheren Leistungsfähigkeit zu erhalten, sind außer dem *Reichskohlenrat* eine Anzahl von Körperschaften und Instituten ins Leben gerufen worden, die sich die dankbare Aufgabe gestellt haben, auf die Gesamtheit unseres Volkes belehrend und fördernd einzuwirken.

Die *Brennkrafttechnische Gesellschaft zu Berlin*, Vorsitzender Staatsminister v. Möller, bezweckt, mit allen Kreisen der Brennstoffverbraucher gemeinsam an der Hebung der Wärmewirtschaft planmäßig zu arbeiten und einen fortlaufenden Austausch von Anregungen und Erfahrungen zwischen allen beteiligten Stellen zu ermöglichen. Hierdurch bietet sich den so mannigfachen Verbrauchern Gelegenheit zur Mitwirkung in der kommenden Brennstoffwirtschaft ohne behördlichen Zwang.

Die vom Verein Deutscher Eisenhüttenleute ins Leben gerufene *Überwachungstelle für Brennstoff- und Energie-Wirtschaft auf Eisenwerken in Düsseldorf* hat einen neuen Begriff, den „Wärmeingenieur", geprägt. Hierunter ist ein theoretisch und meßtechnisch geprüfter Ingenieur zu verstehen, der auf größeren, mittleren oder Gruppen von kleinen Werken angestellt ist, und lediglich die Aufgabe hat, an Wärme und Energie zu sparen.

Der erste unlängst in Dortmund abgehaltene, von 100 Hörern aus allen Teilen Deutschlands besuchte Ausbildungskursus wurde durch einen Vortrag des Leiters der Wärmestelle, Hüttendirektors Dr.-Ing. K. Rummel, eröffnet, in welchem dieser ausführte, daß sich bei uns jährlich viele Millionen Tonnen Steinkohle ersparen lassen. Diese Möglichkeit läßt sich aber nicht so schnell ausführen, und wir können damit der Not des Tages nicht steuern. Sofort hilft uns nur die Organisation, die Einführung von Maßnahmen, die eine Vergeudung von Wärme unterbinden. Zunächst muß jede Feuerstelle, bis in die Haushaltungen hinein, für sich einer Untersuchung und ständigen Überwachung unterzogen werden; darüber baut dann sich die Sparwirtschaft der einzelnen Betriebe auf. Selbständige hauptamtliche Wärmebureaus, wie sie auf großen Werken von der Düsseldorfer Wärmestelle eingerichtet wurden, haben sich als nächsthöhere Stellen glänzend bewährt. Darüber stehen Organisationen, welche ganze Industrien beraten und überwachen. Schließlich lassen sich alle diese Einrichtungen in dem Sachverständigenrat des Reichskohlenrates zu gemeinsamer Arbeit zusammenfassen.

Vom Verein Deutscher Ingenieure zu Berlin, der schon früher durch Vorträge und Schriften aufklärend wirkte, ist in Gemeinschaft mit der Vereinigung der Elektrizitätswerke und dem Verein Deutscher Eisenhüttenwerke die *Hauptstelle für Wärmewirtschaft* geschaffen worden. Auch diese Stelle unterscheidet bei dem Bestreben, eine möglichst vollkommene Ausnutzung der Brennstoffe herbeizuführen, zwischen Zukunfts- und Gegenwartsaufgaben und erblickt die wichtigste Gegenwartsaufgabe darin, daß die vorhandenen Feuerungs- und Dampfbetriebe mit dem verfügbaren Brennstoff so haushälterisch wie möglich umgehen. Zu diesem Zweck veranstaltete die Hauptstelle für Wärmewirtschaft an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg Vorträge und Übungskurse für mittlere Betriebsbeamte in Dampfkraftanlagen, denen weitere Kurse für andere Sondergebiete folgen werden.

Von besonderer Bedeutung für die Verfeinerung unserer Wärmewirtschaft ist auch das am 27. Juli 1914 eröffnete *Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung zu Mülheim a. d. Ruhr*, das unter der Leitung des Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Franz Fischer steht, mit einem entsprechenden wissenschaftlichen und technischen Personal ausgestattet ist und zahlreiche hoch wertvolle Arbeiten unter dem Titel „Gesammelte Abhandlungen zur Kenntnis der Kohle" veröffentlichte.

Über den Einfluß einer sorgfältig gepflegten Wärmewirtschaft mögen bezüglich der wichtigsten Gebiete der Kohlenausnutzung einige kurze Bemerkungen folgen. Der Hausbrand ist an unserem jährlichen Kohlenverbrauch mit 17,4 Millionen Tonnen beteiligt, d. i. mit 9,1 Prozent, und bildet leider bisher den Schauplatz rücksichtsloser Verschwendung. Arglos verbrennt man bis auf den heutigen Tag in zahllosen Ofenfeuerungen rohe Fett- und Gaskohle und läßt deren kostbaren Teer nutzlos sich entwickeln und verbrennen. Hier muß an die Stelle jener anderweit mit höchstem Nutzen verwendbaren Brennstoffe das Brikett, die teerarme Magerkohle und Koks treten, und die Zentralheizung muß tunlichst viele Einzelfeuerungen zu einer einzigen, weit sparsamer arbeitenden gemeinsamen Feuerstelle vereinigen.

Trotz der weitgehenden Vervollkommnung, die die Ausnutzung der Kohle in den Lokomotiven durch Einführung der Verbundwirkung, des Heißdampfes, der Vorwärmung des Speisewassers erfahren hat, beträgt der Gesamtwirkungsgrad der Lokomotive nur etwa 5 Prozent, und so sind die Eisenbahnen an unserem Kohlenverbrauch mit 17 750 000 Tonnen, d. i. mit 9,3 Prozent, beteiligt. Hier ist die fortschreitende Elektrisierung der Bahnen berufen, den dringend erforderlichen Wandel herbeizuführen, und zwar durch den Bau von Kraftzentralen, die mit Torf und Braunkohle und mit solchen Vergasern betrieben werden, die die Gewinnung wertvoller Nebenprodukte ermöglichen. Neben der elektrischen Lokomotive, die gegenüber der Dampflokomotive den Nachteil besitzt, daß sie nicht freizügig ist, kommt die diesen Mangel vermeidende Lokomotive mit Dieselmotor in Betracht. Die Schiffahrt beansprucht jährlich 10 150 000 Tonnen, d. s. 5,3 Prozent unseres Gesamtverbrauchs. Hier ist der Ölmotor berufen, wesentliche Ersparnisse zu bringen, denn dieser verbraucht nur ein Drittel des von der Dampfmaschine verbrauchten Brennstoffes.

Der höchste Kohlenverbrauch, nämlich 46 Millionen Tonnen oder 24,1 Prozent unseres Gesamtverbrauchs entfällt auf die Industrie. Hier steht als Träger einer rationellen Wärmewirtschaft an erster Stelle die Vergasung der Kohle als Ersatzmittel der unmittelbaren Verbrennung derselben. In seinem von uns bereits erwähnten Vortrage führte Dr.-Ing. K. Rummel, Direktor der Überwachungstelle für Brennstoff- und Energie-Wirtschaft auf Eisenwerken, aus, daß, wenn alle jetzt unmittelbar verbrannte Kohle vergast würde, mindestens 12 Millionen Tonnen Steinkohle gespart werden können.

Eine derartige allgemeine Umstellung ist aber nicht durchführbar, wenngleich sich erfreulicherweise eine umfassende Tätigkeit in dieser Richtung vollzieht. Viele Millionen Steinkohle können erspart werden durch Ausnutzung der Abhitze, in Form von Abgas, Abdampf und Zwischendampf. Keine andere Art der Wärmeausnutzung ergibt annähernd eine derartig günstige Ausnutzung des Brennstoffes wie die Ausnutzung der Kondensationswärme des Dampfes unserer Dampfmaschinen zum Heizen und zu zahlreichen anderen Zwecken. Die Ausnutzung der Abhitze industrieller Werke gewinnt eine besondere Bedeutung, wenn sie in Fernheizwerken erfolgt, die einzelne Gebäulichkeiten und ganze Häuserkomplexe beheizen und mit Heißwasser versorgen. Wie Dr.-Ing Reutlinger, Köln, in einem in der „Brennkrafttechnischen Gesellschaft" zu Berlin gehaltenen Vortrag ausführte, lassen sich durch Verwertung der Abwärme jährlich 25 Millionen Tonnen Kohlen sparen. Weniger geklärt sind die Verhältnisse bei der Entnahme von Zwischendampf, bei welcher halb ausgenutzter Dampf zwischen den Zylindern der Dampfmaschine zu Heizzwecken entnommen wird. Dagegen erwartet man gute Erfolge von der Ausnutzung niedrig gespannter Dämpfe der industriellen Kochgefäße. Schließlich ist eine wesentliche Kohlenersparnis durch Verbrennung minderwertiger Brennstoffe, Abfallkohle, Staubkohle, Müll, Gerberlohe usw. zu erzielen.

Erfreulicherweise hat auch der Reichsverband zur Förderung sparsamer Bauweise sich mit unserer Wärmewirtschaft beschäftigt und die Forderung aufgestellt, daß seitens der Baupolizei jedes Bauprojekt nicht nur auf statisch richtige Durchbildung geprüft werden soll, sondern daß auch die wärmetechnischen Eigenschaften des Entwurfes zu beaufsichtigen sind.

Überblickt man die vorstehend in einem allgemeinen Überblick gegebenen Maßnahmen, so kommt man zu dem erfreulichen Endergebnis, daß diese Maßnahmen wohl geeignet sind, den uns in dem Friedensvertrage versetzten schweren Schlag aufzufangen. Vorbedingung hierfür aber ist das Verständnis und der gute Wille aller derjenigen, die bei der Förderung und Ausnutzung unserer Brennstoffe beteiligt sind. Von ihrem Verantwortlichkeitsgefühl wird es wesentlich abhängen, ob unsere Industrie nach wie vor den Wettbewerb auf dem Weltmarkte bestehen kann.



Laube, an einen Brandgiebel angebaut.

Gemütswerte im Siedlungsbau.

Von Ernst Rossius-Rhyn, Architekt B. D. A.

Ueber die außerordentliche Bedeutsamkeit der Siedlungsfrage für die ganze künftige Entwicklung unseres sozialen Lebens ist — vom wirtschaftlichen Standpunkt aus — kaum ein Wort mehr zu verlieren. Darüber sind schon Bände geschrieben worden. Aber es ist bisher noch viel zu wenig auf die künstlerische und damit auf die ethische Seite dieser Frage eingegangen worden, obgleich sie mit dem wirtschaftlichen Problem aufs engste verbunden ist. Denn ein wirklich gesundes Siedlungswesen kann sich nur entwickeln und wird nur dann Bestand und Fortschritt zeigen, wenn die Gemütswerte dabei zum vollen Ausdruck gebracht werden.

Die Maschine hat Geist und Seele des Arbeiters, der doch als ländlicher Siedler vor allem in Betracht kommt, in der bedauerlichsten Weise verkümmern lassen. Die völlige Mechanisierung des Handwerklichen, wie sie durch die Industrie großgezogen worden ist, hat eines der schönsten deutschen Ideale, die Arbeitsfreude, schon seit vielen Jahrzehnten zerstört und an seine Stelle den Materialismus gesetzt. Seitdem dieser zur alleinigen Herrschaft gelangt ist, kann von einer wirklichen Kultur keine Rede sein. Aus dem unverbrauchbaren gesunden Empfinden des Volkes selbst heraus muß der Materialismus wieder vom Thron gestürzt werden. Um dies zu ermöglichen, das heißt, um dem Arbeiter-Siedler die Freude am Schönen, am Handwerk, an der Arbeit überhaupt zurückzugeben, ihn nicht bloß auf die stumpfe Alltagsexistenz angewiesen sein zu lassen, dazu ist es nötig, daß die hauptsächlichste und grundlegende Aufgabe, die Wohnungsfrage, von einer anderen Seite als bisher zu lösen versucht wird.

Es muß vor allem im Siedlungsbau alle Eintönigkeit und Einförmigkeit vermieden werden. Eine Art Industrie-Architektur beginnt sich da bereits breitzumachen, welche dem Siedler das Vergnügen am Besonderen, am Persönlichen nehmen muß. Das äußere Bild einer Siedlung, im ganzen wie im einzelnen, darf kein schematisches sein. Die Architekten, die beim Aufbau einer Siedlung das maßgebende Wort zu sprechen haben, also deren Baucharakter schaffen, dürfen keine Dutzendarchitekten sein. Um dem Hause und der Siedlung Seele zu geben, müssen sie selbst Seele besitzen. Eine gewisse Typisierung wird sich freilich nicht vermeiden lassen, und sie ist auch bis zu einem be-



Lese- und Wohnecke in einem Eßzimmer, durch Verschiebung der Rabitzwände gebildet.

Gemütswerte i

stimmten Grade berechtigt, z. B. bei der Balkenlänge, bei der Gestaltung der Türen und Fenster. Im äußeren Baustil des Einzelhauses können aber schon innerhalb des Baucharakters der ganzen Siedlung individuelle Abweichungen stattfinden, feine und bedeutsame Übergänge geschaffen werden, welche die Schematisierung nicht aufkommen lassen. Ebenso wichtig ist die Individualisierung der inneren Wohnräume. Die Persönlichkeit des Besitzers muß hier mit den 70 Quadratmetern Rauminhalt, der gewöhnlich zur Verfügung steht, den Neigungen, aber auch den Familienverhältnissen entsprechend, mit einer besonderen und ihm eigentümlichen Gestaltung rechnen dürfen. Es lassen sich da z. B. Wandverschiebungen einrichten, welche die einzelnen Räume vergrößern oder verkleinern oder durch den geschickten Anbau eines Erkers Raumerweiterungen schaffen. So kann an Stelle des Durchschnittlichen überall die eigene Note eingesetzt werden. Wieviel mehr Freude wird der Siedler über einen so auszustattenden Hausbesitz empfinden!

Hat der einzelne nun sein Glück im Winkel für sich, so hat er doch auch als Deutscher den schönen Drang nach Geselligkeit. Diesen kann er in seiner räumlich begrenzten Wohnung nicht befriedigen. Es muß also vor allem ein Zentralpunkt für alle in jeder Siedlung geschaffen werden, eine Sammelstelle aller guten und nützlichen Bestrebungen innerhalb des Ganzen. Das ist das Gemeinschaftshaus, wie ich es mir denke; hierin muß der Hauptgefühlswert des gesamten Siedlungswesens liegen. Handwerk, Kunst, Geselligkeit, Bildungstrieb, Unterhaltung — alles findet hier seine Heimstätte. Hier soll jeder nach Feierabend, an Sonn- und Festtagen zur kulturellen Hebung des Ganzen nach Kräften beitragen und dabei gleichzeitig das schönste eigene Vergnügen finden.

Das Gemeinschaftshaus muß eine Anzahl von Sälen und anderen Räumen umfassen, welche den verschiedenartigsten gemeinnützigen Zwecken dienen. Der Hauptraum soll für größere künstlerische Veranstaltungen, Musik- und Theateraufführungen, aber auch für Versammlungen der Siedler bestimmt sein; angegliedert wird ein Raum, in welchem intime geistige Veranstaltungen, z. B. Vorträge über wissenschaftliche, soziale und handwerkliche Themen, stattfinden. Besonders wichtig wären hier populäre philosophisch-ethische Vorlesungen, z. B. aus den Schriften der großen Menschheitsdenker oder auch aus der für den modernen Menschen geschaffenen, von Felix Lorenz herausgegebenen „Neuen Bibel". Im Gemeinschaftshaus sollen aber noch viel mehr wichtige Bestrebungen ihre Heimstätte finden; es müssen da auch Bibliothek und Lesezimmer mit einer literarischen Beratungsstelle vorhanden sein, bei der z. B. die guten Hausbücher des Schiller-Bundes zu haben sind, welche für wenig Geld Bildung und Wissen vermitteln. Kleinere Vereinsräume sind ebenfalls vorzusehen. Dann werden in diesem Zentralhause auch Badeeinrichtungen anzulegen sein, da sich solche in den Siedlerhäusern selbst, mit Rücksicht auf den Raum, nicht in allen Häusern anbringen lassen. Schlafsäle für unverheiratete Siedler, ein Erfrischungsraum, eine Kinderbewahranstalt und noch manches andere werden sich als notwendig erweisen. Vor allem wichtig aber ist ein Werkstättensaal, wo die Siedler nach des Tages Arbeit ihrer eigenen Neigung dienen können. Hier muß das neue, gute Handwerk wieder emporblühen, der künstlerische Trieb muß sich hier entfalten können, ob es sich um Schmiedearbeiten, um Holzschnitzereien oder andere kunstgewerbliche Dinge handle. Hier muß die Arbeit zur Freude, zum Vergnügen gemacht werden! Man weiß zur Genüge, wie unser Handwerk verflacht und schematisch geworden ist, wie aller Nachwuchs fehlt, der, wie in goldenen Zeiten des Mittelalters, im Zunftwesen, ein großes handwerkliches Können aufweisen könnte. Dieser Nachwuchs wird hier im Gemeinschaftshaus von selbst wieder erstehen können; aus der Lust am „Basteln" können die herrlichsten Resultate erblühen! Ein gesunder, schöner Wetteifer wird sich unter den Siedlern geltend machen; jeder wird etwas Gutes, etwas Besseres zeigen wollen. Durch Ausstellungen solcher Arbeiten wird der Trieb noch gefördert. Statt der öden Vergnügungsindustrie der Großstädte gibt es hier für den angesiedelten Arbeiter eine edle und reine Freude; in voller Freiheit geschaffen, werden bleibende Werte entstehen. An der Arbeitsart des einzelnen wird man bald wieder die persönliche Signatur, den Hammerschlag am Schmiedeeisen, den Hobelstoß am Profil erkennen können. Und wie groß ist die ethische Wirkung dieser ganzen Einrichtungen!



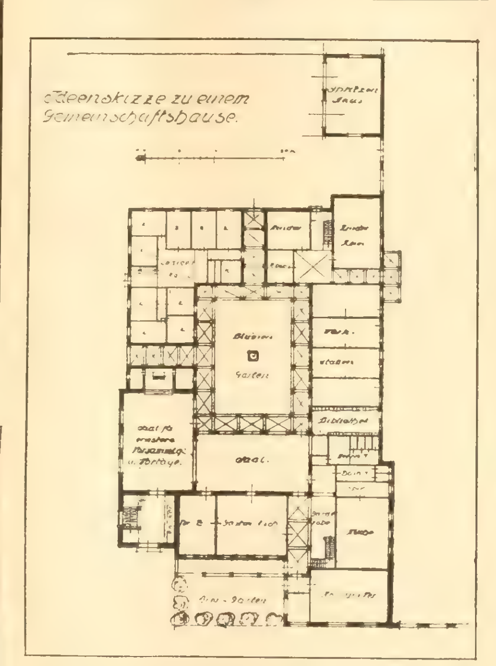
Gemeinschaftshaus einer Siedlung (aus Findlingen und Fe

Siedlungsbau.



er=Gemeinschaftshaus soll der beste „Kintop-
n — darum handelt es sich! Es soll Gefühls=
gswerte schaffen. Ein schöner Garten soll von
euzgang umschlossen werden, in dem man auch
twandeln kann; so wird jeder etwas für sich
wie aus den Klöstern des Mittelalters so viel
Kultur hervorging, so soll auch aus diesem
Siedler=Kloster" eine neue Kultur hervor=
e zum Wiederaufbau und zur Gründung des
en Volkes führt.

ngskolonie „Freiland" bei Müncheberg beab=
, vor den Toren Berlins in ihrer Siedlung
meinschaftshaus zu errichten. Andere werden
wollen nur hoffen und wünschen, daß die
ung diese wichtige Angelegenheit einsichtsvoll
sie nach allen Kräften fördert. Sie muß bei
der Architekten dabei besonders die oben ge=
nzipien beachten und bedenken, daß der Bau=
nen Siedlern dauernd in geistiger Verbindung
Dann werden drei schöne Dinge aus unserem
n hervorgehen: Friede, Freude, Ar=

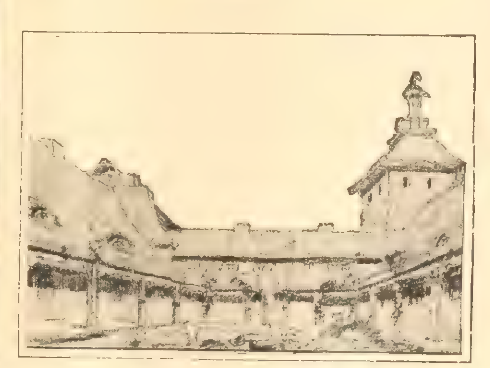


Im Keller befinden sich: Baderäume, gemeinsame Küche zum Einkochen usw.

Im 1. Stock sind: Verwaltungsräume, Fremdenzimmer, Werkstätten usw.



Stroh gedeckt). Entwurf von E. Rossius=Rhyn.



Das Gemeinschaftshaus von der Gartenseite.

Als Freikorpsführer im Baltikum.

Von Hauptmann a. D. Cordt von Brandis.

IV.



Durch die Ereignisse in Riga sahen sich unsere Bolschewisten in ihren rückwärtigen Verbindungen bedroht. Denn auch von Norden her, aus der Gegend von Wenden und Walk, gingen die bolschewistischen Truppen gegen die Düna vor. Die Landeswehr und die Abteilung von Petersdorff drängten nach Nordosten.

Als nun die Abteilung von Maltzan, aus Bauske kommend, den uns gegenüber stehenden Bolschewisten angriff, beschloß er, sich aus der Affäre zu ziehen, indem er einen seiner meisterhaften Rückzüge ausführte. Rauch- und Brandsignale zeigten uns, wie verabredet, das Vorrücken der Spitzen Maltzans an und gaben uns den Augenblick bekannt, wo wir, über Kiemianie vorstoßend, unsererseits den Feind in die Zange nehmen konnten.

Aber mochten Dragoner und leichte Artillerie noch so schnell vorwärts traben, es gelang ihnen nur noch, die Nachhuten des weichenden Gegners zu fassen. Bei Salaty, auf historischem Boden, wo in einer tiefen Schlucht im nordischen Kriege eine Schlacht der Polen und Russen gegen die Schweden stattgefunden hatte, bestanden wir unser letztes Gefecht mit den roten Truppen Sowjet-Rußlands.

Ein lettischer Oberleutnant, dem ich meine Verwunderung über den unerwartet schnellen Rückzug zum Ausdruck brachte, entgegnete treuherzig:

„Herr Hauptmann, nun, wir werden es wohl verstehen, Rückzüge zu machen! Wir haben doch über drei Jahre lang im Kriege mit den Deutschen nichts anderes getan!"

Auf der ganzen Front war die rote Armee im Weichen, und hätte in diesem Augenblicke unsere Armee entschlossen ostwärts geführt werden können, wer weiß, wie sich dann das Schicksal der Bolschewisten, Rußlands, Deutschlands und der baltischen Provinzen gestaltet hätte!

Gerade darin lag aber die Gefahr für England und seine Bundesgenossen. Eine Vereinigung Deutschlands mit dem nationalen Rußland mußte auf alle Fälle verhindert werden. Und deshalb verbot die Entente den deutschen Truppen, mit stärkeren Kräften nach Osten vorwärts zu gehen. Es half nichts, daß einzelne unternehmende Führer in der Hitze des Gefechts dieses Verbot mit Mißachtung straften, das Gros mußte an der kurländischen Aa vorwärts Bauske und in der Linie Salaty—Posool stehen bleiben.

Anfang Juni wurde mir der Auftrag erteilt, nach Jakobstadt an der Düna vorzurücken und mit einer starken Erkundungsabteilung die Lage dort zu klären, denn man wußte wohl, daß Wolmarsche Letten und andere Abteilungen dort eine Front gegen die Bolschewisten gebildet haben sollten. Man wußte aber nicht, wes Geistes Kind diese Leute waren. Es verlautete, sie seien deutschfeindlich, auch wurde ihrer Gefechtskraft kein großer Wert beigemessen.

Aus den Kornfeldern Litauens kamen wir in den Waldgürtel diesseits der Düna, welche die Grenze zwischen dem Witebsker Gouvernement und Kurland bildet. Stundenlang zogen wir durch die endlosen Waldungen dahin, und dieser Zug glich eher einem Wandervogel-Ausflug als einer kriegerischen Handlung.

Am dritten Tage wollten wir im Gute Buschhof, 10 Kilometer vor Jakobstadt, unterkommen. Unsere Dragoner waren als Vorhut voraus und fanden das Gut total heruntergebrannt vor. Der Rittmeister Braun von Stumm machte daher den Vorschlag, trotz des großen Marsches bis Jakobstadt durchzuhalten. Ein Zivilist übernahm es, uns durch die deutschen und russischen Stellungen aus dem großen Kriege zu führen. Auf dem sonst guten Wege stießen wir auf eine Brücke, die augenscheinlich erst vor kurzer Zeit aufgerissen worden war. „Halt," dachten wir, „wer Brücken aufreißt, kann nicht unser Freund sein." Reiter, die abseits in den Büschen herumschwärmten und uns beobachteten, verstärkten das Mißtrauen; denn wir wußten zwar, daß Letten in Jakobstadt waren, über ihre politische Gesinnung hatten wir jedoch nichts erfahren können.

Eine Überraschung dieser Leute konnte keinesfalls was schaden, und deshalb ließ ich sämtliche Reiter nach vorn kommen, um mit ihnen im beschleunigten Trabe in die Stadt hineinzureiten. Es ist schwer, sich einen Begriff von der Aufregung zu machen, die dort entstand. Die jüdische Bevölkerung, die in Jakobstadt vorwiegend ist, begrüßte uns mit lautem Jubel:

„Unsere Vettern kommen, die Daitschen! Die Daitschen sind da!" pflanzte sich der Ruf wie ein Lauffeuer fort.

Ein lettischer Offizier flüchtete zum Fenster hinaus, während der Bursche seinen Koffer hinterherwarf. Dann prallten wir auf bewaffnete Reiter und Fahrzeuge voll Infanterie mit Maschinengewehren, die mit der löblichen Absicht in Marsch gesetzt worden waren, uns einen würdigen Empfang zu bereiten. Den Adjutanten des Kommandanten ritten wir fast um. Er grüßte erschrocken. Auf meine Frage, welchem Truppenteil er angehöre, vermochte er nicht zu antworten; dafür klappte ihm aber der Unterkiefer vor Schrecken mehrmals auf und zu. Kreidebleich stieß er endlich die Worte hervor:

„Wo kommst du her so schnell?"

Vor der Kommandantur trat eine Infanteriekompagnie ins Gewehr, angesichts derer wir absaßen und ohne Zögern die Kommandantur selbst betraten. Der Kommandant, ein alter Weihnachtsmann mit großem Vollbart, blickte uns sprachlos entgegen. Doktor Kolbe aus Bauske, der den Dolmetscher spielte, übersetzte:

„Ich möchte den Herrn Kommandanten begrüßen und fragen, welchem Truppenteil die hier stehenden Letten angehören?"

„7. Wolmarsches Regiment — und woher kommen Sie, Herr Kamerad?"

„Reichsdeutsche Grenzschutztruppen im Kampfe gegen die Bolschewiken!"

„Und wir, lettische Truppen, sind auch im Kampf gegen die Bolschewiken. Dann sind wir Brüder!" Strahlend reichte er mir die Hand. Und nun belogen wir uns gegenseitig.

„Wie stark sind Sie?" fragte er.

„Ein Bataillon von 800 Mann mit 50 Maschinengewehren, eine leichte und eine schwere Batterie. Eine Schwadron Gardedragoner und drahtlose Telegraphie!" antwortete ich.

Er stutzte und blickte geschlagen drein. Letzteres hatte er nicht aufzuweisen. Übrigens schwindelte er auch nicht schlecht. Nicht nur was die Stärke, sondern vor allen Dingen was den Löwenmut seiner Leute anbelangte, die nach Wundern der Tapferkeit über 10 000 Gefangene eingebracht hätten.

Trotz dieser Freundschaft vollzogen wir die Einquartierung so, daß aus Zufall jede Straße durch ein Geschütz oder Maschinengewehr bestrichen werden konnte. Der Stoßtrupp unserer ersten Kompagnie besetzte auf alle Fälle die Fähre über die Düna. Damals bestand nämlich zwischen diesen Letten und der baltischen Landeswehr ein Waffenstillstand, der, wie wir wußten, am nächsten Tage ablief. Da wir natürlich der Landeswehr näherstanden als diesen halbbolschewistischen Letten, war es höchst zweifelhaft, ob die Sache friedlich bleiben würde. Wir hofften, durch Funkspruch aus Riga rechtzeitig Befehle zu erhalten. Bis dahin kam es hauptsächlich darauf an, die Herren Letten über unsere tatsächliche Stärke von hundert Infanteristen, vier

Maschinengewehren, zwei Geschützen und 50 Kavalleristen im unklaren zu erhalten.

Früh am andern Tage kam der Adjutant des Kommandanten und sagte:

„Der Kommandeur des 3. Wolmarschen Lettenregiments in Kreuzburg läßt den Kommandanten der deutschen Truppen bitten, zu einer Besprechung über die Düna zu kommen!"

Rittmeister von Braun, Doktor Kolbe und ich setzten mit der Fähre über. Unser alter Weihnachtsmann schleifte uns im Eiltempo durch die zerschossene Stadt, wo uns der Kommandant höflich begrüßte, während Hunderte von halbuniformierten, stark nach Bolschewiken riechende Soldaten uns neugierig anstarrten. Im Stabsquartier gewahrten wir zunächst zwei bildhübsche russische Krankenschwestern, die uns gar nicht unfreundlich anblickten. Der Oberst, behäbiger Herr, war liebenswürdig und zurückhaltend. Er erzählte:

„Sie waren mir als Angehörige der Landeswehr gemeldet, und ich wollte Ihnen eigentlich einen gebührenden Empfang bereiten. Meine Befehle sind etwas zu langsam ausgeführt worden!"

Ich antwortete: „Dem Empfang hätten wir ohne Zweifel die gebührende Achtung erwiesen!"

Über die Truppenaufstellungen unterrichtete er uns an Hand einer Karte ganz genau. Dabei verging die Zeit sehr schnell, und mit Sorge dachten wir heimlich an Wulffen, der mit wahrer Wollust die Haubitzen nicht nur einrichten, sondern pünktlich um 2 Uhr auch schießen lassen würde. Da ich eine dringende Besprechung vorschützte, ließ der Oberst Reitpferde satteln, bessere Panjegäule, auf denen wir trotz Pflaster und Glätte im Trab und Galopp zur Fähre zurückritten, wo wir kurz vor zwei Uhr anlangten.

Da es in Jakobstadt nichts zu essen gab, so daß wir für einen Zentner Brot 800 Mark bezahlen mußten, marschierten wir in langsamen Märschen bei herrlichem Sommerwetter nach Litauen zurück. (Fortsetzung folgt.)

Stimmen der Vernunft aus England.

Die Konferenz von Spa steht vor der Tür. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie in ihrer Bedeutung hinter den Verhandlungen von Versailles nicht zurückbleibt. Verschiedene Anzeichen machen sich bemerkbar, daß der Kriegshaß unserer Gegner ruhigerer Überlegung Platz macht. Selbstverständlich ist auch hier der Eigennutz die Haupttriebfeder. Es wäre darum falsch, sich überspannten Hoffnungen hinzugeben. Noch immer wird die Welt vom Idealismus nur verschönt; herrschen tut nach wie vor die materialistische Gewalt.

Der bekannte englische Tagesschriftsteller Gardiner ist nach längerem Aufenthalt in Deutschland in seine Heimat zurückgekehrt und hat seine Erfahrungen in den „Daily News" veröffentlicht. Die Ausführungen sind in hohem Maße lesenswert. Sie sind verschiedentlich in Tageszeitungen erwähnt worden, und des öfteren sind einzelne Sätze aus ihnen zum Beleg herangezogen worden. Nachstehend bringen wir ihren Gesamtinhalt in der Übersetzung zum Abdruck.

*

„Äußerlich ist Deutschland von den Kämpfen, die es durchzumachen gehabt hat, wenig anzumerken. Die Maschine läuft noch, die Gasthöfe bieten ein Bild der Fülle, die Theater sind besucht, und in den Straßen drängt sich eine gutgekleidete Menge. Wer aber hinter die Kulissen blickt, gewinnt den Eindruck, daß das deutsche Staatsschiff einem Wrack gleicht, das steuerlos auf dem Wasser treibt, heimgesucht von Verwirrung, Verzweiflung und Elend. Die schwache Regierung, die am Ruder ist, ist nur ein Schatten von Macht, und das vom Unglück betäubte Volk, enttäuscht, hungernd und führerlos, gebärdet sich wie eine Schafherde, die vor der Panik steht.

Für Spa ergibt sich die Frage, ob Deutschland als eine wirtschaftliche Macht aufrechterhalten werden soll oder nicht. Noch ist Zeit zur Regelung, aber die letzte Stunde schlägt. Wird in Spa der fortschreitenden Auflösung nicht Einhalt geboten, dann wird aus Deutschland ein Leichnam, der die Welt vergiftet. Man muß sich daher entscheiden, ob man das deutsche Volk künftig als Feind bestrafen oder als Schuldner behandeln will. Eines von beiden kommt nur in Frage. Man kann Deutschland vernichten, muß dann aber auf jede Vergütung verzichten. Oder man hilft ihm, daß es zur Arbeit zurückfindet, und kann dann Zahlungen von ihm erwarten. Will man Deutschland am Leben erhalten, dann ist das erste Erfordernis, daß bei der Entente eine völlige Sinnesänderung eintritt und daß der in Wahrheit noch immer bestehende Krieg aufhört. England muß sich darüber klar werden, daß das deutsche Volk zur Stunde noch ein belagertes Volk ist, von Feinden umringt, ohne Gleichberechtigung im Weltverkehr, in den Lebensmitteln auf halbe Rationen herabgesetzt, verfemt und auf die Folterbank gespannt. Und dies alles, obwohl der Krieg länger als anderthalb Jahre hinter uns liegt!

Wenn die Konferenz in Spa einen neuen Abschnitt der Nachkriegsgeschichte einleiten soll, dann muß sie sich auf den Verhandlungsweg begeben und davon absehen, nur die eigene Willensmeinung herrisch zu diktieren. Eine Wiederholung des Verfahrens von Versailles wäre schlimmer als nutzlos. Das erste, was man Deutschland gewähren muß, sind Kredite zur Beschaffung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen. Nur auf diese Weise wird es möglich sein, dem deutschen Volke, das seit 1916 hungert, wieder Hoffnungen auf eine bessere Zukunft und Lebensmut einzuflößen. An der Arbeitslust der Deutschen ist nicht zu zweifeln. Keines der kriegführenden Völker hat sich bisher gleich eifrig wieder an die Arbeit gemacht wie sie. Aber seine Industrie ist zum großen Teil noch gelähmt, weil wegen des ungünstigen Valutastandes der Mark Rohstoffe kaum zu erhalten sind. Einzelne Industrien, in erster Linie der Textilmarkt, liegen völlig brach. Sie müssen mit fremdem Kapital zum Leben erweckt werden.

Die Zufuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen bedeutet aber nur ein oberflächliches Heilmittel. Die Konferenz von Spa muß tiefer graben, um an die Wurzel der Krankheit zu gelangen, die Deutschland verzehrt, und diese Wurzel ist die Frage der Kriegsentschädigungen. Was man Deutschland ohne klare, abschließende Stellungnahme bis jetzt zugemutet hat, bedeutet die Aufbürdung einer Last, die es einfach nicht tragen kann. Unbegrenzte Schadenersatzansprüche und Kostendeckungsforderungen müssen allen Unternehmungsgeist zersetzen, jeden Antrieb zur Arbeit lähmen und letzten Endes die Fähigkeit, zu zahlen, ausschalten. Aufgabe der Unterhändler in Spa muß es daher sein, diesen finsteren Schatten zu bannen. Wenn Deutsch-

land erst wieder die Aussicht gewinnt, seinen Schuldenberg abtragen zu können, dann wird es arbeitsfähig und auch zahlungsfähig werden. Beides, seine Vernichtung und sein Geld, kann man unmöglich erreichen. Karthago wurde zerstört, doch aus seinen Trümmern gewannen die Römer keine Kriegsentschädigung.

In Verbindung mit der Schadenersatzfrage muß auch die Frage der Sparsamkeitsbestrebungen von seiten der Verbandsmächte ernsthafte Beachtung finden. Der Umstand, daß die Besetzung eines Teils von Deutschland dem deutschen Volke jährlich Unkosten von drei Milliarden aufbürdet, trägt nicht wenig dazu bei, das Gefühl der Bitterkeit nicht schwinden zu lassen.

Auch in der Schiffahrtsfrage muß Deutschland geholfen werden. Infolge des Verlustes seiner Handelsmarine ist es gezwungen, alle Einfuhr und Ausfuhr auf fremden Schiffen zu fremden Frachtsätzen vorzunehmen. Wenn die Mark einen Schilling wert wäre, so wäre dieser Nachteil in Kauf zu nehmen. Infolge des geringen Wertes der Mark verzehnfacht sich aber jede Fracht. Die sich hieraus ergebende Rückwirkung auf den Preis der Rohstoffe verhindert Deutschland am Kaufen, Arbeiten und Bezahlen. Es muß daher als eine billige Forderung bezeichnet werden, dem deutschen Volke genügend Schiffsräume zur Verfügung zu stellen, damit es seine Überseebedürfnisse zu eigenen Frachtsätzen befriedigen kann. Eine Frage für sich ist die künftige Gestaltung des deutschen Heeres. Sie wird besonders zu behandeln sein. Die Konferenz von Spa sieht sich zunächst vor die eine große Aufgabe gestellt, den Krieg vollends zu beenden und eine wirkliche Friedenslage zu schaffen. Deutschland muß endlich aus der Anklagebank herausgelassen und zur Beratung hinzugezogen werden. Nur auf diese Weise ist Europa vorm Verderben zu retten. Deutschland treibt offenbar dem Abgrunde zu, wenn man ihm nicht hilft. Geht Deutschland aber unter, dann wird es ganz Europa in den Strudel seines Unglücks hinabziehen."

*

So weit Mr. Gardiner. Er steht mit seiner Auffassung nicht allein. Ähnliche Ansichten, wenn auch nicht ausdrücklich auf die deutschen Verhältnisse zugeschnitten, hat kürzlich Asquith als Hauptredner des „Bundes zur Bekämpfung der Hungersnot" geäußert. Auch von diesem Bunde war eine Abänderung des Friedensvertrages zur wirtschaftlichen Wiederherstellung Europas gefordert, und Asquith hat den gestellten Antrag mit den Worten begründet, die wir hier folgen lassen.

*

„Mit Werken der Barmherzigkeit läßt sich die schreckliche Not in Mitteleuropa nicht bannen. In Polen sind in weiten Bezirken 60 Prozent der Bevölkerung vom Typhus befallen, in Österreich und Ungarn hat die Schwindsucht um 100 Prozent zugenommen. Ebenso traurig ist es um die wirtschaftlichen Verhältnisse bestellt. Die neuen Grenzen, die man Oesterreich und Ungarn zu-

Der Zukunftstraum eines Generalissimus.



Marschall Foch versicherte, der militärischen Laufbahn sei noch eine glänzende Zukunft vorbehalten. („De Notenkraker")

gewiesen hat, eröffnen die schlimmsten Aussichten für die wirtschaftliche Zukunft dieser Länder. Ungarn hat 60 Prozent seiner Ackerfläche verloren, 65 Prozent seiner Eisenbahnen und 85 Prozent seiner Wälder. Österreich ist auf eine Bevölkerungsziffer von wenig mehr als sechs **Millionen zurückgedrängt worden, die größtenteils in** Städten wohnen und auf Industrietätigkeit angewiesen sind, sie aber aus Mangel an Kohlen nicht ausüben können. Es ist ein schwerer Fehler gewesen, den aus den Trümmern Österreich-Ungarns neu entstandenen Staaten die früher vorhandene wirtschaftliche Einheit zu nehmen. **Die Ausrede, durch derartige Bestimmungen hätte der** „Oberste Rat der Alliierten“ den Grundsatz der Selbstherrlichkeit dieser Staaten durchbrochen, ist sinnlos. Alle neuen Staaten begannen ihr Dasein damit, daß sie sich militärisch rüsteten und wirtschaftlich von ihren Nachbarn absperrten. Dadurch ist die Lage Mitteleuropas unhaltbar geworden. Der Völkerbund muß Vollmachten erhalten, dafür Sorge zu tragen, daß alle Zollschranken und künstlichen Handelsbeschränkungen schleunigst wieder in Fortfall kommen, und daß in wirtschaftlicher Hinsicht der Zustand wieder eintritt, der vor dem Kriege bestanden hat.

Die Vorgänge in Polen und Südrußland sind ein **Skandal, der den leitenden Staatsmännern Europas nur** zum Vorwurf gereicht. Was hat Polen in Gebieten zu suchen, wo 95 Prozent Russen und andere Nationalitäten, aber nur 5 Prozent Polen wohnen? Wie kommt aber überhaupt das verarmte Land dazu, und woher hat es die Mittel, bei seinem jämmerlichen Kursstand starke Heere aufzustellen und mit Munition und Kriegsbedarf auszurüsten? Die englische Regierung hat im vergangenen Herbst geäußert, man habe den Polen überschüssigen Kriegsbedarf als unentgeltliches Geschenk überlassen, um das Land zur Abwehr bolschewistischer Angriffe zu befähigen. Jetzt hat sich aber herausgestellt, daß noch immer Schiffe im Londoner Hafen Munition verladen, um die Polen bei ihrem unverantwortlichen Einbruch in **rein russisches Gebiet zu unterstützen. Und dabei ist die Tinte kaum trocken in den Satzungen des Völkerbundes,** die nicht nur von England und Frankreich, sondern auch von Polen unterschrieben worden sind! Gibt es ein **Vorgehen, das besser geeignet wäre, jene Satzungen in Mißkredit zu bringen** und das Ansehen des Völkerbundes zu untergraben als das abenteuerliche Vorgehen Polens **gegen Rußland? Das größte aller materiellen Bedürfnisse** der Welt ist gegenwärtig die Wiederherstellung und Entwicklung **der Produktionsfähigkeit Europas. Es kommt** daher alles darauf an, den „Obersten Rat der Alliierten“ durch den Völkerbund zu ersetzen, der durch den Eintritt Englands früherer Feinde und von Rußland verstärkt werden müßte. Nur auf diese Weise kann es gelingen, **eine Autorität zu schaffen, die nicht nur reden, sondern** auch handeln kann, ohne daß man bei ihr häßliche Leiden**schaft und eigennützige Beweggründe argwöhnen muß; eine Autorität, die für die ganze Welt im Namen und im** Interesse der Zivilisation und des Fortschrittes arbeiten könnte.“

*

Wer zwischen den Zeilen der Äußerungen von Gardiner und Asquith zu lesen vermag, wird erkennen, daß die Wahrung britischer Vorteile nicht außer acht gelassen worden ist. Andrerseits soll man sich dessen freuen, daß die bessere Einsicht an Boden gewinnt, die sich nicht scheut, vom Versailler Friedensvertrag als einem Schandwerk abzurücken. **Ohne Frage arbeitet hier die Zeit für uns.** Ob sich allerdings die Hoffnungen Asquiths auf die ausschlaggebende Rolle des Völkerbundes verwirklichen werden, sei dahingestellt. Noch rüstet die Welt, soweit sie nicht am Boden liegt, und denkt nicht an die Verewigung des Friedensstandes. Im Gegenteil — immer ausgesprochener werden die militärischen Machtzentren der Großmächte außerhalb der eigenen Landesgrenzen errichtet. In Frankreich hat eine starke Bewegung eingesetzt, um Biserta an der Nordküste **Afrikas endgültig als Flottenstützpunkt erster Ordnung** auszubauen. Und im englischen Parlament hat man sich **bereits mit Recht darüber aufgeregt, daß die Vereinigten** Staaten von Amerika entgegen dem ausdrücklichen Wunsch der Regierung von Panama auf der Insel Taboga eine Küstenstation einzurichten begonnen hatten, die in das Verteidigungssystem des Panamakanals einbegriffen werden soll. Der englischen Regierung ist bei dieser Gelegenheit die unangenehme Frage vorgelegt worden, wie es möglich gewesen sei, **daß man sich der Besetzung Frankfurts durch französische** Truppen widersetzt habe, während man keine Vorstellung erhoben hätte, als die Vereinigten Staaten von **einer Insel Besitz ergriffen, die einer kleinen Nation gehörte.** Bonar Law hat hierauf die Antwort gegeben, daß **diese beiden Fälle nicht verglichen werden könnten. Man wird ihm hierin vielleicht zustimmen dürfen, wenngleich auch diese** Frage dazu angetan ist, Zweifel aufkommen zu lassen, ob wirklich auf der weiten Welt die internationale Gerechtigkeit und Unparteilichkeit ihren Einzug gehalten haben.

H. W.-H.

Der Künstler als Seher.

Vor nunmehr zwanzig Jahren, zur Jahrhundertwende, erschien ein Gedenkblatt des bekannten Münchener Malers Gabriel Max, zu dem ihm eine Weissagung des Nostradamus über das nach vielen Totenopfern im 20. Jahrhundert kommende Friedensreich — ihr Wortlaut findet sich auf dem Blatt — die Anregung gegeben hat und dessen Hauptgestalten die großen politischen Mächte verkörperen. Wenn man heute das Blatt betrachtet, so scheint wirklich eine seltsame Vorahnung der letzten nun hinter uns liegenden und der uns nach menschlichem Ermessen bevorstehenden Jahre daraus zu sprechen. Wir geben es umstehend mit der Erlaubnis des Sohnes des inzwischen gestorbenen Künstlers wieder und wollen es unseren Lesern überlassen, das Werk nach eigenem Gedenken auszuschöpfen.

Gabriel Max ist heute bereits ein wenig der Vergessenheit anheimgefallen, obwohl er zu seiner Zeit einer der berühmtesten Künstler war. Schon seinen frühesten Bildern ist ein etwas krankhafter Zug zur Mystik eigen, religiöse Stoffe wechseln mit seltsam ergrübelten profanen ab, und durch eine oft harte Kontrastierung bekommt manches seiner Werke einen geradezu sensationellen Anstrich. Es mag dabei an den bekannten „Christuskopf auf dem Schweißtuch der heiligen Veronika“ erinnert werden, dessen Augen mit Hilfe eines technischen Kunstgriffes so gemalt sind, daß sie dem Beschauer bald geöffnet, bald geschlossen erscheinen. Manchem werden bei Besuchen in Museen, die fast durchweg im Besitz einiger seiner Bilder sind, auch die blassen Frauenköpfe des Malers aufgefallen sein — mehr noch allerdings vielleicht die durchaus vermenschlichten Affenbilder, deren der Künstler in seinen letzten Jahren eine große Anzahl schuf, und die bitterer Satire auf menschliche Schwächen voll waren.

Die Redaktion.



Verl. F. Bruckmann A.-G. • München

Unter der Lupe

Ein Krebsgeschwür Groß-Berlins

Im Berliner Rathause hat unlängst eine erste allgemeine Aussprache aller Bürgermeister und führenden Persönlichkeiten der großberlinischen Gemeinden stattgefunden. Daß die Versammlung unter dem Druck des „Mitgefangen, Mitgehangen“ tagte, wer wird's bezweifeln wollen. Die gesetzgebende Nationalversammlung, die als Engel mit dem bloßen hauenden Schwerte das Hineintreiben der Gemeinden in das Paradies von Groß-Berlin besorgt hat, ist nicht mehr, und der Reichstag wird von anderen Sorgen bedrückt, als daß er das verhängnisvolle Gesetz Groß-Berlin rückgängig machen könnte. Hatte ihm doch selbst das Zentrum, dessen einer Redner vor Jahren das Schlagwort vom Wasserkopfe Berlin in Umlauf setzte, zugestimmt. Jetzt ist er wirklich vorhanden, und die Gemeinden sind aufgefordert worden, ihre Voranschläge für den Gesamthaushaltsplan des neuen Berlin für 1920 einzureichen. Die meisten der Einzelhaushaltspläne schließen jetzt mit Millionenfehlbeträgen ab. Auch in diesem Punkte hat sich die Revolution „bewährt“, und statt der erwarteten Ärzte ziehen Sieche und Krüppel in das große Krankenhaus Berlin ein.

Indessen, selbst wenn lauter frische Hilfskräfte anrückten, der Stadtmutter könnten sie doch nicht beispringen: sie leidet am Krebs, und die Frage, ob er ansteckend sei, ist in diesem Falle zu bejahen, denn das Pflegepersonal, verfügte es auch, wie einige wenige besonders kapitalistische Gemeinden, über gesunde Finanzen, muß in dieser engen Wirtschaftsgemeinschaft vom selben Übel ergriffen werden. Das Übel heißt die kommunalisierte Berliner Straßenbahn; sie ist zum fressenden Geschwür am Finanzkörper der Stadt geworden.

Noch ist unvergessen, welch Hallo die Aktionäre der Straßenbahn erhoben, als es sich um den Verkauf des Unternehmens handelte. Eine starke Minderheit glaubte sich durch den zu niedrigen Kaufpreis benachteiligt, manche hätten am liebsten den Betrieb selbst weitergeführt. Wären sie damals durchgedrungen, so hätte sie vermutlich längst der Konkursrichter aller Befürchtungen und Hoffnungen entledigt, denn sie hatte die Psyche des Straßenbahners nicht in ihre Rechnung eingestellt. Der hat sich aus der Revolution belernt und ist von unsichtbaren Führern zu einem Sturmbock gegen den Kapitalismus umgebildet worden. So sinnreich auch die Methoden waren, die im Dreißigjährigen Kriege von der Soldateska an den Bauern erprobt wurden, um das letzte Geld aus ihnen herauszulocken, sie sind Kinderspiel, verglichen mit der Kunst, aus der Berliner Stadtverwaltung Lohnerhöhungen herauszudrosseln. Zeitweilig wird die Schlinge gelockert — Atempause —, dann wird sie wieder angezogen — neue Lohnerhöhung — und so weiter mit Grazie in infinitum. Besagte Schlinge schlingt jetzt auch um den Hals der Gemeinden, denen die Straßenbahn völlig gleichgültig ist. Die neueste Groß-Berlin drohende Atemnot wird nun bewirkt durch die Forderung der Straßenbahner, die einen Aufwand von 50 Millionen für den Betrieb vom 1. Juli ab bedingen würden. Mit diesem Zeitpunkt läuft nämlich der alte Tarif ab, und da darf ja nicht versäumt werden, den sich auf 200 Millionen beziffernden Fehlbetrag das Stadthaushaltes um einige weitere Milliönchen zu steigern. Zwar bahnt sich unverkennbar eine allgemeine Preissenkung an; das rührt jedoch den Straßenbahner nicht, ebensowenig die Frage, wie das im Herbst anschwellende Heer der Arbeitslosen den voraussichtlich auf 1,25 M. zu erhöhenden Fahrpreis aufbringen soll. Arbeitslose brauchen nicht zu fahren, und falls die übrigen Berliner auf die Benutzung der Straßenbahn gleichfalls verzichten sollten, ist das ihre Sache. Als nicht geringer hat die Straßenbahn-Direktion den Preis berechnet, wenn die neuen Forderungen ihrer Angestellten bewilligt werden.

Daß wir es hier mit systematischen Erpressungsversuchen zu tun haben, die Hand in Hand gehen mit Streikandrohungen in anderen Betrieben, leuchtet wohl jedem ein. Überall in Deutschland, bald hier, bald da, flammen plötzlich Streike auf. Es gilt, das Unternehmertum zu ermüden, die Besitzenden von Kapitalanlagen abzuschrecken und den Boden für die Saat des Kommunismus zu lockern. Denn so unerfahren sind die Drahtzieher dieser Bewegung nicht, daß sie nicht einsähen, welche Wirkung der fortgesetzte Lohnkampf auf das gesamte deutsche Wirtschaftsleben ausüben muß. Durch andauernde Zinslosigkeit wird schließlich die Stillegung jedes Privatbetriebes erzwungen und auch die des kommunalisierten.

Berlin hat zu erwägen, ob es seine Straßenbahn unter den gegebenen Verhältnissen weiterführen darf, denn auch die Leistungsfähigkeit der Steuerzahler hat ihre Grenzen, und wenn die Beguterten auch nicht den Fangarmen des Reiches entrinnen können, so bieten ihnen doch andere Gemeinwesen erträglichere Lebensbedingungen. Wie die Dinge liegen, scheint der Straßenbahner, der sich als Herr der Lage fühlt, nur durch Einstellung des Betriebes zu belehren zu sein darüber, daß ohne Profit, selbst im Zukunftstaate nicht, kein Schornstein raucht. Das hatte schon Bebel erfaßt, seine Schüler haben es wahrscheinlich vergessen, und es ist hohe Zeit, diese Weisheit wieder aufzufrischen. Vielleicht ist es gut, daß die Entwicklung bis zu diesem Punkt gediehen ist. Privatunternehmern dürfte es in der Periode der Arbeitslosigkeit nicht schwer fallen, mit neuen Kräften weiterzuwirtschaften, und wenn es zur Abstimmung über den Verkauf der Straßenbahn kommen sollte, werden diesmal die Großberliner Gemeinden mitzureden haben, die das 200-Millionen-Defizit ihrer Adoptivmutter mit auslöffeln sollen. Prosit Mahlzeit! Mit lauwarmen Umschlägen ist dem Krebs nicht beizukommen.

Perico.

Deutsche Karikaturen

Die Faust des Volkes.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. G. Muhling, Berlin-Friedenau.

Preis 75 Pfennig

20. Jahrhundert

Dokumente zur Zeitgeschichte

Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin SW. 68

Nummer 25/26 — 26. Juni 1920 — 2. Jahrgang

Der undankbare Gott.



Unvernünftig und dumm ward der Gott, dem die Allmacht wir gaben.
Darum empfängt er mit Recht heut' seine Prügel von uns.

Parteipolitik oder Programmpolitik?

Von Dr. C. Mühling.



äre der Parlamentarismus nicht zu einer Karikatur seiner selbst geworden, verleugnete und verhöhnte er nicht seinen Ursprung und die Gründe seiner Entstehung, so müßte die Frage des obigen Titels unsinnig erscheinen. Denn in einem parlamentarischen System, das auf Daseinsberechtigung Anspruch erheben kann, ist Parteipolitik und Programmpolitik dasselbe, da doch die Parteien ihre Entstehung ihren Programmen verdanken und ausschließlich zu deren Verwirklichung vorhanden sind. Aber der Parlamentarismus **ist** zu seiner eigenen Karikatur geworden, er verleugnet und verhöhnt seinen Ursprung, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern in allen Ländern der Erde. In Deutschland kommt uns diese Tatsache jetzt nur zum ersten Male zum Bewußtsein, und wird nicht so geschickt verhüllt wie in Italien, in Frankreich und auch in England.

Die erste große Ministerkrisis der jungen deutschen Republik offenbart deshalb mit der eindringlichsten Überredungskraft die furchtbare Wahrheit, daß der Parlamentarismus in dem Augenblick schon altersschwach, überlebt und unsinnig geworden war, in dem er bei uns zur Herrschaft gelangte.

Schon der erste Schritt des ersten „Staatsmanns", den Herr Ebert mit der Bildung des neuen Kabinetts betraute, bewies, daß Parteipolitik und Programmpolitik nicht mehr Begriffe sind, die sich decken. Der Reichskanzler Müller wandte sich bekanntlich zuerst an die Führer der Unabhängigen Sozialdemokratie, um sie zu fragen, ob sie bereit seien, an einer Regierung teilzunehmen. Diese Frage hatte zur Voraussetzung, daß entweder die Mehrheitssozialisten oder die Unabhängigen nicht etwa **unwesentliche**, für ein **Kompromiß geeignete** Beschlüsse ihrer Parteitage, sondern **den** Grundsatz ihrer Programme aufgaben, der für **die Gestaltung der Zukunft Deutschlands im gegenwärtigen Augenblick der bei weitem wichtigste, der entscheidende** ist. Entweder mußten die Mehrheitssozialisten auf eines der Fundamente des Erfurter Programms, nämlich auf den Grundsatz, daß der Wille der Mehrheit des Volkes die zu führende Politik zu bestimmen hat, verzichten, oder die Unabhängigen mußten die Verwirklichung der Räterepublik, also den Angelpunkt ihres ganzen staatsrechtlichen Systems, preisgeben. Aber beide Parteien hielten ein Zusammenwirken in demselben Ministerium für möglich, ohne daß eine von ihnen auf die Verwirklichung dieser Kardinalpunkte ihrer Programme verzichten wollte, obwohl im leidenschaftlichsten Wahlkampf noch eben erst von beiden Seiten behauptet worden war, daß die Verschiedenheit der Ansichten über die Alleinherrschaft des demokratischen Prinzips eine unüberbrückbare Kluft zwischen den beiden sozialistischen Parteien aufgerissen hatte.

Die Unabhängigen lehnten bekanntlich die Beteiligung an der Regierung nur deshalb ab, weil sie von der zur Mehrheitsbildung nötigen Mitwirkung irgendeiner bürgerlichen Partei nichts wissen wollten. Hätten sie mit den Mehrheitssozialisten zusammen über die Mehrheit des Reichstages verfügt, so würden wir jetzt ein Kabinett haben, in dem programmatische Gegensätze von grundlegender Wichtigkeit sich entweder gegenseitig dauernd bekämpft hätten, oder in dem die Vertreter einer der beiden sozialistischen Parteien Verrat an ihren Wählern hätten begehen müssen.

Die ganze Gesetzesfabrikation der hinter uns liegenden anderthalb Jahre ist aus denselben Gründen, die ich hier dargelegt habe, gekennzeichnet durch eine Verleugnung der Zwecke und des Wesens des Parlamentarismus. Die Mehrheitssozialisten, die demokratische Partei und die Zentrumspartei haben an dem Zustandekommen von Gesetzen mitgewirkt, die im schroffsten Widerspruch zu den Versprechungen gestanden haben, die sie ihren Wählern machten, und das ist auch der Grund der Niederlage, die die Koalitionsparteien im Wahlkampfe erlitten haben. Und aus demselben Grunde, aus dem in der Nationalversammlung die Mehrheit nur zusammengehalten werden konnte, weil alle ihr angehörigen Parteien wesentliche Grundsätze ihres Programms verleugnen mußten, ist jetzt bei den Versuchen zur Bildung eines neuen Kabinetts so wenig von **Programmen** die Rede. Wollte man sich auch nur über die wichtigsten Punkte eines festumrissenen Regierungsprogramms zu einigen versuchen, so würde man nur unter der Verleugnung der Parteiprogramme zu einer Regierungsbildung gelangen. Deshalb sind alle Versuche zur Lösung der Krisis darauf gerichtet gewesen, Männer zu finden, die zum Verzichten bereit sind. **Und so mußte es notwendigerweise dazu kommen, daß das Parlament aus dem allmächtigen Werkzeug zur Verwirklichung von Programmen ein Werkzeug zur Aufrechterhaltung der Macht von Parteien und Personen wurde, die ihre Programme verleugneten und ein Gesetzgebungswerk vollendeten, das ihren Überzeugungen widersprach. Damit ist aber der Parlamentarismus selbst ad absurdum geführt.** Die Geschichte dieser Krisis bedeutet tatsächlich den Bankerott des Parlamentarismus. Herr Bernhard versucht in der „Vossischen Zeitung" vergebens **den Parlamentarismus zu retten, indem er sagt, daß** nur die Karikatur des Parlamentarismus, die man in Deutschland als solchen ansieht, Bankerott **gemacht habe.** Das ist mit der Beschränkung richtig, daß diese **Karikatur** keine Eigentümlichkeit Deutschlands ist. **Aber der Parlamentarismus mußte eben durch die Parteizerklüftung nicht nur in Deutschland, sondern sogar im klassischen Lande des Parlamentarismus notwendigerweise zur Karikatur werden. Er kann nur wieder zu einem brauchbaren Werkzeug der Staatskunst werden, wenn diejenigen Mächte, die das politische und wirtschaftliche Leben der Staaten wirklich bestimmen, und das sind die großen durch gemeinsame Interessen verbundenen Berufsgruppen, sich dieses Werkzeugs bemächtigen und die Parteien, die nur noch den Schein aufrechterhalten, daß Mächte hinter ihnen stehen, zum Teufel jagen.**

Die Notwendigkeit dieser Entwicklung drängt sich bei der Betrachtung der Geschichte der ersten großen Ministerkrisis auf, die Deutschland zu bestehen hatte, seitdem es ein parlamentarisch regierter Staat ist. Das Ziel dieser Entwicklung kann natürlich nicht plötzlich verwirklicht werden, und man wird die Heuchelei des Parteiwesens mit ihrer Programmcamouflage noch eine geraume Zeit ertragen müssen. Aber in immer weitere Kreise dringt der Gedanke von dem Ersatz der Parteivertretung durch eine berufsständische Vertretung. Eine starke Gruppe der sozialistischen Partei begegnet sich mit den Parteien der Rechten schon jetzt in dem Wunsche, wenigstens **neben** das Parlament eine Kammer der Arbeit zu setzen, und die Sozialisten denken diesen Gedanken nur nicht konsequent durch, wenn sie auch bei den Wahlen zu dieser Kammer die sinnlose Zahl die Alleinherrschaft führen lassen wollen, als ob der zahlreichste Berufsstand tatsächlich der wichtigste wäre.

Da Parteipolitik und Programmpolitik sinnloserweise nicht mehr dasselbe sind, muß eben die Parteipolitik durch Programmpolitik überwunden werden. Und Programmpolitik können jetzt nur noch die realen Mächte treiben, die durch **die Interessen der großen Berufsgruppen geschaffen werden.** Das ist die wichtige staatsrechtliche Lehre, die das deutsche Volk aus der mühseligen Lösung seiner ersten großen Regierungskrisis ziehen kann.

Enthauptung.

Von Dr Ernst Schultze, Leipzig.



Die Kunst der Politik besteht in der Bearbeitung der Massen, um sie für bestimmte Handlungen zu gewinnen. Dabei pflegt keineswegs immer der Tüchtigste Sieger zu sein. Weit häufiger genießt die Gunst der großen Masse, wer am geschicktesten schmeicheln kann. Neue Gedanken können daher schwer emporkommen, und Erkenntnisse, die der Tagesmeinung widersprechen, müssen allzulange um Anerkennung ringen. Sehr mit Recht sagte einer der größten Geschichtschreiber: „**Die meisten großen Wahrheiten, die in der** Menschheit aufgetaucht sind, waren lange das Eigentum kleiner Minoritäten, und es würde ein großes Unglück sein, wenn die Stimme dieser Minoritäten auf längere Zeit in den Ratskörpern der Nation nicht zu Gehör käme." **Deshalb ist es immer gefährlich für den Massenführer, eine** eigne Meinung zu haben. Man kennt das Wort des Pariser Polizeipräfekten Caussidière, der 1848, als sich seine Mannschaften der Revolution anschlossen, achselzuckend meinte: „Ich bin der Chef, also muß ich ihnen folgen."

Gegenwärtig erleben wir Ähnliches in Deutschland in der empfindlichsten Art: Weigern sich doch die sozialdemokratischen Massen, sowohl in den politischen wie in den gewerkschaftlichen Organisationen dem wohldurchdachten Rate ihrer klügsten und verantwortungsbewußtesten Führer zu folgen. Vielmehr schieben sie jeden beiseite, der ihnen **nicht nach dem Munde redet. Daher jene Radikalisierung,** die in diesen Körperschaften mit Händen zu greifen ist. Vor dem Kriege waren die Gewerkschaftsführer mit Erfolg bemüht, die unbeherrschten Temperamentswallungen zu bändigen, die in jeder Masse brodeln. Deutlich zeigte sich, daß zu der Leitung von Massenbewegungen ein bedeutendes Maß von Ruhe und Geschicklichkeit, Einsicht und Vorbildung gehört. Irgendeinem plötzlich auftauchenden Schreier die Verwaltung einer Gewerkschaft zu übertragen, erwies sich als so gefährlich, daß die Massen trotz aller Aufhetzung davor zurückschreckten. Nicht selten geschah es, daß jemand, der sich in den Gewerkschaftsversammlungen überradikal gebärdete — sei es aus Eitelkeit, um, koste es, was es wolle, eine Rolle zu spielen, oder weil er wirklich glaubte, Vorsicht und Mäßigung in der Leitung der Gewerkschaft seien überflüssig — in die Leitung hineingewählt, eine schnelle Mauserung durchmachte: der Schreier mußte sich, vor die Notwendigkeit praktischer Arbeit gestellt, überzeugen, daß er hier nicht mit Redensarten, sondern nur mit Taten weiterkomme.

Aber auch der andere Fall war keineswegs selten, daß eingearbeitete und bewährte Kräfte, nur weil sie eine Politik der Mäßigung trieben, irgendwelchen Schlagworthelden weichen mußten. Wie schwer es für den deutschen **Gewerkschaftsführer war und blieb, seine Meinung ehrlich zu äußern, weiß jeder, der die Geschichte der** sozialdemokratischen Bewegung kennt. In dem Protokoll der Gewerkschaftsvorstände vom Februar 1906 beispielsweise klagte Blum, „daß zu den wichtigsten Fragen, die zwischen Partei und Gewerkschaften bestehen, der größte Teil unserer Gewerkschaftspresse keine Stellung nimmt". Es sei dann für den einzelnen Redakteur sehr bequem, sein Blatt zu redigieren. „**Vor allem setzt man sich der Gefahr nicht aus,** daß man mit dem Verbandsvorstand und der großen Masse in Kollision gerät. Es war eine Schande, mit anzusehen, wie ein großer Teil unserer Blätter den Kölner Kongreß **mit der Schere behandelt hat. Man bildet sich eine Meinung** danach, wie im allgemeinen die Beschlüsse aufgefaßt werden. Steht die Masse mit den Beschlüssen in Übereinstimmung, dann ist es leicht, Artikel zu verbrechen und mit der Masse **mitzugehen, aber wenn man isoliert dasteht, dann läßt man** seine Meinung lieber unter den Tisch fallen. Es muß dahin kommen, daß zu den allgemeinen Fragen auch die gewerkschaftlichen Redakteure Stellung nehmen."

Ähnlich äußerte sich der Führer der Bergarbeiter Hue: „Es muß gesagt werden, hier in unserem Kreise, daß wir nicht zu meinen wagen, was wir sind. Unsere organisatorische Kraft entspricht nicht unseren Äußerungen. Und weil wir dies wissen, befinden wir uns in einem fortgesetzten Konflikt mit uns selbst. Das gesteht man nur nicht ein: es klafft deshalb ein Widerspruch zwischen Schein und Wirklichkeit. Wer aber aus der Wirklichkeit die Konsequenzen zieht, läuft Gefahr, in der gehässigsten Weise angegriffen zu werden. Das hält unsere Genossen vielfach ab, ihre durch reifliches Nachdenken gewonnene Überzeugung von der Unfruchtbarkeit der jetzigen Situation auszusprechen. Die geistige Entwicklung wird gehemmt; wir leiden unter Intoleranz und inneren geistigen Konflikten. Bald sind wir unduldsamer als die katholische Kirche."

Äußerungen derselben Art konnte man wiederholt in dem „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" finden. Offensichtlich waren die Gewerkschaftssekretäre **nach allen Richtungen gebunden; sie** konnten kaum ein Glied rühren. Von einer selbständigen, verantwortlichen, weitblickenden Tätigkeit war vielfach gar keine Rede — ganz im Gegensatz zu den Generalsekretären der Arbeitgeberverbände, die ziemlich freie Hand hatten und denen selbständiges, verantwortliches Handeln als Verdienst angerechnet **wurde.**

Diese Übel haben sich heute ins Maßlose verstärkt. Krieg und Revolution haben in dieser Beziehung arge Verwüstungen angerichtet. Der Zustrom junger gewerkschaftlich **ungeschulter Mitglieder, die um jeden Preis radikal,** nein überradikal sein wollen und keiner vernünftigen Vorstellung zugängig sind, hat die Gewerkschaften innerlich ausgehöhlt. Tieftraurig ist es, wie manche der großen alten Gewerkschaften, die am festesten gegründet und deren Mitglieder am stärksten diszipliniert schienen, innerlich so zersetzt sind, daß sie jedem Aufruf zum Radikalismus, jedem terroristischen Hetzapostel zum Opfer fallen. Weder die Bergarbeiter noch die Metallarbeiter haben diesen zerstörenden Einflüssen widerstanden. Vergeblich hat der Vorstand des Alten Bergarbeiterverbandes vor dem Streikfieber gewarnt, das die Massen nach der Revolution befiel. **Vergeblich wandte er sich im Frühjahr 1919, nach** dem wochenlangen Ruhrstreik mit seinen den deutschen Wirtschaftskörper maßlos schwächenden Wirkungen, in einer eindrucksvollen Kundgebung an die Einsicht der Mitglieder. Vergeblich predigten die von Verantwortungsgefühl beseelten Führer der Gewerkschaften, von denen gar mancher nun in hohe Regierungsämter aufrückte, den Massen Vernunft.

Blicken wir heute auf die anderthalb Jahre zurück, in denen wir die offene und schleichende Revolution erlebten — denn darüber kann kein Zweifel sein, daß sie durchaus noch nicht beendet ist — so können wir es mit Händen greifen, wie innerhalb sämtlicher Richtungen der Sozialdemokratie (der Roten, der Röteren und der Rötesten, neben denen jetzt, wie es scheint, noch eine vierte Richtung der Allerknallrötesten sich auftut) die politisch weitestblickenden Köpfe den unbeherrschten Temperaments-Wallungen der radikalisierten Massen weichen müssen. Wehe dem, der diesen Massen Vernunft predigt! Er ist geliefert. Überblickt man die Reihe der sozialdemokratischen Minister, die haben zurücktreten müssen, ohne eine neue, ihrer Bedeutung entsprechende Verwendung zu finden, so steht man mit tiefem Bedauern vor der Tatsache, daß, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur mittelmäßige Köpfe oder Schmeichler an der Spitze übriggeblieben sind. Noske und Heine, Südekum und August Müller, Wissell und mancher andere — sie alle mußten weichen, weil gerade die staatsmännische Einsicht, die ihrem Wesen nicht fremd war, den radikalisierten Massen unangenehm ist.

Man hat dem wilhelminischen Deutschland vorgeworfen, sein politischer Aufbau sei so beschaffen gewesen, daß Männer von selbständiger Gesinnung, also wirklich führende Persönlichkeiten, nicht aufkommen konnten. Im sozialistischen Staate, soweit wir ihn bisher in Deutschland kennengelernt haben, tritt dasselbe Übel noch weit schärfer hervor. Wir stehen vor der nackten Tatsache, daß auch jetzt noch, 17 Monate nach einer Revolution, deren Folgeerscheinungen uns immer tiefer ins Elend stürzten, die Herrschaft über die Massen **nicht den zahlreichen, aller Wahrscheinlichkeit nach** sogar weit überwiegenden besonnenen Elementen gehört,

sondern Schwarmgeistern und Schreiern. Wer von beiden gefährlicher wirkt, ist eine nebensächliche Frage. Die Haupt- und Kernfrage, von deren ungesäumter Beantwortung es abhängt, ob wir noch vermeiden können, uns vor dem zusammenstürzenden Gebälk zu retten, das über uns schon zu krachen beginnt, ist heute die: wie läßt sich die Massensuggestion brechen, unter der die Massen gegenwärtig stehen, und wie können die verantwortungsbewußten Führer die Herrschaft über die verlorengegangene Gefolgschaft zurückgewinnen? Gelingt dies nicht, so werden wir die bittere Klage erheben müssen, der Giordano Bruno in den Worten Ausdruck gab:

„Solange als Vernunft allein ist,
War als Wahnsinn sie verhöhnt;
Wenn der Wahnsinn allgemein ist,
Wird er als Vernunft gekrönt."

Schiller und die Revolution.

Von Professor Dr. h. c. Karl Berger.

(Schluß.)



Zwischen Schillers Jugendschaffen und seinen Meisterwerken steht der „Don Carlos". Wer von den Dramen seiner Sturm- und Drangzeit zu der Tragödie am spanischen Königshofe fortschreitet, fühlt sich in eine andere dichterische Welt versetzt. Eine andere Seele spricht zu ihm. Die Weltanschauung und die Kunst des Dichters haben sich gewandelt. Verstummt sind Groll und Haß und Bitterkeit, nur Freude, Glaube, Begeisterung finden im Herzen des Dichters ihren Widerklang. Was er ahnend längst erschaut hat, ist ihm nun zur Erkenntnis geworden: er nimmt das Bestehende als geworden hin, als ein Ergebnis der Geschichte, das nicht mit der Wurzel ausgerottet werden darf, sondern gedeihlich entwickelt und angewandt werden muß. Vorwärts, nicht rückwärts liegt das Ziel! Reform, nicht Revolution! Es gilt, die Menschheit, das Volk, die Persönlichkeit zu wahrer, sittlicher Freiheit emporzuläutern und zu erziehen. „Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze" — so soll der Mensch sein oder werden, so soll auch die Kunst sich betätigen. Diesem Programm entspricht auch das Ideal eines wahren Königs, das Ideal eines menschenwürdigen Bürgerdaseins, das Ideal eines freien Staates, das im „Don Carlos" entworfen wird. Dazu will Posa den starren Philipp, den absoluten Monarchen, bekehren. Der „gekrönte Erdengott" wird nicht mehr wie einst von dem Dichter bekämpft und verworfen, er soll aus der Welt des Despotismus, wo alle nur um des Einen willen da sind, in die der freien treten, um ganz dem Ganzen zu leben, Völkerglück und wahres Menschentum zu fördern. Dem Fürstenideal des 18. Jahrhunderts hat Schiller damit den höchsten Ausdruck gegeben, in dem Bewußtsein freilich, daß das Jahrhundert dem Ideal nicht reif sei, wenn auch Monarchen wie Gustav Adolf, Friedrich der Große, Joseph II. dem Dichter als Musterfürsten vorschweben mochten. Von Demokratie und Republik ist da keine Spur, wohl aber kann man die aufgeklärte Monarchie, den wohlwollenden Absolutismus legitimen Ursprungs als die Staatsform bezeichnen, die dem Dichter als die beste erschien, für die er mit dem ganzen Enthusiasmus der Jugend schwärmt.

Nach der Vollendung des „Don Carlos" beginnt für Schiller die sechs, sieben Jahre umfassende Zeit fast ausschließlicher Beschäftigung mit Geschichte und Philosophie: er strebt mit Macht aus der Begeisterung der Jugend in die Reife des Mannesalters. Verschwörer und Rebellen waren von je seine Helden gewesen, nun wandte sich auch seine Teilnahme als Geschichtschreiber einer Partei der Weltgeschichte zu, wo menschliche Freiheit wider geistliche und weltliche Unterdrückung sich auflehnt, dem Abfall der Niederlande. Im Jahre 1788, während in Frankreich die Revolution sich schon vorbereitete, erschien diese erste selbständige Geschichtsdarstellung Schillers. Und auch nach ihrem Ausbruch wurde Schillers Denken und Schaffen immer wieder von jener Epoche gewaltiger Umwälzungen, durch die der Weg vom Mittelalter zur Neuzeit führt, angezogen, bis er mit dem „Dreißigjährigen Krieg" seine historische Tätigkeit im wesentlichen abschloß. Selbstverständlich war sein Herz dabei immer auf seiten der Geknechteten, der sich aus dem Fesselzwang losringenden Völker und Individuen, aber er erkannte auch immer mehr, daß in alle Vorwärtsbewegungen der menschlichen Kultur unlautere Beweggründe mithineinspielen. Der einstige Jünger Rousseaus, der mit der geschichtlichen Welt zerfallen schien, brachte nun die reichsten Erklärungsgründe zum Verständnis des geschichtlichen Lebens bei. Wenn auch noch des Genfers Anschauungen vom Naturrecht, von der Volkssouveränität, vom „Vertrage" zwischen Volk und Herrscher maßgebend für ihn blieben, so verwandelte sich ihm das abstrakte Widerstandsrecht der Völker gegen die Tyrannei doch in das Recht nationalen Widerstandes gegen Fremdherrschaft. Wie wenig aber Schiller damals schon, also vor der französischen Umwälzung, politischen Ansichten huldigte, die den demokratischen Lehren und Forderungen des heutigen Parlamentarismus entsprechen, mag folgende Stelle des „Abfalls" bezeugen: „Bei großen Versammlungen, wo viele Privatverhältnisse und Leidenschaften mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Eitelkeit und dem Ehrgeize des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durcheinanderstürmen, kann selten ein Ratschluß mit derjenigen Nüchternheit und Reife gefaßt werden, wie noch wohl in einem engeren Zirkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreicheren Menge mehr beschränkte als erleuchtete Köpfe vorauszusetzen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht selten auf die Seite der Unvernunft lenken."

Hier also haben wir als ganz persönliche Ansicht des neunundzwanzigjährigen Geschichtschreibers dieselbe Auffassung vom „gleichen Recht der Stimmen" und dem Widersinn der daraus entspringenden Abgeordnetenversammlungen, die der Dichter siebzehn Jahre später, unmittelbar vor seinem Tode, im „Demetrius" dem Aristokraten Sapieha in den Mund legt:

Die Mehrheit?
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen!
Der Staat muß untergeh'n, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Und mit Sapieha stimmt der weise Shrewsbury in der „Maria Stuart" zum Teil überein, wenn er gegen Elisabeths feige Berufung auf die Abstimmung des englischen Parlaments einwendet:

„Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe."

Doch unmittelbarer und vernichtender noch verurteilt Schiller die glorreichen Errungenschaften der zum Umsturz führenden Massenherrschaft und die Unvernunft der Mehrheitslehre in der „Majestas populi" überschriebenen „Votivtafel" aus dem Jahre 1797:

Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein.

Kann man schroffer ablehnend gegen Volkswahlen mit dem allgemeinen, gleichen Stimmrecht und gegen Volksherrschaft, gegen Parteiwirtschaft und proletarische Ansprüche sich ausdrücken, als dies Schiller getan hat? Er, der das Volk liebte und zeitlebens für seine Förderung zu wahrer Freiheit eintrat, wußte doch, daß den wenigen Auserwählten und der großen Mehrheit von Natur eine „verschiedene Bestimmung" zuteil geworden ist:

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.

Mit alledem ist Schiller auf kein einseitiges politisches Bekenntnis festgelegt, aber verständlich wird daraus, was Goethe am 4. Januar 1824 zu Eckermann sagte: „Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, hat das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten."

Dieses „merkwürdige Glück" hatte dem Publiciste allemand Schiller ja auch am 26. August 1792 von der französischen Nationalversammlung den Titel und die Rechte eines Citoyen français eingetragen. Über den ganzen geschichtlichen Verlauf dieser Sache habe ich im zweiten Bande meiner Schiller Biographie und noch ausführlicher in einer Abhandlung meines Buches „Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken" (München 1918) geschrieben. Hier genügt es, hervorzuheben, daß diese Ehrung wohl dem Dichter der „Räuber" und noch mehr dem Verfasser des „Abfalls der Niederlande" galt. Die erhebenden Anfänge des großen Prozesses zwischen Fürst und Volk hatte Schiller, wie so viele unserer Besten und Größten, mit freudigen Hoffnungen begrüßt. Aber als dann die Masseninstinkte den Vorrang über die edleren Kräfte gewannen, als der Pöbel den Kampf um das heiligste Menschenrecht, die Freiheit, ins Sinnlos-Tierische verwandelte, da erfolgte auch bei Schiller sofort und dauernd der Gegenschlag. Beim Prozesse gegen Ludwig XVI. fühlte er sich im Dezember 1792 in seinem Gewissen gedrungen, eine Denkschrift für den unglücklichen König zu schreiben. Schon war in dem Gothaer Zacharias Becker ein Übersetzer für die Schrift gefunden und mit dem Buchhändler Göschen die Erscheinungsform vereinbart, da wurde Schiller zuerst durch Unwohlsein in seiner Arbeit aufgehalten, dann von den Ereignissen überholt: am 21. Januar 1793 fiel das Haupt des Königs als Opfer der jakobinischen Wut. Voll Ekel vor den „elenden Schindersknechten" wandte sich Schiller von der blutigen Tyrannei der Massen ab. Den weiteren furchtbaren Verlauf der Revolution verfolgte er mit wachsendem Ingrimm, Empfindungen, die z. B. in der Revolutionsszene des Liedes von der „Glocke" einen dichterischen Niederschlag gefunden haben. Der Sache der Freiheit wurde er dadurch nicht untreu, aber er entsagte, wie er einem jüngeren Freunde am 20. März 1793 schrieb, dem „jugendlichen Kitzel, den Menschen das Bessere aufzudringen, weil unvorbereitete Köpfe auch das Reinste und Beste nicht zu gebrauchen wissen". Dem Ewigblinden soll man nicht des Lichtes Himmelsfackel leihen! Noch immer erschien ihm bürgerliche und politische Freiheit als das würdigste Ziel aller Anstrengungen, aber die Hoffnung, diese zu erreichen oder auch nur ihr sich anzunähern, war ihm auf Jahrhunderte benommen. Für eine freie Verfassung sollten die ihrer würdigen Bürger erst erschaffen werden, den Weg hierzu aber fand Schiller in der ästhetischen Erziehung des Menschen.

Der französischen Revolution, die er einerseits als eine Folge einer schlechten Regierung, eines üppigen Hofes und der Demoralisation des französischen Volkes, andererseits als das Werk unzufriedener, ehrgeiziger Menschen erkannt hatte, sagte er schon 1794 mit dem Blicke des Sehers ein böses Ende voraus: die französische Republik werde ebenso schnell wieder aufhören, wie sie entstanden sei; die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge kommen, woher er wolle, der den Sturm beschwöre, wieder Ordnung einführe und die Zügel der Regierung fest in der Hand halte, auch wenn er sich zum unumschränkten Herrn nicht nur von Frankreich, sondern auch von einem Teil Europas machen sollte.

In der Tat endete so das Greuelwerk des sittlich unfreien Pöbels, der „Mißbrauch", den „rasende Toren" mit der Freiheit getrieben hatten. Es war natürlich, daß Schiller auch als Dichter nach einem Gegenbilde dieses wüsten, gesetzlosen, den Namen der Freiheit schändenden Treibens suchte; er fand es in der Begründung schweizerischer Freiheit, in „Wilhelm Tell": Nicht in wild begehrlicher Zügellosigkeit, wie der Sklave, wenn er die Kette bricht, stürmen hier die Empörten über ihre eigenen Pflichten und die Rechte der anderen hinweg; nicht geleitet von dehnbaren Vernunftbegriffen, die bei folgerichtiger Anwendung die Welt zerstören müssen, greift hier das Volk zu den Waffen — es wird getrieben durch die Not und will nur die liebe Heimat, sein natürliches, ihm eigentümliches Dasein sich vor Tyrannenmacht schützen. Maßvoll und besonnen ehrt es auch noch im Siege die Menschlichkeit. Daß der Dichter aber selbst den Gegensatz seines Befreiungsdranges zu der französischen Revolution so empfand, bezeugt das Gedicht, mit dem er den Tell seinem Gönner Karl von Dalberg, dem Kurfürsten von Mainz, widmete:

> Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
> Und blinde Wut die Kriegesflamme schürt,
> Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
> Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
> Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
> Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
> Den Anker löst, an dem die Staaten hangen:
> Da ist kein Stoff zu freudigen Gesangen.
>
> Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
> Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
> Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
> Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
> Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet,
> Das ist unsterblich und des Liedes wert.

Die Naturwissenschaft im 20. Jahrhundert. (Das Relativitätsprinzip.)

Von Hans Dominik.



Wir haben so allmählich den fünften Teil des neuen Jahrhunderts zurückgelegt und können uns über Mangel an Geschehen in ihm wahrhaftig nicht beklagen. Die Kriegsjahre von 1806 bis 1815, welche das neunzehnte Jahrhundert eröffneten, werden reichlich durch den Weltenbrand von 1914 bis 1918 aufgewogen. Aber auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete zeigen sich überraschende Parallelen zwischen den beiden Jahrhunderten. So sehr und so stark, daß es vielleicht nicht unangebracht erscheint, einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung vor 100 Jahren zu werfen und daraus Schlüsse auf den kommenden Gang der Dinge zu ziehen.

Die ersten 30 Jahre des 19. Jahrhunderts sind erfüllt mit grundlegenden Entdeckungen auf dem Gebiet der Elektrizitätslehre. Sie bringen uns schon während der Wirren der napoleonischen Kriege die Erforschung der elektrischen Lichterscheinungen und der elektrochemischen Wirkungen, durch welche eine lange Reihe damals als Grundstoffe geltender Körper in Sauerstoff und neue Grundstoffe zerspalten wurden. Das dritte Jahrzehnt führt dann zur Entdeckung des innigen Zusammenhanges zwischen Elektrizität und Magnetismus. Im Jahre 1831 schafft der abstrakte Mathematiker Gauß so nebenher einen brauchbaren elektromagnetischen Telegraphen, und bereits 16 Jahre später gründet Werner Siemens seine Firma, die praktische Elektrotechnik wird geboren. Wie sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Bild der zivilisierten Welt von Grund auf verändert hat, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Nur jene stillen weniger bekannten Vorarbeiten interessieren, die erst die Basis für alles später Kommende schufen; jene Arbeiten, die bis ins 18. Jahrhundert auf die Namen Volta und Galvani zurückgehen.

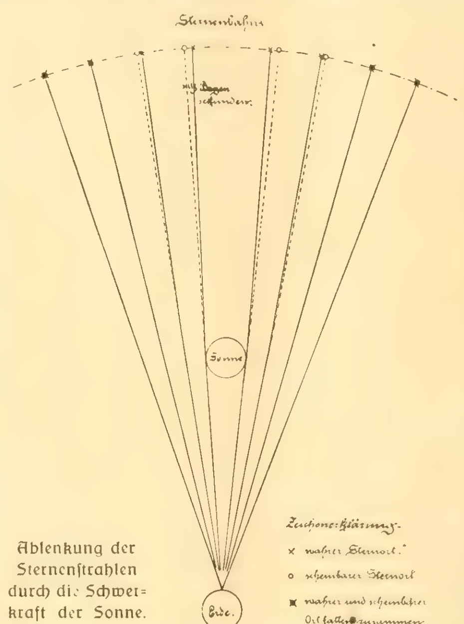
Auch die Spuren der neuen Entwicklung, die das 20. Jahrhundert entscheidend beeinflussen dürfte, reichen bis in die letzten Jahre des verflossenen Säkulums zurück. Das 19. Jahrhundert hatte der gebildeten Menschheit die Hypothesen des Lichtäthers und des chemischen Atomes hinterlassen. Das Atom war nicht gerade tragisch zu nehmen. Es hatte seinen hypothetischen Charakter nie verloren, und die Gelehrten waren eigentlich immer darüber einig, daß es bei nächster sich bietender Gelegenheit doch weiter zerschnitten und durch eine andere hypothetische Einheit ersetzt werden würde. Ernsthafter lagen die Sachen aber mit dem Lichtäther. Nachdem man die Idee einer unvermittelten Fernwirkung durch den leeren Raum hindurch aufgegeben hatte, mußte man sich wohl mit dem Lichtäther als dem Träger aller elektrischen, optischen und magnetischen Erscheinungen abfinden. Aber er bereitete der Forschung dauernd Widerwärtigkeiten. Insbesondere machte sein Verhalten in der Nachbarschaft der Gestirne Schwierigkeiten. Es war zu entscheiden, ob die Sterne auf ihrer Fahrt durch den Weltraum den Lichtäther etwa vor sich herdrängten, wie ein Seeschiff das Wasser, oder ob er durch sie unbeeinflußt und unbewegt hindurchging, wie etwa die Luft durch ein sehr weitmaschiges Netz. Alle Versuche, eine Mitnahme des Äthers durch bewegte Materie zu konstatieren, schlugen fehl.

Also schloß man, daß das Äthermeer überall, auch in und auf den Planeten, unbewegt auf seiner alten Stelle im Weltraum verharrt. Sowenig diese Annahme uns auf den ersten Blick einleuchtet, so gut erklärt sie doch andererseits eine ganze Reihe von Erscheinungen, z. B. den völlig ungebremsten Lauf der Gestirne. Nahm man aber nun den Äther derartig absolut ruhend an, dann bekam man ja endlich sozusagen ein Gerüst im Raume, auf das man alle Vorgänge und Bewegungen beziehen konnte. Dann bekamen die Begriffe der absoluten Ruhe und Bewegung endlich einen Sinn. Dann mußte es auch möglich werden, die absolute Bewegung der Erde im Weltraum mittels einfacher Messungen von Lichtgeschwindigkeiten experimentell nachzuweisen. Man brauchte ja nur die Lichtgeschwindigkeit über eine Wegstrecke in der Richtung von Süden nach Norden und gleichzeitig über eine gleichlange von Osten nach Westen zu messen. In die letztere Messung mußte dann zweifellos die Erddrehung von Osten nach Westen mit eingehen, und die Lichtgeschwindigkeit mußte für die beiden Strecken verschieden ermittelt werden. Der diesbezügliche Versuch wurde von dem amerikanischen Physiker Michelson angestellt und verlief völlig negativ. Die Lichtgeschwindigkeit wurde in allen Richtungen der Windrose völlig gleichgroß gefunden. Damit aber stand die ganze Ätherphysik vor einem klaffenden und, wie es schien, unüberbrückbaren Widerspruch.

Die Lösung, die von Professor Lorentz zum Teil, von Professor A. Einstein in vollendeter geschlossener Form gefunden wurde, ist so unvereinbar mit unseren althergebrachten Vorstellungen von Zeit und Raum, daß sie sich erst jetzt, fünfzehn Jahre nach ihrem Bekanntwerden, allmählich durchzusetzen beginnt. Professor Einstein kam zu seiner Lösung, die in der Physik als die *Einsteinsche Relativitätstheorie* bekannt ist, auf rein philosophisch-mathematischem Wege und *ohne alle Hypothesen über den Lichtäther und sonstige Hilfskonstruktionen*. Diese Theorie gibt dem altbekannten Satz: „Das Licht hat eine Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde“, eine ganz universelle Bedeutung. Sie besagt kurz und bündig:

Jeder im Raume mit einer beliebigen, geradlinigen, gleichförmigen Geschwindigkeit bewegte Beobachter wird dennoch ganz unbeeinflußt durch diese seine Eigenbewegung dieselbe Lichtgeschwindigkeit von 300 000 Kilometer pro Sekunde messen. Oder etwas gelehrter ausgedrückt: die Gesetze der Lichtausbreitung im Raume sind für alle Beobachter der obengenannten Art *invariant*. Die rechnerische Durchführung dieser Forderung zwingt aber nur mathematisch dazu, den alten Newtonschen Gedanken einer absoluten, für alle Orte und Systeme des unendlichen Raumes gleichmäßig verlaufenden Zeit fallen zu lassen. An deren Stelle tritt die *Relativität auch der Zeit*. An die Stelle des alten dreidimensionalen Raumes, in welchem die Dinge in einer von ihm völlig unabhängigen Zeit verliefen, tritt die vierdimensionale Welt Einsteins, in welcher die Zeit als vierte völlig gleichartige und gleichberechtigte Koordinate neben den drei Raumkoordinaten vorhanden ist. Bei der Umrechnung der Notizen eines Beobachters auf diejenigen, die ein gegen ihn bewegter Beobachter von demselben Ereignis gemacht haben würde, muß dabei die Zeit ebenso transformiert werden wie die räumlichen Werte. Der früh verstorbene Minkowski hat dieser Theorie eine formale Behandlung gegeben, bei der die Zeit als imaginäre vierte Koordinate in die Rechnung gestellt wird und die altbekannten Formeln der Mechanik und Elektrodynamik nun eine so elegante einfache Form gewinnen, daß jedem Mathematiker darob das Herz im Leibe lacht.

Aber das alles wäre natürlich noch gar kein Grund, von der neuen Theorie viel Wesens zu machen. Viel wichtiger sind die *geradezu märchenhaften praktischen Ausblicke*, die sie uns eröffnet. Nach der alten Newtonschen Mechanik ist die lebendige Kraft oder kinetische Energie einer Masse bekanntlich gleich dem Produkt aus der Masse und dem halben Quadrat ihrer Geschwindigkeit. Verliert also z. B. eine Kanonenkugel ihre Geschwindigkeit vollständig, so sinkt auch ihre Energie auf Null. Nach der Relativitätstheorie muß dagegen die Energie einer ruhenden Masse immer noch gleich dem Produkt aus dieser Masse und dem Quadrat der Lichtgeschwindigkeit sein. Eine Masse von 1 Kilogramm besitzt also in sich eine Energie von 90 000 Billionen Meterkilogrammen oder von 380 Millionen Pferdekraftjahren. Gelingt es, ihr diese Energie nutzbringend zu entziehen, so könnte man damit ein Riesenkraftwerk von 400 000 Pferdestärken etwa 1000 Jahre hindurch betreiben. Die genannte Masse von 1 Kilogram würde sich dabei freilich in nichts auflösen und spurlos aus der Schöpfung verschwinden. Denn nach der Relativitätstheorie sind Masse und Energie eben nur verschiedene Erscheinungsformen einer gemeinsamen, vorläufig unbekannten Grundursache. Die *Gesetze von der Erhaltung der Kraft* und von der Erhaltung des Stoffes, welche die Physik des 19. Jahrhunderts souverän beherrschten, *sind in dieser Form nicht mehr zu halten*. An ihre Stelle tritt das allgemeinere und umfassendere Gesetz, *daß die Summe aus Energie und Masse in der Welt konstant ist*.



Ablenkung der Sternenstrahlen durch die Schwerkraft der Sonne.

Vorausberechnet von Professor Einstein, beobachtet bei der Sonnenfinsternis am 19. Mai 1919 in Brasilien.

Hätte nun jemand vor 30 Jahren der Materie einen solchen Energieschatz auf den Leib gerechnet, so hätte man ihn wahrscheinlich niemals ernst genommen. Inzwischen hat uns ja aber die Jahrhundertswende die umwälzende Entdeckung der Radioaktivität gebracht. Man fand dabei, daß das Radiumatom in ein Bleiatom und diverse Heliumatome zersplitterte. Die alte schöne Atomhypothese ging also in die Brüche. Weiter aber stellte man fest, daß ein Gramm Radium bis zu seinem völligen Zerfall die gigantische Energiemenge von 1,6 Billionen Meterkilogrammen ausstrahlte, die ganz zweifellos in seinem Atombau stecken mußte. Das sind ungefähr 10 Prozent derjenigen Energiemenge, die nach der Relativitätstheorie in einer Menge Materie vom Gewichte eines Grammes vorhanden ist, und etwa 10 Prozent der Radiummenge vertrümeln sich bei dieser Atomumwandlung auch tatsächlich in Licht. Die abstrakte mathematische Theorie und die experimentelle Beobachtung stimmen aber gut überein. So wurde die zufällige Entdeckung der Radioaktivität eine wertvolle Stütze für diese neue, alles Hergebrachte über den Haufen werfende Theorie. Die praktischen Zukunftsmöglichkeiten lassen sich noch nicht voll überschauen, aber doch ahnen. Vielleicht sind wir auch diesmal um die Mitte des Jahrhunderts so weit, daß die erste radiotechnische Firma gegründet werden kann, und vielleicht bringt uns die zweite Hälfte desselben Erfolge dieser Technik, gegen welche alle Errungenschaften des 19. Jahrhunderts verblassen.

Drei Dinge hatte der Vater dieser neuen Naturlehre bei der Verkündung derselben vorausgesagt. Erstens, daß die Masse eines bewegten Körpers in seiner Bewegungsrichtung größer ist als senkrecht dazu. Dieser Unterschied der Transversal- und Longitudinalmasse wurde bei der Beobachtung freifliegender Elektronen genau wie vorausgesagt gefunden. Zweitens, daß die elliptischen Bahnen der Planeten um die Sonne sich langsam drehen müssen. Die Größe der Drehung hängt von der Stärke der Schwerefelder ab. Für den Planeten Merkur, welcher der Sonnenschwere besonders ausgesetzt ist, beträgt die Drehung 43 Bogensekunden in hundert Jahren und kann gerade noch beobachtet werden. Die Beobachtung ist genau im Einklang mit dem Resultat der Rechnung. Drittens, da auch die Energie Gewicht besitzt, müssen Lichtstrahlen in einem Schwerefelde angezogen und verbogen werden. Merklich muß das an den Sternenlichtstrahlen beobachtet werden können, die bei einer totalen Sonnenfinsternis dicht am Rande der Sonne vorbeigehen. Nach der Rechnung soll diese Verbiegung 1,7 Bogenminuten betragen, und genau in dieser Größe wurde sie auch bei der Beobachtung der brasilianischen Sonnenfinsternis im Mai des vorigen Jahres festgestellt.

Damit aber ist die neue Theorie derart bekräftigt, daß wir uns wohl oder übel mit ihr befreunden und sie in allen Teilen als wahr hinnehmen müssen. Ist aber ihre praktische Auswertung auch nur halb so fruchtbar wie diejenige der physikalischen Entdeckungen aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, so gehen wir Jahrzehnten entgegen, in denen es sich wieder verlohnt zu leben.

Ein kontinentaler Verkehrsplan.

Von E. Rich. Schubert. (Siehe die Karte auf den folgenden Seiten.)



Bei den jüngsten innerpolitischen Schwierigkeiten der Kabinettbildung mußte man wieder einmal mit Bedauern feststellen, daß die Allgemeinheit den Zusammenhang zwischen Politik und Wirtschaft noch viel zu wenig würdigt. Die politischen Vorgänge müßten ein Volk, dem Spa bevorsteht, ganz anders ergreifen, als das bei uns der Fall ist. Es wird von weittragender Bedeutung sein, welche Männer dort verhandeln werden und auf welche Kräfte sie sich berufen können, wenn sie in Spa den überspannten Forderungen der Gegenseite die Unmöglichkeit der Leistung beweisen oder auf den eigenen Ruin der Fordernden werden hinweisen müssen. Man scheint auf der Gegenseite noch nicht zu der Auffassung gekommen zu sein, daß der Wiederaufbau Europas nicht Frankreichs Aufgabe allein sein kann, daß er auch nicht auf Deutschlands Kosten allein möglich ist, sondern daß die Erhaltung Europas als Kern und Kraftquelle abendländischer Kultur nur **kontinentale Arbeit sein kann.**

Diesem Gedanken entgegengesetzt ist ein Plan, den der französische Deputierte Lorins der internationalen Handelskonferenz in Paris vorlegte (abgebildet in Nr. 20 der „Woche"). Nach ihm sollen vier Hauptverkehrslinien geschaffen werden, **die England und Frankreich mit Italien,** Rumänien, Polen und Rußland verbinden. Deutschland wird dabei umgangen, Wien und Berlin sind an dieses Netz nicht angeschlossen. Deutschland liegt als dunkler Erdteil außerhalb des Planes. Für den Schöpfer dieses Projektes besteht die **wirtschaftliche Einheit Europas nicht, er mißachtet alle geographischen, natürlichen und geschichtlich gewordenen Grundlagen.** Weil ihm als Ziel vorschwebt, Deutschlands Wettbewerb auszuscheiden, übersieht er natürlich auch Deutschland als unentbehrliche Kraft selbst zur Durchführung dieses Planes.

Man könnte die Einseitigkeit einer solchen Verkehrsregelung **Europas sofort beweisen, wenn man — selbst unter Berücksichtigung** deutscher Finanzschwäche — den Gedanken ausspinnen würde, daß Amerika interessiert sein könnte, mit den deutschen Häfen als Ausgangspunkt den von den Franzosen künstlich zu schaffenden dunklen Erdteil zum Aufbau eines europäischen Verkehrssystems zu machen. Eine solche Aussicht würde aber den hier zu vertretenden Anschauungen entgegengesetzt sein, obwohl der Hinweis nicht unterdrückt werden soll, daß es in Frankreichs Interesse kaum liegen könnte, wenn so die Initiative zu einer Kontinentalpolitik, wenn auch **mit fremder Unterstützung, mit bei Deutschland liegen würde.** Europäisches Denken kann Deutschland als aufbauende Kraft künftiger Kontinentalwirtschaft nicht übersehen, nach Deutschlands Leistungen in der Vergangenheit nicht, auch nicht nach der moralischen Stärke, die es gegenüber allen Zersetzungserscheinungen in der Zeit seiner Niederlage bewiesen hat. Aber das ist eben das entscheidende: der Siegerpolitik Frankreichs und auch dem von uns angezogenen Plane Lorins fehlt jede **Spur europäischen Denkens. Es ist Staatspolitik alten Stils,** die hier verfolgt wird, eine Politik, in der die Macht ausschlaggebender angesetzt ist als die natürlichen Kräfte, die die Wirtschaft der einzelnen Völker beherrschen und zuletzt auch das **Zusamenleben der Völker bestimmen müssen.**

So sei diesem französischen Plane kurzerhand ein anderer gegenübergestellt, der europäisch gedacht ist. Es **ist die Arbeit eines in Deutschland lebenden Schweizers, der sich in umfangreichen Arbeiten mit Städtebau und Verkehrswesen** beschäftigte. Dieser Plan wird ergänzt durch einen anderen, nicht minder beweiskräftigen, der die Wasserwege Europas unter den gleichen Gesichtspunkten betrachtet. Martin Mächler knüpft mit seinen Plänen an die Gedankenwelt **Friedrich Lists an. Sein kontinentales Schnell**bahnsystem bildet die Grundlage. Lists Staatsidee und wirtschaftliches Denken lenkten ihn. Das könnte widerspruchsvoll erscheinen, doch hat der Plan so viel zwingende Logik gerade für unsere europäischen Verhältnisse, gleichen sie doch der deutschen Lage, die List zum Ausgangspunkt seiner genialen Pläne machte.

Ohne ein einheitliches Eisenbahnverkehrsnetz wäre die deutsche Einheit national und wirtschaftlich unmöglich gewesen, seinen belebenden Stoß empfing das technische Zeitalter Europas, nicht nur Deutschlands, aus dieser Verkehrsidee. Ist es Phantasie, ein kontinentales Verkehrsnetz zur Grundlage künftiger europäischer Gemeinwirtschaft zu machen?

Gewiß stehen Friedensvertrag, Völkerbund, Frankreichs Hang zur Vorherrschaft, Deutschlands Armut und andere Tatsachen dem Plane noch entgegen. Allen diesen Hemmnissen gegenüber den Mächlerschen Plan zu vertreten, erfordert zwar Vertrauen, aber können Verträge und Haßgefühle nicht erschüttern. Der Plan muß allerdings durch den Mut und das Vertrauen belebt werden, daß das deutsche **Volk sein Geschick trotz allem in seiner Hand hält. Er wird** lebensfähig durch die Tatsache, daß es Frankreich unmöglich sein wird, die übernatürliche politische Spannung eines einheitlichen Volkes zu ertragen, wenn es über Deutschland das Faustrecht ausüben will und selbst das nur unter dauernder moralischer Unterstützung seiner poiltischen Gläubiger tun kann.

Dem von uns wiedergegebenen Verkehrsplane liegt der Gedanke zugrunde, daß für den Staatenbau der Gegenwart und dem Verhältnis der Staaten untereinander andere Grundsätze maßgebend sein müssen, als das früher der Fall war. Nach diesem Kriege ist das europäische Festland als materielle Einheit, als kulturelle Grundlage des Abendlandes aufzufassen. Dem Opfer der Einheit des Festlandes, wie es der französische Plan fordert, steht die wohldurchdachte Einheit des Mächlerschen Planes als Rettung abendländischer Kultur **gegenüber. Nur in dieser Einheit ist Europa ein gleichwertiges Glied im System des Weltverkehrs. War für die deutsche Einigung eine geschlossene nationale Wirtschaft, als** ihr Organ das nationale Eisenbahnsystem das Haupterfordernis, so wird der Gedanke einer Gemeinschaft europäischer Nationen oder gar der Gedanke eines Völkerbundes erst dann tragfähig werden, wenn für den Ausbau eines kontinentalen Schnellbahnsystems die alle Völker einigende Form gefunden **ist. Nicht im Friedensvertrag von Versailles, auch nicht im** Wilsonschen Völkerbunde, sondern in der Gleichstellung der **europäischen Völker, in ihrem freimütigen Bekenntnis zum** Zusamenschluß ihrer Kräfte ist der Wiederaufbau Europas möglich. Nur im Wege eines einheitlichen kontinentalen Verkehrs ist es den einzelnen Staaten möglich, auf schnellstem Wege die Märkte Europas aufzusuchen. Das ist der erste **Anstoß zu gemeinsamem europäischen Denken. Jeder andere Versuch ist Beschleunigung des Verfalls Europas, er würde** nur die Zerstörungen des Krieges fortsetzen.

Mag die Entwicklung über Europas Geschick augenblicklich **fast ausschließlich in Frankreichs Händen liegen, so ist damit,**


Skizze für ein kontinentales Schnellbahnnetz.
NARVIK
DRONTHEIM
KRISTIANIA
NORDSEE
OSTSEE
KOPENHAGEN
TRELLEBORG
DANZIG
STETTIN
HAMBURG
BREMEN
LEIPZIG
DRESDEN
BRESLAU
FRANKFURT
PRAG
REGENSBURG
MÜNCHEN
WIEN
LIVERPOOL
IRISCHE SEE
HARWICH
TUNNEL DOVER CALAIS
KANAL
ATLANTISCHER OCEAN
CHERBOURG
HAVRE
BORDEAUX
MADRID
TRIEST
BELGRAD
ADRIA
ROM
NEAPEL
TYRRHENISCHES MEER
MITTELLÄNDISCHES MEER
JONISCHES MEER


KOLA
WEISSES MEER
PETERSBURG
MOSKAU
KIEW
ROSTOW
ASTRACHAN
KASPISCHES MEER
BAKU
SCHWARZES MEER

wie der Plan Lorins beweist, noch kein Grund gegeben, daß es sich zu der Einsicht entschließt, die kontinentale Wirtschaftsgemeinschaft anzuerkennen. Die ist ohne Deutschland Stückwerk, undenkbar. Von welcher Seite man auch das Problem betrachten mag, für die Rettung Europas und die künftige Sicherstellung gegen neue Kriege gibt es nur den einen Weg der Interessengemeinschaft aller europäischen Staaten.

Der Gedanke ist schon oft vorgetragen. Hier galt es, ihn an den klaren Linien eines Verkehrsplanes zu verdeutlichen und ihn anzuschließen an die Wirtschaftsideen Friedrich Lists. Seiner Vorbereitung dient die Friedrich-List-Gesellschaft, die in ernster Forscherarbeit den Führern unserer Zeit Material liefern will, die aufklärend wirkt für diese Gedanken in allen Kreisen, besonders in Handel, Gewerbe und Industrie.

Als Freikorpsführer im Baltikum.

Von Hauptmann a. D. Cordt von Brandis.

V.



Mit unserer Rückkehr von Jakobstadt war die erste Phase der baltischen Kämpfe von 1919 beendet. Wie ich schon erwähnte, stand zwischen Dünaburg und Pleskau (auch Pskow genannt) eine neue Front gegen den Bolschewismus, die dadurch entstanden war, daß Wolmarsche Letten und Litauer sich an der Düna auf der Sehne des Bogens vereinigten, aus dem wir die Bolschewisten vertrieben hatten.

England sah seinen Wunsch erfüllt, uns aus der Front herauszudrängen und die Truppen der Randstaaten an unsere Stelle zu setzen. Denn da es auf den Handel der Ostseeprovinzen und vor allem auf ihre Häfen abzielte, brauchten für Groß-Britannien die Bolschewisten lediglich von Küsten entfernt gehalten zu werden. Als Bedrohung Deutschlands aber mußten sie, wenn auch nicht zu nahe, so auch nicht zu fern den preußischen Grenzen stehenbleiben.

Die Perlschnur, welche von Pleskau bis Dünaburg aufgereiht war, und deren mehr oder weniger wertvolle Einzelglieder sich Esten, dänische Freiwillige, Wolmarsche Letten, grüne Garde, Litauer und endlich Polen nannten, erschien allerdings den britischen Staatsmännern vorläufig noch nicht haltbar genug, um eine erneute Offensive Lenins zu bestehen. Und deshalb hielt man sich die deutschen Truppen als Rückversicherung an der kurländischen Aa sowie zwischen Schaulen und Poscherunn in Reserve. Beileibe durften diese aber ihre Stellungen nach Osten hin nicht überschreiten, hätten sie doch in Konflikt mit den Letten kommen oder womöglich, was noch schlimmer war, den Bolschewismus tief nach Rußland hineintreiben und sich englischem Einfluß entziehen können.

So standen wir denn und harrten untätig, gefesselt durch den Befehl der Entente über unsere Regierung. England aber arbeitete fieberhaft daran, sein Werkzeug, die Randstaaten-Armee zu bewaffnen und widerstandsfähig zu machen. Denn erst, wenn dies erreicht war, konnte man uns unbequeme Passagiere endgültig über Bord werfen.

Der im Juni nördlich Riga entstehende estnisch-baltische Konflikt bot den Briten willkommenen Anlaß, die baltische Landeswehr ebenfalls von der Front fernzuhalten. Sie stellten den berechtigten Kampf der Landeswehr gegen die offen raubenden Esten, die allen deutschen Besitz stahlen und deutsche Besitzer, unter anderen auch meinen Letten-Adjutanten Leutnant Beyse, einfach erschlugen, als Bruch der Einheitsfront und Begünstigung der Bolschewisten hin. Dadurch fühlten sie sich moralisch verpflichtet, einen englischen Kommandeur an die Spitze der Landeswehr zu setzen, um diese fortan nach ihrer Pfeife tanzen zu lassen. Die Folge davon war, daß die baltischen Freiwilligen in hellen Haufen zu uns desertierten. Höchst gelegen kam diese Wendung der Dinge den Letten. Diese Leute in ihrer unglaublichen Anmaßung hätten längst die Deutschen am liebsten gefressen. Jetzt nahm das Kabinett Ulmanis zunächst das Wort vom Dezember betreffend Ansiedlung reichsdeutscher Kämpfer glatt zurück.

Der Schweineschlächter aus Amerika, Herr Ulmanis, warf sich in die Brust, wie das magere Schwein in seinen Mist, und erklärte uns als Räuber und Schieber. Er ließ himmelblaue Geldscheine drucken und erhob das Banner der Latwiga unter den Mündungen englischer Kreuzer, die allerdings als gestohlene deutsche Schiffe sich harmonisch dem lieblichen Bild einfügten. In demselben Maße, wie die Ausrüstung seiner „Latwiga soldati" mit englischen Waffen fortschritt, nahm seine Aufgeblasenheit zu.

Ende Mai führte mich der Weg in Angelegenheiten meines Lettenbataillons zum Obersten Ballod, dem Führer des lettischen Korps, nach Riga. 100 000 Mark sollte er mir für verauslagte Löhnungen zurückgeben, doch mußte er mir kleinlaut gestehen, daß er nicht 500 Mark zur Verfügung habe. Seine Leute liefen in deutschen Uniformen herum und waren noch klein und häßlich.

Im Juli verletzten sie bereits unter den Augen der von Gerechtigkeit triefenden Briten in Riga den von England gestifteten Waffenstillstand, um die Kasse meiner Truppe zu plündern. Zum Glück kam der Gefreite Hanisch auf die Idee, ihnen Kognak anzubieten und warf, als sie blau waren, die Kasse mit 230 000 Mark zum Fenster hinaus. Die Letten teilten sich brüderlich in die Fahrscheine, die sie für Geld ansahen, und suchten das Weite.

Geradezu lächerlich mutet es an, wenn man hörte, wie die edlen Brüder selbst voneinander dachten.

Ein Lette sagte im Juli wörtlich zu mir: „Wir Letten sind die Dummen. England gibt Brot, Patronen, Uniformen. Wir geben — Blut. Wir kämpfen gegen Bolschewisten und Deutsche, England nimmt Reval, Riga, Libau, Memel, Königsberg!" So der Lette. Und ein Engländer äußerte sich folgendermaßen:

„Diese Letten sind Nigger. We ought to help you, it's white man's war!"

Die zunehmende Veränderung zeigte sich auch bald in unserem Lettenbataillon. Man schickte aus Riga einen durchaus lettisch denkenden Kapitän als Führer. Dieser wurde von uns und von den Letten abgelehnt, kam aber als „Verbindungsoffizier" wieder. Mehr und mehr zeigte sich ein gesteigertes Selbstbewußtsein, obzwar sie sich durchaus korrekt betrugen. Endlich kam der Befehl für die Letten, nach Kreuzburg abzumarschieren und dort zur lettischen Armee zu stoßen. Diesem Befehl widersetzten sie sich zunächst, teils aus Anhänglichkeit, zum größten Teil aber aus Angst vor der schlechteren Verpflegung und Löhnung in ihrer heimatlichen Armee „Latwiga voiska". Ich wollte sie halten, nicht etwa aus Liebe, sondern weil ich stets der Ansicht war, das Schicksal des Baltenlandes würde sich in Moskau entscheiden, und weil ich glaubte, daß durch sie ein deutsch-lettischer Konflikt, der im Interesse Englands lag, verhindert werden könnte.

Da ich aber mit dieser Ansicht vereinzelt dastand, mußten die Letten im Juli abrücken.

Vorher gaben sie einen offiziellen Abschiedsabend mit Ball an der Bausker Burg. Man kann sagen, was man will, aber dabei trat ein Nationalgefühl zutage, das uns Deutschen wohl gut zu Gesicht stehen würde. Der lettische Kapitän fragte mich, ob es ihm erlaubt sei, eine Rede zu halten und anschließend von ihrer Kapelle die lettische Hymne spielen zu lassen. Was sollte ich anders sagen als: „Ich bitte darum, ich wünsche es!"

Er schwang seine mühsam einstudierte Rede, und als die Hymne begann, standen sämtliche Letten wie ein Mann von den Plätzen auf und lauschten, mit den Mützen in der Hand, andächtig bis zu Ende.

Aus Taktgefühl gegen uns ließ er unmittelbar anschließend „Deutschland, Deutschland über alles" spielen. Wieder erhoben sich alle, nur zwei deutsche Soldaten tanzten, als wenn das sie nichts anginge, einen Berliner Schieber. Das sind Kleinigkeiten, aber Zeichen der Zeit und dessen, was uns bitter fehlt. Mangel an nationalem Stolz herrscht in unserem Volke, der einem die Schamröte ins Gesicht treiben kann.

Im übrigen war ein lettischer Ball höchst vergnüglich. Sie tanzten viele Figurentänze. Unsere Stahlhelme setzten die lettischen Soldaten um keinen Preis ab, mochten ihre Gesichter noch so sehr glühen und glänzen. Die Damenwelt

war nicht häßlich und nicht hübsch, schwere Halbblüter, die mit großer Ausdauer den Rasen mit breiten Füßen trampften.

Am Tage nach dem Fest erschien der neue Lettenkommandant mit Gefolge, um mir im Namen des Bataillons für die Führung zu danken. Beim Abschiedstrunk sagte ich:

„Wann werden Sie gegen mich kämpfen?"

„Herr Hauptmann, für so dumm werden Sie uns doch nicht halten!"

„Kennen Sie die Engländer," fragte ich, „haben Sie mal etwas von der Hansa gehört und von der Bedeutung **Rigas für den Handel? Wissen Sie, daß die Engländer Handel** treiben wollen und den Deutschen nichts gönnen? **England wird keine Truppen landen. Sie, meine Herren, werden für England gegen sich selbst und uns kämpfen!"**

Damit rückten die Letten ab, ließen aber später noch oft von sich hören. In der lettischen Armee wurden sie als **„Baronsletten" betitelt und für politisch unzuverlässig, da** zu deutschfreundlich, behandelt.

Die oben beschriebene Entwicklung war damals natürlich noch nicht klar erkennbar. Wir schimpften über die erzwungene Untätigkeit, wandten uns aber inzwischen der Ansiedlung zu.

Bei der eisernen Division wurde sie wohl am meisten gefördert. Aber auch bei uns nahm sie greifbare Formen an. Jede Truppe ließ sich ein Interessengebiet anweisen. Dem Freikorps wurde das „Gottesländchen" um Bauske zugeteilt, womit die Bausker und wir sehr zufrieden waren. Die Sache bekam Hand und Fuß, denn bald wurde uns ein Vorwert zugeschrieben, mit Raum für neunzehn Siedler zu je 100 Morgen erstklassigen Weizenbodens. Wir hätten nun Zeit und Muße gehabt, unseren Ansiedlern die Wege zu ebnen, wenn die Ereignisse nicht hindernd dazwischengetreten wären. Jeder Ansiedler konnte ohne weiteres aus der Beute ein Pferd erhalten. Die nötigen Gebäude waren teils vorhanden, teils konnten wir sie mit leichter Mühe errichten. Unsere müßig stehenden Gespanne mochten die brachliegenden Felder pflügen. Saatgut, Kleinvieh und Holz stellten die umliegenden Güter reichlich zur Verfügung. Und so **war der Zeitpunkt absehbar, wann sich um die Kirche das** rein deutsche Dorf des Freikorps am Ufer der Muscha erheben würde.

Die Jahreszeit war ganz dazu angetan, derartige Träume verlockend zu gestalten. Es blühten die Obstbäume in ungeahnter Fülle. Die Saaten sprießten in dunkelgrüner Färbung. Auf den Wiesen erhob sich das Gras in einer Ueppigkeit und Schnelligkeit im Gedeihen, daß wir staunend zusahen.

Die Sonne erhob sich nach kurzer Dämmerung dicht an der Stelle des Himmels, wo sie niedergetaucht war, und bestrahlte die Pflanzen länger als bei uns, wodurch ihr schnelleres Wachstum herbeigeführt wurde. In den linden Nächten wurde es nicht mehr dunkel, und im Sonnenschein der langen Tage reiften im Gottesländchen die Früchte der Ernte entgegen.

Mißtönend klang in dies ungetrübte Dasein das breite Gequarre des englischen Generals hinein, der, als unser Aufseher bestimmt, die Frechheit besaß, unserem Kommandierenden General, dem Grafen v. d. Goltz, die rechte Hand zu reichen, während er mit der linken den Strick zuziehen half, den man Deutschland um die Kehle gelegt hat. Und hinter ihm belferte Herr Ulmanis, der Schweineschlächter aus Chikago.

Jedem deutschen Manne mußte es eine reine Freude sein, als der Graf die gebotene Hand zurückwies und dem Briten zeigte, daß nationaler Stolz und Selbstbewußtsein noch nicht überall in Unterwürfigkeit und Schande verlorengegangen sind, am wenigsten aber bei den Truppen im Baltenland.

(Fortsetzung folgt.)

Südsee-Bilder.

Von Kapitän zur See a. D. Paul Ebert.

Nach einer Ende Mai in der Tagespresse erschienenen, wenig beachteten Notiz soll der australische — richtiger wohl neuseeländische — Verwalter von Apia die demnächstige Ausweisung vieler Deutschen aus Samoa angeordnet haben. Bewahrheitet sich diese Nachricht, dann bedeutet das die endgültige Ausrottung der deutschen Kultur, die vor mehr als einem halben Jahrhundert mit dem Handelshause Johann Cäsar Godeffroy und Sohn zuerst dort festen Fuß faßte, und zum Heile Samoas ein wirksames Gegengewicht schuf gegen die hier wie im ganzen Südseeinselgebiete verheerend wirkende Tätigkeit der unter dem Namen Beachcomber bekannten Küstenlagerer, meist entwichenen Sträflingen aus den englisch-australischen Verbrecherkolonien, Vorfahren also der jetzigen Gewalthaber auf Samoa und den übrigen, vormals deutschen Kolonialgebieten im Stillen Ozean. Wie jene Sträflingskolonien die Ausrottung der rechtmäßigen eingeborenen Besitzer des Landes in Tasmanien und Australien in kurzer Frist zuwege brachten, — eine Arbeit, die in Neuseeland allerdings nicht ganz zur Vollendung gedieh — so hat sich, dank der Unfähigkeit und Nachlässigkeit der neuseeländischen Behörden, der gleiche Leidensweg bereits den unglücklichen Eingeborenen Samoas eröffnet. Denn kurze Zeit nach der Vertreibung der deutschen Verwaltung, die die Einschleppung der bei den weichen Südseevölkern katastrophal wirkenden Seuchen stets mit vollem Erfolge verhütet hatte, brach eine schwere Grippe-Epidemie über Samoa herein, der mehr als ein Viertel der eingeborenen Bevölkerung erlag.

Das Schicksal dieses, vom duftigen Hauche einer unendlich reizvollen Poesie umwobenen, mit einer eigenen Kultur ausgestatteten, liebenswürdigen Inselvolkes dürfte damit besiegelt, sein baldiger Untergang unabwendbar sein. Denn ihm, wie allen Völkern Polynesiens, Mikronesiens und Melanesiens, so verschieden sie auch an Rasse und Entwicklungsstufe sein mögen, ist eigen ein verhängnisvoller Mangel an Widerstandskraft gegenüber solchen Änderungen in ihren Lebensgewohnheiten, die der ungezügelte Einfluß einer fremden Kultur ihnen bringt. In verständnisvollem Eingehen auf jene Eigenart ihrer Schutzbefohlenen haben die Deutsche Kolonialverwaltung sowohl wie die deutschen Kolonisten diesen Umständen Rechnung getragen und die Leutchen unbehelligt gelassen, soweit nicht zwingende Gründe ein Eingreifen erforderlich machten.

Diese Zeit der Schonung ist nun vorüber. Wie die Neuseeländer in Samoa, so regieren im Bismarckarchipel und in Kaiser-Wilhelms-Land mit rauher Faust die würdigen Söhne und



Fale tele (Beratungshaus) auf Upolu. Phot. Kreibberg

Enkel jener Abenteurer, die auf radikalste Art den neubesiedelten australischen Erdteil zum ausschließlichen Eigentum der angelsächsischen Rasse zu machen verstanden. Und dort, wo nördlich vom Äquator, in Mikronesien die geheimnisvolle Inselwelt unzähliger, von Myriaden winziger Lebewesen erbauter Korallenatolle ein in paradiesischer Zufriedenheit dahinlebendes Völkchen trug, errichtet heute der schlitzäugige Gelbe seine Flottenstützpunkte, eingedenk Lord Palmerstons prophetischem Ausruf: „Wer den Pazifik hat, kontrolliert die Welt!" So mag vielleicht schon bald der Donner schwerer Schiffsgeschütze die Ruhe jener noch vor kurzem so weltentlegenen Südseegebiete stören. Die eingeborene Bevölkerung aber wird in wenigen Jahrzehnten auch dort der Vergangenheit angehören.

Ein unbeschreiblicher Märchenzauber ist es, den jenes Südseeparadies auf jeden ausübt, der, wie der Schreiber dieser Zeilen, seine Wunder schauen, die köstliche, träumerische Ruhe seiner Weltabgeschiedenheit auf sich wirken lassen durfte.

Einer der deutschen Stationskreuzer unseres Südseekolonialgebiets unterstand, kurz vor Ausbruch des Weltkriegs, während zweier Jahre meinem Kommando. Nur wenige, kleine Handelsdampfer hielten damals in unregelmäßiger Fahrt die Verbindung innerhalb der weit ausgedehnten Inselwelt aufrecht; aber der Kreuzer hatte so manchen Platz zu besuchen, der noch außerhalb dieser wenig besuchten Fahrstraßen lag. Scharfe Aufmerksamkeit erforderte die Navigierung in den meist noch unvermessenen Gewässern, und dem an Bord eingeschifften Vermessungspersonal bot sich eine Fülle dankbarer Aufgaben.

Unser Hauptausrüstungsplatz im Bismarckarchipel befand sich in der Bucht von Matupi am Simpsonhafen, in der Nähe von Rabaul, dem Sitze des Gouvernements für Deutsch-Neu-Guinea. Hier hatte die angesehene Hamburger Firma Hernsheim & Co. ihre Hauptniederlassung, die in der Südsee ein weit ausgedehntes Netz von Handels- und Pflanzungsstationen unterhielt.

In wehmutsvoll dankbarer Erinnerung ersteht vor dem rückblickenden Geiste mit greifbarer Deutlichkeit, in strahlendem Glanze, das Bild von Matupi: Glitzernd läßt eine stille Wasserfläche die senkrecht niederfallenden Strahlen des Feuerballs der Tropensonne wiederstrahlen. Bewegungslos ruht mein schlankes Schiff vor seinem Anker, das Deck verhüllt vom blendend weißen Sonnensegel. Leise rauscht der Kühlung spendende Monsun in breiten Fächerkronen hoher Palmen, die den nahen Strand säumen, während im inneren Teile der Bucht die vom üppigsten Tropengrün eingefaßten Kegel der alten Vulkane „Mutter" und „Tochter" den wirkungsvollen Hintergrund bilden. Weiße Dampfwölkchen ringeln sich dort träge empor, wo am Fuße der Südtochter heiße Quellen in die See münden. Weiter oberhalb am Kraterrande, steigt aus tiefen Spalten der gelbverfärbten Felswand giftiger Schwefelrauch, windet sich von Zeit zu Zeit glühende Lava gleich einer feurigen Riesenschlange talwärts.

Das dem Vulkan gegenüberliegende Ufer unseres idyllischen kleinen Hafens gehört der niedrigen Lavainsel Matupi, die auf ihrer anderen Seite von den Wellen der geräumigen Blanche-Bai bespült wird. Der terrassenförmige Aufbau der Uferböschung gibt Zeugnis vom Entstehen des Eilands durch mehrfache vulkanische Hebungen. Im saftigen Grün halb verborgen zeigt sich dort eine Reihe malerischer Hütten, zwischen denen dunkelfarbige, nackte Gestalten geschäftig sich bewegen. Zierliche, schmale Kanus, durch weitausragende Ausleger im Gleichgewicht gehalten, lösen sich vom Strande, gleiten gemächlich dahin, getrieben vom bedächtigen Pagaienschlag der an den Enden des Fahrzeuges hockenden Insassen. Teils ziehen diese zum Aufnehmen ihres Fischereigeräts in die fischreiche Blanche-Bai, teils suchen sie ihre an den Kraterhängen liegenden Pflanzungen auf, von denen sie zurückkehren, tief beladen mit schweren grünen Fruchttrauben der Bananen, mit riesigen Tarofnollen und mit den kopfgroßen Früchten der Kokospalme.

Dem Kanakendorf benachbart sehen wir die stattlichen Gebäude der Hernsheimschen Niederlassung, freundliche Holzhäuser, auf Pfählen errichtet, mit grauem Wellblech bedacht und von breiten, luftigen Veranden umgeben. Eine Fülle unvergeßlich schöner Stunden durfte ich unter jenen gastlichen Dächern mit liebgewordenen Freunden, tapferen deutschen Kulturpionieren, verleben.

Wenn frühzeitig, schon kurz nach sechs Uhr abends, die Sonne hinter den Bergen verschwand, und fast ohne Übergangsdämmerung die Schatten der Nacht sich herabsenkten, dann flammten im Dorfe die Hüttenfeuer auf, und oben am Krater glimmte gespenstig rotglühende Lava, unheimlich dräuend mahnend an die geheimnisvollen Kräfte, die in grauer Vorzeit in einem Naturereignis von unerhörter Gewalt das große Becken der Blanche-Bai und auch unseren Matupi-Hafen schufen, alles Lebende vernichtend, so daß wahrscheinlich nur die Vorfahren der Bergbewohner im entlegenen Innern der Gazelle-Halbinsel erhalten blieben.

Häufig war ich an solchen Abenden Gast auf Haus Raule, im trauten Familienkreise des Leiters der Hernsheimschen Niederlassung. Ein köstlicher Truthahn bildete bei festlichen Anlässen, wie sie von unseren gütigen Gastgebern gern gesucht und gefunden wurden, meist die Krone des Mahls. Schwarze Diener reichten lautlos und geschickt die Schüsseln.

Nach Beendigung der Tafel nahm man in bequemen Liegestühlen auf dem Rasen nahe am Hause Platz, von der fernen Heimat plaudernd oder den abenteuerlichen Erzählungen irgendeines alten Südseemannes lauschend. Häufig aber auch erstarb das Gespräch, und in wunschlos träumerischem Behagen genoß Körper und Geist den unvergleichlichen Zauber der Tropennacht: Geheimnisvoll flüstert der Nachtwind in den Palmenkronen über uns; hin und wieder der ängstliche Schrei eines aufgeschreckten Vogels oder der schwere Flügelschlag des fliegenden Hundes, der Riesenfledermaus. Von den Hütten der Kanaken nur zuweilen ein Ruf oder das unterdrückte Weinen eines Kindes; nach der Gluthitze des Tages ein befreites Aufatmen, der große Gottesfrieden in der Natur.

Da plötzlich ein dumpfes, unterirdisches Grollen, ein Stoß von unten, der die Gläser auf unserem Tische klirrend aneinanderprallen läßt, halberstickte Schreckensrufe von bleichen Lippen. „Tamburan", flüstern die Schwarzen scheu, den Namen des bösen Erdgeists in der Tiefe. — Mahnend hat uns die Natur daran erinnert, daß der Leib der ewigen Mutter Erde noch nicht in Erstarrung übergegangen ist, daß hier in seinen Eingeweiden noch dauernd unermeßliche Kräfte am Werke sind, die in gewaltigen, krampfartigen Wehen zur Entfaltung drängen.

Doch nicht immer wurde unser Abendidyll auf Raule so rauh und unvermittelt gestört. Den Höhepunkt tropischen Märchenzaubers bildeten die Vollmondnächte, wenn die im Vergleich zum nordischen Monde übergroß erscheinende, im unermeßlich fernen, klaren Äther schwimmende Silberscheibe alles mit bleichem, magischem Schimmer übergoß, daß die gegenüberliegenden Ufer der Bucht deutlich erkennbar sich abzeichneten, die weit gespreizten Palmenfächer riesigen Fangarmen glichen und weithin, zwischen mattglänzenden, überschlanken Palmenstämmen, geisterhafte Schatten hin und her huschten. Hell loderten dann im Dorfe die Feuer der Kanaken, in deren fahlem Lichtkreise phantastische Gestalten im ekstatischen Tanze sich bewegten. Dumpfes Trommelgerassel, wilder Gesang und brünstiger Naturlaut aus rauher Kehle; so ging es die Nacht hindurch, bis gegen Morgen erst Ruhe eintrat. Denn der Vollmond übt auf die Nerven dieser Naturmenschen einen eigentümlich erregenden Einfluß aus, daß sie nach so durchtobten Nächten bis in den Tag hinein in tiefem Schlafe wie zerschlagen um ihre verglimmenden Feuer dahingestreckt liegen.

Hatten hier am Sitze des Gouvernements und der Hauptniederlassungen der großen Handelsfirmen die Eingeborenen sich schon manche Erzeugnisse europäischer Zivilisation zunutze gemacht, so boten die regelmäßigen Rundfahrten durch die entlegenen Teile der melanesischen Inseln reiche Gelegenheit zum Studium menschlicher Entwicklungsstufen, die zum Teil völlig der Epoche der Steinzeit entsprachen. So dienten auf der Gruppe der Admiralitätsinseln glasharte, scharfgesplitterte Obsidianstücke als Spitzen der Speere, die in der Hand ihrer kriegerischen Träger, wilder, dunkelbrauner, fast nackter Gestalten mit riesigem, vielfach umwickelten Haarschopf, mit Nasenschmuck und Muschelschnüren um Hals und Arme, eine gefährliche Waffe bildeten.

Wie ganz anders bot sich das Bild, wenn das Schiff, die in ihrem Inneren noch vielfach vom düsteren Schleier der Unerforschtheit umwobenen melanesischen Inseln verlassend, mit östlichem Kurse den heiter lächelnden Gestaden Samoas mit seiner stolzen, frohgemuten, gastfreien, polynesischen Bevölkerung zustrebte: Ein prachtvoller Sonnenaufgang leitet den jungen Morgen ein. Nun steigt die weißglühende Feuerkugel des Tagesgestirns schnell empor am stahlblauen Himmel, wo zarte, weiße Passatwölkchen in nordwestlicher

Richtung eilig dahinsegeln. Blendend reflektieren Helios' Strahlen in der ewig unruhigen Fläche des Großen Ozeans, der in gigantischem, gleichmäßigem Pulsschlage aus schier endlosen Fernen seine Wogen heranwälzt. Sanft wiegen diese das Schiff, Bug und Bordwände mit sprühenden, gleich tausend Edelsteinen glitzernden und gleißenden Wassertropfen überschüttend.

Wir kommen von der Apolima=Straße, die zwischen Upolu und Savaii, den beiden Hauptinseln Samoas sich erstreckt. Zu unserer Rechten liegt das Land. Wild tobt die Brandung am Gürtel des Korallenriffs, das, soweit das Auge reicht, der Küste von Upolu vorgelagert ist. Mit langhallendem Donner enden Neptuns schäumende Riesenrosse dort ihren tollen Lauf, in weißen Gischt zerschellend, aus dem haushohe Wassersäulen emporschießen, die im Zurücksinken alle köstlich schillernden Farben des Regenbogens zeigen. Weiter hin schimmert der weiße Sandstrand, von dichten Kokospflanzungen eingesäumt, die hier und da freundliche Dörfer der Samoaner umrahmen. Gleich einem duftig zarten Schleiergespenst umwebt bläulicher Morgendunst die dichtbewaldete, vielzackige Bergkette, aus der im Westen der Insel der stumpfe Kegel des Tofua sich abhebt, ein wohlbekanntes Wahrzeichen für nahende Schiffe.

Nun erscheint am Strande eine langgestreckte Reihe europäischer Wohnhäuser, das Riff tritt zurück, bildet eine spitzwinklig tief einschneidende Bucht, die einer Anzahl kleinerer Seeschiffe zum Ankerplatze dient: Apia liegt vor uns. Wir steuern auf die Einfahrt zu, geradenwegs auf die stattliche, zweitürmige katholische Kathedrale, deren wirkungsvollen Hintergrund der im üppigsten Waldschmuck prangende Vaea-Berg abgibt. Aus tausend vollen Blütenkelchen strömt betäubender Duft von dort herüber. Vorsichtig sucht das Schiff seinen Ankerplatz im innersten Winkel des Hafens. Spiegelglatt liegt die klare Fläche der nach Norden offenen Bucht, denn der jetzt gleichmäßig wehende Passat kommt hier über Land. Wie furchtbare Gefahren aber drohen, wenn zur Zeit veränderlicher Winde ein Nordsturm die gewaltigen Ozeanwogen in den engen Trichter hineintreibt, davon gibt schrecklich Zeugnis das Wrack des deutschen Kreuzers Adler, der der Katastrophe vom März 1889 zum Opfer fiel.

Dorf auf den Admiralitätsinseln. Phot. Kirchberger

Kaum sind die Anker gefallen, so umschwärmen zahlreiche, dichtbesetzte, samoanische Boote unser Schiff. Froher Willkommgruß klingt von lächelnden Lippen, strahlt aus freudig glänzenden, dunklen Augenpaaren brauner, ausdrucksvoller Antlitze. Buntfarbige Blumenketten schmücken die Boote, umwinden den kräftigen Nacken ebenmäßig gewachsener Männergestalten, leuchten auf Haupthaar und wohlgeformter Büste lieblicher Mädchen. Melodischer Chorgesang begleitet den ruhigen Ruderschlag der gemächlich dahingleitenden Fahrzeuge.

Die folgenden Wochen bringen eine verschwenderische Fülle unauslöschlicher Eindrücke, lehren uns die beispiellose, samoanische Gastfreundschaft schätzen und rühmen. Am luftigen Strande, unter schwankenden Palmenkronen und im grünen Dickicht der benachbarten Täler gebettet, finden wir die freundlichen, peinlich sauberen Dörfer der Eingeborenen. Wohlgepflegte Pfade führen zu den malerisch verstreuten Hütten. Am Malae, dem Versammlungsplatze, erhebt sich das Fale tele, das Beratungshaus. Als hochwillkommene Ehrengäste treten wir ein. Auf etwa einem Dutzend niedriger, vom festen Holze des Brotfruchtbaums gefertigter Pfosten erhebt sich das schwere, kuppelähnlich gewölbte, aus einem kunstvollen Holzgerüst bestehende und mit Sumpfgras oder Zuckerrohr gedeckte Dach. Eigentliche Hauswände fehlen, so daß die kühlende Brise von allen Seiten Einlaß findet; nur nachts werden aus Kokoswedeln geflochtene Jalusien niedergelassen. Der mit feinen Kieseln gepflasterte Fußboden ist mit sorgfältig geflochtenen Matten bedeckt.

Man begrüßt uns durch Handschlag, umwindet unseren Nacken mit Blütenkränzen, reicht jedem den Ili, den aus Blattstreifen und Bast geflochtenen Fächer. Wir lassen uns nieder, mit gekreuzten Beinen, einen der Hauspfosten als Rückenlehne benutzend. Die Bereitung der Kawa beginnt, des aus dem Wurzelstock einer Pfefferstaude hergestellten, erfrischenden Nationalgetränks. Junge Mädchen, an ihrer Spitze die Taupou, die Dorfjungfrau, tragen die flache,



Samoanische Siva=Siva=Tänzer.

runde, aus einem einzigen Holzstück geschnitzte, mit zahlreichen Füßen versehene Tanoa, die Kawabowle, herbei. Streng nach der Rangordnung der Gäste wird dann der aus einer fein-polierten, halben Kokosschale gefertigte Kawabecher gereicht.

Indessen ward draußen das festliche Mahl bereitet. Auf Matten ausgebreitet sehen wir die landesüblichen Lieblingsgerichte im reichen Überfluß, Tauben, Hühner, Fische, Krustentiere, gewaltige Taroknollen, Kokosnüsse und als Glanzstück ein ganzes Schwein, das, mit würzigen Kräutern gefüllt und in Bananenblätter gehüllt, zwischen glühenden Steinen in einer Erdgrube gedämpft wurde und, wie alle samoanischen Gerichte, kalt genossen wird. Mit geschickten Fingern zerteilt die liebliche Taupou die Stücke und reicht uns mit freundlichem Lächeln die leckersten Bissen, uns eine willkommene Hilfe, denn Eßgerät kennt man dort nicht.

Nach Beendigung des Mahls folgt wohl die feierliche Darbietung von Gastgeschenken. Zum Schluß erfreut den Besucher die Siva Siva, der in Gruppen ausgeführte Sitztanz, bei dem zum Gesange der Dorfschaft von festlich geschmückten Tänzern in rhythmisch ausdrucksvollen Bewegungen Vorgänge des Samoalebens pantomimisch zur Darstellung gebracht werden. So lernte ich das Südseeleben noch kennen, aber so wird es in Zukunft nun nicht mehr sein. Wenn je ein Volk Europas befähigt war, den vollen Zauber der fremdartigen und doch so überaus reizvollen und anmutigen Südseewelt auf sich wirken zu lassen, ihn voll in sich aufzunehmen und geistig zu verarbeiten, so war es das deutsche. Deutsche Kulturpioniere haben nach Godeffroys Vorgang jenes Inselgebiet wirtschaftlich erschlossen, haben in echt deutschem, hinreißendem Idealismus neben ihrer kolonisatorischen Tätigkeit seine gründliche wissenschaftliche Erforschung als selbstverständliche Ehrenpflicht angesehen, der sie willig und selbstlos hochherzige Opfer gebracht haben. Unvergängliche Schätze wurden so für den Forscher aus jenen überreichen Fundstätten der Erd-, Kultur- und Völkergeschichte gerettet, bevor ihre Spuren von den neuen Eroberern für immer verwischt wurden.

So mag uns feige Räuberhand das nach göttlichem und menschlichem Rechte uns zustehende Südseegebiet entreißen; der deutsche Name wird mit der Erforschung der Südsee für immer verbunden bleiben.

Dokumente zur Zeitgeschichte

Drei Briefe der Kaiserin Alexandra Feodorowna an Kaiser Nikolaus II.

Mitgeteilt und kommentiert von Geh. Rat Professor Schiemann.



Im „New York Globe" und in den „Chicago Daily News" sind, ohne Angabe der Provenienz, drei Briefe der Kaiserin Alexandra an den Zaren veröffentlicht. Der Text ist englisch, wie denn die **Umgangsprache im Zarenhause englisch war, und** die Authentizität nicht zweifelhaft. Aus welchem Ort die Briefe datiert sind, wird nicht angegeben. Der Kaiser lag im Felde, die Kaiserin war in Petersburg und folgte aufmerksam den Ereignissen der äußeren und inneren Politik. Wie groß nach beiden Richtungen ihr Einfluß gewesen ist, tritt zum erstenmal in den Briefen zutage, die hier in getreuer Übersetzung wiedergegeben werden.

Sept. 11. 1915. (Die Daten nach russischem Stil).

Mein Liebling!

Was treiben die Bulgaren, weshalb ist Sazonow solch ein Pfannkuchen? Es scheint mir, daß das Volk sich uns anschließen will und daß nur der Minister und der abscheuliche Ferdinand mobilisieren, um sich den anderen Staaten anzuschließen, Serbien zu zertrümmern und sich gierig auf Griechenland zu stürzen. Befreie Dich von unserem Gesandten in Bukarest, dann werden die Rumänen, wie ich überzeugt bin, sich bewegen lassen, mit uns zu marschieren.

Ist es wahr, daß sie beabsichtigen, Gutschkow und einige andere als Deputation zu Dir zu schicken? Ein kräftiger Eisenbahnunfall, bei welchem er allein zu leiden hätte, wäre eine wirkliche Strafe Gottes und wohlverdient. Sie gehen zu weit, und der törichte Schtscherbatow hat nichts dadurch gewonnen, daß Teile von dem, was sie gesagt haben, beseitigt wurden — das ist gewiß eine schändliche Regierung, die nicht mit, sondern gegen ihren Führer arbeitet.

Die Geschichte mit Warnawa geht zu weit — er kam nicht wieder in den Synod, weil er nicht anhören will, wie man Deine Befehle verspottet, der Metropolit nennt Dein Telegramm ein törichtes Telegramm — eine solche Unverschämtheit ist nicht zu ertragen. Du solltest Deinen Besen in Bewegung setzen und all den Schmutz auskehren, der sich im Synod aufgehäuft hat. All dieser Lärm über Warnawa ist nur bestimmt, die Namen unserer Freunde vor die Duma zu schleppen. Als Samarin diese Stellung übernahm, sagte er seiner Clique in Moskau, er nehme sie nur, weil er beabsichtige, Grigory loszuwerden, und er werde alles, was in seiner Macht liege, tun, um Erfolg zu haben. In der Duma hat einer gewettet, sie würden verhindern, daß Du ins Feld ziehst. Du bist aber hingegangen. Sie sagten: Niemand dürfe die Duma schließen. Du hast es getan. Jetzt haben sie gewettet, Du könntest Samarin nicht wegschicken, aber Du wirst es tun. Du bist das Haupt und der Schutzherr der Kirche, und er versucht, Dich in den Augen der Kirche zu unterminieren. Nochmals, mein Liebling, räume auf mit ihm und dazu mit Schtscherbatow. Er hat heute ein Zirkular an alle Zeitungen ausgehen lassen, sie dürften alles, was sie wollen, gegen die Regierung drucken (gegen Deine Regierung) — wie darf er das wagen? Aber sie tun alles in versteckter Weise, des sous-entendus — und er treibt ein treuloses Spiel. Ich bitte, setze Chwostow an seine Stelle. Als die Duma in einer privaten Sitzung geschlossen wurde, sagten sie Schmutziges über Grigory, Ania und ihren armen Vater — es ist so ekelhaft. Ist das Ergebenheit, frage ich Dich? Zeige Deine Faust, bestrafe sie, sei ihr Herr und Meister, Du bist der Autokrat, und das dürfen sie nicht vergessen, wenn sie es tun wie jetzt, dann wehe ihnen.

Stets die Deine
Alice.

Sept. 12. 1915.

Mein Liebling!

Wie wünschte ich, daß die Zeit käme, Dir einfache hübsche Briefe zu schreiben, statt beunruhigender. Aber die Dinge gehen keineswegs wie sie sollten, und der alte Mann (Goremykin), der gestern abend zu mir kam, war sehr müde. Er sehnt sich danach, daß Du bald kommst, wenn auch nur auf drei Tage, damit Du alles siehst und die Veränderungen vornimmst. Er findet, daß es mehr als schwer ist, mit Ministern zu arbeiten, die Opposition machen. Die Dinge müssen klargestellt werden: entweder er geht, oder er bleibt und die Minister gehen, was natürlich das beste wäre.

Schtscherbatow hat Dich belogen, wenn er sagte, man wolle nicht drucken, was in Moskau gesagt sei, sie fahren fort, alles mögliche zu schreiben. Ich bin sehr froh, daß Du Dich geweigert hast, diese Geschöpfe zu empfangen. Sie wagen nicht das Wort Konstitution auszusprechen, aber sie schleichen darum herum — gewiß, es wäre das Verderben Rußlands und gegen Deinen Krönungseid,' so scheint es mir, denn Du bist, Gott sei Dank, Autokrat. Die (Minister-) Wechsel müssen erfolgen, ich kann nicht begreifen, weshalb der alte Mann gegen Chwostow ist. Ich habe aber dem alten Mann erklärt, daß wir einen entschlossenen Charakter brauchen, einen, der nicht furchtsam ist. Er bat mich, Warnawa wissen zu lassen, daß er nicht im Synod erscheinen, sondern sagen soll, daß er krank sei — das wäre das beste, da die Zeitungen wütend sind, daß er nicht kommen will. Aber er hat ihnen alle Rede und Antwort gegeben. — Den großen . . . .

Der alte Mann hat eine Ministersitzung am Sonntag. Er sagt, Sazonow sei kläglich anzusehen, „une poule mouillée" — was ist mit ihm geschehen? Er teilt Goremykin gar nichts mit, der doch wissen muß was vorgeht. Die Minister sind, wie er sagt, niederträchtig, und Kriwoschein fährt fort, hinterlistig zu wirken — alles ist so süßlich und ungentlemanly; sie bedürfen Deines eisernen Willens, den

Du gewiß zeigen wirst? Du siehst, welche Wirkung es hat, daß Du alles übernommen hast; nun wohl, tue dasselbe hier, d. h. sei entschlossen, tadele sie streng wegen ihres Verhaltens und daß sie Deine Befehle von der Sitzung hier nicht befolgt haben — ich bin mehr als angeekelt von diesen Schurken.

Ist es wahr, daß wir wieder nur 200 Werst von Lemberg sind? Sollten wir so rasch vorstürmen und nicht herumkommen und die Deutschen zerschmettern? Wie steht es mit Bulgarien? Sie in unserer Flanke zu haben, wäre mehr als abscheulich, aber sie haben gewiß Ferdinand erkauft.

Mackensen ist nicht der, den wir kennen. In Irkutsk ist ein Fürst Bentheim (eine Art Verwandter von Marie Erbach). Ernie fragt im Namen von Max, ob es irgend möglich sei, ihn auszutauschen — er scheint der letzte seiner Familie zu sein — vielleicht würde man einen der Unsrigen zum Austausch zurückgeben. Ich werde Rostowzew dasselbe wissen lassen. Ich bezweifle, ob es möglich sein wird, wenn er nicht sein Ehrenwort gibt, nicht mehr gegen die Alliierten zu kämpfen. Wegen des Gas ist Ernie auch angeekelt. Aber er sagt, daß, als er Anfang September vorigen Jahres bei Reims war, die Engländer dort Gas anwandten — und daß, da die deutsche chemische Industrie besser ist, sie schädlicheres Gas machte.

Stets Dein sehr altes Frauchen.

Sept. 15. 1915.

Mein teuerer Liebling!

Heute wurden von den Zeitungen die Schiffsverluste gebracht, und nun verstehe ich alles. Wie gut haben schließlich die Franzosen und Engländer begonnen und mit Erfolg, mögen sie so fortfahren — es ist, wie sie im September versprachen. Ania grüßt Dich. Man sagt, daß Theo Nired den Dienst aufgegeben hat, um Nikolaicha zu folgen. Ich finde, daß er eine zu große Suite von Adjutanten mitnimmt und Orlow — es ist nicht gut, mit so großem Hof und Clique zu kommen, und ich fürchte sehr, daß sie versuchen werden, Unheil zu stiften. Gott gebe nur, daß sich nichts im Kaukasus ereignet und daß das Volk Dir seine Ergebenheit zeigt, und dulde nicht, daß eine große Rolle gespielt wird. Ich fürchte Miliza und ihre Leichtfertigkeit, aber Gott wird vor Unheil schützen.

Ich bin in Sorge, was mit den Ministern sein wird, jetzt kannst Du sie nicht beseitigen, da sie nun einmal hinkommen und es so wesentlich ist, nur mußt Du vor allem nach anderen ausschauen. Ich bitte, denke an Chwostow. Du weißt, daß mein Komitee von der Regierung große Summen für die Gefangenen verlangen wird — das ist sehr notwendig, sonst werden schlechte Elemente davon vorteilen und sagen, daß wir nicht an sie denken, daß sie vergessen sind — viel Schlimmes kann ihnen eingeflößt werden, denn unter unseren Gefangenen gibt es gewiß viele schändliche rote Geschöpfe.

Für immer Dein altes Frauchen.

Diese Briefe bedürfen eines Kommentars. Unter dem Einfluß des vielgenannten mystischen Mönches Rasputin, dessen zynische Sittenlosigkeit bekannter ist als die Tatsache, daß er ein Mann von großem praktischen Verstande war, hatte Nikolaus II. sich Anfang September 1915 entschlossen, das Oberkommando der russischen Heere selbst zu übernehmen und den bisherigen Oberbefehlshaber, den Großfürsten Nikolai Nikolaijewitsch, dessen Einfluß gefährlich zu werden begann, auf ein Kommando im Kaukasus zu beschränken. Da der Zar nunmehr selbst ins Feld zog, der energische Druck, den Nikolai Nikolaijewitsch auch in allen Fragen innerer Politik ausgeübt hatte, beseitigt war, schöpfte die liberale Opposition der Duma, die der Zar vor seiner Abreise vertagt hatte, aus dieser Lage die Hoffnung, daß es möglich sein werde, Nikolaus II. zu Zugeständnissen in Verfassungsfragen zu bewegen. Eine Deputation, an deren Spitze Gutschkow stand, wurde beauftragt, diese Wünsche dem Zaren vorzutragen. Man hoffte, daß er sich bereitfinden werde, eine Regierung zu berufen, die das Vertrauen des Landes besitze. Die Kaiserin, die an dem alten Ministerpräsidenten Goremykin keine rechte Stütze hatte und den Minister des Innern, Schtscherbatow, als unzuverlässig haßte, setzte ihren Einfluß ein, um den Empfang dieser Deputation zu verhindern und den Zaren zu einer Umbildung des Ministeriums zu bewegen, wobei ihr der ganz reaktionäre Generalgouverneur von Nischny Nowgorod, Chwostow, als die geeignete Persönlichkeit erscheint. Ihr wesentliches Ziel dabei ist, unter allen Umständen die Stellung Grigory Rasputins und seiner Anhänger zu beschützen. Zu letzteren gehört der Bischof Varnawa, gegen dessen Eintritt in den heiligen Synod der liberal gesinnte Oberprokureur Samarin agitierte, den aber die Zarin und ihre einflußreiche Freundin Anna Wybarowa, die Tochter des Oberhofmeisters Tanejew, unterstützte. Figuren in diesem Intrigenspiel sind außerdem der Landwirtschaftsminister Kriwoschein und die Großfürstin Miliza, die als das Haupt der montenegrinischen Partei eine große Rolle spielte.

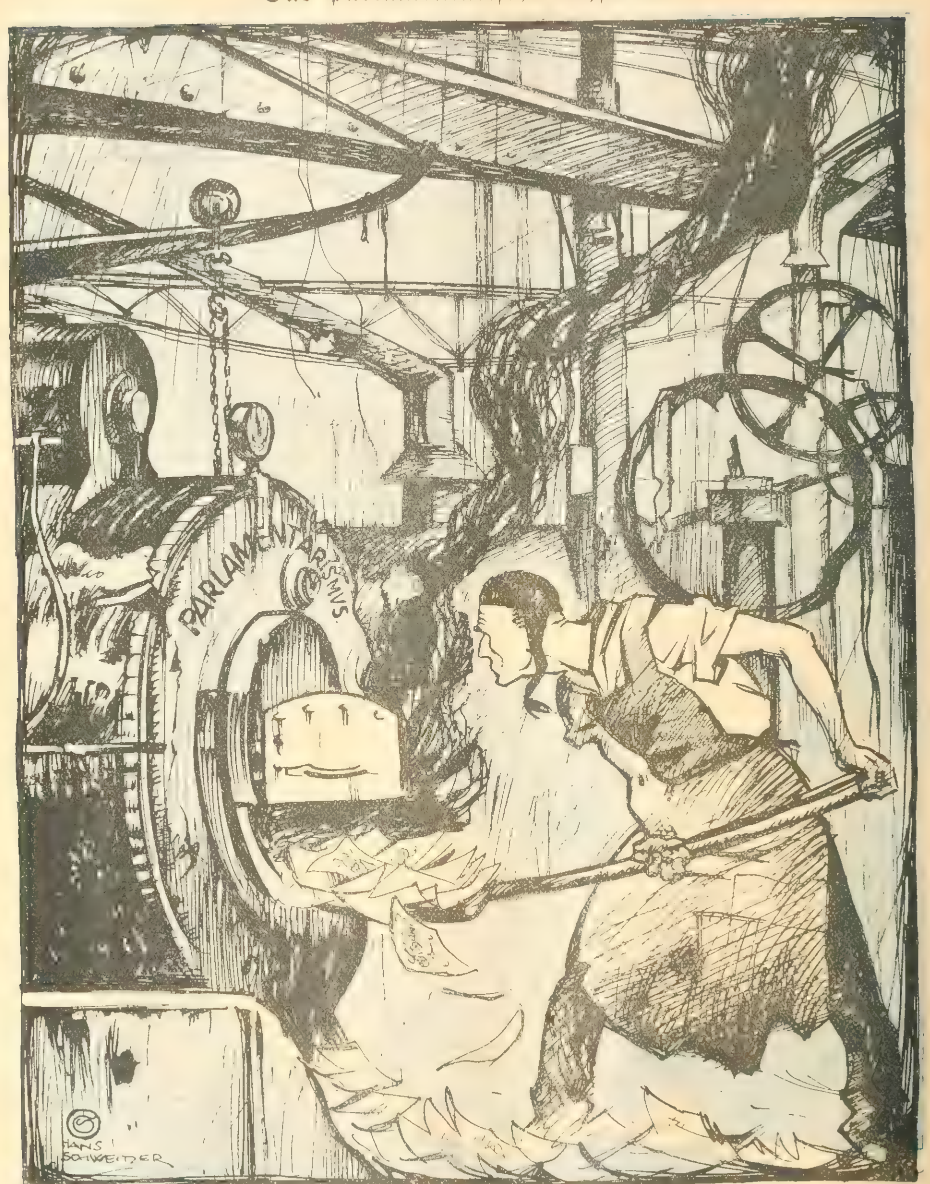
Es ist nun interessant, aus den Briefen der Kaiserin zu sehen, mit welchen Mitteln sie bemüht ist, den Zaren für ihre Absichten zu gewinnen. Sie arbeitet mit der Fiktion, daß er ein Mann von eisernem Willen sei, und setzt damit auch schließlich durch, was sie erreichen wollte. Gutschkow und seine Deputation wurden von Nikolai nicht empfangen. Chwostow wurde Nachfolger von Schtscherbatow, und Samarin mußte als Oberprokureur zurücktreten, während Rasputin und Varnawa sich behaupteten. Das waren lauter Siege der Zarin, aber es waren, wie der weitere Verlauf zeigte, Scheinerfolge, welche die schon damals sich vorbereitende Revolution hinausschieben, aber nicht aufhalten konnten. Die Männer, die nunmehr an der Spitze der Regierung das absolutistische Programm der Zarin vertraten: Goremykin, Chwostow, Sasonow, Trepow usw., haben ebensowenig wie die letzte absolutistische Ministergarnitur des März 1917 das Verderben abzuwenden vermocht, an dem das Zarenhaus in so entsetzlicher Weise zugrunde gegangen ist.

Vom 1. Juli ab wird das „20. Jahrhundert“ als Halbmonatsschrift mit erweitertem redaktionellen Teil geheftet erscheinen. Der Preis der Nummer wird M. 1 — betragen.
Verlag August Scherl G. m. b. H.

Das Inhaltsverzeichnis der bis zum Halbjahresschluß erschienenen Nummern des „20. Jahrhunderts“ steht unseren Lesern auf Verlangen zur Verfügung.

Deutsche Karikaturen

Das parlamentarische System.



Eure Maschine ist zu ramponiert, und werft in den Kessel
Berge von Noten ihr auch, nie kommt sie wieder in Ganz.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW · Verantwortlich für die Redaktion: Dr. G. Mahnke, Berlin-Friedenau.



Nummer 27 | 3. Juli 1920 | 2. Jahrgang

Hamlet-Fehrenbach.

„Die Zeit ist aus den Fugen. Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam.“

Ein Fortschritt.

Von Dr. C. Mühling.



Die Frage, ob die Wahlen am 6. Juni 1920 uns eine bessere Regierung beschert haben, als die vom 19. Januar 1919, kann rückhaltlos bejaht werden, wenn die Taten, in denen sich das Programm des Ministeriums Fehrenbach nun alsbald verwirklichen muß, den Worten entsprechen, mit denen es angekündigt wurde. Das Kabinett, das sich am Jahrestage der Unterzeichnung des Friedensvertrages von Versailles dem neugewählten Reichstag vorstellte, bedeutet also ohne Zweifel einen Fortschritt.

Die Erklärung, die der Reichskanzler abgab, unterschied sich schon dadurch vorteilhaft von allen anderen programmatischen Erklärungen, die vor der ruhmlos verstorbenen Nationalversammlung abgegeben worden sind, daß sie kein Wort des Tadels gegen das System, das durch die Revolution gestürzt worden ist, und gegen die Parteien enthält, die seine Träger waren. Sowohl Scheidemann als auch Bauer und Müller haben die Anklagen gegen die Monarchie, gegen den Militarismus, gegen unsere großen Feldherren, gegen Schöpfungen, die Millionen von Deutschen ewig heilig bleiben werden, geradezu zum Mittelpunkt ihrer Programme gemacht. Daß Herr Fehrenbach, der als Präsident der Nationalversammlung sich nicht immer solcher Anklagen enthalten hat, sie diesmal unterdrückte, ist ohne Zweifel dem Eintritt der Deutschen Volkspartei in die Regierung zu verdanken, für deren Mitwirkung an der Leitung des Staates die Vermeidung jeder Verunglimpfung unserer großen Vergangenheit eine unerläßliche Bedingung war. Nur wenn diese Bedingung erfüllt war, konnte die Versicherung, mit der der Reichskanzler seine Rede schloß, die Versicherung, daß die Regierung seines Ministeriums eine Regierung der Versöhnung sein werde, den gewollten Eindruck machen. Die drei Ministerien sozialistischer Observanz, die dem Ministerium Fehrenbach vorausgegangen sind, waren keine Regierungen der Versöhnung, sondern haben mit Absicht die Gegensätze der Parteien vergiftet. Der Geist der Versöhnung aber, zu dem sich das neue Ministerium bekannt hat, hätte als Ergänzung zu dem Verzicht auf Anklagen in der programmatischen Erklärung erfordert, daß der zur Untersuchung der Schuld am Kriege eingesetzte Ausschuß, der mit der Nationalversammlung, seiner Mutter, verschwunden ist, nie mehr lebendig würde.

Es war gar nicht zu vermeiden, daß auf das Programm der Regierung das große Ereignis, das wir erwarten, die Zusammenkunft in Spa, seine Schatten vorauswerfen mußte. Darum durfte dieses Programm zum mindesten kein Wort enthalten, das die furchtbar schwere Aufgabe, die unserer Unterhändler harrt, noch erschweren konnte. Und diese Forderung hat die Erklärung des Reichskanzlers erfüllt. Ich glaube, daß die Aufrichtigkeit des Bekenntnisses zur Notwendigkeit der Erfüllung des Friedensvertrages bis zu den Grenzen der Möglichkeit, und der Eindruck, den diese Bekanntmachung im Reichstag machte, und von dem die Vertreter der Ententeblätter, die der Sitzung beiwohnten, ihren Lesern hoffentlich ein zutreffendes Bild entwerfen werden, eine geeignete Einleitung zu den mündlichen Darlegungen sein wird, mit denen wir in Spa auf den auch in den letzten Noten der Entente wieder erhobenen Vorwurf der Sabotage des Friedensvertrages unter Aufstellung unwiderleglicher Beweise antworten werden.

Ich habe in meinem vorigen Artikel in dieser Zeitschrift die Frage erörtert, ob man in Deutschland Parteipolitik oder Programmpolitik treiben solle, und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß es bei der Zerklüftung unserer Parteien unmöglich sei, im parlamentarischen System ein Parteiprogramm zum Regierungsprogramm zu machen, daß vielmehr ein Verzicht nicht etwa auf nebensächliche, sondern auf sehr wesentliche Forderungen der Parteien notwendig sei, um die Mehrheit des Reichstags für irgendein Programm zu gewinnen. Daß dieser Gedanke richtig ist, hat das Programm der Regierung und die Aufnahme, die es gefunden hat, bewiesen. Es steht fest, daß ein etwa von der Unabhängigen Sozialdemokratie beantragtes Mißtrauensvotum gegen die Stimmen der Antragsteller abgelehnt werden, daß aber ein rückhaltloses Vertrauensvotum, wenn es verlangt werden sollte, zum mindesten keine große Mehrheit finden würde. Denn das Programm des Ministeriums Fehrenbach ist zwar so beschaffen, daß sein positiver Inhalt von der großen Mehrheit des Reichstages gebilligt werden kann, aber doch nur deshalb, weil das, was die Parteien trennt — und darunter befinden sich wie gesagt sehr viele ihrer wesentlichen Forderungen —, in ihm ignoriert ist. Aber auch der positive Inhalt des Programms kann die Zustimmung der Mehrheitssozialisten und der Deutschnationalen Partei — ihre beiden Redner haben daran keinen Zweifel gelassen — nur deshalb finden, weil es nur seine Ziele verkündet, aber mit wenigen Ausnahmen, die Mittel, durch die diese Ziele erreicht werden sollen, verschweigt. Bei der Notlage Deutschlands aber bestehen über die Ziele zwischen allen Parteien, die sich auf den Boden der Verfassung gestellt haben — und das haben, außer den Unabhängigen, alle getan —, nur sehr geringe Meinungsverschiedenheiten. Die beginnen erst gefährlich zu werden, wenn die Mittel zu ihrer Verwirklichung zur Erörterung stehen. Wenn Herr Fehrenbach, wie ihm von der „Vossischen Zeitung" geraten worden ist, sein Programm nicht nur ganz allgemein dargelegt, sondern, wie das sein italienischer Kollege getan hat, durch eine Reihe von fertiggestellten Gesetzentwürfen in Fleisch und Blut verwandelt hätte, so würde es sofort den lebhaftesten Widerspruch gefunden haben, und seine Tage wären gezählt gewesen. Darum konnte er dem Beispiel Giolittis nicht folgen, denn es überragt im gegenwärtigen Augenblicke eine große Aufgabe alle anderen, das ist die Aufgabe, die Verhandlungen in Spa zu einem Ergebnis zu führen, das uns das Weiterleben möglich macht. Diese Aufgabe muß vor allen anderen gelöst werden, denn das Wort „navigare necesse est, vivere non necesse" ist ein fanatisches, kein politisches Wort. Man muß leben, bevor man irgendein Programm erfüllen kann. Und darum kann ich die Erklärung vom 28. Juni nicht tadeln, weil sie jedes Wort vermied, was trennen konnte, und jedes Wort doppelt unterstrich, was versöhnen konnte. Diese Farblosigkeit war das unumgängliche Gebot der Stunde. —

Herr Fehrenbach ist kein eiserner Kanzler, der voll Schaffensfreude und Tatendrang an sein schweres Werk geht. Ich glaube ihm gern, daß er sich als „Opfer seiner vaterländischen Pflicht" betrachtet, und die Versicherung, daß er die Stunde als eine glückliche preisen würde, in der er sein Amt in die Hände eines bedeutenden Mannes mit gewichtigem Namen und anerkanntem Ansehen legen könnte, klang fast wie ein Schrei nach Befreiung von einer ihm viel zu schweren Bürde. Es geht ihm wie Hamlet, und der Spruch auf dem Titelbilde dieser Zeitschrift könnte wirklich als Motto über seiner Rede stehen.

Hoffentlich wird das seine Bescheidenheit ehrende Bewußtsein, daß er die Regierung nur „en faute d'un meilleur" übernommen habe, der heiligen Sache, die er zu vertreten hat, nichts schaden.

Meine Zuversicht.

Von H. Katsch.



Vielleicht wird einmal ein Physiologe oder Pathologe im menschlichen Auge ein Organ entdecken, das auf unser Sehen in ähnlicher Weise einwirkt wie ein Farbfilter auf die photographische Platte, ein Organ, das einem Auge die Möglichkeit nimmt, Erhabenes, Schönes, Gutes wahrzunehmen, sondern nur Niedriges, Häßliches, Schlechtes bis an die Netzhaut führt, während es anderen Augen gestattet, beides, Garstiges und Gutes, in dem tatsächlich vorhandenen richtigen Verhältnis zu erblicken. Wenn ich nach Schluß des Krieges las, was alles an Kleinlichem, Erbärmlichem, Jämmerlichem der Krieg bei uns ans Tageslicht gebracht habe, wie Feigheit bei Offizieren und Mannschaften, Drückebergerei, Unfähigkeit der Führer, allgemeine Verkommenheit, Schlemmen auf Kosten Darbender, kurz der gemeinste Eigennutz überall beobachtet werden konnte, so mußte ich oft denken: Wenn die Leute recht hätten, die so schrieben und sprachen, wäre der Riesenkampf der vier Jahre gegen die Unzahl unserer Feinde völlig unfaßbar. Denn man vergesse nie das eine Bild, wie der deutsche Riese mit einer Hand und einem Arme England, Frankreich, Amerika mit ihren unzähligen überseeischen Hilfsscharen von der deutschen Heimat fernhielt — wie er mit der anderen Hand und dem zweiten Arme das große Rußland besiegen — mit einzelnen Fingern Serbien, Rumänien, Italien niederwerfen und seinen drei schwachen Bundesgenossen zu Hilfe kommen mußte! Nicht nur seiner urgesunden, auf kraftvollster Höhe stehenden physischen Kraft, sondern in viel höherem Grade seiner sittlichen Stärke, seinen seelischen Kräften verdankt Deutschland den unsterblichen Ruhm dieses gigantischen Vollbringens! Aus einzelnen kleinen Erlebnissen setzt sich für mich die Erkenntnis von der seelischen Verfassung unseres Volkes zusammen, die ihm ermöglichte, das grenzenlose Schwere des langen Ringens zu überwinden, und aus der Fülle meiner Beobachtungen möchte ich dem Leser einiges mitteilen, damit er teilhaftig werde der Zuversicht, die mich erfüllt, wenn ich in dieser schweren Zeit ungebeugt an die Größe des deutschen Volkes glaube.

Von dem Augenblick an, wo es mir erlaubt war, die Front selbst aufzusuchen und die Berichterstattung nach eigenem Ermessen zu gestalten, habe ich mich bemüht, diese Gelegenheit, mit allen Schichten des Volkes in Waffen in Berührung zu kommen, voll auszunützen. Aus meinem ursprünglichen Beruf als Maler hatte ich eine gewisse Leichtigkeit, mit Bauer und Handwerker, mit dem einfachen Manne zu plaudern und sein Vertrauen zu gewinnen, denn den Maler führte der Weg des Studiums gleichermaßen in Hütte und Palast und in Nord und Süd unseres Vaterlandes.

Auf meiner ersten selbständigen Frontfahrt kam ich Anfang Dezember 1914 in den berüchtigten Blinddarm von Nouvron, berüchtigt deshalb, weil die Franzosen von den Höhen von Vregny aus die Stellung rückwärts einsahen, bis der Marschall Vorwärts des Westens, Exz. v. Kluck, gegen Mitte Januar 1915 durch einen sehr geschickten Angriff die Sache änderte. Unser Frontstück hier war dem Feinde sehr unbequem, und er suchte durch ununterbrochene Angriffe die Verteidiger zu erschüttern. Es war die Zeit des größten Munitionsmangels bei uns; selbst bei starken Angriffen bestand ein Verbot zu schießen, außer bei voraussichtlich unzweifelhaftem Erfolge. Ich erlebte das selber bei einem der wütenden Feuerüberfälle, wie ein Mann, der einen Schuß abgegeben hatte, zur Rede gestellt wurde und über Ziel und sein „Abkommen" Auskunft geben mußte wie auf dem Schießstand. Aber nicht die Gelassenheit der Leute, die still am Gewehr standen und schon geraume Zeit die ununterbrochene Bereitschaft und Gefahr unerschütterlich ertrugen, war das, was ich als stärksten Eindruck mitbrachte. Als das Feuer abgeflaut war und ich mich den einzelnen Leuten zuwenden konnte, fielen mir ein paar sehr Blasse unter der Mannschaft auf. Ich fragte, ob sie schon verwundet gewesen seien und aus einem Lazarett kämen, denn die anderen waren von Luft und Sonne gerötet oder gebräunt. „Das sind Bergleute," sagte einer, der dabei stand, „die verbrennen nicht so wie wir." Natürlich fragte ich den Blassen nun, wie es ihm denn eigentlich vorkomme, jetzt den ganzen Tag unter freiem Himmel anstatt tief unter der Erde, in frischer Luft statt in Kohlenstaub und bei Tageslicht anstatt bei einer trübbrennenden Lampe zu leben? — Er schwieg einige Augenblicke, dann sagte er wörtlich: „Daran habe ich noch gar nicht gedacht; ich muß bloß immer denken, daß sie jetzt, wo wir alle eingezogen sind, lauter Polacken in unsere Grube einstellen werden; und die werden uns unsere ganze schöne Arbeit versauen!"

Begreift man, welche Überraschung, aber auch welche tiefe Freude mir diese Antwort bereitete? Ich sah hier etwas lebendig, das man aus der Welt verschwunden glaubte, was viele sicher für unwiderbringlich vergangen hielten: die Anhänglichkeit, die Freude am Werk! — Es ist ja das trostlose und traurige Verhängnis der seit Jahrzehnten betriebenen sozialpolitischen Verhetzung, daß dem Armen und Bedrückten mit der Verkündigung der Lehre von der alleinseligmachenden Besserung seiner materiellen Lage der innere Reichtum, Liebe und Anhänglichkeit an irgend etwas, an Familie, Vaterland, Religion, an was es sei, genommen wurde, das einzige Gegengewicht gegen Bedrücktheit und Armut, und daß nichts bis heute das Gewicht auf der Wagschale ersetzen konnte. Und doch noch Anhänglichkeit an das Werk! Liebe zur Arbeit seiner Hände! Höhnender Spott erblickt in dieser Liebe ein schlau zu benützendes Mittel zur Knechtung, zur Erreichung höherer Leistung — er sieht aber nicht die Verödung und Verarmung der Seele der Ärmsten, die erst durch Weghöhnen ihres besseren Empfindens zu einer wirklich trostlosen Existenz geführt werden. Der schlichte Bergmann aus dem Blinddarm von Nouvron soll mir immer ein Zeuge sein, daß der innere Reichtum von unserem Volke noch nicht genommen werden konnte, trotz aller Kräfte, die daran arbeiten, ihn zu zerstören, daß er eine Eigenschaft unseres Volkes ist, und Eigenschaften sind unausrottbar. Die Zinsen des inneren Reichtums schlagen sich aber immer wieder zum Kapital und mehren ihn, während was heute das Glück bringen soll, beständige Mehrung politischer Rechte und Lohnsteigerung, bloß die Begehrlichkeit steigert, denn der Hunger nach Glück wird durch diese Dinge nicht gestillt, heute, wo vor jeder Leistung gefragt wird: Was bekomme ich dafür? Ja — so weit kam es, daß Truppen eine Treuprämie erhielten! Hat man nicht das Gefühl, ein Bad nehmen zu müssen, wenn dies Wort an unser Ohr rührt? Da will ich doch einmal von der selbstlosen Treue erzählen, der Treue, die stark war, auch wo der Mann nicht beobachtet, nicht kontrolliert, nicht belobt und nicht ausgezeichnet werden konnte; einer Treue, die ihren Lohn in dem Bewußtsein fand, lebendig gewesen zu sein!

Solche schlichte Helden der Treue waren z. B. die Getränke- und Essenholer. Wer im Graben stand, hatte rechts und links Kameraden, die ihm Beispiel und Anfeuerung waren, da wird die Pflicht gestützt durch das Beispiel, das Kraftgefühl der Anzahl und die gegenseitige Hilfe. Aber richten wir einmal den Blick während eines Großkampftages etwas hinter den Graben. Da schleicht im Finstern, das nur durch Leuchtkugeln und die einschlagenden Granaten erleuchtet wird, durch das unwegsame Gelände und das erbarmungslose Sperrfeuer ein Mann nach hinten, um Kaffee für die Kämpfer zu holen, denn der Durst, gesteigert durch die Erregung des Kampfes, ist das Unerträglichste. Er schleicht, kriecht, watet, stolpert, stürzt; um ihn herum allüberall tut sich die verschlammte, zerwühlte Erde auf, ein wogendes Meer von Dreckschollen, das Krachen der Granaten betäubt die Sinne — aber es läßt ihm keine Ruhe, die Kameraden dürsten! Mit der Technik der Erfahrung sucht er der sichersten Gefahr zu entrinnen, merkt sich, wo gruppenweise Geschosse einschlagen, sucht die Lücken und die kurzen Feuerpausen durch raschere Bewegung auszunutzen, liegt dann wieder Minuten still, eng an den Rand eines tiefen schlammigen Trichters gedrückt, dann arbeitet er sich weiter. Oft brauchte ein gewissenhafter rüstiger Mann mehrere Stunden, um auf die Art ein oder zwei Kilometer zurückzulegen. Und dann mußte er denselben Höllenweg zurück machen, denn die Kameraden harrten sehnsüchtig auf sein Eintreffen! Durch das Sperrfeuer, das ja gerade die Annäherung an die Front zur Unmöglichkeit machen sollte. Und jetzt hatte er es noch schwerer, die große, verschraubte, mit

Kaffee gefüllte Kanne auf dem Rücken, zwei Sandsäcke mit Brot und „Fettigkeiten" gefüllt um den Nacken gehängt, die auf der Brust lasten, machten jede hurtige Bewegung, jedes rasche Hinwerfen unmöglich. Dann spürt er das heiße Getränk an sich herabrinnen, ein Sprengstück hat die Kanne durchschlagen! Zurück, noch einmal frische Füllung holen! Die Kameraden verdursten! Noch einmal im Sperrfeuer! — Ja, wenn sich so ein Einsamer in tiefer Nacht in einem Trichter bergen wollte, um sein eigenes Leben zu schonen, kein anderer als bloß sein Gewissen hätte ihn angeklagt! Und er wußte, daß, wenn es ihn selbst traf, wenn er zusammensank, niemand ihn gefunden hätte, daß er in der trostlosen Schlammwüste langsam verbluten und seinen Tod finden würde, ohne jeden Zeugen. Nun könnte einer denken, ja, das sind eben robuste Leute gewesen mit Nerven wie Stahlseilen, die konnten so etwas aushalten. Darauf möchte ich mit folgendem Vorgang antworten, den uns ein Feldgeistlicher berichtete. Eine aus der Front abgelöste Truppe trifft zu kurzer Rast in einem der zerstörten Dörfchen hinter der Front ein. Aus der Mannschaft löst sich einer, tritt, wie er da ist voll Dreck und Lehm, mit Gewehr und Gepäck in die kleine notdürftig geflickte Kirche und geht zum Beichtstuhl. Er bittet den Geistlichen um Absolution. Kaffee hatte er holen sollen während des letzten schweren Kampfes, und als er das zweite Mal in das fürchterliche Sperrfeuer kommt, wird ihm das Herz etwas schwach, er legt sich in einen Granattrichter und ringt mit sich, ob er weitergehen soll oder nicht. „Dabei muß ich mich wohl etwas versäumt haben, das ist meine Sünde, denn als ich endlich wieder im Graben bin, hörte ich, daß zwei Kameraden, von wahnsinnigem Durst gepeinigt, versucht hatten, mit dem Kochgeschirr aus einem vollgelaufenen Trichter vor dem Graben Wasser zu schöpfen. Beide waren durch Kopfschuß gefallen. Vielleicht, wenn ich nicht ausgeruht hätte" — der Mann konnte nicht weiter sprechen. Nun — dies zarte, feine Gewissen, das wir hier im Kampfe sehen mit einem in dieser grausigen Hölle doch so verständlichen Erhaltungstriebe und in dem doch die kameradschaftliche Treue siegte — ist das nicht ein herrliches Beispiel dafür, daß die Tugenden, die unser Volk selbst immer als die größte ansah, noch nicht von ihm gewichen sind?

So könnte ich, wenn es der Raum gestattete, stundenlang weitererzählen, von den Flickern, von den Munitionskolonnen, denen auch kein Heldenlied erklingt, von allen denen, die ohne andere Kontrolle als die ihres Gewissens Treue den Kameraden bewahrten bis zum bittersten Tode.

Und heute? — Einem Granattrichter gleicht unser Land. In die üppige Wiese, in das fruchtbare Feld, die kunstvolle Straße fährt ein Ungetüm von Geschoß, bohrt sich tief in den Boden und birst, ein gähnender Abgrund, wo eben noch saftige Weide, reifende Frucht, ein sorgfältiger Bau. Und statt der fruchttragenden Scholle, der lieben schwarzen Erde, liegt zum Lichte gekehrt alles, was an wüstem Abfall fleißige Hände tief in den Schoß der Erde gebettet hatten, faulendes Holz, verrostetes Eisen, zerbrochene Scherben, Konservenbüchsen verbogen, zerbeult, rostend. Und langer Arbeit bedarf es, bis wieder Wiese, Feld und Straße das werden, was sie waren. So hat unser Zusammenbruch alles, was wir an Garstigem in unserem Volke begraben wähnten, mit einem Schlage ans Licht gekehrt, ein widerwärtiger Anblick, zum Verzweifeln! Und lange wird es währen, bis wieder Fleiß, Treue, Redlichkeit — die fruchtbringende Krume unserer Kultur — das scheußliche Bild ablöst. Wie nach Darwin die Tätigkeit des schwachen Tierchens, des Regenwurms, die ungeheure Arbeit der Herstellung einer fruchttragenden Erdschicht leistet, so muß in einer Art Regenwurmarbeit von jedem einzelnen jetzt der Versuch unternommen werden, unser Land wieder aufzubauen. Daß die Kräfte dazu aber in unserem Volke noch leben, daß sie, als Eigenschaften des Volkes, nicht sterben können, das wollte ich mit diesem kleinen Beitrage jedem, der voll Bangen in die Zukunft blickt, zur Gewißheit werden lassen.

Die Zukunft des deutschen Schiffbaues.

Von Geh. Regierungsrat Prof. Flamm-Charlottenburg.



Wer in der heutigen Zeit auf irgendeinem technischen Gebiet die Entwicklung der Zukunft klarlegen will, kommt in die allergrößte Schwierigkeit, weil nichts Greifbares, nichts Festes, nichts einheitlich sich Entwickelndes bis jetzt in unserem Vaterlande zu erblicken ist. Die Revolution und alles, was damit zusammenhängt, hat sämtliche Erwerbsleben zertrümmert und auf eine Stufe der Leistungsunfähigkeit gebracht, wie sie nie für möglich gehalten worden ist.

Daß der deutsche Schiffbau in der Lage ist, die allerbesten und allerersten Bauten auszuführen, hat er in der Vergangenheit bewiesen. Diese Fähigkeit besitzt er auch heute noch, aber sie ist in ihrer Betätigung außerordentlich eingeschränkt durch die traurigen Verhältnisse unseres Landes. Zunächst fehlt unseren Werften alles Rohmaterial. Stahl, Kohle, Metalle, Holz usw. sind vielfach gar nicht oder nur zu ganz übertrieben hohen Preisen zu beschaffen. Es liegt also hier ein Gebiet der eigenften Volkswirtschaft vor, welches entscheidend in den deutschen Schiffbau eingreift. Gelingt es, die deutsche Wirtschaft so zu stärken, daß die Produktion zu annehmbaren Preisen und in genügenden Mengen wieder erreicht wird, dann ist auch für den deutschen Schiffbau eine Zukunft zu erwarten. Treibt aber das deutsche Wirtschaftsleben unter der minderwertigen Führung von unfähigen und ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsenen Partei-Ministern planlos weiter und stolpert aus einem Fehler in den anderen, dann ist auch in absehbarer Zeit ein deutscher Schiffbau nur in sehr beschränktem Maße zu erwarten. Hat doch der Kriegsausschuß der deutschen Reederei im Verein mit dem Kriegsausschuß der deutschen Werften sich gezwungen gesehen, anläßlich des andauernden Exports deutschen Rohmaterials in das Ausland, folgendes Telegramm an den Reichswirtschaftsminister zu senden:

„Die unterzeichneten Ausschüsse haben davon Kenntnis genommen, daß die deutschen Werften zurzeit mit etwa 6000 Tonnen Walzmaterial monatlich beliefert werden, während erstaunlicherweise Eisenwirtschaftsbund Genehmigung erhalten hat, in den Monaten Mai, Juni je 18 500 Tonnen Schiffbaumaterial ins Ausland auszuführen. Wir protestieren auf das nachdrücklichste gegen diese volkswirtschaftlich völlig verfehlte Maßnahme, die nichts anderes bedeutet als eine Verhinderung des Wiederaufbaues der deutschen Handelsflotte und eine ungewöhnliche und dauernde Schädigung der gesamten Wirtschaft. Warum wird Schiffbaubedarf nicht für vordringlich erklärt?"

Hinzu kommt der Umstand, daß die Arbeitslust unter den deutschen Arbeitern zum großen Teil verschwunden ist. Wenn man früher von dem fleißigen Deutschen sprach, so erscheint dieser Ausdruck heute deplaciert. Heute kann man nur von einer Faulheit und Arbeitsunlust reden, die weite Kreise unseres Volkes ergriffen hat. Auch die unglückliche Einführung des Achtstundentages wirkt schädlich und ebenso die Abneigung gegen die Akkordarbeit auch dort, wo nur durch diese ein wirtschaftlicher Erfolg erzielt werden kann. Zwar haben auf den deutschen Werften die Arbeiter sich mit Akkorden wieder einverstanden erklärt, aber die Bedingungen, die an diese Akkorde geknüpft sind, schädigen wegen der in ihnen enthaltenen hohen Forderungen vielfach den Effekt des Akkordes. Hinzu kommt die, wenn auch allmählich etwas abflauende Sucht, bei jeder Gelegenheit zu streiken und dann auch noch die Streiktage bezahlt zu bekommen.

Solange die wirtschaftlichen Grundlagen unseres industriellen Lebens mit derartigen Zuständen zu rechnen haben, wird jeder Aufbau und jede Zukunft irgendeiner Fabrikation unklar und dunkel sein. Gelingt es aber allmählich, auch auf diesen Gebieten unseres Wirtschaftslebens wieder in geordnete Bahnen zu kommen — ein Weg, auf dem Bayern dem ganzen Reich voranschreitet —, dann läßt sich auch von einer Zukunft der deutschen Schiffbau-Industrie sprechen. Diese Zukunft hängt, wenn erst wieder gearbeitet werden kann, von einer Reihe anderer Faktoren gleichfalls

ab, und diese liegen wesentlich auf dem Gebiet der Konstruktion und der richtigen Entscheidung der Reedereien. Für die Konstruktion kommt es im wesentlichen darauf an, die Schiffe so zu entwerfen, daß alle und jede überflüssige Arbeit beim Bau vermieden wird. Nur das Zweckmäßigste hat Existenzberechtigung, und alle Liebhabereien müssen in Fortfall kommen. Auf diesem Gebiet ist noch viel zu schaffen, und es ist erfreulich, feststellen zu können, daß in allen Kreisen der Schiffbautechnik sich das Bestreben erkennen läßt, sowohl die Formen der Fahrzeuge als auch ihren Bau so zu gestalten, daß denkbar größte Ersparnisse sich erzielen lassen. Daß man auf diesem Wege mit gewissen Überlieferungen wird brechen müssen, ist selbstverständlich. Man wird die zum größten Teil veralteten Vorschriften der Klassifikationsgesellschaften zu ändern haben. Vor allem kommt es darauf an, die Schiffe so zu konstruieren, daß möglichst viele Bauteile genau gleich sind, daß die Feuerarbeit nach Möglichkeit vermieden wird, daß die einzelnen Platten der Außenhaut der Decks, der Schotten usw. möglichst einheitlich sowohl in ihrer Nietung als auch in ihren Abmessungen gewählt werden, damit sie bei Verwendung modernster Arbeitsmaschinen gleich in großen Mengen hergestellt und auch aus dem Inlande bezogen werden können. Man kommt dabei auf eine sogenannte „fabrikmäßige Herstellung" von Schiffen, die zwar in Amerika, wie heute bekannt wird, keinen besonderen Erfolg erzielt hat. Wenigstens hat der Großindustrielle Schwab die riesige, auf ein derartiges Fabrizieren zugeschnittene „Hog Island-Werft" als unwirtschaftlich und betriebsunfähig erklärt, sich aber gleichzeitig bereitgefunden, die gewaltige Anlage für einen äußerst geringen Preis in eigene Regie zu übernehmen! Wie weit bei derartigem abfälligen Urteil das Geschäft mitspricht, läßt sich schwer erkennen. Das ist jedenfalls klar, daß eine vernünftige fabrikmäßige Herstellung größerer Serien gleichgestalteter Schiffe zweifellos billiger wird als die individuelle Bauweise der früheren Zeit.

Gerade die ungewöhnlich hohe Entwicklung unseres Werkzeugmaschinenbaues ermöglicht eine derartige Herstellung von Schiffen auch unter Hinzuziehung von geeigneten Eisenbaufirmen des Inlandes. Daß die Reeder sich vor Inbaugabe eines Schiffes genau darüber klar geworden sind, wie der Typ desselben zu wählen ist, liegt auf der Hand, und es ist gar keine Frage, daß unsere hochentwickelte deutsche Reederei bei Inbaugabe von Schiffen schon das Richtige treffen wird.

Noch ein anderer Gesichtspunkt spielt eine große Rolle. Es ist das die Propellerfrage. Leider muß ausgesprochen werden, daß heute noch zahlreiche Schiffe die Meere befahren, deren Propeller-Wirkungsgrad wesentlich verbesserungsfähig ist. Natürlich arbeiten derartige Fahrzeuge mit kolossalem Verlust an Heizmaterial und sonstigen Betriebskosten. Deshalb hat der deutsche Schiffbau in der Zukunft gerade der Ausgestaltung des Propellers die allergrößte Aufmerksamkeit zuzuwenden, und dazu bieten ihm die im Lande vorhandenen Modell-Versuchsanstalten die denkbar besten Möglichkeiten. Es kann heute ausgesprochen werden, daß es sicherlich nicht notwendig ist, irgendein Fahrzeug mit einer Schraube fahren zu lassen, welche einen ungünstigen und niedrigen Wirkungsgrad besitzt und dadurch unverhältnismäßigen Kohlenverbrauch nutzlos verursacht. Heute ist es dem Konstrukteur ohne weiteres möglich, für ein Fahrzeug unter allen Umständen denjenigen Propeller zu konstruieren, der den höchstmöglichen Wirkungsgrad erzielt. Wenn das nicht geschieht, so liegt ein Verschulden der Bauwerft bzw. der Reederei vor. Freilich wird auch in den Maschinenanlagen selbst gespart werden können, und die Bestrebungen mancher Kreise gehen heute dahin, die Kolbenmaschine als überholt zu bezeichnen und an ihre Stelle die hochtourige Dampfturbine mit Zahnradübersetzung zu wählen. Das Bestreben der deutschen Schiffbauingenieure hat aber dahin zu gehen, möglichst eine Vereinigung der hochtourigen dampfsparend arbeitenden Turbine mit einer ebenso günstig wirkenden hochtourigen Schraube zu schaffen, denn die Zahnradübersetzung, die heute zwischen Turbine und Schraube eingeschaltet wird und die auch nicht billig ist, hat nur den Zweck, die hohe Umdrehungszahl der Turbine auf eine niedrige Umdrehungszahl der Schraube zu bringen, weil zurzeit die hochtourige Schraube mit gutem Wirkungsgrad noch nicht gefunden ist; daß sie eines Tages gefunden wird, dürfte kaum bezweifelt werden.

Ungünstig indessen für den deutschen Schiffbau können gewisse Abmachungen werden, die in der allerletzten Zeit von großen deutschen Reedereien mit amerikanischen Firmen getätigt worden sind. Die großen amerikanischen Konzerne, die nun beginnen, die deutschen Linien zu übernehmen, besitzen zum Teil bedeutende Werftanlagen in Amerika, und es ist klar, daß sie versuchen werden, ihre Neubauten und sonstigen schiffbaulichen Arbeiten diesen Werften zuzuwenden; um so mehr hat der deutsche Schiffbau Veranlassung, dafür Sorge zu tragen, daß er mit jenen amerikanischen Werften erfolgreich zu konkurrieren imstande ist, damit er die dann auftretenden großen Aufträge tunlichst an sich zu ziehen vermag.

Die Zukunft des deutschen Schiffbaus liegt in dem innigsten Zusammenwirken von Arbeiterschaft und Direktion, also wieder in dem bekannten Verhältnis der Arbeitnehmer zu den Arbeitgebern. Gelingt es, in absehbarer Zeit auf diesen Gebieten wieder vernünftige, nicht durch einseitigen Partei-

Die fanatischen Friedensschließer.



Einer nach dem andern. *De Notenkraker, Amsterdam*

standpunkt aufgepeitschte Zustände zu schaffen, dann hat auch der deutsche Schiffbau eine gute Zukunft, und dies um so mehr, als ein großer Teil der deutschen Schiffe, die an unsere Feinde haben abgetreten werden müssen, doch schon etwas veraltet und zum Teil abgenutzt waren, so daß sowieso an manchen Neubau gedacht werden mußte und jedenfalls der richtig gewählte Neubau den alten Fahrzeugen gegenüber konkurrenzfähiger gemacht werden kann. Dringen alle diese so klar auf der Hand liegenden Anschauungen endlich auch in die deutsche Arbeiterschaft hinein und werden die von verantwortungslosen Parteisekretären aufgehetzten Massen endlich wieder zur Einsicht gebracht, dann braucht auch der deutsche Schiffbau keineswegs zu verzweifeln, sondern darf hoffen, daß er sich bei der ihm innewohnenden gewaltigen Kraft, Schaffensfähigkeit und Intelligenz wieder emporarbeiten wird.

Die polnische Armee.

Die Kämpfe, die im Osten zwischen dem Heere des jungen polnischen Staates und der Roten Armee der russischen Sowjetrepublik mit wechselndem Glück ausgefochten werden, bedrohen unsere Sicherheit mit einer ernsten Gefahr. Wir glauben deshalb, daß es unseren Lesern willkommen sein wird, über die Entstehung, die Ausbildung, die Beschaffenheit und den Gefechtswert der beiden Heere unterrichtet zu werden, und beginnen deshalb heute mit der Veröffentlichung eines Aufsatzes über die polnische Armee aus der Feder eines Sachverständigen, der sich von Berufs wegen mit dem Studium dieser Heere beschäftigt hat, aber nicht genannt sein will. Ein Artikel über die Rote Armee Rußlands wird folgen. Die Redaktion.



Im Osten ringen Polen und Sowjetrußland um die Entscheidung über die zukünftige Gestaltung der Machtverhältnisse in Osteuropa. Der Ende April einsetzenden polnisch-ukrainischen Offensive in Wolhynien und Podolien folgte Mitte Mai der ukrainische Gegenstoß an der Düna und Beresina. Die ganze russisch-polnische Front ist in Bewegung geraten. Von dem Ausgang der Kämpfe wird wahrscheinlich mehr als nur die endgültige Gestaltung der polnisch-russischen Beziehungen abhängen. Alle Welt blickt gespannt auf die polnische Armee und die rote Streitmacht Sowjetrußlands, bei denen die Entscheidung liegt.

Die polnische Armee ist jung und heterogen zusammengesetzt. Sie trägt noch den Stempel der Heere derjenigen Mächte, aus denen das heutige Polen hervorgegangen ist. Dementsprechend besteht sie aus den kongreßpolnischen, den Haller- und den Posener Truppen. Alle drei Gruppen waren bis zum Herbst vorigen Jahres mehr oder weniger selbständig. Sie wurden erst zu diesem Zeitpunkt unter einheitlichem Oberbefehl zusammengefaßt und in allen Fragen der polnischen Obersten Heeresleitung in Warschau unterstellt.

Die polnische Armee hat eine augenblickliche Gesamtstärke von rund 500 000 Mann und besteht aus 21 Infanteriedivisionen und 7 Kavalleriebrigaden. Hiervon entfallen 12 Infanteriedivisionen und 5 Kavalleriebrigaden auf die kongreßpolnischen, 5 Infanteriedivisionen auf die Haller- und 4 Infanteriedivisionen und 2 Kavalleriebrigaden auf die Posener Truppen. Die Masse der Armee befindet sich augenblicklich an der Ostfront im Kampfe mit den Bolschewisten, nur schwache Teile befinden sich an der litauischen, der tschechischen und der deutschen Grenze. In Posen und Westpreußen sind in der Hauptsache nur noch Reserve- und Landwehrverbände und Ersatzformationen der Posener Feldtruppenteile. An der Bolschewistenfront, deren Oberbefehl kürzlich dem Generalfeldzeugmeister Graf Szeptycki — im Weltkriege Führer der bekannten polnischen Legionen und Generalgouverneur des k. u. k. Besatzungsgebiets — übertragen wurde, sind die Divisionen zu Armeen zusammengefaßt, die bodenständig sind, und in denen die einzelnen Divisionen je nach der taktischen Lage verschoben werden. Sie unterstehen dem Oberbefehl des an der Spitze der O. H. L. stehenden Staatspräsidenten und Marschalls Joseph Pilsudski.

Die kongreßpolnischen Truppen, im Volksmunde gemeinhin die „Graue Armee" genannt und in ihrer Masse aus den Legionen Pilsudskis entstanden, sind vor dem Kriege unter dem Deckmantel von Schützenverbänden mit stillschweigendem Einverständnis der Österreicher in Galizien im geheimen organisiert worden und haben im ganzen ersten Teil des Krieges auf seiten der Mittelmächte gegen Rußland gekämpft. Zu ihnen traten nach dem Zusammenbruch Deutschlands und Österreichs die während der deutschen Besetzung in Warschau entstandenen schwachen polnischen Gouvernementstruppen und die in Galizien beheimateten rein polnischen Formationen der früheren österreichisch-ungarischen Armee. In verhältnismäßig kurzer Zeit, bis zu Beginn des Jahres 1919, entstanden so die Stämme von Regimentern der verschiedensten Waffengattungen in einer Gesamtstärke von rund 100 000 Mann, die durch Zwangsaushebungen bis zum Sommer auf 210 000 Mann gebracht und aus alten deutschen Depots und durch Ankäufe im Auslande bewaffnet und ausgerüstet wurden. Wesentlich erleichtert wurde die Bildung der neuen Verbände und ihre Zusammenstellung zu regelrechten Truppenteilen durch die schon während der deutsch-österreichischen Besetzung von Pilsudski in Kongreßpolen ins Leben gerufene Heeresorganisation der Polska Organisacya Wojekowa, die sich gegen die Besatzungsmächte richtete und die Wiedererrichtung eines selbständigen Polens unter Einschluß der den Mittelmächten gehörenden polnischen Provinzen erstrebte.

Die Haller-Armee ist in ihrer Masse — 6 Divisionen — in Frankreich, mit einer Division in Italien aufgestellt worden. Den Stamm bildeten zum weitaus größten Teil Franzosen — bei ihrer Aufstellung etwa 1800 französische Offiziere und mehrere Tausend französische Unteroffiziere und Mannschaften — sowie Mitglieder polnischer Sokolvereine aus Amerika, die durch freiwillige Anwerbung zusammengebracht wurden. Aus ihnen wurden Abteilungen zusammengestellt, die bereits seit 1915 im Westen kämpften. Sie wurden ergänzt durch Einstellung der deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen polnischer Nationalität, durch ehemalige Legionäre der französischen Fremdenregimenter und durch Angehörige der russischen Brigaden in Frankreich und Saloniki. Die Haller-Armee wurde von April bis Juli vorigen Jahres durch Deutschland nach Polen transportiert. Sie ist seit dem 1. September, nachdem den französischen Offizieren die Kommandogewalt abgenommen war, in der Auflösung bzw. in einer dauernden Umwandlung begriffen.

Die Posener Truppen sind zum größten Teil aus ehemaligen deutschen Verbänden hervorgegangen. Sie wurden ergänzt durch Volkswehren, die am 28. Dezember 1918, am Tage des Posener Aufstandes, in allen vorwiegend polnischen Orten der Provinz Posen gebildet wurden. Mit der Zusammenstellung der heutigen Posener Truppenteile wurde erst nach Übernahme des Posener Oberkommandos durch den ehemaligen Führer des 1. russisch-polnischen Korps, General Dowbod Musnicki, begonnen. Ihre Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung erfolgte, wie in Kongreßpolen, aus den erbeuteten ehemaligen deutschen Beständen. Das Posener Korps bestand anfangs nur aus 3 Divisionen, zu denen nach der Besetzung Westpreußens noch eine vierte westpreußische trat. Bis zur Ratifizierung des Versailler Friedensvertrages dienten die Posener, auch großpolnische Truppen genannt, zur Besetzung der deutschen Demarkationslinie. Mit der Inbesitznahme der ehemals deutschen Gebiete wurde das Posener Oberkommando aufgelöst, die aktiven Divisionen nach der Bolschewistenfront abbefördert und der Grenzschutz Reserveregimentern überlassen.

Die Organisation der polnischen Armee liegt in der Hand einer aus zahlreichen Offizieren bestehenden französischen Militärmission, an deren Spitze der General Henrys steht. Ihre Ausbildung und Führung ist infolge ihrer Zusammensetzung aus Deutschen, Österreichern und Russen und infolge der unleugbaren Abneigung derselben gegen die Franzosen und ihre Ausbildungsmethoden sehr erschwert. Sie hat bisher keinen sehr großen Einfluß auf die Truppe, wohl aber auf die Führung der Operationen gewinnen können. Der polnische Angriffsplan gegen Kiew war z. B.

ein unzweifelhaftes Erzeugnis des französischen Generalstabes. Als Truppenkommandeure werden französische Offiziere höchstens noch vereinzelt in der Haller-Armee verwandt, dagegen sind die Stellen der Inspekteure der einzelnen Waffengattungen im Warschauer Kriegsministerium vorwiegend von ihnen besetzt.

Die Masse der polnischen höheren Führer entstammt der ehemaligen russischen oder österreichischen Armee, in denen nur einzelne im Laufe des Krieges höhere Kommandostellen innehatten. Aus der deutschen Armee sind nur zwei, die jetzigen polnischen Kommandierenden Generale von Raszewski und von Grudzielski, hervorgegangen. Sie bekleideten dort zuletzt den Rang eines Obersten und Majors und befanden sich in der Dienststellung eines Regiments- bzw. Bezirkskommandeurs. Eine ganze Anzahl der polnischen höheren Führer, wie der Marschall Pilsudski, der Vizekriegsminister General Sosnkowski und die Generale Rydz Smigly, Sikorski und Roja, sind keine Berufssoldaten. Sie haben daher keine oder, wie die Generale Josef Haller und Zeligowski, nur eine geringe militärische Ausbildung genossen. Bis zum Weltkrieg waren sie lediglich in den bereits erwähnten sogenannten polnischen Schützenverbänden in Galizien tätig und wurden von den Österreichern bei Umbildung dieser Organisationen zu den bekannten polnischen Legionen im August 1914 nur infolge ihres persönlichen Einflusses mit der Führung betraut. Die tüchtigsten polnischen Führer sind zweifellos, sowohl was Vorbildung als auch Erfahrung anbelangt, die Generale Dowbod Musnicki, Lesniewski, Iwaszkewicz und Szeptycki. Die ersteren drei stammen aus der russischen, der letztere aus der österreichischen Armee. Sie sind sämtlich aus dem Generalstab hervorgegangen und waren vor ihrem Übertritt in die polnische Armee Divisions- bzw. Korpskommandeure. Im übrigen überwiegt in der polnischen Generalität der Typ des alten russischen und österreichischen Generals.


General Haller.

Ein geschlossenes Offizierkorps ist in der polnischen Armee nicht vorhanden. Ehemalige russische, österreichische, deutsche und bei den Haller Truppen auch französische Offiziere bilden zusammen mit vielen ehemaligen Unteroffizieren das jetzige Offizierkorps. Wie bei den höheren Führern, so herrscht auch in den Reihen der mittleren und unteren Führer ein empfindlicher Mangel. Um diesem einigermaßen abzuhelfen, schritt man zu rascher Beförderung sehr junger Offiziere. Es ist deshalb keine Seltenheit, wenn 1913 14 beförderte deutsche aktive oder Reserveoffiziere jetzt schon bereits Majore und Regimentskomandeure sind. Der Kommandeur des Posener Schützen - Regiments 11, Major Thiel, war während des Krieges preußischer Leutnant d. R. bei einer Trainabteilung. Diesen Offizieren fehlt natürlich die militärische Durchbildung und Erfahrung zur Führung ihrer Verbände in schwieriger Lage. Sie besitzen weder die lange Schulung des Friedensoffiziers, der die Bedürfnisse der Truppe kennt und über das für seine Stellung erforderliche Pflichtgefühl verfügt, noch dementsprechend die Fähigkeit, Offizierkorps zu erziehen und fortzubilden. Der Geist im Offizierkorps ist, wie dies bei seiner Zusammensetzung nicht anders zu erwarten ist, kein sehr guter. Unterschlagungen und Verfehlungen ähnlicher Art sind keine Seltenheit. In der Belegung der Arrestanstalten in Warschau, Lemberg, Krakau und Posen bilden die Offiziere einen ziemlich hohen Prozentsatz. Mehrere Offiziere wurden bereits wegen Veruntreuungen standrechtlich erschossen. Das Verhältnis zwischen Offizier und Mannschaft ist kein sehr gutes. Besonders verhaßt sind die kongreßpolnischen Offiziere bei den Posener Truppen, die sich schon des öfteren gegen deren Einstellung in die Posener Truppenteile offen aufgelehnt haben. Das Posener Offizierkorps, das zum größten Teil aus der deutschen, zu einem kleinen Teil aus der russischen Armee hervorgegangen ist, ist das beste der polnischen Armee.


Generalfeldzeugmeister Graf Szeptycki.

Über die Weiterbildung der Offiziere und den Offiziersersatz sind grundlegende Bestimmungen noch nicht getroffen. In plätzen ausgebildet. Ein Kadettenkorps besteht in Warschau, Thorn und Posen Waffenschulen eingerichtet. Offiziersaspiranten werden in besonderen Kursen auf den Truppenübungsplätzen ausgebildet. Ein Kadettenkorps besteht in Warschau, ein weiteres soll in Kulm gegründet werden.

In Polen besteht die allgemeine Wehrpflicht mit einer Dienstzeit von zwei Jahren im aktiven Heere. Der Militärdienst zerfällt in den Dienst mit der Waffe, den Militärhilfsdienst und die militärische Jugendvorbereitung. Die Organisation des Ersatzwesens entspricht derjenigen unserer alten Armee. Es gibt Landwehrinspektionen und Landwehrbezirke. Das Wehrpflichtgesetz gilt aber erst für das Friedensverhältnis und tritt damit erst nach der Demobilmachung in Kraft. Augenblicklich ist das Ersatzwesen wie früher bei uns im Kriege organisiert. Jeder Truppenteil hat seine Ersatzformationen. Polen hat jetzt sechs bis sieben Jahrgänge unter den Waffen.

Die polnische Armee besteht in ihrer Hauptmasse aus Polen, aus Litauern, Weißrussen, Ukrainern und Deutschen. Der Pole ist zweifellos ein guter Soldat, steht aber infolge eines sehr hohen Prozentsatzes von Analphabeten dem Deutschen an Intelligenz, Energie und Selbsttätigkeit nach und ist darum auch viel schwieriger zum selbständig denkenden und handelnden Menschen zu erziehen. Außerordentlich genügsam, nur selten unzufrieden, im Feuer standfest und selbst verwegen, ist er ein williges Werkzeug in der Hand seiner Führer. Von durchweg glühender Vaterlandsliebe beseelt und religiös veranlagt, ist er sehr leicht zu beeinflussen und zu begeistern. Was der polnische Soldat braucht, ist ein gutes Führermaterial. Dies besitzt er aber nicht. Die in einem verhältnismäßig hohen Prozentsatz im polnischen Heere vertretenen fremden Nationalitäten sind als solche auch, bis auf die Ukrainer, kein schlechtes Soldatenmaterial. Da sie in den Polen aber ihre Bedrücker sehen, unzuverlässig. Sie geben der polnischen Armee bis zu einem gewissen Grade das Gepräge der früheren österreichischen Armee und bilden eine dauernde Gefahr für den Staat. Dies tritt besonders in den jetzigen Kämpfen zutage. Während sich bei Kiew die Ukrainer als unzuverlässig erwiesen, meuterten an der Düna und Beresina dort stehende litauisch weißruthe


Marschall Joseph Pilsudski

nische Truppen und ermöglichten so die immerhin nicht unwesentlichen Anfangserfolge der Bolschewisten. Bei der Bewertung der rein polnischen Truppen muß zwischen den drei Gruppen, den kongreßpolnischen, den Hallerschen und den Posener Truppen, unterschieden werden. Die kongreßpolnischen Truppen sind die schlechtesten; ihr Wert ist nur gering. Die neun Legionsdivisionen sind besonders minderwertig. In jeder Weise ungenügend bewaffnet und ausgerüstet, haben sie, trotz des bei ihnen stark ausgeprägten Nationalgefühls, bisher nur minderwertigen Gegnern gegenüber etwas geleistet, schwierigen Lagen gegenüber aber fast immer versagt, so auch jetzt wieder an der Düna und Beresina. An den entscheidenden Stellen wurden deshalb stets Haller-Truppen und Posener Verbände verwandt. Die Haller-Truppen, früher gut, haben in letzter Zeit durch die Entlassung der zahlreichen französischen, englischen und amerikanischen Polen und durch das Ausscheiden einer großen Anzahl französischer Offiziere erheblich an innerem Wert verloren. Immerhin sind sie aber gut und einheitlich bewaffnet und ausgerüstet. Die 1. Division, die sich bereits in Frankreich unter ihrem Kommandeur, General Josef Haller, bewährt hat, ist die beste. Ihr stehen die übrigen im Werte erheblich nach, da sie in erster Linie aus ehemaligen, teilweise mit Gewalt zum Eintritt in die Haller-Armee gezwungenen Kriegsgefangenen bestehen. Im allgemeinen haben sich die Haller-Divisionen an der Ostfront im Kampfe gegen die Bolschewisten und Ukrainer bewährt. Die Posener Truppen sind in jeder Beziehung als die Elite der polnischen Armee anzusprechen. Bei ihnen herrscht die beste Disziplin. Sie sind am besten bekleidet, bewaffnet und ausgerüstet und haben das beste Offizierkorps. Die Posener Truppen haben sich bisher überall gut geschlagen. Sie werden immer an den Brennpunkten eingesetzt und sind die Korsettstangen der polnischen Front. Auch jetzt wieder sind die Posener Truppen auf den ganzen Raum zwischen der Düna und der Ukraine verteilt. Die Gründe für ihren wesentlich höheren Kampfwert sind die durchgemachte deutsche Schule und die in Posen erbeuteten reichlichen Bestände an Waffen und Bekleidung.

Um den so verschiedenen Kampfwert der einzelnen Kontingente auszugleichen, schritt man im Herbst vorigen Jahres zur Vereinheitlichung der Armee. Posener und Haller-Truppen wurden in die kongreßpolnischen Truppenteile eingestellt, Ersatz aus Posen und Westpreußen kam nach Kongreßpolen und umgekehrt. Diese Maßnahme bewirkte genau das Gegenteil ihres Zwecks.

Der Allgemeinwert der polnischen Armee ist infolge der Gegensätze zwischen den Kongreßpolen und Posenern durch ihre Vermischung mehr gesunken als gehoben worden.

Der Ausbildungsgrad der polnischen Armee ist nicht sehr hoch. Zusammensetzung und Bildung der Armee mitten im Kriege, Mangel an Zeit und Ruhe, vor allen Dingen aber mangelnde Sachkenntnis und Erfahrung des Ausbildungspersonals sind hierfür die Gründe. Die Ausbildung der Infanterie erfolgt zum größten Kummer der französischen Offiziere nach wörtlichen Übersetzungen der entsprechenden deutschen Vorschriften.



General Sikorski

Für die Ausbildung der Kavallerie ist in der Hauptsache das frühere russische, nur zu einem kleinen Teile das frühere deutsche Exerzier-Reglement für die Kavallerie maßgebend, während die Artillerie bei der Verschiedenartigkeit des Materials nach den verschiedensten Grundsätzen ausgebildet wird. Die bisher erschienenen polnischen Ausbildungsvorschriften sind lückenhaft und lassen in ihrem Aufbau die Klarheit und Sachkenntnis der entsprechenden deutschen und russischen Reglements vermissen. Sie machen den Eindruck, daß man schnell etwas Vorläufiges schaffen wollte. Der vorwiegend deutsche Einfluß auf die Ausbildung der polnischen Truppen ist unverkennbar und erklärt sich daraus, daß die unter dem Generalgouvernement Warschau aufgestellten Legionstruppen nach deutschen Grundsätzen ausgebildet wurden. Sie stellten dann bei der Bildung der kongreßpolnischen Truppenteile die Lehrer. Die französischen Offiziere der Haller-Armee haben bei der Kürze der Zeit ihrer Verwendung in Polen nur auf die Schießausbildung der zum Teil mit französischem Material ausgerüsteten Artillerie Einfluß gewinnen können.

Die Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung der polnischen Truppen ist noch sehr ungleichmäßig und schlecht. Die kongreßpolnischen Truppen tragen deutsche, russische und österreichische Uniformen und sind auch in derselben Weise bewaffnet. Selbst die einzelnen Kompagnien, Schwadronen und Batterien haben manchmal verschiedene Waffen, was natürlich den Nachschub erschwert. Bei den Posener Truppen überwiegt die deutsche Uniform und Bewaffnung, während die Haller-Divisionen im allgemeinen wie die französische Armee bekleidet, bewaffnet und ausgerüstet sind.

Als Truppenfahrzeuge dienen in der Hauptsache nur Bauernwagen, die aber die einzig brauchbaren in dem fast straßenlosen Gelände der russisch-polnischen Front sind. An allem herrscht Mangel, besonders an Waffen und Munition, da Polen noch keine eigene Kriegsindustrie besitzt und in dieser Beziehung nur auf das Ausland angewiesen ist. Die polnische Regierung hat bereits sehr bedeutende Einkäufe in Italien, Amerika und Frankreich gemacht und auch einen bedeutenden Teil der von den Amerikanern in Frankreich zurückgelassenen Vorräte erhalten. Das Material wird aber sehr unsachgemäß verwaltet und verteilt. Die Schuld hieran mißt ein höherer französischer Offizier der polnischen Wirtschaft bei, mit der sich außerdem noch die bureaukratische Pedanterie der Österreicher und die Unordnung und Nachlässigkeit der Russen zusammengefunden hätten.

Die Disziplin ist sehr streng. Die geringsten Vergehen gegen die Mannszucht werden mit den härtesten Strafen belegt. Trotzdem kommen Desertionen und Meutereien vor, besonders bei den Haller- und Posener Truppen, wenn sie an die Bolschewistenfront abtransportiert werden.

Die polnische Armee kann nach unseren Begriffen nicht als vollwertig bezeichnet werden. Sie ist noch zu jung, zu wenig gefestigt und mit zu vielen Mängeln behaftet. Ihre Erfolge an der Ostfront sind nur Scheinerfolge. Sie sind augenscheinlich nicht einmal der Roten Armee der Bolschewisten gewachsen, über die ein weiterer Artikel berichten wird.

G. D.



Der Stab der polnischen Legion vor dem Schloß in Warschau.

Die Umstellung industrieller Betriebe.

Von Hans Dominik.

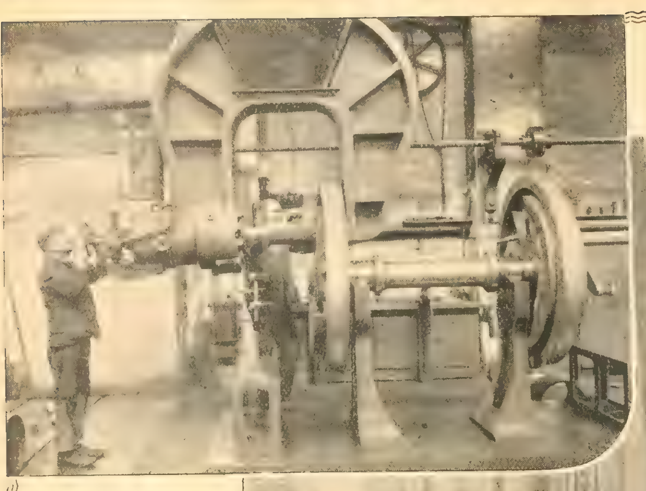


Die Bezeichnung „Umstellung“ kam bereits während der ersten beiden Kriegsjahre auf und wurde damals im Sinne einer Neueinstellung vorhandener Industriewerke auf die Erzeugung von Kriegsmaterial gebraucht. Als der Krieg im August 1914 ausbrach, stockte der Absatz aller Industrieerzeugnisse, soweit sie nicht Kriegsmaterial waren, mit einem Schlage fast vollständig. Viele Fabriken litten auch infolge der Einberufungen empfindlich an Personal, und so kamen zahlreiche Betriebe vorläufig zum Stillstand. In der ersten Panik dachten viele Fabrikbesitzer sogar daran, ihre Betriebe endgültig zuzumachen und ihre Werkzeugmaschinen zu verkaufen. Glücklicherweise kam jedoch bereits in den ersten Kriegstagen eine Verordnung heraus, welche jeden Verkauf von Werkzeugmaschinen an das Ausland unmöglich machte.

Der zweite Kriegsmonat brachte uns die Marneschlacht und den leitenden Stellen die traurige Gewißheit, daß der Krieg noch sehr lange dauern würde. Von diesem Zeitpunkte an setzt die erste Umstellung ein, die Umstellung unserer großen und hochentwickelten Friedensindustrie auf unmittelbare Kriegslieferungen. Es zeigte sich alsbald, daß fast jedes vorhandene Werk der Metallindustrie ohne wesentliche Änderungen der maschinellen Einrichtungen für irgendeinen Kriegszweck leicht umzustellen war. Die Werke, welche mit Stanzen und Pressen früher Galanteriewaren, Beleuchtungskörper und dergleichen fabriziert hatten, brauchten nur andere Schnitte, Stanzen und Stempel in ihre Maschinen zu setzen und konnten ohne weiteres die mannigfachen Beschläge erzeugen, die für die Ausrüstung der Truppen in Millionen von Exemplaren gebraucht wurden. Die Fabriken, welche über Drehbänke kleinen und mittleren Kalibers verfügten, wurden reichlich mit dem Abdrehen von Granatenkörpern und Zündern beschäftigt. Die elektrotechnischen Fabriken waren in ihren mechanischen Werkstätten bereits im Jahre 1916 ebenfalls mit der Munitionsfabrikation stark beschäftigt und hatten außerdem für die elektrischen Einrichtungen der U-Boote, für die riesenhaft steigenden Forderungen der drahtlosen Feldtelegraphie und für die neue Technik der Erdtelegraphie überreichlich zu tun.

So war die erste Umstellung der Industrie auf den Krieg bereits fast vollständig vollzogen, als das Ende des Jahres 1916 uns das Hindenburg-Programm brachte und uns damit, wie Walter Rathenau einmal sagt, eine keuchende Industrie bescherte. Die bereits umgestellten Werke arbeiteten jetzt mit zwei oder gar drei Schichten zu acht Stunden. Weiter aber wurde jedes Werk, welches überhaupt über Kraftmaschinen und Transmissionen verfügte, in den Dienst der Kriegsindustrie gestellt. Spinnereien und Webereien beispielsweise, die aus Mangel an Faserstoffen still lagen, mußten ihre Selfaktoren und Kraftstühle auf den Boden stellen. Dafür erhielten sie aus den besetzten Gebieten Drehbänke, Ziehmaschinen und dergleichen mehr, die an die vorhandenen Transmissionen angeschlossen wurden. Wo früher gesponnen und gewebt wurde, da tat sich alsbald eine lebhafte Metallindustrie auf, und Munition, Maschinengewehre und dergleichen mehr wurden mit Hochdruck gefertigt. Nebenher ging ganz allgemein eine gewaltige Erweiterung der vorhandenen Spezialwerke der Kriegsindustrie und eine nicht minder bedeutende Errichtung neuer Industriewerkstätten. Um ein Zahlenbeispiel zu geben, mögen die Verhältnisse der Rumpler-Flugzeug-Werke in Johannisthal zitiert werden, welche am 9. November 1918 gerade auf ein 10 jähriges Bestehen zurückblicken konnten. Die Zahl der in diesen Werken beschäftigten

Zünderbau im Wernerwerk, in drei Tagen umgestellt auf Wassermesserbau.



Die Umstellung

Zünderbau im Wernerwerk, umg

Aufpressen der Wirbelzapfen.

Technische Einrichtungen der neugeschaffenen Kruppschen Lokomotiv- und Wagenbauanstalt zu Essen.

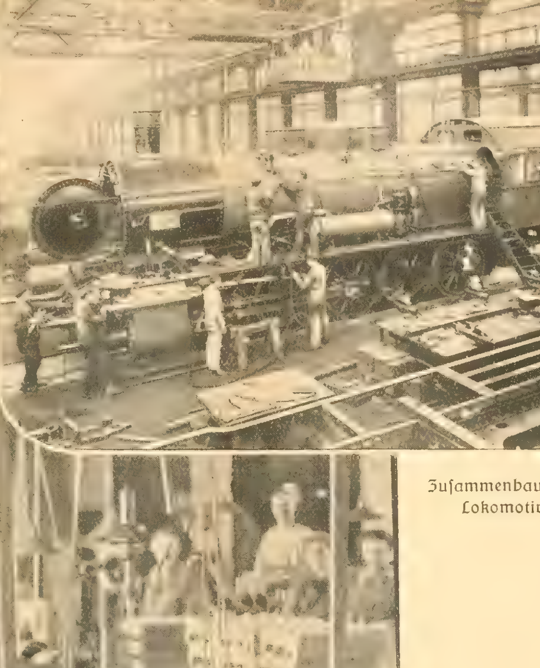


Ein alter Bodenentleerer



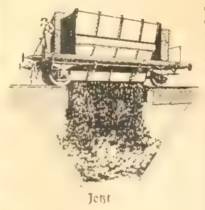
rieller Betriebe.

rei Tagen auf Wassermesserbau.



Zusammenbau einer Lokomotive.

Technische Einrichtungen der neugeschaffenen Kruppschen Lokomotiv- und Wagenbauanstalt zu Essen.



Ein neuer Bodenentleerer.

Arbeiter stieg von 400 im Jahre 1914 auf 2300 im Jahre 1918, die Zahl der bebauten Quadratmeter von 8300 im August 1914 auf 35 700 im Jahre 1918. Die bebaute Fläche erfuhr also eine reichliche Vervierfachung, die Zahl der Belegschaft beinahe eine Versechsfachung. Ähnlich wie hier ging es auch an tausend anderen Stellen. Es sei nur an die neuen Reichswerke in Spandau und den riesenhaften Ausbau der Krupp-Werke in München erinnert.

Dann kam der 9. November 1918, und mit einem Schlage hörte die Lieferung für den Krieg auf. Noch nicht die Lieferung von Kriegsmaterial, denn die Regierung hatte zum Teil noch langfristige Verträge mit den einzelnen Werken und war weder juristisch noch praktisch in der Lage, diese von heute auf morgen zu annullieren. Die Werke selbst aber konnten um so weniger freiwillig von den Verträgen zurücktreten, als sie ja nach der Verfügung des Demobilmachungsamtes genötigt waren, jeden Mann, der am 1. August 1914 bei ihnen beschäftigt war, sofort wieder einzustellen. So konnte es denn in den ersten zwei Wochen nach dem 9. November noch vielfach geschehen, daß beispielsweise in der einen Abteilung eines Werkes noch Granatzünder zu vielen Tausenden gedreht und bis zur Füllung fertiggemacht wurden, während in der Nebenabteilung die fertigen Zünder wieder demontiert und für die Gußpfanne zerschlagen wurden. Über den volkswirtschaftlichen Widerspruch einer derartigen Tätigkeit braucht kein Wort verloren zu werden. Man konnte zu ihrer Rechtfertigung nur allenfalls anführen, daß es immer noch besser war, die Massen überhaupt zu beschäftigen und von der Straße fern zu halten, als sie mit Staatsunterstützung müßig gehen zu lassen. Aber selbst diese Rechtfertigung war nur sehr bedingt. Denn ganz gewiß mußten die aus dem Heeresdienste Entlassenen sich erst wieder an bürgerliche zweckvolle Arbeit gewöhnen. Aber jeder Zweck ging natürlich verloren, wenn der einzelne Mann sah, wie die Konstruktion, die er sorgfältig zusammenbaute, justierte, überprüfte und dem Meister ablieferte, schon im Nebenraum wieder zerschlagen wurde. Das war zwecklose Arbeit in schlimmster Kommißbedeutung, noch zweckloser als das Spazierentragen von Sandsäcken im Tornister, denn man konnte ihr nicht einmal den Zweck des Trainings zuschreiben. Die Arbeiter, welche in solchen Fabriksälen systematisch faulenzten, glaubten sogar nicht ohne Grund, ein gutes Werk damit zu tun, da sie ja dadurch kostbares Rohmaterial, nämlich Messing, sparten.

Schleunigste Umstellung aller dieser Kriegsindustrien war daher das zwingende Gebot der Stunde, und vielfach waren die Werke aus eigener Kraft imstande, sie vorzunehmen. So dauerte der hier geschilderte Zustand beispielsweise im Zünderbau des Wernerwerkes von Siemens u. Halske nur etwa drei Tage. Die Werkleitung benutzte den glücklichen Umstand, daß die für den Zünderbau getroffenen Einrichtungen ohne zeitraubende Abänderungen für die Herstellung von Wassermessern zu verwenden seien. Der Bau von Wassermessern nach eigenen bewährten Patenten war aber seit langen Jahren ein lohnender Betriebszweig des Unternehmens, der nur während der letzten Kriegsjahre fast vollständig brachgelegen hatte. Die Werkleitung nahm daher schon am Dienstag, dem 12. November 1918, große Bestellungen an Wassermessern für das eigene Lager in Auftrag, und noch im Laufe derselben Woche hörte die Fabrikation von Zündern endgültig auf.

Der hier geschilderte Vorgang ist das Beispiel einer extrem schnell und glatt vonstatten gegangenen Friedensumstellung. Sie war möglich, weil die maschinellen Einrichtungen ohne Abänderungen für beide Fabrikationen zu benutzen waren, und weil die Werkleitung nicht erst auf Aufträge von außerhalb wartete, sondern sofort und spontan für das eigene Lager zu arbeiten begann. Nur so wurde es möglich, hier die Umstellung im Verlaufe von Stunden zu erreichen, während sie an anderen Orten und unter ungünstigeren Verhältnissen Wochen und Monate in Anspruch nahm.

In einem anderen Werk des Siemenskonzerns fanden sich zwar für die vorhandenen Maschinen sofort nützliche Friedensarbeiten. Es setzte nun aber in den ersten Wochen nach der Revolution das Zuströmen der entlassenen Soldaten ein, für die man mit Mühe und Not einen Platz an der Feilbank oder am Schraubstock freimachen konnte. Hier half man sich, indem das Werk, welches normalerweise Dynamomaschinen und Motoren baut, die Anfertigung von Kohlenschaufeln, Koksschütten und Rodelschlitten in größerem Maßstabe unternahm. Diese Gebrauchsgegenstände fanden überraschend guten Absatz, brachten lohende Preise und halfen dem Werk über ein kritisches Vierteljahr hinweg, bis die Verhältnisse sich geklärt hatten und die Entlassung der während des Krieges angenommenen Hilfskräfte ohne allzu große Härten stattfinden konnte.

Es muß sowohl dem Demobilmachungsamt als auch den verschiedenen Ministerien zugestanden werden, daß sie in jenen Wochen und Monaten nach der Revolution redlich bemüht gewesen sind, durch die Erteilung von Aufträgen und insbesondere von Notstandsaufträgen die schnellste Umstellung der Industrie zu ermöglichen. So erteilte beispielsweise das Eisenbahn-Ministerium sehr große Aufträge auf die Knorrbremse und einen recht erheblichen Lokomotivauftrag unter der Bedingung, daß die den Auftrag erhaltenden Werke die Herstellung aller Einzelteile und Unterarbeiten, soweit nur irgend möglich, an die notleidende Industrie zu vergeben hätten. Für den letztgenannten Auftrag übernahm der Fachausschuß für Lokomotiven die Verteilung und gab, oft sehr zum Nachteil der Spezialabteilungen der eigentlichen Lokomotivbauanstalten, jeden Bolzen und jede Stange, die nur irgendwie außerhalb gefertigt werden konnte, an die notleidende Industrie in Auftrag.

Es erfolgte hier also eine weitgehende Umstellung der bisher Kriegsbedarf liefernden Werke auf Friedensbedarf ohne beträchtliche Änderung der maschinellen Einrichtungen. Dabei zeigte es sich, wie schnell die meisten dieser Werke sich aber auch im Laufe weniger Monate aus eigener Kraft zu helfen vermochten. Als um die Jahreswende von 1918 auf 1919 diese Notstandsaufträge vergeben wurden, da rissen sich die notleidenden Werke darum und konnten nicht genug davon bekommen. Aber bereits im Frühjahr 1919 fingen einzelne Werke an, um Freistellung von den erteilten Aufträgen zu bitten, und im Sommer 1919 mehrten sich diese Gesuche derartig, daß die Lokomotivbauanstalten einen Teil der Unteraufträge selbst hereinnehmen mußten, da die Fertigmontage der Notstandslokomotiven durch das Ausbleiben einzelner Teillieferungen empfindlich behindert wurde. Heute würde man für derartige Aufträge, wie sie noch im Januar 1919 brennend gern genommen wurden, überhaupt keinen Abnehmer finden. Soweit die Industrie mit ihren Maschinen überhaupt Friedensware zu liefern vermag, ist sie heut vollauf beschäftigt, und lediglich der leidige Kohlenmangel zieht ihrer Tätigkeit bisweilen unangenehm enge Grenzen. Soweit die Umstellung ohne tief eingreifende Änderungen der maschinellen Einrichtungen erfolgen konnte, war sie um die Mitte des Jahres 1919 jedenfalls vollständig vollzogen.

Eine besondere Stelle nehmen bei den Umstellungen die eigentlichen Kriegsbetriebe ein. Man denkt hier natürlich in erster Linie an die Firma Krupp, sollte aber nicht vergessen, daß diese Firma vor dem Kriege nur 6 Proz. vom Werte ihrer Jahresproduktion an reinem Kriegsmaterial erzeugte, während 94 Proz. Friedensware waren. Immerhin haben auch die eigentlichen Kriegswerkstätten dieser Firma während des Krieges eine Verdoppelung, nämlich eine Vermehrung um 285 000 qm erfahren. Es waren also insgesamt Räumlichkeiten von mehr als ½ Million qm auf Friedenstechnik umzustellen. Die Leitung der Firma hatte nun gut vordisponiert. Schon bei der Errichtung der Neubauten während des Krieges war sie von dem Gesichtspunkte ausgegangen, daß diese in künftigen Jahren doch jedenfalls der Friedenstechnik nutzbar gemacht werden müßten, und hatte daher die Abmessungen, Gleis- und Krananlagen, Transmissionen und nach Möglichkeit auch die Werkzeugmaschinen so vorgesehen, daß sie ohne erhebliche Änderungen für die Friedenstechnik benutzbar waren.

Sofort nach dem 9. November 1918 beschloß die Werkleitung daher, den Bau fertiger Lokomotiven und Eisenbahnwagen in das Arbeitsgebiet der Firma aufzunehmen. Dieser Beschluß wurde durch den Umstand begründet, daß Einzelteile zu diesen Fabrikaten, wie Radsätze, Bandagen, Wagenfedern, und weiter die Baustoffe, wie Kesselbleche, Rahmenbarren und dgl. m., schon seit langen Jahrzehnten von dem Werke erzeugt wurden, so daß es sich nur noch um die eigentlichen Bauarbeiten bis zur Herstellung der fertigen Wagen und Lokomotiven handelte. So entstand auf einem Flächenraum von rund 74 000 qm in überraschend kurzer Zeit die neue Kruppsche Lokomotiv- und Wagenbau-Anstalt. Die beträchtlichen Umstellungs- und Umbauarbeiten (Gruben für Richtstände, Schiebebühnen usw.) wurden derart gefördert, daß schon im Monat März 1919 mit der Fabrikation begonnen werden konnte und im Dezember die erste Lokomotive fertig-

gestellt war. Unsere Abbildungen geben einige Einzelheiten von diesen in vorhandenen Gebäuden neuentstandenen Werken.

Ein besonderes Kapitel bilden schließlich noch die Umstellungsarbeiten unserer optischen und Flugzeug-Fabriken. Die ersteren hatten während des Krieges den enormen Bedarf an optischen Kriegsmitteln zu befriedigen und haben dementsprechend auch starke Erweiterungen vorgenommen. Zum Teil finden sie heut ihr Auskommen infolge der bedeutenden Nachfrage nach deutschen photographischen Apparaten, besonders auch im Auslande. Sind diese Werke doch mit in erster Linie berufen, uns durch ihre billige, werkstoffveredelnde Arbeit im Auslande wieder Guthaben zu schaffen. Zum Teil aber hatten sie sich, in der ersten Zeit wenigstens, ebenfalls auf die Herstellung diverser metallener Gebrauchsgegenstände, beispielsweise eiserner Bettstellen, eingerichtet, was ohne große Veränderungen der maschinellen Einrichtungen möglich war. Die Flugzeugfabriken dagegen, die ja vornehmlich Holz verarbeiten, sind zu erheblichem Teil auf die Herstellung von Möbeln umgestellt worden. Wenn dabei auch manche Spezialmaschine wertlos wurde, so ist doch auch diese Umstellung völlig geglückt.

Im Augenblick ist nun der Warenhunger nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt so groß, daß die sämtlichen Umstellungen sich gut rentieren. Es werden aber auch wieder normalere Zeiten kommen, und es ist schon jetzt so zu disponieren, daß nicht in absehbarer Zeit ein Überangebot auf dem einen Gebiete auftritt, während auf anderen dauernder Mangel herrscht. So ist schon die Errichtung einer neuen großen Lokomotiv- und Wagenbau-Anstalt durch Krupp, vom Gesichtspunkte der deutschen Lokomotiv- und Wagenbau-Industrie aus betrachtet, nicht ganz unbedenklich. Das gleiche dürfte von der ebendaselbst geplanten Automobil-Bauanstalt gelten. Dagegen eröffnen sich beispielsweise für landwirtschaftliche Maschinen schier unerschöpfliche Zukunftsmöglichkeiten, da ganz Europa zu einer viel intensiveren Bodenbearbeitung übergehen muß, wenn es der an Hungersnot grenzenden Lebensmittelknappheit schließlich Herr werden will. Wenn auch die ersten Umstellungen nach dem Gesetze erfolgen mußten, daß schnelle Hilfe doppelte Hilfe ist, so soll man doch bei den noch kommenden Umstellungen die Aufnahmemöglichkeiten des Weltmarktes und die Absatzmöglichkeiten im eigenen Lande auf längere Zeit hinaus recht sorgfältig berücksichtigen. Denn jede Umstellung kostet Geld und belastet die zukünftige Produktion. Man kann sich einmal, schlimmstenfalls auch zweimal umstellen, aber man darf die Umstellung nicht zur Gewohnheit werden lassen, wenn man konkurrenzfähig bleiben will.

Schulreform und kein Ende.

Ein Epilog zur Reichsschulkonferenz.

Von Professor Richard Eickhoff.



Die Reichsschulkonferenz ist zu Ende. Niemand konnte erwarten, daß die Beratungen dieses ersten deutschen Schulparlamentes mit seinen aus den heterogensten Elementen zusammengesetzten 600 bis 700 Mitgliedern völlig reibungslos verlaufen würden. Aber daß diese Tagung trotz der ungünstigen Zeitumstände dennoch nützliche Arbeit geleistet und erfreuliche Klarheit auf vielen Gebieten geschaffen hat, das wird nicht bestritten werden können; und so darf man hoffen, daß diese erste Reichsschulkonferenz, um mit dem Reichsminister Koch zu sprechen, sobald wir einmal die größten politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten überwunden haben, in einem ständigen Reichskulturrat ihren Ausdruck finden wird, der die kulturellen Probleme zu lösen bestimmt ist, die das neue Deutschland aufwirft.

Im Rahmen eines zusammenfassenden Berichtes wird es natürlich nicht möglich sein, die zahlreichen pädagogischen, didaktischen und schulpolitischen Fragen einzeln zu erörtern, die die Konferenz in den Tagen vom 11. bis zum 19. Juni ohne Unterbrechung in langen Sitzungen beschäftigt haben. Der Berichterstatter kann daher nur einen kurzen Rückblick auf diejenigen Verhandlungen werfen, die im Vordergrunde gestanden haben: die Fragen des Schulaufbaues, der Lehrerbildung und des Arbeitsunterrichts. Und daß über diese drei Kardinalfragen eine gewisse Verständigung erzielt worden ist, das darf man als das wertvollste Ergebnis der Konferenz bezeichnen, wenn man sich die großen persönlichen und sachlichen Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die dieser Verständigung im Wege standen. Besonders haben die Ausschußberatungen zu dieser Verständigung beigetragen, in denen sich die anfänglichen Gegner immer mehr näherten und den Weg der Einigung suchten und fanden.

Dies gilt in erster Linie von der schwierigen Frage des Schulaufbaues, für die Artikel 146 der Reichsverfassung entscheidend ist, in dem es heißt: „Auf einer für alle gemeinsamen Grundschule baut sich das mittlere und höhere Schulwesen auf.“ Durch diesen Satz ist der Grundsatz der Einheitsschule schon gesetzlich festgelegt. Die Konferenz einigte sich auf die vierjährige Grundschule, aber sie empfahl zugleich auch Versuche mit der sechsjährigen und achtjährigen Grundschule, um auch den Forderungen der radikaleren Schulreformer gerecht zu werden und ihnen die Zustimmung zu der grundsätzlichen Forderung der vierjährigen Grundschule zu ermöglichen. Kam man so der „Linken“ der Konferenz entgegen, so trug man andererseits in dem Geiste der Versöhnlichkeit, der die Konferenz beherrschte, auch der „Rechten“ dadurch Rechnung, daß man die Möglichkeit der inneren Differenzierung der vierjährigen Grundschule im Interesse der Begabten nicht unterbunden wissen wollte und durch „Begabungsabteilungen“ dafür Sorge trug, daß „dem rechten Schüler der richtige Lehrgang ungehemmt offen steht“. Dabei überließ man die Frage, ob die Abteilung für die Begabteren als selbständiger Schulzweig (vier- bis sechsjährige sogenannte Mittelschule) oder als organisierter Bestandteil der Volksschule (gehobene Volksschulklassen) eingerichtet werden soll, mit Recht der Regelung nach den besonderen örtlichen Verhältnissen. Im Interesse der Begabten liegt vor allem aber der Antrag, der neben diesem vollentwickelten Volksschuloberbau mit Begabungsklassen eine dreijährige Mittelstufe für verhältnismäßig Begabte vorsieht, in der eine lebende Fremdsprache pflichtgemäß gelehrt wird, und die, auf der vierjährigen Grundschule aufgebaut, die organische Grundlage für die weiterführenden sechsjährigen Vollanstalten (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, deutsche Oberschulen) und die dreijährigen Anstalten (Realschulen, preußische Mittelschulen, Lyzeen) bildet. Was die deutsche Oberschule anlangt, so mag zur Erläuterung hinzugefügt werden, daß sie als gleichberechtigte neunjährige Vollanstalt mit gleichen Anforderungen und Rechten neben dem Gymnasium, dem Realgymnasium und der Oberrealschule begründet werden soll, und zwar zunächst in einer Reihe von Versuchsanstalten. Sie wird wesentlich auf die deutschkundlichen Fächer gestellt; als Gegenbeispiel zur deutschen Sprache und Kultur dient eine gründlich betriebene lebende Fremdsprache; doch soll in drei oder vier oberen Klassen Gelegenheit zu wahlfreiem Lateinunterricht gegeben werden, wie denn dem Lehrplan dieser Versuchsanstalten möglichst individuelle Bewegungsfreiheit zu gewähren ist.

Fast ebenso wie mit der Frage des Schulaufbaues steht es mit der Frage der Lehrerbildung: auch für sie ist bereits die gesetzliche Grundlage in der Reichsverfassung gelegt, denn Artikel 143 Absatz 2 lautet: „Die Lehrerbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, für das Reich einheitlich zu regeln.“ Mit dieser Bestimmung ist ein langjähriger Wunsch der Lehrerschaft der Volksschule endlich erfüllt, ist ihr der Zutritt zur Hochschule nunmehr geöffnet. Der Volksschullehrer wird als gleichberechtigtes Glied des einheitlichen Lehrerberufsstandes anerkannt, und er empfängt seine Vorbildung in Zukunft nicht mehr auf den Lehrerbildungsanstalten, deren Abbau im Frühjahr 1921 beginnen und spätestens im Jahre 1927 abgeschlossen sein muß, sondern auf den höheren Lehranstalten und Hochschulen. Daß diese von der Mehrheit der Konferenz gebilligte Reform der Lehrerbildung unter Berücksichtigung des Umstandes, daß alle

Menschenbildung im Grunde gleichartig und im wesentlichen gleichwertig ist, an sich als eine ideale bezeichnet werden darf, wird man nicht leugnen wollen. Ob freilich ihre praktische Durchführung in unserem verarmten Vaterlande in absehbarer Zeit überhaupt möglich sein wird, muß die Zukunft lehren. Und ich brauche deshalb nicht besonders hervorzuheben, daß schon in der Konferenz erhebliche Bedenken gegen diese Reform ins Feld geführt wurden, die allerdings sehr verschiedenen Motiven entsprangen. Wenn ich aber eins bedauere, so ist es der Beschluß der Mehrheit der Konferenz, von einer förmlichen Abstimmung über die Ausschußanträge in der Vollversammlung überhaupt abzusehen. Man kann über diese rein taktische Frage gewiß verschiedener Meinung sein, und ich zweifle nicht daran, daß diejenigen, die die Abstimmung ablehnten, sich dabei nur von dem Wunsche leiten ließen, die Konferenz, deren Beschlüsse ja nur einen gutachtlichen Charakter tragen konnten, zu einem möglichst harmonischen Ende zu führen, wie denn der Moment und Wille auf allen Seiten vorhanden war, den geistigen und sittlichen Wiederaufbau unseres Volkes nach Kräften fördern zu helfen. Aber ich möchte doch nicht glauben, daß dieses Ziel durch eine förmliche Abstimmung über die in den Ausschüssen beratenen und dort durch Mehrheitsbeschluß erledigten Fragen irgendwie gefährdet worden wäre; denn es entspricht altem parlamentarischen Brauch, daß bei den Abstimmungen im Plenum so viel Disziplin geübt wird, daß die Abstimmenden die von den Ausschüssen getroffenen Entscheidungen in der Regel sich zu eigen machen. Das durfte man trotz der auf manchen Zufälligkeiten beruhenden Zusammensetzung der Konferenz auch hier erwarten. Und gerade in der so überaus wichtigen Frage einer einheitlichen Lehrerbildung wäre meines Erachtens ein förmlicher Mehrheitsbeschluß sehr am Platze gewesen. So beschränkte man sich auf die Entgegennahme der Kommissionsberichte, und der Vorsitzende gestattete dann in seiner milden, vielleicht allzu milden Geschäftsleitung den Minderheiten, abweichende Erklärungen vorzutragen. Die Folge davon war, daß das Interesse an den Verhandlungen sichtlich erlahmte, als sie ihren parlamentarischen Charakter auf diese Weise mehr oder weniger einbüßten.

Über die dritte Hauptfrage, die des Arbeitsunterrichts, herrschten von vornherein keinerlei Meinungsverschiedenheiten: über die Notwendigkeit der Einführung dieses Unterrichts in allen Schulen war die Konferenz einig. Schon Fichte hat als ein Hauptertordernis der Nationalerziehung erklärt, „daß in ihr Lernen und Arbeiten vereinigt sei". Aber wenn auch Pestalozzi immer wieder auf die Anschauung als den obersten Grundsatz des Unterrichts hingewiesen hatte, so kann doch nicht geleugnet werden, daß in den letzten hundert Jahren im Unterricht ein einseitiger Intellektualismus geherrscht hat. Neuerdings aber ist ein Wandel der Anschauungen eingetreten, und man ist sogar zu der Auffassung gelangt, daß auch der Anschauungsunterricht, einen wie großen Fortschritt er immer gegenüber dem dogmatischen Unterricht darstellen mag, dennoch die von Fichte gestellte Forderung nicht erfüllt: nur der Arbeits- und Werkunterricht wird das erstrebte Ziel erreichen. Es war ein glücklicher Gedanke der Reichsleitung, den Mann zur Konferenz einzuladen, der schon vor Jahrzehnten in seinem Schweizer Adoptivvaterlande die Arbeitsschule als den Grundstein der harmonischen Menschenbildung erkannt hatte, den Züricher Privatdozenten Dr. Seidel. In Deutschland ist bekanntlich Georg Kerschensteiner in seine Fußtapfen getreten, der zu den Charakterköpfen der Konferenz gehörte, und er hat zahlreiche Anhänger seiner Lehre gefunden. So fanden denn die vom 5. Ausschuß aufgestellten Leitsätze keinerlei Widerspruch. Die Schule soll hinfort nicht eine bloße Unterrichtsveranstaltung, sondern eine planmäßig aufgebaute erzieherische Arbeitsgemeinschaft, die neue Schule soll Arbeitsschule sein, und der Werkunterricht gliedert sich in „Klassenzimmerarbeit" und „Werkstattarbeit". Der Arbeitsunterricht wird also in Zukunft ein Lehrfach der Schule, wie es in Artikel 148 Absatz 3 der Reichsverfassung heißt.

Schon dieser kurze Überblick über die drei wichtigsten Unterrichtsfragen, die die Schulkonferenz beschäftigt haben, wird den Leser davon überzeugen, welch ersprießliche Arbeit sie geleistet hat. Daß sie, als eine Versammlung von Sachverständigen, die sich für berechtigt hält, auf die Reichsschulgesetzgebung, die Abänderung oder Erweiterung bestehender Gesetze hinzuwirken, daneben noch eine große Anzahl anderer Probleme in den Kreis ihrer Erörterungen gezogen hat, wird man nur billig finden und der Konferenz für die Gründlichkeit dankbar sein, mit der sie sich dieser ihrer Aufgabe unterzogen hat. Es seien hier nur kurz die Fragen der Verwaltung des öffentlichen Schulwesens im Reiche, der technischen Vereinheitlichung des Schulwesens, der Schulleitung und Schulverwaltung, der Elternbeiräte, die Leitsätze über Berufs-, Fach-, Wirtschaftsschulen, auch über die Privatschulen erwähnt; ferner die Leitsätze über Jugendwohlfahrt, Kindergärten, Volkshochschule und freies Volksbildungswesen, über Staatsbürgerkunde, Kunsterziehung, körperliche Erziehung, über „Schule und Heimat", Schularzt und Schulhygiene, und es sei endlich noch hervorgehoben, daß auch die durch den Krieg so schwer getroffenen Auslandschulen nicht vergessen wurden, über die ein ausgezeichneter Kenner des Auslandschulwesens einen vortrefflichen Bericht erstattete.

So kann das Gesamturteil über dieses erste deutsche Schulparlament trotz einzelner unerfreulicher Momente, die sich bei seiner Zusammensetzung nun einmal nicht vermeiden ließen, nur günstig lauten. Und dieses Urteil scheint mir in den warmherzigen Worten eine gewisse Bestätigung zu finden, die der österreichische Gesandte Ludo Hartmann an die Konferenz richtete, indem er einen Gruß aus Österreich überbrachte und versicherte, man werde dort mit der deutschen Kultur Schritt halten, um anschlußreif zu sein, wenn die große Stunde schlage. So klang die Konferenz hoffnungsfreudig aus. Ihre Arbeit aber wird in keinem Falle vergeblich gewesen sein. Zwar steht unser schwer geprüftes Volk in dem Augenblicke, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch in einer großen politischen Krisis, und auch die wirtschaftliche Not bedroht uns immer aufs neue wieder. Aber wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir diese Not in absehbarer Zeit siegreich überwinden werden. Dann kann und wird unser Volk sich wiederum den kulturellen Aufgaben zuwenden, die einst sein Stolz waren, und die kommende Reichsschulgesetzgebung wird sich dankbar der Arbeiter erinnern, die die verflossene Schulkonferenz im Dienste des Vaterlandes verrichtet hat.

Die Präsidentenwahl in der Tschecho-Slowakei.

Von Dr. Mischler.



Professor Dr. Th. Georg Masaryk ist unter dem stürmischen Jubel seiner Volksgenossen zum Präsidenten der Tschecho-Slowakei gewählt worden. Er ist Nationalheros seit der Zeit, da er aus Österreich flüchtete, um in Paris, London, Washington und Petersburg alle Kräfte zum Kampf für die Selbständigkeit seines Volkes aufzurufen und die tschechischen Überläuferlegionen gegen Österreich und Deutschland zu organisieren. In den letzten Wochen des Bestandes der österreichisch-ungarischen Monarchie wurde Masaryk das Haupt des tschecho-slowakischen Nationalrates in Paris und kehrte nach dem Zusammenbruch im Triumphe über Wien nach Prag zurück. Der alte morsche Nationalitätenstaat konnte dem Freiheitswillen seiner erwachten Nationen nicht standhalten, Masaryk, der Führer des Kampfes jenseits der Grenzen, blieb Sieger. Damals schon wurde er von dem Revolutions-Konvent zum Präsidenten der Republik gewählt. Allerdings nur provisorisch, auf Widerruf. Mehr konnte dieser eigenartige, von niemand gewählte, im Dunkel von Parteiausschüssen geborene Delegiertentag nicht geben. Erst jetzt, nachdem endlich diese revolutionäre Körperschaft durch die von allen Völkern der Tschecho-Slowakei gewählte Nationalversammlung abgelöst ist, erfolgte auf Grund der von der Revolutionsregierung oktroyierten Verfassung die offizielle Wahl und Gelöbnisleistung Masaryks. Der Festakt wurde geradezu mit monarchistischem Zeremoniell zelebriert, mit feierlicher Abholung von der Burg, Reiterspalier, Fanfaren, Ehrenkompagnien, Paraden, Zeremonienmeister, Hissen der Standarte usw. Die Galerien waren mit Entente-diplomaten und ihren Damen überfüllt. Ganz Europa kennt

und schätzt ja seit Jahrzehnten den vielgerühmten Gelehrten Masaryk, den unerschrockenen Vorkämpfer für sein Volk. Die Verkündigung der Wahlresultate löste bei den Tschechen im Hause, in Prag, in der ganzen Republik stürmischen Jubel aus. Und doch bleibt die Feststimmung nicht ohne Mißton. Masaryk ist eben nicht zum Präsidenten des tschechischen Volkes, sondern zum Präsidenten des Staates gewählt worden, und dieser Staat ist von mehr als 50 v. H. Nichttschechen bewohnt. Trotz einer raffinierten Wahlkreisgeometrie haben die Deutschen, Ungarn und separatistischen Slowaken — Polen und Ruthenen werden erst wählen — im Parlamente ein Drittel der Mandate. Diese Volksmänner hatten den Tschechen und dem Staatspräsidenten vor allem den Standpunkt ihrer Volksgenossen zu verdolmetschen, hatten ihm und ganz Europa mit Klarheit und Entschiedenheit zu sagen, daß sie wider ihren Willen, entgegen dem verheißenen Selbstbestimmungsrechte, diesem Fremdstaate einverleibt worden sind; sie hatten zu protestieren dagegen, daß sie 20 Monate lang durch eine schrankenlose Diktatur der Tschechen unter Genehmigung Masaryks zum Dulden und Schweigen verurteilt waren, daß ihnen eine Verfassung oktroyiert wurde, die ein Herrenvolk über Völker minderen Rechtes setzte, die, gegen jede Übung der Demokratie, dem Präsidenten ein Sanktionsrecht und unbedingtes Veto, ein Notverordnungsrecht, das Recht zur Auflösung beider Kammern und zur Ernennung und Entlassung der Minister gibt. Die Deutschen hatten Anklage zu erheben dagegen, daß urdeutscher Besitz an Grund und Boden enteignet, deutsches Wirtschaftsleben erdrosselt, deutsche Sprache und Kultur verkürzt und die älteste deutsche Universität überhaupt, die zu Prag, entwürdigt und beraubt worden war. Sie hatten nach zwanzig Monate langem Schweigen zu der großen Lüge des Friedensvertrages, daß dieser Staat „aus freier Entschließung seiner Völker" zustandegekommen war, den Ententediplomaten die Wahrheit zu sagen, sie hatten dem neuen Präsidenten zu sagen, daß sie es ihm nicht vergessen hatten, daß er einmal die seit Jahrhunderten seßhaften, bodenständigen Deutschen in diesem Staate „Kolonisten und Immigranten" genannt hatte, um dadurch ihre Bedrückung zu rechtfertigen. In diesen Erwägungen lehnten die Deutschen die Wahl Masaryks ab. Die Deutschbürgerlichen gaben ihre Stimme dem Rektor der deutschen Universität Naegler, die deutschen Sozialdemokraten gaben leere Stimmzettel ab. Als Masaryk das Haus betrat, verließen die Deutschen mit dem Rufe „Die deutschen Kolonisten und Immigranten verlassen den Saal" das Festhaus. Daß dadurch der große historische Moment eine erhebliche Störung erlitt, darüber konnte auch der demonstrative Beifall der Tschechen nicht hinwegtäuschen. Der Auftakt der Prager Nationalversammlung war unruhig, die nachfolgende parlamentarische kurze Session war eine Reihe von Sturmtagen. Die politische Zukunft der Tschecho-Slowakei wird der Vergangenheit des alten Österreichs gleichen, sie wird der Kampfboden ihrer Nationen sein. Die Deutschen, Madjaren, Polen, Ruthenen und ein großer Teil der Slowaken haben das Zustandekommen des Staates bekämpft, stehen auch heute im Parlament in schärfster Opposition und verlangen restlose Selbstverwaltung und Selbstbestimmung. Die Tschechen aller Parteien stehen dagegen auf dem Standpunkte der Unteilbarkeit und Einheitlichkeit des Staates, sie sind durchaus zentralistisch und wollen Prag zum Mittelpunkt in allen Belangen machen. Sie wissen, daß nur eine starke Militärgewalt die Gefahren des Auseinanderstrebens der Nationen bannen kann, und sind daher für ein tschechisches stehendes Heer, die anderen Nationen sind aus dem gleichen Grunde Gegner jenes undemokratischen Militarismus. Die gleichen unüberbrückbaren Gegensätze ergeben sich aus der Auffassung der außenpolitischen Lage. Die Tschechen verdanken den Staat zum großen Teil der Entente und fühlen sich heute noch als deren Bundesgenossen. Ihre Außenpolitik zielt nach dem Ausspruche eines Abgeordneten dahin, auf dem Friedensvertrage und seiner Erfüllung zu bestehen, Frankreich zu sekundieren, die „Gendarmen Deutschlands" zu sein. Daß die Sudetendeutschen eine solche Auffassung erbittert bekämpfen, ist selbstverständlich. Aber auch die anderen Nationen legen auf ein gutes Verhältnis zu Deutschland, Österreich und Ungarn mehr Wert als auf die immer problematischer werdenden Sympathien Frankreichs. Parlamentarisch konnten die Tschechen bisher alle diese Klippen umschiffen,



Die Eidesleistung des Präsidenten Masaryk.

da eine alle bedeutenden tschechischen Parteien umfassende Regierungskoalition mit einer, wenn auch geringen Mehrheit zustande kam. Die immer heftiger werdenden sozialen Gegensätze im tschechischen Volk gefährden aber täglich mehr die Geschlossenheit der tschechischen Front. Dank bureaukratischer Unfähigkeit und passiver Resistenz der Bauern wird die Ernährungslage namentlich in den Industriestädten dieses Argrarstaates immer schlechter, und der linke kommunistische Flügel opponiert bereits gegen die Koalition der Partei mit den Agrariern. Eine Regierung aller sozialistischen Parteien ohne Rücksicht der Nationalität ist angesichts der alle internationale Doktrin zerstörenden nationalen Gegensätze unmöglich. Auch in rein wirtschaftlichen Fragen, wie z. B. Bodenreform, Kriegsanleiheentschädigung u. a. stimmen die Genossen der verschiedenen Parteien und Nationen stets gegeneinander, da jede soziale Frage zugleich von eminentester nationaler Bedeutung und von durchaus verschiedener Rückwirkung auf die einzelnen Völker ist. Alles in allem: Die zwei großen mitteleuropäischen Probleme, die der Friedensvertrag aufgerollt hat: das nationale und das soziale, rütteln an den Grundfesten dieses Staates. Die soziale Frage ist nur im Nationalstaate zu lösen und: Völker sind stärker als Staaten. Daran kann auch ein zweifellos weitblickender Mann, wie es Masaryk ist, nichts ändern.

Als Freikorpsführer im Baltikum.

Von Hauptmann a. D. Cordt von Brandis.

VI.



Der Oberst Awaloff Bermondt saß am Schreibtisch, er forderte mich auf, Platz zu nehmen, wir musterten uns gegenseitig. Der Oberst sah gut aus. Sein Gesicht verriet Energie und einen offenen Charakter. Er trug die schwarze Tscherkeska seines kaukasischen Regiments mit weißem Einsatz und schräg gestellten Patronenhülsen.

„Was führt Sie zu mir?" fragte er nach Verlauf einer Minute auf russisch.

„Diese Frage muß mich um so mehr erstaunen, als ich zweimal aufgefordert bin, hier zu erscheinen." Der Oberst lächelte.

„Sie sind bereit, unter Umständen in die westrussische Armee einzutreten?"

„Dazu bedarf es der Sicherheit, daß die Löhnung der Mannschaft auf 3 Monate vorhanden ist. Dann, ja!"

„Wieviel Leute stehen hinter Ihnen?"

„Etwa 600!"

„Sie können ein Regiment bilden? Die Finanzierung ist heute noch nicht gesichert. Ich zweifle aber nicht, daß es bald anders sein wird!"

Ich aber zweifelte innerlich, und der Oberst bot mir eine Zigarette an.

„Darf ich fragen, welches die Aufgaben dieser russischen Westarmee sein werden?" Der Oberst erhob sich, zeigte energisch nach Osten, und brachte die Worte in gebrochenem Deutsch hervor:

„Vorwärts! Auf Moskau! Deutschland und Rußland vereinigt."

Ich sah ihn mir nochmal genauer an. Etwas Schauspieler schien er mir zu sein, aber er spielte gut, und es machte einen durchaus günstigen Eindruck.

„Sie habben Forrt Douaumont gestürmt?" fragte er verbindlich.

„Ich war dabei — bis zum letzten Tage an der Westfront!"

„Sie liebben nicht die Entente?"

„Nein! Das kann ich wohl behaupten!" Wir lachten. Er gab mir die Hand. „Ich freue mich, mit einem Offizier zusammen arbeiten zu können, den die Entente so haßt!" übersetzte der Dolmetscher.

Doktor Kolbe, der den Dolmetscher gemacht hatte, und ich verließen das Zimmer des Obersten. In den Geschäftszimmern davor wimmelte es von Offizieren und Ordonnanzen. In der Ecke stand unbeweglich ein Posten mit Helm und Gewehr, ein Russe in deutscher Uniform neben einem eisernen Kasten — der Kasse des russischen Westkorps Graf Keller.

„Möchte sie nur voll Geld sein!" sagte Dr. Kolbe. Einige Krankenschwestern gingen eilig vorbei, es roch nach Patschuli; Kolbe sog die Luft ein: „Hier herrscht die russische Luft!" sagte er lächelnd. „So war es während des ganzen Krieges in russischen Stäben! Der Posten dort würde nicht weggehen, auch wenn das Haus abbrennt. Die Krankenschwestern gehören dazu!"

„Das ist nach unseren Begriffen nichts Vernünftiges, läuft eine glatte Töle durchs Lager, werden die sämtlichen Hunde verrückt."

„Der Adjutant, ein Stabskapitän, der uns zuerst begrüßte, war der Typ des russischen Infanterie-Offiziers", fuhr Kolbe fort.

„Was war der alte Herr mit den goldkarierten Achselstücken?"

„Ein General!" erklärte mein Begleiter. „Die andern beiden waren Obersten!"

„Stabsoffiziere scheint es genug zu geben!"

„Die gibt es immer viel in russischen Stäben . . ."

Das war mein erster Besuch im Stabe der Russen. Bald darauf wurde daraus der Stab der russischen Westarmee, zu der die Deutsche Legion, Eiserne Division, die Abteilung von Plehwe und das russische Korps Wirgolitsch traten.

Für drei Wochen gehörte ich später auch dem Stabe an. Man hatte mich zur Ausbildung der russischen Infanterie in moderner Taktik kommandiert, und ich unterstand als Instruktor unmittelbar dem Fürsten. Das war ein mühsames und wenig lohnendes Geschäft. Jene Russen hatten mehr als drei Jahre in Gefangenenlagern gesessen. Wie sollte man da von ihnen irgendeine Ahnung von der modernen Kriegführung verlangen? Mein Dolmetscher, den man mir wegen gänzlicher Unkenntnis der russischen Sprache zugeteilt hatte, kannte seine Pappenheimer.

„Herr Hauptmann!" sagte er. „Wir müssen zum 2. Regiment gehen. Die Felddienstübung für morgen kommt sonst nicht zustande. Ich kenne meine Brüder!"

Wir gingen hin und mußten lange warten. Erst nachdem ich grob wurde, erhielten wir die gewünschte Auskunft. Die Übung würde pünktlich steigen, die Aufgabe würde mir noch abends zugehen. Sie ging mir nicht zu. Deshalb gingen wir in den Oberstab und beschwerten uns beim „düjourierenden" General. „Da — da!" hieß es, „Oberst X. ist beauftragt, eine Übung auszuarbeiten." Schließlich kam dann auch das Ergebnis dieser Ausarbeitung in unsere Hände.

„Die 10. Rotte (Kompagnie) marschiert um 7 Uhr von der Brücke ab und besetzt das Dorf X. Die 9. Rotte marschiert um 8 Uhr von der Brücke ab und greift die 10. Rotte an!"

Allerhand Achtung! Schade nur, daß das Dorf X. mitten im Walde lag und seit 1915 dem Erdboden gleichgemacht war.

Mein Dolmetscher fluchte: „Solche Esel!" sagte er ohne jeden Respekt. „Wer soll danach eine Übung machen?" — —

Auf meine Beschwerde hin befahl der Fürst Awaloff eine Übung, zu der ich die Aufgabe stellen und die ich leiten sollte.

Natürlich wählte ich das einfachste Gefecht, den Vormarsch mit Angriff auf einen schwächeren Gegner. Die Angreifer bildeten Deutsche, die sich frei hatten anwerben lassen.

Oberst Awaloff erschien mit seinem Gefolge, ebenso eine Kompagnie von 280 Offizieren, die teilnehmen sollte.

Der Oberst trat vor die Front und grüßte, die Handfläche nach vorne gedreht: „Gutten Morgen, meine liebben Kamerabden!" Wieder machte alles an ihm einen tadellosen Eindruck. Er war sehr interessiert und voller Hoffnung für unsere Sache. Als die russischen Offiziere sahen, wie unsere Leute im Gefecht von Busch zu Busch vorwärtssprangen, in Gräben krochen und mit den Maschinengewehren hantierten, sagten sie einstimmig: „Deutsche Soldaten sind doch anders als russische Soldaten. Es ist kein Wunder, wenn wir besiegt wurden."

Bei einer späteren Übung ließ ich eine unserer früheren Gefechte genau nachbilden.

Bei der „Besprechung nach der Übung" — belehrte der russische Divisionskommandeur seine Offiziere. Ich fragte meinen Dolmetscher: „Was hat er denn gesagt, Kupffer?" — „Er hat gesagt, wir haben gelernt, daß man Leuchtkugeln hoch schießen muß und daß Maschinengewehre bei der Spitze sein können."

Übrigens hatte ich meine russischen Kenntnisse erweitert. Eines Tages fragte mich eine junge Dame anläßlich einer Abendgesellschaft etwas auf russisch. Ich antwortete auf gut Glück: „Potom, potom!" was ich aufgeschnappt hatte. Es entstand ein ungeheures Gelächter. Sie hatte gefragt: „Lieben Sie mich?" und ich hatte geantwortet: „Später, später!" —

Mit den russischen Kameraden würden wir zunächst nicht viel Freude vor dem Feinde erleben. Da aber alle russischen Formationen zusammen nicht viel über 7000—8000 Mann stark waren, war es ja schließlich für uns kein allzu großes Unglück, und mit der Zeit würde es schon werden.

Auf dem Kasernenhofe übten sie unentwegt mit großer Ausdauer Bajonettierübungen und ihr „Hundegebell". Letzteres ist die Begrüßung des Vorgesetzten, die unserm „Guten Morgen, Leute" entspricht. Bei den Russen heißt die Antwort: „Glück und Gesundheit, Euer Hochwohlgeboren". Je höher der Rang ist, je länger wird das Gebell. Schließlich werden uralten Generalen Glück, Gesundheit, Sieg, langes Leben und viele Kinder gewünscht!

Das Leben in den Straßen Mitaus war so bunt wie nur möglich, wenn man näheres wissen will, so soll man „Wallensteins Lager" zur Hand nehmen.

Im Kasino bot sich eigentlich immer Gelegenheit zu reiner Freude über die verschieden gearteten Menschen. Nichts konnte erheiternder sein, als sie zu beobachten.

Da stürzt sich ein junges Bürschchen ans Telephon, höchstens 20 Jahre alt, und kräht hinein: „Wie meinen Sie —

Französische Karikatur.



Ausflüge ins zerstörte Gebiet. („Le Rire")

nein – nun ja, ich fahre morgen nach Breslau, von da nach Hamburg, ich habe mit allen Parteien verhandelt — in Weimar —. Ich werde die Stimmung erkunden!" —

Ein anderer will die Finanzierung schon sichergestellt haben, „einflußreiche Bankkreise" garantieren ihm. Delbrück sagte wieder: „Der Oberkellner von Traubes Diele". Ein dritter hatte Beziehungen zu „großen Import- und Exportfirmen" angeknüpft und will durch den Erlös der Marketendereien die Löhnung decken. Natürlich ist er „Geschäftsmann".

So wimmelte und tribbelte es durcheinander, und es ist nicht verwunderlich, daß sich Schieber und Schieber-Genossen in Fülle einfanden. Wenn durch derartige Schmarotzer der Ruf der Baltikumtruppen gelitten hat, so ist dies zu Unrecht geschehen. An der Beseitigung dieser Mißstände und Kinderkrankheiten eines jungen Unternehmens wurde von allen Seiten gearbeitet, niemals dürfen sie den großen und gesunden Grundgedanken verlöschen, der uns in schweren Kämpfen leitete: Die Heimat zu schützen, Deutschlands Zukunft vorzubereiten.

Um äußerlich das deutsch-russische Bündnis zu kennzeichnen, wurde auch ein Bankett abgehalten, bei dem die üblichen Reden wie M.-G.-Feuer auf die leidtragenden hernieder prasselten.

Wenn uns Norddeutschen das bei solchen Gelegenheiten an den Tag gelegte theatralische Gebaren des Obersten Bermondt auch komisch vorkam, so muß ich doch sagen, daß dies den Russen gegenüber wohl angebracht war. Ihnen machte es großen Eindruck, und wie mir einer sagte, „liebten sie ihn heiß".

In vorgeschrittener Stunde gab der kaukasische Fürst auch wohl einen Nationaltanz zum besten, der an Wildheit nichts zu wünschen übrigließ und darin gipfelte, daß er drei Pistolenschüsse in die Decke und drei in den Fußboden abgab. Die Treffsicherheit war allerdings durch den Tanz sehr beschränkt, und viele Zuschauer zogen es vor, fluchtartig das Lokal zu verlassen. Das erinnerte mich lebhaft an eine Panik, die ich im November 1918 in einer mit Reserven vollgestopften Ziegelei erlebte.

Im übrigen hielt der Fürst Awaloff mit eiserner Strenge auf Zucht und Ordnung.

Der Entente gegenüber betonte er seinen deutschen Standpunkt vielleicht etwas schärfer, als es der Sache dienlich war.

Man hätte dem Fürsten Awaloff Bermondt wohl wünschen können, daß sein Unternehmen einen günstigeren Verlauf genommen hätte, daß die „Morgenröte des Sieges seiner Truppen die goldenen Türme des heiligen Moskau hätte erglühen lassen", wie er in einem seiner bilderreichen Befehle selbst schrieb, und daß er sich mit Koltschak und Denikin über dem Grab des Bolschewismus, dieser völkervernichtenden jüdischen Lehre, die Hand hätte reichen können zu gemeinsamer Arbeit an der Wiederaufrichtung der russischen Nation.

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Amerikanische Kriegsreue.

Vor einigen Monaten hat im „Tag" der Herr Prof. Spies (Greifswald) durch den Artikel „England, Amerika und der Weltkrieg" dargelegt, wie starke Kriegswiderstände in den Vereinigten Staaten von der englischen Kriegspropaganda und den amerikanischen Englandfreunden zu überwinden waren. Jetzt übersendet er uns einen sehr bemerkenswerten Brief, der am Neujahrstage dieses Jahres an die New-Yorker „Nation" gerichtet wurde, und der Zeugnis dafür ablegt, wie leidenschaftlichen Widerstand der Vertrag von Versailles in den Vereinigten Staaten in gewissen Kreisen ausgelöst hat, wie großer Mut aber auch noch vor einem halben Jahr dazu gehörte, diesen Vertrag, und was ihm vorangegangen war, öffentlich zu verurteilen. Der Verfasser war vor 1½ Jahrzehnten an der Göttinger Georgia-Augusta als Studierender eingeschrieben und ein Schüler des dortigen Anglisten Lorenz Morsbach. Der „gelbe Streifen" ist ein pazifistisches Abzeichen.

Der Brief lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen:

Der Mann mit dem gelben Streifen

An den Herausgeber der „Nation":

Mein Herr, die „Nation", die „New Republic", die „Dial" und andere mutige, hochstehende und weitausblickende Zeitschriften der amerikanischen öffentlichen Meinung haben von Anfang an den Friedensvertrag abgelehnt. Hier und da hat ein hervorragender Bürger wie Amos Pinchot dasselbe getan. Neun Mitglieder der Amerikanischen Friedensdelegation haben ihn verworfen. In England haben Schriftsteller wie Wels und Gelehrte wie Gilbert Murray ihn abgelehnt. Und tagtäglich kommen neue Stimmen der Ablehnung aus dem Herzen Frankreichs wie auch aus den neutralen Staaten. Die Arbeiterschaft der Welt hat ihn selbstverständlich zurückgewiesen. Aber wo ist in Amerika der Lehrer oder Prediger unter all denen, die noch unlängst so beredt von der nationalen Moral zu sprechen wußten, der hervorgetreten wäre als ein freier Mann mit politischen Ausblicken in dieser ethischen Krisis unseres Landes?

Vor zwei Jahren gellte der Schrei durch die Staaten, daß unsere Ehre auf dem Spiel stünde. Wo sind jetzt die, die am lautesten schrien? Unsere Ehre steht wieder auf dem Spiel; jetzt nicht von außen bedroht (wenn Ehre überhaupt von außen bedroht werden kann), aber schon gefährdet, wenn nicht bereits untergraben, von innen. Das Wort Amerikas, nicht nur dem Feinde, sondern der ganzen Welt verpfändet, nicht nur seinem eigenen Volke, sondern auch seinen zukünftigen Geschlechtern verpfändet, ist in Wirklichkeit zu einem Gegenstand des Hohnes und Gespöttes geworden. Ich schaudere vor dem Kriege, der bis jetzt, selbst auf dem Felde der gestreckten Waffen, gegen die neuen sozialistischen Republiken Mitteleuropas geführt wurde, und vor dem Kriege, der jetzt noch, ohne die Weihe von Grund oder Gesetz, gegen die neuen sozialistischen Republiken Osteuropas von denen geführt wird, die für die Einsetzung der Regierenden durch die Regierten kämpften. Ich schaudere vor dieser teuflischen Blockade, diesem Aushungern von Frauen und Kindern in jenen neuen Ländern durch die, welche die Waffen ergriffen im Namen der Menschlichkeit gegen die Mörder der Kinder und Schänder der Frauen. Ich schaudere bei dem allgemeinen triumphierenden Geschrei der guten Menschen, die unser physischer Sieg so blind gegen unsere moralische Niederlage gemacht hat, daß sie dies schale Dokumentenmachwerk eines „großen Geschäfts" für die neue Verteilung angenommen haben.

Aber wer bin ich, daß ich schaudere? Ich bin nicht jener tragischste aller Menschen, der enttäuschte kriegsbejahende amerikanische Liberale. Welches Recht habe ich, über Amerika zu reden? Ich stellte unseren Eintritt in den Krieg, durch den alliierten Imperialismus beunruhigt, in Frage, lange bevor Lenin die geheimen Verträge veröffentlichte, von denen Wilson nichts wußte; überzeugt von einigen rettenden Überbleibseln deutscher Rechtlichkeit, lange bevor Wilson das deutsche Volk seiner unwandelbaren Zuneigung und seines Vertrauens versicherte; überzeugt, daß wir im voraus einige Garantien von den Alliierten erpressen würden, außer einigen schön angebrachten Tränen am Grabe George Washingtons; erschreckt über die Möglichkeit eines unnützen Opfers amerikanischen Blutes und eines Zusammenbruchs amerikanischer Intelligenz; und endlich, nur ausgesöhnt mit unserer Teilnahme am Kriege durch den schwachen Glauben, daß unsere schlachtfertigen Idealisten vielleicht doch wirklich *meinten*, was sie sagten, und so immerhin noch etwas Gutes zustande bringen würden. Ich bin bis ans Ende meiner Tage der Mann mit dem gelben Streifen, obgleich in der ganzen Christenheit kein Patriot, seit er die politische Reife erlangt hat, Potsdam, dem Kaiser oder des Kaisers Sohn, als einem Regierungswerkzeug, weniger genützt hat als ich, ausgenommen vielleicht Debs, den sie einkerkerten, und Jaurès, den sie erschlugen. Welches Recht habe ich — und die paar Millionen Gleichgesinnter — über Amerika zu reden? Sind wir nicht bekennende Deutschenfreunde, Auch-Hunnen, Verräter; in diesem Augenblick nur durch die Gnade des Gottes „Gehorsam", des großen Gottes „Mundhalten" nicht in irgendeinem bundesstaatlichen Gefängnisse? Ein Mitbürger, ursprünglich ein Ausländer, und ganz verzeihlicherweise aufgebläht durch einen Stoß nagelneuer Naturalisationspapiere, sagte mir vor zwei Jahren: „Der einzige Weg, unser Land zu retten, ist, den Mund zu halten." Und dies ist, glaube ich, das einzige Mal, daß ich seine Mahnung vergessen habe. Vielleicht hätte ich sie lieber nicht vergessen sollen.

1. Januar, 1920. Chicago.

Robert Wylie Weldon.

Unter der Lupe

Ein freundschaftlicher Briefwechsel über Allerlei.

„Lieber Pix!

Dir als Liebhaber von Kinder- und Hausmärchen will ich eins erzählen. Es war einmal ein kleines Mädchen, das arbeitete in einer Münchener Lebensmittelfabrik, und da sie, in das Fabrikationsgeheimnis eingeweiht, niemals naschte und durch ihren Fleiß im Akkord so viel verdiente wie zwei andere zusammen, bemächtigte sich unstillbare Unruhe des ganzen Betriebes. Die Fabrikbesitzer fürchteten nicht nur dessen Sozialisierung, sondern ärgerten sich auch über den **Besuch der vielen Fremden, die das fleißige Wundermädchen** sehen wollten — hatte doch Cook in London zu dem Zwecke bereits eine Gesellschaftsreise veranstaltet — und die übrigen Arbeiter empfanden die von ihrer Kollegin erzielten Akkordlöhne als eine giftige Verhöhnung des achtstündigen Arbeitstages, und sie, die im Interesse der Unternehmer auf Schonung der Maschinen und Werkzeuge bedacht waren, fanden es unbegreiflich, wie eine Proletarierin durch vermehrte Erzeugung von Lebensmitteln zum Wohlleben der Kapitalisten beitragen konnte. Sie beschlossen also eine Secessio in montem sacrum, so da Nockeberg genannt wird, und streikten, obwohl ihnen ein Mennenius Agrippa in Gestalt eines Gewerkschaftssekretärs ins Gewissen redete, der einen hinreichenden Streikgrund nicht einzusehen vermochte. Arbeiter und Arbeiterinnen beharrten auf ihrem Beschluß, zumal da auch Barnum aus New York mit einer Schar Amerikaner anrückte, die sich mit eigenen Augen von der Existenz einer wirklich arbeitenden deutschen Arbeiterin überzeugen wollten, nachdem die „Times" verbreitet hatte, es wäre gar kein Mensch, sondern eine Androide. Da riß der Fabrikleitung der Geduldsfaden, und sie erklärte, wer nicht binnen wenigen Stunden **die Arbeit wiederaufnehme, werde entlassen. Denke Dir,** lieber Pix, darauf kamen alle wieder, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch. Ist das nicht ein Märchen?

Herzlichst Dein Mix!"

*

„Lieber Mix!

Es ist kein Märchen. Ich habe es im „Tag" vom 23. Juni gelesen, und das ist doch ein ernstes Blatt. Du kannst Dich eben nicht in den Seelenzustand unserer Modernen versetzen. Weißt Du, warum sie wieder an die Arbeit gegangen sind? Weil sie sich gesagt haben: Laß das Tschaperl arbeiten, bis **es umfällt; die Arbeit, die Arbeit, die von anderen getan** wird, brauchen wir nicht zu tun, wenn wir nur unsern Lohn kriegen. Siehst Du, Mix, das ist ein Zeichen von Einkehr, von Rückkehr zu vernünftiger Lebensphilosophie, und in dem neumodischen Beamtenstande ist sie längst Regel geworden, sogar zu einer ausnahmslosen Regel, was bei vielen Be**hörden einen Geschäftsgang zur Folge hat, der den seligen** Amtsschimmel als Hoppegartener Favoriten erscheinen ließe. In Berlin, in der Potsdamer Straße, bewohnte einst Anton v. Werner eine Villa. Ihre Front war mit der schönen Aufschrift verziert: Labor gaudet. Zu deutsch: Die Arbeit freut sich. Ich habe sie selber noch gelesen und mich auch dabei gefreut. Wollte man sie heute an gewissen öffentlichen Gebäuden anbringen, so wäre damit mancher amtliche Betrieb richtig gekennzeichnet. Und nicht nur dieser. Wir haben jüngst erfahren, woher die Verteuerung der Briketts — sie kosten jetzt schon der Zentner 16 Mark! — rührt: aus der Vermeh**rung der Schichten, aus der damit verbundenen Vermehrung** der Arbeiter und ihrer Löhne und aus der Verminderung der Förderung, wobei der Gewinnanteil der Zechen unter 1 v. H. gesunken ist, gewiß ein Anreiz zur Sozialisierung der Braunkohlenbergwerke! Sozialismus heißt Arbeit, wird uns **täglich gepredigt, die Arbeit, d. h. „Der Sozialismus freut** sich", sollte in Riesenlettern über jedem Schacht stehen.

Du wirst mir zugeben, lieber Freund, daß die in Wahrheit lebenswichtigen Zechen nicht stillgelegt werden können, sonst erfrieren wir. Solange sich die Bergleute, die kleine Minderheit in einem 60-Millionen-Volk, als Tyrannen der Mehrheit fühlen dürfen, müssen ihnen alle Forderungen bewilligt werden. Heizstoffe für Hausbrand und Industrie und Landwirtschaft können überhaupt gar nicht zu viel auf den Markt ge**bracht werden, keine Fabrik darf stillstehen. Keine? Ich irre** mich. Von einer Betriebsart weiß ich, daß sie, o wundersames Erlebnis, vom 1. Juli durch reichswirtschaftliche Verfügung stillgelegt werden soll: es sind die Ölfabriken. Warum? Die Lager sind mit Öl und Fetten überfüllt. Jetzt wirst Du einwenden, ich erzähle Dir ein Märchen. Aber nein: es ist Tatsache, und zwar hat sich nicht die Münchener Lebensmittelarbeiterin in diese Betriebe eingeschlichen und durch ihre unheimliche Akkordarbeit dieses Wunder bewirkt, sondern es ist die 12 000 Mann umfassende Arbeiterschaft der Harburger Ölindustrie gewesen. Öle und Fette sind also in Hülle und Fülle in Deutschland vorhanden, darum muß der Produktion ein Riegel vorgeschoben werden, und die Bevölkerung muß trotzdem phantastische Preise für Margarine und Seife zahlen. Reichswirtschaft, Horatio, Reichswirtschaft! Und dabei ist der Ankauf von Ölsaaten verboten! Von wem? fragst Du. Ich schwöre es Dir, Mix, nicht von sadistischen Franzosen, nicht von Amerikanern, die ihr Baumwollöl loswerden wollen, sondern von deutschen Beamten.

Dein Pix."



Die Verfassungsdenkmünze der deutschen Nationalversammlung

zur Erinnerung an den Geburtstag der neuen Reichsverfassung, den 31. Juli 1919, ist an die Mitglieder der Nationalversammlung verteilt worden. Die Medaille wurde von dem Münchener Bildhauer Professor Heinrich Wadere, einem gebürtigen Elsässer, entworfen und in Bronze ausgeführt. Sie trägt auf der einen Seite den Kopf einer Arbeiterfrau, die die junge Republik verkörpert, auf der Rückseite das Wahrzeichen der demokratischen Verfassung, das Liktorenbündel, aus dem die Fackel der Freiheit ihre Flammen wirft.



Deutsche Karikaturen

„Zu Hilfe Venizelos!"



Unsre Pennäler drohen dem Feind mit dem großen Bruder,
Albion ruft, in Gefahr, jammernd den kleinen herbei.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. C. Mühling, Berlin-Friedenau.

Preis 1.— Mark

20. Jahrhundert

Dokumente zur Zeitgeschichte

Verlag August Scherl G.m.b.H. Berlin SW 68

Nummer 28 17. Juli 1920 2. Jahrgang

Der Grund der Erzbergerschen Halskrankheit.



Der böse Henker Helfferich,
Der dachte: Hias helf er sich!
Allein als Ende dieses Falls
Ergab sich Kratzen nur im Hals,
Und durch die Revision hat leicht
Er eine Galgenfrist erreicht.

Die Abrüstungsfrage in Spa.

Von Dr. C. Mühling.



Wenn irgendein orientalischer Despot von mir verlangte, daß ich mich verpflichte, ihm innerhalb von drei Monaten den Mond vom Himmel herunterzuholen, und mir gleichzeitig verkündete, daß er mir den Kopf abschlagen würde, falls ich diesen Auftrag nicht in der mir gestellten Frist erfüllte, so müßte ich — daran wird, glaube ich, keiner meiner Leser zweifeln — ein vollendeter Idiot sein, wenn ich glaubte, daß dieser Tyrann wirklich den Mond haben will, und nicht vielmehr mit unumstößlicher Sicherheit davon überzeugt wäre, daß *es ihm einzig und allein darauf ankommt, mir den Kopf abzuschlagen.*

In Deutschland aber gibt es noch Tausende von Leuten, die glauben, daß Frankreich deshalb Unerfüllbares von uns verlangt, weil es die Erfüllung des Unerfüllbaren von uns erhofft, und nicht vielmehr deshalb, weil es nur darauf wartet, die Strafe in Anwendung zu bringen, die es auf die Nichterfüllung seiner Forderung gesetzt hat.

Es ist nicht wahr, daß die französischen Machthaber sich vor der deutschen Revanche noch fürchten. Sie wissen ganz genau, daß es für uns ganz unmöglich ist, mit unbewaffneten Küsten, die binnen drei Tagen im Besitz der schwächsten Flotte wären, ohne Mobilisationsorganisation, ohne Generalstab, ohne Flugzeuge, ohne Flotte, mit Waffen, die nicht in Depots, sondern über ganz Deutschland in Tausenden von Verstecken, zum größten Teil bei Menschen verborgen sind, die sich geschworen haben, jeden Krieg zu verhindern, einen Krieg zu beginnen, der nicht in wenigen Tagen zu Ende wäre, sie wissen, daß sie vom heutigen Deutschland nichts mehr zu fürchten haben.

Man kann das nicht nur mit Hilfe logischer Überlegung, sondern auch mit Tatsachen beweisen. Wer, so frage ich, konnte wohl mit größerer Sachkunde und mit grausamerer Rücksichtslosigkeit beurteilen, wie groß das deutsche Heer sein dürfe, um Frankreich nicht gefährlich zu werden, und wie groß es sein müsse und wie beschaffen, damit Deutschland nicht aufhöre ein Ausbeutungsobjekt seiner Besieger zu sein, als Marschall Foch? Nun wohl, der Marschall Foch hat der Friedenskonferenz am 6. März 1919 den Bericht des von ihm geleiteten Militärausschusses vorgelegt, der die Grundlage der Beratung der Artikel des Friedensvertrages wurde, die von der Entwaffnung Deutschlands handeln. Was verlangte die von Foch geleitete Militärkommission in diesem Bericht? Herr André Tardieu schreibt in der „Illustration" vom 28. Februar: „Am 6. März endlich konnte die Erörterung über den Bericht der Militärkommission, deren Vorsitzender Marschall Foch war, beginnen. Diese Denkschrift ließ Deutschland eine Armee von 200 000 *Mann, die ausgehoben werden und ein Jahr dienen sollte, mit einem Generalstab der Armee und fünf Armeekorpsstäben, 15 Divisionen, 180 Stück schweren und 600 Stück leichten Geschützen.*" Und als Lloyd George, unterstützt von Clemenceau, sofort entgegnete, daß Deutschland, wenn es jährlich 200 000 Mann ausbilde in fünfzehn Jahren über Millionen von ausgebildeten Soldaten verfügen würde, antwortete Foch, daß *eine Armee von Söldnern, die lange diene, eine Pflanzstätte für Kaders (une pépinière de cadres) sein würde.* Aber diesen Einwand ließen die *Politiker* nicht gelten; die allgemeine Wehrpflicht wurde unterdrückt und Foch beauftragt, am 10. März ein neues Projekt für ein Söldnerheer vorzulegen. In diesem zweiten Projekt schlug die Militärmission ein zwölf Jahre dienendes Söldnerheer von 140 000 *Mann mit dem dafür erforderlichen Kriegsmaterial* vor. Da erhob sich *Clemenceau* und verlangte die Herabsetzung des deutschen Heeres auf 100 000 Mann. Tardieu erzählt, daß der greise Staatsmann gesagt habe: „Darauf bestehe ich mit ganz besonderer Energie, denn es ist Frankreich, daß morgen wie heute Deutschland gegenüberstehen wird." Darauf erst erfolgte dann schnell die Einigung auf die jetzt gültigen Artikel des Friedensvertrages *trotz der Einwendungen der englischen und amerikanischen Sachverständigen.*

Es ist in Spa keinem unserer Delegierten eingefallen, unsere Feinde darauf hinzuweisen, daß erst die *Politiker gegen die militärischen Sachverständigen* die furchtbaren Bedingungen des Friedensvertrages durchgesetzt haben, und daß daraus doch wohl zu schließen sei, das erste von Foch vorgelegte Projekt sei das Mindestmaß dessen, was die militärischen Sachverständigen Deutschland belassen zu müssen glaubten, damit es ein lebensfähiger Staat bleibe. Sie haben sich diesen ihnen seit Anfang März bekannten Kronzeugen für die Berechtigung ihrer Einwände entgehen lassen.

Es erscheint mir durch die Entstehungsgeschichte der Entmannungsartikel des Friedensvertrages erwiesen zu sein, daß auch in ihnen mit vollem Bewußtsein Unerfüllbares gefordert wurde, um die Verwirklichung des tausendjährigen Traumes der französischen Politik, *die dauernde Erwerbung des linken Rheinufers*, vorzubereiten. Unser *Heer sollte auch für einen Verteidigungskrieg nicht mehr in Betracht kommen*; es sollte Frankreich für alle Zukunft die Sicherheit gegeben werden, jede günstige europäische Konstellation ausnutzen zu können, um, auf seinem Schein bestehend, das als *Sühne* und *Strafe* zu verlangen, was es als *Siegespreis des Krieges durchzusetzen*, vorläufig nicht stark genug war. *Das ist der Sinn des Abkommens, das in Spa unterzeichnet worden ist.*

Für Herrn Dr. Simons freilich gab es innerliche Hemmungen, die, ganz von der Wehrlosigkeit Deutschlands abgesehen, gerade ihm die rücksichtslose Bekämpfung der Abrüstungsforderungen fast unmöglich machte. Es existiert nämlich eine, wie es scheint, wieder vergessene Urkunde, die unter bestimmender Mitwirkung des jetzigen Ministers des Äußeren entstanden ist, wenn sie auch Graf Brockdorff-Rantzau unterzeichnet hat. Ich meine die zusammenfassende Darlegung der deutschen Friedensdelegation vom 29 Mai 1919. Darin findet sich folgende Stelle: „Deutschland bietet an, mit der eigenen Entwaffnung allen anderen Völkern voranzugehen, um zu zeigen, daß es helfen will, das neue Zeitalter des Rechtsfriedens herbeizuführen. Es gibt die allgemeine Wehrpflicht auf und verringert, von Übergangsbestimmungen abgesehen, sein Heer auf 100 000 Mann. *Es verzichtet sogar auf die Schlachtschiffe, die ihm seine Feinde noch lassen wollen. Aber es setzt voraus, daß es sofort als gleichberechtigter Staat in den Völkerbund aufgenommen wird.*" Diese Voraussetzung ist nicht erfüllt worden — so hätte Herr Dr. Simons antworten können, wenn man ihm diese Stelle der Urkunde vom 29. Mai entgegengehalten hätte. Aber diesen Einwand hatte er selbst jeder Beweiskraft beraubt, weil er die Unmöglichkeit der Abrüstung ganz ausschließlich durch die *inneren* Zustände begründet hatte. Gerade mit Rücksicht auf die unseren Pazifismus erhärtende Stelle der Urkunde vom 29. Mai hätte man unter Hinweis auf die immer drohender werdende Gefahr im Osten mit vollem Recht sagen können: *Alle Eure Wünsche wären längst erfüllt, wenn Ihr uns in den Völkerbund aufgenommen hättet.*

Nation und Volksvertretung.

Von Dr. *Alexander Ringleb.*



Eine Wahl aus den vielen wendet sich gegen *alle*: Erzbergers. Rechten können wir nicht mit der Menge, die so wählt. Sie ist anonym. Ihre Wahl aber ist sichtbar. Sie werten, lohnt nicht die leichte Mühe. *Über* den Feldern schwebt der Adler. — Deutschen wurde Not schon vor den Gegenwartszeiten zur „lieben Not“, und wir wollen es Herden nicht verdenken, wenn sie Heu der Rosenblüte mit dem Stachel vorziehen und Wolf und Adler als sittenlose unnütze Geschöpfe schelten.

Vor solchen Deutschen hat Erzberger vor Gericht gestanden. Aber auch vor anderen: als Angeklagter. Weil Rechtsgefühl untrüglicher ist als Rechtssatzung. Und Rechtsform nicht des Rechtes Inhalt. Sodann als Verurteilter: Denn das „absolvo te“ konnte wohl geistliche All-Liebe, nicht jedoch weltliche Erkenntnis über ihn sprechen. Aber als Verfemter, zu dem ihn seine Widersacher haben machen wollen, steht er noch immer nicht da, denn er ist ein Erwählter. Daß diese Wahl zu den wahrheitgewordenen Möglichkeiten gehört, die einige errechnet, tausende gefürchtet, tausende gehofft und erreicht und die Nation nicht hat abwenden können, das zeigt, wie weit die Deutschen von heute jenem übersinnlichen Gute fernestehen, von dem Fichte vor 100 Jahren gesagt hat, es mache den Begriff „Nation“ aus.

Gewiß. Auch uns ist es nicht — wie dem kosmopolitischen Urheber der Reden an die deutsche Nation — ausgemacht, daß eine Volksmasse bei äußerem Zusammensein schon eine Nation im rechten und vollen Sinne bilde. Sie muß vielmehr zunächst jene „eigentümliche, geistige Art besitzen“, „die der Erhaltung würdig“ sei. Wer mit uns diesen umfassenden Gesichtskreis absehen will, wird seine Betrachtung vorerst aus dem Gebiet der Sittenlehre, von dem Niveau des Spötters, des Züchtigenden und Besserers hinwegnehmen und sie auf die höhere Warte der Geschichte stellen müssen. Hier ist die Freiheit vorüber: Das Geschehene ist der notwendige Erfolg des Vorangegangenen. Und deshalb gilt unabwendbar, daß auch dieser welthistorisch bedeutsame Akt der Neuschöpfung eines innerdeutschen, politischen Regulativs, das die Zusammensetzung von 460 Abgeordneten zum Deutschen Reichstag darstellt, in *allen* seinen Teilen die notwendige Folge historischer Voraussetzungen ist.

Dann aber sind jene Faktoren, die „die eigentümliche geistige Art“ ausmachen, von der wir als Grundlage des Nationbegriffes sprachen, zu einem einschneidenden Teil Unwerte. Denn Erzberger ist nicht von Massen allein, von Herden, sondern von deren Einpeitschern, die sich Führung anmaßen, zur Wahl gestellt und gebracht worden. Die „eigentümliche geistige Art“, diese überkomplexe Sammlung, ist in lebendigen Teilstücken zur Unart, zur Abart, zur Entartung geworden, wie Sittenlehre *und* Geschichtsbetrachtung vereint zu wissen geben. Das zeigt das Führungsproblem gegenüber dem Zeitgenossen Erzberger.

Wir wollen keinem zeitgenössischen Bewerter Erzbergers zu seinem Ruhme verhelfen. Nicht Helfferich (Prozeß) oder Stadtler (offener Brief an Erzberger im „Gewissen“ vom 21. 1. 20), nicht Johannes Fischart („Das alte und das neue System“, S. 48 -63) oder Erzbergers größtem und wissendstem Gegner Martin Spahn oder den 1000 Monographien und Reden pro oder contra.

Aber wir müssen an die Männer, die in das Rathaus der deutschen Republik einziehen, die Frage richten: Soll jenes „Dem deutschen Volke“ gegebene Haus am Königsplatz in Berlin hinkünftig von Taten für die deutsche Nation oder von Reden des Abgeordneten Erzberger hören?

Ist so beschlossen, dann wird der Mitschuldige des Kulturbolschewismus, der Schöpfer des Finanzbolschewismus, des nationalen Bolschewismus wider Willen, weiterwirken können. Dann wütet weiter der Parteidogmen blinder Glaube, dann steht hinfort wie bis heute an Stelle der Sache die Person, und an Stelle der *Persönlichkeit*, die zur Nation führt, die Routine, das Kompromiß und seine neudeutsche Spielart, die Schiebung.

„Die eigentümliche geistige Art, die der Erhaltung würdig ist“, werden manche „Führer“ des deutschen Volkes schon erkannt gesehen haben, als sie vorschnell die Arbeiterräte-Versammlung von 1919 eine „National“-Versammlung nannten. Wer will guten Willen böse schelten? Wer aber wollte einer Vielheit guter Vorsätze und der ihnen entsprechenden Hirne den Beinamen „Persönlichkeiten“ geben. Glücklich die Gesellschaft, die aus tausend kleinen Geistern einen überragenden Kopf schaffen könnte. Nicht die Zahl der Einzeltugenden verbürgt Meisterschaft einer Gesamtheit, so wenig die Schönheit des gotischen Domes der Zahl seiner Säulen entsteigt. Biedermänner und andere *können* Persönlichkeiten sein: *Ihre* Gefahr ist das Mittelmaß und die Selbstsucht, die da tritt an die Stelle der Selbstzucht. Wo *an Stelle* der Selbstverantwortung Selbstbewußtsein waltet, wird dieses zur Frechheit.

In seiner ersten Rede sagt Fichte: „Bis zu ihrem höchsten Grade entwickelt ist die Selbstsucht, wenn, nachdem sie erst mit unbedeutender Ausnahme die Gesamtheit der Regierten ergriffen, sie von diesen aus sich auch der Regierenden bemächtigt und deren alleiniger Lebenstrieb wird. Es entsteht einer solchen Regierung zuvörderst nach außen die Vernachlässigung aller Bande, durch welche ihre eigene Sicherheit an die Sicherheit anderer Staaten geknüpft ist. Das Aufgeben des Ganzen, dessen Glied sie ist, lediglich darum, damit sie nicht aus ihrer trägen Ruhe aufgestört werde, und die traurige Täuschung der Selbstsucht, daß sie Frieden habe, solange nur die eigenen Grenzen nicht angegriffen sind. Sodann nach innen jene weichliche Führung der Zügel des Staats, die mit ausländischen Worten sich Humanität, Liberalität und Popularität nennt, die aber richtiger in deutscher Sprache Schlaffheit und ein Betragen ohne Würde zu nennen ist. — Wo alles Ebengenannte sich vereinigt, da geht das Gemeinwesen bei dem ersten ernstlichen Angriff zugrunde.“

Er, der so vor hundert Jahren in Königsbergs Universität sprach, wußte, daß für uns Deutsche „Nation“ kein bequemer Besitz, kein Produkt natürlich schöpferischer Vorgänge ist, sondern ein geistiges Werk, von Vätern ererbt, stets neu zu erringen, um es ganz zu nutzen.

Deshalb haben wir vom heutigen Führer verantwortliche *Bewirtschaftung* dieses kostbarsten Gutes der Volksgemeinschaft zu fordern, nicht seine *Verwirtschaftung* — bei Trinken und Lachen.

Je fester und kompromißloser die Gegensätze zwischen wahrhaften Persönlichkeiten sich behaupten, um so leichter läuft das Werk, das künstlerischem Takt und der Kraft der Selbstgestaltung erfinderischen Ausgleich ermöglicht. Unentschlossen schwankt der Kompromiß von Standpunkt zu Standpunkt; heimlich vertuscht er Widersprüche, entstellt die Seelen in eklem Ineinanderdrängen unverträglicher Denkarten und Anschauungsweisen, hebt jedes Gestalten auf. Hart schwarz und grell weiß nebeneinander machten die Farben Preußens zu einem klaren, zu einem selbstverständlichen Flaggenbilde. Ihr Kompromiß ist eselsgrau.

Die Leitung unseres Volkes ist ein lebendig Kunstwerk. Es genügt nicht, daß *jeder* Drang seinen recht-schlechten Ausdruck finde. Die einzelnen Lebensführungen können nicht aufeinander abgestimmt werden in einer Zeit, deren Führer Erzberger uns innere Zwietracht vertrauter als Eintracht gemacht, — uns — gleitend und gleißend — gewöhnt hat, das Übermaß besser zu verstehen als das Maß. Dieser Führer ließ den allgemeinen Sinn für die Proportionen abhanden kommen, indem er sie überstreckte und zum Unheil des Ganzen vereinseitigt hat.

Gott steht über der Schöpfung. Unseres Pfundes zu walten, ward uns ein Lebensalter. Und dennoch: die Schöpfung deines Selbst, die dir auf so viele Jahrzehnte anvertraut ist, gibt schließlich Stückwerk. Die Verpersönlichung des gesamten Bewußtseinsinhaltes war stets nur eine Utopie. Heute aber, wo sie es angesichts einer vertausendfachten Erlebnismasse mehr denn je ist, wo sie nie mehr persönlich und ohne viel Hilfeleistung auch nur durchempfunden werden kann, wirkt die Schule eines Alleskönners und Alleswissers, und ruft neben ihm zehntausend andere Selfmademen auf den Plan, von denen jeder geistig Rege sich wertvoller wähnt als der Nachbar, der seinerseits in kostbarer Vereinsamung die eigentliche Welt

anschauung und Weltenmeisterung gefunden zu haben glaubt.

Dieser Geist, der nun neu gewählt worden ist, schuf aus dem Drange zum Individualismus. Er steht am Ende seiner ersten Probe am Anfang neuer Taten. Früher trugen die deutschen Volksstämme kraft gemeinsamer innerer Physiognomie gemeinsamen Gesichtsschnitt. Eine starre, aber starke Tradition regelte oder vereinfachte den Gebrauch des Kult- und Kulturgutes. Der Grundriß für den Rohbau aller Persönlichkeit stimmte im wesentlichen überein. Wie jeder seine Diele schmückte, war seine Sache. Heute wurde uns das Wort „Diele" zum unerträglichen Gesicht. Die diese Stätten bevölkern, werden vor lauter Individualität nie zur Persönlichkeit gelangen. Zuviel Anlage zum Besonderen pflegt in unseren Tagen dem Fertigwerden arg im Wege zu stehen.

Möge sich diesem entgegenstellen: Neuschöpfung durch Persönlichkeiten, Arbeit der Sachkunde, Nüchternheit!

Heute geht es um die Nation, nicht um die Partei. Eine Nüchternheit, die sich allein durchzusetzen weiß nach dem Satze: Right or wrong — my party, wird in dem Chaos der allgemeinen Zersetzung nur ein Ferment mehr sein. Die Nation mag sich glücklich schätzen, daß im Augenblicke lebenswichtiger Entscheidungen, vor den Wochen, in denen man in Spa die den Bolschewismus bringende Zwangsvollstreckung abzuwenden sich bemüht, die Parteimache Erzberger-Scheidemann einer — Halskrankheit zum Opfer fiel.

Und unsere Philister, die Riehl in seinem Buche über die bürgerliche Gesellschaft trefflich gekennzeichnet hat als „die baumwollenen Warenhändler" mit der Rechts- und Linksorientierung, werden erkennen: Herrn Erzbergers Halskrankheit ist Symptom für das Geschick seiner Wähler, ihren Kopf in eine Schlinge zu legen, aus der der „kranke Mann" sich vorerst befreit hat.

Das kommunistische Experiment.

Von Dr. G. Caspersohn.

Der Verfasser dieses Artikels ist Balte und war Lehrer an der deutschen Kirchenschule in Moskau, floh im März 1919 nach Petersburg, wo er 11 Monate als Hafenarbeiter tätig war, bis es ihm gelang, nach Finnland zu flüchten. Von dort ist er vor kurzem nach mehrwöchiger Internierung nach Deutschland gekommen. Das erschütternde Bild, das er in leidenschaftlicher Sprache entwirft, ist das Spiegelbild eigener Erlebnisse. Es scheint uns gerade in diesen ereignisschweren Tagen von der größten Wichtigkeit, immer wieder auf die ungeheure Gefahr hinzuweisen, mit der der Bolschewismus die europäische Kultur und gleichermaßen das Glück der Arbeiter wie der anderen Berufsstände aller Staaten bedroht. (Die Redaktion.)

So sprachen die Volksbeglücker: „Nieder mit dem Kapitalismus sofort und unwiederbringlich. Alles für alle gleich! Wir dekretieren eine neue, einzig gerechte Lebens- und Wirtschaftsform, die Kommunismus heißt. Wir allein sind fähig, weil gewillt, sie sogleich und realiter der glückshungrigen Menschheit zu präsentieren. Ein Volksfeind jeder, der das nicht glaubt." — Einschmeichelnd süß und verlockend klang der uralte Zauberspruch den Massen ins Ohr: „Tischlein deck dich! Esel streck dich! Knüppel aus dem Sack!" Ein lang verhaltenes, bisher restlos noch nicht gestilltes Menschensehnen nach Erdenglück brachte diesen Spruch plötzlich, bejahend, zum Ausdruck. Und die das Verslein rot auf weiß — gleichsam als Symbol für Freude und Unschuld — für die unbewußten Massen aufs Papier schrieben und mit ihrem vertrauenerweckenden Amen besiegelten, waren tiefblickende Psychologen der Masse und wußten genau, wie allseligmachend dieses verhängnisvolle und in seinen Folgen unübersehbare Sprüchlein wirkt. Mit fanatischem Eifer gingen die Bolschewiki ans Werk. Der Reihe nach wurden die Grundpfeiler des alten bürgerlichen Lebenssystems erschüttert und eingerissen, und auf dem Trümmerhaufen der stürzenden, durcheinanderwirbelnden Balken der aufgelösten Organismen von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft — die fortzuräumen sie sich keine Zeit nahmen — errichteten sie mit märchenhafter Geschwindigkeit einen alle Lebenspulse regelnden Papierdekretenstaat nach dem verstandeskühlen und bis in jede Lebenseinzelheit ausgeklügelten Glücksschema einer „Egalité" und (vorläufig noch!) blutigen „Fraternité". Zwei und ein halbes Jahr hat nun dieses Zerbrechen der alten Lebensformen gedauert. Zwei und ein halbes Jahr erbitterter Kämpfe mit dem eigenwilligen und in seiner Starrköpfigkeit so starken Leben. Unermüdlich ist in diesen Jahren die große Nivellierungswalze Kommunismus über Leben und Menschen gerollt worden, um sie dem Wunderglück verheißenden Gleichheitsgedanken anzupassen.

Welches Resultat ist erzielt worden? Nachdem man mit Überredungskunst, Blut und Eisen alle Werte meinte umgewertet zu haben, ist man heute in einem wunderlichen Chaos gestrandet, das zerrissen wird von Haß, Wut, Verzweiflungsschreien, rücksichtsloser Ichsucht, unersättlicher Lebensgier und Marterqualen des Hungers. Nur eines ist noch imstande, die durcheinanderwirbelnden Strebungen dieses Chaosgebildes einigermaßen zusammenzuhalten: der rote Terror. Weder ist der schöne Glücksgedanke Wirklichkeit geworden, noch hat er sich seine sinnbetörende anfängliche Zauberkraft bei den Massen zu bewahren gewußt. Ein eigen Schauspiel war's: Der schöne Idealgedanke Kommunismus, der, vom fernen Weltenhorizont herüberleuchtend, der glücksüchtigen Menschheit ein Erdenparadies vorspiegelte, ein Zukunftsbild weiter Menschheitsentwicklung — dieser Gedanke wollte sich durchaus in reale Wirklichkeit umwandeln, ohne erst die Entwicklung der Einzelindividuen zu durchgeistigten und seelenbewußten Menschen abzuwarten. Zu diesem Zweck schrieb er sich in immer neuen Versuchen mit neuen Varianten aufs langmütige, alles duldende Papier; das immer sichtbarer von Menschenopferblut rotgeglüht wurde. Aber — je mehr und je hastender er sich ausschrieb, desto mehr blaßte er ab; er wurde wohl schmiegsamer, aber mit jedem Tage markloser — ein dahinsiechender Sterbenskandidat. Die Paradiespforten blieben verschlossen. Selbst Hekatomben von Menschenopfern konnten sie nicht sprengen.

Es wirkt auch trotz Kommunismus die Macht des ehern waltenden Naturgesetzes: Der Mensch, selbst der stumpfsinnigste zuletzt, bäumt sich mit mehr oder minder großer Wut gegen eine rationelle zwangsweise Mechanisierung seiner Persönlichkeit und seiner individuellen Willensstrebungen auf. Ein Aufgeben des Eigenen und der Eigenheit ist nimmer im Guten zu erzielen, sondern nur durch äußeren Machtzwang scheinbar zu erreichen. Eben scheinbar nur. Das gebändigte individuelle Leben wird sich immer aufs neue Wege suchen und Mittel finden, um den lebenunterbindenden Zwang zu durchbrechen. Kann es nicht offen geschehn, so geschieht es versteckt, maskiert, unter der offiziellen Tagesoberfläche.

Um nur ein Beispiel zu nennen: als erste Inkonsequenz mußten die Kommunisten es schweigend dulden, daß das Bauernland unsozialisiert verblieb. Gegen die achtzig, neunzig Millionen Bauern, die auf den endlosen Flächen Rußlands verstreut lebten, konnten die Volksbeglücker nicht so scharf vorgehen wie gegen die Besitzenden in den Städten.

Bis heute können die Bolschewiki den Bauer nicht zwingen, daß er seine Produkte dem „Staat" zu festen Preisen abliefert. Er verkauft sie entweder teurer auf Schleichwegen oder vergräbt sie einfach so geschickt, daß die geübteste Spürnase sie nicht auffinden kann. Schließlich waren die „Führer" gezwungen, Privatleute, Nichtkommunisten — die ich kenne, waren alte Burshuis! — auf die Dörfer zu schicken, um für den Staat z. B. Kartoffeln einzukaufen. Um selber leben zu können, mußten sie schließlich auch den Schleichhandel stillschweigend anerkennen; ja ihrem ganzen mechanisch geregelten Zwangsverteilungssystem zum Trotz und es eigenhändig durchbrechend, inoffiziell den freien Markthandel gestatten. Bitterböse Ironie des Lebens! Auf jeden freien Kauf und Verkauf steht laut Dekret Todesstrafe, an allen Straßen-

ecken aber wird — freigehandelt. Das Beispiel Rußlands hat offensichtlich erwiesen, daß ein in der Idee noch so schön sich spiegelnder Kommunismus, wenn er Tat werden will, vom stärkeren, keine Experimente an sich duldenden Leben erbarmungslos zersetzt und in Stücke gerissen wird, um bis zur Unkenntlichkeit und unter Einbuße seiner ursprünglichen Wahrheit verunstaltet zu werden. Aber auch das reale Leben, das um seiner Existenz willen gezwungen ist, im bittern Kampf sich gegen den blindwütig anstürmenden Gedanken des Kommunismus zu wehren, wird selbst zerrissen, zerstückelt, mißgestaltet bis in die kleinsten Atome hinein und schließlich bis zur gräßlichen Fratze verzerrt. Darin besteht die Tragik des unverantwortlichen kommunistischen Experiments. Mehr und mehr wurde Tragikomödie gespielt. Jeder einzelne wurde in dieses Spiel verwickelt, bald als willenloser Statist, bald als wirkender Akteur. Ein nie dagewesenes Versteckspiel mit tragischem Schluß fand im Riesenmaßstabe statt. Offen durfte niemand sein; wahr konnte niemand sein. Jeder mißtraute einem jeden und fürchtete im Nachbar seinen Feind. Jeder war gezwungen, einen jeden zu belügen, zu betrügen; war gezwungen, neue Rettungswege zu erdenken, neue Schlupfwinkel aufzufinden, dabei in ewiger Angst um sein Leben, daß das Hintertürchen, welches man sich mühsam aus dem dekretierten Kommunismus ins versteckt atmende Leben zurückgeschaffen, nicht entdeckt werde. So schuf das neue System nur Unruhe, eine nervenpeitschende Unstetigkeit, weil alle ohne Ausnahme — ob Kommunist, ob verelendeter Bürger, ob Handarbeiter, ob Kopfarbeiter, ob Ausländer oder Russe — in Furcht und Schrecken dahinlebten vor dem unberechenbaren Terror, der in seiner blinden Willkür unterschiedslos einen jeden treffen konnte, unerwartet, unvorbereitet, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Und was noch atmete, war von Urinstinkten der Tierheit beherrscht; das sind: rücksichtsloser Selbsterhaltungstrieb und Hunger und eine unersättliche Gier nach Wohlleben und Mehrbesitz. Es ist eine merkwürdige Tatsache. Alle Immobilien sind den früheren Besitzern enteignet worden, und das wird auf dem Papier so volltönend „Nationalisierung" und „Sozialisierung" genannt. Taktisch aber klammern sich die herrenlos gewordenen Besitztümer immer mehr und öfter an neue Eigentümer, an neue Herren, die neue Bourgeoisie. Wird auch der eine oder andere geköpft, das Spiel wird fortgesetzt. Häufig von den Henkern selbst, die sich stillschweigend in den Besitz des Gestürzten setzen.

Es gibt keinen festen Haltepunkt mehr im chaotischen Durcheinander von Lebenswillen und Dekretspruch. Es gibt keine sittliche Idee mehr, welche den Kommunismus durchstrahlen, ihn tragen und rechtfertigen könnte. Sinnlos ist das Leben geworden und nur oberflächlich und in gewissenloser Leichtfertigkeit überhaupt noch zu leben. Der Lebensinhalt ist zu einem grauenvollen Nihil ausgehöhlt. Das aber ist die Tragik: jeder noch Mensch sein wollende Mensch ist verurteilt, innerlich tot zu sein, er muß aber bei lebendigem Leibe atmen, tierhaft vegetieren und — kann doch nicht sterben.

Offiziell aber und auf jedem Papier zu lesen muß der Schein eines Lebens, das Spiegelbild eines arbeitsfrohen glücklichen Daseins aufrechterhalten werden. Und um wenigstens die Blößen einigermaßen zu decken und die im Lebenswind entflatternden Fetzen der Kommunismuskleider nach Möglichkeit zusammenzuhalten, damit Westeuropa nur ja nicht die erbärmliche Niederlage bemerke, schmückt man sich nach außen mit den farbenschillernden Schlagwörtern einer geübten Schönrederei und dekretiert mit schauspielerischer Gebärde einen nie dagewesenen — deshalb so erfolgreichen — Arbeitsenthusiasmus des kommunisierten Glückslandes. Zu Hause aber beschreitet man stillschweigend die anfänglich diskreditierten Wege der früheren Lebensordnung; bedient sich mit frommem Heuchelschein aller Mittel und Fingerzeige der alten, im Siegessturmgebraus überwundenen Zeit, die man bisher mit Blut und Eisen bekämpft hat, und richtet mählich, unter dem Schutz des chamäleonartigen, allen Winden gerecht werdenden Mantels Kommunismus — den alten verhaßten Kapitalismus auf. Der offizielle Kommentar lautet: „Aus Liebe zum Volk, das die imperialistischen westlichen Räuber aushungern lassen wollen, schließen wir diesen Pakt. Es geschieht einzig zu eurem Wohl, Brüder, um die daniederliegende Wirtschaft zu heben."

Das unerbittlich wahre Leben aber spricht: „Ihr tut's aus sklavischem Selbsterhaltungstrieb, um euren von mir besiegelten Untergang um ein weniges noch hinauszuschieben. Ihr betrügt euch selbst! Ihr betrügt durch den neuen Ruf: Arbeit! von neuem das Volk, das ihr nie geliebt, nie geachtet habt, dessen Schicksal euch gleichgültig läßt. Ihr braucht den heiligen Begriff ‚Volk' nur als Mittel, um euer Egoistenblühen zu verlängern."

Doch was sich jetzt mit dem Gebaren eines Kapitalismus (12-Stunden-Arbeitstag, Akkordsystem, Absetzen der Kollegien von Betriebsräten, an deren Stelle ein wirtschaftlicher Diktator in jeden Betrieb gesetzt wird usw.) aus den Scherben des zersprungenen Kommunismussystems wiederaufrichtet, das übertrifft den verschrienen alten unberechenbar an Schädlichkeit, das bewirkt nun erst eine wirkliche Versklavung aller Arbeitenden, das heißt nach dem kommunistischen Dekret aller Menschen im Sowjetstaat, und beschwört eine nie dagewesene Unsicherheit aller Lebensregungen. Zwangsarbeiter sind nun alle Bevölkerungsschichten geworden. Die Peitsche der Despoten wütet auf dem Rücken der erdzugebeugten Arbeitssklaven und will Arbeit erpressen. Aber — mit jedem verschärften Hieb entwindet sich die Arbeit mehr und mehr den willensschwachen Händen der entmenschlichten, entseelten, mechanisierten Tiermenschen im Kommunistenstaat. Eine wilde Fahnenflucht aus den „Arbeiterbataillonen" findet statt. Neue Deserteure, neue Hetzjagd für die abgejagten Führer. Jedes Schaffen, geschweige denn ein Neuschaffen ist unterbunden. Gieriger nur werden die letzten Reste noch bestehender Wirtschaftswerte aufgezehrt. Mit jedem neuen Tage verstrickt sich das Chaosknäuel mit neuer Lüge und nimmt weiterrollend erschreckend zu an Umfang und Inhaltsleere. Das erwartete Paradies hat sich endgültig in eine haßdurchglühte Hölle gewandelt.

Wohl heißt es offiziell: Es tobt nur der Klassenhaß. So war's zu Anfang. Nun aber ist's eine Lüge. Nun hat der Inhalt dieses Wortbegriffs: „Klassenhaß" seine ihm zu eng gewordenen Grenzen gesprengt und sich ins unbegrenzte Weite verloren. Wie „Kommunismus" ist auch „Klassenhaß" zu einem bequemen Lügenschild geworden, der für verschiedene Verschiedenes zu decken und zu verdecken imstande ist.

Nicht das Proletariat kämpft in unversöhnlichem Klassenhaß mit der Bourgeoisie. Eine kleine Gruppe Oligarchen, eine festgeschlossene Kaste Nichtproletarier mit ihren paar hunderttausend Kommunisten — den Trabanten — ringt heute nach Atem, kämpft mit allen zu Gebote stehenden Mitteln verzweifelt um die eigene Existenz, wie ein vom Leben angeschossenes, gescheuchtes Wild, das nun, mit der Todeswunde im Herzen, noch einmal blindwütig um sich schlägt und niemand schont, der ihm in den Weg läuft. Sie haben nicht nur die alte Bourgeoisie vernichtet, verelendet, verproletarisiert, sie haben gleicherweise den Lebensnerv der Geistesarbeiter durchschnitten, und sie versetzen dem wirklichen Proletariat, den Arbeitern und den Frauen aus dem Volk, den Bauern auf dem Lande, Fußtritt auf Fußtritt. Sie entwürdigen alle; sie erniedrigen alle, sie entsittlichen alle und alles, was ihre krallenden Gierfinger berühren. Ich habe im März d. J. während meiner dreiwöchigen Quarantänezeit in Finnland beobachten und sprechen können die Flüchtlinge, welche in hellen Scharen über das Eis des Meerbusens trotz aller Gefahr aus Petersburg flohen. Bald aber wurden die Bolschewiki aufmerksam und fingen nun an, mit konsequenter Systematik die Flüchtenden abzufangen. Unter den glücklich Geretteten war nur ein Bruchteil Intelligenz. Das einfache Volk floh! Ich habe gesprochen mit zerlumpten, verhungerten Arbeitern, mit Matrosen aus Kronstadt, mit gewöhnlichen Rotarmisten — sie alle waren geflohen, um sich ihr bißchen Menschsein zu retten.

Le roi est mort, vive le roi! In die blutige Toga des lebensgerechten Kommunismus gehüllt, setzt sich das Häuflein russischer Kommunisten auf den herrenlos gewordenen Zarenthron und proklamiert für sich eine Ausnahmestellung. Das alte Sklavenvolk der Russen hat nur seinen „Herrn" gewechselt.

Aber vom Größenwahn betäubt, vom Machtkitzel aufgestachelt, wollen die heutigen Volksbedrücker, die früheren Gleichheitsprediger noch mehr: Sie wollen sich zu Despoten der Welt aufschwingen und alle Völker ins Sklavenjoch eines mechanisierten Tierseins zwingen. Deshalb der unermüdliche, wenn schon nur noch heiser krächzende Schrei nach Weltrevolution, den sie unentwegt von ihrem Wunderberg — der zu einem Schreckensberg für alle Welt geworden ist — nach Westeuropa hinüber brüllen.

Ja, werde wachgerüttelt von diesem Schrei, deutsches Volk! Werde gründlich aufgerüttelt, daß du endlich zur Besinnung kommst, deutsches Volk! Hab Achtung vor dem Menschenbild! Hab Achtung vor allen Dingen vor dir selbst, deutsches Volk! Hab Ehrfurcht vor dem großen, so vielgestalteten, in seinen Formen und Farbenspielen so reichen Leben!

Habe Ehrfurcht vor diesem Neuen! Nur eine Sorge darfst du heute haben, deutsches Volk: daß dieses Neue organisch schaffender Geist werde und nicht seelentötende Mechanik.

O sorget alle, die ihr deutsch sein wollt, dafür, daß das im Materialismus verblutende Leben neu durchgeistigt werde und neu beseelt! Seid auf der Hut, daß nicht eine Gruppe fanatischer Oligarchen eine Diktatur errichte, wie es in Rußland geschehen. Wenn der Nivellierungsprozeß des Kommunismus mal einsetzt, dann ist's zu spät, dann gibt's kein Halten mehr. Wenn in Sowjetrußland bei den enormen Länderweiten der Zersetzungsprozeß so lange gewährt hat, so wird bei unserer Dichtigkeit und Konzentriertheit, wenn der Wahn des Gleichheitsmärchens die Massen ergreift, der Zerstörungsprozeß rasend schnell vollzogen sein. Restlos wird unsere Kultur eingestampft werden, alles Leben wird zum Starren gebracht sein. Aus dem Trümmerhaufen eines, in seinem Frühlingsaufstieg zerstörten Volkslebens wird eine Leere uns entgegengähnen, vor der selbst die schon vertierten, versklavten Menschen erschaudern müssen — Tabula rasa!

Die rote Armee Sowjetrußlands.



In der polnisch-russischen Front steht die rote Armee Sowjetrußlands in erbittertem Kampfe mit dem polnischen Feinde. Täglich melden die Zeitungen von Kampfhandlungen größeren oder kleineren Stils. So zahlreich diese Meldungen sind, so spärlich sind die Nachrichten über die Armee selbst. Gerade deshalb werden die folgenden Ausführungen von Wert und Interesse sein, besonders zu einem Zeitpunkt, da die Entscheidung über die Zukunft Osteuropas, und damit des gesamten Kontinents, näher denn je gerückt zu sein scheint. In ihr dürfte die rote Armee Sowjetrußlands das ausschlaggebende Wort haben.

Die heutige rote Armee ist aus den Trümmern der alten Zarenheere und der antibolschewistischen Streitkräfte der Generale Denikin und Koltschak entstanden. Bereits Anfang Januar 1918, also noch während der Auflösung der ersteren, befahl ein Erlaß der Volkskommissare die Bildnug einer roten Garde aus den Reihen des revolutionären Proletariats. Sie sollte die Stütze der Sowjetregierung sein. Das Unternehmen schlug fehl. Darauf nahm Trotzki die Sache selbst in die Hand. Er teilte ganz Rußland in sechs Militärbezirke, an deren Spitze er je einen zaristischen General und zwei Kriegskommissare zu dessen Ueberwachung stellte. Die neue Armee sollte auf der Grundlage des Freiwilligensystems, einer weitgehenden Verwendung militärischer Sachverständiger und einer eisernen revolutionären Manneszucht mit bedingungsloser Unterwerfung unter den Willen einer einheitlichen Leitung zusammengestellt werden. Die Ausrüstung und Bekleidung erfolgte aus dem im Lande befindlichen Heeresgut. An Freiwilligen, die sich meldeten, fehlte es nicht, meist waren es wenig geeignete und wenig intelligente Leute. Im Mai 1918 zählte die ganze russische Armee kaum 80 000 schlecht organisierter und für ernste Kämpfe unfähiger Mannschaften, mit denen beispielsweise die tschecho-slowakischen Legionen bei Ufa und anderswo leicht fertig wurden. Die zunehmende Bedrohung der Sowjetrepublik von außen und innen führte zu einer schnellen Erstarkung der roten Armee. Im Juni 1918 wurde auf einer Konferenz der Kriegskommissare die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Aufstellung eines Drei-Millionen-Heeres bis zum Frühjahr 1919 beschlossen. Die Wehrpflicht wurde bis zum 40. Lebensjahre festgesetzt. Von einer Einstellung aller Bevölkerungsklassen in die Front wurde Abstand genommen. Nur Arbeiter und fremde Arbeit nicht ausübende Bauern durften mit der Waffe dienen, die Angehörigen der bürgerlichen Klassen, gleichgültig, ob freiwillig eingetreten oder ausgehoben, nur im Etappen-, Arbeits- oder Hilfsdienst verwandt werden. Eine Ausnahme mußte mangels militärischer Sachverständiger mit den Offizieren gemacht werden. Sie wurden ebenso wie die Militärärzte, teilweise sogar mit Gewalt, wieder eingezogen und bildeten nach Bewilligung von allerlei Vorrechten eine besondere Klasse, die sich von dem Gros des Heeres durchaus unterschied. Als höchste Militärbehörden wurde der „Ausschuß der Nationalverteidigung“ mit Lenin als Vorsitzendem, der „Zentralkriegsrat“ mit Trotzki an der Spitze, und „der Stab des Oberkommandierenden“ geschaffen, an dessen Spitze zuerst General Peters, später Kamenew trat. Ihm unterstanden die Befehlshaber der vier Hauptfronten, die nach den Himmelsrichtungen benannt wurden. Schon im Oktober 1919 zählte die rote Armee auf allen Fronten etwa 74 Divisionen mit einer Gesamtstärke von 460 000 Mann, die am 1. November bereits auf 500 000 Mann angewachsen waren. Die Erfolge gegen Denikin und Koltschak brachten ihr einen außerordentlichen Zuwachs an Menschen und Material. Die Beute der Bolschewisten betrug damals 150 000 Gefangene, 4600 Geschütze, 1300 M.-G., 73 000 Gewehre, 30 Panzerzüge, 37 Panzerautos, 550 Lokomotiven, 37 000 teilweise mit Munition und dergl. vollbeladene Waggons, eine Menge Flugzeuge und gewaltige Mengen an Munition, Rohstoffen usw. Ende Januar d. J. rühmten sich die Bolschewisten einer Armee von 2 000 000 Mann, von denen Ende Februar 450 000 Mann an der Westgrenze stehen sollten. Nach der Niederwerfung von Denikin und Koltschak wurden mehrere Armeen aus der Frontverwendung herausgezogen und als Gesamtorganisation mit ihrem ganzen Befehlsapparat in Arbeitsarmeen umgewandelt. Ihre Aufgabe ist Hilfe bei der Lebensmittelbereitstellung für die Armee und Bevölkerung, Unterstützung des Eisenbahnverkehrs und Hilfe bei der Landbestellung.

Die heutige rote Armee besteht aus 16 Armeen und acht Kavalleriedivisionen. Von ersteren sind acht Kampf-, acht Arbeitsarmeen. Die Kampfarmeen bestehen aus mehreren Divisionen, die an Stelle der früheren zaristischen Armeekorps die höchste taktische Einheit bilden und je nach der Lage den Armeen unterstellt werden. Die Division setzt sich aus drei Schützenbrigaden, die Brigade aus drei Schützenregimentern, das Regiment aus drei Bataillonen zusammen. Jede Schützenbrigade verfügt über eine aus 3—4 Batterien und einem Artilleriepark bestehende leichte Artillerieabteilung. Von den Kampfarmeen stehen heute vier Armeen an der Polenfront, eine gegenüber dem General Wrangel an der Krim, je eine im Kaukasus und in Ostkarelien und schließlich eine als Reserve im Innern.

Die höchste Instanz des Kriegswesens ist das Volkskriegskommissariat. Ihm sind alle Angelegenheiten der Landesverteidigung untergeordnet. Es besteht aus dem Kollegium der Volkskriegskommissare mit dem Volksbeauftragten Trotzki an der Spitze. An seine Stelle soll, nachdem Trotzki das neugegründete Volkskommissariat zur Reorganisation des Transportwesens übernommen hat, General Polimanow, der frühere zaristische Kriegsminister und Nachfolger Suchomlinows, getreten sein. Neben dem Volkskriegskommissariat steht als oberstes Organ für die Aufgaben der Heerführung und für die Bearbeitung militärpolitischer Fragen der Oberste Kriegsrat. Ihm unmittelbar unterstellt sind der allrussische Generalstab als oberste Behörde für Truppenführung und Heeresdienst und die Zentralverwaltung für die Heeresversorgung. Der allrussische Generalstab besteht aus der Abteilung für Heeresorganisation der taktischen Abteilung, der Abteilung für Militärverbindungswesen, für Militärtransporte, für die Militärtopographie und für die Verwaltung der Militärlehranstalten. Dem Obersten Kriegsrat zugeteilt wurde nach dem polnischen Einbruch in die Ukraine der Rat der militärischen Sachverständigen, der, mit den entsprechenden Vollmachten versehen, seine Tätigkeit

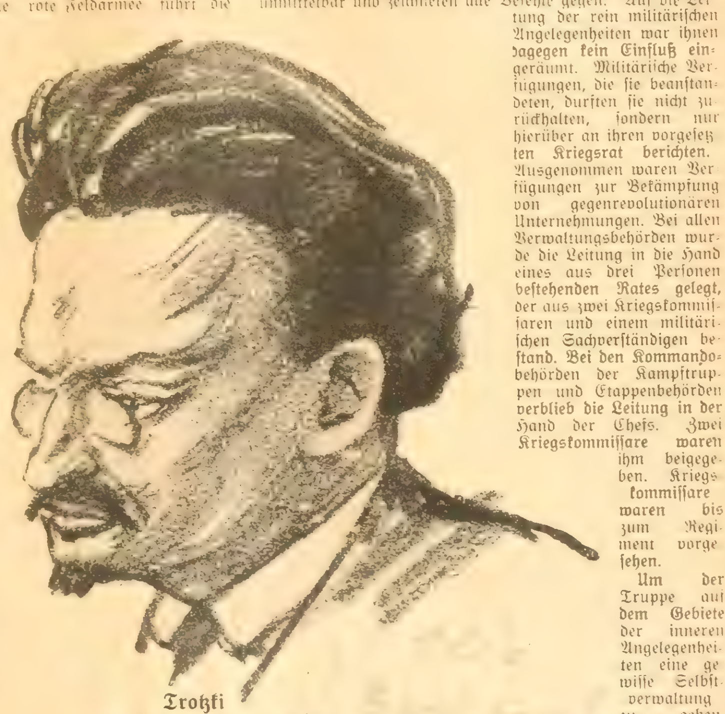
bereits aufgenommen hat. Seine Aufgaben sind die Untersuchung aller mit dem russisch-polnischen Kriege zusammenhängenden militärischen Fragen, die Vernichtung der auf russisches Gebiet eingedrungenen polnischen Streitkräfte und die Sicherung des Sieges. Den Vorsitz führt General Brussilow, der frühere Oberkommandant der russischen Armee nach der Februar-Revolution. Mitglieder sind General Poliwanow, der damit als Volkskommissar für das Kriegswesen Brussilow unterstellt ist, der erste Kriegsminister nach der Revolution Weotiowski und die Generale Gremnowski, Balonew, Zaitschkowski, Piurtkow, Farat und Akmow, alle bis auf den letzten, der Generalintendant war, im Kriege Armeeführer.

Das Kommando über die rote Feldarmee führt die Oberste Heeresleitung mit dem General Sergei Kamenew an der Spitze. Er war vor der Revolution Oberst im Generalstabe, wurde aber über die Köpfe von mehreren hundert Generalen hinweg befördert. Der Sitz der Obersten Heeresleitung ist Serpuchow bei Moskau. Ihr unterstehen die Oberkommandos der einzelnen Fronten.

Als höhere Führer wurden anfangs hauptsächlich einflußreiche Persönlichkeiten der Revolution, auch wenn sie nicht Militärs waren, verwandt. Die bekanntesten davon waren Kuzmin, Arzt und Stalin, frühere Journalisten, Smilga, ein älterer, halbblinder Student, Sokolinkow, ein militärischer Schriftsteller, Woroschilow, Arbeiter im Donezkohlenrevier, und Budenny, der zuletzt Kosakenunteroffizier war. Sie sind alle verschwunden bis auf Budenny, der sich als Führer eines Kavalleriekorps durch seine Raids bei der Niederwerfung Denikins einen Namen machte und auch jetzt mit seiner Truppe wieder in hervorragender Weise zum Erfolg der Bolschewisten gegen die Polen bei Kiew beigetragen hat. Als Führer stehen heute nur noch bekannte Generale aus der Zarenzeit an der Spitze der Armee und Divisionen, darunter General Tscheremissow, im Kriege Führer der 12. Armee, General Evert, im Kriege Kommandeur der Armeen der Mitte der Westfront, General Guti, der im Januar Kiew für die Roten wieder eroberte, General Klembowski, im Kriege Generalstabschef der Südwestfront, General Swetschin, General Radus-Zinkowitsch, im Kriege Generalstabschef der 6. Armee, und General Bagow, im Kriege Divisionskommandeur.

In den niederen Stellen wurden anfangs bis zu 90 Prozent aus dem Mannschaftsstande hervorgegangene Offiziere verwandt, die nach Absolvierung eines drei- bis viermonatigen Ausbildungskursus auf einer der Offizierschulen zu Offizieren befördert wurden. Das Kontingent, aus dem diese Offiziersschüler hervorgingen, waren die breiten proletarischen Massen, Arbeiter, kleine Angestellte, Kontoristen und Mannschaften aus der Front, meist Leute, die von militärischen Führereigenschaften so gut wie gar keine Ahnung hatten. Ein großer Teil von ihnen ist verschwunden, der Rest wird nur noch in den untersten Stellen verwandt. Heute sind auch die Stellen bis zum Kompagnieführer abwärts mit alten Offizieren aus der Zarenzeit besetzt, die sich teils der Not, teils dem Zwange gehorchend, zur Verwendung in der roten Armee bereitfanden. Von dem Grundsatz der Wahl der Offiziere durch die Mannschaften sind die Bolschewisten bald abgekommen. Die Ernennung der Offiziere vom Regimentskommandeur aufwärts erfolgt durch die Regierung, die der übrigen durch die Regimentskommandeure. Die Ausbildung der Offiziere für Generalstabsstellen findet in der Generalstabsakademie der „Roten Armee“ in Moskau statt.

Zur Überwachung der aus dem Zarenregime übernommenen Offiziere wurden neben diesen politischen Organe in Form von Kriegskommissaren eingesetzt. Sie hatten darüber zu wachen, daß die Offiziere ihre Stellung nicht zum Schaden der Sowjetregierung ausnutzten, unterstanden dieser unmittelbar und zeichneten alle Befehle gegen. Auf die Leitung der rein militärischen Angelegenheiten war ihnen dagegen kein Einfluß eingeräumt. Militärische Verfügungen, die sie beanstandeten, durften sie nicht zurückhalten, sondern nur hierüber an ihren vorgesetzten Kriegsrat berichten. Ausgenommen waren Verfügungen zur Bekämpfung von gegenrevolutionären Unternehmungen. Bei allen Verwaltungsbehörden wurde die Leitung in die Hand eines aus drei Personen bestehenden Rates gelegt, der aus zwei Kriegskommissaren und einem militärischen Sachverständigen bestand. Bei den Kommandobehörden der Kampftruppen und Etappenbehörden verblieb die Leitung in der Hand der Chefs. Zwei Kriegskommissare waren ihm beigegeben. Kriegskommissare waren bis zum Regiment vorgesehen.



Trotzki
nach einer in Brest-Litowsk entstandenen Zeichnung von Orlik.

Um der Truppe auf dem Gebiete der inneren Angelegenheiten eine gewisse Selbstverwaltung zu geben, wurde gleich nach der Revolution bis zu den Regimentern aufwärts die Bildung von Soldatenräten befohlen. Ihre Befugnisse sollten rein wirtschaftlich-organisatorischer Art sein, ein Recht der Einmischung in die taktischen Anordnungen der militärischen Sachverständigen ihnen jedoch nicht zustehen. Ihre unaufhörlichen Bestrebungen, ihre Befugnisse zu überschreiten, veranlaßten schon im Dezember 1918 die Sowjetregierung zu einschränkenden Maßnahmen, die jeden Eingriff in die Kommandogewalt verhindern sollten. Eine weitere Einschränkung trat in den kritischen Tagen der Bedrohung Petersburgs durch die russische Nordwestarmee unter Judenitsch Ende Oktober 1919 ein. Trotzki schaltete in einer Verfügung die Tätigkeit sowohl der Soldatenräte als auch der politischen Kommissare vollständig aus und legte die Kommandogewalt allein in die Hände der Offiziere. Unter dem Eindruck der polnischen Bedrohung wurden die Offiziere vollständig wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, die Kriegskommissare bis auf ein Minimum verringert. Den Offizieren ist die uneingeschränkte Kommandogewalt und das Recht zum Wiederanlegen ihrer alten zaristi

schen Abzeichen wiedergegeben. Ein zurückgekehrter Kriegsgefangener, der in Petersburg beim Begräbnis eines an der Front gefallenen bolschewistischen Generals zugegen gewesen war, berichtet darüber, daß das Begräbnis mit allen militärischen Ehren und mit außerordentlichem Pomp stattfand.

Über den Wert der heutigen Roten Armee ein Urteil zu fällen, ist sehr schwer. Man muß ihn an ihren Erfolgen gegen Denikin, Koltschak und jetzt gegen die Polen messen. Die Ausrüstung soll vollständig modern und reichlich sein. Die Infanterie ist auf Grund der Kriegserfahrungen mit M.-Gs., Minenwehren und Gasabwehrkommandos ausgerüstet. Sie soll nach Aussage des Generals Kamenew mustergültig sein. Was die Artillerie anbelangt, so hatten die Bolschewisten hier anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Einfuhr von Geschützen aus dem Auslande hatte schon 1917 aufgehört. Die Bolschewisten verfügten aber über eigene Waffen- und Munitionsfabriken und entwickelten in diesen eine fieberhafte Tätigkeit. Dann aber fiel ihnen der größte Teil des Artilleriematerials der antibolschewistischen Ententeheere in die Hände, darunter auch Tanks. Auch der Munitions- und Pferdemangel der Artillerie wurde behoben. Die Kavallerie ist die Elitetruppe der roten Armee. Sie ist nach Aussage des Generals Kamenew wirkliche Kavallerie, nicht nur berittene Infanterie, sie ist zu Kavalleriedivisionen zu je 4 Regimentern zusammengefaßt und verfügt über Reitende Artillerie, M.-G.- und berittene Pionierkommandos. Die Ausrüstung der Divisionen mit technischen Truppen entspricht vollkommen der Neuzeit. Es gibt Fernsprech- und Luftschiffertruppen, Fliegerabteilungen, Pioniere, Funkstationen und Kraftfahrer.

Die Disziplin ist strenger als früher in der alten zaristischen Armee. Auf Desertion, Meuterei und wiederholtes Überschreiten des Alkoholverbots steht nach wie vor die Todesstrafe, von der reichlich Gebrauch gemacht wird. Die Prügelstrafe ist wieder eingeführt. Den Offizieren müssen Ehrenbezeigungen erwiesen werden. Die Verpflegung der Truppen soll gut sein, der Soldat die vierfache Portion des Zivilisten erhalten. Während nach der Niederwerfung der Generale Denikin und Koltschak sich anfangs eine gewisse Kriegsmüdigkeit fühlbar machte, hat sich die Kampflust nunmehr nach der polnischen Offensive wieder wesentlich gehoben. An die polnische Front gehen die Truppen gern.

Die Rote Armee Sowjetrußlands kann in ihrer heutigen Verfassung als gut geführt, organisiert, diszipliniert und in jeder Beziehung kampffähig angesehen werden. Durch die inzwischen nunmehr auch gegen die von den Ententemächten in jeder Weise unterstützten polnischen Truppen errungenen Siege ist der militärische Ruf und Mut der Roten noch gewachsen. Dazu hat die polnische Offensive auch den nationalen Sinn wieder zum Entfachen gebracht. Über den tatsächlichen Wert der Sowjetarmeen werden uns die nächsten Wochen und Monate voraussichtlich den besten Aufschluß geben. Vermutlich werden wir Gelegenheit haben, ihn an uns selbst zu erproben. G. D.

Die Verteilung des Halbmonds



Millerand: Wir sollten doch brüderlich teilen — und Ihr gebt mir nur ein Achtel.
Lloyd George: Ihr könnt mir — — im Mondschein begegnen. *De Notenkraker, Amsterdam.*

Hellerau, ein Stück Neu-Deutschland.

Von Hans Schoenfeld.



Die im Deutschland des 20. Jahrhunderts immer stärker auftretenden Bestrebungen auf Hebung der Volkshygiene, der wirtschaftlichen Lage und der Erneuerung einer von Mechanismus und Materialismus entseelten und verödeten Kultur führten im Jahre 1909 zum ersten praktischen Versuch einer Lösung durch Gründung der Gartenstadt Hellerau bei Dresden. Eine Reihe von Männern, die hohe Ideale mit reicher Erfahrung und kaufmännischem Geschick verbanden, tat sich zusammen, um eine Siedelung zu schaffen, die Arbeit und Heim, auskömmliches Leben auf eigener Scholle und innere Beseelung gewährleistete. Zu einer neuen Kulturgemeinschaft sollten die Siedler zusammengeschlossen werden durch Schaffung eines idealen Mittelpunktes, der Seele und Körper als Träger hoher Lebensfreude wieder in Einklang miteinander brachte, indem der Menschenleib, antikem hellenischen Kulte folgend, wieder das plastisch nachformende Instrument seelischen Erlebens, umgesetzt in Rhythmus, wurde.

So gliederte sich die Gartenstadt Hellerau, deren Schöpfung nach ernsthafter und erfolgreicher Vorbereitung durch berufene Künstler und Fachleute gespannter Anteilnahme über Deutschland hinaus begegnete, in die drei organisch verbundenen Gebilde: Eine große Arbeitswerkstätte, die ihre Methode den neuen Anschauungen auf Entmechanisierung und Veredelung anpaßte, indem sie ihre Erzeugnisse unter Verzicht auf Quantität zu Qualitätswaren von verfeinerter Eigenart des Stiles, Stoffes und Herstellers gestaltete. Sodann: die nach sorgfältigen architektonischen Grundsätzen und nach einem Gesamtplan einheitlich durchgeführte Siedlungsgemeinschaft und die Bildungsanstalt Jaques—Dalcroze, die dann unter gewisser unausbleiblicher Beschränkung der beiden anderen Teile des Gesamtorganismus in den Vordergrund trat und Hellerau erst eigentlich bekannt machte, ihm aber einen ursprünglich nicht gewünschten Charakter aufdrückte — eine bestimmte einseitige Vorstellung bei nicht Eingeweihten oder besonders Interessierten erweckte.

Die Namen der Hauptgründer verdienen der Ehrung halber festgehalten zu werden: Der Leiter der „Deutschen Werkstätten", Karl Schmidt und die Gebrüder Dohrn, von denen der unermüdliche Dr. Wolfgang Dohrn nicht mehr unter den Lebenden weilt. Diese Herren erwarben von 73 dörflichen Besitzern, meist alteingesessenen Bauern, ein Gelände von 130 Hektar auf einer malerisch von der Heide begrenzten Hochfläche mit weitem Ausblick auf die Elbufer, Lausitz und Erzgebirge; vor allem auf das nahe Dresden. Denn die Anlage von Hellerau sollte sich nach bodenreformerischem Grundsatz eng an eine Großstadt anlehnen, um deren Vorteile ohne deren Nachteile teilhaftig zu werden.

Das gesamte Gebiet wurde nun Professor Richard Riemerschmid, dem bekannten Münchener Architekten, zu einheitlichem Bebauungsplan anvertraut. Nach seinen Plänen zumeist entstanden auch die schmucken Eigenheime mit ihren rhythmisch beschwingten Straßenzügen, denn Rhythmus der Architektonik, Schwung und Bewegung der Flächen und Linien sollte auch das äußere Bild von Hellerau zeigen. Übrigens war auch weiteren deutschen Architekten von Namen Gelegenheit geboten, hier praktisch der guten Sache zu dienen, und so finden sich auch zahlreiche Haustypen des Berliner Architekten Geheimrats Dr. Hermann Muthesius wie des nachmaligen Wiener Architekten Prof. Dr. h. c. Heinrich Tessenow, der sich mit dem Bau der Festspielhalle und der Bildungsanstalt Jaques Dalcroze erst seinen Namen erwarb, und, jetzt zur Stätte seines ersten Wirkens, Hellerau, zurückgekehrt, mit voller Hingabe dabei ist, das Problem, Hellerau zu einem wahrhaft deutschen Aufbau- und produktiv gelösten Problem zu gestalten.

Es war Dr. Wolf Dohrn, Sohn des berühmten Zoologen, Sproß eines hochkultivierten Hauses von einzigartiger Tradition, der in schöner Opferwilligkeit und begeisterter Freude am Werke den Genfer Musiker und Klavierpädagogen (im höheren Sinne) Jaques—Dalcroze berief, um, nach einer brieflichen Äußerung, dieser bedeutenden, wenn auch eigenwilligen und menschlich gebundenen Erziehernatur an Wolf Dohrn „in Hellerau den Rhythmus zur Höhe einer sozialen Institution zu erheben". Es gelang ihm, eine Reihe von Mitarbeitern in glücklicher Zusammenarbeit zu gewinnen; Männer, die auf dem differenzierten Gebiete dieser hochästhetischen und komplizierten Problematik ihre Sonderbegabung und Erfahrungen zur Verfügung stellten, so Alexander v. Salzmann, Adolfe Appia für Fragen von Licht, Beleuchtung, Theaterreform. Alsbald schlossen sich einige freie Künstler (Alfons Paquet) und begeisterte Privatleute an, und so entstand neben dem Kleinhaus-Viertel, das zumeist den Arbeitern der „Deutschen Werstätten" nahebei ihr reizendes Heim gab, weiter hin-



Freistehendes Einfamilienhaus der Baugenossenschaft Hellerau. Architekt Prof. Rich. Riemerschmid.



Platzansicht der Bildungsanstalt Dalcroze in Hellerau.

auf am hügeligen Gelände malerisch hingelagert das schöne Landhausviertel (für den bürgerlichen Mittelstand vorgesehen) — dies alles später gekrönt von der festlichen hellen Anlage der Bildungsanstalt mit ihren organisch zusammenhängenden Bauten.

Es brach mit Einzug des Genfer Musikprofessors und seiner Jünger eine wahrhaft dionysische Zeit für Hellerau an. In der Unterstadt, dem Hauptteil des Ortes mit dem Marktplatz, lebte das fröhliche Völkchen der Werkstättenarbeiter, von denen Karl Scheffler in einem jetzt klassisch anmutenden Programmartikel „Der Rhythmus" (II. Bd. 1. Hälfte, Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1912) schreiben konnte: „Aus denselben Industrie-Arbeitern, die in den schmachvoll überfüllten Hinterhauswohnungen der Großstädte rettungslos verproletarisieren und anarchisch zu entarten drohen, wird ein zufriedener, bürgerlich empfindender Arbeiterstamm gemacht". Ihre Kinder lehrte alsbald der Genfer Zauberer die Freude, in den schönen Schwingungen des Menschenleibes auszuleben: Rhythmus und Frohsinn ward eins. Dies eben sollte ja der ideale Zweck der „Musterstadt" Hellerau des kaiserlichen Deutschlands sein: „Ein Gebilde des Idealismus, aber auf gegebenen wirtschaftlichen Wirklichkeiten sich aufbauend und sorgfältig kaufmännisch auskalkuliert. Ein Gebilde des Altruismus — aber auch entstanden aus Gedanken der Realpolitik, aus dem praktischen Willen zur Verbreitung einer die Produktivität steigernden Würde der Arbeit und des Feierabendlebens". (Karl Scheffler.)

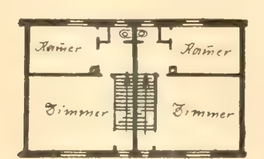


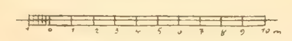
Schülerwohnhäuser der Bildungsanstalt Dalcroze, Hellerau. Rückseite

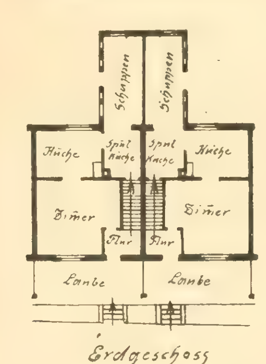
In der Oberstadt hingegen die Gemeinschaft der „Gehirne". Alle beseelt



Reiheneinfamilienhaus der Baugenossenschaft Hellerau. Architekt Prof. H. Tessenow.







Grundrisse zu nebenstehendem Haus.



Drei Reihen- und zwei Eckeinfamilienhäuser der Baugenossenschaft Hellerau. Architekt Kurt Frick.



Luftbad der Schule Dalcroze in Hellerau.

von einer dithyrambischen Freude am Werden, bemüht, sich in der Beschwingtheit der schönen Welt erzeugend und freundlich zusammenzufinden. Und alle voll hohen Stolzes über das Wachsen der Bewegung (im wahren Sinne des Wortes), der sie sich angelobt haben, verkörpert in dem langsam erstehenden, kraftvoll freien und bei aller Erdenschwere beschwingten Bau des Tessenowschen Festspielhauses („ein Institut, zu dem aus allen europäischen Ländern Schüler und Schülerinnen herbeikommen, um in den Heimatländern dann wieder zu verbreiten, was sie in dem Milieu Helleraus an Ideen und Fähigkeiten aufgenommen haben. Es bedeutet die Lage der Bildungsanstalt in der Gartenstadt etwas wie ein Symbol, daß das Gesunde, Starke und Schöne, das auf große Massen wirken soll, nur in einem ganz durchgeistigten und zugleich ganz wirklichen Milieu, nur in einer Atmosphäre der Uneigennützigkeit entstehen und sich fruchtbar entwickeln kann." Karl Scheffler.)

Die im stürmischen Rhythmus kraftvoller Initiative voranschreitende Entwicklung der Bildungsanstalt, gipfelnd in ihren praktisch-festlichen Vorführungen des Sommers 1912 vor rund 5000 Zuschauern Europas, ist wohl noch in — wehmütiger — Erinnerung. Dann kam der Krieg — Dalcroze ging und fühlte sich berufen, den Stab über Deutschland zu brechen. Die vielen Ausländer verflüchtigten sich. Das festliche Haus verödete, und auch die Werkstätten leerten sich... feldgraue Krieger zogen aus der Gartenstadt in die Schlacht.

Heute stehen wir anders zu Hellerau. Ich möchte sagen, ursprünglicher, bewußter. Ohne die befruchtenden Wirkungen der Dalcroze-Schule und ihr hohes Ziel zu verkennen, nämlich dem deutschen Volke die Empfindung für den festlichen Sinn des Lebens, den wahren Feierabend des Körpers und der Seele wiederzugeben und so fest im Leben der Nation zu verankern, daß Pflege von Rhythmus und Gymnastik begleitet von Musik, der Urmutter aller Künste, ein staatlich befohlener Bestandteil aller Jugenderziehung, ein selbstverständlicher Faktor der Darstellung auf der Bühne wird — muß doch ausgesprochen werden, was die Maßgebenden von Hellerau wohl auch empfunden haben: Mit der Entwicklung, wie die Bildungsanstalt sie nahm, wurde das Problem Hellerau einseitig und schief. Man verwechselte zu guter Letzt Kultur mit Kult. Eine gewisse Unduldsamkeit und geistige Überhebung griff auf dem Festspielhügel um sich. Wer die Festspiele und die äußere Betonung von Aufmachung und Stil miterlebt hat, der weiß, daß Stil zu Luxus und Snobismus zu entarten drohte und jenes oft unerträgliche Meister- und Hyperästhetentum betont wurde, das sich mehr gebärdet als es ist.

Das gehört ja nun der Vergangenheit an. Das Problem Hellerau ist wieder ein deutsches Problem der Volkshygiene, des sozialen Ausgleiches und wirtschaftlicher wie menschlich erstrebter Besserung geworden. Dazu ein Problem deutschen produktiven Aufbaues; hier besonders glücklich gewährleistet durch die Arbeit der Besten, die voranging und weiterhin gesichert bleibt. 400 Familien mit 2000 Seelen leben dort ein wirtschaftlich erträgliches Leben auf eigener Scholle. Die Reihen der Erleuchteten und Übererleuchteten haben sich freilich gelichtet. Die Zahl der produktiv Schaffenden ist gleichgeblieben. Dies ist für das heutige Deutschland zunächst das Wichtigere. Die „Deutschen Werkstätten" sind voll beschäftigt; ja, sie legen Nachtschichten ein: Wenn je, so liefern sie jetzt Qualitätsware und stellen den Typ des kunstindustriellen Großbetriebes dar, der vorbildlich ist und maßgebenden Stellen wie Arbeiterkreisen doch recht ernsthaft empfohlen sei. Denn seine Unternehmungen zielen, wie Karl Scheffler treffend bemerkt, darauf, das deutsche Kunstgewerbe in allen Teilen auf eine gesunde, neue Basis zu stellen. Diese deutsche Qualitätsarbeit hat aber heute eine für deutschen Außenhandel und wirtschaftliche Erholung geradezu entscheidende Bedeutung gewonnen: Sie allein vermag mit den künstlich forcierten ausländischen Erzeugnissen in Wettbewerb zu treten; vermag bei dem schlimmen Stande der Reichsmark Käufer des Auslandes von Geschmack zu veranlassen, deutscher Hände Werk zu kaufen und das alte Vertrauen in die überlegenen deutschen Kulturprodukte zurückzugewinnen. In Befolgung dieses Grundsatzes erscheint es besonders bedeutsam, daß die Gemeinde Hellerau in ihren befugten und bewährten Organen, der „Baugenossenschaft Hellerau" und der „Garten-

stadt-Gesellschaft" darauf bedacht war, das im Kriege auch für Hellerau vorgesehene Problem der Kriegerheimstätten umzugestalten in die Durchführung einer Groß-Siedlung von Wirtschafts-Heimstätten mit Werkstatt, in denen das gediegene deutsche Handwerk in Anlehnung an die deutschen Werkstätten mit ihren kunstgewerblichen und kunsthandwerklichen Methoden seine schönen Erzeugnisse schafft. 15 000 erwerbslose Arbeitswillige können auf Hellerauer Boden im billigen Heim noch untergebracht werden. Freilich wirkt die Baustoff- und Transportnot neben den hohen Kosten auch hier lähmend auf die Lösung dieser dringlichsten deutschen Aufgabe, aber die Aussichten bessern sich langsam mit der stärkeren Kohlenförderung und Güterbeförderung. Prof. Dr. Tessenow hat großartige Fürsorge getroffen, daß in der von ihm begründeten Handwerker-Gemeinschaft die einzelnen Zweige deutschen Kunsthandwerkes den ungelernten Neulingen unter den künftigen Hellerauer Wirtschaftssiedlern gründlich vertraut werden, und so der unentbehrliche Stamm körperlich und seelisch beschwingter Arbeiter für Deutschland mitgesichert wird. Darauf kann gar nicht genug hingewiesen werden. Daneben geht dann als geistige Leiterin die Bildungsanstalt Jaques—Dalcroze (als solche weitergeführt auch nach dessen gänzlichem Ausscheiden), die am 1. Juli einen neuen Kursus beginnt, der warm empfohlen wird. Es führt zu weit, ins einzelne die besonderen Absichten der Anstaltsleitung darzulegen, die den Hellerauer Siedlern zu einer frohen, rhythmischen Lebensauffassung verhelfen will. Seit Jahresfrist hat sie eine höhere Schule für Knaben und Mädchen (Neue Schule Hellerau) in ihren Mauern, die, allmählich zu einer neunstufigen Lehranstalt ausgebaut, sowohl für künftige Studenten wie für künftige hochgebildete Handwerker geeignete Bildungsgelegenheiten (verbunden mit Erziehung in Rhythmus und Gymnastik) bietet. Als eine Hauptforderung sieht die in den Händen von Harald Dohrn und dem langjährig tätigen Dr. v. Böckmann liegende Hellerauer Bildungsanstalt es an, daß die hier gelehrte Methode staatlicherseits zum Bestandteil der Erziehung gemacht, d. h. die Dalcroze-Schule zu Hellerau zur staatlichen Lehrervorbereitungsanstalt erklärt wird. Jedenfalls liegen der guten Keime viele und lösbare in dieser vorbildlichen ersten Gartenstadt Deutschlands beschlossen, die ernster Aufmerksamkeit und allgemeiner Teilnahme bedürfen.

Deutsche Musik, deutscher Burgfrieden.

Von Franz Wugk, Hannover



Seit anderthalb Jahren wird das deutsche Volk, das körperlich so jämmerlich unterernährte, geistig nur von Gedanken gespeist, die auf Selbstzerfleischung ausgehen. Sogar der sonst überall staatbildende und ständeverbindende, die Massen zusammenschmelzende nationale Gedanke wirkt bei uns einstweilen als Sprengmittel. Es möchte kein Hund so länger leben! kann Michel mit dem Doktor Faust ausrufen. Gibt es denn da gar kein Heilmittel? Was macht uns — auch ohne Seelenverschreibung und ohne Mephisto und seine Hexenküche — wieder jung, schön, kräftig, hoffnungsvoll? Was einigt uns und kuriert damit alle politischen Gebresten?

Am ersten Mai ließen sich die Klassenbewußten unserer Stadt die Pastorale vorspielen. Wer sich als Feiertagsgeschenk Beethoven wünscht, kann kein Schurke sein. Neulich suchte ich in Wald und Feld Erholung vom politischen Tagesgezänk. Ein starker Trupp gewerkschaftlicher Wandervögel begegnete mir; sie sangen vom Wandern, das des Müllers Lust ist. Ob sie politisch zur Richtung Hermann Müller, August Müller oder gar Richard Müller gehörten, war nicht zu unterscheiden. Ich selbst, der ich mich schon lieber zu Wilhelm Müller bekenne, mußte aber diesen frischen jungen Gesellen und Mädchen lange nachblicken und nachlauschen. Denen hatte man doch ihr deutsches Herz nicht ausreißen und die deutsche Kehle nicht zuschnüren können! Unsere Reichswehrmusik war mir lange ein Ärgernis, denn sie spielte immer — in des Wortes verwegenster Bedeutung — greulichstes Blech. Aber vor ein paar Tagen — nein, es war kein Irrtum: da kamen sie wahrhaftig mit dem Hohenfriedberger anmarschiert. Und die angesammelten Herren der Zeit und der Straße murrten nicht ob dieses Rückfalls ins Vornovemberliche, sondern schienen im Gegenteil mit mir hocherfreut über den alten stolz schmetternden Bekannten. Von befreundeten Geistlichen höre ich, daß die Zahl der Sozialdemokraten im Volkskirchenbund beständig zunimmt, und daß sich diese Genossen gerne bei den musikalischen Veranstaltungen beteiligen. Beethovensche Symphonien, Schubertsche Wanderlieder, friderizianische Märsche, Luthersche Choräle und die frommen Gesänge des deutschen Mittelalters — ja, und warum auch nicht die fröhlichen Trinklieder und gutdeutschen Tanzweisen? Die Musik feuert freilich die Kämpfenden an; die Musik läßt aber auch die Herzen harmonisch zusammenschlagen. Die Lyra des Orpheus ließ Tiger und Bären zierlichfriedsam hüpfen und bei Amphions Saitenspiel kamen die Steine herzugelaufen und fügten sich selbst einen auf den anderen zum Bau der Mauern Thebens. Cervantes sagt, wo Musik ist, da kann nichts Böses sein. La musique adoucit les moeurs, heißt es in Frankreich; mit der heutigen französischen Musik scheint man allerdings im Punkt der Sänftigung keine Wirkungen zu erzielen. „Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst — Den nicht der Einklang süßer Töne rührt — Taugt zu Verrat, zu Räuberei und Tücken. — Die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht. — Und seine Lüste schwarz wie Erebus." Auch in Shakespeares Land ist es offenbar mit der Musik heute schlecht bestellt, und in Italien lassen sich die Banditen nicht mehr durch Stradellatöne entwaffnen.

Dagegen können vielleicht auch heute noch im ganzen Deutschland — wie im Aachen der Kleistschen Cäcilia-Legende — wilde Bilderstürmer oder sonstige „gottverdammte Brüder" durch ein Salve regina oder Gloria in excelsis vom Verbrechen zur frommen Schwärmerei bekehrt werden. Noch immer heißt es in Deutschland: Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder. Schade nur, daß wir nicht lustige Musikanten — wie den von Geibel — ausschicken können, die mit ihrer Geige alle feindlichen Krokodile tanzen und dann durch wackelnde Pyramiden erschlagen lassen, oder die — wie Tamino und Papageno — mit Zauberflöte und Glockenspiel wilde Tiere zum Hopsen und Walzen bringen und den französischen Monostatos mit allen seinen Senegalesen vertreiben. „Dein Ton sei Schutz in Wasserfluten. — So wie er es im Feuer war." Wir wandeln sogar „durch des Tones Nacht. — Froh durch des Todes düstre Nacht". Warum sollen die heutigen deutschen Paminas und Taminos mit Mozartscher Musik nicht auch das Versailler Elend, die Zerstückelung, den Umsturz, den Bolschewismus und vor allem die innere Uneinigkeit überwinden?

Am besten müßte das mit der „absoluten" Musik mit Instrumenten und mit Liedern ohne Worte zu erreichen sein, denn sowie sich Worte und damit Vorstellungen und Begriffe der irdischen Umwelt mit den Klängen verbinden, verliert auch die Musik ihren jenseitigen Charakter, ihre heilige Entrücktheit, die uns durch Raum, Zeit, Kausalität ins Unendliche, Ewige, Fessellose vordringen läßt und uns in Kant—Schopenhauers Ding an sich, ins Göttliche versenkt. Indessen braucht ein Materialist oder Positivist an der Missa Beethovens oder dem Requiem von Brahms noch keinen Anstoß zu nehmen, und ein guter Christ kann ruhig den Isis- und Osiriskult Sarastros mitmachen; der deutsche Protestant folgt mit seligen Schauern dem Ave verum Mozarts und dem frommen alten Haydn, und der deutsche Katholik wird sich gern an Bach und Händel erbauen. Die politischen Gegensätze können noch leichter als die kirchlichen überwunden werden, denn z. B. über die konservative Weltanschauung des Johann Sebastian Bachs und über die Kaisertreue Mozarts und Haydns braucht sich der heutige Republikaner doch nicht zu ärgern, und der landflüchtige Umsturzmann Richard Wagner hat hinterher den Kaisermarsch geschrieben; vom Republikanismus Beethovens ist in seinen Texten nichts zu spüren, und wenn Robert Schumann vier Märsche auf das Jahr 1849 komponierte und dem Grafen Baudissin einmal sagte: „Die Republik bleibt doch die beste Staatsform", so wird der Monarchist das nicht tragisch nehmen: in seiner

Musik — und darauf kommt es hier doch nur an — war der Romantiker ganz gewiß kein roter Demokrat, und mit seinem ganzen Republikanismus ist es auch nur so ein Stimmungsspiel gewesen. Im übrigen: ob links oder rechts — unsere großen Meister waren sämtlich ganz und gar keine Politiker — auch Wagner nicht — und man muß sie geistig schon bis zur Unkenntlichkeit verrenken, wenn man sie zu Treibern oder Schleppern für eine der heute sich in deutschen Landen befehdenden Parteien machen will.

Die Musik spricht zur Seele, die deutsche Musik spricht zur deutschen Seele; sie klingt in das Herz des Menschen. Sie tönt nicht Wahlreden, und die Noten sind nicht Leitartikel, die Musik freut sich der Blumen, der Vögelein, der murmelnden Quellen, des Sonnenscheins, des schönen, grünen Waldes, aufgebaut so hoch da droben — darf sich ein „Unabhängiger" nicht an diesen Dingen erfreuen, nur weil sie zufällig deutsch sind und jede Verherrlichung deutscher Schönheiten als alldeutsch-schwerindustrieller Chauvinismus gilt? Die Musik führt uns zu Gott, der zwar abgesetzt und abgeschafft werden soll, der einstweilen doch aber auch noch sogar nach dem Erfurter Programm eine Privatangelegenheit ist, in die sich keine Obrigkeit — also auch wohl keine Proletarierdiktatur — einzumischen hat. Lassen wir uns durch das Geschrei der neuen Chabot, Chaumette, Hebert und anderer Tollhäusler nicht irre machen: in Wahrheit gibt es keinen denkenden Menschen, der nicht auf die eine oder andere Weise religiös und gläubig ist. Nur verhetzte Narren können es für Proletarierpflicht erklären, das Evangelium als eine Erfindung der Schwarzröcke und Ausbeuter in den Schmutz zu treten. Das Reich Gottes ist nicht von dieser Welt — nichts Politisches reicht da hinan, und nur die Musik kann uns in den Himmel tragen, der keinem verschlossen ist, da er ja in uns selbst sich öffnet. Wie es von Christi Lehre bei Paulus heißt: Hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu; so lassen wir auch beim Eintritt ins Reich der Töne unsere Parteimitgliedskarte zurück.

Der deutsche Wein erfreut des Menschen Herz und bringt die deutschen Menschen zum Singen, welchen Stimmzettel sie auch abgegeben haben mögen, und wen die Liebe packt, der singt seiner Herzensdame deutsche Ständchen nach gänzlich parteilosem Komment. Die Überlegenheit der Musik über alle anderen Künste besteht aber gerade darin, daß sie auch alle jene Freuden und Schmerzen, Geheimnisse und Sehnsüchte der Seele austönen lassen kann, die dem Ausdrucksvermögen der Dichtung und bildenden Kunst entzogen sind. Gerade deshalb kann der Zauber der Musik auch wieder binden, was die politische Mode streng geteilt hat. Und wenn alle Menschen in der ganzen Welt Brüder werden, wo dein sanfter Flügel weilt, weshalb sollten sich dann gerade die deutschen Schwestern und Brüder im Heiligtum ihrer deutschen Musik-Freude nicht die Hand reichen können?

Gemeinsam ist allen Deutschen der unwiderstehliche Drang, die Erregungen der Seele in Musik ausklingen zu lassen; gemeinsam ist ihnen der Durst nach dem Labetrunk der Töne; gemeinsam sei ihnen auch der Stolz auf die unvergleichliche Herrlichkeit unserer deutschen Musik. Vielleicht sind die slawischen und italienischen Massen noch leichter geneigt als die deutschen, sich dem Rausche der Töne und des Rhythmus hinzugeben. Dem Deutschen genügt aber nicht der Ohrenschmaus; er will Schmerz und Lust nicht nur mit den Gehörnerven, sondern im innersten Inneren, mit der Seele erlauschen und nicht nur mit Saiten und Stimmbändern, sondern mit dem singenden Herzen sagen, was er leidet oder jubelt. Die deutsche Musik ist nicht nur melodische Linie und Takt-Empfinden, sondern harmonische Ordnung. Die Tiefen-Ordnung, der Akkord, das im weiteren Sinne Polyphone schafft die Eigenart der deutschen Musik. Nicht als wenn die fremde Musik nicht ebenso Akkorde hätte, aber die deutsche Musikseele fühlt gleichsam von selbst schon in Akkorden. Diese „Komplexität" und dazu der unendliche Reichtum der Ausdrucksmittel für die unendliche Mannigfaltigkeit und die unausmeßbare Tiefe der Gefühle und Leidenschaften macht das aus, was den Franzosen die deutsche Musik „la musique savante" nennen läßt. Vielen erscheint solche Musik als eine Verirrung gegenüber den Musiklehren z. B. des Naturmenschen Rousseau und auch Zelter-Goethes — meistens erkennt aber doch der gebildete Franzose die Überlegenheit der deutschen Musik und auch vor allem der Musikpflege bei uns an. Höchstens das deutsche Bier und die deutsche Philosophie können sich rühmen, der französischen Eitelkeit und dem englischen Hochmut ein annähernd ähnliches Zugeständnis abgezwungen zu haben. Hector Berlioz, der sein Frankreich „in musikalischer Hinsicht ein Land von Kretins und Lumpen" nannte, kann sich nicht genug tun in begeisterten Huldigungen für das Vaterland Beethovens, Glucks, Webers und Mozarts, „die alte deutsche Erde, wo die Treue ebenso alt ist wie die Eichen seiner Wälder". Da kann man es gewiß unserem Schumann nicht verdenken, wenn er schreibt: „Die höchsten Spitzen italienischer Kunst reichen noch nicht an die Anfänge wahrhaft deutscher." In der Musik haben der deutsche Kunsttrieb und die deutsche Seele ihren „adäquatesten" Ausdruck gefunden. Nicht Zerstreuung, sondern Sammlung; nicht Belustigung, sondern Erhebung ist dem Deutschen seine Musik. Man vergleiche einen romanischen Opern- oder Konzert-Saal — von angelsächsischer Barbarei ganz zu schweigen — mit einem deutschen. Die Verdunkelung schon des Zuhörerraums, dem Franzosen eine Pein, ist uns die Vorbedingung des andächtigen Genusses. Nur das Kunstwerk allein soll noch herrschen, und bei der reinen Musik soll nur das Ohr allein als die Pforte der Seele noch offen bleiben. Die Virtuosen gedeihen auch in Ententelanden, und in der Aufmachung von Star-Stagiones sind sie uns drüben sogar überlegen; die echte Musik in echter Art zu pflegen, ist aber gut-deutsche Art — oder sie w a r es wenigstens. Unsere Chor- und Orchester-Vereine, unsere volkstümlichen Darbietungen edelster und auch schwerster Tonwerke, unsere Hausmusik vor allem sind etwas, was dem Deutschen schlechthin gehört; im Männergesang wirken schwarz-weiße, schwarz-weiß-rote, schwarz-rot-goldene und auch rote Tenöre und Bässe harmonisch zusammen, und beim Schubertschen D-Moll-Quartett zum Beispiel kann man nicht unterscheiden, ob die Instrumente von einem Deutschnationalen, einem Demokraten, einem Zentrumsmann oder einem Spartakisten gespielt werden. Heiliger Burgfrieden der Musik, breite dich übers ganze deutsche Volk aus!

Deutsches Gemeingut ist auch die theoretische Hochschätzung der Musik, die in der Ästhetik und Kunstübung anderer Völker nur einen zweiten Platz einnimmt. Schopenhauer hat sie zur Königin gemacht, und alle Fakultäten und die anderen Musen huldigen ihr bei uns gerne. In keinem anderen Lande haben Dichter, Maler, Männer der Wissenschaft einen so vertrauten Umgang mit der Musik, eine solche Liebe zur Musik wie im Lande Grillparzers, Schwinds, Mörikes, E. T. A. Hoffmanns, Kleists und — um neuere Gelehrte zu nennen — z. B. Billroth und Kohler.

Aber wie soll denn Deutschland seine Einigkeit im Geiste der Musik wieder herstellen und fruchtbar betätigen? Nun, da haben wir gleich einige Festtage, die alle Abgründe schließen helfen könnten. Wir feierten soeben das Jubiläum des ersten Jahrzehnts des Robert-Schumann-Museums (8. Juni). Kann dieser Tonmeister, dessen höchster Ehrgeiz es war, so deutsch als möglich und nichts als deutsch zu sein, nicht alle Freunde seiner Musik — und welcher Deutsche wollte sich da ausschließen? — lehren, alles andere zu vergessen vor dem einen: Gedenke, daß du ein Deutscher bist? Im Dezember werden wir Beethovens einhundertfünfzigsten Geburtstag feiern. Der Name Beethoven bedeutet eine ganze Welt. Der eine Beethoven läßt die Wagschale der nachhellenischen Zeit zu unseren Gunsten gegenüber der Antike sinken. Kein anderer Name könnte das sonst! Und, so gerne sie ihn uns rauben möchten: er war ganz unser. Im Kriegswinter 1870/71 schrieb Victor Hugo an Deutschland die Verse „. . . wie nur Griechenland Homer erzeugen konnte — So schenkst nur du der Welt Beethoven! — Deutschland ist mächtig, unvergleichlich." Beethoven ist so groß und dabei doch so tief in jedes fühlende deutsche Herz gesenkt, daß vor diesem Symbol des Besten, was wir haben, aller politische Streit in Nichtigkeit und Erbärmlichkeit versinkt. Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie, sagte Beethoven selbst. Glauben wir dieser deutschen Offenbarung. Folgen wir ihr. „Feiern wir ihn würdig", rief Wagner einst nach unseren Siegen vor fünfzig Jahren beim Namen Beethoven, „denn dem Weltbeglücker gehört der Rang noch vor dem Welteroberer". Feiern wir ihn noch inbrünstiger heute als Trostbringer, Neuerwecker, Willenstähler und vor allem als Einiger!

Auch dem 75. Bühnengeburtstag des Tannhäusers nahen wir uns und damit einem Wagnergedenktag. Dieser Aufrührer und Umstürzer hat einst unser musikalisches Deutschland in einen Krieg gejagt, der länger dauerte als der Glaubenskrieg des siebzehnten Jahrhunderts, und der oft mit nicht

minderer Erbitterung geführt wurde. Heute aber ist Wagner der Hüter des inneren Friedens für alle Deutschen, denen ihr Deutschtum noch eine lebenswarme und beglückende Wirklichkeit ist, und die noch nicht nach berühmtem Muster vom „sogenannten" Vaterlande sprechen.

Im Winter 1820/21 hörten zum ersten Male deutsche Konzertsäle Lieder eines völlig unbekannten kleinen Wiener Schulmeisters; am 7. März 1821 sang der „K. K. Hofopernist" Vogl im Kärntner Tortheater den „Erlkönig" Franz Schuberts. Das „Schwammerl" war so schüchtern, daß er nicht einmal die Klavierbegleitung zu übernehmen wagte, sondern sich mit dem Umblättern begnügte. Darüber sind nun bald hundert Jahre vergangen; und heute? Ja, wem bei Schuberts Musik nicht das deutsche Herz aufgeht, an dem ist Hopfen und Malz verloren — und wer im Menschen Schubert nicht einen herzlich geliebten Freund sieht, ist nicht wert, unser eigener Freund genannt zu werden. Dieser Österreicher ist der Liebling der Preußen, dieser katholische Wiener einigt alle Bekenntnisse, alle deutschen Volksstämme, alle Parteien in Kunst und Politik. Im Tropenurwald und im Polareis, in der Lüneburger Heide und im Gletscherschnee, in allen Erdteilen, zu Wasser und zu Lande und wohl auch in der Luft werden sich Deutsche erkennen am Gesang des „Lindenbaums", des „Wanderers", des „Ständchens" und der „Linden Lüfte". Symphonien, Klavierwerke, Kammermusik, Märsche und Tänze ergänzen die „Winterreise" und die „Müllerlieder". Noch niemals gab es bei solcher verschwenderischen Majestät des Genies und solcher Tiefe des musikalischen Gemüts eine solche edelste Volkstümlichkeit wie bei diesem armen, hungernden, schmerzensreichen und doch glückseligen „Proletarier", der ein Adelsmensch war wie nur wenige vor ihm und nach ihm.

Nur einer hat es annähernd ebenso verstanden, die Deutschen so zu Brüdern zu machen, das war Weber mit seinem „Freischütz", dessen Jubiläum am 18. Juni nächsten Jahres in Nord und Süd, in Ost und West gefeiert werden wird. Mag der Parteimensch dann im entsetzlichen Samiel nach Belieben den Teufel des Militarismus und Kapitalismus und des Junkertums oder den Satan der roten Barbarei und des Bolschewismus sehen, mag dem einen der böse Kaspar ein Abbild Ludendorffs und Helfferichs, dem anderen ein Erzberger und Scheidemann sein — einig sind wir alle darin, daß wir vom ersten Hornerruf bis zum letzten Takt der Partitur uns in dieser walddustigen Wunderwelt zu Hause fühlen; ganz zu Hause. Richard Wagner schrieb, in der Bewunderung der Freischütz-Klänge seien sich die Landsleute in Nord und Süd einig, vom Anhänger Kants bis zum Leser des Wiener Modejournals. „Es lallte der Berliner Philosoph: wir winden dir den Jungfernkranz; der Polizeidirektor wiederholte mit Begeisterung: Durch die Wälder, durch die Auen; während der Hoflakai mit heiserer Stimme sang: Was gleicht wohl auf Erden? Der österreichische Grenadier marschierte nach dem Jägerchor, Fürst Metternich tanzte nach dem Ländler der böhmischen Bauern, und die Jenaer Studenten sangen ihren Professoren den Spottchor vor." Sollten wir beim hundertsten Jahrestag des „Freischütz" uns nicht wieder um unsern Weber, um den guten Eremiten und um die beiden holden deutschen Mädchenblumen Agathe und Ännchen als ein einig Volk von Brüdern scharen können? Hand in Hand und im Gleichtakt des Herzschlages, der eine auf des anderen Hilfe angewiesen, mitten in einer feindseligen Welt?

Mit Feste feiern allein ist es freilich nicht getan. Es müßte als eine der ersten und wichtigsten Pflichten der Nation erkannt werden, die verwahrloste und verflachte, verausländerte, zum Massenbetrieb gewordene deutsche Musik durch ständige sorgfältigste Pflege auf die alte Höhe zu heben. Alle Parteiführer rechts und links müssen darin wetteifern, das Deutscheste, was wir haben, unsere Musik, zum Erziehungs- und Einigungsmittel aller Menschen deutscher Zunge zu machen. Die Musikpflege gehört ja zu den sehr wenigen Dingen, die uns in Versailles nicht verboten und genommen sind. Nutzen wir das aus. Brauchen wir die deutsche Leier, bis wir einst wieder zum deutschen Schwert greifen können!

Navigare necesse est.

Vom Kapitän zur See a. D. Paul Ebert.

Seit den Zeiten der Völkerwanderung bilden Wandertrieb und Abenteuerlust hervorstechende Merkmale im Charakterbild des Deutschen. Die Sehnsucht nach der geheimnisvoll lockenden Ferne und das Gefallen an kühnen Taten ließ germanische Söldner in Massen den Legionen der römischen Cäsaren zuströmen; der Hang zur Romantik und das Verlangen nach den märchenhaft phantastischen Wundern des Morgenlands trieb die deutsche Kreuzritterschaft mit ihren Heerbannern zum Kampf gegen die Geschwader der Sarazenen. Seinen höchsten Triumph und den reichsten Erfolg aber sollte kühner Wagemut erringen, als in den Tagen der stolzen Hansa im deutschen Herzen die Liebe zum weiten, wogenden Meere machtvoll emporwuchs, als der Deutsche die See verstehen lernte.

Die Hansa zerfiel, ihre Flagge schwand von der blauen Flut. Doch die Liebe zur See lebte weiter in Tausenden von deutschen Herzen, wurde vererbt vom Vater auf den Sohn in so mancher Seemannsfamilie, die im Laufe von Jahrhunderten, Generation nach Generation, ihre Männer hinaussandte aufs weite Meer, das Jahr für Jahr seine Opfer forderte, stille Schläfer in Gottes Keller oder im fremden Dünensand. Eine deutsche Flagge aber gab es nicht, und die deutsche Schiffahrt konnte in der Zerrissenheit des Einzelstaatentums nicht gedeihen; so mußte der deutsche Seemann meist auf fremden Schiffen sich für kargen Lohn verdingen, unter den Farben von aller Herren Ländern dienen, rechtlos und schutzlos ausgebeutet von fremden Schiffsherrn, die aus seiner beruflichen Tüchtigkeit, seinem unermüdlichen Fleiß und seiner bescheidenen Anspruchslosigkeit ihren fetten Nutzen zogen.

Das wurde anders, als in drei ruhmreichen Kriegen der eiserne Kanzler mit gewaltiger Faust ein einiges Vaterland zusammenschmiedete, als auf dem Meere die stolze schwarz-weißrote Flagge zuerst im Winde sich bauschte, als die deutsche Schiffahrt, aus jahrhundertelangem Dornröschenschlaf erwachend, in wenigen Jahrzehnten zu herrlicher Größe emporstieg. Deutscher Unternehmungsgeist, deutsches seemännisches Können und schiffbauliches Geschick ließen mit staunenerregender Schnelligkeit eine zahlreiche Flotte stattlicher Schiffe erstehen, an deren Spitze die majestätischen Riesenrenner des Ozeans „Imperator" und „Vaterland", beispiellos an Kühnheit der Konstruktion und Pracht der Ausstattung, den Ruhm des deutschen Namens über die Meere trugen.

Und dieser Handelsflotte zugesellte sich die Schwester in schimmernder Rüstung, mit Brünne, Schild und scharfem Schwert, das mit liebender Sorgfalt gehegte Lieblingskind Mutter Germanias, die Kriegsmarine. Zwar vermochte ihr Wachstum nicht gleichen Schritt zu halten mit den riesenhaften Fortschritten des schutzheischenden deutschen Überseehandels; aber was ihr an materiellen Mitteln noch fehlte, das bemühte sich jeder einzelne des gesamten Personals, mit Anspannung aller Kräfte durch rastlose Steigerung der inneren Werte nach Möglichkeit zum Ausgleich zu bringen. Denn Riesenanforderungen waren es, die aus den gewaltigen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte auf schiffbaulichem und waffentechnischem Gebiete dem Organisierungsvermögen der Führer wie der Anpassungsfähigkeit und den Charaktereigenschaften des einzelnen Mannes erwuchsen. Daß diese stille und zähe Arbeit langer Friedensjahre uns die erstrebte Überlegenheit in Technik und Handhabung der Waffen tatsächlich gesichert hatte, das haben Coronel, Skagerrak und die den Fachleuten aller Nationen uneingeschränkte Bewunderung abringenden Leistungen unserer U-Boote erwiesen.

Um so erschütternder wirkte die Tatsache, daß Deutschlands Zusammenbruch gerade in der Kriegsmarine zuerst sich offenbarte, und ewig unauslöschlich wird die ungeheure Schmach bleiben, daß die von verbrecherischen Hetzern verführte Mannschaft aus elender Feigheit, bar jedes männlichen Ehrgefühls, ihren Führern den Gehorsam in dem Augenblicke versagte, als sie zur Schlacht hinausfahren sollte

Durch nichts wird auch der Charakter der Revolution und ihrer Anstifter treffender gekennzeichnet als durch die unwiderlegliche Feststellung, daß die breite Masse lediglich durch Aufpeitschung der niedrigsten und widerlichsten Instinkte zur Tat hingerissen werden konnte, daß diese Revolution so jedes, aber auch restlos jedes idealen Schwungs entbehrte. Welche Frucht aus solcher Saat ersprießen mußte, das zeigen heute die Ereignisse jedes neuen Tags.

Die tiefe, in der Weltgeschichte bisher einzig dastehende Tragik des Untergangs unserer Wehrmacht zur See schildert der bekannte Marineschriftsteller Hugo von Waldeyer-Hartz mit packender Gestaltungskraft in seinem neuesten Buche „Deutsche Flottenträume", das dieser Tage im Verlage von Boll & Pickardt, Berlin, erschien. Im Tagebuche des jungen U-Boots-Kommandanten Georg von Reichershausen finden wir das erschütternde Schicksal eines mit jeder Faser seines Herzens am Berufe und am geliebten Vaterlande hängenden, todesmutigen, pflichtgetreuen Offiziers, der, in Verzweiflung unter der Last der Schmach zusammenbrechend, freiwillig aus dem Leben schied, als ihm das Vertrauen auf die deutsche Treue seiner Leute, auf die er felsenfest gebaut hatte, jäh genommen war, als er aus englischem Munde erfahren mußte, wie nahe wir dem Erfolge gestanden hatten: „Woran soll man sich noch halten? Ich habe einen meiner Leute angesprochen, habe von ihm erfahren wollen, was denn in sie gefahren sei? Ich spreche keinen mehr an, denn nun habe ich alles Vertrauen verloren." Und ferner: „Der englische Offizier, der mein Boot übernahm, war korrekt, er wurde sogar freundlich. Er hat mir allerhand erzählt, ich habe nur zugehört, kaum geantwortet. Er hat mir erzählt, die britische Marine stünde vor einem Rätsel. Unsere U-Boot-Waffe wäre ja so scharf gewesen! Noch ein paar Wochen durchgehalten, und in England hätten Hunger und Bolschewismus das Tor, das zum Frieden führt, aufgesprengt. Und hätte Deutschland drei Viertel seines Landes preisgeben müssen, den U-Boot-Krieg hätte es nie und nimmer aufgeben dürfen." Über den seelischen Zerfall und seine Ursachen in der Flotte aber läßt von Waldeyer-Hartz seinen Pfarrer Grunthoff sprechen: „Ja unsere stolze Flotte, vom ganzen deutschen Volke geliebt und verwöhnt, tüchtig vom Flaggenknopf bis zum Kiel, arbeitsam vom ältesten Offizier bis zum jüngsten Schiffsjungen, auch sie ist nun ein Trümmerhaufen, hingeopfert dem eitlen Götzen Demos! Sind es dieselben Leute, die bei Coronel und auf so mancher Kreuzerfahrt den Briten besiegt, die ein Skagerrak geschlagen haben? Fast möchte man sagen: Nein, es können nicht dieselben gewesen sein! In einer so kurzen Spanne Zeit, wie es wenig mehr als zwei Jahre sind, kann solch verheerender Wechsel nicht Platz greifen! Und doch — der unselige Lauf der Dinge hat es uns anders gelehrt. Gottes Arm hat uns schwer gestraft. Er hat über das deutsche Volk eine Seuche geschickt, schlimmer als Pest und Pestilenz, eine Seuche, die die Volksseele vergiftet. Sind wir zu hochmütig gewesen? Oder soll unser Volk in Wanderung durch ein neues Tränental die Kraft zum größten Aufstieg finden? Meine Hoffnung ist es, unser aller Hoffnung muß es werden. Den Glauben an Deutschlands Zukunft, trotz allem, ich lasse ihn mir nicht rauben!"... „Es muß alles geschehen, daß das deutsche Volk sich wieder aufrichte!"

Soweit das Buch „Deutsche Flottenträume". —

Wenn das deutsche Volk sich aber jemals wirtschaftlich wieder aufrichten soll, so muß als erstes wieder aufgerichtet werden das, was seit der Gründung des Reichs und in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr sich als Lebensspender und Hauptschlagader des Volkskörpers erwiesen hat, der deutsche Überseehandel, ohne den das Vaterland seine Kinder nicht ernähren kann und völlig zugrunde gehen muß. Unsre Feinde wußten, was sie wollten, als sie im Friedensvertrage zum vernichtenden Schlage gegen unsere schwimmende Habe ausholten.

Im selbstverblendeten Hirn des Feindbunds beginnt es jetzt zu dämmern; langsam bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß ein Leichnam ein schlechter Arbeiter ist, daß ein zum Ausbluten gebrachtes Deutschland nicht zahlen kann. So wird es eine der wichtigsten und dringendsten Aufgaben unserer Beauftragten bei den bevorstehenden Verhandlungen sein, die Notwendigkeit des Wiederaufbaus unserer Handelsflotte zwingend zu beweisen. Diese Forderung berührt nicht nur Deutschlands Interessen und die seiner Gegner, sie beeinflußt das Gedeihen des Wirtschaftskörpers Gesamt-Europas und schließlich das der ganzen Erde, da ein faules Glied unweigerlich den Gesamtorganismus schädigen muß. Deshalb sollten diese Fragen auch nicht vor ein Forum gehören, das wie das unserer Feinde den Namen „Völkerbund" wie zum Hohn und Spott des völkerverbindenden Gedankens führt, sondern vor einen wirklichen, die Interessen aller Kulturvölker gleichmäßig berücksichtigenden Völkerbund, der die vielen, bisher leeren Worte über Selbstbestimmung, Abrüstung und Weltfrieden, die unsere Gegner so oft im Munde geführt haben, endlich in fruchtbringende Taten umzusetzen ernsthaft versucht.

Diesem Gedanken mit nie erlahmender Zähigkeit Geltung zu verschaffen, muß das Ziel aller national empfindenden deutschen Kreise sein. Gelingt das, und es muß gelingen, wenn alle Deutschen ihre Pflicht tun, dann wird auch die deutsche Schiffahrt den ihr gebührenden Platz sich neu erringen, dann wird der deutsche Seemann vor dem Schicksal bewahrt bleiben, in Zukunft wieder, wie einstens, unter fremder Flagge Frondienste leisten zu müssen.

Als Freikorpsführer im Baltikum.

Von Hauptmann a. D. Cordt von Brandis.

VII.



Der Oktober war hereingebrochen. Schon fegten kalte Regenwinde über die Sumpfgegenden zwischen Bauske und Friedrichstadt und ließen die Krüppelkiefern-Wälder der Moore noch düsterer erscheinen, als sie von der Natur aus sind. Die Wasserläufe waren bis zum Rande gefüllt und strömten vielfach über das Holz der baufälligen Brücken, so daß es schwer und gefährlich war, die Fahrzeuge und Geschütze vorwärts in die befohlenen Aufstellungsräume zu bringen.

Im verfallenen Gute Gr. Brukken, in dessen bewohnbaren Räumen die Knechte ihre Schmutzwirtschaft aufgeschlagen hatten, lag der Stab ums lodernde Wachtfeuer unter einer Linde, die ihre gelben Blätter auf die in Mäntel gehüllten Schläfer herabflattern ließ. Zur Seite steckte unsere Gefechtsflagge, das schwarz-weiß-rote Dreieck mit den Elchschaufeln, der Zierde und Wehr des kurischen Wappentieres.

„Wann muß der Befehlsempfänger kommen?" fragte ich den Ordonnanz-Offizier Leutnant von Alten.

„Er müßte schon hier sein!" war die Antwort, „um fünf Uhr nachmittag war Befehlsempfang in Bauske. Er reitet drei Stunden! Jetzt ist es neun Uhr!"

„Bei den miserablen Wegen und der Dunkelheit können es auch 4 Stunden werden. Wer ist denn geritten? Stoebe?"

„Fritz Domela und Seybert I!"

„Es sind doch zwei Bausker; allerdings ist der Schimmel mächtig runter!"

Und doch waren die beiden in stockfinsterer Nacht in den Sumpf geraten. Der Schimmel war ein Rappe geworden, als sie endlich um fünf Uhr früh anlangten.

Der wichtige Befehl der Legion lautete: Das Freikorps steht um fünf Uhr vormittag an der Misse zum Vormarsch nach Bad Baldon bereit, das heute noch zu erreichen ist! Das Korps bildet die rechte Flankendeckung der von Gr.-Eckau auf Kekkau vormarschierenden Legion.

„Das fängt ja gut an!" sagte ich, „Meldereiter satteln zu allen Formationen!"

„Vor 10 Uhr können wir nicht da sein!" meinte Alten.

„Eine infame Geschichte, als Flankendeckung nicht rechtzeitig da zu sein. Da konnte allerhand Unglück passieren!"

Draußen lärmte und kramte der Troß, die Pferde stampften, Sättel wurden aufgeworfen, Befehle schallten. Schimpfen und Lachen tönten durcheinander. „Det is ja allerhand Schnee in die Karpathen", ließ sich die übliche Berliner Schnauze vernehmen. „Erbarmung, wie werden wir es schaffen bis 8 Uhr" hörte man einen Balten. Der Wachtmeister tobte. Dann trabten die Reiter vom Hofe, immer zu zweit, die Karabiner quer über dem Rücken. Die Troß-

wagen rumpelten über die Baumstämme der Brücken. Der Stab trabte vorbei, hoch flatterte die Gefechtsflagge im Winde. — Der Vormarsch war angetreten.

Vormarsch nach Norden zur Düna.

War es den Engländern also doch gelungen, die Letten in die Flanke der zum Abmarsch sich rüstenden russischen Westarmee zu hetzen. Am Tirulsumpf, dem gewaltigen Ödland, das sich zwischen Mitau und Riga dehnt, hatten sie russische und deutsche Posten angegriffen und hatten starke Kräfte versammelt, um dem Vorpostengeplänkel einen machtvollen Stoß folgen zu lassen.

Unter solchen Umständen war die Zeit des Verhandelns vorbei, die des Handelns gekommen.

Das mußte man sagen, dieser erste Befehl unserer Legion machte ihr Ehre. Darin saß Schneid und Zielbewußtsein. Die Angriffsziele des ersten Tages lagen über 50 Kilometer von den Ausgangspunkten entfernt. Noch am ersten Abend wollte unser Kapitän die Wogen der Düna sehen und den Letten im Rücken stehen. Gelang es dann, die Brücken von Thorensberg mit schnellem Griff zu nehmen, so stand das Gros der lettischen Armee abgeschnitten in den Sümpfen, zwischen der deutschen Legion und der eisernen Division eingekeilt.

Die Ausführung war nicht einfach, besonders nicht, wenn man den Befehl um 6 Stunden zu spät erhielt.

„Warum schicken Sie auch ausgerechnet den elenden Schimmel los, den Gaul, dessen Reiter man schon so wie so eine Flinte mitgeben muß, damit er sich die Krähen vom Leibe halten kann, die über das Aas herfallen wollen!" schimpfte ich, ohne daß wir dadurch schneller vorwärts kamen.

„Außerdem haben die Brüder in Bauske bei Mutter Domela wahrscheinlich stundenlang gefrühstückt und danach ihre zahlreichen Bräute besucht!"

„Das kann schon sein!" meinte der Wachtmeister.

„Da geht es los!" Der Stab war elektrisiert; denn vor uns links, weit vorn, in den blauen endlosen Waldungen, über die der Blick bis zum Horizont hinschweifte, dröhnten dumpfe Kanonenschläge.

„Verdammtes Kaffeehaus, wir kommen viel zu spät! — Wer von euch kennt Bad Baldon?"

„Hier!" riefen mehrere Balten.

„Beschreiben — wie sieht es da aus? Wald? Berge? Sumpf? Sandwege?"

„Es ist wohl sehr bergig — kein Sumpf, aber an der Stadt steht ein hoher Aussichtsturm, den muß man von der Bahn aus sehen können, rundum alles Wald!"

„Kiefern oder Laubholz?"

„Kiefernwald und Sandwege. Die Wege sind gut!"

„Wie ist es mit Quartier?"

„Sehr gut. Es sind alles Landhäuser für Sommergäste aus Riga! Wir haben jedes Jahr von Riga aus sechs Wochen da gelebt!"

„Ist nicht alles im Kriege zerstört?"

„Ich glaube wohl nicht. In Baldon lagen die Stäbe. Die Positionen lagen weiter bei Kekkau und Üxküll an der Düna!"

„Na — dann kann ja noch alles gut werden!"

Die Kompagnien hatten in aller Eile Panjewagen requiriert. Abwechselnd Trab und Schritt brausten sie nordwärts, vier Mann auf jedem Wagen, die Beine baumelnd, das Gewehr über den Knien. „Brod-brod, brodd-brodd", riefen die berittenen Führer den Panjes zu. „Uuah' Uuah!" trieben diese ihre Pferdchen an, jene zähen niedlichen Tierchen, die fünfzig bis achtzig Kilometer täglich ohne Murren zurücklegen. Wilhelm Block meinte:

„Den Panjes macht es Spaß, uns zu fahren!" Das schien mir weniger, nur ein alter Kerl machte eine Ausnahme, der folgendermaßen philosophierte:

„Ich habe schon Russen und Deutsche geführt, bald nach der Düna, bald nach Bauske, im 14. und 15. Jahre. Bolschewiken und Letten im 17. und 18. Jahre! Bald geht der Krieg hin, bald her, es wird immer Krieg sein. Bauer wird haben keine Ruhe, keinen Hafer und kein Heu, auch nicht Brotchen und Speck, alle wollen essen: Pferde, Russen, Germanski, Letten und Bolschewiki!"

Der alte Knabe interessierte sich auch für die Kriegslage.

„Das ist bei Kekkau", meinte er mit Bestimmtheit auf den Kanonendonner horchend. Dann fragte er geheimnisvoll: „Herr Offizier? Über Düna gehen? Nicht bei Kekkau — dort viel Positionen. Bei Üxküll — dort flach. Germanski im 17. Jahre auch sind bei Üxküll über Düna. Wenig tot!" Er zwinkerte dazu aufmunternd mit seinen wässerigen Äuglein. „Uuah, uuah!" grunzte er dann wieder seinen semmelgelben alten Schimmel an, der bedächtig dahintrottete, als wüßte auch er, daß man bei Üxküll über die Düna gehen muß, und daß nur krasse Ignoranten den Versuch machen würden, woanders herüber zu gelangen.

„Zuviel Positionen!" wiederholte sein Herr und nickte mit schneeweißem zottigen Schädel. „Ich dank' schön;" und seine braunschwarzen knorrigen Finger ergriffen die dargebotene Zigarette und verstaute sie dahin, wo inmitten eines ungeheuren Weißbarts der Mund sitzen mußte.

„Bei Üxküll, Herr Offizier, auch im 15. Jahre. — Ah, das gut, das gut wie Schnaps!" meinte er und sog den Rauch in die Lunge." „Uuah! uuah" und der semmelgelbe alte Panje trottete unermüdlich in der endlosen Reihe dahin, zwischen den gigantischen Tannen der riesigen Kronforsten über Wildbäche und Lichtungen, an zerfallenen Höfen vorbei, auf deren Dächern die Brandfanale des Krieges schon vor Jahren gelodert hatten.

Mißtrauisch spähten wir zwischen die Stämme. Würde nicht aus irgendeiner Schneise plötzlich das feindliche M.-G. seine schnatternde Stimme erheben?

Unsere Spitze schickte alle fünf Kilometer einen Reiter zurück, und jedesmal meldete er: „Weg vom Feinde frei!"

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Raymond Poincaré zum Jahrestag der Friedensunterzeichnung.

Raymond Poincaré eröffnet am 28. Juni im „Temps" eine Reihe von politischen Briefen, die unter dem Sammeltitel „Lettres libres" alle 14 Tage am Sonntag erscheinen sollen, mit einer Betrachtung über den Jahrestag des Friedens von Versailles. Es ist eine melancholische Betrachtung, und der ehemalige Präsident der Republik erscheint uns in ihr wie der betrübte Lohgerber, dem alle Felle davongeschwommen sind. Er schildert zuerst die triumphierende Zusammenkunft der 27 Staaten im Schlosse von Versailles und spricht französisch von der Bescheidenheit Frankreichs mit folgenden jede Bescheidenheit verleugnenden Worten:

„Die französische Republik war auch da. So bescheiden sie sich auch vor ihren Geladenen in den Schatten stellte, sie erstrahlte doch im vollsten Glanze des Sieges, und ihre Gäste begrüßten mit Achtung den großen Greis, der ‚den Krieg gemacht hatte', und der jetzt den Vorsitz der Friedenszeremonie führen sollte."

Zwischen den Zeilen liest man die Verstimmung über das Versagen der Bundesgenossen bei der Durchführung des Vertrages. Diese Verstimmung findet schon in den folgenden Worten einen wenn auch vorsichtigen Ausdruck:

„Sicherlich kann Frankreich geschmeichelt sein, daß so viele Nationen sich bei ihm ein Stelldichein geben und seine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Es lächelt ihnen mit der ihm eigenen Armut und Einfachheit zu und g l a u b t, in ihrer einstimmigen Bereitwilligkeit das Pfand der Dankbarkeit zu erblicken, das seine Anstrengungen und seine Opfer verdient haben."

Das „glaubt" spricht Bände. Denn es geht aus der folgenden Schilderung des ungeheuren Kontrastes zwischen den Hoffnungen der Vergangenheit und der Wirklichkeit der Gegenwart klar hervor, daß dieser Glaube an die Dankbarkeit der Verbündeten nach Frankreichs Auffassung schmählich betrogen worden ist. Hier ist die mit kleinen Sticheleien gegen England, Italien und Amerika durchsetzte Schilderung dieses Kontrastes:

„Acht Monate waren verflossen seit dem Waffenstillstand. Die Verantwortlichkeit Deutschlands und die Schrecken des Krieges waren noch dem Geiste der gesamten zivilisierten

Welt gegenwärtig. Es war nicht möglich, daß die Völker nicht mit Begeisterung die Hoffnungen, die diese Zeremonie auslöste, begrüßen sollten. Sie begrüßten mit Jubel den Anbruch des Völkerbundes, der ihnen künftig 'Frieden und Sicherheit garantieren soll' und 'die Gerechtigkeit regieren läßt'. Sie durchflogen die 440 Artikel und fanden darin auf jeder Zeile das Bekenntnis des deutschen Verbrechens, das feierliche Versprechen der Wiederherstellung, die Versicherung, daß die Schuldigen ausgeliefert und bestraft würden, die Gewißheit, daß Deutschland sicherlich entwaffnet würde. Wie sollte man da nicht an eine neue Ära glauben, die sich für Europa und die Menschlichkeit neu eröffnen würde.

Ein Jahr ist vergangen. Wir sind aus dem Himmel auf die Erde herabgestiegen. Alle Gäste sind aus Versailles nach Hause zurückgekehrt. Amerika hat sich für einige Zeit hinter der Monroedoktrin verschanzt. Durch die märchenhaften Reichtümer des Landes, das einstmals das Paradies war, geblendet, läßt Lloyd George seine Gedanken gern weit vom Rheintal schweifen. Italien hält seine Augen auf das Adriagebiet gerichtet. Polen kämpft gegen Rußland. Der Schein einer Feuersbrunst erhebt sich im Osten. Der Völkerbund, dem, gegen Frankreichs Widerspruch, alle Machtmittel zur Überwachung und zum tatkräftigen Eingreifen verweigert wurden, blickt ohnmächtig auf das Wiedererwachen der alten kriegerischen Instinkte und sieht, wie allerorten die Völker, von imperialistischen Begierden erfüllt, sich gegeneinander erheben und versuchen, ihre Grenzen vorzuschieben und ihre Herrschaft zu erweitern.

Belgien und Frankreich stehen Seite an Seite Deutschland gegenüber noch unter dem frischen Eindruck der letzten Jahre. Sie beobachten auch besser, was jenseits des Rheins geschieht. Sie sind nicht gewillt, sich durch einen Schuldner täuschen zu lassen, der seine Gläubiger verhöhnt, oder durch einen Henker, der sich bemüht, in seinen Opfern noch Mitleid zu erregen. Sie lesen immer wieder die 440 Artikel, sie vermerken die von ihnen, die noch nicht erfüllt sind, und sie befürchten, daß in der allgemeinen Achtlosigkeit Deutschland, wie einst, seine spitzen Waffen und sein trockenes Pulver weiter behält. Herr Millerand erklärte vorgestern als Antwort auf eine wichtige Frage des Abbé Wetterlé, daß die Kontrollkommissionen am 31. Juli nicht aufgehoben werden. Beglückwünschen wir uns dazu, denn ihre Arbeit ist noch lange nicht beendet. Aber was wird nachher? Wie wird der Völkerbund es verhindern können, daß Deutschland seine Armee wieder aufbaut und seine Waffenfabrikation wieder aufnimmt? Und die Kohlen, wann werden sie uns endlich regelmäßig geliefert werden? Und die Kriegsschäden, wann werden sie geregelt sein? Und die Handelsschiffe, die England erwartet, wann werden sie übergeben? Deutschland rechnet wohl damit, in Spa das zu zerstören, was in Versailles geschaffen wurde.

Wenn die Verbündeten nicht wollen, daß Deutschland dabei Erfolg habe, dürfen sie keine Zeit verlieren. Mögen sie schon von vornherein entschlossen sein, wie es die Regierung der Republik verlangt, ihm ihren gemeinsamen Willen aufzuzwingen und die dazu **notwendigen Pfänder zu nehmen.**

Unter dieser Bedingung werden wir ohne allzu große Verstimmung den Geburtstag des Friedensvertrags feiern können."

Wer diese Zeilen aufmerksam liest und sich der Geschichte der Entstehung der auf die Besetzung der Rheinlande bezüglichen Artikel des Friedensvertrages, die in der Nummer 10 dieser Zeitschrift unter dem Titel „Eine fixe Idee" nach Tardieu erzählt worden ist, noch erinnert, der wird unschwer erkennen, daß der ehemalige Präsident der Republik die endgültige Annexion des linken Rheinufers — den alten Traum seines Lebens — auch heute noch für das Gebot der Stunde hält. Und daß die französische Regierung diese Überzeugung teilt, das wird durch den Geist, in dem die Verhandlungen in Spa eingeleitet und geführt werden, erwiesen. Denn es handelt sich für Frankreich offenbar nur darum, unter dem Vorwande der Furcht vor dem wehrlosen Deutschland **unerfüllbare** Forderungen zu stellen, damit man sich auf alle Fälle das Recht erwirkt, **Pfänder für ihre Erfüllung zu verlangen.** Die Strafandrohung der Ententeentschließung vom 8. Juli soll die Rechtsunterlage für die Erfüllung dieses alten gallischen Traumes werden.

Der letzte Dumapräsident über die russische Revolution und das Zarenregime.

Der letzte Präsident der russischen Duma, Kammerherr Rodsjanko, der jetzt in Frankreich lebt, hat eine Broschüre veröffentlicht als Antwort auf die Angriffe des inzwischen verstorbenen Führers der russischen äußersten Rechten Purischkewitsch und des bekannten Besitzers der „Nowoje Wremja" Suwosin. Beide stempelten Rodsjanko zum Verräter, der die Februar-Revolution und damit den Sturz Nikolais II. veranlaßt hätte.

Die Broschüre Rodsjankos erbringt den Beweis dafür, daß die Revolution nicht von einer Person oder einer Gruppe von Leuten in Rußland ausgegangen ist. Der Autor schreibt dazu: „Es hatte sich ganz allmählich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß die Regierung unfähig war, den Krieg zu gewinnen . . . Alle fühlten, daß wir zum politischen Untergang trieben. Die Unzufriedenheit wuchs . . . Die Bevölkerung murrte . . . Im Jahre 1916 fand ein Kongreß von Delegierten der Entente in Petersburg statt. Dabei richtete ich an einen der Delegierten die Frage, welchen Eindruck auf ihn der Ministerpräsident mache. Er antwortete mir wörtlich: „Das ist ein Volkselend." Auf meine andere Frage, betreffend den Kriegsminister, antwortete der Ausländer: „Das ist eine Katastrophe!""

Als der alte Goremykin zum Premierminister ernannt wurde, fragte ich ihn:

„Wie haben Sie sich, Iwan Loginowitsch, in Ihrem vorgeschrittenen Alter noch entschlossen, diese verantwortliche Ernennung anzunehmen?"

Goremykin, dieser tadellose ehrliche Staatsmann und Mensch, antwortete mir:

„Ach, mein Freund, ich weiß wirklich nicht warum. Man holte mich nun schon zum dritten Male aus dem „Naftalin" hervor."

So dachten Staatsmänner der Entente über den Leiter der russischen Politik in verantwortungsschwerer Zeit, und sie befanden sich dabei in Übereinstimmung mit der Zarin, wie unsere Leser aus den Briefen der Anna Feodorowna und Nikolai II., die wir in Nr. 26 veröffentlicht haben, ersehen konnten.

Nicht minder vernichtend ist Rodsjankos Urteil über die Oberste Heeresleitung.

„In der Armee", sagt Rodsjanko, „faßte schließlich die Ansicht festen Fuß, daß alle unmenschlichen Anstrengungen und Opfer des Krieges letzten Endes fruchtlos waren, angesichts der Unfähigkeit und Erfolglosigkeit der Befehlenden. Die Gärung in der Armee begann auf der Grundlage der Unzufriedenheit mit dem obersten Kommando. Kurz vor der Februar-Revolution traf in Petersburg eine Gruppe von Offizieren mit General Krymow ein. Dabei teilte mir der General mit:

„So kann es nicht weiter gehen. Dank der vollständigen Abwesenheit im Disponieren des streng durchdachten Plans, der Ernennung ohne Unterschied auf hohe Posten in der Armee führte unser glänzender Erfolg zu nichts. In der Armee wächst die Unzufriedenheit zusehends, speziell mit ihrem Offizierkorps. Die Armee wird allmählich zersetzt, und der Disziplin droht vollstes Versagen."

Daraus kann man deutlich entnehmen, daß der Boden für die endgültige Verseuchung der Armee bereits vorhanden war, und zwar lange vor dem Umsturz, als noch niemand davon sprach und auch keiner in den leitenden Kreisen daran dachte, daß die Revolution schon so nahe wäre.

Über die Ursachen der Revolution und die Persönlichkeiten, die das Haus Romanow während des Umsturzes umgaben, schreibt Rodsjanko:

„Abgesehen von jenen Leuten, die im Interesse Deutschlands arbeiteten, lag der Hauptgrund in der Unfähigkeit und Uneinigkeit der Führer und Behörden, die zu einem endlichen Zusammenbruch des Wirtschaftslebens der Bevölkerung führen mußten. Ich bestätige, daß wir bei der Komplikation jener Ursachen, selbst wenn die Revolution nicht gekommen wäre, den Krieg dennoch verloren hätten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre der Frieden von Brest-Litowsk dann nicht dort, sondern an irgendeinem andern Ort geschlossen und noch schmachvoller geworden . . ."

Unter der Lupe

Die verkehrte pädagogische Welt.

Wenn doch Jean Pauls vergnügtes Schulmeisterlein Maria Wuz das erlebt hätte! Die deutschen Verhältnisse sind ja so ärmlich geworden und müssen es immer mehr werden, so daß wir alles, was „das deutsche Volksglück in der Beschränkung" fördern kann, mit Freude begrüßen müssen. Es hat sich da unlängst — wo, verraten die Zeitungen nicht, doch alle Umstände deuten auf Berlin — eine Blüte am Baum der neuzeitlichen Pädagogie entfaltet, die der Wunsiedeler Dichter, der gern in der Essigfabrit der Satire, um eine Wendung von ihm zu gebrauchen, arbeitete, gewiß gern seinem Herbarium einverleibt hätte. Ein Lehrer macht mit seiner Klasse einen Ausflug. Wie nett von ihm! Er lächelt zwar freundlich, jedoch wollen Menschenkenner dieser Freundlichkeit etwas Gequältes anmerken, und die Späherblicke, mit denen er die ihm anvertraute Schar verstohlen immer wieder mustert, scheinen ihnen recht zu geben. In Wahrheit, es ist dem Ausflugleiter zumute, wie einem Leutnant, der zu einer Felddienstübung auszieht: die Sonne scheint so schön, die Vögel singen, die Bäume rauschen, aber wird auch alles klappen?

Das vermag niemand zu prophezeien. Dem Leutnant kann es eklig in die Bude regnen, wenn sich eine Seitenpatrouille verläuft, und der Lehrer ist haftbar für jeden Unfall, der seinen Rangen zustößt. Irren wir nicht, so gibt es sogar eine Versicherung gegen derartige unliebsame Zwischenfälle, und wir werden gleich erfahren, daß sie nicht umfangreich genug sein kann. Die Schüler mußten nämlich die Eisenbahn benutzen, und trotz aller Verbote des Lehrers verwerteten sie ihre turnerische Gewandtheit, indem sie während der Fahrt auf den Trittbrettern der Wagen entlangliefen. Auch die Eisenbahnbeamten waren gegen diese Übung machtlos, und sie erhielt ihren Abschluß in einem den Eltern der Jünglinge zugesandten Strafmandat.

So weit wäre alles in Ordnung gewesen, indessen wurde der Genugtuung, die der Lehrer über diesen Ausgang empfand, bald ein Dämpfer aufgesetzt. Wozu hat Konrad Haenisch uns einen Elternbeirat beschert? An diesen wandten sich die mit einem Strafmandat Bedachten, und der Beirat beschloß, die Zahlung der Geldstrafe auf den Lehrer als den eigentlich Schuldigen abzuwälzen. Genau von derselben Weisheit zeugt der Antrag desselben Elternbeirats, wonach ein anderer Lehrer bestraft werden sollte, weil er dem Unterricht mit leichten Züchtigungen nachgeholfen hatte.

Hier scheint eine neue Ära der Jugenderziehung zu beginnen dank Haenisch. Daß jeder Vater, jede Mutter geneigt ist, in ihren Sprößlingen das Abbild der eigenen Vollkommenheit zu erblicken, dürfte allgemein bekannt sein; Rabeneltern, die anders denken, sind selten, und sie verlangen auch nicht, wie es die andern tun, daß ihr Fritz und ihre Hulda stets die Ersten in der Klasse sind, was sich in einer noch so demokratisch eingerichteten Schule leider nicht durchführen läßt, da nur ein erster Platz zu besetzen ist. Läßt sich dieser Übelstand nicht abstellen, so doch andere. Dazu ist der Elternbeirat da. Der Junge hat als Republikaner das Recht auf Bewegungsfreiheit; hindert ihn der Lehrer an der Ausübung dieses Rechts, so muß er Strafe zahlen.

Der Lehrer ist zu neugierig; er fragt z. B., wie viel 3 mal 13 ausmacht und erteilt dem Fritz, wenn er antwortet 36, einen Tadel. Der Tadel gebührt dem Lehrer, denn warum stellt er die Frage, wenn er weiß, daß 39 die richtige Antwort ist? Der Lehrer verhängt Arreststrafe. Mag er sie selbst absitzen! Die von Schülern zerschlagenen Fensterscheiben hat er zu bezahlen, und wenn der Elternbeirat beschließt, daß der Genitiv von Domus fortan Domi lautet, hat er sich danach zu richten. Die deutsche Jugend hat lange genug unter der Schultyrannei gelitten. Die Schulkonferenz würde ganz andere Früchte gezeitigt haben, hätten die Elternbeiräte mitwirken können. Der altgriechische Lehrsatz, wonach der nicht geschundene Mensch nicht erzogen wird, ist unbegreiflicherweise jahrhundertelang immer nur auf den Schüler anstatt auf den Lehrer angewendet worden. Hier ist dringend Umkehr vonnöten. Eine mit Bakeln versehene Klasse, die dem Lehrer die Aufgaben abhört, muß das Zukunftsideal sein. Leider ist die Bezahlung von den für die Eltern bestimmten Strafmandaten durch die Lehrerschaft noch nicht durch die Reichsverfassung verbürgt, auch das Sitzenbleiben nicht abgeschafft und die Versetzung noch nicht in die Hände der Elternbeiräte gelegt, aber auch das wird geschehen, wenn nur Haenisch lange genug im Amte bleibt, um seine so segens- und einsichtsreich wirkende Schöpfung, die sich kraft eigener Machtbefugnis zu einem Strafrichterkollegium ausgebildet hat, weiterhin zu festigen.

Einstweilen stehen, wie verlautet, die Lehrerkollegien in Verhandlung mit verschiedenen Versicherungsanstalten, aber die von ihnen verlangte Prämie für Versicherung gegen die vorerwähnte Art der Strafmandate erscheint den Antragstellern, selbst mit dem Maßstabe des Milliardenzeitalters gemessen, zu hoch, und so werden sie wohl wie ihr Kollege Maria Wuz das „Volksglück in der Beschränkung" bis auf die Neige auskosten müssen.

Stimmen großer Männer zur Zeitgeschichte.

Fr. Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse.

Es ist die Sache der wenigsten, unabhängig zu sein — es ist das Vorrecht der Starken. —

Ein Talent haben, ist nicht genug; man muß auch die Erlaubnis dazu haben. —

Jede Erhöhung des Typus „Mensch" war bisher das Werk einer aristokratischen Gesellschaft — und so wird es immer wieder sein.

Macaulay, History of England.

In jedem Zeitalter kann man die gemeinsten Exemplare der menschlichen Natur bei den Demagogen finden.

Der Vorwurf, der mit Recht gegen das gemeine Volk erhoben werden kann, ist nicht, daß es unbeständig sei, sondern vielmehr, daß es fast unabänderlich seinen Liebling so übel wählt, daß seine Beständigkeit ein Laster und nicht eine Tugend ist.

Deutsche Karikaturen



Der gefesselte Handel.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW * Verantwortlich für die Redaktion: Dr. E. Mühling, Berlin-Friedenau.





Nummer 29 | 31. Juli 1920 | 2. Jahrgang

GARVENS

Auf der Folterbank.

Tatsachen und Verträge.

Auch ein Dokument zur Zeitgeschichte.

Von Dr. C. Mühling.



Unter allen Noten, die seit der Überreichung des Friedensvertrages von Versailles im Auswärtigen Amt entstanden sind, offenbart keine einzige die ungeheure Tiefe unseres Falles so klar und deshalb so furchtbar und demütigend wie die, die am 21. Juli dem Präsidenten der Friedenskonferenz von unserem Botschafter in Paris überreicht worden ist. Sie ist ein Dokument, das man sich einrahmen und an die Wand hängen muß, als Mahnung für seine Nachkommen, damit sie an nichts anderes denken, als an die Befreiung aus der Knechtschaft, in die uns der Ausgang dieses Krieges gestürzt hat und, wenn sie glücklichere Tage erleben, nie vergessen, in wie ohnmächtige Hilflosigkeit ihr Volk versinken konnte, obwohl es aus 60 Millionen Seelen bestand. Denn in dieser Urkunde bitten wir in demütiger Erkenntnis unserer Ohnmacht, wie um Gnade, um eine Selbstverständlichkeit, die jede Negerrepublik als ihr natürliches und unveräußerliches Recht in Anspruch nimmt, **wir bitten um die Erlaubnis, unsere Grenzen verteidigen zu dürfen.** „Zur Wahrung der Neutralität, zur Sicherung der Grenzen", so heißt es in dieser Note, „und zur Beruhigung der Bevölkerung, die noch in Erinnerung an die früheren Russeneinfälle aufs äußerste erregt ist, erscheint es erforderlich, eine freiwillige Schutzwehr der Eingesessenen zu bilden, die im äußersten Notfall zur Unterstützung der Grenztruppen herangezogen werden kann. Die deutsche Regierung bittet die alliierten Regierungen, hierzu ihre Zustimmung zu erteilen und darin nicht einen Verstoß gegen die bei den Verhandlungen in Spa getroffenen Abreden zu erblicken."

Wenn nun auch aus dieser Note mit erschreckender Deutlichkeit zu ersehen ist, daß das Deutsche Reich von heute **kein souveräner Staat mehr ist**, da ja in ihr der Verzicht auf eines der heiligsten Souveränitätsrechte, auf ein Recht, das mit dem einzelnen wie mit dem Staate geboren ist, ganz offen bekannt wird, so meine ich dennoch nicht, daß sie nicht hätte geschrieben werden sollen. Denn sie spiegelt ja nur die niemand mehr verhüllte Wahrheit wider und entspricht durchaus dem Zustande, in dem wir uns nicht erst seit der Unterzeichnung des Protokolls von Spa, sondern schon seit dem 28. Juni 1919 befinden. Aber ich bedauere die Überreichung dieser Note auch deshalb nicht, weil sie zwischen ihren Zeilen im Gewande der Demut eine Tatsache feststellt, die nicht minder wahr ist als unsere Sklaverei, nämlich die, **daß schon acht Tage nach den Abmachungen von Spa der ungeheure Unsinn dieser Abmachungen klar wird wie das Licht der Sonne.**

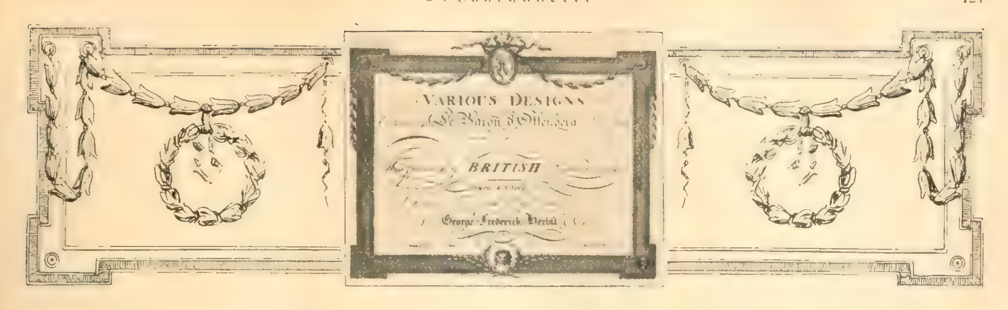
Ich habe vor vierzehn Tagen an dieser Stelle dargelegt, daß ich es für einen großen Fehler der im übrigen mit anerkennenswerter Geschicklichkeit von Dr. Simons geführten Verhandlungen gehalten habe, daß seine Einwendungen gegen die Abrüstung sich lediglich auf die Gefahr unserer **inneren** Zustände beriefen. Die im Osten drohende Gefahr, eine Gefahr, vor der man auch in London und Paris zittert, war in Spa schon deutlich vorauszusehen. Und wenn sie ganz ohne Übertreibung in ihrer auch für die Entente verhängnisvollen Furchtbarkeit geschildert worden wäre, so wäre die Notwendigkeit der Aufrechterhaltung einer zum Schutz unserer Grenzen genügenden Waffenmacht für Lloyd George und Millerand viel einleuchtender gewesen, als sie ihnen durch die Schilderung der die Verfassung bedrohenden **inneren** Gefahren erscheinen mußte. Jetzt haben die russischen Siege und die durch sie erwirkte Erschütterung der viel mehr aus dem Haß und der Furcht als aus der Liebe geborenen Staatschöpfung an unserer östlichen Grenze den Beweis dafür erbracht, daß die Wehrlosigkeit Deutschlands auch den Mächten, die sie erzwangen, zum Unheil werden muß. Und weil das zwischen den Zeilen der Note steht, die wie eine demütige Bitte klingt, weil diese Note der ganzen Welt die Unsinnigkeit unserer Wehrlosmachung schon acht Tage, nachdem sie von neuem besiegelt wurde, in die Ohren schreit, darum ist es gut, daß sie geschrieben wurde.

So demütig wie diese Note sich den **militärischen** Bestimmungen des Diktats von Spa unterwirft und dabei doch ihre Unerfüllbarkeit erhärtet, so unterwürfig ist auch im **Reichswirtschaftsrat**, der gleich bei seiner ersten Tagung zu Schicksalsfragen das Wort zu ergreifen hatte, die Notwendigkeit anerkannt worden, durch den ehrlichen Versuch mit allen bis zur Selbstaufopferung anzuspannenden Kräften die Unerfüllbarkeit der **wirtschaftlichen** Bestimmungen des Diktats von Spa zu beweisen. Alle Redner aus dem Hause waren darüber einig, daß die Lieferung von zwei Millionen Tonnen Kohlen im Monat an die Entente unser wirtschaftliches Leben töten muß. Wenn der Minister des Äußeren, als der einzige, die Erfüllung dieser Forderung für möglich hielt, wie er auch die Entwaffnung Deutschlands in den von dem Obersten Rat gebotenen Fristen für möglich gehalten hatte, um acht Tage später in seiner Note darzulegen, daß sie unmöglich sei, so gehorchte er nur dem Gebot der Logik. Da er erklärt hatte, daß er nichts unterschreiben würde, was er für unerfüllbar hielte, aber das Diktat von Spa doch unterschrieben hatte, so würde er sich ebenso unmöglich gemacht haben wie Scheidemann, wenn er jetzt erklärt hätte, daß wir zwei Millionen Kohlen nicht liefern könnten. Wie die russischen Heere gegen die militärischen Bestimmungen von Spa Sturm laufen, so wird das allmähliche, aber unvermeidliche Zerstörungswerk, das diese Kohlenlieferungen an unserer Industrie verrichten werden, vielleicht schon während der Verhandlungen in Genf beweisen, daß Deutschland zahlungsunfähig wird, wenn man seine Industrie ihres Brotes beraubt.

Es ist nur über alle Maßen traurig und entsetzlich, daß, weil man an unseren guten Willen durchaus nicht glauben will, erst durch den Untergang von Milliardenwerten und von Millionen von Menschen bewiesen werden soll, was schon heute mit Sicherheit vorausgesehen werden kann.

Wenn die Männer, die das Diktat von Spa unterzeichnet haben, nicht ganz ohne Hoffnung nach Hause zurückgekehrt sind, so hat das wohl darin seinen Grund, daß sie glaubten, **der Eisenhammer der Tatsachen** werde das Werk von Spa in Trümmer schlagen. Dieser Eisenhammer erhebt sich an der Grenze im Osten — das ist der Sinn der Note vom 21. Juli — schon gegen den Entwaffnungszwang. Mögen unwiderlegliche Tatsachen auch die blindesten Hasser, **ehe es zu spät ist** und ehe unerhörte Menschenopfer gebracht worden sind, davon überzeugen, daß die deutsche Wirtschaft zugrunde gehen muß, wenn auf der Ausführung des Diktats von Spa beharrt wird.

Es besteht einige Hoffnung, daß noch nicht alles Urteil zum blöden Vieh entflohen ist, denn so furchtbar auch die Abmachungen sind, die am 16. Juli unterzeichnet wurden, sie haben doch die noch furchtbareren des Friedens von Versailles implicite für vollkommen wahnsinnig erklärt, und auf solche Weise das Werk der **Revision dieses Friedens** eingeleitet. Diese Revision der **Verträge** durch die **Tatsachen** bleibt auch nach Spa der wichtigste Gegenstand auf der Tagesordnung der Weltgeschichte.



Ein Stammbuch aus alter Zeit.

Von Ludwig Sternaux.

> Ich kann unmöglich wieder gehn,
> Ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen.
> Gönn' Eure Gunst mir dieses Zeichen!
>
> Goethe, Faust.

So läßt der junge Goethe schon im „Urfaust" den Schüler zu Mephistopheles sprechen, der, in Fausts Maske, den blutjungen Menschen mit paradoxen Sentenzen einschüchtert und verblüfft. Denn das war seit alters, schon aus den Tagen Melanchthons, gang und gäbe, daß die Studenten ihre Lehrer, und je berühmter diese waren, um so lieber und öfter, um Eintragungen in ihr Stammbuch baten. Ein Stammbuch zu besitzen, gehörte einfach zum guten Ton. Auch der Leipziger Student Goethe hat eins besessen. Daß es verloren gegangen, ist ein unersetzlicher Verlust, den selbst der Fund des „Liederbuches Annette" nicht verschmerzen läßt: es wäre ein unvergleichliches Dokument der Zeit. So müssen wir uns daran genügen lassen, wie diese sich mit ihren Moden in der Dichtung Goethes spiegelt. Zu der reichen Ausbeute, die dafür gerade der „Urfaust" bietet, gehört, in ihrem selbstverständlichen Tonfall doppelt bezeichnend, die bescheidene Bitte des Schülers. Daß sie Mephisto mit Hohn beantwortet, ist eine Ironie des Dichters, die sicherlich auf persönlichen Erfahrungen fußt.

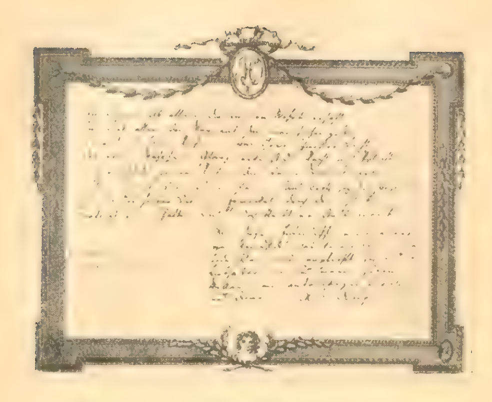
Und wie der Schüler Goethes vor Mephisto-Faust, so mag im Jahre 1773 wohl auch der junge kurländische Baron Heinrich von Offenberg, ein Königsberger Student, vor Kant gestanden haben, sein Stammbuch in der Hand und schüchtern stammelnd: „Gönn' Eure Gunst mir dieses Zeichen!" Denn auf dem ersten Blatte dieses Stammbuches, das jetzt, nach jahrhundertelanger Sekretierung im Mitauer Provinzialmuseum, in einem Faksimiledruck des Insel-Verlages wieder ans Tageslicht tritt, lesen wir in zierlicher, verblaßter Handschrift die Worte: „Nullum numen abest, si sit prudentia — - - Regiomonte den 23. September 1773. Immanuel Kant Log: et. Met: Prof: ord." Gelehrte Dunkelheit auch hier! Aber der, der dieses Wort nun schwarz auf weiß besaß, wird es um vieles getroster nach Hause getragen haben als sein in Wahrheit fast gleichzeitiger Kommilitone von Goethes Gnaden den bösen Spruch des Mephistopheles: „Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum". . .

Bücher haben ihre Schicksale, Stammbücher aber zumal. Auch das Offenbergsche Stammbuch, zusammengetragen in den Jahren 1773 bis 1826 auf Reisen durch fast ganz Europa und so getreues Abbild eines reichen, abwechslungsvollen Lebens, war völlig in Vergessenheit geraten. Mit dem gesamten literarischen Nachlaß seines einstigen Besitzers, der 1827 als kaiserlich russischer Geheimrat und Präsident des kurländischen Obergerichts in Mitau gestorben ist, war es an das dortige Provinzialmuseum gekommen, und bestenfalls nahm es gelegentlich und sicherlich nicht allzu oft ein Forscher in die Hand, der es für seine lokalgeschichtlichen Arbeiten brauchte. Erst der Krieg entriß es dieser Haft in dunklem und verstaubtem Schrank: Prof. Otto Clemen, der sächsische Gelehrte, in Mitau als Offizier tätig, entdeckte es. Er erkannte sofort, daß hier ein ebenbürtiges Seitenstück zu dem berühmten Herslebschen Stammbuch vorlag, das sich im Besitz des Leipziger Goethesammlers Kippenberg befindet und das dieser vor einigen Jahren in einem prachtvollen Fak





Italienische Landschaften von Franz Kobel Philipp Hackert.



Eintragung des „Münchhausen“=Dichters Raspe.

Faksimiledruck der Reichsdruckerei allgemein zugänglich gemacht hatte . . . ja, daß es künstlerisch das Herslebsche noch überragte! Er sichtete das voluminöse Werk, das natürlich, wie jedes Stammbuch, Spreu und Weizen enthält, und nun dürfen wir uns der wertvollsten Blätter dieses Stammbuchs in einer Publikation erfreuen, der der Insel=Verlag, getreu seiner Tradition, die denkbar sorgfältigste Ausstattung, das denkbar schönste Gewand gegeben hat. Der schmale rote Pappband in Quer-Oktav, den alte Stempel schmücken, macht ganz den Eindruck eines alten Stammbuches, und auch die Blätter selbst, von Albert Frisch in Berlin in mehrfarbigem Lichtdruck nach dem Mitauer Original hergestellt, wahren diesen Eindruck bis zur Täuschung. Geben sie doch nicht nur die unterschiedlichen künstlerischen Beiträge, sei es nun Feder- oder Bleistiftzeichnung, sei es Aquarell oder Sepiamalerei, in vollendeter Treue wieder, selbst die Altersgilbung des Papiers, die blaßgewordene Tinte der Schriftzüge, die Stockflecke, die hier und da ein Blatt aufweist, finden wir. Das gibt dem schmalen Band einen ganz eigentümlichen Reiz, kann man doch wähnen, tatsächlich ein Stammbuch aus vergangenen Tagen in der Hand zu halten! Leider bedingt diese penible Wiedergabe allerdings eine kleine Auflage: sie beträgt nur dreihundert Exemplare (die in der Maschine numeriert sind). Sie bedingt auch einen verhältnismäßig hohen Preis. Beides war aber nicht zu vermeiden und liegt in der Natur der Sache. Es bedeutet schon sehr viel, daß jedes deutsche Museum, jede deutsche Bibliothek nun das Offenbergsche Stammbuch besitzen und dem Wiß- und Schaubegierigen zeigen kann; und daß darüber hinaus der Autographensammler und der Bibliophile, die beide nicht zu Tausenden aufzutreten pflegen, es ebenfalls in ihre Schränke stellen können, kurz: daß es überhaupt der Vergessenheit entrissen ist, in der es in Mitau begraben lag, ist immer erfreulich.



Zeichnung von Anton Graff

Wie sehr, das zeigt jedes Durchblättern. Tote Zeit erwacht zu neuem Leben, Gestalten, die die Geschichte längst hat zu Legende werden lassen, gewinnen Blut und frische Kraft. Dazu kommt das Typische des Falls: denn dieser Baron Offenberg, der, mit dem Stammbuch im Mantelsack, das Europa der Wertherzeit bereist, ist ein Musterbild des adligen Kavaliers jener Tage, dem Reisen als Bildungsideal, als Horizonterweiterung, wenn nicht überhaupt als Gewinn eines Weltbildes gilt. Man denkt da an Lord Chesterfields Sohn, den Engländer, und auch an Fürst Pückler, den Deutschen, wenngleich dessen Erlebnisse in eine etwas spätere Zeit fallen. Offenberg stand, als er 1778 seine erste Reise antrat, als Kammerjunker im Dienst des Herzogs von Kurland (des letzten übrigens, denn 1795 wurde Kurland russische Provinz); sie dauerte zwei Jahre und führte ihn über Deutschland und Holland zunächst nach England; von dort kehrte er über



Zeichnung des „Malers Müller“.

Belgien nach Deutschland zurück, Schweiz und Italien machten den Beschluß. Er suchte und fand überall Anschluß an Leute von Bedeutung: die Namen, die das Stammbuch aufzählt, haben alle guten Klang. Auch das Abenteuer fehlt nicht. So tritt er in London, wo damals u. a. Angelika Kauffmann mit ihrem Manne, dem italienischen Maler Zucchi, weilte, in Beziehungen zu jenem übel genug beleumundeten „deutschen Gelehrten“ R. E. Raspe, der später den Münchhausen englisch herausgegeben hat; Raspe wird sogar Reisegefährte. Daß „Herr Goethe“ im Stammbuch fehlt, ist nur ein Zufall. Er war, mit Carl August, gerade aus Schaffhausen abgereist, als Offenberg und seine Begleiter dort eintrafen. Dafür schenkt ihm die Schweiz Eintragungen vom alten Bodmer, von Pestalozzi und Salomon Geßner. Und anderen. . . . wie überhaupt hier Andeutungen genügen müssen. 1782 empfängt der Herzog den pünktlich Heimgekehrten als einen „Mann von Wort“ mit Freude und Auszeichnung wieder in Mitau.

Es folgt, 1784, die zweite Reise, diesmal im Gefolge des Herzogs und der Herzogin. Ihr Ziel ist, nach verschiedenen Abstechern, Italien. Und auch ihr Höhepunkt. In Rom, in der dortigen deutschen Künstlerkolonie, lernt Offenberg die beiden Hackerts, Philipp und Georg, und den „Maler Müller“ kennen: ihre Stammbucheintragungen, italienische Landschaften, gehören zum Schönsten, was der Reisende dafür geschenkt erhalten. Berlin gewährt dann, auf der Rückkehr

nach der Heimat, noch Begegnungen mit der Landsmännin Elisa von der Recke, mit Gleim und dem „Aufklärer" Nicolai. Und es mutet zumindest kurios an, wenn dieser sich „dem Andenken eines Mannes, den Geschmack und edle Denkungsart gleich schätzbar machen", mit einer Sentenz empfiehlt, die mit den Worten anhebt: „Geschmack und Nachdenken können allein den Geist bilden" und abschließend betont, „wie innig das Schöne mit dem Guten verbunden ist."

Offenberg ist dann, wie gesagt, 1795 in russische Dienste getreten. Sein weiteres Leben ist ziemlich restlos in der Erfüllung seiner Beamtenpflichten aufgegangen, ein Bildnis im Sitzungssaal der von ihm 1815 mitgegründeten „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst" im Mitauer Museum soll einen menschenfreundlichen Bonvivant mit frischrotem, etwas feisten Gesicht zeigen . . . jedenfalls nicht viel von dem jugendlichen Idealisten verraten, der einst die Erinnerungswerte seiner Reisen gefühlvoll in einem Stammbuch aufstapelte. Das ist ja meist so. Immerhin wird der Alternde und schließlich der Greis oft mit Behagen und Vergnügen in diesem Buch geblättert haben, das seiner Jugend schönste Jahre umschließt und in Bild und Wort so reizend widerspiegelt, das die Vergangenheit wieder aufleben läßt wie ein Tagebuch. Tun wir, die wir von diesem sonderbaren kurländischen Baron bislang so gut wie gar nichts wußten, es doch auch mit Behagen und Vergnügen, obgleich die sechsundsiebzig bunten Blätter keinerlei Beziehung zu uns selbst bergen. Für uns tritt aber noch der ästhetische Genuß hinzu, uns in eine Welt zurückträumen zu können, der die Geschichte ewigen Ruhmesglanz verliehen. Sie reicht von Kant bis zu Schadow, von 1773 bis zu 1824! Das ist eine weite Spanne. Und es kommt nicht alle Tage vor, daß ein Stammbuch diese stolze Brücke schlägt.

Die Russen.

Von Georg Elert.



Wie wenig man in Deutschland von der Art der um uns wohnenden Völker wußte, hat der Krieg bis zum Überdruß gezeigt. Zwar: jeder galt als lächerlich ungebildet, der nicht das Flüßchen nennen konnte, an dem Madrid liegt; und selbst in einer Volksschule lernte man die Namen der fünf großen Sundainseln herunterschnurren. Indes das Wesen der Völker wurde kaum gestreift; mit einigen billigen Schlagwörtern tat man diese Seite des Wissens ab; eingeschrumpft und versteinert war unsere Schulweisheit über den Charakter fremder Volksarten.

Was denn wußte man von den Bewohnern des uns benachbarten großen Russenreiches? Die in deutschen Badeorten herumwimmelnden polnischen Juden identifizierte man kurzweg als Russen; nannte den deutschstämmigen Balten, ja selbst den Reichsdeutschen, der im Zarenreich wohnte oder dort geboren war, ebenfalls einen Russen. — Wenn man aber im allgemeinen ein Urteil fällte, so gipfelte es gewöhnlich in drei Schlagwörtern: „dumm, faul, bestechlich" — vielleicht fügte man noch „unsauber" hinzu. — Und auch der gebildete Deutsche wußte nicht viel mehr über dies große Slawenvolk zu sagen; sogar solchen Deutschen, die geschäftlich gelegentlich in Rußland lebten, blieben das Volk und seine Seele, also auch die Art, es richtig zu behandeln, fremd. —

War der Russe in Wirklichkeit dumm? Im Gegenteil: er krankte vielleicht an allzu reichlicher Intelligenz. Der Hang zum Grübeln und Forschen, zum Bauen glänzender, himmelstürmender Theorien steckte im Volk. Und oft vernahm man Unterhaltungen im Kreise kleiner Beamter oder Schreiber oder Dorfschullehrer, die den Zuhörer staunen ließen, die nie und nimmer in der gleichen deutschen Gesellschaftsschicht hätten Interesse erregen können.

Allerdings: die Zahl der Schulen war gering; und die mechanische Fertigkeit des Lesens und Schreibens war nur einem geringen Prozentsatz geläufig.

Sah man jedoch, was an Lehrstoff selbst in den Dorfschulen geboten wurde, so kam man aus der Verwunderung nicht heraus. — Und die, die das Lesen und Schreiben verstanden — sie lernten es häufig nur in kurzen Wintermonaten —, benutzten ihre Fähigkeit, um sich mit allem möglichen Wissen zu bereichern. Im Bauernhaus fand man außer der Bibel oft Tolstoi, manchmal Dostojewski. . . Und die Dorfbibliotheken, die fast in jedem Wolostorte eingerichtet waren, enthielten in reichlicher Menge guten Lesestoff; was jedoch mehr bedeutet: sie wurden stark benutzt. — Das Lesen minderwertiger Romane und Räubergeschichten war ganz und gar nicht in der Mode: immer wieder las man die großen Klassiker und jene eigenartigen, tiefempfindenden russischen Nationaldichter.

Dann die Mittelschulen. Auch hier enthielten die Lehrpläne eine Fülle von Gegenständen. Und über dem allzureichlich Gebotenen litten häufig Tiefe und Eindringlichkeit. Man versuchte die jungen Leute, einschließlich der Mädchen — denn in Rußland gab es die ersten Mädchengymnasien —, für das Universitätsstudium vorzubilden, indem man sie förmlich vollpfropfte mit Wissen. Man verstand es nicht, sich zu beschränken; nahm die Fassungskraft des menschlichen Hirnes mehr in Anspruch, als ihr dienlich war.

Dies zeigte sich besonders später beim Studium. — Betrachtet man die Art, in der z. B. der künftige Ingenieur in der Technischen Hochschule Lisnoi (Petersburg) ausgebildet wurde, so mußte man sich ohne weiteres gestehen, daß bei einer derartigen Menge von Disziplinen ein wirklich praktisches Wissen nicht mehr zu erzielen war. Da mußte z. B. der Schiffbaustudierende außer seinen Fachwissenschaften noch alle möglichen Kollegs hören: Elektrotechnik, Hochbau, Tiefbau, Maschinenbau, Flugzeugbau, und mußte erbarmungslos Prüfungen absolvieren. Allerdings, der fertige Ingenieur konnte im Anfang, ohne auf sein Spezialgebiet angewiesen zu sein, irgendwo Unterkommen finden. Aber man vergaß, daß die moderne Technik bereits eine Spezialisierung von Anbeginn verlangen mußte. . .

In der Praxis erwiesen sich übrigens schnell die Fehler dieser Ausbildungsart. So glänzende Theoretiker die Russen waren, so wenig verstanden sie die Praxis. Teuer, maßlos kompliziert waren die Konstruktionen, die aus russischen Werken hervorgingen. Unendlich langsam wurde gebaut, weil man weder Erfahrung hatte noch der Erfahrung anderer traute. Man rechnete und rechnete, schrieb über einfache Dinge, die der deutsche Ingenieur, ohne viel nachzusinnen, handwerksmäßig erledigte, Bände und vergaß letzten Endes den Zweck der Theorie und überschätzte sie.

Deutlich zeigte sich dies klaffende Mißverhältnis zwischen Theorie und Praxis nach der Revolution beim Aufbau des neuen Staatsgebildes.

Da konnte ein Kerensky, übrigens ein glänzend begabter Mann, den höchsten Gipfel erklimmen. Durch Reden — selbst der einfache Russe ist ein guter Redner — bezauberte er das Volk. Baute auch wieder Theorien über Theorien; vergaß den Boden zu gründen; vergaß, daß dem Menschengeist Schranken gesetzt sind und glaubte, daß seine klüglich ausgesponnenen Ideen sich in die Wirklichkeit übersetzen ließen. Indes es ging Kerensky, wie es Staatsleuten solchen Schlages gehen muß. Eines Tages brach das ganze Gebäude zusammen, weil es aus papierner Gelehrsamkeit gezimmert war.

Und dann kamen die Bolschewisten: Lenin, Trotzki, Tschitscherin; einer wie der andere sozusagen vollgesogen von Gelehrsamkeit. Alles hatte man bis ins kleinste vorher ergrübelt. Nun mußte es gehen, meinten sie; nun mußte die Glückseligkeit kommen — denn ehrliche Männer waren sie. Aber es ging natürlich nicht, denn auch sie wurzelten mit all ihrem Wissen nicht in realem Boden, sondern in der Luft. Und mußten nun langsam und schmerzlich lernen, daß ein Menschenhirn keine Maschine ist, die man bis aufs letzte ergründen kann. —

Faul, sagte man, wäre der Russe. Nicht faul, höchstens unpraktisch. Schaute man sich zur Zarenzeit in den Bureaus,

den Werkstätten um, so sah man alles emsig bei der Arbeit. Der Hang zum Zusammenstehen, zur Unterhaltung während der Dienstzeit war beim Russen viel weniger ausgeprägt als beispielsweise beim Deutschen. Trotzdem wurde wenig geschafft. Einfach darum, weil man auch hier eben unpraktisch war. Eine Teilung und Spezialisierung der Arbeit ward selten vorgenommen. Wozu noch kam, daß den Menschen eine gewisse Langsamkeit anhaftete, die sich darin ausdrückte, daß man sich liebevoll mit allerlei Nebensächlichkeiten beschäftigte. Genau so ging es beim Bauern her. Zur Saatzeit, zur Erntezeit wurden Arbeitsstunden geleistet, die ein deutscher Arbeiter nicht auf sich genommen hätte.

Es gab Dörfer im Schwarzerdegebiet, wo der Bauer um die Saatzeit nachts um 2 Uhr zu arbeiten begann und bis abends um 7 Uhr mit ganz kurzen Unterbrechungen schaffte und dabei nur von Tee und Brot lebte. Dennoch war die Frucht dieses Fleißes gering. Die großen Flächen bebauten Landes lieferten spärliche Erträge, weil Pflüge und Maschinen, häufig primitiv, trotz schwerer Arbeit der Menschen den Boden nicht genügend aufschlossen; weil man nicht an ein Düngen dachte. Dazu kam noch die unglaublich unpraktische Verteilung des Ackerlandes. Manche Äcker lagen von den Dörfern, zu denen sie gehörten, 30 bis 40 Kilometer entfernt. Was ging da an Zeit verloren, um den Weg von und zur Arbeitsstätte zurückzulegen.

Gleich den Bauern war auch der dörfliche Handwerker ein fleißiger Mann. Mit Sonnenaufgang begann er die Arbeit, hörte mit Sonnenuntergang auf. Aber seine Werkzeuge bestanden stets nur aus dem allernötigsten. Es fehlte ihm an Bargeld, sich solche Dinge anzuschaffen. So begnügte sich der Zimmermann meist mit dem Beil; baute mit Hilfe des Beils ganze Häuser, nahm nur selten die Säge zur Hilfe.

Was nun die Bestechlichkeit anbelangt, so war sie — zur Zarenzeit wenigstens — in gewisse Formen gebracht.

Nehmen tat der Beamte ganz gern; aber nur mit gewissen Einschränkungen: nämlich wenn er wirklich imstande war, dem Geber nützlich zu sein. Die Achtung vorm Gesetz, dem „papierenen Gott", war, zumal bei den unteren Beamten, ziemlich stark ausgeprägt. Man fürchtete den Vorgesetzten; scheute sich, eine Verantwortungslast auf sich zu nehmen. Daß man alles mit Geld erledigen konnte, davon war keineswegs die Rede. Es konnten Fälle vorkommen, in denen man einen Pristaw (Polizeikommissar) mit Hilfe eines gewiß lockenden Geschenkes zur Nichtausführung eines Gouvernementsbefehls zu bewegen versuchte; und daß der Pristaw blutenden Herzens die Scheine zurückwies: „Nimm weg, das Gesetz erlaubt es nicht" . . . .

Und, ohne dem Versucher besonders gram zu sein, seine Pflicht erfüllte.

Übrigens gab es in Rußland auch eine ganze Anzahl durchaus ehrlicher Beamter. Was aber das Charakteristische war: selbst wenn man diesen Geschenken anbot, so wiesen sie sie nur höflich ab, ohne dem Anbietenden gegenüber unangenehm zu werden.

Nach der Revolution allerdings, besonders zur Bolschewistenzeit, verschlechterten sich die Verhältnisse bedeutend. Die Macht des einzelnen Kommissars wurde unkontrollierbar groß, die Achtung vor dem Gesetz hatte aufgehört, und damit nahm die Bestechlichkeit einen großen Umfang an. Aber Ähnliches dürfte sich nicht nur in Rußland ereignen; auch bei uns hat die Ehrlichkeit der Beamten nachgelassen, seit das alte Reich zerbrach.

Einige Worte noch über die Unsauberkeit. — Der Russe wusch sich stets nur in fließendem Wasser. Seinen Körper in einem Gefäß, in einer Schüssel zu waschen, lehnte er ab; das erschien ihm unreinlich. — Der gebildete Städter gab im allgemeinen dem Europäer im Punkte Reinlichkeit nichts nach. Und der Dorfbewohner hatte vor seinem Hause stets ein eisernes Kannengefäß hängen, aus dem ein Wasserstrahl herausfloß, wenn er es umkippte, und in dem er sich wusch.

Seife allerdings war beim Volk ein seltener Artikel; denn sie kostete Geld. Und die breite Masse war blutarm.

Der Wohlhabende aber, der es sich leisten konnte, verwandte auf seinen Körper bedeutende Sorgfalt. Und in Petersburg sah man zur Friedenszeit genug elegante, gut gepflegte Männer; während die Frauenwelt — selbst in den mittleren Ständen und in den kleinen Provinzstädten — in ihrem Äußeren jenen reizvollen Luxus entfaltete, wie er eigentlich nur in Paris üblich ist.

Unsere Erfinder vor, in und nach dem Weltkrieg.

Von Geh. Regierungsrat Max Geitel.



Der Weltkrieg ist an und hinter den Fronten großenteils mit Hilfe der Kampfmittel ausgefochten, die die Technik in reicher Fülle und Mannigfaltigkeit zur Verfugung stellte. Wenn wir schließlich unterlegen sind, so kann die deutsche Technik sich mit dem berechtigten Bewußtsein trösten, daß sie an unserem Zusammenbruch nicht nur keine Schuld trägt, vielmehr der Technik unserer Feinde überlegen gewesen ist. Zum Beweise dessen genügt es, hinzuweisen auf unsere Flugschiff- und Flugzeug-Geschwader, auf das Handels-U-Boot, auf das Ferngeschütz, auf die glänzenden Leistungen unserer chemischen Industrie, die uns vor der völligen Aushungerung bewahrte und unserem Heere ohne Unterbrechung die erforderlichen ungeheuren Mengen von Kampfmitteln trotz Mangels der auf künstlichem Wege zu ersetzenden Rohstoffe lieferte. Einen zuverlässigen Maßstab für die Leistungsfähigkeit eines Volkes auf dem Gebiete der Friedens- wie der Kriegsarbeit liefert ein Einblick in die Statistiken und die Tätigkeit der Patentbehörden. Lassen wir einmal die Tätigkeit der deutschen Erfinder vor, in und nach dem Weltkriege vor unserem geistigen Auge vorüberziehen, so kommen wir zu einem hocherfreulichen Ausblick auf Vergangenheit und Zukunft.

In den Jahren von 1903 bis 1913 hatte sich die Zahl der bei dem deutschen Patentamt angemeldeten Erfindungen von 28 313 auf 49 532, die der erteilten Patente von 9964 auf 13 520 erhöht. In diesen Zahlen sind auch diejenigen Anmeldungen und Patente enthalten, die von Ausländern eingereicht und diesen patentiert wurden. Das Übergewicht liegt aber bei weitem auf seiten der deutschen Erfinder, und es betrug die Zahl der an Angehörige des Deutschen Reiches im Jahre 1913 erteilten Patente 9047, während auf das Ausland 4473 entfielen. Das erste Kriegsjahr 1914 ließ die Zahl der angemeldeten Erfindungen auf 36 772, die der erteilten Patente auf 12 350 sinken; von letzteren entfielen auf Deutschland 8634, auf das Ausland 3716. Das Jahr 1915 brachte einen weiteren Rückgang auf 21 041 Patentanmeldungen und 8190 Erteilungen, aber schon das Jahr 1916 zeigte wieder einen Aufschwung auf 24 469 Anmeldungen und 6271 Eintragungen. Etwa auf derselben Höhe hielt sich das Jahr 1917 mit 24 458 Anmeldungen und 7399 Erteilungen. Von jetzt ab aber erfolgte ein Aufstieg auf 30 019 Anmeldungen und 7340 Eintragungen im Jahre 1918, der sich im Jahre 1919 auf 43 [illegible] Patentanmeldungen und 7766 Patenterteilungen steigerte, hiermit annäherungsweise den Stand des Jahres 1909 erreichend. Ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse auch auf dem Gebiete der kleinen Erfindungen, des Gebrauchsmusterwesens. Hier sank die Zahl der Anmeldungen, die im Jahre 1913 62678 betrug, in den Jahren 1914, 1915, 1916 und 1917 auf 48 111, 24 773, 25 230 und 23 121, um sich sodann aber in 1918 auf 30 882 und 1919 auf 51 326 zu heben. In dem letztgenannten Jahre stieg gegenüber dem Vorjahre die Zahl der Patentanmeldungen um 44 Prozent, die der Gebrauchsmusteranmeldungen um 66,2 Prozent. Die mit den industriellen Verhältnissen in enger Beziehung stehenden Anmeldungen von Warenzeichen, Fabrikmarken, hoben sich sogar um 140 Prozent. Und gerade diese letzten Zahlen

Die Rückkehr vom „Marsch zum Rhein“.



Über die Greueltaten, deren sich die schwarzen Kolonialtruppen in den besetzten Gebieten schuldig gemacht haben, ist in der ganzen Welt ein Sturm der Entrüstung ausgebrochen. Was hat Frankreich gegen dieses Vernichtungsurteil vorzubringen? Das obenstehende Bild aus dem gelesensten und volkstümlichsten französischen Witzblatt, dem „Rire“, gibt Antwort auf diese Frage. Es ist eine niederträchtige, gemeine Antwort, und daß sie, ohne irgend welchen kräftigen Widerspruch zu finden, in Frankreich geduldet und belacht wird, ist der beste Beweis dafür, daß zwischen Deutschen und Franzosen ein unüberbrückbarer Abgrund liegt. Das Bild trägt die folgende schamlose Widmung: „Den tapferen Senegalesen, die durch die Boches verleumdet, aber allzusehr von deren Frauen umworben werden“, und die Unterschrift: „Er war gekommen, um einen Adler zu hüten, und er mußte sich selbst vor einer Sau hüten.“

Die „deutsche Sau“ trägt an einer aus Totenköpfen bestehenden Halskette das Eiserne Kreuz und aus dem Auge quillt eine Abschiedträne. Nie hat gemeinste Niedertracht eine größere Orgie gefeiert als in diesem Frankreich zu ewiger und unausrottbarer Schande gereichenden Schmutzblatt.

weisen, wiewohl sie sich auf etwas von scheinbar untergeordneter Bedeutung beziehen, auf ein schnelles Wiedererstarken der deutschen Industrie.

Diese Zahlen lassen in erfreulicher Weise erkennen, wie schnell der deutsche Erfinder wieder auf dem Plane erschienen ist und wie wenig er sich durch die kriegerischen Ereignisse und deren lähmende Begleiterscheinungen hat beeinflussen lassen. Die große Bedeutung dieser Lebenskraft des deutschen Erfindertums hat mit Recht auch die Aufmerksamkeit des Auslandes erweckt. So erkannte der die im Jahre 1919 veranstaltete Leipziger Messe besuchende Berichterstatter des „Economist" an, daß die deutsche Erfindergabe durch die widrigen Zeitverhältnisse aufgepeitscht sei und daß die Messe bemerkenswert sei wegen der großen Menge genialer Erfindungen sowie des von vielen Ausstellern gehegten brennenden Wunsches, ihre Patente an fremde Fabrikanten zu verkaufen: „Die Deutschen sind eifrig bemüht, ihr vom Krieg angeregtes Gehirn in Auslandskredite umzuwechseln; um so den Zustrom fremder Materialien (Kupfer, Aluminium, Gummi, Baumwolle und Wolle) wieder herbeizuführen, ohne den dem Industrieorganismus Hände und Füße gefesselt sind."

Der Weltkrieg hat uns eine große Zahl im Zeichen des Mars stehender Begriffe gebracht, von der Kriegsanleihe, dem Kriegsbrot bis zur Kriegszigarre. Dem Erfinder brachte der Weltkrieg das „Kriegspatent" und die „Kriegsrolle". § 1 der Bundesrats-Verordnung vom 8. Februar 1917 bestimmte nämlich, daß die Erteilung eines Patents ohne die gesetzlich vorgeschriebene die Erfindung der Allgemeinheit behufs etwaiger Einsprüche kundmachende Bekanntmachung erfolgen solle, wenn das Patentamt nach Anhörung der Heeres- und Marineverwaltung die Geheimhaltung der Erfindung im Interesse der Landesverteidigung oder der Kriegswirtschaft für erforderlich erachtete. Entsprechendes galt auch für die Eintragung eines Gebrauchsmusters. Die auf diese Weise erteilten Patente wurden in einen besonderen Band der Patentrolle, die Gebrauchsmuster in einen besonderen Band der Gebrauchsmusterrolle (Kriegsrolle) eingetragen, deren Inhalt nicht veröffentlicht wurde. Die Einsicht dieser Kriegsrollen sowie der zugehörigen Anmeldungsstücke konnte nur auf Antrag mit Zustimmung der Heeres- und Marineverwaltung von dem Patentamt gestattet werden. Unbefugte Einsichtnahme wurde mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu 5000 M. oder mit einer dieser Strafen bestraft.

Außerdem wiesen das Kriegsministerium und das Reichs-Marine-Amt unter dem 13. März 1917 die Anmelder von Patenten und Gebrauchsmustern unter Heranziehung einschlägiger Strafbestimmungen darauf hin, daß im vaterländischen Interesse unbedingt verhütet werden müsse, daß Erfindungen, deren Geheimhaltung im Interesse der Landesverteidigung oder der Kriegswirtschaft als erforderlich erachtet werde, zur Kenntnis unserer Feinde gelangen. Den Beteiligten wurde in ihrem eigenen Interesse wiederholt angeraten, solche Erfindungen weder durch Veräußerung noch durch Anmeldung oder sonstige Mitteilung zur Kenntnis des feindlichen oder neutralen Auslandes zu bringen.

Auch das Patentamt erfuhr, den Zeitumständen entsprechend, durch Bundesrats-Verordnung vom 9. März 1917 eine Umstellung bezüglich der Vereinfachung des Verfahrens und der zu dessen Handhabung berufenen Organisation. Durch Einberufungen zum Heeresdienst war die Zahl der Mitglieder und der übrigen mit der Prüfung der Anmeldungen betrauten Beamten des Amts unter die Hälfte des vor dem Kriege vorhandenen Bestandes gesunken. Da der Rückgang der Anmeldungen hiermit nicht gleichen Schritt gehalten hatte, und da weitere Einberufungen bevorstanden, wurde die bisher von einem Vorprüfer und der zuständigen Anmeldeabteilung getroffene Entscheidung über die Erteilung oder Versagung der Patente einem Einzelprüfer, der „Prüfungsstelle", übertragen, der hinfort die gesamte rechtsprechende Tätigkeit der ersten Instanz bis zum Abschluß des Erteilungsverfahrens ausübt. Soweit hierzu besondere Rechtskenntnisse erforderlich sind, werden etwaige Schwierigkeiten dadurch überwunden, daß den technisch vorgebildeten Prüfern für die fraglichen Geschäfte aus dem Personenstande des Reichspatentamts rechtskundige Beamte zu deren Unterstützung beigegeben werden. Die früher mit fünf Mitgliedern besetzten erkennenden Beschwerdeabteilungen, die zweite Instanz, wurden hinfort auf drei Mitglieder beschränkt. Unter diesen müssen sich bei der Entscheidung über Beschwerden in Patentsachen zwei technische Mitglieder befinden. Die auf Grund dieser Vereinfachungen gemachten Erfahrungen haben ergeben, daß das neue Verfahren und die neue Organisation sich gut bewährten.

Außer diesen einschneidenden wesentlichen Kriegsmaßnahmen ist noch eine große Zahl von Verordnungen und Bestimmungen ergangen, die durch Stundung von Zahlungen, durch erleichterte Ermöglichung der Innehaltung von Fristen, durch Erleichterung der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand u. a. m. den Erfindern die Möglichkeit gaben, den durch den Krieg geschaffenen Schwierigkeiten zu begegnen.

Für die Zwecke der Kriegführung kommen an erster Stelle die Erfindungen der Patentklasse 72, Schußwaffen, Geschosse, Verschanzung, in Betracht. Hier betrug die Zahl der Patentanmeldungen im Jahre 1913 687; im Jahre 1914 stieg sie auf 874, um im Jahre 1919 auf 247 herabzusinken. Des weiteren stehen im Dienste der Kriegführung die Erfindungen der Patentklasse 78, Sprengstoffe sowie Sprengen mittels Explosivstoffen, Zündwarenherstellung. Hier betrug die Zahl der Patentanmeldungen in den Jahren 1913 und 1914 150 und 139, dagegen im Jahre 1919 nur 84.

Mit um so größerem Eifer wandten sich unsere Erfinder hinfort den Werken des Friedens zu. An erster Stelle sind hier diejenigen Patentklassen zu nennen, denen die Erfindungen zugeteilt sind, die unserem Wiederaufbau, insbesondere der Ausgestaltung unserer Wärmewirtschaft, der erhöhten wirtschaftlichen Ausnutzung der uns nach dem Gewaltfrieden verbliebenen Kohlenschätze, dienen. In der Patentklasse 4, Beleuchtung, außer elektrischer Beleuchtung, betrug die Zahl der angemeldeten Erfindungen im Jahre 1913 753, sie fiel in 1914 auf 501, hob sich aber in 1919 wieder auf 704. In der Klasse 10, Brennstoffe, beliefen sich diese Zahlen in den Jahren 1913, 1914, 1919 auf 238, 193 und 348, in der Klasse 24, Feuerungsanlagen, auf 709, 592 und 758. in Klasse 26, Gasbereitung, auf 164, 119, 275 und in Klasse 36, Heizung und Lüftungsanlagen in Gebäuden, auf 554, 454 und 821.

Von anderen für unseren Wiederaufbau mehr oder weniger in Betracht kommenden Erfindungen sind noch diejenigen zu nennen, die sich auf Gespinstfasern, Nahrungs- und Genußmittel, Elektrotechnik, Hochbauwesen, Landwirtschaft u. a. m. beziehen. Auch hier mögen einige kurze Zahlenangaben den Beweis für die Lebenskraft unseres Erfindertums erbringen. Auf Gespinstfasern, Stoffe der Textilindustrie, bezogen sich in den Jahren 1913, 1914 und 1919 94, 61 und 178 Patentanmeldungen. Diese Zahlen stellten sich bei den hauswirtschaftlichen Geräten auf 1797, 1258 und 2155, in der Elektrotechnik auf 3568, 2923 und 3752, im Hochbauwesen auf 1308, 883 und 1361, in der Land- und Forstwirtschaft auf 1747, 1219 und 1642, bei den Nahrungs- und Genußmitteln auf 513, 389 und 636, bei den Wind- und Wasserkraftmaschinen auf 176, 117, 248.

Ein Blick auf diese Zahlen gibt uns die tröstliche Gewißheit, daß unsere Erfinder, die „zugleich mit dem Soldat zum Leben, zu der Menschlichkeit heimkehrten", die von ihnen an unserer Front bewiesene Schaffensfreude im Dienste unseres Wiederaufbaus erfolgreich weiter betätigen werden. Die Zahl der von ihnen zur Patentierung angemeldeten Erfindungen hat teilweise die des Jahres 1913 nicht nur wieder erreicht, sondern erheblich übertroffen.

Was müssen wir bauen.

Von Hans Dominik.



Es wird in diesen Wochen besonders viel hin und her geraten, ob nun die hohen Preise endlich und schleunigst zurückgehen werden. Ganz naive Gemüter meinen, daß die Regierung mit einigen energischen Dekreten die Teuerung aus der Welt schaffen könnte. Andere Leute folgern aus dem Preissturz auf einigen wenigen Gebieten, daß die Entwickelung nach unten endlich in Gang gekommen sei und sich vorschriftsmäßig entwickeln werde. Alle diese Propheten vergessen aber, daß unsere ganze Volkswirtschaft schwer erkrankt ist, und überschätzen die eigene Heilkraft des kranken Körpers.

Die Teuerung, unter der ganz Europa heute stöhnt, beruht auf wirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Gründen. Wie weit unser verkehrtes finanztechnisches Gebaren während des Krieges die Schuld daran trägt, soll hier nicht untersucht werden. Nur die technischen Maßnahmen zur Behebung des Krankheitszustandes stehen zur Diskussion. Durch zweckmäßige technische Maßnahmen läßt sich das Übel auch heute noch von der Wurzel her kurieren. Durch Quacksalbereien wird der Zustand nicht verbessert, sondern das Übel im Gegenteil verschlimmert. Unendlich viel ist bereits gewonnen, wenn die natürliche Heilkraft des erkrankten wirtschaftlichen Organismus ausreicht, um ein weiteres Steigen der Preise und der Löhne für die nächsten 18 Monate aufzuhalten, so daß die eigentliche, durch zweckmäßige Maßnahmen zu bewirkende Heilung wenigstens auf der Basis des augenblicklichen Preisniveaus einsetzen kann.

Unser ganzes Wirtschaftsleben krankt in der Hauptsache an der Energieknappheit, an dem Mangel an Kohlen und sonstigen Energieträgern. Was etwa die Herzschwäche für den einzelnen Menschen ist, das bedeutet dieser Energiemangel für den lebendigen Organismus der Wirtschaft. Eine Weile kann man solcher Schwäche beim Menschen steuern, indem man ihm aufreizende Mittel eingibt. Aber es ist jedem Arzte bekannt, daß diese Mittel nur vorübergehend helfen, daß ihre Dosen ständig gesteigert werden müssen, um überhaupt noch zu wirken, und daß schließlich doch der Zusammenbruch kommt, wenn es nicht gelingt, das Übel von Grund aus zu heilen. Nur als solche Stimulantien sind aber die Lohnerhöhungen anzusehen, mit denen wir seit vier Jahren in immer steigenden Dosen die Energieschwäche unseres Wirtschaftskörpers zu verschleiern versuchen. Die richtige Heilung muß das geschwächte Herz kräftigen. Arbeitet das zentrale Pumpwerk erst wieder kräftiger, so verschwinden auch von selbst alle sekundären Krankheitserscheinungen, wie Rohstoffmangel und Warenknappheit. Können wir über genügende Energie verfügen, so sind wir sofort in der Lage, einen sehr erheblichen Teil unseres Rohstoffbedarfes aus den eigenen Bodenschätzen zu decken.

Denn schließlich hat unsere Industrie die vier Kriegsjahre hindurch doch nicht ganz umsonst nach dieser Richtung hin gearbeitet. Wir haben es gelernt, brauchbaren Faserstoff aus einheimischem Holz zu fabrizieren, den riesigen Bedarf an Stickstoffverbindungen nicht nur für die Landwirtschaft, sondern auch für den Munitionsverbrauch an den Fronten in wirtschaftlichster Weise aus der Luft zu decken, bestes Aluminium aus einheimischen Erden zu erschmelzen und hunderterlei mehr. Nur der bis zum Weißbluten getriebene Energiemangel hindert uns daran, diese Künste des Krieges jetzt zu friedlichen Zwecken zu üben und der wachsenden Not zu steuern.

Die Hauptquelle unserer industriellen Energie ist immer noch die Steinkohle. Von den drei großen deutschen Gewinnungsgebieten ist uns aber das Saargebiet auf 15 Jahre gesperrt, das oberschlesische Gebiet vorläufig blockiert und schwer bedroht. Nur das Ruhrgebiet bleibt uns, und auch dieses muß zu hohem Prozentsatze seine Förderung an die Gegner abliefern. Unsere Lage wäre wirklich verzweifelt, wenn unsere Technik nicht die Mittel böte, die Ausbeute der uns verbliebenen Kohlenfelder so zu steigern, daß wir auch nach Abgabe der vertragsmäßigen Kohlenmenge an die Gegner noch einen kräftigen Energiestrom in den eigenen Wirtschaftskörper zu leiten vermögen.

Die Kohlenflöze im Ruhrgebiet liegen durchschnittlich in Tiefen zwischen 400 und 700 Meter. Es ist also ausnahmslos Tiefbau, der hier getrieben wird. Jede Zeche hat wenigstens einen Hauptförderschacht, der das taube Gestein von etwa 400 Meter Mächtigkeit durchfährt, um dann auf das oberste Kohlenflöz zu stoßen. Es geht weiter in die Tiefe zur zweiten, dritten usw. Sohle, zwischen den einzelnen Kohlenflözen jedesmal beträchtliche Schichten Berges durchfahrend. In der Höhe jeder einzelnen Sohle zweigen die Strecken und von diesen die Querschläge in die Kohle ab. Von den Querschlägen führen Nebenstrecken zu den eigentlichen Arbeitsorten, den Stellen, wo die Kohle gewonnen wird. Der Abbau ist darauf gerichtet, das ganze Kohlenflöz innerhalb der Grenzen des Zechenfeldes herauszubrechen und zutage zu fördern. Um den Einsturz des über dem Flöz hangenden Berges zu vermeiden, müssen Sicherheitspfeiler in der Kohle stehen bleiben. Im übrigen sucht man durch Ausfüllen der ausgebeuteten Flözräume mit wertlosem Gestein der Einsturzgefahr zu begegnen und tritt ihr bis zu dieser Ausfüllung durch eine Auszimmerung entgegen. Das ist die ganze im Prinzip ungeheuer einfache Technik des Kohlenabbaues.

Der Abbau selbst zerfällt nun in die Gewinnung und die Förderung der Kohle. Die Gewinnung rechnet vom festen Kohlenflöz bis zu dem Moment, in welchem die gewonnene Kohle am Arbeitsort in den Hund geworfen wird, die Förderung von dort bis zu dem Augenblick, da die Kohle über Tage in den Eisenbahnwagen gekippt oder auf die Halde geschüttet wird. Gewinnung und Förderung sind nun bedeutender Verbesserungen fähig.

Wir verfügen heute nicht mehr über die Tausende von billigen und fleißigen slawischen und romanischen Grubenarbeiter, welche vor dem Kriege mit Handbohrer und Schlägel die Bohrlöcher in die Kohle trieben oder von Hand die großen Schrämmspalten herstellten. Wir müssen vielmehr mit der einheimischen, zwar intelligenteren, aber körperlich weniger leistungsfähigen Arbeiterschaft und mit verkürzten Arbeitszeiten und erhöhten Löhnen rechnen. Dafür aber hat unsere Elektrizitätsindustrie uns praktische Bohrmaschinen geschaffen, mit denen der einzelne Arbeiter ungefähr das sechsfache Pensum der Handbohrung leistet. (Abb. S. 434.) Es wird also die erste Aufgabe sein, die Zahl der einzelnen Gewinnungsstellen, der Arbeitsorte in den uns verbliebenen Kohlenzechen bis an die Grenze des Möglichen zu vermehren und durch eine leistungsfähige elektrische Streckenförderung den glatten Horizontaltransport der geschossenen Kohle vom Gewinnungsort bis zum Hauptförderschacht sicherzustellen.

Es folgt nun der Vertikaltransport durch den Förderschacht zutage. Die Leistungsfähigkeit der ganzen Zeche hängt letzten Endes von dieser Schachtförderung ab. Naturgemäß nutzt es wenig, die Gewinnung unter Tage zu steigern, wenn es nicht mehr möglich ist, die gewonnene Kohle durch den Förderschacht rechtzeitig herauszubekommen. Aus diesem Grunde haben einzelne Ruhrzechen bereits mit dem Abteufen neuer Schächte begonnen. Das ist gewiß eine nützliche Arbeit, aber man darf nicht vergessen, daß das Niederbringen eines 600-Meter-Schachtes wenigstens zwei Jahre

Die Kohlenförderung

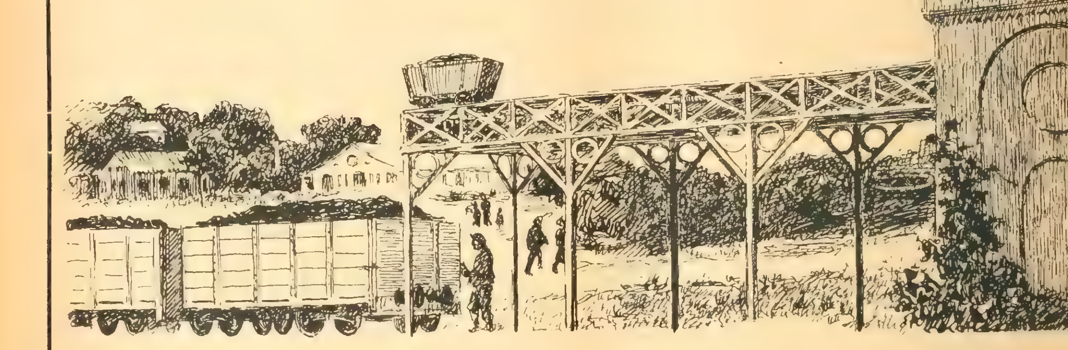
Die Zeichnungen zeigen, wie die durch Kettenförderung unter Tage in die Förderschalen gefahrenen Kohlen ans Tageslicht durch eine elektrisch betriebene Fördermaschine gehoben und direkt in Eisenbahnwagen verladen werden.

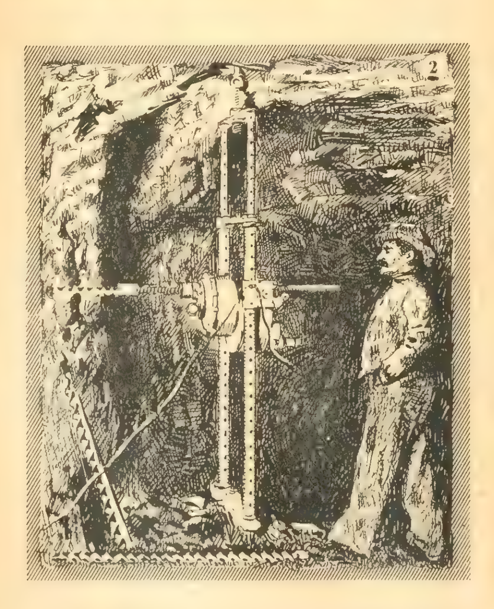
1. Elektrisch betriebene Hauptschachtfördermaschine.

2. Elektrisch betriebene Drehbohrmaschine beim Bohren der Sprenglöcher in der Kohlengrube.

3. Schleifen der Bohrer unter Tage.

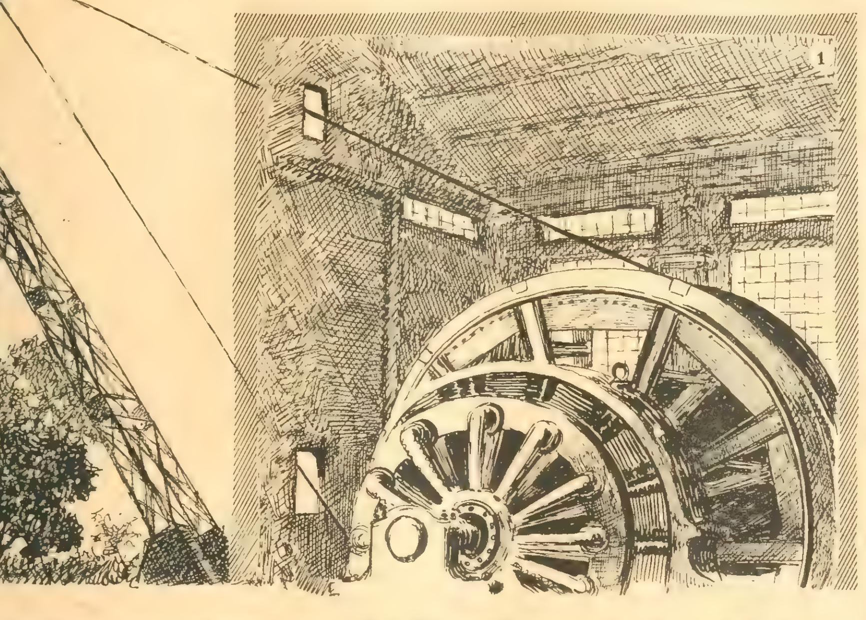
4. Alte Methode des Bohrens von Hand.



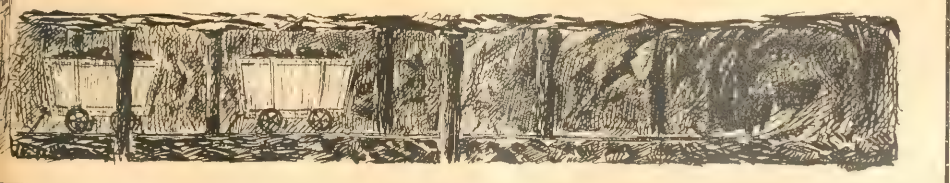





im modernen Betrieb.


1


4



dauert und bei den heutigen Preisen sehr teuer wird. Auch hier bietet die Elektrizität, die wirklich moderne elektrische Fördermaschine, das Mittel, um die Leistungsfähigkeit der vorhandenen Schächte gegenüber den vielfach veralteten Dampfförderungen etwa zu verdoppeln. Man wird mit einiger Annäherung behaupten können, daß eine solche Modernisierung der Schachtförderung im Endeffekte der Anlage eines zweiten Förderschachtes gleichkommt, aber erheblich schneller und billiger als diese zu bewerkstelligen ist. (Abb. S. 434 5.)

Die allererste und wichtigste Wiederaufbauarbeit im eigenen Lande muß also für uns die Erweiterung und zeitgemäße Installation der vorhandenen Kohlengruben sein. Wird sie so durchgeführt, daß die Förderung bei gleichbleibender Belegschaft auf das Doppelte steigt, so entfällt auch die schwierige Unterbringung neuer Arbeitskräfte im Ruhrgebiet und die heute natürlich nicht billigen elektrischen Bohr- und Fördereinrichtungen können bei gleichbleibenden Kohlenpreisen auf Grund der vergrößerten Ausbeute so schnell abgeschrieben werden, daß sie die Zeche in späteren normaleren Zeiten nicht mehr ungebührlich belasten. Wir würden dann Kohlen zwar vorläufig noch nicht zu billigeren Preisen, aber doch wenigstens in genügender Menge haben. Die geradezu katastrophal schlechte Belieferung der einzelnen Industrien, die heute vielfach nur fünf Prozent ihres Friedensquantums erhalten, würde sich danach automatisch bessern. Der Energiestrom würde stärker zu fließen beginnen, und der Heilungsprozeß würde allmählich einsetzen. Daß neben dieser gründlichen Vermehrung der Kohlenförderung auch sogleich, und zwar schon jetzt, ein Ausbau der Wasserkräfte stattfinden kann, sei nebenbei bemerkt. Es wird sich dabei nur darum handeln, die Preise für die Energie der neuen Wasserkraftwerke so zu stellen, daß die hohen Anlagekosten beim Eintreten billigerer Zeiten möglichst abgeschrieben sind.

Nun wird eingewendet: Es wird ja schon heute genügend Kohle gefördert. Aber die Transportmittel reichen nicht aus, um sie wegzubringen; sie muß auf die Halden gestürzt werden. Aber dieser Einwand ist erstens falsch und träfe, auch wenn er richtig wäre, nicht den Kern der Sache. Auch unser Transportwesen ist an Energiemangel schwer erkrankt. Wir müssen unseren Lokomotiv- und Wagenpark von Grund auf reparieren und müssen ihn durch Neubauten wenigstens auf die anderthalbfache Stärke von 1914 bringen, da wir heut noch viel mehr als damals zu transportieren haben. Diese Reparatur und Ersatzarbeiten müssen ohnedies der Schnelligkeit des natürlichen Verschleißes entsprechend abgeschrieben werden. Sie würden also den Bahnbetrieb in späteren Zeiten nicht schädlich belasten.

Erst wenn sich eine wenn auch noch teuere, so doch hinreichende Kohlenmenge auf leistungsfähigen Verkehrswegen in alle Gebiete unserer Industrie ergießt, kann die Gesundung weiter fortschreiten. Das erste und wichtigste muß dann die reichliche Versorgung unserer Landwirtschaft mit künstlichen Dungstoffen sein. Kraftwerke mit Hunderttausenden von Pferdestärken werden Jahre hindurch zu tun haben, um unseren in vier Kriegsjahren ausgepowerten Ackerboden wieder anzureichern und den höchst möglichen Fruchtertrag zu gewinnen. Erst steigende einheimische Ernte kann aber dem unmittelbaren Grunde der Teuerung, der Lebensmittelknappheit, steuern, und erst danach wird der Preisabbau als natürliche Heilungserscheinung und ohne die Fieber von Arbeitslosigkeit, Putsch und Bürgerkrieg einsetzen können.

Eucken, ein Führer für unsere Zeit.

Von Hanns Martin Elster.



Neuidealismus — von Herzen wäre zu wünschen, daß das deutsche Volk sich seiner wie vor Kriegsausbruch und im August 1914 tatkräftig entsinne. Keines deutschen Philosophen Werk kann erlebnisstärker und gegenwartsgeborener dazu hinführen, als das Rudolf Euckens! Seine Weltanschauung und seine Lebensauffassung bedeuten einen Jungbrunnen deutscher Kraft, gründen sich auf den Idealismus als auf eine synthetische Überschau schaffende Erkenntnis. Der deutsche Idealismus wurde Eucken der archimedische Punkt, von dem aus er die Welt bewegen konnte und dessen kein Philosoph entbehren kann. Weil er aber aus der Natur, aus dem inneren Wesen des Deutschen stammt, war er keine künstliche Geburt der Logik, der Phantasie oder sonst irgendeines einseitigen Organs im oder am Menschen, sondern er hatte Teil am ganzen Menschen, er war allseitig und natürlich, ja der Mensch selbst. Eucken ist seit langen Jahren wieder der erste Philosoph, der seine Ideenwelt nur auf den Menschen bezieht und nur für ihn schafft. Der Mensch ist der Ausgangs- und Zielpunkt seines Denkens, das A und O seines Idealismus! Wie dieser nicht über dem Menschen, sondern in ihm beruht, so steht er auch nicht über unserer Zeit, sondern durchaus in ihr; er muß wieder der geistige Mittelpunkt unserer Epoche, das ideale Gewissen der Gegenwart werden, wie jeder Zeitabschnitt seiner bedarf.



Rudolf Eucken.

Der Aufbau der Euckenschen Geisteswelt vollzog sich durch eine Erfahrung, die so einfach ist, daß jeder Mensch, der seelisch lebt, sie macht. Sie ging aus dem naturwissenschaftlichen Zeitalter hervor. Die sogenannte naturwissenschaftliche „Weltanschauung" war es, die eine große Stagnation des deutschen Geisteslebens heraufführte, indem der Mensch nur auf die realen und materiellen, unmittelbar erkennbaren Einzelerfahrungen beschränkt bleiben und nicht darüber hinausdringen sollte zur Schaffung einer Ideenwelt. Die Idee wurde verpönt, das materielle Sein sollte Alleinherrscher bleiben. Infolgedessen entstand im modernen Menschen jene einfache Erfahrung, die jedem von uns Ruhe und Harmonie raubt: das Gefühl einer großen inneren und äußeren Leere in der Seele wie in der Gesellschaft. Von diesem Gefühl glaubte der moderne Mensch sich durch ein „Zurück zur Natur" zu befreien. Er will im All außer sich die Harmonie finden, die er in seinem



Das Ungeheuer.

Innern angeblich nicht suchen darf, denn die Naturwissenschaft tue ja dar, daß das Innere keine „Gewißheit“ vermitteln könne. Und Gewißheit verlangt der Mensch unserer Zeit, eben weil er in naturwissenschaftlichen Begriffen befangen ist.

Die Flucht in die Natur vor dem Gefühl der Leere bedeutet aber nichts weiter als: Pantheismus. Dessen Gesinnung hatte einst die große Aufgabe, dem Menschen zum Erlebnis zu bringen, daß der Weltprozeß — nicht wie der Kirchenglaube begrifflich predige — allein auf den Menschen eingerichtet sei, daß der Mensch nicht den Endzweck der Schöpfung bilde, sondern daß der Mensch — wie die Philosophen seit Galilei, Descartes und besonders Darwin mit seiner Entwicklungslehre erkannten — den gleichen Gesetzen wie die Natur um ihn und außer ihm unterworfen, mit der Natur kausal verkettet ist, und er einen Teil der Natur darstellt. **Dies Erlebnis wurde nun vergeistigt, unter die religiöse** Perspektive gestellt. Das heißt: der Pantheismus als Gesinnung erhebt an den seine Naturverbundenheit anerkennenden Menschen die Forderung, daß der einzelne sein Leben nicht als ein besonderes neben der Natur, sondern als ein in die Natur, in das All sich einfühlendes Werden zu führen habe. Des Menschen Sein ist nach der Gesinnung des Pantheismus nur ein Teil, ein untrennbarer Teil des Dinglebens außer uns. Der Mensch als „Subjekt“ steht also nicht mehr dem Dinge, dem „Objekt“, souverän gegenüber, sondern er selbst ist ein Teil der Objekte, und diese sind wieder solche Teilsubjekte wie er selbst, denn die Objekte haben jedes für sich auch ihr subjektives Eigenleben. Dies vielfältige Eigenleben der Objekte ist aber größer, erhabener, grenzenloser als das menschliche Einzelleben. Darum soll der Mensch sich bewußt in das Eigenleben der Objekte versenken. Tut er es nicht, bleibt sein Eigenleben arm und leer. Außer ihm atmet und schafft das wahre Weltleben. In ihm breitet sich nur eine kleine Ichheit, ein winziger Punkt. Verläßt der Mensch sich nur auf diese Innenwelt, so findet er nie Ruhe und Frieden. Sie werden ihm allein geschenkt, wenn er aufgeht in der Außenwelt, im All seine Ichheit verliert und fühlt, daß seine Einzelheit eins ist mit der ewigen Naturgesetzlichkeit.

So treibt der Pantheismus zur Aufgabe der Subjektivität und zur Annahme der Objektivität, die über die Offenbarung des Ichs und des Geistes den Respekt vor dem Objekte stellt, das Tatsächliche mit seinem eigenen Gehalte und dem Geiste des Gehaltes allein gelten läßt. Es ist der im Wissenschaftsbetriebe immer wieder verlangte Geist der Sachlichkeit, der hier als letztes Ziel vorschwebt und gefordert wird! Auch Eucken anerkennt das Recht auf diesen Geist der Sachlichkeit durchaus, weil er dem individuellen, menschlichen Streben und Tun „Weltcharakter“ verleihe, das kleine Reich des Ichs zum Reich des Alls erweitere und den Menschen über sich hinaushebe, die bloß menschlichen Maßstäbe eintausche gegen die vom All gegebenen Maße. Eine Lebensnotwendigkeit liegt dem Pantheismus in dieser Richtung also wohl zugrunde. Aber das allzustraffe Nachgeben dieser Notwendigkeit schafft im Menschen gleichsam einen luftleeren Raum: indem der Mensch restlos aufgeht in der Sachwelt — d. i. der Außenwelt — verliert er jede Beziehung zu seiner Innenwelt, und dieser Verlust zeitigt abermals das Gefühl der Leere.

Demnach hat der Pantheismus nur eine relative Geltung: für die mechanische Welt, wo die Prinzipien der formalen Gesetzmäßigkeit gelten. Was bedeutet aber die mechanische Welt der Innenwelt des Menschen? Vermittelt sie dem Gemüte des Menschen einen Gehalt, irgendwelche Werte? Die mechanische Welt oder — was ihr gleichzuachten ist — die reine Naturwissenschaft kennt keine Werte und Gehalte, denn der Sinn dieser Worte bedeutet für sie eine „Idealisierung“ der mechanischen, d. h. seelenlosen Dinge! So hört die Macht des Pantheismus vor der Gemütswelt, vor dem idealen Bereiche des Menschen auf. Das pantheistische Ziel der kosmischen Erweiterung der Menschenseele scheitert an seinem Mangel an Innerlichkeit. Die Erkenntnis einer mechanischen Gesetzlichkeit bereichert das Leben, seinem Gehalte nach, nicht!

Diese Abrechnung mit dem Pantheismus klärte Euckens Blick für die geistigen Beziehungen zwischen Natur und Mensch und zeigte ihm, daß der Mensch eine Erweiterung über

sein Selbst in die Welt hinaus an sich anstreben müsse, nur nicht in der vom Pantheismus angegebenen Richtung des Naturalismus, da dieser beim Materiellen, beim Mechanischen stehen bleiben muß. Die Welt ist aber nicht bloß aus dem Stoffe, der Materie gebildet, ihr zweiter Teil ist die geistige Substanz, die etwa im Gottesgedanken oder in der Beseelung aller Dinge populär vorstellbar geworden ist.

Die große philosophische Tat schon Eckeharts, dann Fichtes und dann wieder Euckens war es nun, daß sie dafür eintraten, die geistige Substanz sei nicht von jeher vorhanden, bleibe sich nicht ewig gleich und trete nicht nur in verschiedener Gestalt aus der Materie heraus ins Licht des Lebens, sondern sie bilde sich erst und sei im ewigen Entstehen und Werden.

Dieser Prozeß der Selbstschöpfung alles geistigen, seelischen Gehaltes in der Welt hat seine Parallelen bereits im Christentum, das zwei Ideenkreise klar herausstellt. Zuerst den Wiedergeburtsgedanken: im alten Adam ersteht ein neuer Adam, ein Geistes- und Liebesmensch, der die außer ihm seiende Welt mit seinem seelischen Besitze zu erfüllen trachtet. Dieses neue Ich, das aus dem Widerstand gegen die Welt sich bildete, ist also ein Werdendes, „eine neue göttliche Lebendigkeit". Und sie wird, indem das einzelne Individuum zu einem anderen Individuum in Beziehung tritt, das ein höheres, göttliches Leben in sich besitzt und nichts mit der Welt der Objekte außer ihm mehr zu tun hat; im Falle des Christentums ist es Jesus, der den alten Menschen in den neuen umwandelt. Dieser neue Christenmensch sucht aber nun keinen Ausgleich mit der Welt der Objekte, sondern wirkt nur von sich aus auf die Außenwelt ein, so daß sich abermals ein Gegensatz von Innen- und Außenwelt auftut. An diesem Gegensatz der Grundüberzeugung scheiterte auch der zweite Ideenkreis des Christentums: für ihn ist Gott auch eine fertige, seiende Größe — nun aber nicht, wie im Pantheismus, eine dem All innewohnende Weltvernunft — sondern eine transzendente, außerweltliche, über die Welt herrschende, ja sie schaffende Liebe und Vernunft, ein Gott als Persönlichkeit, gesondert vom All. Diese Persönlichkeit nun veranlaßt — behauptet diese Vorstellungsreihe — in der menschlichen Seele das neue Leben, die Wandlung vom alten zum neuen Adam, die Wiedergeburt, und zwar auf Grund der einmaligen weltgeschichtlichen Handlung, durch die Sendung Christi in die Welt! So wird Christus wieder — wie im ersten Ideenkreis — der unmittelbare Umwandler des alten in den neuen Adam. Das Geistige wird im Menschen durch Christus erst geboren.

Eucken setzt diese Grunderkenntnis vom Entstehen aller Geistigkeit fort. Er läßt aber nicht wie Hegel den Weltgeist in logischer Entwicklungsfolge entstehen. Er betont vielmehr — den ewigen Fluß aller Dinge, Gott als einen Entstehenden und Werdenden wohl anerkennend — die persönliche Willensfreiheit des Menschen. Der Mensch müsse nicht von vornherein einem von jeher gesetzten Ziele, der objektiven Vernunft zustreben; er sei nicht von jeher, ob er wolle oder nicht, dem Zwange zur Entwicklung dieser Vernunft beizutragen, absolut ausgeliefert, sondern er habe das Ziel und die Hauptrichtung erst zu suchen! Dieses Suchen sei keine Folge von notwendig sich ergebenden Stufen, sondern um jede Schrittbreite sei erst zu kämpfen, jede neue Erkenntnis für die Hauptrichtung sei erst unter vielen Irrungen und Erfahrungen zu erringen, und dies Erringen, dies Erwerben hänge auch dann noch immer vom freien Entschluß des Menschen ab.

Denn im Menschen treffen „verschiedene Stufen der Wirklichkeit" zusammen. Das heißt: des Menschen Geistesleben ist nicht selbständig, steht nicht für sich über der Wirklichkeit, über den Dingen, sondern ist eng mit deren natürlichem Stand verknüpft und entwickelt sich nur darüber hinaus durch den ständigen, stets aus dem Willen des Individuums erneuerten Gegensatz zu diesem natürlichen Stand. Der Mensch will nun diesen Gegensatz auf Grund seiner geschichtlichen Erfahrung: seine Aufgabe ist es, die geistige Welt aus der natürlichen, der unmittelbar gegenwärtigen Welt ständig herauszuheben, die Erfüllung dieser Aufgabe stellt dar, was wir „Geschichte" nennen: die Geschichte ist also nach Euckens berühmtem Wort ein ruheloser „Kampf um den Inhalt des Geisteslebens". Eine Überzeugung, Erkenntnis, Erfahrung usw. wird aber nur dann „Geistesleben", wenn es in den Seelen aller Individuen zum persönlichen Eigentum des einzelnen wird und sich in den menschlichen Seelen mit jenen inneren „Wiedergeburtswundern" neue Gesinnungen bilden und formen und klären.

Der Mensch ist also das Gefäß für das Geistesleben, dessen Erzeugung nicht allein durch ihn, sondern auch im steten Mitleben mit der und in der Außenwelt vor sich geht und an seine Tätigkeit gebunden ist. Geistige Beziehungen und Zusammenhänge entstehen nur durch des Menschen Arbeit! Ohne den Menschen ist aber kein Geistesleben als solches möglich, folglich auch dessen Zusammenschluß, dessen Einheit nicht. Diese Einheit ist aber noch nicht vorhanden, ihre Aufbringung ist eine Aufgabe, die gelöst werden muß, damit das Geistesleben ein Selbst, ein Eigenwesen habe, das die vielfachen Quellen des Geisteslebens in Kunst, Wissenschaft, Religion zu einem großen Strome zusammenfasse und dies Vielfache auch trage. Das Menschentum bringe diese Einheit mit sich, fördere solche „Konzentrationen", solche „Zusammenfassungen des geistigen Lebens zu einem Selbst," „die Wendung des Lebens zum Wesen". Besonders die Religionen hätten zu jeder Zeit „dieses eigentümliche Aufstreben einer geistigen Lebenseinheit im Menschen, dieses Auferstehen eines neuen göttlichen Selbst", der Seligkeit, der Freiheit und der Liebe ermöglicht.

Die Religionen als solche — sagt Eucken weiter — dürften aber nicht in Theologie und Konfessionen aufgehen. Die waren nur schöpferisch, wenn ihr Kern die Innerlichkeit bleibe. Von dieser sei also auszugehen für die Schaffung der Einheit des Geisteslebens. Denn die Innerlichkeit habe alle Lebensbeziehungen und stelle für den Menschen die Zentrale aller Einwirkungen der Außenwelt dar. Wenn der Mensch ihr gehorche, stelle sich nicht jenes Gefühl der Leere ein. Nur aus und in der Seele entwickle sich das neue Leben, das nach Echtheit und Wahrheit verlange und die Wirklichkeit nur nach den Geboten der Wahrhaftigkeit und Echtheit zu behandeln einzurichten habe, den Sinn des Seins zu ergründen suche.

Mit diesen Forderungen zur Schaffung einer Einheit des Geisteslebens gehört Eucken in die Kampfarena der Gegenwart. Er ist der geborene Führer auf der Suche nach dem geistigen, seelischen Lebensinhalt. Dessen Besitz zu wollen, ist der Ruf Euckens an alle, ist das Gebot, das die Geister scheidet und sammelt. Daß dieser Wille zur Gesundung und Stärkung des deutschen Volkes notwendig ist, ersah der Philosoph aus der Lage des geistigen und materiellen Lebens vor dem Kriege.

Alle Erfolge der deutschen Arbeit hatten keine freudige Lebensstimmung in unserem Volke erweckt. „Der Mensch ist mehr als seine Arbeit, schrieb er 1913. Der Fortschritt der Arbeit ist noch nicht ein Gewinn für das Ganze der Seele; vielmehr kann diese bei allem Fortschritt verarmen, und sie muß und wird stets verarmen, wenn es dem Menschen an einer selbständigen Innenwelt fehlt. Und an dieser Stelle liegt heute der Punkt unserer Schwäche. In dieser Beziehung sind wir von der Höhe herabgesunken, die unser Volk vor hundert Jahren erreicht hat. Statt eines einheitlichen Lebensideals tritt uns überall Zerstreuung in all den Gebieten entgegen, die den ganzen und inneren Menschen betreffen." Das gilt für die Religion wie für die Philosophie, für die Erziehung wie für die schöne Literatur und Kunst. Überall viel Rührigkeit, Fleiß und Arbeitswille im einzelnen, nirgends aber die

große Zusammenfassung, die einheitliche Bewältigung der Vielheit, ein alle Spannung und allen Druck beseitigendes großgeistiges Schaffen. Und weiter mußte Eucken schon damals konstatieren, daß nicht bloß die große Tat fehlte, auch die große Gesinnung. Zur Zeit der Freiheitskriege erwuchs aus schwerer Not ein großer Ernst, bildete den Mittelpunkt einer erhabenen Gedankenwelt, der Goethes, Schillers und der Romantiker, die ethische Aufgabe, deren Erfüllung dem Menschen Würde und Hoheit verlieh, die geistige Charaktereinheit, durch die das Geistesleben der Zeit getragen wurde; im vollsten Gegensatz dazu mangelt heute die moralische Kraft und Tiefe: nicht die Weltzusammenhänge produzieren jetzt die sittlichen Ideen, sondern die Enge des materialistischen Menschenreiches, der Sozialismus verlangt die Sozialethik. Und während diese bei allen ihren Taten im ganzen doch die innere Weiterbildung und Stärkung der seelischen Persönlichkeit hemmt, ja sogar ausschließt, wächst die Fülle und Masse der Genüsse und Lockungen ins Ungeheure, so daß der von der nicht mitentwickelten Ethik im Stiche gelassene Mensch ihnen erliegt und verkommt. Der innere Mensch der Gegenwart ist weit hinter dem der Zeit vor hundert Jahren. „Die Höhe der Arbeitskultur entspricht heute nicht der der Innenkultur," sagte Eucken schon vor dem Kriege! Heute aber haben wir nicht einmal mehr eine Arbeitskultur. Um wieviel weniger eine Innenkultur. Äußere Geldjagd auf allen Feldern des Lebens, selten aber inneres Streben; wo sich dies meldet, ist es zersplittert, beschränkt und engegesichtig, mangelt ihm die erhebende, große Hauptrichtung, das alle Mannigfaltigkeit beherrschende, Unterordnung fordernde, jede Zerklüftung hintanhaltende ideale Ziel.

Wie Eucken es schon philosophisch durch seinen Neuidealismus in der Innerlichkeit festgestellt hatte, so fand er es auch in gleicher Weise bei der Betrachtung des deutschen Wesens nach dessen Offenbarung im Verlauf der Geschichte bestätigt: durch die ganze deutsche Entwicklung zieht sich das Streben, „die Seele von der Bindung an die Umgebung", an die Außenwelt zu befreien, sie durchaus selbständig zu machen und sie aus einem bloßen Teil der Welt in ein wesenhaftes Ganze einer eigenen Welt zu entwickeln. „Die Innerlichkeit erscheint hier nicht als nachbildend, sondern als schaffend, als ein ursprünglicher Quell des Lebens." Und wieder weist Eucken nach, wie diese Innerlichkeit dem Deutschen auf der Höhe des Schaffens in allen Gebieten, in Religion, Philosophie, Erziehung, schöner Literatur und Kunst nicht „die bloße Subjektivität des Individuums" ist, sondern „die Hervorbringung einer Innenwelt". Die deutsche Innerlichkeit sieht in, über und hinter der realen Erscheinungswelt stets noch eine höhere, tiefere und echtere, unsichtbare Wirklichkeit, in der der Mensch sich selbst innerlich am nächsten ist und seine Seele die Stärkung erfährt, die ihn als Tätigen befähigt, auch in der sichtbaren Welt am meisten zu wirken und zu erreichen. Durch eine vollkommene Rückkehr zu den Grundwerten des deutschen Wesens wird der Deutsche also aller Gefahren, die dem Geistesleben von wesensfremden Elementen drohen, Herr werden. Wahrhaftigkeit und Freiheit in der Innenwelt sind diese Grundwerte. Sie führen zur Aufrechterhaltung echter Religiosität und des wahren, die flache Verneinung abweisenden Lebensglaubens, zur höchsten Sittlichkeit. Ernst und groß ist dieses Gebot zur Rückkehr. Es geht jeden einzelnen an, nicht aber bloß des einzelnen, sondern der Gesamtheit wegen. Der Deutsche steht hier im Dienste einer gemeinsamen Sache. Darum müssen sich alle, die sich nach einer Innenkultur sehnen, die in ihrem Leben nach einem tieferen Sinn fragen und suchen, die den Aufbau einer unzerstörbaren Geisteswelt begehren und die im innigen Zusammenhang zwischen Natur und Geist — wie die Kunst, wie Goethe ihn erreicht hatte — zu leben wünschen, aus freiester Entschlußkraft, in selbständiger Tathandlung zu einer Gemeinde zusammenschließen, denn diese allein besitzt die volle und große Stoßkraft, die vonnöten ist, um an der Hauptbewegung deutschen Lebens und Geistes, der Ausbildung einer Innenwelt festzuhalten. „Eine Sammlung der Geister tut dringend not, eine Sammlung aber, welche keine Willkür enthält, sondern welche in unserer deutschen Art einen festen Halt und eine sichere Richtung findet."

Einst verhallte diese Forderung des Jenenser Philosophen nicht wirkungslos. Er selbst stieg — ein denkwürdiges Schauspiel — vom Katheder herab, verließ den Hörsal und trat in die Wirklichkeit des Tages, in die freie Luft des Lebens hinaus. Nachdem er in schwerster philosophischer Erkenntnisarbeit das Wesen der deutschen Art ergründet hatte, suchte er, ein fast Siebzigjähriger, praktische Wirkungen seiner Erkenntnis mit aller Energie und mit jugendlicher Unermüdlichkeit herbeizuführen. Auf Euckens Weltbahn gilt es sich wieder zu besinnen. Die Zeichen müssen sich wieder mehren, daß dieses Philosophen Werke eine Bewegung hervorrufen, die man als Renaissance deutscher Innerlichkeit bezeichnen kann, wenn nicht gar als eine Wiedererweckung deutschen Wesens überhaupt.

Als Freikorpsführer im Baltikum.

Von Hauptmann a. D. Cordt von Brandis.

VIII.



Die hereinbrechende Nacht fand uns in Alarmquartieren, wohlgeborgen hinter einer dichten Kette von Posten. Draußen jagte der Oktoberwind durch die sausenden Tannenkronen. Nur ganz undeutlich murrte das Geschützfeuer in der Ferne. Wie man genau hören konnte, hatte sich das Gefecht wesentlich feindwärts verschoben.

In unserm „Quartier", dem Klapperkrug, dauerte das Gefecht die ganze Nacht über an: „Verfluchte Lause! Erbarmung die Läuse! Hol' der Deubel die Flohkiste!" stöhnte es durcheinander.

Üxküll, an einem Bogen der breiten Düna gelegen, muß schon in früheren Zeiten einen Knotenpunkt für den Verkehr gebildet haben. Daran mögen die Gestaltung des Ufers, die Lage der Sümpfe und vor allem die Furten im Fluß schuld gewesen sein. Jedenfalls war es der erste feste Handelshof der Hansa hier im Osten und spielte als solcher eine große Rolle. Solche Plätze verlieren ihre Bedeutung nie, ebenso wenig wie die Ordensburg in Bauske oder die Ordensstadt Thorn, sie liegen ein für allemal an taktisch und strategisch wichtigen Punkten.

Der alte Panje hatte ganz recht, wenn er riet, dort überzugehen. Dies lag zwar nicht in unserer Absicht, aber auch so kam uns der Platz sehr für unsere Zwecke gelegen. Wir hatten den Befehl, hier einen Übergang der Letten zu verhindern und den Verkehr jenseits des Flusses zu stören.

Beides gelang uns sehr gut, besonders letzteres, da die große Straße Riga—Friedrichstadt und die Bahn ganz nahe an den Fluß herantreten. Wir schossen denn auch feindliche Kolonnen auseinander und trieben mehrere Züge in ihre

alte Richtung zurück. Wir beschnitten damit dem Gegner etwas die freie Benutzung dieser für ihn so wichtigen, für uns so nachteiligen Rochadelinien und machten ihn für seinen Waffenplatz und Regierungssitz Riga zittern. Denn uns traute man immer das Schlechteste zu. In der ganzen Gegend kam überhaupt niemand auf einen anderen Gedanken, als daß wir angreifen würden. „Angreifen, immer angreifen, die Germanski sind ganz verfluchte Hunde", das war so etwa die Meinung der Eingesessenen.

Nach Üxküll zu gelangen waren wir durch unsere Stellungen aus dem großen Kriege marschiert. Staunend sahen wir die gewaltige Arbeit, die noch heute in den Anlagen erkennbar ist, diesen Zeugen aus vergangener Größe unseres deutschen Vaterlandes. So recht merkte man, was wir verloren haben, und wir k men uns schmählich vor den schiefstehenden Grabkreuzen der Helden gegenüber, die in Erfüllung ihrer Pflicht den Tod für Deutschlands Größe zu finden glaubten. Konnten wir 1918 nicht doch noch standhalten, für wenige Wochen noch?

In den großen Unterständen der vorderen Linie hatten die Bauern sich eingerichtet. Enten-, Gänse-, Hühner- und Schweineställe waren aus den Unterständen geworden, zwischen Drahtverhauen grünte die Wintersaat.

„Hier wohnt es sich tadellos!" meinte ein Siedler.

„Wir verdienen viel Geld für Holz, Telephondraht, Eisenteile, Messing und Feldbahnschienen. Das ist besser hier als im Bergwerk. Wir arbeiten im Feld nur so viel, wie wir zum Essen brauchen!"

Wieder ein Grund mehr, um das Feld zu behaupten. Allein aus dem Erlös für die an der Front liegenden Feldbahnen, die ich gesehen habe, konnte man nach heutigen Preisen die deutsche Legion für mehrere Monate besolden. Sollten diese Millionenwerte ohne weiteres verloren bleiben? Hat Deutschland soviel Geld zu verlieren?

Inzwischen hatte sich der Kampf bei Kekkau zu unserem Gunsten entschieden. Zwar war der feindliche Widerstand zäher gewesen, als man gehofft hatte. Aber im Moment des Stockens hatte sich der Hauptmann Wagener persönlich an die Spitze der Badener gestellt und hatte mit dieser tapferen Truppe den Feind aus den stark befestigten Gruben geworfen. Leider, zum Unglück der Legion, wurde Wagener selbst, unser kleiner Napoleon, 1 : 100 000, bei dieser Gelegenheit durch das Bein geschossen. Weit davon entfernt, sich zu schonen, stieg er mit der Wunde zu Pferde und verschlimmerte die Sache dadurch so sehr, daß er noch heute daniederliegt.

Am 10. Oktober früh stürmte der Rittmeister Krause d'Avis mit Truppen der Legion die Thorensberger Brücken und schnitt damit den Letten ihren Rückzug nach Riga ab. Damit war unsere Aufgabe erfüllt. Die Eiserne Division mußte nun programmäßig den eingekesselten Fuchs abwürgen.

Mir scheint, das Klima steht im Kriege stets auf seiten der Landeseinwohner, so war es in Frankreich, in Serbien, in Italien und auch hier. Immer wurden große Erfolge durch seine Launen vereitelt. Mit wechselndem Mond setzte ganz plötzlich starker Frost ein und machte in einer Nacht die Sümpfe überschreitbar. Infolgedessen zogen sich die Letten aus der Klemme und flüchteten in die Festung Dünamünde, wo sie sich im Schutze englischer Schiffsgeschütze lagerten. Englische Flieger, weiß rot bemalt, kreuzten in lettischem Interesse über uns.

Den Letten wurden jetzt Vorschläge zu einer Einigung gemacht. Aber anstatt darauf einzugehen, zogen sie, von England beraten, Truppen aus der Bolschewistenfront heraus und ließen sie bei Friedrichstadt aufmarschieren.

Dem zu begegnen, mußten wir erhebliche Truppen in Eilmärschen dorthin entsenden.

Die Führung der „Heeresgruppe", welche sich als endloser Heerwurm von 12 Uhr ab durch die Waldungen nach Südosten wand, übernahm als Rangältester der Korvettenkapitän Stever, Führer des Freikorps Stever, ein richtiger Seebär, der kreuzte, peilte, das Besteck nahm und oft fragte, was anlag. Er ging am dritten Tage am Rande der großen Wälder vor Anker, die von Friedrichstadt auf 20 bis 30 Kilometer westwärts einen Gürtel längs der Düna bilden.

Die Hunnennachrichten waren etwas übertrieben gewesen, und wir standen hier recht ungestört; allerdings nur für wenige Tage. Bei einem Versuch, die Brücke von Friedrichstadt zu zerstören, fiel der Rittmeister v. Jena vor der Front seiner Leute, ein schwerer Verlust für die Legion.

Somit war der Lettenkrieg zum Stillstand gekommen, siegreich für uns, denn alles Land in dem Dünabogen war in unserer Hand. Wir näherten uns dem Zeitpunkt, wo infolge des strömenden Regens alle Wege grundlos werden mußten und damit die Kriegsführung auf einen toten Punkt gelangte. Dann konnten wir in Standquartieren um Bauske und Mitau uns der Ausbildung und Festigung des Kriegswerkzeuges mit aller Kraft widmen.

Seit dem 6. Oktober, also in 10 Tagen, hatte meine Truppe über 280 Kilometer zurückgelegt und drei Gefechte bestanden. Es ist wohl nicht verwunderlich, wenn im Drange und Getöse solcher Herbstmanöver die Appells unserer Regierung, welche anfing, uns als Deserteure zu beschimpfen, ziemlich ungehört verhallten, verweht, wie der Schrei des Waldkauzes in den Kronen der kurischen Tannenforsten vom jagenden Herbststurm verweht wurde.

Wohl aber drangen andere Laute an unser Ohr, für die wir feinhöriger waren, und das war Waffenlärm hinter uns, weit hinter unserem Rücken in Litauen. Nach wie vor stand dort unangefochten die Brigade Schaulen. Vor ihren Linien sammelten die Litauer ihre Armee, und es war vorauszusehen, daß ein schöner Morgen die bewaffneten Haufen der Nachkommen des alten Kynstudt vor den bislang so friedlichen Feldwachen der Brigade Schaulen zeigen würde. Dann würde der Schlachtruf gellen und das M.-G. knattern; was aber geschehen konnte, wenn der weit stärkere Feind unsere Landsleute gegen die preußische Grenze zurückdrängte und die Bahn, unsere Lebensader, in die Hand bekam, das war eine Frage, die für uns von begreiflichem Interesse sein mußte. Wer seinen Kopf in der Schlinge stecken hat, der beobachtet wohl mit gespannter Aufmerksamkeit den, der sich an dem Schemel zu schaffen macht, auf dem er steht. So ging es uns hier oben in unseren Sumpfwäldern.

Ich dachte ja: „Ach was, laßt die Litauer machen, was sie wollen. Hierher kommen sie doch nicht, und schneiden sie uns wirklich gänzlich ab, so wird die Truppe in Ostpreußen doch nicht ruhig zusehen, wie hier 20 000 Landsleute gehängt werden." Aber andererseits mußte man auch den Leuten recht geben, die da meinten: „Wir haben das Unternehmen auf eigene Faust angefangen und müssen es auch aus eigener Kraft durchführen!"

Also auf nach Litauen!

Das Freikorps rückte in großen Märschen nach Bauske, um dort in die Kleinbahn verladen zu werden. In Bauske hatten wir noch einen guten Tag.

Unsere Etappe war nicht müßig gewesen, hatte u. a. ein Soldatenheim mit Kino in Gang gebracht, welch ersterem meine Schwester, von Schwester Anni und Bausker Damen unterstützt, mit großer Sachkenntnis und Energie vorstand.

An bedrohte Punkte kommt man immer recht schnell. So rasselten auch wir bereits am 21. Oktober früh in den Bahnhof der Judenstadt Radziwilischki hinein. —

„Variatio delectat!" Es war mal was anderes. Und unsere Söldner marschierten singend vom Bahnhof feindwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Fast genau hundert Jahre ist es her, seit die finanziellen Bedingungen eines Vertrages, der gleichfalls einen Weltbrand beendete, von dem Besiegten erfüllt wurden. Es ist nicht anzunehmen, daß man sich in Frankreich dieses Friedens erinnern wird; denn der einzige Friedensschluß, dessen es sich zu erinnern liebt und den es auch weiter im Gedächtnis bewahrt, trägt den Namen von Versailles. Der Weltbrand, den die französische Revolution entfacht hat und den ihre Heere über ganz Europa trugen, darf wohl das Recht auf Ähnlichkeit mit dem jüngst beendeten Krieg beanspruchen; und der im Jahre 1815 geschlossene Friede und die Art seiner Erfüllung legen einen Vergleich mit dem Versailler Dokument nahe. Frankreich, das in den Napoleonischen Kriegen schließlich unterlag, hätte sich, wenn die Sieger allein nach „Gerechtigkeit" vorgegangen wären, eine unermeßliche Schadenersatz-Rechnung, von einer Wiedergutmachung ganz zu schweigen, gefallen lassen müssen. Denn abgesehen davon, daß es wirklich der Anstifter des ungeheuren Brandes gewesen war, hatte es die meisten Länder Europas nicht nur mittelbar, sondern direkt, dadurch, daß es sie zum Kriegsschauplatz machte, in Mitleidenschaft gezogen. Was will gegen ein Schlachtfeld, das sich über ganz Mitteleuropa, über Rußland, über Spanien, Italien, den Balkan, Ägypten erstreckte, jenes zerstörte Gebiet an unseren früheren West- und Ostfronten bedeuten? Was gegen die aus all diesen betroffenen Ländern erpreßten Kontributionen und Requisitionen das, was deutsche Truppen aus dem von ihnen berührten Kriegsgebiet zogen? Und als Gesamtsumme für diese französische Schuld wurden 1815 in Paris 700 Millionen Frank festgelegt, wohl gemerkt: ein für allemal bestimmt! Aber fast noch seltsamer berührt es heutzutage, wenn man von der Art und Weise hört, in der sich die Verhandlungen der Kommissionen abwickelten, die sich in Paris zur Überwachung der Ausführung des Vertrages befanden. Man entsinnt sich dabei, daß es früher eine internationale Höflichkeit gab, die den Siegern ebenso geläufig wie den unterlegenen Franzosen war.

Zum Beweise dessen geben wir hier einige Schriftstücke in der Übersetzung wieder, die von französischen Diplomaten teils an den preußischen Geheimen Rechnungsrat Paris, teils an die Spezialkommissare der vier verbündeten Mächte gerichtet sind. Wenn man bei diesen Schreiben auch ein gut Teil konventioneller diplomatischer Höflichkeit in Rechnung stellt — eins bleibt unzweifelhaft: daß die Franzosen das Gefühl gehabt haben, anständig behandelt worden zu sein; und der Geist vornehmer Kollegialität hat nicht nur im dienstlichen, sondern auch im Privatverkehr zwischen beiden Parteien geherrscht. Man denke dagegen an die Behandlung der deutschen Delegierten in Versailles und jetzt in Spa! Daß den um die Reibungslosigkeit der Abwicklung besonders Verdienten auch Ehrungen durch die gegnerischen Regierungen in den mannigfaltigsten Formen zuteil wurden, mag nur nebenbei erwähnt werden.

Auf der folgenden Seite bringen wir außerdem noch das Faksimile eines Tableaus zum Abdruck, das den schon oben genannten Geh. Rechnungsrat Paris zum Verfasser hat, und das in klarer und übersichtlicher Weise die Gesamtabrechnung über die Zahlung der 700 Millionen darlegt; gleichfalls ein Dokument, das manchen Ententepolitiker recht nachdenklich stimmen wird.

1

Der französische Minister Baron Pasquier an den Geh. Rechnungsrat Paris.

Geehrter Herr!

Der König, dem ich Bericht erstattet habe über Ihre Mühewaltung bei der Ausübung der Ihnen von Ihrer Regierung übertragenen Funktionen, den Artikel 4 des Vertrages vom 20. Dezember 1815 zur Ausführung zu bringen und über die vollendet korrekte Art, wie Sie seine Interessen mit denen Ihrer Regierung zu vereinigen gewußt haben, hat mich beauftragt, Ihnen als Zeichen Seiner Zufriedenheit einen reich mit Diamanten geschmückten Ring zu übermitteln.

Ich habe die Ehre, geehrter Herr, Ihnen denselben beifolgend zu übersenden und schätze mich gleichzeitig glücklich, mich Ihnen gegenüber des Auftrages Seiner Majestät entledigt zu haben.

Ich habe die Ehre, geehrter Herr, mit ausgezeichneter Hochachtung zu verbleiben, Ihr ergebener und gehorsamer Diener

gez. Pasquier.

Paris, 13. Dezember 1821.

Herrn Paris.

2

Die beiden französischen Kommissare an die Spezialkommissare der Alliierten.

Paris, 30. Dezember 1821.

Meine Herren!

Ich habe Ihre Note erhalten, die ich die Ehre hatte von Ihnen vorgestern in Empfang zu nehmen und welcher die Dose beigefügt war, die Ihre Höfe mir durch Sie als Zeichen Ihrer Zufriedenheit anzubieten geruhten.

Es drängt mich danach, Ihnen auszusprechen, wie sehr empfänglich ich für die Güte Ihrer Herrscher und für die ehrenvolle und schmeichelhafte Weise, in der Sie die Freundlichkeit hatten, über die Art der Beziehungen die zwischen uns bestehen, sich auszudrücken.

Meine Kollegen und ich folgen nur den Absichten des Königs und erfüllen unsere Pflicht, indem wir in unsere Berichte mit Ihnen die Offenheit und Biederkeit tragen, die in unserem Charakter liegen. Ich fühle indessen das Bedürfnis, Ihnen zu sagen, daß bei der schwierigen Lage, in der sich Frankreich befand, und den Opfern, die ihm auferlegt wurden, diese Pflicht bisweilen sehr schwer war. Ich fand immer, meine Herren, einen Trost bei der Bitternis meiner Stellung in Ihrer Gradheit und Rücksicht, die Sie mir unaufhörlich bewiesen haben. Ich werde mich immer glücklich schätzen, die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu besitzen, und im Augenblick, wo unsere offiziellen Beziehungen mit Ihnen aufhören, empfinde ich eine kleine Befriedigung bei dem Gedanken, daß, falls ich nicht mehr den Vorzug haben sollte, Sie zu sehen, ich wenigstens in Ihrer Erinnerung und in Ihrer Achtung ein Plätzchen einnehmen werde.

Gestatten Sie mir, meine Herren, Sie zu bitten, Ihren geschätzten Höfen den Ausdruck meiner tiefsten Dankbarkeit übermitteln zu wollen. Ich ergreife diese Gelegenheit, Sie aufs Neue meiner größten Hochachtung zu versichern, womit ich die Ehre habe, meine Herren, zu verbleiben als Ihr sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener.

gez. Baron Hély d'Oissel.

Den Herren Spezialkommissaren der Höfe von Österreich, England, Preußen und Rußland.

*

Ich habe den Brief erhalten, den die Herren Kommissare von Österreich pp. mir die Ehre erwiesen zu schreiben, ebenso die Dose, die sie im Auftrag Ihrer Höfe mir übermittelten.

Ich verdanke zweifelsohne dieses kostbare Zeichen der Dankbarkeit Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten den Berichten, die die Herren Kommissare über die Beziehungen erstattet haben, die zwischen Ihnen und der von Frankreich für die Durchführung der Verträge von 1815 bestimmten Kommission bestanden.

Diese ihrerseits haben keineswegs verfehlt ihre Regierung von der Art und Weise zu unterrichten, wie die Herren Spezial-Kommissare ihre Mission erfüllt haben, die Schwierigkeiten zu glätten und, wenn irgendmöglich, einen Ausgleich zu finden zwischen den Interessen, die sie zu verteidigen beauftragt waren, und denen der französischen Regierung.

gez. Mounier.

Paris, 25. Oktober 1821.

An die Herren Spezialkommissare von Österreich, England, Preußen und Rußland.

RÉSUMÉ DU COMPTE GÉNÉRAL

de l'indemnité pécuniaire de 700 millions, que la France s'est engagée à payer aux Puissances alliées, en vertu de l'article 4 du traité du 20 novembre 1815, ainsi que des intérêts pour la prolongation des termes convenus.

	fr	c	fr	c
CHAPITRE PREMIER.				
Indemnité pécuniaire.				
La somme totale de l'indemnité pécuniaire que la France s'est engagée à payer aux Puissances alliées, en cinq années, à partir du 1er décembre 1815 jusqu'au 30 novembre 1820, jour par jour, en portions égales, a été fixée à	700,000,000	00		
Le mode, les termes et la garantie du paiement de cette somme sont réglés dans la convention particulière du 20 novembre 1815, en vertu de l'article 4 du traité principal, et la répartition en a été faite d'après les principes relatés au protocole du 6 novembre 1815.				
La France a payé, dans les trois premières années, du 1er décembre 1815 au 30 novembre 1818	420,000,000	00	420,000,000	00
Pour faciliter à la France le paiement de l'indemnité pécuniaire de la deuxième année, les termes ont été changés et arrêtés de la manière suivante,				
SAVOIR				
1° Une partie des bons, échéant en janvier et février 1817, ont été échangés contre d'autres bons, payables du 1er mars au 31 août 1817, d'après l'arrangement contenu au protocole du 7 décembre 1816, signé par le DUC DE RICHELIEU et le COMTE DE CORVETTO de la part de la France, et les Ambassadeurs et Ministres des quatre Cours alliées.				
Le montant de ces bons échangés était de 16,016,000 francs.				
2° Les bons au porteur, payables du 1er avril jusqu'au 31 mai 1817, ont été réalisés, jour par jour, par les administrateurs de la Caisse générale, et le montant en a été réparti, entre les Puissances alliées, de huit en huit jours. Par cet arrangement, relaté au protocole du 10 février 1817, article 2, on a voulu éviter que les bons ne soient mis en circulation. Comme aucun retard dans le paiement convenu n'a eu lieu de la part du Gouvernement français, il n'en est résulté le paiement d'aucuns intérêts.				
3° Les bons payables du 1er juin jusqu'au 30 novembre 1817, sont restés entre les mains de la Commission des Cours alliées et, au lieu de les réaliser jour par jour, le montant en a été payé par le Trésor royal en trois termes,				
SAVOIR				
Le 20 octobre 1817 ..... 23,333,666 francs 67 centimes.				
Le 10 novembre 1817 ..... 23,333,333 » 33 »				
Le 30 novembre 1817 ..... 23,333,333 » 33 »				
La France a payé pour ce retard un intérêt de 5 p. %, dont le montant, qui s'élève à 677,616 francs 85 centimes, se trouve au chapitre II, en conformité du même protocole du 10 février 1817, article 3.				
Il restait à payer, dans les deux années suivantes, du 1er décembre 1818 au 30 novembre 1820	280,000,000	00		
A déduire les 15 millions passés en décompte, en conformité de la convention conclue à Aix-la-Chapelle, le 9 octobre 1818,				
SAVOIR				
1° Les intérêts accordés pour l'anticipation des termes du paiement de la somme restante de 280 millions, lequel paiement devait se faire en neuf mois, à partir du 6 janvier jusqu'au 6 septembre 1819 ..... 8,000,000 francs.				
2° Les intérêts pour avances faites dans le paiement de la solde de l'armée d'occupation ..... 4,000,000 »				
3° Dédommagement de la solde payée à cette armée pendant le mois de novembre 1818 ..... 3,000,000 »				
TOTAL	15,000,000	00		
Déduction faite, il restait à payer en neuf mois	265,000,000	00		
Le paiement de cette somme restante a été définitivement réglé par les conventions des 11 novembre 1818 et 2 février 1819, et a été effectué de la manière suivante,				
SAVOIR				
1° La somme de 165 millions, payables par les maisons HOPE et BARING frères et Compe, en dix-huit mois, du 6 janvier 1819 au 6 juin 1820, avec un intérêt de 5 p. %, qui se trouve au chapitre II	165,000,000	00		
Sur cette somme il convient déduire l'escompte pour l'anticipation des termes, y compris 1,197,114 francs pour la Prusse	2,759,128	07		
PAIEMENT EFFECTIF			162,240,871	93
2° La somme de 100 millions en bons au porteur, payables du 1er juin 1820 au 28 février 1821, jour par jour, en portions égales, portant un intérêt de 5 p. %, qui se trouve au chapitre II	100,000,000	00		
Sur laquelle il convient déduire pour escompte des bons négociés du 1er décembre 1820 au 28 février 1821	94,003	85		
NET PAYÉ			99,905,996	15
TOTAL du Chapitre Ier, *Indemnité pécuniaire*			682,146,868	08
CHAPITRE II.				
Intérêts pour la Prolongation des termes du Paiement.				
1° Pour la prolongation des termes journaliers, du 1er juin au 30 novembre 1817, suivant l'arrangement convenu entre la France et les Cours alliées, du 10 février même année			677,616	85
2° Les intérêts des 165 millions, payés par les maisons HOPE et BARING frères et Compe	3,093,750	00		
A déduire l'escompte pour l'anticipation du paiement desdits intérêts	30,236	20		
NET PAYÉ			3,063,513	80
3° La jouissance, du 22 septembre 1818 jusqu'au 31 mai 1820, des 6,615,944 francs en rentes déposées pour la garantie des 100 millions restant à acquitter, en vertu de la convention du 2 février 1819			11,191,971	93
4° Les intérêts, à raison de 5 p. %, des derniers 100 millions payés du 1er juin 1820 jusqu'au 28 février 1821, jour par jour, en portions égales, en vertu de la même convention du 2 février 1819			1,875,000	00
TOTAL du Chapitre II, *Intérêts*			16,807,902	58
Le Montant du Chapitre Ier, *Indemnité pécuniaire*, est de			682,146,868	08
SOMME TOTALE payée aux Puissances alliées, d'après le Tableau général de l'autre part			698,954,770	66

FAIT à Paris, le 28 février 1821.

Unter der Lupe

Der Bolschewismus als Lehrer.

Was die Sowjet-Regierung mit Polen vorhat, ist längst bekannt: es soll — kurz gesagt — bolschewistiert werden. Ein bolschewistisches Blatt hat u. a. verraten, daß als zweckdienliches Mittel hierbei eine fünfjährige Belagerung Polens mit bolschewistischen Truppen in Aussicht genommen ist. Das ist eine kleine Zeitspanne, verglichen mit der fünfzehnjährigen Besetzung deutschen Gebietes. Die Polen scheinen danach für die alleinseligmachenden Lehren ihrer Besieger empfänglicher zu sein als die querköpfigen Deutschen für die Segnungen der französischen Niggerkultur, und die Franzosen zeigen sich in diesem Punkte der Völkerpädagogik den Russen beträchtlich unterlegen. Der Senegalese eignet sich nicht zum Lehrmeister; schon jetzt hat er bis in die fernsten Zeiten, Stein und Erz überdauernd, ein Denkmal französischer Kulturschande gen Himmel getürmt und der Verfranzosung des Rhein- und Saargebiets jede Aussicht genommen. Nun soll nicht abgestritten werden, daß der russische Bolschewist sich weniger negerhaft aufgeführt hat. Indessen doch nur, vorläufig wenigstens, gegen seine eigenen Landsleute, die er einer Kur nach Art der „Opala" Iwans des Schrecklichen unterzogen hatte. Diese gründliche „Durchforstung", der das Bürgertum und der Adel, Bildung und Besitz unterzogen wurden, sind zwar hinterher von dem bolschewistischen Offiziosentum eifrig bestritten worden, und wenn sich deutsche Bewunderer des Bolschewismus auf diese Ableugnungen berufen, mit dem Hinzufügen, daß diese russischerseits keinerlei Widerlegung erfahren hatten, so beachten sie einen kleinen Nebenumstand nicht: es ist eben niemand mehr da, der widersprechen könnte. So erklärt sich das Schweigen ganz ungezwungen.

Nimmt nun etwa jemand an, den Aposteln des Leninschen Evangeliums sei die Lust an seiner Weiterverbreitung vergangen, so befindet er sich im Nebel des Irrwahns. Sendboten mit mehr oder weniger falschen Rubelscheinen und anderen Überredungsmitteln tauchen in den verschiedensten Ländern auf, warum sollten sie nun in dem besetzten polnischen Gebiet sich Schweigen auferlegen! Im Gegenteil, wir haben zu erwarten, daß sie die Frist von fünf Jahren eifrigst dazu verwenden werden, ganz Polen zu einer einzigen Bolschewistenschule einzurichten. Die Waffen ruhen, des Krieges Stürme schweigen, was soll der Soldat während der Pause beginnen! Schon Friedrich der Große erkannte, welch vorzügliches Lehrermaterial in seinen altgedienten Unteroffizieren steckte, und machte sie zu Dorfschulmeistern. Wenn es auch mit dem Unterricht in Lesen, Schreiben und Rechnen zuweilen haperte, Manneszucht verstanden die Bakelschwinger der Jugend beizubringen. Der Streit, ob es richtig sei, die Schule nur als Lernschule zu betrachten, beschäftigte damals noch die Geister, und es genügte für die Schüler, wenn sie als obersten Grundsatz der Fritzischen Staatsidee die Notwendigkeit, zu arbeiten, Steuern zu zahlen und Order zu parieren, in sich aufnahmen. Braucht ein angehender Bolschewist mehr? Gewiß nicht! In ein Panje-Gehirn darf nicht mehr Lernstoff hineingestopft werden, als unumgänglich nötig ist, und so werden sich denn die bolschewistischen Lehrherren mit dem Unterricht in den Grundbegriffen begnügen und gelegentlich praktische Beispiele einflechten, um das, was sie vortragen, zu erläutern. Weit herholen, was zur Erläuterung nottut, wäre vom Übel. Der Stoff liegt, sozusagen, auf der Straße, z. B. der faule, vom Robot der Bauern sich ernährende, betrunkene Schlachtzize, der mit ihm um die Wette faulenzende Warschauer Beamte, der bestechliche Gemeindevorsteher, der es mit jedem, vom russischen Tschin verruchten Angedenkens an, in Unterschlagung und Vergewaltigung aufnehmen kann. Ist der Bolschewist literarisch angehaucht, so kann er die Unterrichtstunden mit Vorlesungen von Novellen und Romanen polnischer Schriftsteller würzen, die klassische Schilderungen dieser Verhältnisse enthalten. Sind ältere Werke nicht zur Hand, so genügt ein Roman der Zapolska über die galizische Wirtschaft. Verfährt die russische Besatzung fünf Jahre lang so, dann läßt sich Panje nicht mehr an den alten Wagen anschirren; er neigte längst, wenn auch nur dumpf, zum Widerstand gegen die Herrenkaste, und wird ihr, wenn sie vom Bolschewismus im Verwaltungswege, was Lenin nämlich darunter versteht, aufgesaugt wird, keine Träne nachweinen, wohl aber seinen Herren Lehrern. Panje sei unbesorgt! Wo die einmal Fuß gefaßt haben, bleiben sie; das liegt im Wesen ihres Unterrichts, der sich Weltziele gesteckt hat. Das Russentum war von jeher von einem unersättlichen Eroberungsdrang besessen und ähnelte darin dem ihm so sprachverwandten Polentum, nur daß dieses die schönere, d. h. schwächere Hälfte des nordischen Slawismus darstellte. Iwan hat mit den Jahren ihr den Pantoffel und damit den östlichen Länderbesitz Stück um Stück entwunden. Seinem Ausdehnungsbedürfnis hat vorläufig der Japs einen Riegel in Asien vorgeschoben, folglich entlädt der Drang sich nach Westen und betitelt sich Weltrevolution. Wir sind geneigt, sie als fixe Idee anzusehen, aber ob unsere Nachfahren nicht einmal uns der Verblendung zeihen werden, wenn das kleine Europa, diese Halbinsel der Völkermutter Asien, bei fortgesetzt sinkender Einwohnerzahl nicht doch von den mit scheinbar unbegrenzter Fruchtbarkeit ausgestatteten Horden unterjocht sein wird! Einstweilen scheint Polen die erste Etappe dieser Entwicklung zu sein, und sollte der Bolschewismus sich dort festsetzen und ausbreiten, wie es offenbar in seiner Absicht liegt, dann werden spätere Geschichtsforscher nicht mit Unrecht den Frieden von Versailles als den ersten Nagel zum Sarge des alten Europas bezeichnen.

*

Das Verbrechen des Eigentums.

Zwischen Kommunisten, Unabhängigen und Mehrheitssozialisten klaffen Abgründe — wenn man den Predigern der einzelnen Heilslehren glauben will. Daß jedoch auch über diese Abgründe an vielen Stellen mancherlei Brücken führen, wird schwerlich zu bestreiten sein. Der „Vorwärts" wendet sich gegen einen Grundbesitzer, der Leute von der Nachlese vertrieben hat, und schreibt: „Leider besteht der Privatbesitz an Grund und Boden immer noch, der jedem Eigentümer das Verfügungsrecht über seinen Besitz einräumt." Ja, wie denkt sich der gute „Vorwärts" das eigentlich, wenn es überhaupt kein Eigentumsrecht mehr gibt? Soll dann nicht der Staat dieses Recht über den gesamten Grund und Boden ausüben? Ist der Staat denn ein milderer Herr? Es sieht doch beinahe so aus, als ob der Bolschewismus mit seiner Lehre von der Aufteilung des Bodens einen Schritt ins Praktische weiter — das heißt einen Schritt zurück gekommen ist: in Rußland haben Grund und Boden wieder ihren Besitzer. Wirklich betrübend, daß der „Vorwärts" noch so tief im theoretischen Kommunismus steckt; in Rußland sind die Genossen viel, viel weiter. Die sind beinahe schon im Feudalismus angelangt.

Das Werk von Spa.



Wehrlos vor dem Bolschewismus.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. • Verantwortlich für die Redaktion: Dr E. Mühling, Berlin-Friedenau.

Preis 1.— Mark



Nummer 30 | 14. August 1920 | 2. Jahrgang

Die Weichsel-Schmach.

„Gegen Abstimmungsergebnis und Friedensvertrag ist den Polen vom Obersten Rat in Paris ein Brückenkopf auf dem rechten Weichselufer zugesprochen worden.“

(Nach der Mitteilung des Außenministers Dr. Simons in der Reichstagssitzung vom [illegible] Juli.)

Der Parisapfel.

Von Paul Roland.



Was ist „eine Forderung des europäischen Bewußtseins"? Die „Neue Freie Presse" in Wien weiß es: „Warschau muß gerettet werden." Nun ist es zwar gänzlich ausgeschlossen, daß Österreich sich an der Rettung hätte in irgendwelcher Form beteiligen können, aber allen für den Anschluß an das von Polen drangsalierte Deutschland Begeisterten wird dieser Hilferuf sonderbar in die Ohren klingen, zumal da der vormalige Donaustaat von seinen galizischen Polen so viel Liebes und Gutes erfahren hat, daß er es bis an sein selig Ende spürte. Die polnische, von der Entente unter Dach und Fach gebrachte Republik, abgestempelt in St. Germain, band tollhäuslerisch mit Rußland an, und jetzt soll das europäische Bewußtsein, zu deutsch ganz Europa, selbstverständlich im Namen der Kultur, nicht dem Tollhäusler, sondern dem von ihm Überfallenen die Zwangsjacke anlegen! Eine kühne Zumutung. Selbst wenn der Bolschewismus und die in ihm verkörperte Gefahr für die westliche Zivilisation nicht unterschätzt werden dürfen, haben sich kühle Köpfe zu überlegen, ob sie die Hände hilfsbereit in den sarmatischen Hexenkessel stecken wollen. Und sie sind sehr kühl, diese Rechner an der Themse und an der Seine. Zu ungelegenerer Zeit konnte das polnisch-ukrainische Abenteuer nicht in die Brüche gehen. Gerade jetzt, nach Spa. Der dort zwischen England und Frankreich aufgeklaffte Riß wird durch die polnische Niederlage und ihre Folgen erweitert, und er läßt sich auch durch die schönsten Ministerreden und Preßelaborate nicht verkleistern. Polen ist die mindere Sorge geworden; sein Zusammenbruch lockert die englisch-französische Freundschaft und erschwert vor allem den Herren am Quai d'Orsay ihr Retterhandwerk.

Es ist in der Tat ein Schauspiel von ungemeinem Reiz, zu sehen, wie die Pariser Presse sich dreht und windet: erst schienen die von der Entente entsandten Generalstabsoffiziere nur der Vortrupp eines Unterstützungsheeres zu sein, dann wurde von diesem viel geredet, bis der Gedanke auftauchte — der englische Kriegsminister Churchill gab ihn in den Evening News zum besten — man solle den Schutz des Westens Deutschland anvertrauen, und der Pariser Matin formte ihn zu einer Unterstützung Polens durch seine Nachbarstaaten um. Schließlich waren alle französischen Zeitungen darin einig, daß von einer Hilfeleistung durch Truppen nicht die Rede sein dürfe; höchstens Ungarn wurde mit dieser Aufgabe beglückt, und damit war man so ziemlich deutlich auf dem sicheren und billigen Standpunkt des moralischen Beistandes angelangt, während dem weißen Adler die Schwingen von den Russen gründlich gestutzt wurden

Die Ratlosigkeit in Paris muß groß sein: Die Entwaffnung des ohnehin wehrlosen Deutschlands mit den schärfsten Mitteln betreiben und ihm in demselben Atemzuge die Schutzerrolle für den polnischen, ebenso tückischen wie brutalen Qualgeist ansinnen, ist ein Verlegenheitsprodukt sondergleichen. Immerhin, die Suspendierung der Logik nähme diese Diplomatie gern mit in den Kauf, falls dabei eine folgenschwere Verfeindung zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjet-Regierung einträte.

Während Polen von Mißerfolg zu Mißerfolg auf den Schlachtfeldern taumelte, die Besorgnis seiner französischen Paten über sein Endschicksal wuchs, mußten sie es geduldig hinnehmen, wie die englischen Politiker gemütsruhig mit Noten und mündlichen Verhandlungen auf ihr Ziel, die Anbahnung von Handelsbeziehungen mit Sowjet-Rußland, lossteuerten. Dies wechselvolle Spiel mit Nasenstübern und Händeschütteln, Drohungen mit Waffengewalt englischer- und verständnisvollem Hohngrinsen russischerseits ging seinen Gang, als wenn der Verbündete an der Seine überhaupt nicht auf der Welt wäre. Mochte er sich immerhin mit seinem Schützling beschäftigen, damit erhielt er nicht für eine Kopeke Rohstoff aus dem komischerweise mit Hungerblockade durch England bedrohten Rußland, damit wurde er nicht von den Beklemmungen befreit, die ihm Spa bereiten. Ein Vergleich der Aufnahme, die das Abkommen von Spa in dem französischen Parlament und in Westminster gefunden hat, verdeutlicht die Gründe des Krebsganges, den Frankreich in der polnischen Frage angetreten hat: In England eitel Wohlgefallen und Zufriedenheit, in der Kammer und im Senat zu Paris Mißstimmung. Wenn auch beide gesetzgebenden Körperschaften sich zu einer Ratifizierung des Abkommens verstanden, soviel ist klar: sie handelten in einer Zwangslage, und Millerand hatte alle Hände voll zu tun, den sauren Brocken schmackhaft zu machen. Die Franzosen fühlen sich von England benachteiligt, doch stellten die Abgeordneten die gegen dessen Politik in der Kommission geäußerten Bedenken zurück, wennschon sie es nicht an deutlicher Kritik des bundesgenössischen Verhaltens fehlen ließen. Die Interessengemeinschaft der Verbündeten steht also auf wackligen Füßen und könnte einen weiteren Stoß erhalten, sobald die Regelung der Ostfragen insofern zum Zankapfel wird, als Deutschland Anspruch erheben dürfte, dabei gehört zu werden, ein begreifliches Verlangen, dem sich voraussichtlich Frankreich widersetzen wird.

Einstweilen ist das Konferenzzimmer noch nicht hergerichtet, nur soviel ist sicher, daß Rußland Wert auf die Hinzuziehung Deutschlands legt und legen muß, weil die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern eine polnische Verkehrskontrolle auf die Dauer nicht vertragen. Es fragt sich, ob die Sowjetregierung in diesem Punkte nachgibt: sie tritt als Sieger an den Konferenztisch und hat keine Diktate entgegenzunehmen. Setzt sie ihren Willen durch, so bedeutet dies eine Abbröcklung vom Versailler Frieden und zugleich eine französisch-polnische Niederlage, mittelbar einen Erfolg Deutschlands, der freilich nur mit englischer Zustimmung zu erreichen ist. Ob diese unerreichbar sein sollte? Die Zähigkeit, womit Lloyd-George trotz der Ungebärdigkeit der Sowjetregierung am Plan eines Handelsabkommens mit Rußland unbekümmert um den polnischen Zusammenbruch festgehalten hat, gibt den Russen einen Stein ins Brett und stärkt ihre Stellung. Es gilt ein Geschäft Zug um Zug, und die englische Diplomatie war von jeher kaufmännisch genug eingestellt, als daß sie sich einem ohnehin nicht für Ewigkeit geschlossenen Bündnisvertrage zuliebe einen so greifbaren Vorteil wie einen englisch-russischen Handelsvertrag entgehenlassen sollte. Allerdings wäre es verfrüht, aus diesem Anlaß auf einen Zerfall zu rechnen, zumal, da Genf bevorsteht, wo das großmütige Albion Gelegenheit finden könnte, aus der deutschen Haut Riemen zur Besänftigung des verschnupften Partners schneiden zu lassen, die ihm nebenbei Ersatz für die in Spa nicht erfüllten Wünsche bieten. Aber wir wollen auch nicht vergessen, daß England stets als seine Aufgabe betrachtet hat, nur die kleinen Nationen glücklich zu machen und den großen, wozu sich Frankreich rechnet, aller Verträge ungeachtet, einen Dämpfer aufzusetzen.

Die deutschen Vorschläge für den Wiederaufbau des zerstörten Frankreich.

Von Rudolf Prömmel, Architekt B. D. A.



Im Friedensvertrag von Versailles wurde Deutschland die Verpflichtung auferlegt, für alle Zerstörungen und Schaden im französischen und belgischen Gebiet aufzukommen. In der Erkenntnis, daß Deutschland bei seiner heutigen wirtschaftlichen Lage nicht imstande sein würde, die Wiederherstellung ausschließlich durch Geldleistungen vorzunehmen, wurde im Teil VIII der Entente-Antwort auf die deutschen Bemerkungen zu den Friedensbedingungen der deutschen Regierung anheimgegeben, innerhalb vier Monaten nach Unterzeichnung des Friedensvertrages Vorschläge in dieser Hinsicht zu machen. Wörtlich wurde bestimmt:

„Deutschland kann anbieten, entweder mit eigenen Mitteln die Wiederherstellung und den Wiederaufbau einer der verwüsteten Gegenden, sei es teilweise oder im ganzen, auszuführen oder unter denselben Bedingungen bestimmte Schadensarten in bestimmten Gegenden oder in all den Gegenden, welche durch den Krieg gelitten haben, wiedergutzumachen. Deutschland kann Arbeitskräfte, Materialien und technische Leistungen zur Verwertung bei solcher Arbeit anbieten, auch wenn es die Arbeit selbst nicht ausführt. Es kann jeden praktischen Plan vorschlagen, mag es nur eine der ins Auge gefaßten Kategorien einzeln oder die Gesamtheit der Wiedergutmachungen betreffen, der geeignet ist, die Zeit für Feststellungen abzukürzen und sie zu einem schnellen und endgültigen Abschluß zu bringen."

Die deutsche Regierung hat wohl den Vorschlag gemacht, Arbeiter für den Wiederaufbau zu stellen, und Leistungen angeboten, ist aber infolge mangelnder Initiative der deutschen Wiederaufbaubehörde anscheinend nicht energisch für Annahme dieses Angebots eingetreten. Frankreich ist jedenfalls auf das Anerbieten, wie sich das deutsche Wiederaufbauministerium ausdrückte, „nicht zurückgekommen". Die viermonatige Frist ist verstrichen. Welcher Art die deutschen Vorschläge waren und wie weit sie auf Einzelheiten eingingen, ist nicht bekannt geworden. Ob sie Hand und Fuß hatten, läßt sich deshalb nicht beurteilen. Fachorganisationen des Bauwesens, die dem gänzlich ohne Baufachleute dastehenden Wiederaufbauministerium Rat und Mithilfe anboten, blieben ohne Einfluß und konnten nur feststellen, daß die deutsche Wiederaufbaubehörde der Losung von Bauaufgaben überhaupt, insbesondere aber der Wiederaufbaufrage in den zerstörten Gebieten, verständnislos gegenüberstand. Zum Überfluß schloß es noch einen übereilten Vertrag über eine Arbeitsgemeinschaft zwischen Händlern und mehrheitssozialistischen Arbeiterführern ab, bei dem die Parteien sich gegenseitig hohe Löhne und dementsprechende Unternehmerprofite garantierten. Dieses unter dem Protektorat der Wiederaufbaubehörde stehende Abkommen war aber von vornherein lebensunfähig; denn die Händlerpartei auf der einen Seite entbehrte vollkommen der Baufachwelt, und die mehrheitssozialistischen Arbeiterführer auf der anderen Seite waren ohne jeden Einfluß auf die Bauarbeiterschaft, die sich mittlerweile andere Führer wählte.

Der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete ist die größte Bauaufgabe aller Zeiten. Die Errichtung des Suezkanals, der Wiederaufbau Ostpreußens, der Bau des Panamakanals sind dieser Aufgabe gegenüber Kleinigkeiten. Die Bauzeit wird Jahrzehnte umfassen; die Kosten werden viele, viele

Schema Wiederaufbauabschnitt (Z) und Arbeitsgemeinschaft (A)

Abbildung 1.

Milliarden erfordern und nicht nur einen Bruchteil, sondern einen großen Teil des deutschen Volksvermögens verschlingen.

Außenstehende werden fragen, warum die Fachwelt die Öffentlichkeit bisher so wenig mit der Größe und dem Umfange der Wiederherstellung bekanntgemacht hat und weshalb ihr die Vorschläge und Besorgnisse der Fachwelt vorenthalten wurden. Aus Besorgnis, das Ansehen der deutschen Wiederaufbaubehörde vor der Entente herabzusetzen und dieser — das beste Wollen ist immer wieder hoffend vorausgesetzt worden — bei eventuellem diplomatischen Handeln zu schaden, wurde im großen und ganzen geschwiegen und nur hier und da in Fachzeitschriften eine vorsichtige Kritik geübt. Seit aber die letzten Auslassungen der deutschen Wiederaufbaubehörde, Deutschland wolle die Arbeiten nicht selbst ausführen, sondern eine feste Summe bezahlen, die in Spa festgesetzt werden solle, durch die Erklärung der deutschen Vertreter in Spa, Deutschland könne den Wiederaufbau in barem Gelde nicht bezahlen und wolle und müsse ihn deshalb selbst ausführen, überholt und widerlegt sind, ist jetzt Zurückhaltung nicht mehr nötig. Das Programm der deutschen Regierung, das demnächst in Genf verhandelt werden soll, deckt sich mit dem der deutschen Fachwelt.

Deutschland hat die Kosten des Wiederaufbaus zu bezahlen. Je niedriger diese sind, um so geringer sind natürlich Deutschlands Aufwendungen hierfür. Unser ganzes Trachten muß also dahin gehen, den billigsten Weg für die Wiederherstellung zu suchen. Es bestehen drei Möglichkeiten:

1. Frankreich baut selbst oder mit Hilfe des Auslandes unter Ausschaltung deutscher Unternehmer, also in Frank und Dollar, auf, und die Kosten zahlt Deutschland,

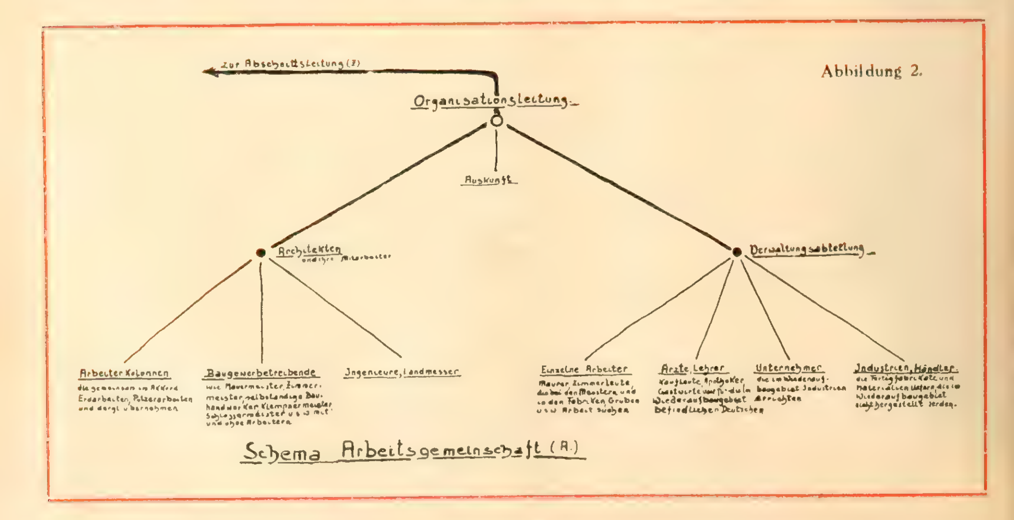
2. Frankreich übernimmt den Aufbau und vergibt diesen oder Teile davon an deutsche Unternehmer, und die Kosten zahlt Deutschland in Frank und Dollar,

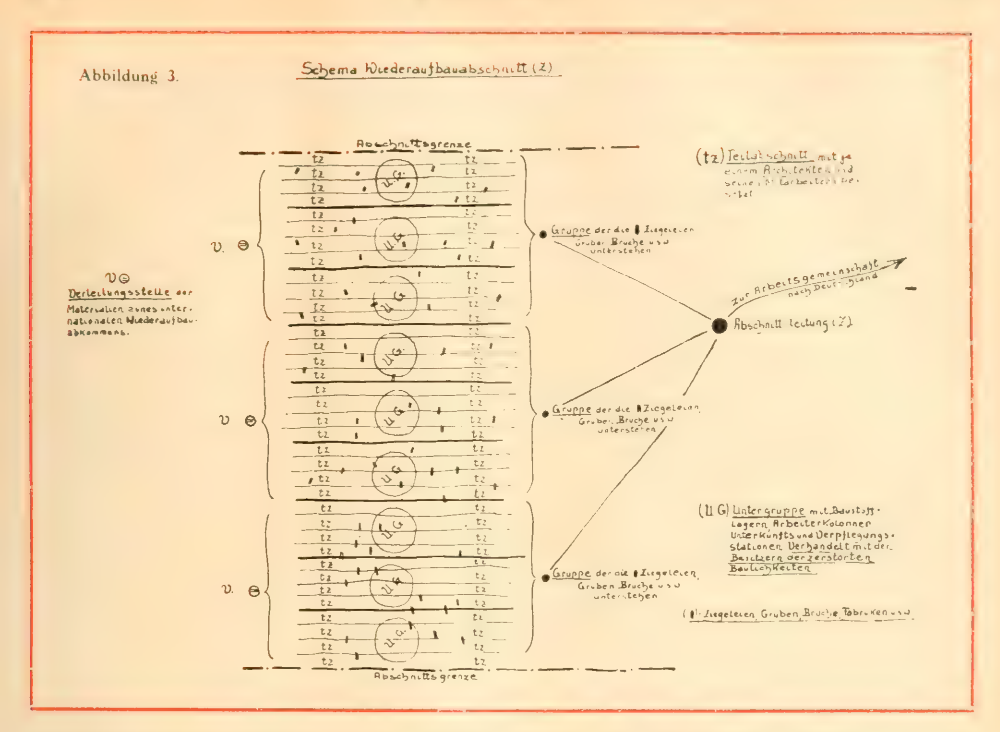
und endlich: Deutschland baut selbst auf, übernimmt alle Arbeiten selbst oder vergibt Teile davon an ausländische Unternehmer und bezahlt nur seine eigenen Auslagen in Mark.

Bei dem ersten Vorschlag muß Deutschland die Kosten ungeschickter oder für Frankreich bequemer Organisation mitbezahlen und obendrein noch die Unternehmer- und Zwischenhändlergewinne der Franzosen, die sie an der Arbeit selbst oder bei der Übertragung an deutsche Unternehmen verdienen und draufschlagen. Diese werden, von den Valutadifferenzen ganz abgesehen, mindestens 20 Prozent betragen. In Deutschlands Interesse kommt also nur der dritte Vorschlag in Betracht: Deutschland baut selbst auf. Ist es nun hierzu in der Lage, und welche Gründe können Franzosen und Belgier bestimmen, diesen Vorschlag abzulehnen?

Deutschland kann das zerstörte Gebiet aufbauen. Sein Baugewerbe ist unbeschäftigt und wird es noch lange Zeit bleiben. Eine halbe Million Arbeiter kann nicht nur, sondern muß außerhalb der deutschen Industrie Beschäftigung suchen, und technische Kräfte standen von jeher im Überfluß zur Verfügung. In Frankreich und Belgien sind keine Arbeiter für den Wiederaufbau vorhanden. An technischen Kräften mangelt es vollständig. Auch England und Amerika können nicht die fehlenden Techniker und Arbeitskräfte stellen, wenn die zerstörten Gebiete wenigstens in einem Menschenalter wieder bewohnbar sein sollen. Und Deutschland ist einfach nicht in der Lage, die Arbeiten in Frank und Dollar mit Aufschlägen und Provisionen französischer, belgischer, englischer und amerikanischer Unternehmer zu bezahlen. Will aber Frankreich das zerstörte Gebiet wieder errichtet sehen, so muß es die Deutschen aufbauen lassen. Es kann nie und nimmer bares Geld für seine eigene Wiederaufbauarbeit von uns erhalten. Das geht über unsere Kraft. Es kann allein nicht aufbauen. Das übersteigt seine Kräfte.

Sollte gallische Verblendung nun so weit führen, dies nicht einzusehen? Es besteht kein Zweifel, daß Frankreich deutsche Techniker und deutsche Arbeiter heranziehen will. Abgeordnete aus den zerstörten Gebieten interpellierten dafür, und der jetzige französische Wiederaufbauminister sehnt deutsche Hilfe herbei, um nicht das Schicksal seines Vorgängers zu teilen, der gehen mußte, weil in den zerstörten Gebieten noch nichts geschehen war. Nur in den Grubenbezirken wird Ordnung geschaffen. Die so häufig veröffentlichten Zahlen über geleistete Wiederaufbauarbeit waren Blendwerk. Begonnene Arbeiten sind nicht zu Ende geführt worden; die französischen Unternehmer mußten ihre Arbeiter wieder entlassen, weil die französische Regierung oft nicht in der Lage war, die begründeten Ansprüche der Unternehmer nach geleisteter Arbeit zu bezahlen. Selbst Beträge von 100 000 Frank ist Frank-





reich seinen kleinsten Unternehmern schuldig geblieben.

Die allgemeinen schlechten Finanzverhältnisse des französischen Staates haben nun bei französischen Politikern den Wunsch entstehen lassen, von Deutschland eine Geldleistung für den Wiederaufbau zu erhalten und diese zur Befriedigung dringender Zahlungsverpflichtungen, die nicht aus dem Wiederaufbau herrühren, zu verwenden. Frankreich will so vorläufig seine Finanzen aufbessern und den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete auf spätere Zeiten verschieben oder dann eben nochmals von neuem mit Forderungen an Deutschland herantreten. In Spa traten derartigen Absichten schon Äußerungen der deutschen Vertreter entgegen, die ausführten, Deutschland wolle das Zerstörte auf jeden Fall aufgebaut wissen, damit die Beweggründe des Hasses gegen Deutschland Einschränkungen erfahren. Aber selbst wenn Frankreich, um Deutschland zu Geldleistungen zu reizen, die Forderungen für den Wiederaufbau niedriger hält, als die eigentlichen Kosten betragen, damit es die Zahlungen für innere Sanierung verwenden kann, ist es unmöglich, diesen Weg zu beschreiten; denn einmal kann Deutschland neben seinen anderen Verpflichtungen nicht auch noch die Wiederherstellungen bezahlen, und Frankreich wird kein so schlechtes Geschäft machen wollen; es wird später, weil wir unseren Verpflichtungen ja doch nicht nachkommen können, dann doch den Wiederaufbau oder weitere Zugeständnisse erpressen. Frankreich kann ja nicht einmal mit dem Einlaufen der ersten Rate für Wiederherstellung rechnen; denn die erste Rate der Kriegsentschädigung wird schon an das Äußerste unserer Leistungsfähigkeit herangehen. Deshalb wird Frankreich auch den Vorschlag Deutschlands, selbst aufzubauen, annehmen und muß auch, die Organisation der Wiederherstellung, da es selbst dazu nicht imstande ist, Deutschen überlassen.

Welche Wirtschaftsform ist dabei nun die für Deutschland günstigste? Unter welcher Organisationsform bewältigt Deutschland am leichtesten die zu übernehmende Aufgabe, und wie sind durch die Zusammenballung so viel Arbeitswillens auf einer Stelle Schädigungen und Störungen des deutschen Wirtschaftslebens auszuschalten, wofür immerhin Sorge zu tragen ist, obwohl die Beschäftigung des deutschen Baugewerbes, der Bauindustrie und der Arbeitslosen vorläufig allein schon eine Notwendigkeit ist?

Für die Organisation darf nicht die Sehnsucht nach idealen Wirtschaftsformen, sondern nur der Gedanke maßgebend sein, die Aufgabe zu bewältigen. Schnell und billig ist das zweckmäßigste, wenn sich dies in einer Form erreichen läßt, bei der die deutsche Arbeiterschaft, mit der hier als starkem Machtfaktor zu rechnen ist, willig mitmacht.

Nachstehend wird nun ein Plan vorgeschlagen, der an und für sich gar nichts Neues und Besonderes darstellt, sondern immer von Menschen, denen die Lösung von Bauaufgaben nichts Ungewöhnliches ist, angewandt wird. Jeder Industrielle, jede Baubehörde und jeder Privatmann, der Bauerfahrungen besitzt, würde so arbeiten lassen. An seine Stelle tritt hier das Deutsche Reich. Diese immerhin ungewöhnliche, aber doch die Bauaufgabe nicht verrückende Erscheinung hat auf manche Begriffe so verwirrend eingewirkt, daß es notwendig erscheint, den zu gehenden Weg vorzuzeichnen.

Vergibt man Bauarbeiten, so ist zuerst deren Umfang in allen Einzelheiten festzustellen, damit Ausführende ihre Preise hierfür abgeben können. Ein anderes Verfahren würde nur Verteuerungen und schlechte Ausführung zur Folge haben. Den Umfang der Bauarbeiten, ihre Einzelheiten und die Be-

dingungen, zu denen sie ausgeführt werden, stellt der Architekt, der auch Bauleiter ist, fest. Ihre Ausführung übernehmen die Maurer- und Zimmermeister, die selbständigen Bauhandwerker usw. Jeder getrennt vom anderen in seinem Handwerk. Die Aufträge hierzu erhalten sie nur vom Architekten, der ihnen dann Zahlungen seitens des Bauherrn, das ist hier der Staat, anweisen läßt. Niemals übernimmt aber ein Unternehmer eine Gesamtausführung, bei der er nicht zu seinem Handwerk gehörende Arbeiten mit Gewinnaufschlag weitervergibt. Der Architekt ist nur Treuhänder und Sachverwalter des Bauherrn, hier des Reichs, und erhält keinen Unternehmergewinn, sondern wird für seine Tätigkeit vom Reich honoriert. Hierfür kämen die deutschen Architekten, zu denen auch Regierungsbaumeister usw. gehören, in Frage. Frankreich verfügt nur über eine kleine Anzahl Architekten, so daß diese überhaupt nicht in Betracht kommen. Auch würden diese bei der Aufstellung der Pläne die deutschen Interessen zu wenig berücksichtigen.

Um das deutsche Wirtschaftsleben möglichst geringen Erschütterungen auszusetzen und die zurückflutenden Kräfte nach getaner Arbeit in nutzbringende Bahnen zu leiten, wird deshalb der Zusammenschluß des deutschen Baugewerbes in wirtschaftsgeographisch zusammengestellte „Arbeitsgemeinschaften für das deutsche Baugewerbe“ vorgeschlagen. (Siehe Abbildung 1.) Diese Arbeitsgemeinschaften übernehmen ihnen verkehrspolitisch günstig gelegene Abschnitte im zerstörten Gebiet und bauen sie auf. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Eigenart der jeweiligen Arbeitsgemeinschaft sich den in den Wiederaufbauabschnitten verschiedenen Verhältnissen anpaßt. Die Leitung der Organisation dürfte der des Generalstabes gleichen. Die Aufgabe ist eine ähnliche und wohl auch keine kleinere. Wenn eine halbe Million Arbeiter mit ihren Familien — und das wird sich bei der Dauer der Arbeit nicht vermeiden lassen — in die zerstörten Gebiete geht, so muß für Nachschub, Eisenbahnverkehr und Verpflegung gesorgt werden, deren Umfang wohl den des Krieges nicht erreichen, aber immer noch ziemlich gewaltig sein wird.

Die Arbeitsgemeinschaften in Deutschland werden sich so zusammensetzen, wie in Abbildung 2 dargestellt ist, und der einzelne Wiederaufbauabschnitt sich so organisieren, wie Bild 3 schildert. Materialien wird man möglichst an Ort und Stelle erzeugen und deshalb zur Errichtung von Ziegeleien, Steinbrüchen, Zement- und Kalkfabriken schreiten, die deutsche Industrielle übernehmen werden. Fertigfabrikate, die sich in den zerstörten Gebieten nicht vorteilhaft herstellen lassen, werden von der Bauindustrie der heimatlichen Arbeitsgemeinschaft geliefert. Muß ein internationales Wiederaufbauabkommen getroffen werden, um wegen Beschaffung von Betriebsmitteln und Materialien Valutaschwierigkeiten auszuschalten, so ist Material direkt vom Westen einzuführen.

Die ganze Organisation kann natürlich nur eingerichtet werden, wenn sie von verwaltungs- und organisationskundigen Bauleuten und nicht von baufremden Verwaltungsbeamten eingerichtet und geleitet wird. Inwieweit diese dann Beamte werden und inwieweit der bestehende Beamtenkörper dazu verwendungsfähig ist, bleibt eine Frage zweiter Ordnung.

Jedenfalls, Arbeiterschaft, Architekten und werktätiges Baugewerbe werden den vorgezeichneten Weg gern beschreiten. Anfänge zur Errichtung derartiger Arbeitsgemeinschaften sind in Deutschland schon gemacht worden. Auch von französischer Seite wurde dem Plan Anerkennung gezollt und Verwirklichung prophezeit.

Deutschlands Interesse ist es, in Genf in dieser Richtung etwas zu erreichen. Deshalb sollten zu der Konferenz über die Wiederherstellung der zerstörten Gebiete die deutschen Fachleute hinzugezogen werden und nicht ausgeschaltet bleiben. Zumindest sollten sie im Wiederaufbauministerium vertreten sein und den Wiederaufbaukommissar stellen dürfen, wozu ein reiner Politiker oder Industrieller, mag er auch ein noch so tüchtiger Mann sein, nicht berufen ist. Es ist Eile geboten, den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete endlich in günstige Bahnen für Deutschland zu leiten, damit nicht Frankreich mittlerweile die einzelnen Aufbauabschnitte französischen, englischen und amerikanischen Unternehmern sichert, die dann die Ausführungen doch nur deutschen Unternehmern übertragen und nicht zu knappe Zwischengewinne herausschlagen würden. Amerikanische Architekten sind schon zugezogen worden. Wird dies nicht verhindert, kostet Deutschland der Wiederaufbau ohne jeden Zweifel das Doppelte. Auch die Aufräumungsarbeiten, die allerersten Vorarbeiten, müssen von vornherein in der geschilderten Art und Weise über Architekten an deutsche Ausführende gelangen.

Der Augenblick ist da, wo nicht nur die Fachwelt (die sich jetzt emsig rühren wird, um in Genf gehört zu werden) es sich angelegen sein lassen muß, Verständnis für den Wiederaufbau und für seine zweckmäßigsten Formen zu erwecken und zu pflegen.

Barackendorf.



Das hier abgebildete Barackendorf wurde im Auftrage der ehemaligen Waffenstillstandskommission entworfen und ist zur Unterbringung der deutschen Arbeiter in der ersten Zeit bestimmt.

Der Russisch-Polnische Krieg.

Von L. Zarski.

Wir machen unsere Leser auf den nachstehenden Aufsatz besonders aufmerksam; unter dem Pseudonym L. Zarski verbirgt sich eine weltbekannte hochstehende russische Persönlichkeit.

Die Redaktion.

Die sogenannte russische Delegation in Paris und andere dortselbst oder in Warschau eben weilende Russen veröffentlichen einen Aufruf an das russische Volk, in welchem sie die von Pilsudski neuerdings aufgestellte Behauptung wiederholen, Polen führe den Krieg nicht gegen Rußland, sondern einzig und allein gegen den Bolschewismus; indem es sich, fern von jedem nationalen Antagonismus, verteidige, schütze es auch Europa und die geheiligte Sache der Freiheit und des Vaterlandes. Daher, so meint die in äußerst pathetischen Ausdrücken abgefaßte Proklamation, möge die polnische sowie die russische Armee von derselben einzigen Idee durchdrungen sein, gegen diejenigen zu kämpfen, die seit langem Rußland unterdrücken und heute Polen vernichten wollen. Das für die Freiheit vergossene Blut der brüderlichen Russen und Polen würde die einst durch traditionellen Haß getrennten Völker zum Ruhme der Menschheit in einem ewigen Bündnis vereinigen.

Es genügt, die dem Aufrufe folgenden Unterschriften einer Durchsicht zu unterziehen, um zu wissen, woher der Wind weht. Da ist zuerst Roditschew, der bekannte kadettische Dumaschwätzer und verbohrte Doktrinär, dann Sawinkow, der Mörder Plehwes und zweideutige Berater Kerenskis, weiter Mereschkowski, der Verfasser zahlreicher historischer Monographien, und noch zahlreiche sonstige linke und rechte Vertreter der herrlichen russischen Demokratie, der Hauptschuldigen an all dem entsetzlichen Unheil und der fürchterlichen Schmach, die sich nun seit mehr als drei Jahren über das weite Reich ergießen. Nicht genug damit, daß sie zur Zeit der temporären Regierung ihre völlige Unfähigkeit und Erbärmlichkeit zur Genüge bewies und Rußland den Bolschewisten überlieferte, daß sie später Koltschak und Denikin umlagerte, um diese ursprünglich so hoffnungsvollen und patriotischen Unternehmen durch Niedertracht und Korruption zum Scheitern zu bringen, erweist sie sich auch eben als gerne bereit, Polen und der Entente zu Gefallen, deren wohlwollende Gastfreundschaft sie genießt, Verrat zu üben und dem russischen Volke in seinem Kampfe mit dem Bolschewismus einen Bundesgenossen aufzuhalsen, der treuloser und gefährlicher als der Feind handeln dürfte.

Woher, fragte man sich unwillkürlich beim Lesen der Deklaration Pilsudskis, ist den Polen erst jetzt die Erkenntnis gekommen, der Krieg entbehre jeden nationalen Charakters und richte sich ausschließlich gegen die Widersacher der Menschheit, wo sie doch im vergangenen Jahre (1919) die beste Gelegenheit hatten, dieser Behauptung durch tatkräftige Unterstützung der Denikinschen Truppen eine reale Unterlage zu verschaffen? Alle Welt in Südrußland erwartete damals einen polnischen Vorstoß gegen das gänzlich wehrlose Smolensk und damit eine direkte Bedrohung Moskaus oder wenigstens doch eine Offensive in der Richtung von Kiew, was für die dortige Gruppe der freiwilligen Armee von ausschlaggebender Bedeutung gewesen wäre. Man baute bei dieser Voraussetzung eben auf die Waffenbrüderschaft während des Weltkrieges und auf die guten russisch-polnischen Beziehungen, die ihren offiziellen Ausdruck in einer zahlreichen polnischen Militärmission in Jekaterinodar und Taganrog fanden, und war überzeugt, daß Pilsudski, wenn vielleicht auch auf Grund einiger territorialer Kompensationen, Denikin zu Hilfe eilen würde, um der Herrschaft Lenins ein Ende zu bereiten. Um so größer war daher die Enttäuschung, ja Erbitterung, als man schließlich erfuhr, daß die Polen sich im Norden völlig passiv verhielten oder auf örtliche Geplänkel beschränkten und im Kiewschen Rayon Dinge vor sich gingen, die charakteristisch für die polnische Freundschaft werden sollten.

Nach der Einnahme von Kiew und Odessa im August–September 1919 durch die freiwillige Armee und infolge ihres weiteren Vorgehens in den Richtungen nach Birsula und Kasatin, sahen sich die ebenfalls mit Denikin kämpfenden Truppen Petljuras, denen der Rückzug nach Galizien durch die Polen verlegt schien, von allen Seiten umzingelt und vor die Kapitulation gestellt, sie leisteten indessen noch längere Zeit Widerstand, da Rumänien und Polen die ihnen im Feldzuge gegen die Bolschewisten gewährte Unterstützung an Geld und Munition noch weiter fortsetzten. Endlich jedoch, dezimiert durch Kriegsverluste und Epidemien, ergaben sich in Schmerinka und Winniza Petljuras Kerntruppen, zwei galizische Divisionen, und die Freiwilligen rückten nun in Podolien vor, um Petljura mit seinen ihm nachgebliebenen Horden in Kamenez den Rest zu geben. Plötzlich indessen und ohne jegliche Veranlassung bemächtigten die Polen sich der Stadt Kamenez, eskamotirten Petljura mit seinem Regierungsgesindel und führten ihn vorsorglich nach Warschau, denselben Petljura, der bei seinem ersten Auftreten im Jahre 1918 urbi et orbi verkündete, daß die „Moskali" (Moskauer), die „Ljachi" (Polen) und „Schidy" (Juden) keinerlei Schonung zu gewärtigen hätten, und laut diesem Rezept eine Unzahl polnischer Gutsbesitzer und Verwalter im russischen Südwestgebiete erwürgen ließ. Kamenez nach diesem gelungenen Streiche herauszugeben, weigerten sich die Polen energisch, und da er Feindseligkeiten vermeiden wollte, verblieb Denikin nichts anderes, als den Sitz der Gouvernementsverwaltung nach Winniza zu verlegen. Diejenigen freiwilligen Truppenteile jedoch, die über Proskurow hinaus die Verbindung mit den Polen in Wolotschisk herstellen wollten, stießen dort auf ein derartig gehässiges und aggressives Verhalten, daß von allen Beziehungen zu ihnen Abstand genommen werden mußte.

Mittlerweile (September-Oktober 1919) wurde Kiew immer nachdrücklicher von Nordwesten aus durch die bolschewistische Heeresgruppe, welche auf der Linie des Teterew operierte, bedroht, und die Lage der Stadt gestaltete sich verzweifelt. Es wäre den Polen nun ein leichtes gewesen, die Bolschewisten von Sarny und Rowno aus im Rücken anzugreifen, über den Dnjepr zu werfen und somit Kiew zu retten. Nichts Ähnliches ereignete sich jedoch, die Polen verblieben ruhig auf ihren Positionen, dagegen konnte man, was von vielen Augenzeugen bestätigt wurde, in der Gegend Staro-Konstantinow und Schtschepetowka beobachten, wie sich starke Munitionskolonnen von den polnischen zu den bolschewistischen Standorten bewegten.

Schließlich erfolgte der Niederbruch der freiwilligen Armee vor den Augen und bei völliger Teilnahmslosigkeit der polnischen Truppen, wahrscheinlich wohl auch zur verhehlten Befriedigung Pilsudskis, dem ein einiges Rußland keineswegs zusagte; die Städte der Ukraine gingen wieder in die Hände der Bolschewisten über, und im Januar 1920 hielt sich im äußersten Südwesten nur noch Odessa mit einem kleinen Rayon, den General Schilling mit einem Truppenreste, vorwiegend aus der Division des Generals Bredow bestehend, zu halten beabsichtigte. Indessen die allgemeine Verwirrung, die örtliche bolschewistische Agitation und die Energielosigkeit der Führung machten auch diesen Versuch zuschanden; Odessa mußte zu Beginn des Februar in aller Eile geräumt werden, wobei jedoch mangels Transportmittel nur ein Teil der freiwilligen Truppen auf dem Seewege nach der Krim verschifft werden konnte, der Rest, bestehend aus der vorerwähnten Division Bredow, betrat den Landweg, um sich nach Norden durchzuschlagen. Sie gelangte zuvorderst an den Dnjestr, wollte ihn überschreiten, wurde jedoch von den Rumänen mit Feuer empfangen, erhielt dabei Verluste und mußte zurück. Unter großen Mühseligkeiten und harten Entbehrungen marschierte die Division nun weiter an die galizische Grenze, welche die Polen anfänglich ebenfalls sperrten, zu guter Letzt indessen nach endlosen Unterhandlungen öffneten; die Division

wurde daraufhin entwaffnet und in ein Gefangenenlager, mit Stacheldrahtzaun umgeben sowie von zahlreichen Posten bewacht, interniert. Dort trennte man die Offiziere von ihren Mannschaften. Erstere behandelte man abscheulich, letztere verhältnismäßig besser, besonders diejenigen unter ihnen, die sich der nun sofort einsetzenden intensiven Propaganda zugunsten Petljuras gefügig erwiesen. Viele Monate schmachtete die Division in harter polnischer Gefangenschaft, bis sie endlich unter dem Drucke der jüngsten Ereignisse ihre Abfertigung nach dem Balkan durchsetzte, um von dort zum General Wrangel zu stoßen. Das Konzentrationslager dagegen wartet augenscheinlich anderer Insassen, kürzlich wurde wenigstens eine größere Anzahl russischer Flüchtlinge, den besten Gesellschaftskreisen angehörig, aus Warschau ausgewiesen und im Falle der Weigerung oder Rückkehr mit dem Schicksal der Division bedroht.

So geartet ist in Wahrheit der Bundesgenosse, den zufolge der Reklame Roditschews und Konsorten der russische Offizier und Soldat mit Einsatz von Leib und Leben zu verteidigen und zu unterstützen eingeladen wird. Der Bolschewismus soll zum Ruhme der polnischen, jedoch keineswegs der russischen Menschheit bekämpft werden, die sich außerhalb der polnischen Eroberungssphäre mit ihm abfinden kann, wie sie will, je länger der Hader und die Schlächterei andauern dürfte, desto besser. Ebenso lautet das Programm Pilsudskis, der, wie alle Abenteurernaturen, äußeren Erfolgen nachjagt, um seine Stellung nach innen hin zu festigen, der vor allem Polen vor dem Ansturm der roten Truppen retten, dann sengend, plündernd und mordend in die Ukraine einfallen, Kiew einer Zerstörung anheimgeben will, wie es ein Dutzend früherer blutiger Regierungswechsel nicht zustande gebracht und endlich den unvermeidlichen Petljura unter polnischer Vormundschaft auf den phantastischen Thron der Ukraine erheben, obwohl dieser unglückliche geographische Begriff wirklich und wahrhaftig bedeutend eher der Ausfuhr wie der Einfuhr von Banditen benötigt. Sobald diese glänzenden polnischen Perspektiven in Erfüllung gegangen, dürfte derselbe russische Offizier oder Soldat, falls er mit dem Leben weggekommen, je nach seiner Wahl wieder ins ausländische Exil gehen oder sich in Großrußland mit Lenin und Trotzki herumschlagen oder schließlich bei Überschreiten der neuen polnischen Grenzen ins Gefängnis wandern, um dort über den Nutzen des ewigen russisch-polnischen Bündnisses nachzudenken. Die russische Demokratie hat sich ja bekanntlich immer der Bedürfnisse der Armee so einsichtsvoll und uneigennützig anzunehmen gewußt, angefangen mit dem berühmten Gutschkow-Kerenskischen Armeebefehl Nr. 1, der so prächtige Resultate für den — Feind zeitigte, dann die Koltschak-Denikin-Epopöe mit ihren aus- und inländischen Durchstechereien, grandiosen Unterschleifen und Diebereien in der Verwaltung, die die hungernden sowie unbekleideten Truppen zu Plünderung und Auflösung veranlaßte usw. bis herab zu dem neuesten Elaborat der selbstherrlichen Pariser Delegation zugunsten der neugebackenen Polackei mit ihrer Regierung von Pianisten, Affäristen und sonstigen rätselhaften Persönlichkeiten. Nächstens steht offenbar eine ähnliche Aktion hinsichtlich des bedrohten Rumäniens bevor, die Entente sieht so etwas gern und weiß diese kleinen Gefälligkeiten zu schätzen.

Nein, wir Russen, die wir uns der Erkenntnis weder verschließen können noch wollen, daß es im Reiche des Zaren unendlich besser bestellt war als in der von unserer Demokratie ausgebrüteten Sowjetrepublik, daß der letzte kaiserliche Gendarmerieoberst mehr Vernunft, Anstand und Würde besaß als die Blüte der Revolution „Sascha Kerenski", und daß der trunkfällige Grischka Rasputin immerhin noch weniger einfältiges Zeug zusammenschwatzte als das „Großmütterchen" derselben glorreichen Revolution, die vielumfeierte Breschko-Breschkowskaja, sehen den russisch-polnischen Krieg denn doch mit anderen Augen an. Gewiß, das Regime Lenins und Trotzkis ist fluch- und verabscheuungswürdig, und zweifellos muß das russische Volk den Kampf mit seinen Würgern auf Leben und Tod fortsetzen, jedoch wir können dem heutigen Bolschewismus oder vielmehr seiner Roten Armee unmöglich das Verdienst absprechen, das scheinbar totenähnlich schlummernde Nationalgefühl des Volkes geweckt und entfacht zu haben und sich eben als Träger der Idee eines einigen großen Rußlands gegenüber den Zergliederungsversuchen der Entente aufzuwerfen. Die russischen Truppen haben die Polen nicht etwa an ihrer ethnographischen Grenze bei Brest-Litowsk oder Bialystok, sondern an der Düna und am Dnjepr angegriffen, wohin sie merkwürdigerweise trotz aller Friedensversicherungen Pilsudskis geraten waren und übler hausten als ihre Feinde. Den Teufel durch Beelzebub aus Rußland austreiben und Lenins blutige kommunistische Experimente durch schmachvolles polnisches Joch ersetzen, kann unmöglich unser Wunsch, unsere Aufgabe sein; wir wollen den stinkenden bolschewistischen Sumpf zuschütten, jedoch nicht den nationalen Strom eindämmen, um so mehr, als dieser den ersteren zu überfluten droht. Wie schwer es uns Russen auch fallen dürfte, der roten Fahne Erfolge zu gönnen, so können wir uns doch nicht eines gewissen Gefühls der Befriedigung erwehren, wenn wir erfahren, wie die eben von der Kette gelöste, beutegierige Meute, die das Fell des wunden russischen Bären zerfetzte, jetzt, um Schonung winselnd, ihre Behausungen aufsucht, und mit bitterer Genugtuung lesen wir die sarkastischen Noten Tschitscherins, in denen der anmaßende Zynismus eines Lloyd George und die parvenühaften Allüren eines Millerand abgefertigt werden. Die Basis der russisch-polnischen Beziehungen kann für uns nur das Manifest des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch vom August 1914 sein, das seinerzeit von der russischen öffentlichen Meinung im allgemeinen mit sichtlicher Zufriedenheit aufgenommen wurde. Man verstand allerdings, daß das „Weichselgebiet" für Rußland verloren sei, man erwartete jedoch eine neue glückliche Ära auf Grund eines aufrichtigen Freundschaftsbündnisses und einer gemeinschaftlichen Interessenpolitik. Es gab indessen auch Pessimisten, die alle die Voraussetzungen als Utopien bezeichneten und behaupteten, Polen hätte aus seinen vielen Leiden und seinem Unglück nichts gelernt und würde, sich selbst überlassen, umgehend wieder in den Zustand vor den Teilungen des achtzehnten Jahrhunderts zurückverfallen. Sie haben Recht behalten: derselbe Parteihader, dieselbe Korruption und dieselbe doppelzüngige Politik, derselbe Größenwahn, Zank- und Eroberungssucht und dasselbe Talent, sich bei allen Nachbarn verhaßt zu machen, nur daß an Stelle ehr- und selbstsüchtiger Magnaten Leute ohne Herkunft und Tradition getreten sind, die persönlich nichts zu verlieren haben und daher zu jeder Aventüre bereit sind.



Petljura.

Pan Pilsudski dagegen, der auf alle Warnungen aus London und Paris glücklicherweise nicht gehört und das russische Faß richtig zum Überlaufen gebracht hat, hoffen und wünschen wir dereinst noch sehr zum Danke verpflichtet zu sein. Mag seinen Feldzug ein kümmerlicher Waffenstillstand oder Frieden beschließen — der Krieg wird nur statt eines akuten Charakters einen latenten Charakter annehmen, bis ein anderes Rußland die polnische Frage endgültig lösen wird.

Zur Geschichte der Geldkrisen.

Von Dr. P. Martell.



Mitten in einer Geldkrise der gigantischsten Art stehend, wie sie die Weltgeschichte in diesem Umfange noch nie gesehen, erscheint es angezeigt, einen Rückblick auf jene historischen Geldkrisen zu werfen, die immerhin bis zu einem gewissen Grade den Charakter eines Gleichnisses für die Gegenwart tragen, ohne daß allerdings auch nur eine jener historischen Geldkrisen in so erschütternder Weise mit der Tragik eines Volkes verknüpft wäre, wie die gegenwärtige Wirtschaftskrise mit dem Schicksal des deutschen Volkes. Die Geschichte als vorbeugende Lehrmeisterin hat in diesem Fall der katastrophalen Geldkrise so gut versagt, wie in irgend einem weltgeschichtlichen Ereignis. Obgleich uns die Geschichte aus zahlreichen Beispielen die Schrecken und Leiden eines Krieges eindringlich lehrte, war die Kultur und Menschheit des 20. Jahrhunderts dennoch nicht stark und reif genug, die Völkertragödie des Weltkrieges zu verhindern.

Gleich einer fluchbeladenen Erbschaft aus dem furchtbaren Chaos dieses Weltkrieges sehen wir uns nun dieser verheerenden Geldkrise gegenüber, die unsere gesamte Volkswirtschaft aus den Angeln gehoben hat, und trotz aller Bemühungen der erfahrenen Finanzmänner ist es bis jetzt nicht gelungen, einen rettenden Ausweg aus dieser alles lähmenden Geldkrise zu finden. Die Wirtschaftskrisen früherer Zeiten waren oft reine Handelskrisen, beschränkten sich vielfach auf gewisse Handelsstädte, betrafen meist nur wohlhabende Bevölkerungskreise und zogen daher die unteren Volkskreise in der Regel nur in beschränktem Umfange in Mitleidenschaft. Die Geldkrise der Gegenwart, von internationalem Charakter, verschont dagegen auch nicht die untersten Volkskreise, da das gesamte Währungssystem erschüttert und im wesentlichen Umfange zerstört ist.

Der Weltkrieg hat uns zur Aufgabe unserer Goldwährung gezwungen, die wir nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 mit Hilfe der französischen Milliarden nicht ohne Mühe aufgebaut hatten, und die nun in einer merkwürdigen Parallele des Schicksals uns durch den Krieg wieder zerstört wurde. Als wir hauptsächlich für Heereszwecke während des Weltkrieges im neutralen Ausland gewaltige Mengen von Rohstoffen, insbesondere Nahrungsmittel, kaufen mußten, konnten wir diese nur mit Gold und Silber bezahlen, da das deutsche Papiergeld auf dem Weltmarkt keinen Kredit mehr genoß. Die Folge war eine völlige Entblößung von unsrem hochwertigen Metallgeld, das allein, als Rohmetall umgemünzt, als Zahlmittel dienen konnte. Als Ersatz für diese ins Ausland abgeströmten Zahlungsmittel blieb uns als einziger Ausweg das Papiergeld, das denn auch in reichlichem Maße von uns hergestellt wurde. Die Geschichte ist nicht ohne Beispiele von ähnlichen Münzverschlechterungen, von denen hier einige gekennzeichnet seien.

Geschichtlich als einer der frühsten sich auf deutschem Boden abspielenden Wirtschaftskrisen ist der Lübecker Handelskrise zu Anfang des 17. Jahrhunderts zu gedenken, über welche der Lübecker Bürgermeister Brockes in seinem von 1603 bis 1620 geführten Tagebuch eingehend berichtet. Es war die Zeit des wirtschaftlichen Niederganges der alten Hansastadt Lübeck, die damals im Begriff stand, den Vorrang des Seehandels an das aufstrebende Hamburg zu verlieren. Auch Hollands und Englands Seemacht begann sich damals machtvoll zu regen. Angesichts dieses schweren, erdrückenden Wettbewerbs suchte das wirtschaftlich hartbedrängte Lübeck noch einmal, durch eine gewaltige Machtprobe seinen wirtschaftlichen Niedergang aufzuhalten und, wenn möglich, die alte meerbeherrschende Handelsstellung wieder zu erobern. Vom Lübecker Ratsherrn bis zum Bürger hinunter setzte ein Taumel der gewagtesten Handelsspekulationen nach allen nordischen Handelsplätzen ein, weitgehende, großzügige Kredite wurden in Anspruch genommen, die bald in die bedenklichsten Wechselreitereien ausarteten, so daß Lübeck in letzterer Hinsicht das erste geschichtliche Beispiel dieser betrübenden Art gab. Der Zinsfuß stieg zu einer unerträglichen Höhe, so daß die Gewinne aus den wirklichen Handelsgeschäften hierdurch vollständig aufgezehrt wurden. Als dann das ungesunde Gebahren des Handels zur Wirtschaftskatastrophe reifte, verschlimmert durch den gleichzeitigen Zusammenbruch des Münzwesens, verarmten zahlreiche Patrizier Lübecks, das nun vollends aus dem Wettbewerb des nordischen Welthandels ausschied.



Jean Law.



Assignaten-Schein der französischen Republik.

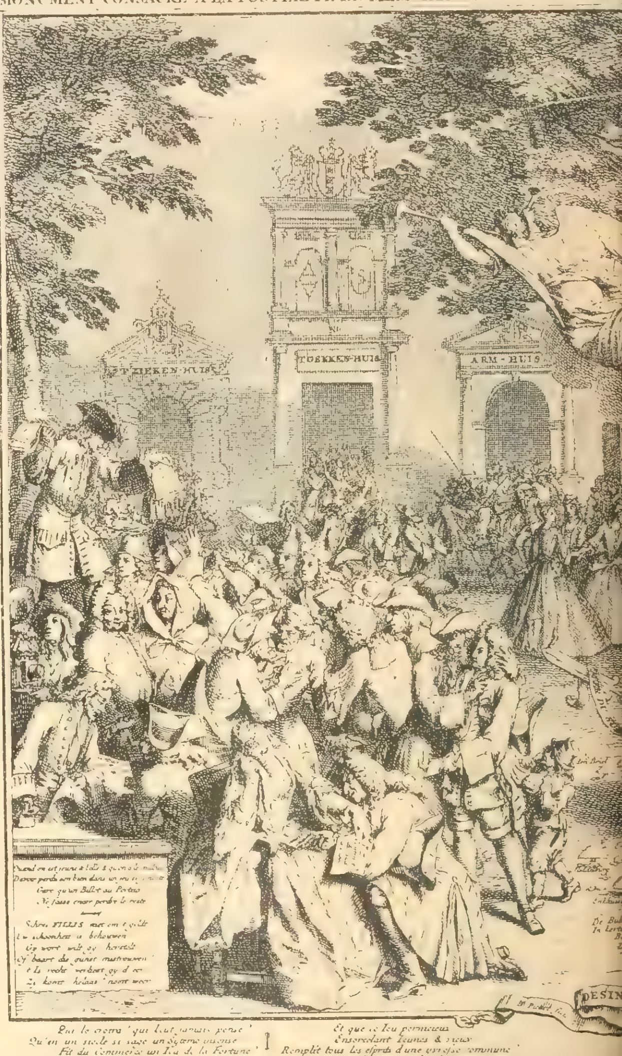
In der Geschichte der Handelskrisen nimmt der berühmte holländische Tulpenschwindel im 17. Jahrhundert eine besondere Stellung ein. Als im Jahre 1554 der Naturforscher Busbeck die Tulpe von Adrianopel in das abendländische Europa eingeführt hatte, erlangte diese in späteren Jahrzehnten in Holland einen ungewöhnlichen Liebhaberwert. In den Jahren 1634 bis 1638 steigerte sich diese Liebhaberei zu einer wahren Tulpenmanie, die recht groteske Formen annahm. Es hatte sich in den großen, reichen holländischen Städten ein richtiger börsenmäßiger Handel in Tulpenzwiebeln entwickelt, für welche man sich gegenseitig Geld, Haus und Hof, Geräte und Kleider verschrieb. Die Tulpe vertrat hier gewissermaßen die Stelle der Aktie; man schloß Geschäfte auf Lieferung gewisser Tulpenzwiebeln ab, von denen vielleicht nur wenige am Markte waren. Als Folge zeigten sich dann schwindelhaft hohe Preise; man zahlte Tausende von Gulden für seltene Tulpen. Aus dem Stadtregister von Alkmar ist zu erfahren, daß 1637 etwa 120 Tulpenzwiebeln zugunsten des Waisenhauses öffentlich für 90 000 Gulden verkauft wurden. Harlem war der Mittelpunkt dieses umfassenden Tulpenhandels. Einige machten durch glückliche Spekulationen in wenigen Wochen riesenhafte Gewinne. Im Jahre 1637 brach der Börsenschwindel mit Tulpen dann zusammen. Kontrakte wurden nicht ausgeführt, fast jede Stadt Hollands wurde wirtschaftlich in Mitleidenschaft gezogen. Die Tulpenhändler suchten in Versammlungen den angedichteten Wert der Tulpe wiederherzustellen; jedoch vergebens, sie fiel endgültig in den Rang einer harmlosen Knolle wieder zurück. Schon damals stellten sich die holländischen Gerichte auf den Standpunkt, alle derartigen börsenmäßigen Tulpengeschäfte als Spiel zu behandeln, so daß Prozesse dieserhalb aussichtslos waren. Übrigens wurden auch Paris und London von diesem holländischen Tulpenschwindel wirtschaftlich ziemlich hart betroffen, da auch in diesen beiden Welthandelsplätzen die Tulpenmanie eine Heimstatt gefunden hatte.

Eine eigenartige Ursache lag der englischen Geldkrise von 1696 zugrunde. Bereits im Mittelalter war in Europa die Sucht nach einer Verschlechterung der Münzen allgemein geworden, und noch im 16. und 17. Jahrhundert war diese Geldkrankheit ziemlich überall verbreitet. Auch England litt unter

dem Mißbrauch verschlechterter Münzen, und so beschloß das englische Parlament, die schlechten Münzen außer Kurs zu setzen, wofür man den 2. Mai 1696 als den letzten Tag bestimmte. Die englische Regierung hatte jedoch versäumt, an Stelle des eingezogenen Geldes, das sofort eingeschmolzen wurde, rechtzeitig neue Prägungen in ausreichendem Maße treten zu lassen, so daß eine verheerende Geldknappheit entstand, die volle drei Monate anhielt. Das Land war plötzlich ohne ausreichende Geldumlaufmittel, und selbst reiche Leute waren nicht in der Lage, ihre täglichen Rechnungen für Bäcker und Schlächter in bar zu bezahlen. In kurzer Zeit hatte sich ein ausgedehnter Tauschhandel mit Waren aller Art entwickelt. Die reichen Leute stellten Handgeldscheine aus, die in den Stadtbezirken, wo sie bekannt waren, als Geld umliefen. Die erst wenige Jahre damals bestehende Bank von England suchte durch ihre Noten die Geldknappheit zu mildern. Die staatlichen Münzstätten arbeiteten rastlos, um die Geldnot zu beseitigen. Damals wurde der berühmte Astronom Newton zum Münzmeister ernannt, dessen großer Tatkraft und Rechtlichkeit es bald gelang, das englische Münzwesen wieder in Ordnung zu bringen. Allein im Tower zu London wurden 19 neue Stempelpressen aufgestellt und auch zu Bristol, York, Norwich und Chester neue Münzstätten errichtet. So gelang es, wöchentlich erst 60 000 und zuletzt 120 000 Pfd. Sterling auszumünzen, wodurch langsam die Geldknappheit behoben wurde. Die Münzarbeiter hatte man mit ihren Maschinen an den neuen Münzstätten mit Glockengeläut und Kanonendonner empfangen. Besonders mißlich war die damalige Geldnot in der Soldfrage der Heere.

Für die Finanzgeschichte überaus lehrreich sind die sogenannten Lawschen Operationen, die in der Zeit von 1715 bis 1720 in Frankreich zur Durchführung kamen. Der Schotte Jean Law, 1671 zu Edinburg als Sohn eines Goldschmiedes geboren, die damals die Stelle der Bankiers vertraten, stand demnach von Hause aus den Finanzproblemen nahe, und wenn auch das Wirken des Schotten letzten Endes unheilvoll war, man wird ihn dennoch einen genialen Finanzmann nennen müssen. Law war durch ein Duell, in dem er seinen Gegner tötete, von England aus zur Flucht nach dem Kontinent gezwungen, ging nach Amsterdam, Italien und Brüssel, immer in Finanzgeschäften tätig, und traf schließlich in Paris mit einem Vermögen von 2½ Millionen Frank ein, wo er 1716 eine Privatbank gründete, und zwar mit einem Aktienkapital von sechs Millionen Livres. Laws Bankgrundsätze waren im Anfang von gesunder Art, und es war somit jede Möglichkeit gegeben, den zerrütteten Finanzen Frankreichs wieder aufzuhelfen. Die Verschwendung Ludwigs XIV. und seine unaufhörlichen Kriege hatten Frankreich verarmt, hieran hatte auch nichts der Verkauf von Adels- und anderen Titeln, die Verschlechterung der Münze und die Ausgabe von Papiergeld zu ändern vermocht.

MONUMENT CONSACRE A LA POSTERITÉ EN MEMOIRE DE LA FOLIE INCROY



Qui le croira qu'un tout jamais pense
Qu'en un siecle si sage un Systeme ourise
Fit du Commerce un Jeu de la Fortune

Et que ce Jeu pernicieux
Ensorcelant Jeunes & vieux
Remplit tous les esprits d'une yvresse commune

LA FORTUNE DES ACTIONS sur son Char conduit par la FOLIE, qui est assez reconnoissable par ses ... & par son ample Jupe de baleine, qui est aussi une folie du tems. Ce Char est tiré par les principales ... commencement à ce Négoce pernicieux, comme le Missisipi avec une jambe de bois, le Sud avec une ... plâtre sur l'autre. la Banque de [illegible] foulant aux pieds un serpent, la Comp. du West celle d'Assurance ... d'Angl. les Agens de ce commerce font tourner les roues du Char, ayant des queues de Renard pour m... rusés. On voit sur les rais les diverses Comp. tantôt hautes, tantôt basses, selon que tournent les roues ... versé avec ses livres & marchandises, & presque écrasé sous les roues du Char, une grande foule de ... sexe courent apres la Fortune pour atraper des Actions. Dans les nues est un Diable faisant des bou... billets que distribue la Fortune, a des bonnets de fous qui tombent en partage à quelques uns, & à de pet... sonnes. l'envie, le desespoir &c. La Renommée vole devant repandant par tout cette Contagion. L... a l'une des trois portes que l'on voit, savoir l'Hôpital des Foux des malades, & des gueux. A gauche es... Projet de Comp. pour Amsterdam, que la sage prévoyance des MAGISTRATS a d'abord suprim... la peine d'examiner, on decouvrira plusieurs choses, qu'on n'a pas cru devoir expliquer en detail ... sir d'avoir quelque chose a deviner. Cette FOLIE a pour Devise deux Têtes, dont l'une jeune & ... Actions, l'autre vieille & accablée de chagrins en marque la suite, par la Sentence Latine qui s... une belle aparence.

Flugblatt vom Jahre 1720



...tienschwindel. Kupferstich von Bernard Picart (1673–1733).

Es ist gut zu verstehen, wenn Frankreich angesichts dieser trostlosen Finanznot nur zu bereit war, den lockenden Versprechungen eines Law willig zu folgen. Zunächst erreichte Law durch ein Edikt des Herzogs von Orleans die Umwandlung seiner Bank in eine königliche Bank, wobei die Notenausgabe in die Hände des Staatsrats gelegt wurde. Mit einer äußerst beweglichen Phantasie schritt nun Law zur Verwirklichung zahlreicher Projekte, die bald gut, bald schlecht, schließlich in einer beispiellosen Finanzkatastrophe endeten. Es ist nicht möglich, die Vielseitigkeit aller seiner zahllosen Projekte hier auch nur anzudeuten, geschweige denn kritisch auszuschöpfen. Laws berühmte „Westgesellschaft" mit dem recht bedeutenden Kapital von 100 Mill. Livres, welche die von den Franzosen damals in Besitz genommenen Mississippi-Länder erschließen wollte, hatte sich wohl die großen holländischen und englischen Handelskompagnien zum Vorbild genommen. Law verstrickte die von ihm geleitete königliche Bank schließlich in eine endlose Zahl finanzieller Unternehmungen, deren richtige kritische Würdigung und Beurteilung wohl kaum dem Genialsten zuletzt möglich gewesen wäre. So pachtete Law die Tabaksregie, erwarb die Senegal-Kompagnie mit ihrem großen Warenlager und elf vollausgerüsteten Schiffen und brachte 1799 auch das Privileg der ostindischen, chinesischen und afrikanischen Handelskompagnie in seinen Besitz. Der Wert einiger der letzt erworbenen Gesellschaften war allerdings mehr ideeller Art und bot daher den Kapitalisten um so mehr Gelegenheit zu Spekulationen. Law machte die Agiotage in Frankreich bekannt und begründete hierdurch das Börsenspiel. Durch einen königlichen Erlaß wußte Law seiner Westgesellschaft das Münzregal auf neun Jahre gegen einen Pachtschilling von 50 Millionen zu sichern, was den Schotten in seinen Plänen nur noch kühner machte. Daß einem so waghalsigen Spekulanten wie Law schließlich auch gefährliche Gegner erstanden, war nur zu erklärlich. Zu letzteren rechneten die vier Brüder Paris, gleichfalls Emporkömmlinge, Söhne eines armen Schankwirtes aus der Dauphinée, die 1718 die Generalpacht für 48½ Millionen Frank übernahmen, dann aber von Law überboten wurden, nachdem der französische Staat durch einen Rechtsbruch die Brüder Paris ihres Generalpachtvertrages beraubt hatte. Law fühlte sich nun finanziell allmächtig und schritt im Sommer 1719 zur Ausgabe gewaltiger Mengen Aktien, die das Land förmlich überschwemmten. Sein Ruf war so gut, daß die Aktien mit hohem Agio bezahlt wurden, auch wußte Law in geschickter Weise ein Börsenspiel zwischen Stammaktien und Tochteraktien zu entwickeln, so daß er gewaltige Agiogewinne machte. Die Westgesellschaft, die nach Vereinigung aller Übersee-Handelsgesellschaften den Namen „Indische Kompagnie" annahm, wußte durch einen geschickten Werbefeldzug eine unbegrenzte Begeisterung für ihr Unternehmen zu erzeugen, so daß sich eine wahre Jagd nach ihren Aktien entwickelte. Letztere stiegen bis auf 800 Prozent ihres Nominalwertes. Law beging den verhängnisvollen Fehler, Geld mit Kapital und Papier mit Geld zu verwechseln. Die endlose Herausgabe neuer Aktien, die vom Publikum noch dazu mit hohem Agio übernommen wurden, versetzte Law in eine Fülle unermeßlichen Reichtums. Um sich volkstümlich zu machen, schenkte Law der Regierung eine Million Livres, damit dem Volk die Steuern auf Talg und Karten erlassen werden konnten. Für alles gab Law Aktien aus, ein bequemes, aber gefährliches Mittel, um zu Geld zu gelangen. Auch zur Bezahlung der Pacht für das Münzregal beschritt Law den Weg der Aktien-Emission. Nicht genug damit, gewährte Law dem Staat ein Darlehn von 1200 Mill. Livres, die auch wieder auf dem Wege der Aktie beschafft wurden. Denn die „Indische Kompagnie" war natürlich weit davon entfernt, auch nur annähernde Zinserträge für derartig unheimliche Aktienmassen aufbringen zu können. Fehlte es auch nicht an einsichtigen Leuten, so schweigte doch die Spekulation in einem wahren Taumel. Man fragte nicht nach dem inneren Wert der Aktien, sondern ergab sich blind dem Börsenspiel, das eines Tages schließlich doch zur Katastrophe reifen mußte. Gegenüber den gewaltigen Aktienmassen zeigten sich bald die Umlaufmittel als zu gering, so daß in höchster Eile entsprechende Notenemissionen vorgenommen werden mußten. Die Folge war, daß fast das gesamte Metallgeld aus dem Verkehr verschwand. Am Tage, da die Aktien zur Zeichnung aufgelegt wurden, spielten sich vor dem Gebäude der „Indischen Kompagnie" wahre Tumulte ab, da jeder durch die Gewinne an den Aktien in wenigen Tagen zum reichen Manne zu werden hoffte. Als dann das schwindelhafte Aktienspiel zusammenstürzte, beschleunigt durch eine ruhelose Arbeit der Notenpresse, erlebte Frankreich eine bis dahin noch nicht gekannte Finanzkatastrophe der schlimmsten Art. In der Generalversammlung der Gesellschaft vom 30. September 1719 wurde die unhaltbare Lage der „Indischen Kompagnie" offenbar, da sich die Verteilung der üblichen hohen Dividende nicht rechtfertigen ließ. Doch noch gab Law sein Spiel nicht verloren. Zunächst erwirkte er ein Verbot des Transports der Metallmünze und des Edelmetalls, um die Banknoten hierdurch zu stützen, dann ließ er den Wert des Louisdors herabsetzen, Werte von mehr als 500 Livres Edelmetall wurden beschlagnahmt. Law wußte weiter den Regenten zu bestimmen, daß im Februar 1720 die königliche Bank an die Kompagnie übertragen wurde. Doch alles half nichts, auch kein Verbot des Aktienhandels und die Schließung der Börse. Law war nicht mehr Herr der Sachlage. Die Kurse der Aktien fielen unaufhörlich; er ließ merkwürdigerweise den Kurs dann selbst herabsetzen, wodurch die Panik nur verschlimmert wurde. Ebenso ließ Law die Banknoten auf die Hälfte ihres Wertes herabsetzen, schließlich war die Regierung gezwungen, den Bankrott der Noten selbst auszusprechen. Es wurden zur Zahlung nur Noten von 10, 50 und 100 Livres zugelassen; bei höheren Werten mußten die Noten mit dem gleichen Betrag an Metallgeld in Zahlung gegeben werden. Endlich mußten im Oktober 1720 die Noten ganz außer Kurs gesetzt werden. Die Aktien der Kompagnie waren inzwischen von 18 000 Livres auf 40 Livres gefallen. Damit war der Zusammenbruch der Lawschen Unternehmen ein endgültiger geworden. Law ging in das Ausland, um hier 1729 in Venedig nach einem ruhelosen Wanderleben seine Tage zu beschließen. Seine zahlreichen Güter in Frankreich wurden beschlagnahmt Der Zusammenbruch der Lawschen Bank ergab einen Notenumlauf von 3 Milliarden; die tatsächliche Unterbilanz betrug 2500 Millionen Livres. Die Gläubiger erhielten nur etwa 1 Prozent. Frankreichs Volkswirtschaft war durch diesen gewaltigen Bankschwindel äußerst schwer erschüttert worden. Fast um dieselbe Zeit erlebte England durch seine berüchtigte Südsee-Gesellschaft einen sehr ähnlichen Aktienschwindel, ein geschichtlich nicht minder bemerkenswertes Finanz-Abenteuer.

Die Frage eines geschichtlichen Vergleichs des Lawschen Finanzsystems mit der Gegenwart liegt nahe; hier kann nur eine kurze Beantwortung versucht werden. Ein wesentlicher Unterschied ist allerdings gegeben. Während Law durch seine endlose Aktienherausgabe schließlich doch zu einer Verzinsung verpflichtet und gezwungen war, die er bei der fabelhaften Höhe der Gesamtschuld zuletzt nicht mehr aufbringen konnte, ist der Staat mit seinem Papiergeld von dieser schweren Verpflichtung einfach befreit. Soweit die Notenausgabe durch die Reichsbank erfolgt, trifft das natürlich nicht zu. Ein Staat mit einer ständig zunehmenden, wirtschaftlich unnatürlichen Papiergeldwirtschaft befindet sich im Zustand der finanziellen Unmoral, die ihm den Kredit auf dem Weltmarkt und zuletzt auch auf dem Inlandsmarkt raubt. Als Deckung für das ausgegebene Papiergeld dienen das Staatseigentum und die Steuerkraft des Volkes. Erscheint beides durch das laufende Papiergeld überzeichnet, so setzt ein Entwertungsprozeß des Papiergeldes ein, der allerdings nicht allein hiervon abhängig ist. Deutschland befindet sich gegenwärtig in einem ähnlichen Zustande. Schließlich bildet auch die Güterproduktion eines Volkes eine wesentliche Stütze der Währung. Das Steigen unserer Valuta beruht nicht zuletzt auf der zunehmenden deutschen Güterproduktion. Darum muß an unser Volk immer wieder der Ruf zur Arbeit ergehen, die uns allein aus dem herrschenden Finanzelend erretten kann.

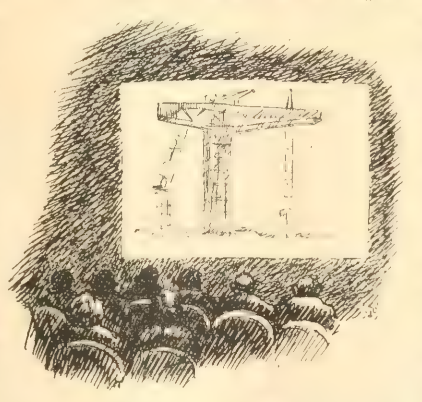
Zum Schluß sei noch der geschichtlich berühmten Assignaten-Wirtschaft gedacht, gleichfalls ein trübes Kapitel in der Finanzgeschichte Frankreichs. Die französische Nationalversammlung, von einer falschen Vorstellung vom Gelde beherrscht, faßte den Beschluß, die gesamte Staatsschuld mittels Papiergeldes zurückzuzahlen. Demgemäß wurde am 19. April 1790 ein Papiergeld geschaffen, Assignations-Anweisungen — von dem zuerst 400 Millionen Livres ausgegeben wurden. Als Sicherheit hierfür hatte man die auf 10 000 Millionen Livres geschätzten eingezogenen Güter des Adels und der Geistlichkeit bestimmt unter Einbeziehung der staatlichen Domänen. Man brachte die Güter zum Verkauf und nahm hierbei die Assignaten in Zahlung. Anfangs bewährten sich die Assignaten wie bares Geld, solange die Ausgabe in beschränktem Umfange vor sich ging. Als dann das revolutionäre Frankreich in Kriege verwickelt wurde, sah der Konvent zur Beschaffung der notwendigen Geldmittel keinen

anderen Ausweg, als fortlaufend neue Geldnoten herauszugeben. Bald erlitten die Assignaten gegen Metall ein Aufgeld, das auch nicht durch die Erklärung eines Zwangskurses verschwand. Bereits im Jahre 1793 wurden die Assignaten nur noch mit einem Drittel ihres Nennwertes bewertet. Die bequeme, aber verhängnisvolle Arbeit der Papiernotenpresse wirtschaftete den Wert der Assignaten im Jahre 1796 bis auf 1 Prozent herunter, denn man hatte bis dahin bereits über 45 Milliarden Assignaten herausgegeben. Es kam hinzu, daß zahllose Fälschungen hauptsächlich aus England nach Frankreich hinüberkamen, da man die Assignaten nur mit einfachen Lettern hergestellt hatte, so daß den Fälschern ihr Handwerk sehr erleichtert worden war. Endlich mußte man sich im Februar 1796 entschließen, die Assignaten außer Kurs zu setzen, sie wurden zu einem Dreißigstel ihres Nennwertes gegen ein neues Papiergeld, sogenannte Mandate, ausgetauscht. Auch hier erlitt das französische Volksvermögen gewaltige Verluste. Es fehlte damals nicht an grotesken Finanzscherzen, da man Zimmer mit diesen wertlosen 50 und 100-Frcs.-Assignaten als Tapete auskleidete. Alle diese historischen Beispiele zeigen uns, daß hinter jedem Papiergeld ein Wirklichkeitswert, also eine wirkliche Deckung, stehen muß. Es geht nicht an, die Papiernotenpresse ins Uferlose arbeiten zu lassen, da hierbei natürlich keine wirklichen Werte entstehen können oder geschaffen werden. Würde in der Papiernotenpresse die märchenhafte Kraft und Macht stecken, tatsächliches Geld zu schaffen, so hätte jeder Staat hierdurch das einfachste Mittel, seine Finanzen mit unbegrenztem Reichtum auszustatten. Die Ausgabe von Papiergeld ist nur so weit statthaft, als diese Summe durch bewegliche Werte des Volksvermögens gedeckt wird; ein kleiner Teil hiervon darf als Umlaufsmittel für die im Volksvermögen mit einzuschließende Arbeitskraft mit in Ansatz gebracht werden. Jede weitergehende Papiergeldwirtschaft muß in eine Mißwirtschaft ausarten und zu den schwersten Erschütterungen der Volkswirtschaft führen. Die Geschichte sollte hier zum Warner der Gegenwart werden.

Der Film im Dienste des Verkehrs, der Industrie und Technik

Von Albert A. Sander, Chefredakteur der Meßter-Woche.

Seit dem Beginn des Weltkrieges steht der Film als Propagandamittel unbestritten an erster Stelle. Erst der ungeheure Weltenbrand mit seiner Volksverhetzung hat dem auf dem Gebiete der internationalen Propaganda leider so unendlich rückständigen Deutschland die Augen darüber geöffnet, welch ein gefährliches und wirksames Werkzeug das Roll- und Wandelbild sein kann. Glücklicherweise ist aber diese Propaganda-Eigenschaft des Films nicht nur negativ, nicht nur zerstörend; mehr als fast alle anderen Mittel ist gerade der Film dazu berufen, aufbauend zu wirken.



Als vor etwa einem Jahrzehnt in den Vereinigten Staaten die „See America first"-Bewegung sich geltend machte, als die Professoren von den Kathedern, die Zeitungen, die „Magazine" anfingen, das amerikanische Publikum auf die Schönheiten des eigenen Landes hinzuweisen und es ihm zur moralischen Pflicht machten, zuerst das eigene Land zu bereisen und erst dann „über den großen Teich" zu fahren, da sah der findige Amerikaner sofort seinen besten Bundesgenossen in diesem „See America first"-Feldzuge im Film.

In der bekannten großzügigen Weise der Yankees wurden sofort Millionen von Dollar aufgewandt, und schon in kurzer Zeit sah man in jedem Kino des Landes, und sei es noch so klein, geradezu entzückende Film-Aufnahmen aus dem Yellowstone-Park, dem Yosemite-Thal, aus Kalifornien, Bilder von den Woll- und Tabak-Plantagen Virginias, Aufnahmen aus den Hochwäldern von Maine, kurz, was immer es an landschaftlichen Schönheiten in Amerika gibt, das sah man auf der weißen Wand an sich vorüberziehen, und zum Schlusse eines jeden solchen Landschaftsfilms, drüben „Travelogue" genannt, kam die stereotype Mahnung: „See America first!" Der Erfolg dieser Campagne war in der Tat hervorragend. Es bildeten sich in allen Städten Reisebureaus und Vereinigungen, welche Touren quer durch die Vereinigten Staaten vorbereiteten, und eine großzügige Reisetätigkeit innerhalb der Landesgrenzen war alsbald zu beobachten.

Bei uns in Deutschland ist man ebenfalls seit längeren Jahren dabei, den Film als Propagandamittel für den Reise und Fremdenverkehr zu benutzen, wenn auch noch nicht in dem Maße, wie dies wünschenswert wäre. Es gibt eine Reihe von Film-Fabrikanten, die sich mit der Anfertigung sogenannter „Beiprogramme" von Landschaftsaufnahmen befassen. Es gibt auch bereits viele einsichtige Stadtverwaltungen, Bäderverwaltungen, Verkehrs- und Reiseverbände, welche sich des Films seit längerer Zeit bedient haben und noch bedienen, aber es sind ihrer noch lange nicht genügend.

In der Tat eignet sich das lichtempfindliche Zelluloidband unendlich mehr für Naturaufnahmen als die starre photographische Platte. Um wieviel wirksamer ist die kinematographische Aufnahme des brandenden Meeres als eine einfache photographische Aufnahme davon. Im Film sehe ich die Wellen gegen die Felsen peitschen, sehe ich den Gischt gen Himmel spritzen in steter, wechselnder Form und Gestaltung. Auf die photographische Platte kann ich nur ein kurzes Momentlein der Schönheit bannen, die mir dann im Bilde starr und kalt entgegensieht. Man hat oft über die mangelnde Plastik der Filmaufnahmen gesprochen. Gerade bei Landschaftsaufnahmen aber läßt sich der Eindruck der mangelnden Plastik fast restlos verwischen. Wie leicht ist es z. B. im Film, einem hübschen Feldweg die nötige Tiefe zu verleihen. Ein Bauersmann, der ihn hinauf- oder hinuntersteigt, bewirkt das Wunder in einigen Minuten. Ein Baum im Film m u ß plastisch wirken, wenn seine Äste und Zweige im Winde rhythmisch auf und nieder, hin und zurück bewegt werden.

Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Vorteil des Films bei landschaftlichen Aufnahmen ist das „Panorama-Drehen". Hier arbeitet das Objektiv der Film-Kamera wie das menschliche Auge, der Stativkopf genau wie der Hals der Menschen. Man steht auf der Spitze eines Berges und schaut auf die unten sich ausbreitende Stadt. Auf der einen Seite beginnt man, langsam wendet man den Kopf zur Mitte und dann zur anderen Seite, bis man schließlich all die Herrlichkeit, die als Ganzes der Sehwinkel unserer Augen nicht zu erfassen vermochte, betrachtet und genossen hat. Genau so macht es die Film-Kamera, wenn eine Panorama-Aufnahme gemacht wird. Und wenn später der fertige Film aus der Projektionswand an uns vorüberzieht, so hat man,

vorausgesetzt, daß der Stativkopf eine tadellose Drehvorrichtung und der Operateur eine sichere Hand hatte, denselben angenehmen Eindruck, den man bei wirklichem Betrachten der Natur selbst hat. Es erübrigt sich wohl, über die verschiedenen anderen Aufnahmemöglichkeiten zu sprechen. Beliebt sind die Aufnahmen von einem fahrenden Zuge oder von einem Auto oder Wagen aus. In letzter Zeit sind dazu gekommen die Aufnahmen von Flugzeugen und Lenkballons aus der Vogelperspektive. Diese letztere Art der Aufnahme eignet sich indessen nicht für den Landschaftsfilm ausschließlich. Wohl aber erfährt ein solcher Film eine wertvolle Bereicherung dadurch, daß ihm eine Aufnahme einer Gegend, welche schon in Flächenaufnahme gezeigt worden ist, auch aus der Vogelperspektive beigefügt wird.

Wie schon gesagt, wird der Film in Deutschland bereits stark zur Verkehrspropaganda herangezogen. Selbst die konservativsten Badeverwaltungen lernen allmählich den Wert dieser Art der Reklame kennen, und schon aus manchem grau gewordenen Saulus ist ein Paulus der Filmpropaganda geworden. Noch ein Umstand, außer der Rückständigkeit gewisser Elemente, stellt sich dem Siegeszuge des landschaftlichen Propagandafilms entgegen: das ist die Unlust der Kinobesitzer, für irgendetwas anderes als ihren Spielfilmschlager Geld auszugeben, obwohl das Publikum, zumal das gebildete Publikum Naturaufnahmen fast ebenso gern sieht wie eine gefilmte Wochenchronik. Alle Predigten der verschiedenen Ligen und Verbände, die sich die Veredlung des Films und seine Anwendung zu Volksbildungszwecken aufs Banner geschrieben haben, fallen bei den Verleihern und noch mehr bei den Kinobesitzern auf taube Ohren. Es wird noch lange Zeit währen, bevor diese Herrschaften einmal so weit sind, daß sie nicht ausschließlich mehr auf die zu erwartenden Kasseneinnahmen bedacht sind, sondern sich dazu aufschwingen, auch ihr Teil zur Hebung des Bildungsniveaus unseres Volkes beizutragen. Der Landschafts- und Reisefilm muß aus der Rolle des Lückenbüßers, in der er jetzt trotz seiner künstlerisch technischen Ausgestaltung durch Virage (Färbung des Films), Überblendungen, Vignetten usw. noch steckt, heraus und zu einem vollwertigen Bestandteile des Programms werden.

Nicht weniger wichtig, oder vielleicht sogar noch wichtiger als auf dem Gebiete des Verkehrs ist der Film in der Industrie und in der Technik. Auch hier ist es wieder einmal von Nutzen, dem deutschen Geschäftsmann das Beispiel des fortschrittlichen und praktischen Amerikaners entgegenzuhalten. Der amerikanische Reisende, welcher heute von New York oder Boston aus nach Argentinien, Brasil, Chile oder Mexiko, nach China oder den anderen Ländern des Ostens fährt, schleppt nicht mehr wie früher seine fünf bis zehn, mehrere Zentner wiegende Musterkoffer mit. Diese Schinderei ist nur dem „Kollegen" aus der Modebranche reserviert geblieben. Der Mann der Industrie hat heute beim Verlassen der Vereinigten Staaten nur einen Koffer. In diesem befinden sich erstens ein kleiner Vorführungsapparat mit Steckkontakt an jede elektrische Lichtleitung passend oder mit Gas-Brennvorrichtung und zweitens eine Anzahl von Filmen von seinem Werk, das ihn auf die Tour schickt. An Ort und Stelle angekommen, packt er seinen Koffer aus, stellt den Projektionsapparat auf, und in zehn Minuten zeigt er seinen ausländischen Kunden nicht nur die Art der Ware, die er verkaufen will, sondern auch das Werk, in welchem sie hergestellt wird, den Fabrikationsvorgang, welcher die beste Gewähr für die Dauerhaftigkeit und Güte der Ware bietet. Kurz, der Film redet für ihn eine Sprache, die selbst die Kunst eines mit allen Hunden gehetzten und mit einer wahren Silberzunge versehenen Reisenden weit hinter sich zurückläßt. Auch der Engländer hat bereits die Vorteile dieser Art der Geschäftswerbung einzusehen gelernt. Erfreulicherweise mehrt sich die Zahl der deutschen Fabrikanten, welche den Kino-Aufnahmeapparat als Bundesgenossen sich verschrieben haben, in erfreulicher Weise. Man glaube nicht, daß ein Industriefilm nicht künstlerisch wirken könne. Wer schon einmal einen Industriefilm gesehen hat, in welchem gezeigt wird, wie unter einem Riesenhammer ein gewaltiger glühender Stahlblock wie durch Zyklopen fast wie Ton oder Lehm zusammengedrückt wird, wer einen solchen Film, vorausgesetzt, die Virage, d. h. die Färbung des Filmbandes zeigt die rechte Farbennuance, auf sich hat wirken lassen, der wird mir recht geben, wenn ich von der künstlerischen Wirkung eines Industriefilms spreche.



Auch der Industriefilm wird, ebenso wie der Landschaftsfilm, als Programmfüller von den Kinotheatern verwandt, und dies bedingt wieder, daß es mehrere Gattungen von Industriefilmen gibt. Der eine ist der, welcher für das große Publikum gemacht wird. Er darf nicht wissenschaftlich-technisch gehalten sein, sondern an ihn stellt man die Anforderung, daß er interessant und allgemeinverständlich ist. Dagegen ist der sogenannte „Werkfilm" der eigentliche Industriefilm ohne jeglichen andern Nebenzweck. Zur Herstellung eines wirklich guten Industriefilms ist vor allen Dingen nötig, daß die herstellende Firma über eine erste Kraft verfügt, welche die Kenntnisse eines Ingenieurs mit denen eines erstklassigen Filmaufnahme-Fachmannes, Regisseurs und Dramaturgen vereinigt. Würde man dem bestellenden Fabrikanten die Auswahl der aufzunehmenden Sujets und Arbeitsvorgänge überlassen, so würde gerade das, was bildlich am wenigsten wirksam ist, mit Beharrlichkeit und Ausdauer auf den Filmstreifen gebannt werden. Hier greift der Aufnahmeleiter ein. Da er selbst Ingenieur und Fachmann ist, weiß er, worauf es bei einer Maschine ankommt, kennt die Eigentümlichkeiten, welche der Fabrikant herauszukehren hat, um seine höhere Leistungsfähigkeit zu zeigen und zu begründen. Da er auch gleichzeitig Film-Fachmann ist, weiß er auch, wie der Arbeitsvorgang aufgenommen werden muß, um im Bilde wirksam zu sein. Dazu kommt, daß eine bloße Maschinenaufnahme nicht lebendig genug wirkt. Der Filmfachmann als Regisseur stellt einen Arbeiter oder mehrere in sein Bild hinein und läßt diese Leute einen besonders charakteristischen Handgriff tun, welcher die Eigenart des maschinellen Vorganges scharf beleuchtet. Da der Aufnahmeleiter auch gleichzeitig Dramaturg ist, weiß er, daß er gerade an dieser Stelle das packende Streiflicht einer Großaufnahme in das Gesamtbild einzuwerfen hat, und in hundertfacher Vergrößerung sieht der Beschauer den hochinteressanten und subtilen technischen Vorgang, welcher die Eigenart der neuen Maschine charakterisiert, deutlich und spannend interessant vor den Augen.

Was bei Industrieaufnahmen gilt, gilt auch von technischen Filmen. Auch hier braucht es einen nach beiden Seiten hin ausgebildeten Aufnahmeleiter. Handelt es sich um Eisenkonstruktionen, so kann man beim Film in geradezu hervorragender Weise mit Modellen arbeiten. Bei rechter Beleuchtung und richtig gewähltem Hintergrund kann z. B. ein Kranmodell in einer Größe von etwa 3 Meter wirken wie ein Riesenungetüm vom Panamakanal, ohne daß dem Beschauer auch nur eine Ahnung der Täuschung kommen könnte. Über den Wert der technischen und Industrieaufnahmen als Lehrfilme soll an dieser Stelle nicht gesprochen werden.

Es gibt fast keinen Zweig der Industrie, welcher sich nicht zur Verfilmung eignet. Es sind nicht allein die großen gewaltigen Hochöfen, die Riesenhammer und Pressen, die im Film wirken, sondern auch die kleinste, die subtilste Arbeit kann und muß im Film eine gewaltige Wirkung erzielen. Unter den letzten Industriefilmen der Deutschen Lichtbild-Gesellschaft befindet sich ein Film eines Porzellanwerkes, welcher geradezu vorbildlich ist. Nicht nur die Arbeitsvorgänge sind in künstlerischer Weise zur Darstellung gelangt, sondern auch die Produkte selbst, welche sonst im Bilde gewöhnlich steif und tot wirken, sind durch glückliche Beleuchtung, Bewegung und künstlerische Färbung des Filmbandes derartig herausgearbeitet und gemeißelt worden, daß

Wieder eine neue Medizin.

Ob sie helfen wird? „De Notenkraker".

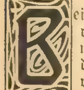
man den genannten Porzellanfilm ruhig ein Kunstwerk nennen kann und darf.

Zum Schlusse noch ein Wort über die versteckte Verkehrs- und Industrie-Propaganda. Lobenswerterweise findet man auch in einigen unserer großen Spielfilme die Tendenz, die Schönheit der deutschen Heimat zu zeigen oder das hohe Lied des deutschen Industriefleißes zu singen. Hier liegt eine der hohen Aufgaben des Films. Durch Bilder aus Deutschlands prächtigsten Gauen erwecke er die Liebe zu unserm leidenden Vaterland, und durch die Verherrlichung der Arbeit fördere er die Lust an produktiver Tätigkeit. Unterzieht sich der Film dieser Aufgabe, so trägt auch er ein gewaltig Teil zum Wiederaufbau unserer Nation und zur Wiederherstellung unseres einst so glücklichen Vaterlandes bei.

Als Freikorpsführer im Baltikum.

Von Hauptmann a. D. Cordt von Brandts.

IX.

ei Radziwiliszki stand ein Freikorps, das die westrussische Sache nur teilweise mitmachen wollte und nun kurz vor dem Abtransport stand. Es stach in der Hauptsache durch einen gewaltigen Orden hervor, einen goldenen Stern von der Größe einer guten Christbaumspitze, auf der linken Brust zu tragen, der für Verdienste um das Korps verliehen wurde. Außerdem besaß man noch eine Medaille für gute Pferdepflege und nach den Gefechten, die jetzt beschrieben werden sollen, trat ein Kreuz der Tapferkeit hinzu. Dieses ordensgesegnete Korps war äußerlich durch eine schwarze Fahne mit platzenden Bomben an den Ecken zu erkennen, die einem hohen Stabe im Lanzenschuh hinterher getragen wurde. Besagte Fahne stak an diesem Morgen am Ostausgang von Radzi, wo der Generalstabsoffizier ernst und gefaßt am Telephon saß und die zu schlagende Schlacht einleitete.

Die Lage war wieder einmal reichlich von Diplomatie getrübt.

„Also," hieß es, „Sie rücken vor. Da und da ist die Demarkationslinie, die der Feind überschritten hat. Sie müssen erst verhandeln. Geht er dann nicht, so wissen Sie, was zu tun ist, aber auf keinen Fall dürfen Sie die Linie überschreiten. Auch im Gefecht nicht. Befehl vom Generalkommando!"

Na— das war mal wieder so ein Auftrag, den der Deubel lotweise holen mochte.

Vom nächsten Dorfe aus ging Leutnant Berger mit einer weißen Flagge zu den Kameraden hinüber und bat sie höflichst, sich umgehend empfehlen zu wollen. Diese dachten aber gar nicht daran. Ihr Selbstbewußtsein grenzte an Aufgeblasenheit.

„Zurück? Im Gegenteil, wir wollen das Dorf noch haben, wo Sie augenblicklich stehen!"

Auch äußerlich hatten sich die Litauer seit unserer ersten Bekanntschaft im Mai gewaltig herausgemacht. Sie trugen zur Abwechslung amerikanische Uniformen. Wieder die Entente! Wieder der Zaun um das Konzentrationslager!

Ich ließ ihnen zehn Minuten Zeit geben, um ihre Sachen zu packen, und befahl, den Vormarsch nach Ablauf derselben zu beginnen. Noch war diese Frist nicht um, noch wehte die weiße Fahne, als plötzlich litauische Artillerie zwei Granaten kurz vor uns setzte und, ehe wir uns versahen, eine dritte mitten zwischen uns. Wir stürzten nach der Seite davon, wo eine Sandkuhle Deckung bot. Alles schimpfend und

fluchend. Block und ich waren an der Hand, Berger am Auge verwundet. Aber das waren nur Kleinigkeiten. Leutnant Poniß von der 1. Kompagnie war tot, ebenso mehrere Leute. Eine ganze Anzahl war schwerer verwundet. Und das alles von diesen Litauern, denen wir bisher nur geholfen hatten. Wutentbrannt gingen wir sofort zum Angriff vor. Die 1. Kompagnie mit Teilen der M.-G.-Kompagnie und einer sächsischen Kompagnie fanden den Gegner mit starken Kräften auf einer Höhe vor dem Dorfe Wielze, fest verschanzt, an See und Wald angelehnt, zur Verteidigung bereit. In rasendem Infanteriefeuer ging Block zum Sturm vor.

„Wilhelm von Kurland" wurde zweimal „durch die Flicken geschossen". Als aber der Hornist zum Sturm blies, flüchteten die heldenhaften Litauer troß dreifacher Übermacht. Auch rechts und links wurden sie von Nachbartruppen über die Linie zurückgeworfen.

Eine Woche später fiel es der Entente ein, eine neue Linie zu bestimmen, und wir mußten bis vor die Tore von Radzi zurück. Dadurch kamen wir militärisch in eine sehr ungünstige Lage. In Radzi lagerten große Bestände an Munition und Ausrüstung, welche die Truppen der Legion für ihren Marsch nach Dünaburg dort aufgestapelt hatten. Die Flugplätze der Fliegerabteilung Weinschaenk mit Material von Millionen Werten lagen so, daß sie beim Ausbruch von Feindseligkeiten sofort von Infanteriefeuer durch die Litauer bestrichen werden konnten.

Wir entsandten einen Verbindungsoffizier in das litauische Hauptquartier. Ebenso schickten die Litauer einen Offizier und dreißig Mann zu uns zur Behebung von Streitfragen und Zwischenfällen. Den ersten Verbindungsoffizier wies ich zurück, da er, ursprünglich Pferdeknecht, im Jahre 1918 Verrat an deutschen Truppen beim Anmarsch der Bolschewisten geübt hatte und außerdem allgemein in dem Rufe stand, ein ganz gemeiner Schieber zu sein.

Die sämtlichen Litauer, mit denen ich dienstlich zu tun hatte, machten von vornherein einen verkniffenen und hinterlistigen Eindruck, und ich hatte gleich das Gefühl, daß sie doppeltes Spiel trieben, eine Meinung, die sich später voll und ganz bewahrheitete.

Man muß ihnen allerdings zugestehen, daß sie mit vielen Klagen und Beschwerden über das Verhalten der deutschen Truppen im Recht waren.

Ein Erlaß unserer Regierung hatte uns als fahnenflüchtig erklärt, falls wir nicht bis zum 11. November die deutsche Grenze überschritten haben würden. Außerdem hatte sie uns die Zufuhr und die Unterstützung mit Bekleidung abgeschnitten. Infolgedessen war die Ausrüstung an Wäsche, an Mänteln und warmen Sachen derartig lückenhaft, daß bei der eingetretenen Kälte dringender Bedarf beigetrieben werden mußte. Die durch diese Verhältnisse entstandene Verwirrung benutzten lichtscheue Gesellen, um auf ihre Kappe zu „requirieren", „mal hinzuschauen" oder offen zu plündern. Es waren dies vielfach L e u t e , d i e k e i n e r T r u p p e m e h r a n g e h ö r t e n , oder solche, die sich aus Deutschland über die Grenze geschlagen hatten und i m R ü c k e n d e r T r u p p e n , unter falscher Flagge segelnd, ihren dunklen Geschäften nachgingen. Wer über das Treiben dieser Elemente Näheres wissen will, der lese Gustav Freytag, „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", „Aus dem Jahrhundert des großen Krieges", das Kapitel „Leben und Gewohnheiten der Soldaten".

Der Erlaß der deutschen Regierung war uns insofern äußerst schädlich, als er derartig finsteren Elementen eine Handhabe gab, sich ohne weiteres unseren Disziplinmitteln zu entziehen. Weniger schlimm war es, daß eine Anzahl von Mannschaften, durch die Androhung der Ausstoßung aus dem deutschen Untertanenverbande eingeschüchtert, sich vor dem 11. November abbefördern ließ. Es waren dieses doch nicht die zuverlässigen Elemente, deren wir bedurften, um unserer Aufgaben Herr zu werden. Der größte Teil der Leute harrte troß dieses Erlasses bei den Führern aus und stand treu zu uns, nachdem die Brücken abgebrochen waren und „die Nichtschwimmer die Halle verlassen hatten".

Wenig erfreulich war es, daß die Post plötzlich ausblieb. Ebenso sahen wir mit gemischten Gefühlen den letzten Zug von dannen fahren. Doch das waren alles Erscheinungen, die vorauszusehen waren und deren Beseitigung mit Energie in kurzer Zeit durchgeführt sein würde. Eine Angelegenheit, die uns weit schwerer traf, war die der Besoldung. Selbstverständlich hatte unsere Regierung die Löhnungszahlungen eingestellt. Wir mußten uns die Löhnung selbst zu beschaffen suchen. Die russische Westarmee hatte zu diesem Zweck die russischen Kronforsten mit Beschlag belegt. Aus dem Erlöse des zu verkaufenden Holzes sollte das viele Geld gewonnen werden, das zur Kriegsführung nötig ist. Bei den hohen Löhnungssätzen und den enormen Lebensmittelpreisen waren erhebliche Summen erforderlich. So brauchte das Stammbataillon meines Freikorps allein in einem Monat etwa 1 550 000 Mark, um existieren zu können. In diese Summe ist die Verpflegung und Bekleidung miteingeschlossen, Waffen und Munition dagegen nicht. Diese behielten wir und glaubten, das um so eher verantworten zu können, als die Entente der Deutschen Republik ja nur 80 000 Gewehre und 20 000 Karabiner zugebilligt hat, unsere Waffen bei einer Rückkehr also doch nur dem Schicksal verfallen mußten, entweder zerschlagen oder ausgeliefert zu werden. Da konnten wir sie hier doch besser und ehrenvoller verbrauchen.

Pferde und Material wurden bei unserem Uebertritt kommissarisch abgeschätzt und die Schuld zu Protokoll genommen, welche eines Tages von der russischen Regierung dem Deutschen Reiche zurückgezahlt werden mußte. Würde das Unternehmen vorzeitig zusammenbrechen, so glaubten wir Manns genug zu sein, die Werte nach Deutschland zurückzubringen, wie wir es später ja auch getan haben. Leider waren die Leute, welche man mit der Ausnutzung der ungeheuren Holzvorräte betraut hatte, nicht in der Lage, bis zum 1. November ihre Aufgabe so weit zu fördern, daß wir wenigstens einen Teil der Löhnung in deutschem Gelde auszahlen konnten als Behelf, weil das sogenannte Bermondgeld gedruckt worden, das zunächst nur aus 1-Markscheinen bestand, welche die Zahlmeister sackweise empfingen.

Von der Zivilbevölkerung wurde dieser „Bermondschmuß" nicht eben mit Begeisterung angenommen. Viele weigerten sich, es überhaupt zu nehmen. Da die Armee es aber innerhalb ihres Machtgebietes als Zahlungsmittel erklärt hatte, dessen Annahme befohlen war, kam es durch die leidige Geldfrage an allen Ecken und Enden zu Weiterungen und Zwistigkeiten. Natürlich schlugen die dunklen Ehrenmänner auch hieraus ihr Kapital, indem sie sagten: Ob ich mit wertlosem Papier bezahle oder überhaupt nicht, bleibt sich im Grunde genommen gleich.

Den Handelsleuten im Baltikum konnte man ihr Widerstreben nicht verargen. Im Laufe der letzten Jahre hat sich eine Flut der verschiedenartigsten Scheine in ihre Kassen ergossen. Da waren die Kerenski-Rubel, dort kurzweg „Kerenski" genannt, von den Bolschewisten nach der Elle abgemessen, zu Tausenden in den Handel gegeben worden. Daneben existierten die himmelblauen Scheine der Latwiga, deren Wert mit ihrer schönen Färbung nicht Schritt hielt. Jetzt kamen unsere Bermondmarkscheine dazu. Nur ungern nahm der Handelsmann sie alle drei mit wenig tröstlicher Aussicht an, sie eines Tages als Tapete benutzen zu können.

Bei allen diesen inneren und äußeren Schwierigkeiten und Sorgen, die auf dem Truppenführer lasteten, mußten wir unsere volle Aufmerksamkeit den Litauern zuwenden. Sie verstärkten ihre Armee täglich durch Zuzug von Truppen aus der Bolschewistenfront. Bald stand dem Freikorps mit dem Bataillon von Maltzahn fast die gesamte litauische Armee kampfbereit gegenüber. Der geringste Funke konnte dieses Pulverfaß entzünden. Mehrfach ließen die Litauer mir sagen, bei der geringsten Ausschreitung deutscher Truppen gegen litauische Untertanen würden sie ohne Rücksicht auf den Waffenstillstand zum Angriff vorgehen. Bei der großen Übermacht an Zahl mußte der Kampf für uns ein sehr harter werden. Nachgeben konnten wir auf keinen Fall, da dann unsere ganzen Vorräte verlorengegangen wären und der Feind durch eine Besetzung Schaulens die Bahnlinien nach Tilsit und Memel in die Hand bekommen hätte. Wir organisierten die Verteidigung durch Heranziehung aller Formationen bis ins kleinste und besetzten sogar eine Anzahl von unbespannten Geschützen, die wir den Depots entnahmen. Der Litauer ist kein großer Held, und wir hielten ihn ziemlich in Schach, das hinderte ihn allerdings nicht, bei Nacht und Nebel zwei unserer Feldwachen zu überfallen, wobei Handgranaten in die Wachstuben geworfen wurden, die mehrere Leute schwer verwundeten. Diese nächtlichen Überfälle entsprechen dem grundfalschen Charakter der Litauer.

Dem zweiten Überfall ließen wir die Strafe auf dem Fuße folgen. Oberleutnant von Maltzahn schoß ihnen ein Dorf, in dem ein Bataillon lag, mit Artillerie zusammen und ließ es durch Stoßtrupps säubern.

Als die Verhältnisse sich immer weiter zuspitzten, griff ich zu einer Kriegslist. Ich hoffte, dadurch den offenen Kampf so lange hinauszuschieben, bis die Abteilung Roßbach, welche lang durch Ostpreußen einen über vierhundert Kilometer weiten Marsch gemacht hatte, um uns zu Hilfe zu eilen, in Höhe von Schaulen eintreffen würde. Mit Roßbach vereint wäre es uns wohl möglich gewesen, die litauische Armee kleinzukriegen.

Die Kriegslist bestand darin, daß wir mit dem Mittagzuge eine Anzahl von Mannschaften und Offizieren ankommen ließen, die behaupteten, als Quartiermacher verschiedener Truppenteile von Tilsit vorausgeschickt worden zu sein. Sie machten offiziell Quartier für achthundert Mann. Am Abend mußten sich die Flieger unauffällig außerhalb der Stadt sammeln, von wo sie mit Musik und zahlreichem Troß in die Stadt einmarschierten. Nachdem sie auf dem Marktplatze kompagnieweise auf die Dörfer der Umgebung verteilt worden waren, marschierten sie mit lautem Hallo von dannen.

„Kameraden, wo kommt ihr her? Welche Truppe seid ihr?"

„Aus Tilsit! Sturmabteilung Roßbach!"

„Kommen noch mehr?"

„Noch allerhand Truppen und Artillerie!"

So schön wirkte diese List, daß schon nach zwei Stunden der litauische Verbindungsoffizier mit allen Zeichen des Schreckens zu mir gestürzt kam. Sein Brigadekommandeur wollte wissen, wo die vielen Truppen herkämen und zu welchem Zweck.

„Zur Aufrechterhaltung des Waffenstillstandes und zur Bestrafung heimtückischer Überfälle!" ließ ich ihm antworten.

Jedenfalls hatten wir die nächste Zeit Ruhe.

Zum Glück war die Eisenbahn wieder in Betrieb genommen.

Mitte November traten bei Riga und Bauske die unglücklichen Ereignisse ein, welche zum Zusammenbruch unserer Lettenfront führten. Es hat Leute gegeben, die damals noch glaubten, den hinterlistigen Litauern trauen zu können. Kaum war meine Truppe in aller Eile verladen worden, um im Norden zu helfen, als die Litauer in hellen Haufen gegen Rudzi zum offenen Angriff gingen. Oberleutnant von Maltzahn verteidigte die Stadt drei Tage und ging dann, Schritt für Schritt fechtend zurück. Er brachte den Litauern so starke Verluste bei, daß ihnen die Lust zum Angriff auf Schaulen verging. Von Amerikanern ausgerüstet, von den Engländern beraten, haben sich die Litauer wie die Letten zum Werkzeug gegen uns benutzen lassen.

(Schluß folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Tschitscherins Antwort auf die Note der Entente vom 1. Juli.

Nur ganz kurz ist in der deutschen Presse die Antwort des russischen Volkskommissars des Äußeren auf jene Entente-Note erwähnt worden, in der England seine Vermittlung zwischen Rußland und Polen anbot und zu einer gemeinsamen Konferenz des Völkerbundrates und der russischen Randstaaten in London aufforderte. Wir sind in der Lage, dieses denkwürdige Schriftstück in seinem Wortlaut wiederzugeben und lassen nur, des knappen Raumes wegen, den Sonderpassus über den General Wrangel fort. Die Note ist stilistisch, dialektisch und auch diplomatisch ein Meisterstück; sie enthält in unverblümten Wendungen die Absage an das famose Gebilde des Völkerbundes und die geplante Konferenz in London. Bezeichnend ist, daß Churchill angesichts dieses durchaus klaren Sinnes es wagte, in seinem bekannten Brief an die „Daily News", in dem er an Deutschland appelliert, von einem Wunsch der Bolschewisten nach einer allgemeinen Konferenz zu sprechen; das läßt darauf schließen, daß man es in England für besser gehalten hat, diese gründliche Abfuhr



Krassin, der Sowjet-Reisende.

„Als Vertreter der Moskauer Firma kam ich mit englischer Erlaubnis. Wenn Ihr Streichhölzer braucht, nehmt meine Muschik-Hölzer, Marke ‚Lenin und Trotzki'; damit kann man ganz Europa in Brand stecken."

„Le Rire".

der Ententepolitiker nicht allzu bekannt werden zu lassen — nur so konnte Churchill, ohne sofort Lügen gestraft zu werden, eine solche grobe Unwahrheit behaupten.

Die Note lautet in der Uebersetzung:

Die russische Sowjetregierung ist um so mehr erfreut, die Erklärung der britischen Regierung zu bestätigen, in der der Wunsch ausgedrückt wird, an der Herstellung eines allgemeinen Friedens in Ost-Europa mitzuwirken, da noch ganz kürzlich, zurzeit als die Komplikationen zwischen Rußland und Polen einsetzten, die zu dem polnischen Vormarsch gegen Rußland und die Ukraine führten, die britische Regierung unglücklicherweise nicht den gleichen Wunsch zeigte, an der Herstellung eines Friedens in Osteuropa mitzuarbeiten. Früher, nämlich zu der Zeit, als Sowjetrußland versuchte, einen Frieden mit den Grenzstaaten herzustellen, unterstützte die britische Regierung nicht die Erreichung dieses Zieles, und wieder, als die estnische Regierung Vorbereitungen traf, um einen Frieden mit Sowjetrußland im Dezember letzten Jahres abzuschließen, erhielt sie im Namen des Höchsten Rates eine Warnung.

Der gegenwärtige Wechsel in der Haltung Großbritanniens zu der Frage eines Friedens zwischen Sowjetrußland und anderen Staaten ist in vollkommenem Einklang mit den Wünschen Sowjetrußlands, dessen Wunsch, mit allen anderen Staaten in Frieden zu leben, auf den auch in dem letzten Schriftstück der britischen Regierung hingewiesen ist, fest und unabänderlich bestehen bleibt.

Mit Bezug auf Polen bleibt Sowjetrußland trotz des willkürlichen Angriffs dieses Staates gegen die Sowjetregierung den Prinzipien, die es so oft verkündet hat, treu wie zuvor, treu auch seinem ernsten Wunsche, friedliche Beziehungen zu allen Völkern herzustellen.

Jedoch die Frage einer Einstellung der Feindseligkeiten zwischen Rußland und Polen wird ungünstig durch die Tatsache berührt, daß seitens der polnischen Regierung keine direkte Erklärung an die Sowjetregierung ergangen ist, die Bezug auf den Wunsch hat, einen Frieden abzuschließen. Zahlreiche Äußerungen von Vertretern des polnischen Volkes sind zur Kenntnis der Sowjetregierung gelangt, in denen sich diese selbst in außerordentlich bitterer Weise über die politische Aktion der britischen Regierung in dieser Frage aussprechen, und in der Presse ist gleichfalls eine Information veröffentlicht worden über den Beschluß des polnischen Landtages, den Vorschlag eines Waffenstillstandes mit Sowjetrußland abzulehnen.

Die Sowjetregierung muß daher solche Vorschläge mit Vorsicht prüfen, solange sie nicht direkt von der beteiligten Regierung kommen, und solange die Gefahr besteht, daß die Haltung der polnischen Regierung nicht übereinstimmt mit den Erklärungen anderer Regierungen, die in dem Namen Polens sprechen.

Die Notwendigkeit einer direkten Verbindung von der polnischen Regierung zu der Sowjetregierung ist in diesem Falle dringender, als die frühere Haltung der britischen Regierung in dem Konflikt zwischen Polen und Rußland kaum als ein Grund angesehen werden kann, daß sie die Rolle eines Vermittlers zwischen Polen und Rußland übernimmt.

Wenn zu der Zeit, als die polnische Republik ihren willkürlichen Angriff gegen Rußland und die Ukraine vorbereitete, die britische Regierung nicht nur keinen Versuch machte, diesen Angriff zu hindern, sondern selbst die Mitteilung der Sowjetregierung an die Ententeregierungen über diese Frage unbeantwortet ließ; wenn zu der Zeit, da die polnische Offensive als Resultat ein militärisches Unglück für Polen gebracht hat, die britische Regierung die Rolle eines Vermittlers annehmen möchte, um die Feindseligkeiten einzustellen, die für Polen so unglücklich geworden sind, entsteht daraus für die britische Regierung eine Lage, die ihr die Rolle des unparteiischen Dritten nimmt, die allein die Vermittlung zwischen den Kriegführenden möglich macht.

Es ist gleichzeitig notwendig, die britische Regierung daran zu erinnern, daß sie selbst den Status, der durch die Annahme des Memorandums vom 1. Juli durch Rußland eintrat, als den Status eines Waffenstillstands bezeichnet hat, und daß sie dadurch sich selbst als eine gegen Sowjetrußland kriegführende Macht hingestellt hat — eine Tatsache, die in keiner Weise eine normale Grundlage für die Anerkennung seiner Rolle als Vermittler zwischen Sowjetrußland und einem anderen Kriegführenden schaffen kann.

Mit Bezug auf die britische Regierung hat die russische Regierung in ihrer Antwort zu dem Memorandum vom 1. Juli eine absolut versöhnliche Erklärung abgegeben, die die Annahme aller Bedingungen der britischen Regierung einschließt. Sie hat auf diese Art gezeigt, daß es ihr ernstlicher Wunsch ist, alle Konflikte vollständig zu beseitigen und einen endgültigen Frieden mit Großbritannien herbeizuführen. Sie wünscht ferner, den Frieden mit Polen herzustellen und betrachtet zur Erreichung dieses Zieles die direkten Verhandlungen mit Polen, ohne eine „Einmischung" von außen, so notwendig wie die direkten Verhandlungen mit Großbritannien in seinen Beziehungen zu dem letzteren.

Die Sowjetregierung ist um so weniger geneigt, die vorgeschlagene Vermittlung in den Verhandlungen mit Polen anzunehmen, als die Versöhnung mit Polen (die ernstlich gewünscht wird), in solchem Falle nur gehindert werden kann, angesichts der untergeordneten Rolle, die Polens Interessen und Schicksal im Vergleich zu den fremden Interessen einnehmen, die im Bereich der Beziehungen zwischen Sowjetrußland und einer dritten Macht liegen.

Mit einer Offenheit, die allein alle Mißverständnisse zwischen den beiden Regierungen beseitigen kann, wagt es die Sowjetregierung, die britische Regierung daran zu erinnern, daß, als ein Mitglied derselben im Unterhause die Hilfe verteidigte, die Denikin und Koltschak geleistet wurde, er diese Aktion der Regierung damit rechtfertigte, daß der Kampf Denikins und Koltschaks gegen die Sowjetregierung eine Hilfe in der Verteidigung Indiens und der britischen Interessen in Asien darstelle; im allgemeinen eine Hilfe gegen die Gefahren, die sie angeblich bedrohen. Vor kurzer Zeit, als die Spitze der englischen Regierung mit dem Führer der russischen Handelsdelegation verhandelte zur Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen, verwies er auf Beziehungen zwischen Rußland und den zahlreichen anderen Staaten als auf Tatsachen, die auf die Handelsbeziehungen zwischen Rußland und England einen Einfluß haben können.

Die Sowjetregierung ist der Meinung, daß eine Versöhnung mit Polen erfolgreich nur dann erzielt werden kann, wenn die Interessen beider Parteien in Berücksichtigung gezogen werden, da sich diese Interessen auch leicht vereinigen lassen; und dieses Ziel wird außerordentlich schwer zu erreichen sein, wenn diese Interessen denen einer dritten Macht untergeordnet werden.

Die arbeitenden Klassen Rußlands wünschen eine volle und rückhaltlose Aussöhnung mit Polen, und um dieses Ziel zu erreichen, hält es die Sowjetregierung für notwendig, all das von der Aussöhnung auszuschließen, was nicht zu den Interessen und Wünschen der beiden Völker und der Regierungen gehört.

In dieser Aussöhnung mit Polen findet die Sowjetregierung es notwendig, neben den Interessen der russischen arbeitenden Massen nur die Interessen und Wünsche der polnischen arbeitenden Massen zu berücksichtigen, und findet es daher möglich, den Frieden mit Polen nur durch direkte Verhandlungen mit diesem zu erzielen.

Die Sowjetregierung muß ferner darauf hinweisen, daß sie bereits „ohne fremde Einmischung" vollständige Versöhnung mit drei Nachbarstaaten erreicht hat, und daß Estland mit Rußland Frieden schloß, trotz der Warnung des Höchsten Rates; daß der Vertrag zwischen Rußland und Georgien, während der Verhandlungen zwischen der russischen Handelsdelegation und der britischen Regierung, eine vollständige Überraschung für die letztere war; und daß die britische Regierung ohne jegliche Information über den Frieden zwischen Rußland und Litauen war, als sie in ihrem Ultimatum vom 12. Juli auf Litauen verwies als einen der Nachbarstaaten, mit dem Rußland noch Frieden zu schließen habe.

Die Sowjetregierung meint, daß sie mit dem gleichen Erfolg einen Frieden mit Polen durch direkte Verhandlungen abschließen kann, wie es dies mit drei anderen Nachbarstaaten getan habe.

Die Sowjetregierung hält die Einmischung einer Gruppe von Regierungen, die sich der Völkerbund nennt, in die Friedensverhandlungen zwischen Rußland und Polen für noch weniger zulässig, deren Statuten die bri-

tische Regierung in ihrem Ultimatum vom 12. Juli anführt.

Die russische Regierung hat niemals von dem sogenannten Völkerbund eine Mitteilung über seine Gründung und sein Bestehen erhalten, und sie hatte niemals eine Gelegenheit, einen Beschluß über die Anerkennung oder die Nichtanerkennung dieser Staatenverbindung zu fassen.

Als sich die Sowjetregierung aus inoffiziellen Presseberichten mit den Artikeln dieses sogenannten Völkerbundes vertraut machte, konnte sie die Tatsache nicht übersehen, daß nach Artikel 17 die Nichtmitglieder im Falle eines Konfliktes mit einem Mitgliede des sogenannten Völkerbundes aufgefordert werden können, sich dem Urteil zu unterwerfen, als wenn sie Mitglieder wären. Die Sowjetregierung kann in keiner Weise zugeben, daß eine Gruppe von Mächten sich die Rolle einer höchsten Körperschaft über alle Staaten der Welt anmaßt; und, über die volle Unverletzlichkeit der souveränen Rechte des arbeitenden russischen Volkes wachend, weist die Sowjetregierung absolut die Prätensionen irgendeiner fremden Machtgruppe zurück, die sich die Rolle eines höchsten Herrn über das Schicksal anderer Nationen anmaßt. Daher weist sie jede „Einmischung" dieser Gruppe in der Sache des Friedens zwischen Rußland und Polen absolut zurück.

Direkte Verhandlungen mit Polen sind in voller Harmonie mit den Wünschen der Sowjetregierung, und sie erklärt daher, daß, falls die polnische Regierung an Rußland Vorschläge richtet, um in Friedensverhandlungen einzutreten, die Sowjetregierung diese Vorschläge nicht zurückweisen wird und auch in dem freundlichsten Sinne alle dazu helfenden Vorschläge zu einem Waffenstillstande oder zu anderen Mitteln prüfen wird, die geeignet sind, die Friedensverhandlungen zu fördern.

Die Sowjetregierung drückt ebenso ihre Bereitwilligkeit aus, einer Territorialgrenze zuzustimmen, die für die polnische Bevölkerung günstiger ist als die Grenze, die der Höchste Rat im letzten Dezember vorgeschlagen hat, und die von der britischen Regierung in ihrem Ultimatum vom 12. Juli vorgeschlagen wurde.

Die Sowjetregierung kann nicht unerwähnt lassen, daß diese Grenze von dem Höchsten Rat zusammengestellt wurde unter dem Druck gegenrevolutionärer russischer Elemente, Anhänger der russischen Kapitalisten und Grundbesitzer, und daß z. B. in dem Bezirk Cholm der Schiedsspruch des Höchsten Rates klar den Einfluß dieser gegenrevolutionären Elemente wiedergibt und den Wünschen der antipolnischen Politik der zaristischen und russischen imperialistischen Kapitalistenklasse folgt.

Sowjetrußland ist im allgemeinen gewillt, in den Friedensbedingungen mit Polen den Wünschen und den Interessen des polnischen Volkes um so mehr nachzukommen, je mehr das polnische Volk in seinem internen Leben einen Weg einschlägt, der eine solide Grundlage für wirklich brüderliche Beziehungen zwischen den arbeitenden Klassen Polens, Rußlands, der Ukraine, Weißrußlands und Litauens schafft und Garantien herstellt, daß Polen aufhört, ein Instrument der Aggression und der Intrige gegen die Arbeiter und Bauern Sowjetrußlands und anderer Länder zu bilden.

— — — — — — — — — — —

Die Sowjetregierung ist der Ansicht, daß der Vorschlag, in London eine Konferenz von Vertretern Rußlands, Polens, Litauens, Lettlands und Finnlands einzuberufen, die Folge ungenügender Information der britischen Regierung ist in betreff der Beziehungen der russischen Republik zu ihren Nachbarn. Der Friedensvertrag zwischen Rußland und Litauen wurde am 12. Juli gezeichnet, und die Verhandlungen zwischen Rußland und Lettland und Rußland und Finnland werden unabhängig fortgeführt ohne fremde Einmischung, und ihre weitere Fortsetzung nach der gleichen Richtschnur bildet das beste Versprechen für ihren erfolgreichen Abschluß.

Belebt von dem ernstesten Wunsch, allen Konflikten und dem Kampfe zwischen Rußland und Großbritannien ein Ende zu bereiten und einen endgültigen Frieden mit Großbritannien zu erzielen, setzt die Sowjetregierung ihre Hoffnungen auf die Delegation, für die sie nach London weitere Mitglieder sendet, um die Verhandlungen mit der britischen Regierung fortzuführen, auf der Basis des britischen Memorandums vom 1. Juli und der Antwort der Sowjetregierung vom 7. Juli, in dem Wunsche, eine volle Übereinstimmung mit Großbritannien zu erzielen. Dieses Ziel wird um so sicherer erreicht werden, wenn alle neuen und fremden Elemente ferngehalten werden, die nur Schaden an dem Beginn einer Besserung in den Beziehungen zwischen Rußland und Großbritannien anrichten könnten.

Gez. Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten

Tschitscherin.



Wie sich die Unabhängigen die Entwaffnung — der andern — vorgestellt haben...

Deutsche Karikaturen



„Kriegerikrieg!“ kräht der gallische Hahn,
„Noch ist Polen nicht völlig verratzt!“
Er wird aufgeblasen hilfreich nahn,
Falls er nicht vorher platzt!

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. Verantwortlich für die Redaktion: i. V. Dr Konrad Elert, Berlin-Charlottenburg.

Preis 1.— Mark



Nummer 31 | 28. August 1920 | 2. Jahrgang

Wenn es auch schlimm um Polen steht —

die Entente kommt immer noch zur Zeit.

Französisches Doppelspiel in Oberschlesien.

Von Paul Roland.



Oberschlesien ist tatsächlich zurzeit vom Reiche abgetrennt; die Regierungsgewalt ruht in den Händen der Interalliierten Kommission, die nach § 3 des Anhanges zum Artikel 88 des Versailler Friedens alle durch die deutsche oder preußische Regierung bisher gehandhabten Befugnisse besitzt und außerdem an die Stelle der Regierung, der Provinz oder des Regierungsbezirks getreten ist. Die deutsche Reichsregierung und die Preußens, mit diesen Bestimmungen in dem von französischen und italienischen Truppen besetzten Gebiet völlig ausgeschaltet, kann mithin in keiner Weise für die oberschlesischen Unruhen verantwortlich gemacht werden. Mit der Verantwortung sind allein die gegenwärtigen Machthaber belastet, und zwar bis zu dem Augenblick, wo nach erfolgter Abstimmung endgültig das Schicksal Oberschlesiens entschieden wird. Die Abstimmung hat stattzufinden nicht früher als sechs Monate und nicht später als 18 Monate nach dem Amtsantritt der Kommission.

Die im Friedensinstrument vorgesehenen Abstimmungen haben überall bereits stattgefunden, nur die Oberschlesier durften sich noch nicht für oder gegen den Anschluß an Deutschland entscheiden. Gründe, weshalb dieser Schwebezustand herrscht, sind nicht angegeben worden, aber sie sind mit den Händen zu greifen: Die Bevölkerung soll zermürbt werden, und je länger die Wartezeit ist, um so eher läßt sich dies Ziel erreichen. Die Entente spekuliert auf den deutschen Erbfehler der Uneinigkeit, und nicht mit Unrecht. Tauchte doch der Gedanke auf, Oberschlesien von Preußen mittels der Verleihung einer Autonomie abzuspalten. Der vormalige Bundesstaat Preußen sollte in eine Reihe von Zwergstaaten zerlegt und zu dauernder Ohnmacht verurteilt werden. Je ärger die Berliner Mißwirtschaft zutage tritt, um so begieriger wird diesem „Ideal“ nachgejagt, und es gab eine Zeit, wo es in den verschiedenen Provinzen Anhänger in Menge fand. Dann setzte die Freistaatbewegung ein, unterstützt durch eigene Preßorgane, und die Republik Oberschlesien spukte lange in den Köpfen. Sie wäre als selbständiges, aber nicht lebensfähiges Staatsgebilde ein Tummelplatz für polnische Anschlußwünsche geworden, und als diese Aussicht zerrann und die Vernunft wieder die Oberhand gewann, schob die Kommission den Abstimmungstermin erneut hinaus. Aber sie war nicht müßig. Die Mißerfolge der Polen in Ostpreußen mußten inzwischen in Vergessenheit geraten und durch verdoppelte Propaganda wettgemacht werden. Zu dem Zweck wurde ihr von der Entente nichts in den Weg gelegt und die Politik der Nadelstiche gegen die Deutschen fortgesetzt, die polnischen Übergriffe geduldet, bis der überspannte Bogen brach und das ganze Land in Aufruhr geriet: der Bürgerkrieg ist im Gange. Vergeblich fragen wir, warum die Ententetruppen nicht sofort die Grenze gegen das polnische Militär und die von Polen hereinströmenden Banden gesichert haben. Hier liegt offenbar eine Pflichtverletzung der interalliierten Kommission vor. Sie hat sich zunächst darauf beschränkt, gegen das Tendenzgerücht zu protestieren, als ob sie „Polen während der jetzigen schwierigen Lage Waffenhilfe zu leisten beabsichtige“. Inzwischen gingen jedoch deutsche Ortschaften in Flammen auf, die Bewohner, soweit sie nicht von den raubenden Horden niedergemetzelt wurden, flüchteten — und die polnische Propaganda der Tat lieferte eine Kostprobe von dem, was die Deutschen zu erwarten haben, wenn sie bei der Abstimmung unterliegen sollten.

Bezeichnenderweise haben die Franzosen dort das Heft in der Hand; die Italiener, die an der Lieferung oberschlesischer Kohle interessiert sind, scheinen sich mehr im Hintergrund zu halten, die Engländer wollen, nachdem der Fall Wrangel provisorisch eingesargt worden ist, offenbar sich nicht einmischen, um den französischen Bundesgenossen nicht zu verschnupfen, und die Vereinigten Staaten, die als vierte Macht in der Kommission vertreten sind, haben bisher nichts verlauten lassen, wie sie sich zu dem polnischen Einbruch zu stellen gedenken. So durften die durch ihre vorläufigen Erfolge gegen die Russen toll gewordenen Horden ungehindert den Versailler Frieden verletzen und den Randbezirk Oberschlesiens besetzen. Allerdings hat in letzter Stunde die Entente-Regierung sich zur Dämpfung des Aufruhrs verstanden, aber doch nur, weil sich die oberschlesische Frage zu einem europäischen Skandal auszuwachsen anschickte.

Das bisherige passive Verhalten kam einer Begünstigung der polnischen Schützlinge Frankreichs gleich und läßt den Verdacht aufsteigen, daß mehr dahintersteckt. Das Saarbecken befindet sich in französischen Händen, die Ruhrkohle ist ihnen gleichfalls zugesichert, stockt deren Ablieferung, und sie würde stocken, sobald die Polen sich der oberschlesischen Kohlenforderung (24,85 v. H. der deutschen Gesamterzeugung) bemächtigen könnten, dann ist die Frage für Deutschland brennend geworden, ob seine Bevölkerung im Winter erfrieren und seine Industrie einer unheilbaren Lähmung anheimfallen soll. Wir werden vertragbrüchig werden müssen, d. h. wir werden den ersten Schritt dazu mit der Besetzung des Ruhrgebiets büßen müssen. Schon jetzt fordert die nationalistische Presse vom Schlage der „Liberté“ zu Zwangsmaßnahmen auf. Warum? Weil die französischen Besatzungstruppen Verluste an Toten und Verwundeten gehabt haben, ohne daß die deutsche Regierung überhaupt imstande war, einzugreifen. Was bedeuten also Zwangsmaßnahmen, gegen wen? Die Kattowitzer sind damit allein sicherlich nicht gemeint; ihnen liegt nichts daran, die loyale Durchführung des Versailler Friedensvertrages zu vereiteln; im Gegenteil, je früher die Abstimmung erfolgt, um so eher wird Ruhe einkehren. Die Zwangsmaßnahmen sind also an einem anderen Punkt zu gewärtigen, im Westen, wo wir wissen, daß bedeutende Ansammlungen von französischen Truppen, aller Ableugnungen ungeachtet, stattfinden. Deutschland soll durch Ausnutzung der oberschlesischen Wirren in die Zwangslage gebracht werden, die Kohlenlieferungstermine nicht innezuhalten. Das ist der Sinn der dunklen Drohung, und sie kann einem so wehrlosen Lande gegenüber um so leichter verwirklicht werden, als dessen Regierung, wie ihr Verhalten in der Angelegenheit des Waffen- und Munitionstransportes nach Ostpreußen erhärtet, an einer bemitleidenswerten Schwäche krankt. Der Begriff der Staatsgewalt ist der Auflösung verfallen. Jede Einzelgruppe vermag den Regierenden ihren Willen aufzunötigen, und was heute die Eisenbahner durchsetzen, werden morgen die Bergarbeiter mit demselben Erfolge versuchen. Was unter diesen Umständen das Reich aufrechterhält und seinen Fortbestand ermöglicht, ist die geheime gegenseitige Eifersucht der Ententemächte, und diese bewahrt unser unglückliches Land vielleicht vor dem Äußersten, indem sie das französische Doppelspiel durchkreuzt. Im Gutachten der deutschen Sachverständigen in Spa ist die Bedeutung Oberschlesiens für den Wirtschaftsorganismus Deutschlands statistisch dargelegt und auf Verkürzung der für die Entente bestimmten Ruhrkohlen-Mengen hingewiesen worden, die eine Abtretung dieses Gebiets zur Folge haben muß. Schieben die mit der Bezeichnung „Treuhänder“ verzierten Franzosen diese zahlenmäßigen Belege kaltlächelnd beiseite und nehmen weiterhin in der bisherigen Weise für die Polen Partei, so geben sie damit dem Verdacht, sich am Ruhrgebiet schadlos halten zu wollen, neue Nahrung. Sie könnten dabei allerdings die Rechnung ohne die Bergarbeiter gemacht haben.

Die geplanten Linien des englischen Reichsluftdienstes.

Die Vorarbeiten zur Einrichtung eines englischen Reichsluftdienstes.

Von Albert Bencke, München.



England strengt heute alle Kräfte an, nicht nur der Welttransporteur auf dem Wasser zu bleiben, sondern der Welttransporteur auch in der Luft zu werden. Die internationale Luft-Konvention, die vor kurzem von allen ehemaligen Alliierten mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, Japans und Kanadas geschlossen wurde, und der auch Holland, die Schweiz, Schweden und Norwegen beitreten werden, ist zwar dem Anschein nach hauptsächlich der Arbeit Frankreichs zu verdanken, das auf dem Gebiete des Luftverkehrs die führende Nation zu werden hofft, aber es ist klar, daß die Früchte dieser Vereinbarungen, aus rein geographisch-politischen, dann aber auch aus wirtschaftlichen Gründen England zufallen werden, das auch bereits in dem gleichzeitig mit der Unterzeichnung des Übereinkommens gegründeten Internationalen Komitee für Luftschiffahrt die Dinge so ziemlich nach seinem Willen lenkt, was ja natürlich zurzeit auch Frankreich und den anderen Vertragschließenden zugute kommt. Frankreich hat heute trotz seiner auf vielen Gebieten (man denke nur an den Wiederaufbau im zerstörten Teil) herrschenden Verschwendung und seinem anscheinenden Geldüberfluß gar nicht die Mittel, um mit England in bezug auf die Einrichtung eines Weltluftdienstes in Wettbewerb zu treten, während für England die Schaffung eines solchen eine gewaltige Neubelebung des Reichsgedankens, eine durch kein anderes Mittel in gleicher Weise erreichbare Verteidigungsmöglichkeit und Verbindung der weit entlegenen Gebiete und dadurch eine Sicherung des Reichsgefüges im Sinne des englischen Imperialismus herbeiführt. Die Einrichtung eines Reichsluftdienstes ist daher für England nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in militärisch-politischer Hinsicht eine Frage ersten Ranges; und daß man sich dessen bewußt ist, zeigt die unablässige Arbeit, die man seit Abschluß des Waffenstillstandes darauf verwendet hat.

Bekanntlich hat England heute in Winston Churchill nicht nur einen Luftverkehrsminister, sondern auch in Generalmajor Sykes einen Reichsluftmarschall und in Sir Geoffrey Salmond einen Reichsvizeluftmarschall. Die obersten Stellen wären also, abgesehen vom Minister, mit Männern besetzt, die bereits bald nach Abschluß des Waffenstillstandes den größten Teil des englischen Imperiums überflogen und aus eigener Anschauung kennengelernt haben, welche Schwierigkeiten es hier zu überwinden gibt. Salmond ist kurz nach Abschluß des Waffenstillstandes von Kairo über Indien nach Australien, Sykes von Kairo nach dem Kap, Sir John Aucland über den Atlantischen Ozean nach New Foundland geflogen, und so sind damals schon, kaum daß der Kanonendonner an der Front verhallt war, die ersten großen Erkundungsflüge zur Schaffung des künftigen Reichsluftdienstes vorgenommen worden. Diese Flüge wurden mit Mut, Geschick und Ausdauer durchgeführt, und seit damals hat die Arbeit nicht geruht, so daß sich heute schon das Bild des Aufbaues dieses künftigen Reichsluftdienstes zu gestalten beginnt.

Der Kopf, das geistige Zentrum dieser großen Luftverkehrsorganisation, wird sich natürlich in London befinden, aber die eigentliche Mitte, gleichsam die Nabe des Rades, von welcher als Speichen die künftigen Luftverkehrslinien ausstrahlen, wird Kairo sein. Kairo liegt halbwegs zwischen England und Indien, wie dieses halbwegs zwischen Ägypten und Australien liegt. Kalkutta in Indien bildet so

ein Nebenzentrum der Luftverkehrslinien, das neben seiner wirtschaftlichen noch große politische Bedeutung dadurch erhält, daß von hier aus, mit Kairo gewissermaßen als strategischer Basis, die militärische Beherrschung Indiens von oben, aus dem Luftreiche her, gesichert werden kann; eine Sicherung, der man in England heute größere Bedeutung beimißt als jener durch die Landstreitkräfte. Aus diesem Grunde soll auch nach dem aufgestellten Plane die Einrichtung der Luftlinie Kairo—Kalkutta die erste sein; sie wird auch in rein finanzieller Hinsicht zu jenen gehören, die im Vordergrunde stehen, denn sie wird schnell große Erträge bringen, sobald die Hauptnebenlinien im indischen Netz, das unter die Leitung eines eigenen Direktors gestellt wird, eingerichtet sind. Die Leitung des Hauptweges Kairo—Kalkutta wird aber in den Händen der in Kairo sitzenden Organisation Ägypten-Indien liegen, der auch der indische Direktor, soweit Imperiumsfragen in Betracht kommen, unterstellt ist. Die Linie Ägypten—Kalkutta ist bereits festgelegt; die Stationen sind mit Landungsplätzen, Benzin, Reservemaschinen, Werkstätten ausgerüstet, größere Aerodrome sind an manchen Orten, ein besonders großes in Kalkutta in Bau, wobei ja, wie erwähnt, der militärisch-politische Gesichtspunkt in Betracht kommt. Die Linie verläuft von El Kantara über die Sinaiwüste, Damaskus, Syrische Wüste, Bagdad, längs des Tigris nach Basra, längs der Nordküste des Persischen Meeres nach Karachi an der indischen Küste, dann über Nasirabad, Delhi, Cawnpur nach Kalkutta, mit einer Hauptabzweigung von Nasirabad nach Bombay, wo ebenfalls ein großes Aerodrom in Bau ist. Der Verkehrsmittelpunkt der indischen Linien wird in Delhi liegen, während die Aerodrome, die in Kalkutta und Bombay gebaut werden, zu den künftigen Luftzwingburgen Indiens ausgebaut werden können. Hier gehen tatsächlich die wirtschaftlichen und politischen Interessen Hand in Hand, und der Luftsoldat folgt dem Luftverkehrsmann. Auf dieser Hauptlinie des künftigen englischen Reichsluftdienstes sollen vorläufig nur schnellfahrende Flugzeuge verkehren, während für andere Linien (Indien—Australien) auch Flugboote und Luftschiffe vorgesehen sind. Man hat berechnet, daß man mit den besten zurzeit in England verfügbaren Zwillingsmaschinen den Gestehungspreis pro Tonne und englische Meile auf 10 Schilling festsetzen muß. Eine Strecke von 1000 englischen Meilen würde also 500 Lstr. an Selbstkosten erfordern, welcher Betrag durch ein auf den Luftdienst zu übertragendes Postmonopol für gewisse Kategorien von Postsachen leicht hereinzubringen ist; beträgt doch heute pro Woche die Briefpost England—Ägypten 2000, Indien 8500, Australien 7000, Kap 4000, Neu-Seeland 2500 Pfund, von welcher Postlast in Zukunft der größte Teil den Luftverkehrsorganisationen als bestimmt umgrenztes Monopol zu übertragen wäre.

Mit diesen Linien, die man als erste und Hauptlinien des künftigen englischen Reichsluftdienstes bezeichnen könnte, soll der Anfang, und zwar vorläufig nur mit Tagesflügen, gemacht werden. Man verringert so die Fahrtdauer Port-Said—Bombay, die heute neun Tage in Anspruch nimmt, auf vier Tage. Sobald aber die Möglichkeit hierzu gegeben, also die notwendigen Signalstationen eingerichtet sind, wird die Fahrt ohne Unterbrechung durch die Nacht stattfinden, und dann kann man die Strecke Port-Said—Karachi in 36 Stunden zurücklegen. In Bagdad ist man in zwölf Stunden, während man heute nach Bagdad via Karachi vier bis fünf Wochen braucht. Bei der großen Wichtigkeit, die heute Bagdad als Zentrum des mesopotamischen Gebietes für England besitzt, ist die schnelle regelmäßige Verbindung mit Bagdad, die bei den ersten Fahrten das ungläubige Staunen der Araber erregte, welche es nicht glauben wollten, daß die am Nachmittage in Bagdad ankommenden Engländer am hellen Morgen in Port-Said gefrühstückt hatten, auch politisch für England ein wünschenswertes Ziel. Politisch noch günstiger, weil völlig in englischer Gebietshoheit bleibend, wenn auch noch einige technische Schwierigkeiten bietend, ist die dritte Hauptlinie des künftigen englischen Reichsluftnetzes, die Linie Kairo—Kap, deren Leitung der südafrikanischen Luftdienstorganisation unterstellt ist, deren Sitz sich wahrscheinlich in Kapstadt befinden wird. Diese Linie ist bereits völlig festgelegt; sie ist in 42 Strecken mit etwa 200 englischen Meilen Durchschnittslänge geteilt, auf denen sich bereits 43 Aerodrome und Landungsstellen, teilweise als Petroleum- und Ölstationen eingerichtet, befinden. Hier denkt man nämlich neben dem Post- und Passagierflugzeugdienst auch einen Luftschiffdienst zu organisieren, die dem bequemen Reisenden von oben aus die Herrlichkeiten Afrikas auf bestimmten Strecken zeigen soll. Die Linie verläuft längs des Nils bis Wadi-Halfa, überquert die Wüste bis Sherif, geht längs des Nils bis Chartum, Senar, erreicht Jinja am Viktoria-See, Ostufer des Viktoria-Sees, Kisumu (Endpunkt der Mgandabahn), Mwanza, Tabora, Abercorn (Nord-Rhodesien). Hier gilt es, auf schwieriger Strecke unabsehbare Waldungen zu überfliegen, und es sind Notlandungsplätze in Shinyanza und Zimba vorgesehen; eine Strecke von 500 Kilometer Fluglänge ist hier die längste Flugstrecke ohne Zwischenlandung; N'dola ist der Endpunkt dieser Strecke, die dann über Livingstone, Bulumayo, Pretoria, Bloemfontein nach dem Kap geht. Auf dem letzten Teile dieser Fahrt gilt es, hier und da steil bis 2000 Meter aufsteigende Gebirgszüge zu überwinden, und man hat daher darauf Gewicht gelegt, die Stationen hier an möglichst hoch gelegnen Punkten anzulegen und in Anbetracht der besonderen Helle des Nachthimmels in diesen Gegenden und den sonstigen günstigen Bedingungen des Nachtfluges (der natürlich auch bedeutend billiger kommt als der reine Tagesflug mit seinen Unterbrechungen und seinem Zeitverlust) den Flugzeugdienst hier sogleich als ununterbrochenen Tag- und Nachtdienst auszugestalten.

Als vierte, mit Eigenrechten ausgestattete Organisation schlösse sich dann den drei vorgenannten die australische Luftdienstorganisation an, die den Dienst Indien—Australien mit den Abzweigungen nach China zu versehen hätte. Hier sind mit der holländischen Regierung Vereinbarungen in bezug auf die Anlage von Landungsplätzen und Flugboothäfen (denn man plant hier auch einen Flugbootdienst) getroffen worden; außerdem denkt man aber auch daran, das im englischen Besitz befindliche Christmas Island, südlich Java, zu einer großen Aerodromstation halbwegs auf dem Wege zwischen Singapore und Port Darwin in Australien auszugestalten und sich auf diese Weise von dem guten Willen der Holländer, obgleich diese solchen gezeigt, unabhängig zu machen. Die Linie verläuft dann von Kalkutta über Rangoon, längs der birmanischen Küste — Bangkok, Singapore entweder über Christmas Island oder über die schwierigere Strecke Surubaya, Java, Bisra, Alambola (Timor), Port Said, wobei neben dem Flugzeug das Flugboot in Betracht käme. Es würde dann das bequeme Gebiet Nord-Australiens bis Sidney mit Abzweigungen von hier nach Wellington (Neu-Seeland) und Melbourne keine weiteren Schwierigkeiten bieten. Die Zentralstation für die Nebenlinie nach China wäre Surubaya oder Christmas Island. Diese vier Organisationen, die eben genannte australische, die südafrikanische, die ägyptische und die indische, hängen, wie gesagt, alle an ihrem Mittelpunkt Kairo, das seinerseits durch die Londoner Organisation mit England wahrscheinlich über Lyon, das Rhonetal, Marseille, Pisa, Rom, Neapel, Foggia, Tarent, Suda-Bei (oder schwieriger über Athen, wegen der Gebirge, und Sollum geführt wird; auch käme hier Malta mit Abzweigung nach Tripolis und Ben Ghazi in Betracht; aber tatsächlich kann diese Linie, die politisch und technisch noch eingehenderer Durcharbeit bedarf, auf ihre Ausgestaltung als regelmäßige Linie noch am längsten warten, denn der kombinierte Bahn-Schiffsverkehr London—Port-Said ist ein so vorzüglicher, daß es vorläufig genügt, die Nabe des künftigen Reichsluftverkehrs Kairo mit ihren Hauptspeichen zu gestalten. Ebenso verhält es sich mit der sechsten großen Reichsluftlinie London—Cork — New Foundland — Halifax — Montreal — Winnipeg—Saskatoon—Edmonton—Vancouver, durch welche ein großer

Westarm an den vielverzweigten großen Ostarm, mit London als Mitte, geschlossen wird, von welcher Mitte aus dann noch als weiterer sich nach Süden erstreckender Arm ein über die Azoren nach West-Indien gerichteter ausstrahlen würde.

So wäre denn in den Hauptzügen die große Reichs-Luftdienstorganisation festgelegt, die auf privater Initiative mit Unterstützung durch den Staat beruhen würde. Der Staat hat gewissermaßen durch die richtunggebenden Direktiven seines Ministeriums, durch seinen Wetterdienst und seine wissenschaftliche Arbeit den Unterbau zu liefern, auf dem die privaten Organisationen ihre Tätigkeit entfalten werden, als auf Gewinn abzielende Unternehmungen. Da aber auch, wie wir gesehen haben, die politisch militärische Seite in hervorragendem Maße in Betracht kommt, wird der Staat in besonderen Fällen jene Vereinbarungen mit den privaten Organisationen treffen, die ihm aus „Sicherheitsgründen" notwendig erscheinen. Bombay und Kalkutta werden jedenfalls mit der Zeit zu Luftkriegswerften ausgebaut werden, die ausschließlich von Engländern bedient werden. Das aber wird sich vollziehen, gleichzeitig mit der wirtschaftlichen Entwicklung des Luftverkehrs, den England nun in so großzügiger Weise plant. Es ist immer die wirtschaftliche Seite, die in der englischen Politik, als die scheinbar harmlose und gewinnbringende zugleich, in den Vordergrund gestellt wird; die militärische geht dann Hand in Hand damit; der Kaufmann ist auch hier der Pionier des Soldaten.

Abgesehen von der eigentlichen technischen Arbeit der Organisation des Flugdienstes, wie Anlage und Errichtung von Landungsplätzen, Bau von Aerodromen, die vorläufig der Staat als richtunggebender Faktor in die Hand genommen hat, hat er auch bereits durch die einheitliche Ausgestaltung und wissenschaftliche Arbeit der Wetternachrichtenbureaus, die funkentelegraphischen Einrichtungen, Festlegung der Signale und Ausarbeitung einer Signalordnung so viel Vorarbeit geleistet, daß die sich nun bildenden Organisationen wie in eine in Umrissen fertige Sache treten und ihnen nur noch die geschäftliche und die spezialtechnische Arbeit obliegt, die natürlich für die verschiedenen Hauptlinien sowohl als auch für die einzelnen Abschnitte derselben eine besondere sein wird. Mit großer Anspannung geht jetzt England auf diesem Gebiete des Weltluftverkehrs vor, und wir verstehen den Eifer, mit dem man sich dort diesem Gegenstande widmet, denn wir können ermessen, wie wir selber, wäre uns der Sieg geblieben, diese Sache in Angriff genommen hätten.

Technik und Schönheit.

Von Max Geitel, Geh. Regierungsrat.

Bei der Lösung der ihr im Leben der Völker zugewiesenen Aufgabe, neue Werte in Gestalt neuer Arbeitsverfahren, Gebrauchsstoffe, Verkehrsmittel usw. zu schaffen, kommt die Technik bedauerlicherweise häufig in die Zwangslage, sich die Feindschaft des Freundes der Schönheit zuzuziehen, eine Feindschaft, die seit jenen Tagen einsetzte, wo an die Stelle des patriarchalischen, beschaulichen Kleinbetriebes der hastende, auf der Ausnutzung der Maschinenkraft aufgebaute Großbetrieb trat. Zunächst war es der die idyllische Ruhe und Schönheit der Landschaft vernichtende Lärm und Rauch der Kohlengruben und der Fabriken, die die Gegnerschaft des Freundes der Schönheit herausforderten und in England, der mit Kohle und Eisen gesegneten Wiege der neuzeitlichen Industrie, jenen Widerspruch entfachten, durch welchen Carlyle zu einer schwungvollen Verteidigung der Technik veranlaßt wurde: „Hast du einmal mit gesunden Ohren das Erwachen Manchesters am Montagmorgen, Schlag halb sechs Uhr, gehört? — Das Losstürmen von tausend Fabriken wie das Dröhnen der Flut im Atlantischen Ozean, das Summen von zehntausendmal zehntausend Spulen und Spindeln — — es ist vielleicht, wenn du es richtig verstehst, erhaben wie ein Niagarafall oder noch erhabener!" — — — „Manchester mit seinen Baumwollabfällen, seinem Staub und Rauch, seinem Lärm, Zank und Schmutz ist dir zuwider? — Denke nicht so! Eine kostbare Substanz, schön wie Zauberträume und doch kein Traum, sondern Wirklichkeit, liegt in jener Hülle verborgen, einer Hülle, die allerdings danach ringte, abzufallen und die Schönheit frei und sichtbar zu machen! — — Baumwollspinnerei ist in ihrem Ergebnis das Bekleiden der Nackten, in ihren Mitteln der Triumph des Menschen über den Stoff."

Der Zwiespalt und der unüberbrückbare Gegensatz, der zwischen dem Verlangen der Allgemeinheit nach Fortschritt und den zur Erfüllung dieses Verlangens der Technik zu Gebote stehenden Mitteln einerseits und den Forderungen der Schönheit und Ästhetik anderseits besteht, schärft sich leider häufig bis zum äußersten zu. Die Regulierung des durch das romantische Waldtal in mäandrischen Krümmungen dahineilenden Gebirgswassers, der Bahndamm, der mit aufdringlich hell leuchtender Böschung die ragende Bergwand, den Hochwald in nüchterner, mathematisch festgelegter Linienführung durchschneidet und die Schönheit der Landschaft vernichtet, der die Überflutung idyllischer Dörfer und Fluren heischende Bau der Talsperren und Staudämme müssen zugunsten der Allgemeinheit notwendigerweise in Kauf genommen werden, und der ausführende Techniker muß sich darauf beschränken, nach Möglichkeit die unvermeidlichen

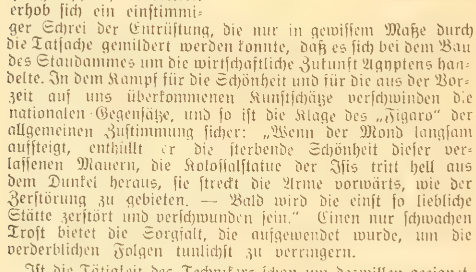


Die Hohenzollernbrücke über den Rhein bei Köln.

Folgen zu mildern. Rauch und Ruß verschwinden dank der neuzeitlichen Vervollkommnung der Ausnutzung der Brennstoffe in erfreulichem Maße, aber der Lärm der aufeinander einstürmenden Maschinenteile, der über die Schienen dahineilenden Räder spottet der Bestrebungen seiner Bekämpfung und wird dauernd als notwendiges Übel bestehen bleiben.

Wohl das tragischste Beispiel eines zum Wohle der Allgemeinheit unumgänglichen Opfers bildet die durch den Bau des Nilstaudammes bei Assuan bewirkte Überflutung der Insel Philä und ihrer Tempelbauten. Als sich die Nachricht von der Absicht, diesen unersetzlichen Zeugen der Pharaonenzeit zu opfern, verbreitete, erhob sich ein einstimmiger Schrei der Entrüstung, die nur in gewissem Maße durch die Tatsache gemildert werden konnte, daß es sich bei dem Bau des Staudammes um die wirtschaftliche Zukunft Ägyptens handelte. In dem Kampf für die Schönheit und für die aus der Vorzeit auf uns überkommenen Kunstschätze verschwinden die nationalen Gegensätze, und so ist die Klage des „Figaro" der allgemeinen Zustimmung sicher: „Wenn der Mond langsam aufsteigt, enthüllt er die sterbende Schönheit dieser verlassenen Mauern, die Kolossalstatue der Isis tritt hell aus dem Dunkel heraus, sie streckt die Arme vorwärts, wie der Zerstörung zu gebieten. — Bald wird die einst so liebliche Stätte zerstört und verschwunden sein." Einen nur schwachen Trost bietet die Sorgfalt, die aufgewendet wurde, um die verderblichen Folgen tunlichst zu verringern.





Montgolfiere und Zeppelin.

Ist die Tätigkeit des Technikers schon um deswillen geeignet, den Widerspruch des Freundes der Schönheit zu wecken, weil sie unter Umständen bestehende Schönheitswerte zerstören muß, so fordert sie diese Gegnerschaft noch dadurch heraus, daß ihre Schöpfungen häufig den Anforderungen der Ästhetik nicht entsprechen, nicht entsprechen können, so daß wiederholt die Frage aufgeworfen ist, ob eine eiserne Brücke, eine Maschine überhaupt schön sein könne. Wenn wir die Brücken und Maschinen betrachten, die den ersten Jahrzehnten der Entwicklung der neuzeitlichen Technik angehören, so müssen jene beiden Fragen zweifellos in einem erheblichen Umfange verneint werden. Das Bestreben des Technikers mußte notgedrungen anfangs zunächst darauf gerichtet sein, ausschließlich dem Nutzgrundsatz folgend, Dinge zu schaffen, die ohne Rücksicht auf Schönheit, den angestrebten Zweck tunlichst restlos erfüllten. Hierzu kam dann noch der Umstand, daß es sich häufig um die Benutzung von Stoffen handelte, für deren Verarbeitung die erforderlichen Erfahrungen und Mittel fehlten, und man sich daher, so gut oder so schlecht es ging, mit mangelhaften Arbeitsverfahren behelfen mußte, wodurch die Schönheit des Ergebnisses stark beeinträchtigt wurde. Hier ist aber mit den Fortschritten, welche sich in Wissenschaft und Praxis vollzogen haben, ein erfreulicher Wandel eingetreten, und im allgemeinen kann heute der Grundsatz aufgestellt werden, daß *in der Technik des zwanzigsten Jahrhunderts Zweckmäßigkeit und Schönheit sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern Hand in Hand gehen.* Bei dem Fachmann löst schon das Bewußtsein der Zweckmäßigkeit das Bewußtsein des Schönen unwillkürlich, suggestiv aus. Dasselbe gilt aber auch von dem Laien, der den Eindruck der Leistungen der heutigen Technik unbefangen aufnimmt.

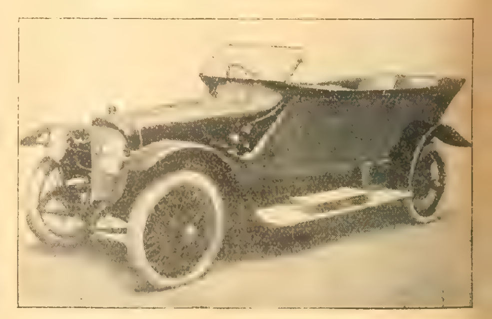
Die außerordentlichen Fortschritte, die sich auf wissenschaftlichem und praktischem Gebiete in dem Eisenbau vollzogen haben, hatten einen völligen Umschwung in dem Aufbau unserer Brücken und Eisenhallen zur Folge. Die Vervollkommnung der Verfahren zur Herstellung und Verarbeitung des Eisens bewirkten, daß dieser Baustoff in erheblich höherem Maße beansprucht werden durfte als bisher, ohne die Sicherheit des Bauwerkes zu gefährden. Die einzelnen Konstruktionsteile können jetzt dank der Vervollkommnung der Werkzeugmaschinen in denjenigen Formen ausgeführt werden, die die Beanspruchung erfordert, und die Wissenschaft hat Mittel und Wege gefunden, Verlauf und Größe der von den Bauwerken aufzunehmenden Kräfte mit derartiger Genauigkeit zu verfolgen, daß wir in der Lage sind, unsere eisernen Brücken und Hallen mit dem Mindestaufwand von Baustoff auszuführen. Infolgedessen wird der den Eindruck des Schönen zerstörende unnötige Aufwand von Baustoff, der bei dem Anblick älterer Eisenbauten den Eindruck der Hypertrophie auslöste, vermieden, und ein Gebilde geschaffen, das den Eindruck des zwanglos Entstandenen, organisch Entwickelten bei den Beschauern auslöst.

Schiller hat, als hätte er die Entwicklung des Brückenbaus mit Seherblick vorgeahnt, in seinem „Spaziergang" das Idealbild der Brücke enthüllt:

> Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sehne,
> Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.



Dampfkutsche aus dem Jahr 1827.



Modernes Automobil.



1. Güterzug-Lokomotive der Preußischen Staatsbahn.

2. Lokomotive „Der Adler" 1835.

Unwillkürlich drängt sich dieses Dichterwort bei einem Vergleich der im Jahre 1859 erbauten Kölner Rheinbrücke mit der seit einigen Jahren an ihre Stelle gesetzten „Hohenzollernbrücke" auf. Mit Recht hat die alte Brücke die Bewunderung der Zeitgenossen erregt. Ihre Erbauer mußten sich aber bei dem damaligen Stande der Technik an die Vorbilder des Holzbaues anlehnen und den Gitterträger anwenden, dessen Nüchternheit und mangelnde Schönheit angesichts des herrlichsten Denkmals der Gotik notdürftig durch gotische Türme und Pfeiler und durch Statuenschmuck verdeckt wurde. Mit welcher Vollendung genügt demgegenüber die jetzige Hohenzollernbrücke allen Forderungen der Schönheit.

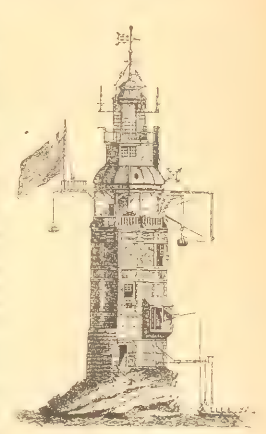
Das Gefühl, die Maschine an sich sei nicht geeignet, in schönheitlicher Hinsicht zu befriedigen, hat häufig Anlaß gegeben, jene mit Zieraten auszustatten, die mit einer oft abstoßenden Aufdringlichkeit bestrebt sind, eine Scheinschönheit zu erzeugen. So begegnen wir in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts häufig bei den Wattschen Balanciermaschinen der Dorischen Säule und dem Gotischen Spitzbogen, und die in den Jahren 1841 bis 1843 von A. Borsig (Berlin) erbauten Maschinen des Wasserwerks von Sanssouci machen sogar eine umfangreiche Anleihe bei dem Formenschatz des Orients. Dieser Unnatur und Sünde wider den guten Geschmack begegnen wir leider hin und wieder auch heute noch. Es entspringt dies der leider noch immer nicht völlig ausgerotteten Auffassung, daß die Technik nicht salonfähig sei und daher eines Schönheitsmäntelchens bedürfe. Als es sich gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts darum handelte, auf dem Eddystone-Felsen einen Leuchtturm zu errichten, gelangte ein Bauwerk zur Ausführung, das in reichlichstem Maße den schönheitlichen Anforderungen der damaligen Zeit entsprach, den Angriffen von Sturm und Wogen aber so wenig gewachsen war, daß es schon nach fünf Jahren zugleich mit seinem Erbauer in den Fluten versank. Der jetzige Leuchtturm, zu dessen Form sich die technische Wissenschaft allmählich hindurchrang, verzichtet auf jeglichen Schmuck und wirkt in seiner schlichten Zweckmäßigkeit um so eindringlicher.

Der jetzige Eddystone-Leuchtturm.

Dasselbe gilt von dem durch seine technische Vollkommenheit die Lüfte planmäßig durchziehenden schmucklosen Luftschiff und dem den Spielball der Winde bildenden, mit Ornamenten beladenen Luftballon.

Dieselben Verhältnisse, wie sie sich bei der Einführung der Dampfkraft in die Schiffahrt vollzogen, walteten auch ob, als der Motor als Antrieb unserer Straßenfuhrwerke zur Einführung gelangte. In England hatte ein reger Automobilverkehr bereits seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit Hilfe von Dampfkutschen bestanden, der aber durch die Bestimmungen des englischen Automobilgesetzes von 1865 zerstört wurde. Bei dem Bau jener Dampfkutschen handelte es sich zunächst, wie bei dem Dampfschiffe, um eine Vereinigung des bestehenden Verkehrsmittels mit einer Dampfmaschine und einem Dampfkessel — eine Aufgabe, die in einer schönheitlich einwandfreien Weise nicht zu lösen war. Hier hat die neueste Zeit auf Grund der erfolgreichen Ausgestaltung des Flüssigkeitsmotors jenen Automobiltypus geschaffen, der sich von der alten Kutschenform freigemacht hat und mit seinem vorwärtsstrebenden Motorgehäuse und den schneidigen Formen der Karosserie den „Meilenfresser" der Jetztzeit, mit Schönheit gepaart, verkörpert.

Zu den ästhetisch wirkungsvollsten Schöpfungen der Technik gehört zweifellos die Lokomotive, mag sie in rasendem Tempo an uns vorüberrasen oder geduldig und pflichtbewußt des Befehles zur Abfahrt harren. Schon die ersten Lokomotiven wurden wegen ihrer Schönheit bewundert, und die aus der frühesten Zeit der Eisenbahnen stammenden Berichte sprechen von „Feuerrossen, kuriosen lieben kleinen Dingern, die der zärtliche Sprachgebrauch zu Stuten macht". Einer wesentlich anderen, aber von nicht minderer Verehrung getragenen Auffassung war der Nürnberger Magistratsrat und Buchbinder-Meister Jakob



Der alte Leuchtturm auf Eddystone.

Schnerr. Dieser verglich in seinem am Vorabende der Eröffnung der Eisenbahn Nürnberg—Fürth am 6. Dezember 1835 gesungenen Festliede die Lokomotive „Adler“ mit einem Elefant:

> Was schnaubt und qualmt dort vor der Wagen Reihe?
> Es scheint ein Elefant.
> Daß er als Zugtier sich zum Dienste weihe,
> Gemacht von Menschenhand.
> Und seht, es zieht mit wunderbarer Schnelle
> Den langen Wagenzug,
> Dies Werk der Kunst gar mächtig von der Stelle,
> In adlergleichem Flug.

Wenn wir eine neuzeitliche Lokomotive mit hochragendem Kessel und ihrem minutiös ineinander greifenden Antriebsmechanismus auf uns einwirken lassen, so glauben wir, der Auffassung des Nürnberger Ratsherrn uns anschließen zu müssen, denn adlerbeschwingte Schönheit und Kraft kann nicht unmittelbarer zum Ausdruck gebracht werden als durch die Dampflokomotive. Letztere braucht, was Schönheit anbetrifft, bisher ihre Nebenbuhlerin, die elektrische Lokomotive, nicht zu fürchten.

Kanal-Fragen.

Von H. Meville.

I.


Angesichts der eindringlichen, praktischen Erfahrungen, die der Krieg uns schon in den ersten Jahren brachte, galt eine energische, zielbewußte Aufnahme des Ausbaues unserer im Frieden arg vernachlässigten Wasserstraßen als eine der Hauptaufgaben eines Friedens, den man sich damals freilich noch etwas anders vorstellen durfte. Die Kanalprojekte, an deren jedem nach Ansicht seines geistigen Vaters das Heil Deutschland hing, jagten einander, und es ist eine erstaunliche Fülle teilweise sehr gründlicher und wertvoller Arbeit gerade in den letzten Kriegsjahren geleistet worden.

Zum großen Teil sind diese Hoffnungen natürlich durch den endlichen Ausgang des Krieges illusorisch geworden. Ganz abgesehen davon, daß die veranschlagten Kosten angesichts der heutigen Gehälter und Löhne sowie der übrigen Preissteigerungen wie Märchen anmuten, würde ein erheblicher Teil gerade der damals als besonders wichtig anerkannten Pläne — so z. B. der einer Verbindung der Donau mit der Elbe — bei der politischen Neugestaltung Europas vorerst ganz unmöglich sein.

Immerhin bliebe im eigenen Hause genug zu tun übrig. Die nunmehr beschlossene Inangriffnahme des Baues des **Mittelland-Kanals** ist nur ein bescheidener Anfang, und es ist dringend erforderlich, daß gerade in der nächsten Zeit auch der Allgemeinheit dies Gebiet nähergebracht und das Interesse dafür geweckt wird. Es ist sehr zu bedauern, und hat in seinen Folgen mit dazu beigetragen, die heute herrschenden Zustände zu schaffen, daß die übergroße Mehrheit des Publikums vor dem Kriege weder von der Bedeutung der Binnenschiffahrt, noch von ihren Wünschen und Sorgen eine Ahnung gehabt hat. Diese Bedeutung der Schiffahrt auf Flüssen und Kanälen aber ist durch die Entwicklung der Dinge zweifellos noch ganz erheblich gestiegen und dürfte schon insofern noch weiter steigen, als mit einer Verbilligung der Kohlenbeförderung und damit mit einer solchen des Eisenbahntransportes in absehbarer Zeit kaum zu rechnen sein wird. Übrigens war es ganz selbstverständlich immer ein Fehler der Bureaukratie, alles zu tun, um der Binnenschiffahrt das Leben nach Möglichkeit zu erschweren und ihr so viel wie möglich Fracht zugunsten der Eisenbahn zu entziehen. Es ist unbestreitbar richtig, daß in unserer Zeit die Aufgabe der Binnenschiffahrt mit dem Transport von Massengütern, bei denen es auf die für die Bewegung erforderliche Zeit nicht ankommt, erschöpft ist. Ebenso unbestreitbar ist aber die Forderung, ihr diese Aufgabe auch uneingeschränkt zu überlassen.

Was die Kanalverbindung mit der Donau angeht, so schwebten hier gleichzeitig drei Projekte, und zwar je eine Verbindung mit dem **Rhein**, der **Elbe** und der **Oder**, und mindestens der erste und der letzte dieser Pläne haben auch heute noch in hohem Maße Interesse für uns. Um so mehr, wenn, woran auf die Dauer wohl kaum zu zweifeln sein dürfte, der Anschluß von Deutsch-Österreich und Tirol zur Tatsache wird.

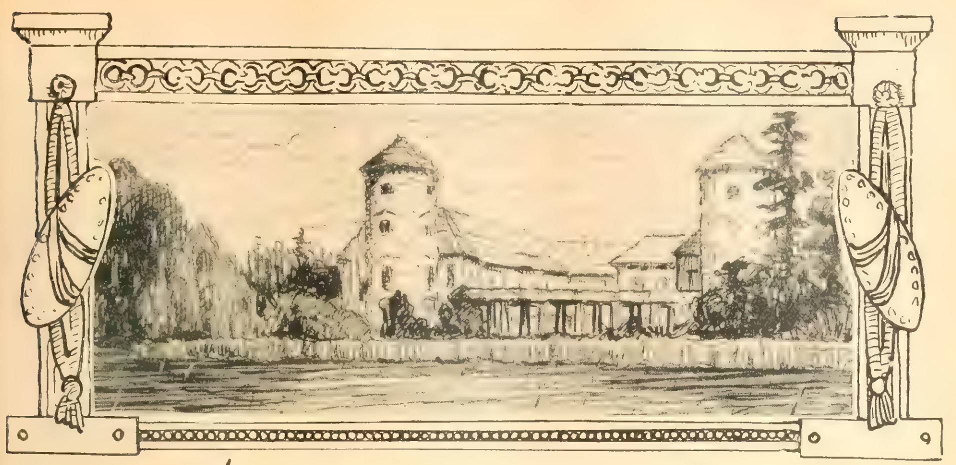
Solange mit einem günstigen Ausgang des Krieges gerechnet werden konnte, beanspruchte in Norddeutschland vor allen Dingen das Projekt eines **Donau-Elbe-Kanals** Interesse, wobei den Herren, die im Gegensatz hierzu der Verbindung mit dem Rhein den Vorrang geben wollten, nicht ganz mit Unrecht entgegengehalten werden konnte, daß hier vor allem auch der Endpunkt der neuen Wasserstraße deutsch sei und diese eine wichtige und bedeutungsvolle Verbindung unseres größten Hafens, Hamburgs, mit dem Hinterlande bilden werde.

Gerade in dieser Hinsicht haben sich nun aber die Verhältnisse bekanntlich leider völlig geändert. Der ganze geplante Kanalweg würde in dem Gebiet einer neuen Macht liegen, an deren gutem Willen uns gegenüber vorerst wohl stark gezweifelt werden muß, und es wäre auch abzuwarten, ob die Herren Tschechen überhaupt gewillt sein würden, ein solches Werk schaffen zu helfen, ohne uns Bedingungen aufzuerlegen, die seine Vorteile illusorisch machen müßten. Es würde also unter den heutigen Umständen tatsächlich in erster Linie die Ausgestaltung der Verbindung der Donau mit dem **Rhein** in Betracht kommen, die im übrigen bereits lange vor 1914 die Forderung der deutschen Donau-Städte war, und es dürfte auch gerade diese Arbeit selbst unter den heutigen Umständen möglich sein. Es liegt auf der Hand, daß von einem solchen Ausbau der großen, natürlichen West-Ost-Straße, die die Donau darstellt, nicht nur Deutschland, sondern vor allen Dingen auch Holland und die Schweiz erhebliche Vorteile haben würden. Vorteile, die heute dank der ungeheuerlichen Verteuerung der Bahntransporte doppelt und dreifach in das Gewicht fallen, so daß es kaum schwer fallen dürfte, sich die tatkräftige Unterstützung dieser Länder zu sichern. Eine weitere, rein deutsche Aufgabe wäre es sodann, durch den zweckmäßigen Ausbau der Verbindungen des Rheins mit dem Norden auf diesem Umwege uns die Vorteile zu sichern, die wünschenswert erscheinen, und ein guter Teil davon wird durch die Vollendung des Mittellandkanals schon tatsächlich erreicht werden, wovon weiterhin noch zu sprechen sein wird. Eine ganz besondere Bedeutung gewinnt schließlich vielleicht auch noch die vorhin erwähnte **Donau-Oder**-Verbindung.

Ob und inwieweit der vor dem Zusammenbruch von 1918 gleichfalls viel erörterte Ausbau unserer **östlichen** Wasserstraßen — d. h. im wesentlichen eine **Verbindung der deutschen Ostsee-Häfen mit dem Dnjepr** in der damals geplanten Form möglich und tunlich sein wird, erscheint heute, nachdem die Weichsel, die dabei eine Hauptrolle spielen sollte, rein polnisch geworden ist, reichlich fraglich. Tatsächlich freilich hätte selbstverständlich Polen in allererster Linie an einer solchen Verbindung Interesse, aber die bisherige Geschichte des selbständigen Polens spricht nicht gerade dafür, daß man künftig Weitblick und Energie genug besitzen werde, um derartiges durchzuführen und zu erhalten. Sehr viel eher wäre dies einer einmal zur Ruhe gekommenen russischen Regierung zuzutrauen, was einen Ausbau der Verbindung Königsberg mit Nordrußland bedingen würde, der technisch unschwer möglich und durchführbar wäre.

Einmal aber scheint es doch wohl noch geraume Zeit dauern zu sollen, bis man in Rußland tatsächlich so weit ist, an derartige Arbeiten denken zu können, und es dürfte schließlich auch fraglich sein, ob die hier denkbaren Straßen, die zum Schluß unserer Darlegungen noch kurz behandelt werden sollen, wirklich genügende Leistungsfähigkeit besitzen würden, um ihrer Aufgabe in vollem Umfange gerecht zu werden. Eine Ergänzung der Verbindung des Ostens und Südostens unseres Vaterlandes mit Rußland, vor allen Dingen dabei mit den reichen Agrarländern des südlichen Rußlands, erschiene also keinesfalls unwichtig, und die Donau-Oder-Straße wäre in erster Linie berufen, sie herzustellen.

Immerhin sind so weitreichende Pläne Zukunftsmusik, die heute vielen unzeitgemäß erscheinen mag, und sie ergeben sich nächstdem ganz von selbst, sobald nur einmal die näherliegenden Aufgaben im Inlande selbst gelöst oder doch der Lösung nahegebracht sind. Wohl aber ist schon hierbei eine weitblickende Voraussicht notwendig, und jeder deutsche Bürger sollte sich darüber klar sein, daß **jeder Spatenstich an einem deutschen Kanalbau mit richtunggebend für die Gestaltung des ganzen künftigen europäischen Wirtschaftslebens ist!**



Rheinsberg

Von Ludwig Sternaux. Mit Zeichnungen von Konrad Elert.

„Ich bin niemals glücklich gewesen, als in Rheinsberg."
Friedrich der Große.



Fährt man nach Rheinsberg, so gibt Erinnerung Geleit. Denn man kann nicht nach Rheinsberg fahren, ohne daß die Gestalten des jungen Fritz und seines Bruders Heinrich aus dem Dämmer der Historie träten. Beide sind für alle Zeit verknüpft mit dem stillen Schloß am Rhin. Aber man denkt auch an Theodor Fontane, der ihren Schattenspuren hier als erster nachgegangen ist, die Vergangenheit, die hier schlief, wieder zum Leben erweckt hat, — ein treuer, vielleicht der treueste Sohn der Mark, wenn auch das Blut, das in ihm pulste, fremden Ursprungs war. Und man denkt eigener Wandertage, die einen nach Rheinsberg geführt: im Frühling, wenn Weiden und Birken ihr hellstes Grün trugen, im Sommer, wenn die Wiesen weithin im gelben Glanz der Dotterblumen leuchteten, und im Herbst, wenn durch den braunen Park die ersten Nebel geisterten und am Seerand die blassen Herbstzeitlosen blühten . . .

So gibt Erinnerung Geleit, fährt man nach Rheinsberg. Und die bescheidene Landschaft, die der Zug durcheilt, nicht allzu unterhaltsam in ihrem ewigen Wechsel von Wald und Heide, kargem Feld und ärmlichem Dorf, wird Panorama einer Geschichte, deren wundervollen Glanz wohl Trauerflöre heute dämpfen, aber nie tilgen können.

*

In Schottland war es, fern der Heimat, daß der Dichter Fontane einst aus fremdem See die Türme und Mauern Rheinsbergs steigen sah. Lochleven Castle, das Douglas-Schloß, versank in ersten Abendschatten, und die Wellen des Leven-Sees bluteten in letzter Sonne. Da meldete Erinnerung sich, und wie eine Fata Morgana wuchs aus der Dämmerung das märkische Schloß, ein Traum, den Sehnsucht weiterspann, bis er nach Jahr und Tag im ersten Band der „Wanderungen" Gestalt gewann.

Ähnlich geht's allen, die je Schloß Rheinsberg gesehen. Die Seele bewahrt das Bild — dies Bild: das gelbe Schloß mit seinen beiden runden Türmen, das dunkle Bäume rahmen und der See widerspiegelt. So steht es vor uns, unverlierbar, Glanz der Heimat, die immer wieder lockt, wo wir auch weilen mögen. Und am stärksten lockt, wenn es der Zufall will, daß wir in fremdem Land des zauberischen Bildes denken.

*

Nun ist das Reich, dessen größter Monarch in Rheinsberg seiner Jugend schönste Tage verlebt hat, zertrümmert, und doppelt stark drängt Sehnsucht an die Stätte, wo einst der Hohenzollernaar die Schwingen breitete zu kühnem Sonnenflug.

Noch ist der Weg von Berlin nach Rheinsberg der gleiche wie damals, als hier Kronprinz Friedrich residierte; oder wie ein Menschenalter später, als des großen Königs Bruder Heinrich hier, verbittert und verkannt, Hof hielt. Die Menschen vergehen eben, und das Land bleibt. Nur daß man in Löwenberg, halben Wegs also, nicht mehr die Pferde wechselt, wie es die Hofkutschen und die königlichen Kuriere tun mußten, die in jenen fernen Tagen zwischen Rheinsberg und Berlin fortwährend hin und her gingen. Auch muß man nicht mehr in die Postkutsche klettern, wie es noch Fontane getan und so reizend geschildert hat. Sondern jetzt hat Löwenberg längst einen Bahnhof, und man steigt dort nur in die Kleinbahn um. Und die führt einen dann gemächlich über Herzberg und Lindow und Köpernitz ans Ziel.

Das allerdings dauert auch heute noch lange genug, und alles in allem hat man eine kleine Reise hinter sich, wenn



Eingang zum Park.

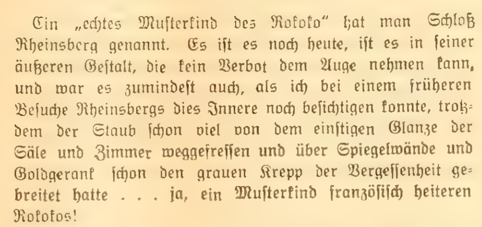
man dann endlich aufatmend unter den Kastanien des Triangelplatzes in Rheinsberg steht. Aber die Welt, die sich da auftut, entschädigt. Es ist eine stille Welt, und das Leben hat hier einen leisen Gang, der von dem Sauseschritt der großen nicht viel weiß. Man denkt, wenn man vor dem „Ratskeller“ im Schatten der alten Bäume sitzt und sich gegenüber die gelbe Stadtfront des Schlosses hat, an verlorene Winkel in Potsdam und Weimar. Oder auch in Putbus, Rügens verwunschener Märchenresidenz. Es ist der Atem der Vergangenheit, der diese schlichten Häuser adelt, und die Vergangenheit ist es auch, die hier spazierengeht. Sie tut das am hellerlichten Tage, in der schönsten Sonne. Und wer Ohren hat, zu hören, dem erzählt sie die Legende einer Stadt, deren Leben endete, als die letzte Hofkutsche Rheinsberg verließ. Das war 1843. Denn in diesem Jahre starb Prinz August, der letzte Besitzer des Schlosses, und dieses fiel an die Krone.

Jetzt haust wieder ein preußischer Prinz in Rheinsberg: August Wilhelm, der dritte Sohn des Kaisers, hat es sich als Asyl gewählt. Aber die Zeiten sind vorbei, wo Prinzen Hof hielten. Still und einsam wie vordem liegt das Schloß, und man merkt in der Stadt nicht eben viel davon, daß es wieder bewohnt wird; es müßte denn sein, daß das prinzliche Auto einmal mit grellem Hupenton die verschlafenen Straßen aufschreckt oder ein paar helle Fenster abends das Dunkel der Schloßfassade unterbrechen. Aber den neuen Schloßherrn selbst bekommt die Stadt kaum zu sehen. Der Enkel Friedrichs des Großen will nicht gesehen werden. Und so sind denn auch Parktor und Schloßportal, bislang dem Fremden offen, jetzt verschlossen.

Strasse



Eingang zum Schloss.

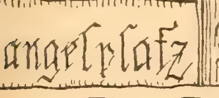


Ein „echtes Musterkind des Rokoko" hat man Schloß Rheinsberg genannt. Es ist es noch heute, ist es in seiner äußeren Gestalt, die kein Verbot dem Auge nehmen kann, und war es zumindest auch, als ich bei einem früheren Besuche Rheinsbergs dies Innere noch besichtigen konnte, trotzdem der Staub schon viel von dem einstigen Glanze der Säle und Zimmer weggefressen und über Spiegelwände und Goldgerank schon den grauen Krepp der Vergessenheit gebreitet hatte . . . ja, ein Musterkind französisch heiteren Rokokos!

Aber nicht von jeher. Einst stand hier nichts weiter als ein bescheidenes märkisches Wasserschloß mit gotischem Turm und Giebeldach, ein altes Besitztum der Bredows. Gräber in der Rheinsberger Kirche erzählen davon. Im Lauf der Zeit ging es dann durch verschiedene Hände, und um die Jahrhundertwende 1700 waren Herren die Bevilles, eine reiche Refugiéfamilie. Die bauten es schon in französischem Geschmack um: damals entstand das Mittelstück, das „Corps de logis", es entstanden die Flügel. In diesem Zustand kaufte es Friedrich Wilhelm I. 1734 und schenkte es seinem Sohn, dem Kronprinzen — als vielleicht nur schwachen, aber immerhin doch als Trost für die bitteren Tage von Küstrin. Damit begann die große Zeit Rheinsbergs.

Friedrich Wilhelm war ein strenger Mann. Und gewiß machte er mit diesem Geschenk weder Katte lebendig noch die Frau, die er seinem Fritz ausgesucht hatte, diesem lieber. Es war die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, und das Los, das die Unglückliche, von Anbeginn an ungeliebt, wenn nicht gehaßt, an der Seite Friedrichs des Großen gefunden





...angelplatz





hat, war alles andere eher als beneidenswert. Doch Friedrich Wilhelm war auch ein König, und königlich war das Geschenk Rheinsbergs. Das einsame, weltentlegene Schlößchen sollte eine Residenz werden und wurde es: Knobelsdorff und Kemmeter, die Hofbaumeister, wurden nach Rheinsberg beordert, und schnell verwandelte sich der allenthalben unzulängliche Bau in ein kleines Trianon. Die Grundform war ja gegeben. Aber nach dem See hin wurde eine weite Terrasse mit Statuen und Hecken angelegt, die Flügel erhielten die beiden charakteristischen Rundtürme, und eine echt Knobelsdorffsche Kolonnade gab dem Hof harmonischen und zugleich prunkvollen Abschluß. Für das Gefolge und Gäste wurde ein besonderer Bau an der Stadtseite, das sogenannte Kavalierhaus, errichtet.

So ungefähr fand Friedrich das Schloß, als er im Sommer 1736 mit Prinzessin Elisabeth nach Rheinsberg übersiedelte. Denn noch waren die Bauarbeiten nicht vollendet; noch war der Park erst im Entstehen, noch die Deckengemälde, an denen Pesne arbeitete, nicht fertig. So konnte manches noch nach des Kronprinzen eigenen Angaben ausgeführt werden, und wenn auch Schloß und Park, so wie wir das alles jetzt bewundern, in vielem den Stempel des Prinzen Heinrich tragen, der Geist, der unvergänglich über dem Ganzen schwebt und ihm seinen unnachahmlichen Zauber verleiht, stammt doch von Friedrich dem Großen — von jenem Friedrich, der damals noch gar nicht groß, sondern nur ein junger, lebenslustiger Prinz war, der in französischer Grazie und gallischem Esprit die Verkörperung alles Schönen sah und danach lebte.

Tage, Jahre des Glanzes folgten. Niemals wieder hat die Sonne so hell über Rheinsberg geleuchtet wie damals. Pesne hat diese glückliche Zeit in dem wundervollen Deckengemälde des Rheinsberger Konzertsaales symbolisiert: die aufgehende Sonne vertreibt die Schatten der Finsternis. Oder nach einer anderen Deutung: der junge Leuchteprinz vertreibt den König Griesgram. Eine kühne Deutung! Denn der Leuchteprinz ist natürlich Friedrich und der König Griesgram . . . nun, der Hofstaat des Kronprinzen, endlich der Fesseln ledig, mit denen man in Berlin jede Freiheit unterband, jeden Frohsinn unterdrückte, wäre nicht in Verlegenheit gekommen, hätte man ihn danach gefragt.

Und in diesem Konzertsaal wurde nun nach Herzenslust musiziert: hier hat Graun gespielt, hier entfaltete sich bei Theateraufführungen und kerzenhellen Festen der ganze Pomp einer fürstlichen Hofhaltung, hier verflog die letzte qualvolle Erinnerung an Küstrin.

Carlyle, des großen Friedrich großer Historiograph, bringt Rheinsberg auf die kurze Formel: „Aus jedem Fenster blickt man auf lauter Himmel und Erde und Wasser in ornamentaler Pracht.“ Das Arbeitszimmer Friedrichs, ein rundes Turmgemach, gibt ihm recht: die Aussicht ist in der Tat bezaubernd.

Sie ist auch das Schönste an dem sonst bescheidenen Raum, dessen Spiegel blind geworden sind, dessen Bücherschränke leer stehen, dessen Wände und Decke abblättern. Da steht noch der Schreibtisch Friedrichs, da sein Sessel! Ehrfürchtig tritt man näher. Aber den Samt der Tischplatte haben freche Hände zerschnitten, die Seide des Sessels ist zerschlissen, im Holz tickt der Wurm. Melancholisch schauen die Büsten von Cicero, Voltaire, Rousseau und Diderot, den Lieblingen, auf die Verwüstung herab. Wie der Glanz des Zimmers, ist das Idyll dahin, dem es damals heimlichste Stätte war, aus dem „Constant“ des Bayard-Ordens wurde der ernste Philosoph von Sanssouci, der seine Kriege überdachte und in geschliffener Sprache schilderte, und um die Remus-Insel im See, die greifbar deutlich vor den Fenstern dieses Zimmers liegt, schwingt nicht mehr wie einst beseelter Flötenklang aus blumengeschmückter Gondel; allein das Schilf rauscht im Winde, und die Wellen, die ans Ufer schlagen, singen ein wehmütiges Lied.

Denn 1740 starb Friedrich Wilhelm I., sein Sohn wurde König. Der Traum von Rheinsberg war aus.

*

Aber Schloß und Park erzählen auch und vielleicht mehr noch vom Prinzen Heinrich, des Königs Bruder, der in Rheinsberg von 1753 bis zu seinem Tode im Jahre 1802 gewohnt hat. Ihm schenkte Friedrich das Schloß, das für ihn zur Gruft einer viel zu früh gestorbenen Jugend geworden war. Und das er auch nie mehr besucht hat.

Dieser Prince Frédéric Henri Louis de Prusse war ein eigentümlicher Mensch. Vielleicht auch ein beklagenswerter: litt er doch zeitlebens darunter, nur der Bruder zu sein, „durch ein helleres Licht verdunkelt zu werden“ ... gewiß ein tragisches Geschick! Aber er war auch ein Franzose aus deutschem Geblüt, wie er ja auch daran gedacht hat, sich überhaupt in Frankreich anzusiedeln. Da sich das durch die Re-



volution zerschlug, machte er aus dem deutschen Rheinsberg einen französischen Hof. Ein bißchen lag das in der Zeit. Aber er hätte es vielleicht auch gegen die Zeit getan . . . wer will es wissen?

Noch einmal also sah das märkische Schloß Tage höfischen Prunkes, erlebte Feste großen Stils, schmiegte sich wohlig in königlichen Aufwand. Jetzt erst gewann der Park seine jetzige Gestalt: künstliche Ruinen, Tempel, Götterstatuen und Gedenksäulen unterbrachen das Einerlei von Wald und Wiese; ein Naturtheater stellte künstlich verschnittene Hecken in eine Parklichtung, und die Verse des vergötterten Voltaire mögen hier im abendlichen Gestammel der deutschen Vögel oft genug eine sonderbare Begleitmusik gefunden haben; der Obelisk, dem Schlosse gegenüber auf einem Uferhügel des Sees errichtet, erzählte auf achtundzwanzig Medaillons in Lapidarstil die Taten von ebensoviel Helden des Siebenjährigen Krieges . . . ein gutgemeintes, etwas verfehltes, sicherlich das merkwürdigste Monument des Rheinsberger Parks. Viel mehr zu unserem Herzen aber spricht der Freundschaftstempel, ein achteckiger Kuppelbau der Zeit mitten im Park, auch er, im offenen Innern, mit Inschriften in französischer Sprache geziert, die mehr oder weniger gefühlvoll und treffend das Glück der Freundschaft besingen. Kommt man gegen Abend hierher, und man sollte nur in der Dämmerung hierherkommen, dann erwacht die Vergangenheit und erzählt ihr Märchen: wie hier an schönen Sommerabenden der Prinz den Tee nahm, von seinen Kavalieren und schönen Frauen begleitet, Pagen mit Windlichtern die dunklen Wege säumten, Windspiele mit den Nebeln Unfug trieben, die über den Parkwiesen brodelten. Dann klingen auch Namen aus der Vergessenheit herauf, die längst nur noch Inschrift und toter Schmuck von Grabsteinen sind . . . die ganze Tafelrunde von Rheinsberg versammelt sich: der schöne Dodo von Knyphausen und der wilde Kaphengst, die beiden Wreechs, die Söhne der schönen Frau von Wreech auf Tamsel, die Friedrichs des Großen Herz nahegestanden hat, und die ungebärdige Lisette Tauenzien und auch die verführerische Gräfin La Roche-Aymon, die allgemein „Prinzessin Goldhaar“ hieß. Sie alle kommen, um nun, da überm See der Mond heraufsteigt, im bleichen Licht ein wenig herumzugeistern. Scherzworte werden laut, ein halbes Lachen klingt, ein Fächerschlag, es klirrt wohl auch ein Degen. Denn auch von Duellen weiß der Freundschaftstempel zu erzählen.

Das alles ist aber nur flüchtiges Gebilde der Phantasie, und in Wahrheit ruhen alle diese Herrschaften wohl verwahrt in Gruft und Grab. Auch der, dem sie gedient. Eine schmucklose Ziegelpyramide, nicht weit von dem geliebten Freundschaftstempel gelegen, birgt die sterblichen Überreste des Prinzen Heinrich, jetzt ganz von wildem Gebüsch überwuchert, und die lange, barock verschnörkelte Grabschrift auf der großen Steintafel ist kaum mehr zu entziffern. Aber dieses Prinzen Seele, eine große Seele trotz allem, lebt in Park und Schloß unsterblich weiter; sie hat der ganzen Landschaft ewiges Leben gegeben.



Das ist Rheinsberg: ein Traum, ein Märchen, das Abenteuer einer Zeit, die in Launen und Abenteuern exzellierte und doch Ewiges schuf. Es ist ihre Größe. Und diese Zeit wird leben, ob man auch Könige vertreibt und Throne stürzt. Denn sie ist zu Geschichte geworden, ist ein Teil unseres Selbst, und wollten wir auch dies Teil ausmerzen, so würden wir uns selbst zugrunde richten. Die Sterne stehen unwandelbar über Rheinsberg.



Verfehlte Unternehmungen.

Von Hans Dominik.



Zwei Fragen beschäftigen heute unsere Volkswirte. Erstens nämlich, wann eine rückläufige Preisbewegung einsetzen wird, und zweitens, bis zu welchem Niveau die Preise überhaupt zurückgehen werden. Schon heute darf es als sicher gelten, daß das Preisniveau der ganzen Welt infolge des Weltkrieges eine dauernde Erhöhung behalten wird. Amerikanische Nationalökonomen schätzen diese Steigerung nach den Erfahrungen des Sezessionskrieges auf das Doppelte des Preises vor dem Kriege. Ob diese Berechnung stimmt, entzieht sich einstweilen jeder Beurteilung. Sicher ist nur, daß die gegenwärtige durchschnittlich zehnfache Erhöhung der Preise von 1914 keine dauernde Erscheinung bleiben wird. Diese Gewißheit aber zwingt bei allen großen Unternehmungen, die Kapitalanlagen für die Dauer benötigen, zu einer gewissen Vorsicht.

Wir müssen uns darüber klar sein, daß doch in spätestens etwa zwei Jahren eine allmähliche Senkung der Preise erwartet werden darf und daß wir in weiteren fünf Jahren in langsamer Senkung ungefähr bis zum Gleichgewichtszustande gelangt sein werden. Naturgemäß ist auch diese Annahme in so außergewöhnlichen Zeitläuften wie den gegenwärtigen nur unsicher, aber sie besitzt doch einigen Grad innerer Wahrscheinlichkeit. Machen wir sie uns aber einmal zu eigen, so folgt daraus, daß wir bei der Investierung neuer Kapitalien in bauliche Unternehmungen heute vorsichtig sein müssen. Ganz allgemein kann man dann die kaufmännische Regel aufstellen, daß Kapitalien, die wir heute verbauen, im Laufe der nächsten acht Jahre bis auf etwa 25 Prozent abgeschrieben werden müssen. Alle Unternehmungen, welche solche Abschreibungen vertragen, sind gut und können schleunigst in Angriff genommen werden. Solche dagegen, bei denen sich die Abschreibungen über Jahrzehnte zu erstrecken haben, werden heute besser beiseitegestellt.

Bei der Anwendung dieser Regel braucht man nun aber keineswegs sklavisch die vor dem Kriege für die betreffende Unternehmung üblichen Abschreibungssätze zur Anwendung zu bringen. Für einzelne Betriebe wird das erhöhte Preisniveau auch eine schnellere Abschreibung ermöglichen. Technisch begründet ist jede Abschreibung durch den natürlichen Verschleiß. Nach alten Erfahrungssätzen schreibt man nun Gebäude in etwa 40 Jahren, Maschinen je nach ihrer Art in 10 bis 5 Jahren ab. Zu langsame Abschreibungen bedeuten immer eine Schwächung des Betriebes und sind gewöhnlich die Vorläufer des Konkurses. Zu starke Abschreibungen werden dagegen des öfteren von Unternehmungen, denen es sehr gut geht, vorgenommen, um Gewinne zu verstecken und stille Reserven zu schaffen. Stille Reserven aber sollen das Unternehmen durch kommende schlimmere Jahre hindurchbringen, und wenn man solche Jahre mit absoluter Sicherheit kommen sieht, wird die Schaffung derartiger Reserven zur Pflicht. Es kann also jedem Unternehmen nur geraten werden, die Anschaffungen, die es in diesen Zeiten der Teuerung macht, so schnell abzuschreiben, wie es ihm die Verhältnisse nur irgendwie gestatten, ganz unabhängig von irgendwelchen hergebrachten Sätzen.

Es gibt aber auch Unternehmungen, die sich der Zeit in dieser Weise nicht anpassen können, und für diese sind die Verhältnisse katastrophal. Als ein typisches Beispiel können hier die z. Z. im Bau befindlichen Untergrundbahnstrecken von Berlin gelten. Die alte Siemenssche Untergrundbahn hat das kurze Stück vom Gleisdreieck bis zum Wittenbergplatz im Bau, von dem etwa die Hälfte fertig ist. Es handelt sich z. Z. alles in allem noch um die Vollendung von einem knappen halben Kilometer Streckenlänge, also um etwa 1 Prozent der gesamten Bahnlänge. Aber dieses geringe Stück bereitet der Verwaltung nicht unerhebliche Kopfschmerzen, und es ist noch nicht entschieden, ob man die Arbeiten nicht vorläufig zu einem provisorischen Abschluß bringen und dann in Ruhe bessere Zeiten abwarten wird. Die Verwaltung kann sich diesen Luxus auch erlauben, da das genannte Stück für den Betrieb nicht unbedingt notwendig ist. Auch mit den ausgebauten Strecken läßt sich der planmäßige Verkehr zwischen Ost, West und Nord mit genügender Stärke und Betriebssicherheit vollziehen. Außerdem haben die begonnenen Tunnelstrecken des Verbindungsstückes zwischen Gleisdreieck und Wittenbergplatz offene Verbindung mit der in Betrieb befindlichen Strecke. Ihre Ventilation ist daher gesichert, und Gasansammlungen, die schlimmsten Feinde verlassener Untergrundbahnstrecken, sind nicht zu fürchten. Die Summen, die bisher in diesen Bau gesteckt wurden, können durch den Betrieb auf den übrigen Strecken recht wohl mit verzinst werden, und so kann man hier der weiteren Entwicklung der Dinge mit einer olympischen Ruhe entgegensehen.

Sehr viel ungünstiger liegen die Dinge dagegen auf der Nord-Süd-Strecke der sogenannten A.-E.-G.-Bahn, die erst einige Jahre vor dem Kriege in Angriff genommen wurde. Diese Bahn, die Berlin vom Nord-Osten her bis zum Süden durchqueren soll, war mit 100 Millionen Gesamtkosten projektiert. Die Rentabilitätsberechnung ergab bei Einsetzung der Friedenspreise eine befriedigende Verzinsung und Amortisation der Bausumme. Inzwischen brach aber der Krieg aus, und die Preise begannen langsam, aber sicher zu steigen. Wenn auch genaue Einzelheiten über die wirtschaftliche Lage dieser Bahn nicht veröffentlicht worden sind, so kann man doch annehmen, daß von den 100 Millionen heute die größere Hälfte verbaut ist und daß etwa der vierte Teil der Bahn vollendet ist. Für die restlichen drei Viertel der Bahn würden sich die Kosten bei dem heutigen Preis- und Lohnniveau auf wenigstens das Zehnfache des Friedenspreises, also auf 750 Millionen M. stellen. Die gesamte Bausumme würde also wenigstens die achtfache Höhe der ursprünglich vorgesehenen Baukosten erreichen. Für einen sehr erheblichen Teil dieser Summe, soweit es sich nämlich um die eigentlichen Tunnel- und Viaduktbauten handelt, käme eine Abschreibungszeit über die Dauer der Konzession, also von 90 Jahren in Betracht. Da aber selbst die schwärzesten Pessimisten doch wohl annehmen, daß bereits in 80 Jahren ein gewisses Nachlassen der gegenwärtigen Teuerung zu erwarten ist, so würde die zu den heutigen Preisen vollendete Bahn während der normalen Zeiten mit derartig hohen Anlagekosten belastet sein, daß an eine Konkurrenzfähigkeit mit anderen billiger gebauten Linien nicht zu denken ist. Bekanntlich haben auch die älteren Untergrundbahnlinien ihre Preise etwa verfünffachen müssen. Dieser Satz wird erklärlich, wenn man annimmt, daß die Betriebs- und Unterhaltungskosten etwa die eine Hälfte, die Verzinsungs- und Amortisationskosten die andere Hälfte der gesamten Bahnausgaben darstellen. Für die erste Hälfte haben sich die Sätze ungefähr verzehnfacht, für die andere Hälfte, die noch billig gebaute Bahnanlage, sind sie gleich geblieben, und so kommt man mit einer Verfünffachung der Fahrpreise zur Not aus. Eine Bahn, welche dagegen auch einen entsprechend verteuerten Bahnkörper zu verzinsen hätte, müßte heute bereits wenigstens das Zehnfache der Friedenspreise als Fahrgeld nehmen, um existieren zu können. Dadurch aber wäre die Anlage von Anfang an konkurrenzunfähig, und so hat denn die Verwaltung den einzig möglichen Schluß aus der Sachlage gezogen, sie hat auf vorläufige Freistellung von der Weiterführung und Vollendung des Baues geklagt. Das Gericht hat dieser Klage stattgegeben und in der Begründung seines Urteiles ausgeführt, daß es geradezu verkehrt wäre, die heute so überaus knappen Baustoffe dem Wohnungsbau zu entziehen und in das zweifelhafte Unternehmen der Bahn zu stecken. Der Prozeß wird natürlich noch durch andere Instanzen gehen und sobald nicht erledigt sein. Sollte eine höhere Instanz zu einer anderen Auffassung gelangen, so würde der Bahngesellschaft nichts anderes übrigbleiben, als den Konkurs anzumelden, denn die rund ¾ Milliarden für den Weiterbau der Bahn würde sie nie erhalten können. Schwierigkeiten bereitet nur noch die technische Frage, wie man es mit dem begonnenen Bau halten soll. Soweit die Tunnels bereits fest eingedeckt sind, genügt es, für ihre gute Lüftung zu sorgen, und man kann in Ruhe bessere Zeiten abwarten. Soweit sie noch offen sind, wird man wohl oder übel in den sauren Apfel beißen und sie definitiv abdecken müssen.

Besonders schlimm ist in dieser Beziehung die städtische Nord-Süd-Bahn daran, welche die Friedrichstraße so ziemlich in ihrer ganzen Länge aufgerissen hat und nun schon seit Jahren die kostspielige Grundwasserabsenkung und den Holzbelag unterhalten muß, ohne mit den Bauarbeiten recht vom Fleck zu kommen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse liegen hier genau so verzweifelt wie bei der A.-E.-G.-Bahn. Auch die Stadtverwaltung wird sich endlich zu dem Gebaren eines ordentlichen Kaufmannes aufraffen und diese Anlage irgendwie liquidieren müssen. Die Entscheidung wird in dem Sinne fallen müssen, daß man zunächst unter möglichster Schonung der vorhandenen Arbeiten einen erträglichen Dauerzustand herstellt und für den Weiterbau auf bessere Zeiten wartet.

Irgendein Vorwurf kann den Leitungen der beiden Bahnunternehmungen jedenfalls bisher nicht gemacht werden. Sie haben ihre Bahnen in normalen Zeiten richtig kalkuliert, und Verhältnisse wie die heutigen waren damals nach menschlichem Ermessen nicht zu erwarten. Bedenklicher stehen die Dinge dagegen mit dem dritten großen Berliner Bahnprojekt, der Elektrisierung der Berliner Stadt- und Vorortbahn. Schon im Frieden war diese auf die Riesensumme von 250 Millionen Mark veranschlagt, und das ganze Projekt wurde aus schwerwiegenden technischen und wirtschaftlichen Gründen bekämpft. Für verhältnismäßig geringfügige Verbesserungen des Verkehrs war schon damals mit wenigstens einer Verdoppelung der Fahrpreise zu rechnen. Man führte auch nicht mit Unrecht aus, daß man für die projektierte Summe zu sämtlichen wirklich überlasteten Strecken des Stadt- und Vorortbahnnetzes unabhängige Parallellienien bauen und so die Leistung mit einem Schlage verdoppeln könne.

Heute nun würde sich diese Elektrisierung auf wenigstens 2,5 Milliarden stellen. Sie würde den Verkehr auf allen diesen Strecken dauernd mit solchen Fahrpreisen belasten, daß an irgendeine Konkurrenz mit normalen Verkehrsmitteln nicht zu denken wäre. Da aber die meisten dieser Strecken infolge des staatlichen Eisenbahnmonopols konkurrenzlos sind, so würde der Verkehr selbst erdrosselt werden. Man müßte es daher als ein Verbrechen an kommenden Generationen betrachten, wenn heute überhaupt noch ernstlich an die Ausführung dieser Elektrisierung gedacht würde. Alle derartigen Arbeiten müssen unbedingt zurückgestellt werden, bis die Preise endgültig zur Ruhe gekommen sind. Erst dann darf man an eine neue Projektierung denken, und sie muß mit größter Kenntnis und Gewissenhaftigkeit erfolgen, denn irgendwelchen unpraktischen oder gar spielerischen Luxus können wir uns in den nächsten Jahrzehnten ganz gewiß nicht erlauben.

Die vorstehenden Zeilen gaben nur einige Beispiele aus der Reichshauptstadt. Diese Exempel dürften aber immerhin gezeigt haben, was wir heute ganz bestimmt nicht bauen dürfen.

Entente-Duo.



.De Notenkraker"

John Bull: „Au . . . viel zu hoch!"

Als Freikorpsführer im Baltikum.

Von Hauptmann a. D. Cordt von Brandis.

X. (Schluß.)



Bei Thorensberg an der Düna hatten die Letten den Kampf erneuert. Begünstigt durch die Witterung, war es ihnen gelungen, die Stadt zu nehmen. In dem gänzlich deckungslosen Gelände südlich der Düna hatten die Sicherungstruppen der Eisernen Division bei 24 Grad unter Null ohne Wintersachen in den fensterlosen Unterständen der alten Stellungen aushalten müssen. Dazu waren sie von schweren englischen Schiffsgeschützen beschossen worden. Die M.-G. waren eingefroren, und wegen aller dieser Mißlichkeiten hatte die Division den Rückzug in die Stellungen bei Olai angeordnet.

Die Sturmabteilung Roßbach war bei der Gelegenheit ins Gefecht getreten, jedoch hatte ihr schneidiges Eingreifen die allgemeine Lage nicht zu ändern vermocht.

Fast zu gleicher Zeit griffen die Letten von Osten her in Richtung Bauske an. Auch hier errangen sie Vorteile. Hier wie dort lag viel daran, daß nicht die mindeste Winterausrüstung vorhanden war. Die Posten sahen sich dem eisigen Ostwinde ausgesetzt, der unserer dünnen Mäntel spottete. Der Feind war durch Spionage auf das genaueste über unsere Aufstellung unterrichtet, so daß es ihm leicht war, die Posten nachts zu überfallen.

Kapitän Siewert, der an den bedrohten Punkt geeilt war, fiel, und dadurch wurde die Lage noch schwieriger.

Wieder, wie im Mai, bestand die große Gefahr, daß alle bei Mitau stehenden Teile durch den feindlichen Durchbruch in Richtung Janischki abgeschnitten wurden. Und wieder, wie damals, wurden wir ausersehen, sie abzuwenden.

„Da kommt der Retter in der Not!" sagte Hauptmann Wagener, als ich ihn nach der Bahnfahrt im Gute Gr.-Ellei aufsuchte, wo er noch immer an seiner Wunde daniederlag.

„Wie ist denn Bauske verlorengegangen?" fragte ich.

„Von Süden genommen, und jetzt steht die Front 10 Kilometer westlich. Wir werden es wieder nehmen müssen!"

„Das scheint mir auch so!"

„Rittmeister Krause d'Avis wird Ihnen die Einzelheiten sagen. Also, damit kein Zweifel entsteht, Ihnen unterstehen sämtliche Truppen an der Straße Meiten—Bauske und südlich davon. Sie handeln ganz selbständig nach eigenem Ermessen."

„Wie hoch wird die Gefechtsstärke sein?"

„Es müßten über 6000 sein, aber es sind viele Versprengte."

„Maltzan kommt doch auch noch her?"

„Sobald wie möglich!"

In ihrer eisigen Erstarrung lag die Gegend genau so wieder da, wie wir sie im März zum ersten Male gesehen hatten. Der Wind, der über leere Felder fegte, war geradezu sibirisch, besonders für eine anderthalbstündige Fahrt in der Kleinbahn.

An der Front herrschte seit zwei Tagen ziemliche Ruhe, doch deuteten Anzeichen darauf hin, daß der Gegner neue Angriffe vorbereitete.

Meine Truppe stellte ich derart am rechten Flügel der schon stehenden Teile auf, daß sie von da aus gleich gut unmittelbar auf Bauske vorrücken, als auch zur litauischen Grenze eilen konnte. Ich hielt alles dicht zusammen, um Stoßkraft zu behalten. Weiter konnte man zunächst nichts tun, als durch Fernaufklärung ein genaues Bild schaffen.

Am nächsten Tage suchte uns der General von Eberhard auf. Das Generalkommando war auf einen Ruf aus Mitau zurückgekehrt, wo man wohl den Kopf ein wenig verloren hatte, und wollte nun die räudigen Schafe zurückholen, leider ohne Truppen mitgebracht zu haben.

Der General schilderte eingehend die Lage bei Mitau sowie die finanzielle und wirtschaftliche Frage. Letztere waren allerdings trostlos, kein Geld mehr vorhanden, der Verkauf des Holzes infolge Grenzsperre verhindert, selbst unser Notgeld war in Berlin beschlagnahmt worden. „Wollen Sie mir, bitte, Ihr Urteil über die Lage abgeben?“ wandte er sich darauf an mich.

„Militärisch ist die Lage nicht aussichtslos“, antwortete ich. „Ich halte einen Angriff auf Bauske und ein Zusammenfassen der Streitkräfte um Bauske und Mitau für möglich. Dann allerdings kommt alles darauf an, ob man unseren Ersatz über die Grenze läßt. Wir haben bei dem Wetter und dem traurigen Zustand unserer Bekleidung täglich 6 v. H. Verluste durch Krankheit, das sind in 10 Tagen über die Hälfte. Da niemand aus dem Lazarett in Deutschland zurückkehrt, auch die Urlauber festgehalten werden, kann man den Zeitpunkt absehen, wann wir aus Mangel an Leuten den Rückzug antreten müssen.“

„Eine hermetische Schließung der Grenzen wird bestehen bleiben, keineswegs wird die Regierung davon absehen! Es kommt nichts für Sie herüber, und Ihr Holz wird nicht hinüber gelassen!“

„Uns bleibt es unverständlich, Herr General, wie die Regierung eine Sache der Entente so zu der ihrigen machen kann. Wir hätten das nie geglaubt, denn wir handeln doch lediglich im Interesse Deutschlands!“

„Die Sache ist verfrüht. Also Sie unterstellen sich von heute ab wieder dem Generalkommando und stehen für Ihre Leute ein?“

„Im Falle die Regierung ihren Erlaß außer Kraft setzt — jawohl!“

Rittmeister Krause d'Avis schloß sich meiner Auffassung an. Er behielt es sich ausdrücklich vor, bei erster sich bietender Gelegenheit auf das zurückzukommen, was er als richtig erkannt hätte.

Auch er meinte, daß unsere Lage unhaltbar sei, solange die Reichswehr, die an der Grenze Schulter an Schulter mit französischen Soldaten kämpfte, auf unsere zurückkehrenden Urlauber und Freiwilligen schoß.

Die Litauer hatten die Bahn Tilsit—Schaulen besetzt, standen also in unserm Rücken. Mit Deutschland war seit Tagen jede Verbindung abgeschnitten.

Wir mußten den Rückzug in die Nähe der Grenze so rechtzeitig ausführen, daß wir noch Kraft genug besaßen, die Litauer aus dem Wege zu räumen, die seit dem Tage nach unserem Abmarsch aus Radzi wie toll und närrisch angriffen. Weiter südlich hatten sie die Bahn bereits gesprengt, und uns blieb schon jetzt nur noch die Strecke nach Memel zur Verfügung. Rundum hatten die Engländer ihre Puppen aufgezogen, selbst in Libau landeten sie lettische Truppen, und als die Abteilung v. Plehwe diese ins Meer werfen wollte, übernahmen britische Kriegsschiffe ihren Schutz.

Wir waren also vollständig abgeschnitten und sozusagen umzingelt.

Eine Kommission, die von der Entente zur Prüfung der Lage im Baltikum ausgeschickt war, befand sich in Tilsit und fuhr von da nach Schaulen und Mitau, wozu die Bahn wiederhergestellt wurde. Nachdem sie die Lage geprüft und gemerkt hatten, daß wir nicht günstig bestanden, funkten sie zu den Letten hinüber, sie sollten „sich mäßigen“ Das war in diesem Falle die unzweideutigste Aufmunterung zum Angriff.

Kein Wunder ist es, daß die empörte Truppe späterhin einzelne Mitglieder dieser Gesandtschaft, die äußerst arrogant auftraten, entrubelte, entpelzte oder entstiefelte, daß man ihnen Benzin abfüllte oder gar tätlich wurde.

Letten und Litauer setzten ihre Anstrengungen fort. Wir mußten nunmehr die Waffenehre retten, im übrigen aber unseren Plan als gescheitert betrachten.

Am 21. November setzte ein allgemeiner Angriff ein, der durch einen dichten Schneesturm dem Feinde erleichtert wurde. Trotzdem man nicht 50 Meter weit gegen das Unwetter sehen konnte, standen unsere Linien unerschütterlich. Links das Regiment Baden, welches seit 10 Tagen fast ununterbrochen im Gefecht stand und schwere Verluste zu beklagen hatte. Daneben die Scharfschützen-Abteilung Damm, die sich ganz hervorragend schlug, rechts davon Teile des Regiments Stever, und noch weiter rechts meine Leute, deren Flügel fast bis an die litauische Grenze reichte.

Wie ein Felsen im Sturm stand Wilhelm Block aus Havelberg bei Gr.-Schwitten mit seinen Getreuen bis zum späten Abend des 21. in der Brandung des feindlichen Angriffs.

Nachdem sich der Angriff entwickelt hatte und die Ausdehnung des zahlenmäßig überlegenen Feindes genau erkannt war, ging meine 3. Komp. zum Gegenangriff vor. Sie drückte die Flanke des Gegners ein und nistete sich schräg hinter ihm ein, wo sie, von allen Seiten angegriffen, über 48 Stunden ausharrte. Unsere Artillerie, insbesondere die Batterie Haller, die eine Haubitze unter Wachtmeister Fischer bis in die vorderste Linie vorschickte, richtete unter den in Haufen angreifenden Letten Verheerungen an.

Gefangene, die wir beim Gegenangriff im Schneegestöber verloren, berichteten nach ihrer Rückkehr von den schweren Verlusten der Letten. Diese benahmen sich natürlich miserabel, zogen unsere Leute aus und mißhandelten sie. Meine Leute hatten das Glück, von unseren ehemaligen Letten bewacht zu werden, die das schlimmste von ihnen abhielten. „Verfluchte Deutsche! Butter, Eier, Speck fressen und 80 Morgen Land wollt ihr? Wir werden euch Land geben 6 Fuß lang und 2 Fuß breit!“ Das war die Stimmung drüben — Vernichtung des germanischen Elements! — Noch übler benahmen sich die Litauer gegen die Gefangenen. Und der Gehilfe des deutschen Geschäftsträgers in Kowno trat vor unsere im Elend schmachtenden Leute hin und sagte: „Euch geschieht recht, warum befolgt ihr nicht die Befehle der Regierung?“

In der Nacht erging der Befehl zum Rückzug der westrussischen Armee. Wir bildeten den Drehpunkt und mußten die ersten Tage fast an der Stelle bleiben. Der Feind drängte nur sehr schwach nach, er vermied das Gefecht.

Hinter uns aber stand der Litauer und lauerte auf den Augenblick, wo wir, in Auflösung zurückgehend, ihm unser Material und Waffen überlassen sollten.

Litauische Banden zogen marodierend umher, überfielen unsere Bagagen, zerstörten Bahnen und Fernleitungen. Mehrere Tage waren wir selbst von Schaulen abgeschnitten. Als aber das Gros der fechtenden Truppen in guter Ordnung und vollständig in der Hand ihrer Führer anmarschiert kam, da ließen sie uns wohlweislich unbehelligt und zogen sich in den Schutz ihrer Demarkationslinie zurück.

Wohl mancher Deserteur, der sich auf dem Rückmarsch noch von seiner Truppe abgesondert hatte, um auf eigene Faust zu „rubeln“, sich „gesund“ zu „machen“, zu „beten“, zu „stoßen“ und wie die Kunstausdrücke alle heißen, wurde von diesen Banden vom Leben zum Tode befördert. Im übrigen waren die berüchtigten Plünderungen auch nicht annähernd so schlimm, wie es Teile der deutschen Presse dem Volke glauben machen wollten. Welcher Grad von sinnloser Verhetzung erreicht ist, geht aus folgendem hervor: Kürzlich fuhr ein Offizier von uns in der Bahn, wo ein Mann stundenlang auf die Baltikumtruppen schimpfte. Der Offizier hielt ihm, als er fertig war, den Taschenatlas hin, mit der Bitte, ihm doch den Ort solcher Greuel zu zeigen. Wo fand der gelehrte Baltikumforscher Kurland? — Hart südlich der Grenze von Oberschlesien, da, wo früher Galizien lag.

Wo sind eigentlich in Deutschland die Polster der Eisenbahnen, die Netze und alles, was nicht niet- und nagelfest ist, geblieben? Ich glaube, wer Diebe suchen will, braucht gar nicht erst bis zum Baltikum zu gehen. Was andere Schiebungen anbelangt — so befinden sich sicherlich Erzlumpen, die ihre „Verdienste“ haben, erheblich näher dem Zentrum.

In der Gegend von Schaulen blieb die Deutsche Legion mit der Front gegen die Litauer stehen, bis alle Truppen vorbei waren. Die Baltikum-Kommission der Entente hatte bestimmt, daß bis zum 14. Dezember die Grenze überschritten sein mußte.

Es hätte nun, nachdem der große Plan gescheitert war, keinen Zweck gehabt, die Heimat durch Weigerung irgendwelchen Repressalien auszusetzen.

Zuletzt zeigte sich Litauen noch in seinem schönsten Glanze. Die Regenzeit, auf die wir vier Wochen vorher so sehr gewartet hatten, trat jetzt gänzlich zur Unzeit ein. Alle Wege waren grundlos; wir brauchten unendliche Mühe, um unsere Fahrzeuge an die Stelle zu bringen, wohin man uns als Bahnschutz geschickt hatte.

Unweit Bogdanows, wo wir am 12. März ausgeladen waren, stiegen wir wieder in die Bahn. Noch bei der Verladung krachten zum letzten Male unsere Granaten in den beschneiten Tannenwald, um die Litauer fernzuhalten, die wie Wölfe uns umschlichen in der Hoffnung, Beute zu machen. Der Zug rollte davon, starrend von Waffen und Geschützen. Nichts hatten wir zurückgelassen, kein Geschütz, kein M.-G. und kein Gewehr. Die Ehre der deutschen Waffen haben wir hindurchgetragen durch Gefahr und Verrat.

Die deutsche Legion marschierte am 13. Dezember am Gedenkstein von Tauroggen zum letzten Male an ihrem Führer vorbei. Dort, wo 1812 der eiserne Yorck dem General Diebitsch die Hand reichte zum Bündnis und zur Aufrichtung aus tiefster Schmach!

Wann wird unser Tag von Tauroggen kommen?

Wir zweifeln nicht daran, daß er kommen wird.

Wenn wir auch diesmal bezwungen wurden, wir fühlen uns nicht besiegt. Wir haben das getan, was Boyen vor dem Befreiungskriege verlangte, als er sagte:

„Laßt uns als Männer von Ehre dem Sturm entgegengehen, damit die Nachwelt nicht ganz an dem Werte des Zeitalters verzweifelt!"

Wenn diese Saat in den Herzen der heranwachsenden Generation aufgeht, dann haben wir gesiegt, dann haben wir nicht umsonst Leib und Leben eingesetzt im Kampf um die Ostmark; dann werden eines Tages wieder hoch über deutschen Eichen im Sturme unsere Siegeszeichen wehen!

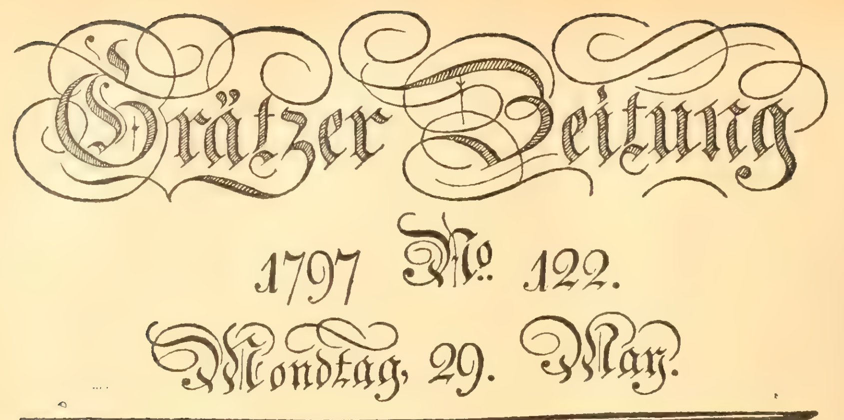


Die Fahne des Freikorps von Brandis.

Dokumente zur Zeitgeschichte

Französische Besetzung vor hundertzwanzig Jahren.

Immer von neuem, unüberhörbar dringt aus dem besetzten deutschen Gebiet der Klageruf über die Haltung der französischen Truppen; und das einzige, was den unerträglichen Zustand verständlicher, aber zugleich noch verabscheuungswürdiger macht, ist, daß die meisten der Greueltaten auf das Konto der farbigen Besatzung kommen. Und das ist auch ein Hauptunterschied gegenüber früheren ähnlichen Kriegshandlungen in Europa — die Verwendung der schwarzen Truppen —, sonst würde man kaum merken, wenn man in einem über hundertzwanzig Jahre alten Zeitungsblatt liest, wie alt diese Zeitung ist. Da liest man aus Frankfurt a. M.: „Der französische Obergeneral Hoche kam gestern abend von Höchst wieder hier an und kehrt diesen Morgen nach seinem Hauptquartier Friedberg zurück"; es wird weiter berichtet, daß die Franzosen die Demarkationslinie überschritten hätten, sich aber schließlich dazu verstanden hätten, ihre Truppen bis hinter Lauterbach zurückzunehmen. Das wird alles in der „Grätzer Zeitung" vom 22. Mai 1797 berichtet. Interessanter aber noch als diese Nachrichten ist die ausführliche Darstellung des Aufenthalts der französischen Armee in Steiermark, die als Beilage zu der eigentlichen Zeitung gedruckt ist und eine Fülle wenig bekannter Einzelheiten über diese Zeit bringt. Unter der Führung des damaligen Obergenerals Bonaparte hatten die französischen Heere der Republik die österreichischen Truppen, die von Erzherzog Karl befehligt wurden, allmählich aus dem damals österreichischen Oberitalien zurückgedrängt und folgten ihnen bis in kernösterreichische Lande. Wie hier die französischen Truppen sich benahmen, darüber wird in dieser Zeitung des heutigen Graz eingehend berichtet; wir geben im folgenden ein Bruchstück aus diesem Bericht — und wollen unseren Lesern auch nicht ein paar Zeilen vorenthalten, aus denen hervorgeht, daß die Franzosen unter den Augen Napoleons bei weitem nicht die Freiheit hatten und von der gleichen Zuchtlosigkeit waren wie unter seinen Untergeneralen.



„Kaum war die Division in Bruck eingerückt, als schon mehrere Bauern aus der Gegend von St. Rupprecht, und Pischberg, unter welchen einer am Arm und am Kopf durch Säbelhiebe schwer verwundet war, zu mir kamen und mich baten, dem General Vorstellungen zu machen, daß der Wuth der Truppen Einhalt gemacht würde, indem man sie beynahe schon ganz ausgeplündert, sie, ihre Weiber und Töchter, ja sogar kleine Mädchen mishandelt, und daß sie kaum ihres Lebens sicher wären. Ich führte diese armen Leute, die mir das Herz bluten machten, zu dem General Massena, bat ihn auf das Dringendste, Abhilfe zu verschaffen. Unwillen und Zorn blitzte aus seinem Gesichte, dennoch bekam ich zur Antwort, daß die Leute ihm die Täter bringen sollen, wofern dieses nicht geschehe, könne er ihnen keine Satisfaction geben. Endlich erhielt ich durch vieles Bitten doch so viel, daß nach dem Dorfe Pischg ein Offizier und Wache verlegt wurde. Dadurch wurde zwar das Dorf einigermaßen verschonet, doch die zerstreuten, im Gebürg befindlichen Häuser, sehr viele an der Zahl, rein ausgeplündert, das Vieh entweder entführet, oder zusammengehauen, Kästen und manche andere Hausgeräthe zertrümmert, die Wägen, Pflüge und andere Feldbaurequisiten zerschlagen, mit einem Wort alles muthwillig zugrunde gerichtet. Das Geld wurde entweder durch Schläge oder unter Androhung des Todes den meisten Bauern abgepresset, oder, wenn es verborgen war, gefunden; denn es war kein Schlupfwinkel in den Häusern, der nicht sorgfältig durchsucht wurde. Von allem beraubt und entblößet, irrten viele, sonst sehr vermögliche Bauern in den Wäldern mit Weibern und Kindern herum, bis sie der Hunger zwang, in der Stadt Hilfe zu suchen. Es war in der That ein rührender Anblick, sonst vermögliche Bauern das Brod betteln zu sehen. Täglich ereigneten sich neue derley Raub- und Mordgeschichten. Selbst in der Stadt hier wurden Zimmer, Gewölbe und Keller erbrochen. Auf wiederholt gemachte Vorstellungen an Massena erhielt ich die Antwort: Man solle ihm die Thäter vorführen, um sie bestrafen zu können. Da nun dies eine Unmöglichkeit war, indem 10 oder 12 Soldaten immer in Gesellschaft raubten, oder andere Excesse begiengen, erlebten wir auch hier kein Beyspiel der Strafe. Als endlich die Klagen zu oft kamen, und ich eben wieder für einige Mißhandelte, die zu mir Zuflucht nahmen, mich an Massena verwendete, sagte er voll Unwillens: er sey nicht hierher gekommen, um Klagen anzuhören, man würde ihn noch zwingen, diese immer klagenden Leute erschießen zu lassen. Von dieser Zeit an ließ ich es mir ja nicht mehr beyfallen, eine Beschwerde vorzutragen, sondern tröstete die guten Leute, deren Elend mich oft viele Thränen kostete, so gut es möglich war.

Als ich am dritten Tage des Hierseyns der Französischen Truppen der Magistratsdeputation, über die Vorstellung, daß die arme Stadt die abgeforderten, außerordentlichen Requisitionen unmöglich aufbringen könne, einen Dollmetsch bei Massena machen mußte, erwiederte er: es müsse ohne Barmherzigkeit gestellet werden, wo nicht, würde er den Soldaten gleich gestatten, die Häuser zu plündern. Es mußten demnach die benachbarten Gegenden Linden, Kirchdorf, Berneck, Breitenau und Dionysen mit Vieh, Getreid, Wein und Fourage Aushilfe leisten. So wurden nun auch diese Gegenden mit der Stadt Bruck von allem Vorrath ganz ausgezehrt. Traurig war es, anzusehen, wie verschwendend und verwüstend mit allem verfahren wurde. Hier wurden Flaschen und Krüge mit dem besten Wein ausgespüllet, dort wurden Füße, Köpfe und Eingeweide von Ochsen, Kälbern und Schaafen in das Wasser oder in die Mistpfütze geworfen. Dort wurde mit dem schönsten Brod Ballen gespielt, hier das schönste Heu und Grummet den Pferden eingestreut und aller Orten muthwillig zertreten. Überhaupt war weder Ordnung, noch Subordination bey der Massena'schen Division zu sehen. Die ausgestellten Wachen wurden öfters von der schwärmenden Menge über den Haufen geworfen, die Befehle der Officiere verhöhnet, ja es geschah einigemahl, daß sich die gemeinen Soldaten gegen ihre Officiere vergriffen und denselben in die Haare geriethen. Hierüber ist sich aber so weniger zu wundern, als sich der gemeine Soldat ebenso gut Citoyen, als sein vorgesetzter Officier zu sein glaubet.

Die unersättliche Raubsucht dieser Ohnehosenmänner brachte alle Menschen gegen sie auf, und Rache kochte in allen Gemüthern. Wirklich hätte man auch hier mit Beyhülfe des benachbarten Landvolkes eine Sizilianische Vesper erleben können. Doch hat es manchen Franzosen, den man in den Gebürgen einzeln traf, sein Leben gekostet. Die braven Cathareiner, die zwar ohnehin außer der Waffenstillstands-Demarkationslinie waren, dürfen hier nicht vergessen werden. Von dem traurigen Loos ihrer Nachbarn, der St. Dionyser, Stöger, Schörgendorfer, Arndorfer und Brucker benachrichtiget, setzten sie sich in den Vertheidigungszustand, um ihre Habe auf das Äußerste zu vertheidigen."

*

„. . . Ganz unerwartet war den Grätzern zur nähmlichen Zeit die von dem Obergeneral Bonaparte der bürgerlichen bewaffneten Macht erteilte Erlaubnis, auch ferner alle Waffen und Pikete gemeinschaftlich mit den französischen Truppen zu besetzen, welches auch bis zu ihrem gänzlichen Abzuge von Grätz mit dem gewünschtesten Erfolge und ohne auch nur zur kleinsten Zänkereyen Anlaß gegeben zu haben, geschah. Es war in der That Wonne, diese braven Bürger, gleich den mit allem Kriegsungemach vertrauten Soldaten, ihre Pflichten mit der größten Pünktlichkeit und Thätigkeit erfüllen zu sehen; ihr Betragen war männlich und edel, und wenn die Franzosen sie mit dem Namen Camarades beehrten, so mußten sie zwar diese Ehre sich gefallen lassen; doch gab dieses nicht die mindeste Gelegenheit zu fraternisieren. Um aber auch den Republikanern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und das Lobenswürdige an ihnen zu loben (denn das Tadelnswürdige wird bald getadelt werden) so wird jeder Grätzer gestehen, daß ihr politisches Betragen gut war. Kein Freyheitsgeschwätz ließen sie hören, und Freyheitslieder hörte man nur zuweilen bey ihren Trinkgelagen ertönen, vielmehr ließen sich viele über alle das Unglück, welches gewaltsame Revolutionen begleitet, und über das Glück einer ruhigen Regierung mit sehr vieler Aufrichtigkeit vernehmen und hinterließen manchem manches Lehrreiche hierüber zum Nachdenken. Ein gleiches anständiges Betragen zeigte sich bey ihnen (wenn wir das Betragen von ein paar Tollköpfen ausnehmen) gegen den Gottesdienst und die Religionsgebräuche."

Unter der Lupe

Die Verweigerung einer Ehrenschuld-Begleichung.

Von jeher hat die Demokratie aller Völker die Undankbarkeit zur Tugend erhoben, womit nicht bestritten sein soll, daß die Fürsten mit diesem Fehler nicht behaftet wären. Aber der echte Demokrat bemäntelt ihn nicht: er beruft sich dabei auf das Volkswohl. Das jüngste Beispiel dafür liefert das Verbot, der Technischen Nothilfe eine Ehrengabe der Reichshauptstadt zu spenden. Die Gründe der Ablehnung sind zwar nicht angegeben von dem Herrn Staatskommissar für die Regelung der Kriegswohlfahrt in Preußen, doch liegen sie in der Luft. Berlin ist eine Hochburg der Sozialdemokratie, und diese muß bei guter Laune gehalten werden. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Dazu gehört die Stellungnahme gegen die Technische Nothilfe, die, was nicht vergessen werden darf, vom Ausschuß des Allgemeinen Gewerkschaftsbundes grundsätzlich verworfen worden ist, sehr im Gegensatz zu Noske, der sie durch seinen Erlaß vom 14. Januar 1920 vor dem Boykott schützen mußte. Der Plan, diese hilfsbereiten Schüler, Studenten, Hochschullehrer, Techniker, Meister, Kaufleute, Ingenieure, selbstverständlich lauter Bürgerliche, für ihre aufopfernde Tätigkeit obendrein zu boykottieren, ist eine Ungeheuerlichkeit, ein Wüten des Parteifanatismus, der sich gegen Säuglinge, Kranke, gegen die Bevölkerung in ihrer Gesamtheit richtete. Wäre es nach dem Gebot der Bestialität gegangen, so würde beim Stillegen der Wasserversorgung Berlins ein Seuchenherd mit Massensterben geworden sein. Daß dies nicht geschah, verdanken wir der T. N., die bei 53 lebenswichtigen Betrieben während des Märzgeneralstreiks eingriff. Wenn einmal die Geschichte dieser Tage geschrieben wird, dürfen die Verdienste der freiwilligen Helfer, die statt 8 zuweilen 24 Stunden ununterbrochen dem Allgemeinwohl dienten, nicht vergessen werden. Trotzdem verfolgte sie blöder Volkshaß. Warum? Sie wurden als Streitbrecher verschrien.

Aber was verschlägt das Hetzern, wenn die Säuglinge wegen Milchmangels umkommen, wenn die Kranken in den Krankenhäusern hilflos zugrunde gehen, weil das Pflegepersonal nicht helfen darf! Wären doch beinahe 2000 Pferde während eines Brauereistreiks verhungert, weil die Streikenden die Fütterung der armen Tiere verhindern wollten, und diese Schande fast vertierter Menschen wäre geschehen, hätte nicht die T. N. sich ins Mittel gelegt! Wir ereifern uns über das Gebaren der Bolschewisten in Petersburg und Moskau, die Andersdenkende kurzer Hand ausrotten; wenn diese Destillation auf kaltem Wege in Berlin nicht gelang, ohne Blutvergießen, ohne großen Lärm, lediglich durch Unterbindung aller lebenswichtigen Betriebe, ist dies lediglich der T. N. zuzuschreiben, die ruhig, im Bewußtsein, ein Werk wahrer Humanität zu vollbringen, auf ihrem Posten ausharrte und trotzdem bei der verblendeten Menge unpopulär wurde. Das Schlagwort Streitbrecher zieht immer.

Aber das neue Kabinett besteht doch wohl nur aus Bürgerlichen, und wenngleich es auf die wohlwollende Unterstützung der Mehrheits-Sozialdemokratie angewiesen ist, dürfte es doch nicht mit verschränkten Armen zusehen, wenn der Staatskommissar für Kriegswohlfahrtspflege seine Amtstätigkeit in Liebesdiensten populärer Art, wie sie das Verbot der Ehrengabe darstellt, erschöpft. Hier handelt es sich wahrlich nicht um eine politische Demonstration, sondern um die Begleichung einer Dankesschuld für unschätzbare Dienste, die der Allgemeinheit, auch ihrem widerwilligen Teil, geleistet worden sind, und der Grund für die Weigerung, die Schuld abzutragen, darf doch wohl nicht in dem demokratischen Grundgesetz der Volksundankbarkeit gefunden werden. Unseres Wissens ist es bis jetzt noch nicht in der Reichsverfassung „verankert".

Die Entwaffnung.

Das französische Witzblatt „Le Rire" bringt zu dieser Karikatur den folgenden Text:

„Ich habe einen großen Staatsauftrag. Es handelt sich darum, überall Unruhen zu organisieren, um der Entente zu beweisen, daß eine Armee von 100 000 Mann für uns nicht ausreicht."

Diese Sätze könnten ebensogut in der „Freiheit" oder der „Roten Fahne" stehen; Kommentar überflüssig.

Deutsche Karikaturen

Erwacht.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. Verantwortlich für die Redaktion: i. V. Dr Konrad Elert, Berlin-Charlottenburg.



Nummer 32 | 11. September 1920 | 2. Jahrgang

Deutsche und polnische Arbeit in Oberschlesien.

GARVENS

Jeder tut, was er kann.

Die regierte Regierung.

Von Paul Roland.



Die akute Revolutionskrisis ist überwunden, ohne daß Genesung eingetreten ist. Vielmehr hat die Krankheit einen schleichenden Charakter angenommen und bewirkt ein Siechtum des Staatskörpers. Spuren davon zeigen sich bei jedem Anlaß. Wir leiden an chronischer Revolution und werden daran so lange leiden, als der für die deutschen Parteiverhältnisse mit ihrer Zerklüftung und mit ihrer Vergeudung der Volkskraft ungeeignete Parlamentarismus in seiner gegenwärtigen Form die Regierung lähmt und zu knetbarem Wachs in robusten Fäusten macht.

Der Grund für den jämmerlichen Zustand liegt in dem unausgetragenen Streit über das Rätesystem, dieser bolschewistischen Erfindung. In ihrem Ursprungslande ist sie längst das geworden, was sie folgerichtig werden mußte: eine Knute, gehandhabt von einigen Diktatoren, und wer darüber noch in Zweifel gewesen sein sollte, den haben die Verhandlungen der dritten kommunistischen Internationale über das wahre Wesen der sogenannten Rätediktatur aufgeklärt. Diese Volksbeauftragten sind Marionetten; Lenin und Trotzki lenken sie; nur dieser beiden Wille gilt. Es ist das Zerrbild einer Volksregierung.

Natürlich wird das nicht von deutschen Arbeiterführern, die sich als Apostel des Rätesystems aufgetan haben, zugegeben. Sie streuen ihrer Gemeinde Sand in die Augen über die Entwicklung der Dinge in Rußland und können es um so leichter tun, als die Lust, mitzuregieren und unmittelbar in den Gang der Ereignisse einzugreifen, dem großen Haufen durch die Revolution eingeimpft ist. Der Umweg über die Parlamente, als die gesetzmäßig gewählten Volkswillen-Vollstrecker, schüttet gar zu oft, sobald sich die Sachen hart im Raume zu stoßen beginnen, Wasser in den Wein populärer Tageswünsche. Enttäuschungen dieser Art führen dem Rätegedanken immer wieder neue Nahrung zu; an Stelle des Mitratens soll das Mittaten treten. Das erhellt auch aus den Verhandlungen mit den Metallarbeitern im Reichsarbeitsministerium. Die Aussprache drehte sich vornehmlich um Betriebsstillegungen und die Mitwirkung der Arbeiter dabei, und sie wurde vorgenommen in dem Augenblick, wo die deutschen Eisenbahner eigenmächtig die Waffen- und Munitionstransporte stillegten oder wie in Württemberg das gleiche von einem Arbeiter-Aktionsausschuß wegen des Steuerabzugs derart versucht wurde, daß durch einen Generalstreik das gesamte öffentliche Leben zum Stillstand gebracht werden sollte.

Die württembergische Regierung hat sich der Bewegung gewachsen gezeigt, nicht nachgegeben und hat sich vor allem nicht durch Zurückziehung der Truppen die Hände selbst gebunden. Damit ist der Allgemeinheit ein Dienst erwiesen worden, indem der Majestät eines vom Reichstag beschlossenen Gesetzes zur Anerkennung verholfen wurde.

Dieselbe Festigkeit bewies der Bundesrat in Bern gegenüber dem schweizerischen Eisenbahnerverbande, der die Einsetzung von Personalkommissionen zur Überwachung und Untersuchung internationaler Transporte verlangt hatte. Dies Begehren bedeutete nicht mehr und nicht weniger als die Anmaßung eines Kontrollrechts, das über den Kopf der gesetzlich dazu Befugten, ausgeübt werden sollte. Von wem? Geben wir dem Kind den rechten Namen: von einem Räteausschuß. Die republikanische Regierung der Schweiz hat denn auch kurz und bündig den Eisenbahnern dieses Vorzugsrecht der Überwachung und Untersuchung nicht zugebilligt, sondern schlankweg den Antrag abgelehnt. Die maßgebende Kontrollinstanz ist die Eisenbahnverwaltung, und sie untersteht ihrerseits wiederum der Kontrolle durch die Volksvertretung. Für derartige Selbstverständlichkeiten scheinen die wahrscheinlich bolschewistisch angehauchten schweizerischen Eisenbahner den Sinn verloren zu haben, nicht aber die Mehrheit der Eidgenossenschaft, die durchaus abgeneigt ist, ein Mitregieren Unberufener zu dulden. Auch in Republiken darf das Recht der Exekutive nicht der Regierung entwunden oder geschmälert werden, wenn nicht das Chaos hereinbrechen und die Beamtenschaft zum Spielball der Massen werden soll. In der freien Schweiz ist die Einrichtung der Eisenbahnräte, sobald sie vorgeschlagen war, zu Grabe getragen worden, und zwar durch die Festigkeit des staatsmännisch weitsichtigen Bundesrats, der keine Minute über die Konsequenzen eines Nachgebens im unklaren war.

Wie verhält sich nun die deutsche Reichsregierung und der Reichstag zu dieser Frage? Kompromisselnd zaghaft. Es wirft sich eine Kontrollkommission von Eisenbahnern selbstherrlich und aus eigenem Recht zur Nebenregierung auf, maßt sich die Untersuchung von Eisenbahntransporten an und steift sich dabei auf die Unterstützung der beiden sozialdemokratischen Parteien, des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, des Deutschen Eisenbahnerverbandes und des Deutschen Transportarbeiterverbandes. Sie kündigen eine Machtprobe an und lassen bei bengalischer Beleuchtung den allgemeinen volksbeglückenden Verkehrstreik aufsteigen. Das ist der Sinn des von der Tagespresse verbreiteten Aufrufs an die Arbeiterschaft. Nun hat sich auch der parlamentarische Beirat zur Durchführung des Entwaffnungsgesetzes mit dem Gegenstand beschäftigt, und wenn auch die bürgerlichen Parteien geschlossen sich gegen die Nebenregierung der Gewerkschaften aussprachen, gaben sie doch insofern die Staatsautorität preis, als sie einen deutschnationalen Antrag ablehnten, wonach die Betriebsräte nicht als selbständige Kontrollorgane, sondern lediglich als beauftragte Hilfsorgane sich zu betätigen hätten. Demgemäß wird also die Regierung regiert. Einmal muß die Waffentransport-Kontrolle aufhören, denn der russisch-polnische Krieg wird nicht ewig währen, vielleicht verschwindet auch eines Tages das Leninsche Räterußland in der Versenkung, und die Akten werden über den Rätegedanken geschlossen, nur in Deutschland bleibt er am Leben, weil es einer eingeschüchterten Regierung an der Entschlußkraft gebrach. Die Beispiele der Schweiz und Württembergs haben nicht den Bazillus der Nachgiebigkeit in ministeriellen Männerbrüsten zu töten vermocht; er wuchert weiter und wird das Revolutionsfieber auch in andere Verwaltungszweige tragen. Was das Zurückweichen vor der Drohung der sozialdemokratischen Parteien und der Gewerkschaften so bedauerlich erscheinen läßt, ist nicht nur die Schädigung der Autorität, die den Fehdehandschuh der Minderheit hätte aufnehmen sollen, sondern die Ermutigung der Arbeiterschaft zu neuen Vorstößen. Noch hat sich das Betriebsrätegesetz nicht eingelebt, und schon wird dagegen angerannt, wie die Verhandlungen im Reichsarbeitsministerium beweisen. Auch hier war nichts als eitel Entgegenkommen zu spüren und sogar von Übernahme stillgelegter Betriebe auf Staatskosten die Rede, als wenn nicht die Milliardenlasten ohnehin schon groß genug wären und die Zwangsanleihe, ein verlarvter Staatsbankrott, bereits vernehmlich an die Pforten des Steuerzahlers klopfte. Davor schützen auch die weitestgehenden Vollmachten der Betriebsräte nicht. Helfen kann nur eine Regierung, die wirklich regiert und sich nicht von unverantwortlichen, außerhalb der Verfassung stehenden Kräften regieren läßt.

Siedlungsplan für Groß-Berlin.

Die bauliche Ausgestaltung Groß-Berlins.

Von Professor Heinrich Straumer, Berlin.

it der Schaffung der Einheitsgemeinde des neuen Groß-Berlin tritt wieder die Frage der städtebaulichen Ausgestaltung der Reichshauptstadt in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. Die Neuordnung der technischen Arbeiten hat die neugewählten Stadtverordneten beschäftigt und in der Presse lebhaften Meinungsaustausch veranlaßt.

Auch für den Laien ist es nicht schwer zu erkennen, daß das rein Sachliche bei diesen Erörterungen den politischen Rücksichten hat nachstehen müssen. Dieser Umstand erscheint um so merkwürdiger, weil alle Parteien das Interesse haben müssen, positive Arbeit zu leisten, um ihrer Wählerschaft beweiskräftige Erfolge aufzuweisen. Alle Parteien sehen dies auch ein. Wenn nun trotzdem die Vorzüge der Neuordnung des technischen Wesens, wie sie bisher beschlossen worden ist, sehr umstritten werden können, so kann dies doch nur daran liegen, daß denjenigen, welche über die technische und baukünstlerische Gestaltung der Zukunft zu entscheiden haben, die Bedeutung dieser Angelegenheit und überhaupt der Begriff der technischen und baukünstlerischen Gestaltung etwas Fremdes ist.

Berlin ist in rasendem Tempo von der bescheidenen preußischen Residenz zu einer Drei-Millionen-Stadt angewachsen, und vergleicht man seine städtebauliche Entwicklung mit der anderer Großstädte, so wird augenscheinlich, daß ein einheitlicher Plan niemals existiert hat, ja — daß nicht einmal eine grundlegende Idee, auch nur über einen kurzen Zeitraum hinweg, zielbewußt verfolgt worden ist.

Abgesehen von völligen Neugründungen von Städten, wie wir sie unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm III. in Preußen und in Zeiten aufsteigender Entwicklung in anderen Ländern wie in Frankreich und später auch in Rußland unter Peter dem Großen erlebt haben, ist diese schrittweise Entwicklung in allen Ländern und das damit erklärbare Fehlen eines einheitlichen Planes das Schicksal der meisten Städte gewesen. Auch die vielbewunderte städtebauliche Anlage von Paris hat sich mit dem Bestehenden abfinden müssen, und nur der großzügigen diktatorischen Macht eines unbeschränkten Herrschers war es möglich, so durchgreifende Änderungen wie die in Paris noch heute bewunderten durchzusetzen.

Zumal gegenwärtig im demokratischen Zeitalter wäre es unmöglich, ganze Stadtteile niederzulegen. Trotz dieser Schwierigkeiten bei der Entwicklung fast aller modernen Städte ist es doch vielen gelungen, noch zu einer Zeit, wo manches zu retten war, einen einheitlichen Plan aufzustellen

oder doch wenigstens ganz bestimmte Gesichtspunkte mit vorausschauendem Blick festzuhalten.

Kaum eine andere Stadt hätte, ihrer ganzen Lage nach, die Möglichkeit so günstig gehabt wie Berlin, nach großzügigen künstlerischen Gesichtspunkten die Entwicklung zu beeinflussen. Aber die unglückseligen politischen Verhältnisse haben fast in jedem Stadium der Entwicklung eine freie Auswirkung wirklich bedeutender Kräfte verhindert. Von der frühesten Zeit an hat es nicht an fachmännischen Hinweisen gefehlt, und die erste grundlegende Anregung in neuerer Zeit, die von den Architekten Groß-Berlins ausging, wobei der Name March als Anreger ehrenvoll genannt sein soll, fand in der Ausschreibung des Wettbewerbes Groß-Berlin, welcher die Aufschließung und Bebauung einheitlich regeln sollte, ihren Ausdruck. Die durch das Preisausschreiben gewonnenen Pläne enthalten bedeutende Anregungen, die auch dem Bestehenden Rechnung tragen. Es sei hier besonders der neue Begriff erwähnt, den der mit dem 1. Preis gekrönte Entwurf des bekannten Städtebauers Prof. Dr. Herm. Jansen mit den „Ausfallstraßen" brachte, die aus dem Häusermeer der Bevölkerung den Ausweg in die freie Natur, in die Wiesen und Wälder eröffnet, und deren vom Zentrum ausgehende strahlenförmige Verkehrsbahnen in konzentrischen Ringen durch Wald und Wiesengürtel mehrfach verbunden werden.

Mit der Gründung des Zweckverbandes Groß-Berlin wurde der Versuch zur Ausführung dieser Pläne gemacht, aber alle guten Absichten scheiterten am Mangel einer einheitlichen autoritativen Behandlung und an dem sich entgegenstrebenden Interesse der verschiedenen Gemeinwesen und des Staates einerseits sowie den Interessen des Gemeinwohles und der Spekulation andererseits. Erst heute, mit der Schaffung der Einheitsgemeinde Groß-Berlin, kann, rein politisch nach Machtverhältnissen beurteilt, von der hemmungslosen Möglichkeit einheitlicher Gestaltung gesprochen werden. Erste Bedingung hierzu wäre aber, daß man den von den Architekten gemachten Vorschlag befolgt und hervorragend bewährten Städtebau-Künstlern unumschränkte Schaffensfreiheit einräumt. Eine umfassende stadtbaukünstlerische Gestaltung ist auch heute noch mit großen Vorteilen für die Volkswirtschaft durchzuführen möglich, um so mehr, als ja die Wohnungsnot Maßnahmen und Aufwendung von Mitteln in allergrößtem Ausmaße notwendig macht.

Die ungeheure Zusammenballung der kaufmännischen und industriellen Bureaus und der riesigen Beamtenkörper, welche die Ausgestaltung der Zentralverwaltung des Reiches im Zentrum bedingt, führen immer mehr eine Umgruppierung der Wohnverhältnisse herbei. Derselbe Vorgang, wie er in London und in den amerikanischen Großstädten als „City-Bildung" mit den riesigen Verwaltungs- und Bureauhäusern und einem Wald von Wolkenkratzern in Erscheinung tritt, kann auch in Berlin nicht künstlich zurückgehalten werden, wenn darunter eine vernünftige Entwicklung des neuzeitlichen Wohnwesens nicht leiden soll. Auch die Ansiedlung aller Fabrikations- und Industrieunternehmungen unter Berücksichtigung der günstigsten Transportgelegenheiten an Eisenbahn und Wasser muß planmäßig geleitet werden.

So sind es drei grundsätzliche Begriffe, die bei Gesamtentwicklung eines einheitlichen Planes berücksichtigt werden müssen:

1. das Verkehrsnetz;
2. die Einteilung in Geschäftszentrum, Industrieviertel und Wohnviertel;
3. die planmäßige Durchdringung mit allen erforderlichen Wohlfahrtsanlagen, Erholungsstätten, Wald-, Wiesen- und Wasserflächen.

Die Machtvollkommenheit der Stadt Berlin reicht heute weit über unbebaute Landflächen hinaus, und ein einheitlicher künstlerischer Wille wäre wohl imstande, segensreich in das Chaos der hier und dort planlos ansetzenden Siedlung einzugreifen. So müßte man sich ein zukünftiges Groß-Berlin nach der Skizze auf Seite 487 etwa so vorstellen:

Um das alte historische Zentrum mit den Linden und der Wilhelmstraße muß der Stadtkern mit Bureaus und Verwaltungshäusern, mit Geschäftshäusern und Kaufhallen für eine vielgeschossige Bebauung und die Errichtung von Wolkenkratzern freigegeben werden. Von diesem Stadtkern aus führen strahlenförmig die Hauptverkehrswege hinaus und teilen so die ganze Fläche Groß-Berlins in Kreisausschnitte. Um das Geschäftszentrum legt sich dann ein Wohngürtel mit vielgeschossiger Bebauung. Zum Teil an den Wasserwegen und Fern-Eisenbahnen noch in diese Wohnviertel einschneidend, legt sich dann um diesen 2. Wohn-Ring ein in der Hauptsache aus Fabrikanlagen bestehender Industriegürtel. Zwischen beiden Gürteln muß planmäßig für eine Trennung durch Grünflächen zur Erholung der Bewohner des Wohnviertels einerseits wie der Arbeiter des Industrieviertels andererseits gesorgt werden. Je mehr die Segmente vom Zentrum entfernt sich verbreitern, je mehr werden sich Industrie- und Wohnviertel durchdringen, weil die Industrie eine Anlage am Wasser und an den Fernbahnen bedingt. Dies trifft für den 3. im ganzen als Wohnviertel auszugestaltenden Gürtel, der nunmehr um das Industrieviertel sich legt, besonders zu. Dieser 3. Gürtel ist für Wohnungen mit Kleinhaus-Siedlungen aufzuteilen. Die an den Verkehrsstrahlen liegenden Industrieviertel sind durch Wald und Wiesenstreifen, die auch sonst den Siedlungsgürtel durchdringen, zu trennen. Weiter hinaus wird die Bebauung nicht mehr in erster Linie als Gürtel in Erscheinung treten, sondern die zwischen den Verkehrsstrahlen nun ganz breit gewordenen Segmentflächen nehmen an den wichtigeren Verkehrsarmen weitausladende Industrievierecke auf. Während sonst dem Bedürfnis folgend in breiter Fläche Siedlung an Siedlung für Kleinhäuser sich anreiht, bis die Berührung mit den nächsten Städten wieder eine Abstufung bis zur Citybildung herbeiführt.

Während für die Industrieviertel der Verkehr hauptsächlich von den Fernbahnen und den Wasserwegen getragen wird, nimmt den Verkehr für die Wohnviertel ein Verkehrsnetz von Schnellbahnen auf. Dieses Schnellbahnennetz ist eine Hauptbedingung für die Ansiedlungsmöglichkeit der vielen Millionen Bewohner Groß-Berlins in kleinen Häusern mit eigenem Feld und Garten, zwischen grünen Wäldern und an den in der märkischen Landschaft reichlich vorhandenen Wasserflächen. Eine einheitliche Bewirtschaftung aller Verkehrsmittel muß es auch dem ärmsten Manne ermöglichen, von der Arbeit sein freundliches Heim und die ausreichend vorzusehenden Erholungsstätten sowie die See- und Wasserflächen zu einem erfrischenden Bad billig und schnell zu erreichen.

Mit der Durchführung eines solchen einheitlichen Gedankens auf volkswirtschaftlicher Grundlage wäre auch die Möglichkeit gegeben, im einzelnen baukünstlerisch zu gestalten. Vergleicht man andere Städte wie Paris, Wien und auch München mit Berlin, so fällt dieser Vergleich stark zuungunsten Berlins aus. Von wirklich

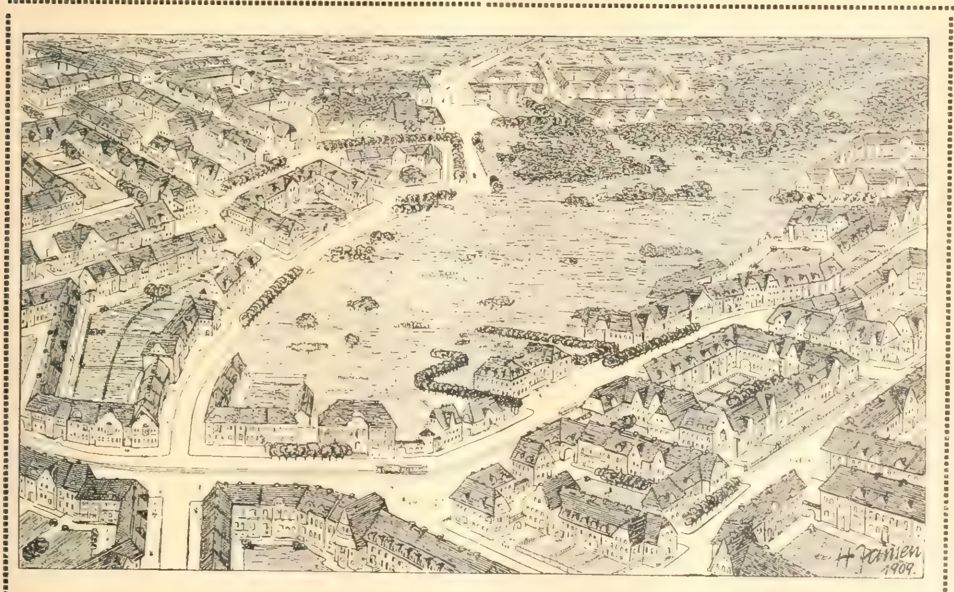
stadtbaulicher Schönheit haben wir fast nur die Linden mit dem Tiergarten aufzuweisen. Ja, selbst das, was von früher an Schönheit übernommen wurde, ist durch das Laufenlassen der letzten 30 Jahre nicht verbessert, sondern verschandelt worden.

Beispiele von starker Beweiskraft sind der Potsdamer Platz mit seiner erschreckenden Häßlichkeit und seiner Unmöglichkeit der Verkehrsbewältigung. Es ist eine schwere Anklage, daß gerade hierfür ein wundervoller Plan von Friedrich Wilhelm III. vorhanden war, nicht zu vergessen den meisterhaften Entwurf von Schinkel für den Potsdamer=Tor=Platz. Man vergleiche das häßliche Gebilde der Potsdamer Straße mit der herrlichen Avenue der Champs Elysées in Paris, die in stolzer Breite die Stadt nach außen öffnet. Ein fast noch stärkeres Beispiel wird augenscheinlich, wenn man unser städtebauliches Glanzstück, die Linden, über die Charlottenburger Chaussee bis zum Knie verfolgt. Es ist das Verdienst Bismarcks, der allerdings hauptsächlich die Bildung geeigneter Reitwege im Auge hatte, daß die Bismarckstraße und weiterhinaus der Kaiserdamm in großem Ausmaße weiterführen. Es war ein Machtwort Wilhelms I. nötig, um diese einzige Ausfallstraße gegen die Anliegerinteressen durchzusetzen — aber welch klägliches Gebilde stellt der Platz am Knie dar! Hier wäre eine Gelegenheit gewesen, ähnlich der wundervoll gestalteten Plätze in Paris, die die Boulevards monumental abschließen, einen Knotenpunkt von erheblicher Schönheit zu schaffen.

Auf Schritt und Tritt trifft man in Berlin auf solche verpaßten Gelegenheiten; wo wirklich ein kleiner Ansatz städtebaulicher Gestaltung vorhanden ist, wie bei der Tauentzienstraße, macht platte Minderwertigkeit dem ein Ende, wie hier mit dem gräßlichen Nollendorfplatz; von den um das weitere Zentrum angelegten neuen Stadtvierteln wie Schöneberg, Wilmersdorf, Neukölln usw. gar nicht zu reden, obwohl gerade hier der völlige Neuaufbau jede Möglichkeit gegeben hätte. Weiter hinaus beim Übergang in die Villenvororte häufen sich die Mängel, und auch was an vorbereitenden Plänen bekannt ist, bedarf dringend des Eingriffes. Mit der Durchführung des geschilderten Gesamtgedankens einer schönen Stadt, in der sich Ring an Ring in folgerichtiger Wechselbeziehung aneinanderfügt, wäre auch auf diese schöne Gestaltung des Stadtbildes im einzelnen das größte Gewicht zu legen. Breite Verkehrsstraßen durchbrechen so die Häuserfronten und verbinden Gürtel zu Gürtel, schöne Plätze bilden einprägsame Abschnitte, große Parks und Spielplätze bieten Erholung, und in schön abgestuftem Maße stellt sich so das Bild Groß=Berlins dar, daß es mit den schönsten Städten der Welt in Wettstreit treten kann.

Das ist ein Zukunftsbild von umfassender Vorstellung, und doch kann es Wirklichkeit werden. Überblickt man die ungeheure Leistung an Wohnungsbeschaffung der letzten 20 Jahre in Groß=Berlin und stellt sich vor, daß diese bereits nach den entwickelten Grundsätzen in die Wege geleitet worden wäre, so erscheint es durchaus glaubhaft, das schon jetzt das Bild unseres Planes bis zum 3. Gürtel Tatsache sein könnte.

Von der Weisheit und der Entschlußkraft des Groß=Berliner Stadtparlaments wird es abhängen, ob die nächsten 20 Jahre auf diesem Gebiete eine Tat für das Menschentum bringen werden. Freilich gehört dazu der Mut, geeignete Männer an die richtige Stelle zu setzen. Bisher war dieser Mut nicht vorhanden.



Kleinwohnungssiedlung.

Preisgekrönter Entwurf aus dem Bebauungsplan von Professor Dr. Jansen (1910).

Eine Denkschrift zur deutschen Arbeitswehr.

Von Hans Schoenfeld.



Der rastlose Hauptmann Aumann[*] tritt mit einer großzügigen und klaren Denkschrift: „Gedanken zur Gründung einer Arbeitswehr", an amtliche und private Stellen heran. Der Ausgangspunkt ist ihm ein Gesetz, mit dem Bulgarien als erstes der im Kriege zusammengebrochenen Länder die Hand an einen gründlichen Wiederaufbau legt. Hier ein Überblick über den (übertragenen) Wortlaut des im „Staatsanzeiger" vom 10. Juni zu Sofia veröffentlichten Bulgarischen Gesetzes über den Arbeitszwang. Das Wort, das in der freien deutschen Republik Wut und allerlei häßliche Empfindungen auf radikaler Seite entfesseln würde, ist hier nüchtern und unzweideutig ausgesprochen. Es heißt da in Kapitel I, Allgemeine Bestimmungen, u. a.:

„Alle bulgarischen Untertanen beiderlei Geschlechts — die Männer, die das 20. Lebensjahr und die Mädchen, die das 16. Lebensjahr vollendet haben — sind der Arbeitspflicht unterworfen. (Bemerkung 2: Es werden Freiwillige angenommen, die das vorgeschriebene Alter noch nicht erreicht haben, nämlich die Männer vom 17., die jungen Mädchen vom 12. Jahre ab.)

4. Die Arbeitspflicht ist persönlich, es wird keine Art der Stellvertretung zugelassen. Befreit sind nur diejenigen, die zu jeder körperlichen und geistigen Arbeit unfähig sind, nach der vom Ministerium genehmigten Liste von Krankheiten; ebenso sind ausgenommen die verheirateten Frauen und die in der Armee und Gendarmerie eingeschriebenen Männer. Die auf Grund der Liste von Krankheiten Befreiten zahlen eine Abgabe von Einkommen und Besitz (auf Grund eines besonderen Gesetzes zu erheben).

6. Die Arbeitsdauer währt für Männer 12, für die jungen Mädchen 6 Monate.

7. Eine Herabsetzung auf die Hälfte der in 6 vorgesehenen Dauer wird denen gewährt, die die einzige Stütze ihrer Familie sind usw. (armen Familien, die nicht mehr als 1500 Lewa jährliches Einkommen haben). Ein vorübergehender Aufschub wird gewährt a) Kranken wie denen, die sich auf dem Wege der Besserung befinden, bis zum 24. Lebensjahre; c) jungen Leuten bis zum Schluß ihrer Studien auf einer höheren oder mittleren Lehranstalt.

Kapitel II Art. 13: Eine Generaldirektion der obligatorischen Arbeit mit einem Generaldirektor an der Spitze, der auf Vorschlag des Ministers ernannt wird, ist beim Ministerium der öffentlichen Arbeiten einzusetzen zwecks Verwirklichung gegenwärtigen Gesetzes.

Art. 18. Die Personen, die der Arbeitspflicht unterworfen sind, werden in Kategorien eingeteilt nach ihrer Vorbereitung und den zu leistenden Arbeiten: Feldarbeit, Technik, Handwerk, Bergwerke, Fischerei, Forsten u. a. Die Kategorie der Feldarbeiter wird nach Bedarf in Gruppen eingeteilt, die anderen Kategorien sollen je nach Bedarf Spezialgruppen für das ganze Land bilden.

Art. 20. Zur Vorbereitung der dem Arbeitsdienst Unterworfenen wird die Direktion technische Kurse und Lehrkurse, Schulen, Werkstätten und Musterwirtschaften einrichten. Schon bestehende Einrichtungen können gleichfalls benutzt werden. — An Strafen für Übertretungen dieses Gesetzes (Selbstverstümmelung oder Verleitung dazu, Hetzen in Wort und Schrift gegen den Arbeitszwang, Drückebergerei usw.) sind vorgesehen: Geld-, Gefängnisstrafen und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte (Kapitel III)."

Nicht ohne weiteres würde sich auf deutsche Verhältnisse dieses bulgarische Notgesetz übertragen lassen. Dies hat Aumann klar erkannt. Er ist Realpolitiker genug, um zu wissen, welche politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Einführung eines solchen, sagen wir ruhig diktatorischen Gesetzes im heutigen Deutschland entgegenstehen. Daher schlägt er vor, indem er betont, daß alle seine Arbeiten und Endmaßnahmen stets darauf hinausgingen, an Stelle der allgemeinen Wehrpflicht die allgemeine Arbeitsdienstpflicht zu setzen, um dadurch weiterhin einen Einfluß (und zwar einen sittlich besseren als den der kaiserlichen Soldatenzeit) auf die Erziehung des Volkes zu behaupten — daß man vor Einführung des Arbeitszwanges eine Art Übergangs-Dienstpflicht einrichte, „um nicht durch eine Heranziehung der jungen Dienstpflichtigen aus Industrie usw. neue Erschütterungen des Wirtschaftslebens hervorzurufen". Es gilt, sagt Aumann, für diese Übergangsdienstpflicht die noch brachliegenden Volkskräfte an den brachliegenden Volksgütern anzusetzen. Diese sind 1. in Norddeutschland etwa 2 Millionen Hektar Moor- und Ödland, welche durch Torfstich die Brennstoffnot und durch Kulturarbeit die Nahrungsmittelnot zu lindern vermögen; 2. in Mitteldeutschland die Kanalbauten, welche die Verkehrsschwierigkeiten beseitigen können und das Hinausziehen von Industrien aus den Städten auf das flache Land im Gefolge haben werden usw.; 3. in Süddeutschland die ersten Vorbereitungen für den Bau von Talsperren, um durch sie neue Kraftquellen zu erschließen; 4. in den Bergbaugebieten der Bau von Bergarbeiterheimstätten und 5. Straßenbau, Meliorations-, Kanalisationsarbeiten u. a.

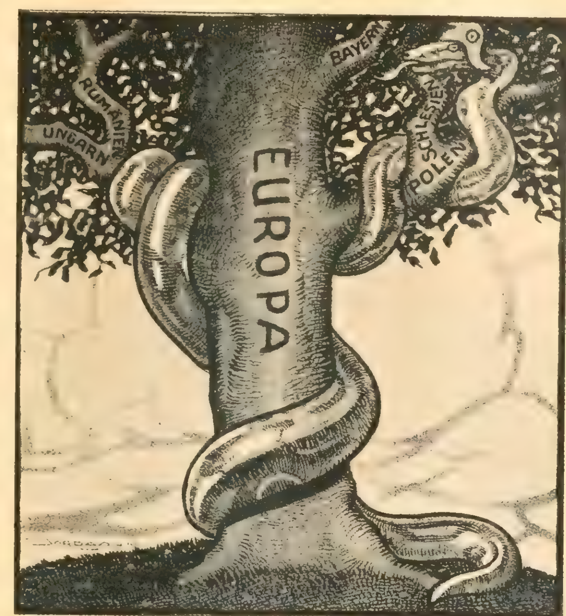
Auf etwa 1 Million beziffert Aumann die Zahl der Erwerbslosen (in den Blättern steht nur von den unterstützten Erwerbslosen zu lesen, die etwa die Hälfte der Gesamtzahl ausmachen). Er behauptet auf Grund hundertfältiger Erfahrungen in seiner Sammelstelle für Arbeitsuchende, wo sich stets mehr Arbeitswillige melden, als er unterzubringen vermag, daß die Erwerbslosen nicht nur Geldschlucker sind, sondern wirklich auch arbeiten wollen; die deutsche Arbeitslust steigt im umgekehrten Verhältnis zur Arbeitsmöglichkeit, eine Tatsache, die geradezu erschütternd anmutet und sehr zu denken gibt. Wie sich die Dinge anlassen, wird die Zahl der Erwerbslosen ständig zunehmen, und nach dem Ausspruch eines viel genannten Großindustriellen kann Deutschland im Februar 1921 etwa 2 Millionen Arbeitslose haben, von denen dann der beträchtlich größere Teil aus öffentlichen Mitteln zu unterstützen wäre. Die Beträge dafür erreichen Ziffern, die einem himmelangst machen, worauf dies alles hinaus will und wie lange sich dieser verzweifelte widernatürliche Zustand noch halten wird.

Demgegenüber spricht alles für gesetzliche Einführung der werteschaffenden allgemeinen Arbeitsdienstpflicht in den genannten Schaffensgebieten des Reiches. Die Kosten dafür sind freilich zunächst ungeheuer und nicht sofort nutzbringend. Aber im Verlauf eines Jahrzehnts — einer geringen Zeitspanne im Hinblick auf solch gewaltige Entwicklungsphasen und grundlegende Änderungen eines Volksganzen — wird sich nicht nur das angelegte Kapital verzinsen, sondern auch beträchtlich tilgen — von den sozialethischen und reingeistigen Folgen dieses strapaziösen, aber segensreichen Volksgesundungsprozesses ganz abgesehen. Vertieft man sich in Aumanns Berechnungen der Kosten unserer jetzigen Reichswehr — 100 Mark auf Tag und Kopf, jährlich also für einen Reichswehrsoldaten fast 37 000 Mark — und setzt demgegenüber Aumanns (unbewiesene) Annahme der Kosten von 50 Mark täglich auf einen Arbeitsdienstpflichtigen, der aber produktive Arbeit leistet und bald beträchtlich sich verbilligt — dann sieht sich die Sache schon anders an, und gegenüber den Kosten der Erwerbslosenfürsorge, die jetzt freilich auch die Gemeinden mitzutragen haben, spielen die zehn Milliarden, deren Bereitstellung für ein friedliches Heer von 500 000 Arbeitsdienstpflichtigen Aumann zur Voraussetzung macht, nicht die „unmögliche" Rolle, als die amtliche und private Stellen diese Riesensumme zunächst anzusehen geneigt sind.

[*] Wir haben bereits in Nr. 14 unserer Zeitschrift vom 17. April uns ausführlicher mit Aumanns „Freikorps der Arbeit" beschäftigt.
Die Redaktion.

Anders als bei der bulgarischen Organisation zur Durchführung der wirtschaftlichen Mobilmachung (ein Wort, das auf Radikale und Feindbund wie rotes Tuch auf den Stier wirken mag) sieht die Aumannsche Denkschrift das Reichsamt für Arbeitsvermittlung als die oberste Dienststelle an; die Landesarbeitsämter als Provinzialbehörden und so weiter die Kreisämter bis zu den einzelnen Arbeitsgemeinschaften. „Um Kopf- und Handarbeiter für die Idee zu gewinnen," so schließt die kluge Abhandlung, „könnten soziale Arbeitsgemeinschaften unter Gewährung von Darlehen, vor allem aus den zur Entlassung kommenden Reichswehrangehörigen, gegründet werden. Für eine Gemeinschaft von 100 Köpfen muß ein Kapital von 500 000 Mark bereitgestellt werden. Hiervon trägt die Erwerbslosenfürsorge als nicht rückzahlbaren Vorschuß 200 000 M.; als Darlehen sind aufzunehmen 200 000 M. und aus eigenem zu leisten je 1000 M. (Anteil in Raten zahlbar) = 100 0000 Mark. Um die Lösung der Finanzfrage zu erleichtern, schlage ich vor: die Gründung eines Finanzinstitutes als deutsche Arbeits- und Siedlungsbank aus den Kreisen der Industrie usw., da alle diese ein erhebliches Interesse an der Lösung der Arbeitslosenfrage haben. Für die zur Entlassung kommenden 100 000 Mann Reichswehr muß ein Kapital von mindestens 200 Mill. M. angeworben werden, während die Erwerbslosenfürsorge die gleiche Summe bereitstellen muß und der Rest (100 Mill.) durch die Arbeitsgemeinschaftler aufzubringen ist. Dieses Finanzinstitut und die Erwerbslosenfürsorge haben Sitz und Stimme im Aufsichtsrat der Genossenschaften. Die Arbeitsgemeinschaften stellen im Rahmen der vorhandenen Arbeitsnachweis-Organisationen späterhin bei der allgemeinen Arbeitsdienstpflicht das Gerippe der Arbeitswehr dar."

Das intrigierende Frankreich.



Die Boa constrictor. *„De Notenkraker."*

Die Pioniere von Müncheberg.

Von Dr. K. v. Mangoldt.



„Was kann von Nazareth Gutes kommen?" Der moderne Deutsche hatte sich vor dem Kriege an einen ganz unangebrachten Großstadthochmut gewöhnt. Weiten Kreisen erschien nur noch das Dasein in der Großstadt mit ihrer Fülle von Abwechslung, Anregung und Genüssen lebenswert, auf die kleineren Orte mit ihren bescheidneren Verhältnissen sah man mitleidig herab. Diese Anschauungen haben ja nun schon durch den Krieg und die Revolution mit ihren Lebensmittelnöten und steten Unruhen einen starken Stoß erlitten. In der jetzt anbrechenden Periode unserer Entwicklung werden wir aber wahrscheinlich alle Ursache haben, dem Himmel für die etwa 2500 Landstädte von 2—5000 Einwohnern und die etwa 1100 Kleinstädte von 5—20 000 Einwohnern, die Deutschland vor dem Krieg gehabt haben mag, von Herzen dankbar sein. Unsere Zukunft liegt, wie jetzt wohl ziemlich unbestritten von allen Seiten zugegeben wird, großenteils in der intensiveren Nutzbarmachung des uns verbliebenen Bodens und Landes. Angesichts des Zusammenbruchs unserer Weltstellung in Industrie und Handel muß allmählich eine umfassende Rücksiedlung auf das Land und in die kleinen Orte stattfinden, und hierbei werden die kleinen Städte hervorragende Dienste leisten und eine ganz außerordentliche Wichtigkeit erlangen können. Der moderne Mensch verzichtet höchst ungern völlig auf die Vorteile, Bequemlichkeiten und Anregungen, die das städtische Leben bietet. Da kann die Ansiedlung in kleinen Städten in vielen Fällen die Möglichkeit gewähren, eine eigene Scholle zu erwerben und sich ländlicher Betätigung zu widmen und trotzdem die Verbindung mit dem städtischen Leben nicht ganz zu verlieren. Wenn die kleinen Städte aber diese Rolle spielen sollen, dann muß eine umfassende, planmäßige Siedlungspolitik in ihnen getrieben werden. Deshalb wird vielleicht eine nähere Schilderung willkommen sein über die Unternehmungen einer kleinen Stadt, wo man dieses ganze Problem in der letzten Zeit tatkräftig angepackt hat. Es ist dies die Sadt Müncheberg in der Provinz Brandenburg.

Müncheberg ist ein märkisches Ackerbürgerstädtchen von rund 4000 Einwohnern, etwa halbwegs zwischen Berlin und Küstrin gelegen und mit der Hauptbahn (Station Dahmsdorf-Müncheberg) durch eine kurze Kleinbahn verbunden. Dort regte im Jahre 1914, noch vor dem Krieg, der Rechtsanwalt und Stadtverordnete und spätere dortige Bürgermeister Dr. Kämper den Ankauf eines großen, unmittelbar an die Stadt anstoßenden Geländes durch die Gemeinde an, und im Frühjahr 1919 wurde zur Besiedlung dieses Geländes, nachdem es während des Krieges vier Jahre lang als Flugplatz benutzt worden war, eine gemeinnützige Siedlungsgesellschaft m. b. H. gegründet. An ihr waren außer der Stadt noch die Provinz, der Kreis und die Landwirtschaftskammer beteiligt. Die Stadt brachte das Gelände in Größe von 221 Hektar als ihre Einlage ein. Dieses Gelände wurde in 251 Siedlerstellen eingeteilt, es wurde also den Siedlerstellen von vornherein eine ziemlich ansehnliche Größe

gegeben. Weitaus die meisten umfassen 2 Morgen und mehr, den Morgen zu 2500 Quadratmeter gerechnet, nur einige wenige größere Stellen wurden außerdem angelegt. Zur Besiedlung wurde das Rentengut-Verfahren gewählt, womit man sich den großen Vorteil sicherte, die für dieses Verfahren ja bereits völlig ausgebildeten Rechtsformen anwenden und die dafür gegebene Kredithilfe des Staates erhalten zu können.

Mit diesem städtischen Siedlungsunternehmen verband sich jedoch von Anfang an ein anderes, höchst bemerkenswertes. Ausgang des Winters 1918-19 hatte nämlich eine Gruppe von Arbeitern in Berlin-Neukölln, hauptsächlich Metallarbeiter und Angehörige des Baugewerbes, den „Gemeinnützigen Obstbau- und Heimstätten-Verein „Frei Land", eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht, gegründet. Diese Arbeiter hatten den dringenden Wunsch, die Großstadt und die bisherige rein industrielle und städtische Existenz zu verlassen und sich außerhalb Berlins anzusiedeln. Die Genossenschaft trat mit der Müncheberger Siedlungsgesellschaft in Verbindung und erhielt von ihr rund 150 Siedlerstellen, also den größeren Teil der dortigen Stellen, eingeräumt. Schon im Frühjahr vorigen Jahres zogen eine Anzahl der Genossen hinaus, um draußen die Kultivierung der Stellen und den Bau der Häuser mit eigener Hand aufzunehmen. Weitere Genossen folgten bald nach, und im Juni dieses Jahres waren auf diese Weise bereits 110 Genossen draußen tätig, von denen achtunddreißig ihre Familien bei sich hatten. Insgesamt zählte die Genossenschaft zu diesem Zeitpunkt 385 Mitglieder. Die Besiedlung des Müncheberger Geländes ging also von Anfang an durch die doppelte und vereinte Tätigkeit der gewissermaßen offiziellen Müncheberger Siedlungsgesellschaft und der mehr volksmäßigen Organisation von „Frei Land" vor sich.

Man muß die Kühnheit und den stark reformatorischen Charakter dieser ganzen Unternehmung klar ins Auge fassen. Es handelt sich für diese Neuköllner Arbeiter nicht, wie bei einer gewöhnlichen Baugenossenschaft, nur einfach darum, auf dem Wege des Zusammenschlusses zu einer besseren Wohnstätte zu kommen, während ihre Verhältnisse sonst unverändert bleiben, sondern sie gehen darauf aus, sich überhaupt eine neue Daseinsgrundlage zu schaffen. Sie lösen sich von ihren bisherigen Arbeits- und Verdienststätten völlig los und unternehmen es, sich an einem doch immerhin ziemlich weit entfernten Ort eine neue wirtschaftliche Existenz zu gründen, und zwar in der ganz modernen Form einer halb gewerblichen, halb gärtnerisch-landwirtschaftlichen Tätigkeit. Bei einem erheblichen Teile der durch die Müncheberger Siedlungsgesellschaft zur Ansiedlung kommenden Siedler liegen die Verhältnisse übrigens ganz ähnlich. Das Ganze stellt somit einen höchst interessanten und wichtigen Versuch der Verwirklichung der modernsten, durch die Not des Vaterlandes ja doppelt geforderten Siedlungsgedanken, der Rückführung von Teilen der Großstadtbevölkerung in die Kleinstadt und zur ländlichen Tätigkeit, dar. Es ist ein Pionierunternehmen im ausgesprochenen Sinne des Wortes.

Die Nachfrage nach den Siedlungsstellen war jetzt in dieser Zeit, wo die großstädtischen Terraingesellschaften nicht wissen, wie sie ihr Land absetzen sollen, sowohl bei der Siedlungsgesellschaft wie bei „Frei Land" sehr rege, so daß im Juli dieses Jahres nur noch wenige Stellen nicht fest vergeben waren. Die Unterbringung der Genossen von „Frei Land" in Müncheberg wurde dadurch wesentlich erleichtert, daß eine Reihe Gebäude auf dem Gelände von seiner Verwendung als Flugplatz und Fliegerschule her vorhanden waren; allerdings ist diese Unterkunft eine höchst eingeschränkte und unbequeme. Zur Besiedlung wählte auch „Frei Land" das Rentenguts-Verfahren. Außerdem brachte die Genossenschaft Geldmittel auf durch die Genossenschaftsanteile und durch erhebliche Einzahlungen derjenigen Genossen, für die ein Haus in Angriff genommen wurde. Auch hat neuerdings die staatliche produktive Erwerbslosenfürsorge einen Betrag von 75 000 M. zur Einrichtung und zum Ausbau der weiter unten zu erwähnenden Betriebe der Genossenschaft gewährt. Jedoch ist unzweifelhaft weiterer Kredit notwendig.

Eine wesentliche Grundlage für das Gelingen des ganzen Unternehmens bilden die billigen Bodenpreise, die den Siedlern auf Grund des Entgegenkommens der Gemeinde Müncheberg gewährt werden können. Die Gemeinde hat das große Gelände der Siedlungsgesellschaft zum Selbstkostenpreise überlassen zuzüglich nur eines auf Veranlassung des Landeskulturamtes Frankfurt a. O. erfolgten Zuschlages von 75 000 M. für Baulandwert. Auf diese Weise ist es möglich geworden, den Siedlern das Land in aufgeschlossenem Zustande und unter, allerdings nur teilweiser, Deckung der Kosten der Wasserleitung zum Preise von 600—1200 Mark für den Morgen je nach Lage und Güte des Bodens zu überlassen; in Zukunft wird dieser Preis sich allerdings etwas erhöhen. Hierzu tritt noch der Wasserzins mit 98 M. für den ersten Morgen der Siedlerstelle und einem geringeren Satze für das weitere Land.

Wie steht es nun mit der Bautätigkeit? Zunächst wird von dem Grundsatz ausgegangen, daß der Siedler auf alle Fälle bereits seine Stelle zur landwirtschaftlich-gärtnerischen Nutzung erhält, auch wenn noch nicht gebaut werden kann. Damit wird dem Siedler doch immer schon eine gewisse Befriedigung verschafft und ein gewisser Nutzen aus dem Lande gezogen. Die Bautätigkeit selber ist nun natürlich auch in Müncheberg durch die allgemeine Ungunst der Zeiten, namentlich durch die ungeheure Bauteuerung, sehr stark gehemmt worden. Auch unter den vergleichsweise recht günstigen Verhältnissen in Müncheberg ist bisher doch nur mit Hilfe der bekannten, aus öffentlichen Mitteln erfolgenden Baukostenzuschüsse gebaut worden. Bei der Siedlungsgesellschaft sind gegenwärtig sechzehn Einfamilienhäuser, die sämtlich in diesem Jahre fertig werden sollen, im Bau. Die Genossenschaft „Frei Land" hat bisher für sechsundzwanzig Häuser — großenteils oder alle Doppelhäuser — Baukostenzuschüsse bewilligt bekommen und hatte vor kurzem eines davon ganz fertig und elf weitere im Bau. Betrachten wir das fertige Doppelhaus etwas näher. Es ist an und für sich nur für zwei Familien berechnet, das hat sich aber als viel zu groß und teuer herausgestellt, so daß jedenfalls mindestens mit vier Familien im ganzen als Bewohnern zu rechnen sein wird. Bei gleichmäßiger Raumverteilung würden dann auf jede dieser Familien zwei Stuben und eine Küche sowie ein Vorraum entfallen, der sich allenfalls noch als Kammer verwenden ließe. Außerdem sind für das ganze Doppelhaus zwei Waschküchen und zwei Stallräume vorhanden, ebenso natürlich Bodenraum; auch ist das ganze Haus unterkellert. Die Kosten dieses Hauses stehen noch nicht ganz fest; wir möchten sie auf etwa 76 000 M. ansetzen, wozu noch der Landpreis und der Wasserzins treten. Rechnet man alle Kosten zusammen und zieht andererseits den öffentlichen Überteuerungszuschuß ab, so ergibt sich, daß bei gleichmäßiger Verteilung der Lasten jede der vier Familien an Verzinsung, Tilgung, Unterhaltungskosten und Wassergeld für die Wohnung und die ganze Stelle zusammen etwa 1131 M. jährlich zu tragen haben wird. In Wirklichkeit ist die Belastung der einzelnen Familien natürlich etwas verschieden, je nach dem Raum, den sie erhalten, und anderen Umständen.

Wendet man den Blick auf die allgemeineren Lehren, die die ganze Müncheberger Siedlung gewährt, so springt vor allem in die Augen die außerordentliche Stärke des Strebens zur Ansiedlung, die sich in dem ganzen dortigen Unternehmen bekundet. Ein großer Teil der jetzt in Müncheberg befindlichen Genossen von „Frei Land" trennt sich auf lange hinaus von seiner Familie, alle miteinander nehmen eine doch sehr unbequeme und eingeschränkte Unterkunft für lange in Kauf; sie nehmen es ebenso auf sich, geraume Zeit für einen sehr viel geringeren Lohn zu arbeiten, als sie sonst verdienen könnten, und sie arbeiten endlich nicht nur die üblichen acht Stunden in den Bauten und Betrieben der Genossenschaft, sondern außerdem täglich etwa vier Stunden und länger auf ihrem Landstück — das alles aber wird anscheinend gern und willig geleistet und getragen um des großen Zieles der Ansiedlung willen. Und bemerkenswert ist, daß nach den uns gewordenen Auskünften gerade auch die Frauen mit Begeisterung und nicht nachlassendem Willen bei dieser Sache sind. Eine der Arbeiterfrauen von „Frei Land" äußerte zu dem Bürgermeister Dr. Kämper: „Und wenn sie als Landarbeiterin zu den Bauern gehen müßte, in die Stadt ginge sie niemals zurück!" Nimmt man hinzu, daß nach glaubhaften Mitteilungen der Andrang aus den Neuköllner Arbeiterkreisen zur Siedlung in Müncheberg viel stärker ist, als zu befriedigen möglich ist, und daß auch die Nachfrage bei der Müncheberger Siedlungsgesellschaft ungemein stark ist, so haben wir hier ein außerordentlich sprechendes Zeugnis für die Stärke und Kraft, die diese Siedlungsgedanken jetzt in unserer großstädtischen Bevölkerung

erlangt haben. Die treibenden Gründe dieser Bewegung in der Arbeiterschaft sind einmal die Sorgen um die eigene Existenz auf der bisherigen, rein städtischen und industriellen Grundlage angesichts unseres Zusammenbruches, weiter aber auch ein wohl schon lange im stillen stark zur Entwicklung gekommener Widerwille gegen die entsetzliche Zusammenballung der Menschen in den Städten und gegen die Einseitigkeit der industriellen und städtischen Arbeit. Offenbar schlägt die alte Liebe unseres Volkes zum Boden und zum Besitz und der Bearbeitung einer eigenen Scholle wieder durch. Natürlich spielt auch die Hoffnung auf eine bessere Ernährung draußen eine nicht geringe Rolle. Endlich ist bei einem Teil der Genossen von „Frei Land" auch ein starker idealistischer Einschlag, daß sie nämlich durch ihr Vorgehen ein Beispiel für die zur Wiederaufrichtung unseres Volkes einzuschlagenden Wege geben wollen, nicht zu verkennen.

Aber alles Wünschen und Streben würde ja vergeblich sein, wenn es nicht möglich wäre, für die heranziehenden Siedler die Grundlagen einer neuen wirtschaftlichen Existenz zu finden. Indes scheint es, als ob dieses entscheidend wichtige und dabei doch so schwierige Problem in Müncheberg zu einer glücklichen Lösung käme. Wir halten uns dabei im wesentlichen an die Verhältnisse der Genossenschaft „Frei Land". Hier finden die Genossen zunächst einmal Arbeit und Verdienst bei der Errichtung der eigenen Bauten. Außerdem hat die Genossenschaft, zum großen Teile natürlich ebenfalls zur Bedienung der eigenen Bauten, ein eigenes Sägewerk mit anschließender Tischlerei sowie eine Fabrikation von Zementschlackensteinen und Lehmschlackensteinen eingerichtet. Diese Betriebe arbeiten schon jetzt in immerhin nicht ganz unerheblichem Grade auch für fremde Rechnung und dürfen mehr und mehr auch auf umfassende Beschäftigung für den Bedarf der landwirtschaftlichen Umgebung Münchebergs und anderer Siedlungen rechnen. Ferner ist die Errichtung einer Reparaturwerkstätte für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte und vielleicht auch die Übernahme sonstiger gewerblicher Aufträge geplant. Weiter kommen aber vor allem die Erträge des eigenen Bodens in Betracht. Seinen Bedarf an Kartoffeln, Gemüse, Obst und Fleisch dürfte der Siedler mit der Zeit wahrscheinlich so ziemlich vollständig aus seiner Stelle decken können, ja man rechnet für später auf Überschüsse. Ferner werden die Siedler in umfassendem Maße dem Obstbau obliegen, für den sich gute Aussichten eröffnen. Für den Notfall bietet sich im Landwirtschafts- und Forstbetrieb der Umgebung Arbeitsgelegenheit.

Indes darf nicht verschwiegen werden, daß bei der Genossenschaft „Frei Land" neuestens nach einer Richtung hin eine große Umwandlung sich zu vollziehen im Begriffe ist. Es sollen nämlich die mehrfach erwähnten eigenen Betriebe der Genossenschaft von dieser abgetrennt und einer besonderen Betriebsgesellschaft m. b. H. übergeben werden. Ein größerer Berliner Tiefbauunternehmer, der ohnedies in Müncheberg Arbeitsaufträge ausführte, hat einen großen Teil der Anteile dieser Gesellschaft und wird sie weitgehend geschäftlich kontrollieren. Es scheint, daß „Frei Land" als Produktivgenossenschaft der Führung dieser schwierigen kaufmännischen Geschäfte doch nicht recht gewachsen gewesen ist. Indes bleibt „Frei Land" an dieser Gesellschaft, die übrigens durchaus nach sozialen Gesichtspunkten geleitet werden soll, stark beteiligt. Auch behält es seine Bau- und Siedlungstätigkeit, und die Müncheberger Siedlungsunternehmung im ganzen wird durch diesen Vorgang nicht erschüttert; ihre geschäftlichen Aussichten dürften sich sogar so eher verbessern.

In der ganzen Müncheberger Siedlung steckt sehr viel Hingebung, Arbeit und Opfermut. Möchte den wackeren Pionieren ein günstiger Stern über ihrem Unternehmen leuchten!

DER DEUTSCHE LEHRFILM

Von Dr. W. Warstat, Stettin.



Wissenschaft und Schule hatten schon seit Jahrzehnten durch die Photographie eine hochbedeutsame Bereicherung ihrer Forschungs- und Anschauungsmittel erfahren. Ermöglicht doch die Photographie nicht nur bildliche Darstellungen von unübertroffener gegenständlicher Treue, sondern sie ist auch in hohem Grade unzugänglich willkürlicher oder unwillkürlicher menschlicher Beeinflussung und besitzt daher dokumentarischen Wert. Dazu kommt, daß die Photographie in vielen Fällen die Schärfe der menschlichen Sinne übertrifft. Sie erfaßt ebenso sicher und genau die uns durch das Mikroskop erschlossene, wundersam-phantastische Welt des Kleinsten, wie sie mit Hilfe des astronomischen Fernrohrs uns in die Unendlichkeit des Weltenraumes führt und Sterne auf der photographischen Platte erscheinen läßt, deren Dasein dem menschlichen Auge fremd war.

Der Wert der Photographie als Anschauungs- und Forschungsmittel ist durch die Bewegungsphotographie, die Kinematographie, noch gewaltig erhöht worden. Im kinematographischen Film erhalten die toten, ruhenden Formen der Photographie Leben und Bewegung, und damit ist das gesamte Gebiet der Lebens- und Bewegungserscheinungen der photographischen Veranschaulichung erschlossen. Es ist der Mühe wert, in kurzen Umrissen einmal ein Bild von der umfassenden Leistungsfähigkeit des Films als Anschauungsmittel zu entwerfen.



Stengeldurchschnitt.
Aus dem Film „Vom Bau der Pflanze".
Archiv des Bilderbühnenbundes deutscher Städte, Stettin.

Besonders diejenigen Fächer, die bisher in Unterricht und Forschung zur Veranschaulichung von Lebenserscheinungen auf abstrakte, schematische Darstellungen oder auf begrifflich-literarische Schilderungen angewiesen waren, können jetzt die Lebenserscheinung selbst, gewissermaßen archivalisch, in einer getreuen Urkunde festlegen und sie in Schulstube oder Hörsaal jederzeit, auch nach Jahren noch, wenn der dargestellte Vorgang vielleicht längst

DER DEUTSC



Wolfsmilchschwärmer, der Puppe entschlüpfend.
Archiv des Bilderbühnenbundes deutscher Städte-Stettin.

schon historisch geworden ist, wieder zum Leben im Bilde erstehen lassen. Welche Bedeutung wird es für die Geschichtsforschung späterer Tage haben, Filme aus dem Weltkrieg als Forschungs- und Anschauungsmittel zu benutzen! Welch eine Bereicherung der geographischen Anschauung bedeutet es für den Lernenden in Schule, Volkshochschule und Universität, welche Bequemlichkeit für den Lehrenden und Forschenden, sich das Leben und Treiben fremder Städte, Sitten und Gewohnheiten fremder Völker, ihre Wirtschaftsformen jederzeit im Film vorführen und studieren zu können! Jede Lebenserscheinung, deren unmittelbare Beobachtung in der Schulstube, im Hörsaal, im Studierzimmer wegen ihrer räumlichen oder zeitlichen Entfernung, wegen ihrer Seltenheit oder Kleinheit, ihrer räumlichen oder zeitlichen Ausdehnung nicht möglich ist, wird durch den Film der bequemen und jederzeit zu bewerkstelligenden Darstellung, Veranschaulichung und Erforschung erschlossen. Neben Geographie und Geschichte sind es vor allem die Naturwissenschaften, die davon Vorteil ziehen. Die täppische Geschicklichkeit des Elefanten und das geheimnisvolle Leben im Wassertropfen oder der Kampf der Bakterien im pulsierenden Blute ziehen an uns im Film vorbei, auf der leuchtenden Leinwand schließen sich die Fangarme des Seesterns um ihr Opfer, atmet die Qualle,



Bli
Aus einem Lehrfilm der



Kristallisation von Glaubersalz.
Aus dem Archiv des Bilderbühnenbundes deutscher Städte-Stettin.



Hochspannungsflar
Aus einem Lehrfilm

E LEHRFILM



G., Kulturabteilung.

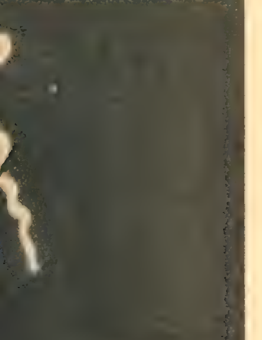
steigen die Säfte in den Zellen der Pflanze, öffnet sich die Blüte, keimt die Bohne. Denn Bewegungen, die sich zu langsam vollziehen, als daß sie bei kurzer Beobachtung merkbar werden, lassen sich mittels eines einfachen Kunstgriffes im Film nach Wunsch zusammenziehen, daß sie sich in der Hälfte oder dem zehnten Teil der wirklichen Zeit abrollen (Zeitrafferaufnahmen). Umgekehrt lassen sich blitzschnelle Bewegungen wie der Flug des Geschosses, der des Vogels, das Dahinstürmen des Pferdes, der Schwung des Turners mit Hilfe der „Zeitlupe" so zerdehnen, daß jede ihrer Phasen, jedes Spiel der arbeitenden Muskeln deutlich sichtbar wird.

Da die Vorführung des Films sich jederzeit und ohne große Kosten wiederholen läßt und da bei der Vorführung außerdem das Bild eine starke Vergrößerung erfährt, so daß es einer großen Menge von Beschauern mühelos mit großer Deutlichkeit sichtbar wird, so lohnt sich auch die Verfilmung solcher Vorgänge, die zwar an sich in der Schulstube und im Hörsaal in Natur darstellbar oder sonst der Beobachtung unmittelbar zugänglich sind, deren Vorführung aber nur mit Hilfe eines kostbaren Materials oder schwieriger Vorarbeiten möglich wäre, oder die immer nur von einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Personen zugleich betrachtet werden können. Unter diesem Gesichtspunkte haben Filme,



Möwe beim Abflug.

Archiv des Bilderbühnenbundes deutscher Städte-Stettin.



5 000 Volt.

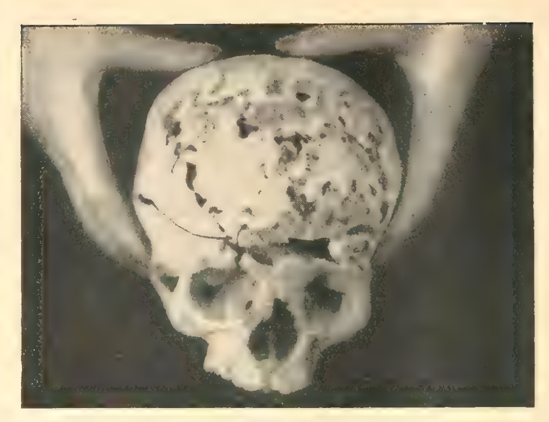
am-Film-Ges.



Murmeltier, fressend.

Aus dem Archiv des Bilderbühnenbundes deutscher Städte-Stettin

die chemische und physikalische Experimente darstellen, vor allem aber medizinische Filme ihre Berechtigung. Die Möglichkeit, mit Hilfe des Films zu den Massen zu reden, ist in letzter Zeit in Deutschland besonders für Volksaufklärung über wichtige hygienische Gebiete wie das der Säuglingspflege, der Geschlechtskrankheiten, der Tuberkulose ausgenutzt worden. Aber auch im medizinischen Fachunterricht der Universitäten wird die Verfilmung von Operationen, namentlich von seltenen Fällen, die Möglichkeit bieten, einer größeren Zahl von Studenten in größerer Bequemlichkeit das Studium der operierenden Hand und des operierten Objekts zu ermöglichen als im Operationssaal selbst.



Schädel mit syphilitischem Knochenfraß.
Aus dem Film „Geschlechtskrankheiten und ihre Folgen".
Univ.-Film-A.-G., Kulturabteilung.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß selbst abstrakte Zusammenhänge, seien sie nun tatsächlicher oder selbst rein gedanklicher Art, die der unmittelbaren Anschauung überhaupt nicht zugänglich, sondern nur auf dem Wege des forschenden Denkens erfaßbar sind, durch den Film darstellbar sind, da er die Möglichkeit bietet, schematische Zeichen: Linien, Striche, Punkte sich gegeneinander verschieben, sich bewegen zu lassen. Es gibt mathematische Filme, die z. B. den pythagoreischen Lehrsatz rein anschaulich dadurch beweisen, daß sie die Quadrate über den Seiten des rechtwinklichen Dreiecks sich zerlegen und dann mit dem Quadrat sich über der Grundlinie decken lassen. Mit Hilfe sich auf einer Karte bewegender Linien und sonstiger Zeichen hat man in lebenden Kriegskarten das allmähliche Vorrücken von Heeren, beispielsweise den deutschen Vormarsch nach Belgien und das Zurückgehen der deutschen Linien nach der Marneschlacht dargestellt. Durch sich verändernde statistische Zeichen sind neuerdings im Film die wirtschaftlichen Folgen des Versailler Vertrags veranschaulicht worden. Es sind ferner meteorologische Filme, Wetterkarten im Film geschaffen worden, deren Isobaren sich verschieben und verändern, so daß dadurch die Gestaltung der Wetterlage in ihrem gesamten Verlauf nicht nur, wie bisher, an einzelnen herausgegriffenen Zeitpunkten abzulesen ist. Die Möglichkeit der beweglichen schematischen und statistischen Zeichnung im Film erschließt einer Reihe von Geisteswissenschaften ganz neue Wege der Gedankendarstellung und Gedankenvermittlung.

Was ist nun in Deutschland bisher geschehen, um diese Darstellungsmöglichkeiten des Films planmäßig in den Dienst der Volksbelehrung, des Schul- und des Hochschulunterrichts zu stellen? Nachdem schon in früheren Jahren die hauptsächlich von französischen Firmen herausgebrachten belehrenden Filme, die auf das Interesse des Durchschnittspublikums eingestellt waren und in den öffentlichen Lichtspieltheatern als Beigabe zu den unterhaltenden Filmen des Programms gespielt wurden, weite Kreise, namentlich der Lehrerschaft, auf den Wert des Films als Bildungsmittel aufmerksam gemacht hatten und nachdem seitens der Lehrerschaft und in der Volksbildungsarbeit an den verschiedensten Stellen mit vorübergehendem Erfolge der Versuch gemacht worden war, den Film nachdrücklicher und methodischer in den Dienst der Bildungsarbeit zu stellen, als es in den gewöhnlichen Lichtspieltheatern geschehen konnte, bildete sich kurz vor dem Kriege im westlichen Deutschland ein Mittelpunkt der ganzen Bewegung um die „Lichtbilderei" des Volksvereinsverlages in München-Gladbach und um dessen Zeitschrift „Bild und Film". In den Spalten dieser Zeitschrift sowie in einer Reihe von Einzelschriften wurden die methodischen und praktischen Fragen der Unterrichtskinematographie und der verwandten Gebiete erörtert und grundsätzlich geklärt, und die „Lichtbilderei" machte auch den Versuch, ein umfangreiches Archiv von für die Zwecke des Unterrichts und der Volksbildung geeigneten Filmen sowie für die Bedürfnisse der Schule und des Vereins geeignete Apparate zur Verfügung zu stellen. Ähnlich verfuhr dann die „Gesellschaft für Volksbildung" in Berlin, die noch heute über umfangreiche Filmbestände verfügt. Leider brachten dann die ersten Kriegsjahre ein Stillstehen der Bewegung. Die Zeitschrift „Bild und Film" ging ein, ein Auffüllen der Filmbestände war unmöglich. Das Interesse an der Unterrichtskinematographie und am Volksbildungsfilm nahm immer mehr ab, selbst in den Lichtspieltheatern verschwanden die belehrenden Filme ganz aus dem Programm.

Da erhielt die Lehrfilmbewegung einen neuen wirkungsvollen Antrieb durch den im Jahre 1915 unter Mithilfe des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht in Berlin begründeten „Bilderbühnenbund deutscher Städte E. V." zu Stettin und dessen führende Persönlichkeiten Oberbürgermeister Dr. Ackermann und Stadtbibliotheksdirektor Dr. Ackerknecht in Stettin. Neben dem Kampfe gegen den Schund und Schmutz im Kino und der Auswertung des Films zu einer einwandfreien und geschmacklich wertvollen Volksunterhaltung betrachtete der Stettiner Kreis die Einführung des Films in den Unterricht und die allgemeine Bildungsarbeit als eine seiner Hauptaufgaben. Während man aber bisher wohl oder übel das vorhandene Filmmaterial, das nach rein zufälligen Gesichtspunkten hergestellt war und keineswegs den unmittelbaren Bedürfnissen des Unterrichts angepaßt war, verwendet hatte, ging der Bilderbühnenbund daran, ein Archiv methodisch für die Zwecke des Unterrichts bearbeiteter Filme in engem Anschluß an die Erfordernisse des Lehrplans anzulegen. Aus vorhandenen Filmen wurden vorzugsweise die Stücke ausgewählt, die Lebenserscheinungen, Bewegungen darstellten, sie wurden ergänzt durch stehende Glaslichtbilder, z. B. Landkarten, landschaftliche und architektonische, schematische Zeichnungen von Körperdurchschnitten u. a., an deren Hand der Lehrer ruhende Formen erörtern kann, deren Einzelheiten der Film zu schnell vorüberhuschen lassen würde, und außerdem wurde das Wesentlichste aus dem behandelten Stoffgebiet in für die Hand des Lehrers bestimmten Mustervorträgen zusammengestellt. Denn die Begleitung der Filmvorführung durch einen erläuternden Vortrag ist methodischer Grundsatz. Das auf diese Weise entstandene Schulfilmarchiv des Bilderbühnenbundes weist augenblicklich etwa 90 bearbeitete Filme aus den Gebieten der Erdkunde, der Naturwissenschaften und der Wirtschaft auf. Außerdem verfügt es über weitere, etwa 100, insbesondere für Jugendvorführungen

geeignete unterhaltende und belehrende Filme. Die Bemühungen des Bilderbühnenbundes und des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht, die deutsche Filmindustrie auch zur Herstellung neuer, für Lehrzwecke besonders zugeschnittener Filme anzuregen, fielen insbesondere bei der Universumfilm-A.-G. in Berlin auf fruchtbaren Boden. Diese begründete mit reichen Mitteln ihre Kulturabteilung, die sofort in engster Fühlung mit führenden pädagogischen und wissenschaftlichen Persönlichkeiten an die Herstellung von Lehrfilmen ging. Außerdem gingen an sie die sämtlichen Filmaufnahmen des Bild- und Filmamtes in Berlin über. Neben einer großen Zahl von Unterrichtsfilmen, wie dem unter Mitwirkung des „Bilderbühnenbundes" hergestellten Film „Milch, Butter und Käse", den großen von Prof. Dr. Lampe, dem Leiter der Bildstelle des Zentralinstituts, bearbeiteten geographischen Lehrfilmen „Die Alpen" und „Die Lüneburger Heide" hat die Kulturabteilung ihr Augenmerk vor allem auch dem hygienischen Aufklärungsfilm und dem für den wissenschaftlichen Hochschulunterricht geeigneten fachwissenschaftlichen Lehrfilm zugewandt. Die beiden hygienischen Filme „Säuglingspflege" und „Die Geschlechtskrankheiten und ihre Folgen" stehen neben einer großen Zahl von medizinischen Lehrfilmen. Ein besonderes Verdienst der Kulturabteilung der Ufa besteht darin, daß sie durch eine sehr rege und geschickte Propaganda bei der Verbreitung des Lehrfilmgedankens mitgeholfen und dank ihrer guten Beziehungen zu den amtlichen Stellen auch diese immer wieder auf die Bedeutung des Lehrfilms für den Unterricht hingewiesen hat.

In letzter Zeit haben sich dann noch eine ganze Anzahl deutscher Firmen der Herstellung von Lehrfilmen zugewandt. Die „Deutsche Lichtbildgesellschaft E. V." in Berlin pflegt zwar vorzugsweise den industriellen Werbefilm und den Verkehrsfilm. Aber ihr umfangreiches Filmarchiv weist doch so manche industriellen und landschaftlichen Aufnahmen auf, die für Unterrichtszwecke mit verwendet werden können. Vor kurzem hat sie auch mit der Herstellung ausgesprochener Lehrfilme begonnen. Das Institut für Kulturforschung in Berlin hat im Auftrag des „Schutzbundes für deutsche Kultur" den obenerwähnten Film über die wirtschaftlichen Folgen des Versailler Vertrages hergestellt. Die erst kürzlich unter Mitbeteiligung des „Bilderbühnenbundes deutscher Städte" begründete und in engster Verbindung mit ihm arbeitende „Stettiner Reform-Film-Gesellschaft" in Stettin hat bereits eine Reihe von Lehr- und Jugendfilmen, z. B. Taubstummenfilme, naturwissenschaftliche und industrielle Aufnahmen, hergestellt. Auch die National-Film-Gesellschaft in Berlin und die Deutsche Kinematographische Gesellschaft in München haben „Kulturabteilungen" eingerichtet. So sind für die Fortentwicklung des deutschen Lehrfilms, dessen charakteristisches Merkmal gegenüber ausländischen Erzeugnissen in seiner methodischen Durcharbeitung und in seiner durchdachten Anpassung an die Zwecke von Lehre und Forschung besteht, die besten Vorbedingungen geschaffen, und beträchtliche Erfolge auf seinem Gebiet sind bereits erzielt worden.

Wenn das begonnene Werk aber glücklich weiterschreiten soll, so ist vor allen Dingen nötig, daß die technischen Schwierigkeiten, welche der Verwendung des Filmes im Unterricht selbst noch hemmend entgegenstehen, mit Hilfe der behördlichen Stellen beseitigt werden. Zwar sind Modelle von Vorführungsapparaten, die dank ihrer hohen Feuersicherheit, der Leichtigkeit ihrer Bedienung und ihres relativ geringen Preises sich zur Verwendung in Schulen und Vereinen eignen, von der deutschen Industrie bereits auf den Markt gebracht. Dennoch erschwert die wirtschaftliche Notlage, in der wir uns befinden, noch immer die Erreichung des Idealzustandes, daß jede Schule sich in den Besitz eines Apparates und eines ausreichenden Filmbestandes setzt, um in unmittelbarer Verbindung mit dem Klassenunterricht Filmvorführungen zu ermöglichen. Der „Bilderbühnenbund" veranlaßt indessen seine Mitgliedstädte zur Organisation von „Schullichtspielen" in eigenen oder angemieteten Lichtspieltheatern, zu denen eine größere Anzahl von Schülern durch die Lehrer hingeführt und in denen die Filme seines Zentralarchivs unter Heranziehung der sonst auf dem deutschen Markte vorhandenen Lehrfilme mit begleitendem Lehrvortrag vorgeführt werden. Mit dieser Einrichtung, die von nahezu 60 deutschen Städten getroffen worden ist, sind bemerkenswerte Erfolge erzielt. Aber auch die Behörden haben, nicht zum wenigsten dank der Propaganda der Kulturabteilung, in letzter Zeit sich bemüht, die Verwendung des Lehrfilms im Unterricht energisch zu fördern. Im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht ist eine staatlich anerkannte Bildstelle eingerichtet, deren Aufgabe die Prüfung der von der Industrie hergestellten Lehrfilme auf ihre Eignung für Unterrichtszwecke, Auskunfterteilung über Lehrfilme und Beratung der Industrie in Lehrfilmfragen ist. Der Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung hat in einem Erlaß vom 10. März 1920 auf die Bedeutung des Lehrfilms für die Schulen ausdrücklich hingewiesen und auch einen Weg zur technischen Ermöglichung des Filmunterrichts unter den augenblicklichen wirtschaftlichen Verhältnissen gezeigt: gemeinsame Anschaffung und Verwendung von Apparaten und Filmen durch die sämtlichen Schulen eines örtlich begrenzten Bezirks. Der Landwirtschaftsminister hat durch einen ähnlichen Erlaß vom 12. Dezember 1919 auf die Bedeutung des Films auch für ländliche Bildungs- und Wohlfahrtspflege hingewiesen. Die beim Reichsministerium des Innern soeben eingerichtete Reichsfilmstelle bringt der Frage der Unterrichtskinematographie das regste Interesse entgegen. Gleichwohl genügen alle diese Maßnahmen noch nicht. Bei der Wichtigkeit des Lehrfilms für die gesamte Bildungspflege müssen Mittel und Wege gesucht werden, um für seine Zwecke größere staatliche Mittel bereitzustellen. Erst dann wird der Lehrfilm das werden, was er werden kann und soll: eines der einflußreichsten und vielseitigsten Bildungs- und Forschungsmittel.

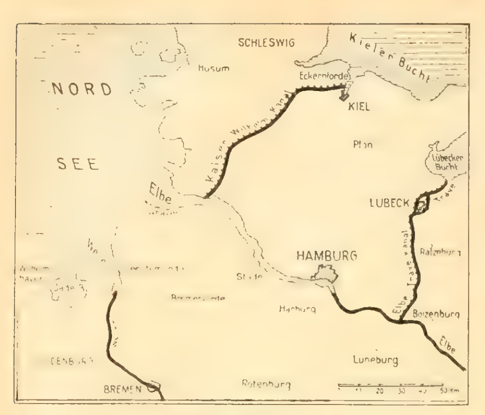
Kanal-Fragen.

Von H. Meville.

II.



Als zeitig wichtigste Aufgabe auf diesem Gebiete steht zweifellos der Ausbau des großen Mittelland-Kanales obenan. Eine für die größten Binnenschiffe ausreichende westöstliche Verbindung von Ems, Weser, Elbe und (durch den Groß-Schiffahrtsweg) auch der Oder mit dem Rhein, und damit eine dem wichtigen Industrie-Gebiet schaffend, stellt der Mittellandkanal ein Verkehrswerk von gar nicht hoch genug zu veranschlagender Bedeutung dar, und wir haben es gerade im Kriege schwer genug empfunden, daß er seit Jahren kurz vor Hannover „in einer Wiese endete". Allem Anschein nach wird aber diese Bedeutung in Zukunft noch eine ganz erhebliche Steigerung erfahren können, wenn man — was in technischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht durchaus wünschenswert erscheint — die Möglichkeiten zu nützen strebt, die aus einer, wenigstens teilweisen Verbin-



Elbe-Trave-Kanal.

dung der Binnen- mit der Küstenschiffahrt sich ergeben.

Schon den größeren und neueren unserer heutigen Binnenschiffe fehlt kaum mehr als eine entsprechend solide Deckskonstruktion mit gut und sicher wasserdicht zu verschalkenden Luken, um sie durchaus zu befähigen, im Tau eines kräftigen See-Schleppers auch kürzere Strecken über See zurückzulegen, und es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise ganz enorme Summen an Zeit, Arbeit und Geld zu ersparen sind. Einmal bietet ein Fahrzeug, das auf die Fortbewegung mit eigenen Mitteln verzichtet, die weitgehendste Ausnützungsmöglichkeit für den Laderaum —, es gestattet weiter aber auch die denkbar höchste Ersparnis an Mannschaft. Außer dem Mann für das Ruder käme allenfalls noch eine Wache an der Trosse in Frage, so daß 4—5 Mann selbst auf dem größten Fahrzeug einen beneidenswert leichten Dienst hätten.

Weiter aber kann die Maschinenkraft des einen Schleppers wesentlich besser und vor allen Dingen unter Vermeidung jeder überflüssigen Liegezeit ausgenützt werden, und es ist sehr gut denkbar, daß ein solcher Schlepper, der etwa fünf oder sechs Lastschiffe mit Erzen und Steinen von Schweden nach einem deutschen Hafen brachte, schon wenige Stunden später mit einem neuen Schleppzuge unterwegs sein kann, während gleichzeitig seine bisherigen Pflegebefohlenen schon auf verschiedenen Wegen stromaufwärts schwimmen, und es ist wohl unschwer zu ermessen, was derartiges gerade bei Ladungen bedeutet, für deren Preis die Transportkosten sehr wesentlich bestimmend sind.

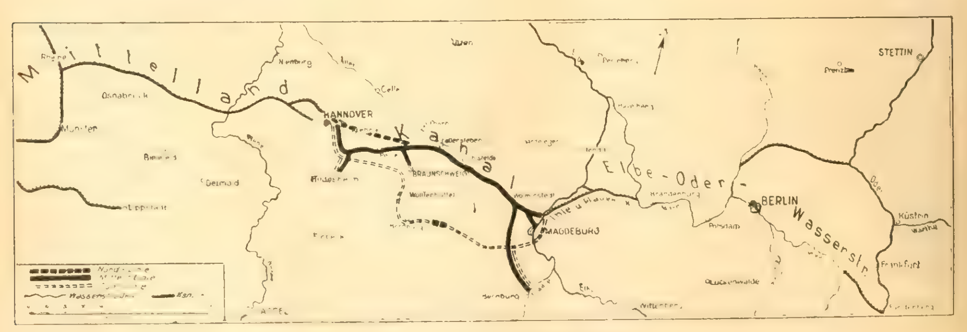
Auch im Gebiet der Küstenschiffahrt selbst, dem Verkehr von Hafen zu Hafen ist die Schleppschiffahrt mit erheblichem Vorteil verwendbar, wenngleich sie besonders bei uns noch recht wenig gekannt ist. Technisch durchführbar ist sie in großem Umfange selbst in der Hochseeschiffahrt. Es sind während des Krieges tatsächlich wiederholt Schleppzüge von Amerika nach England gegangen, und einmal ist eine solche Reise sogar über die gewaltige Strecke New York—Australien durchgeführt worden.

Immerhin scheint es doch fraglich, ob gerade hier auf diesem Wege wesentliche Vorteile zu erreichen sein würden, wenn man von gewissen Sonderfällen, wozu z. B. der Transport von Langholz in riesigen geschleppten Flößen gehört, absieht. Letzteres ist bekanntlich wiederholt mit Erfolg versucht worden und muß, vor allem angesichts des großen Raumbedarfs einer solchen Holzladung, entschieden als aussichtsreich bezeichnet werden.

Für uns kämen nächstdem bei einer derartigen Umgestaltung der kleinen Frachtfahrt sehr wesentlich in Betracht, daß wir ja ohnehin zu einem vollständigen Neu-Aufbau der Schiffahrt gezwungen sind und keine Rücksicht auf die Notwendigkeit, vorhandenes älteres Material aufzubrauchen, zu nehmen haben, und — daß es dringend geboten erscheint, eigenen Frachtraum schnell und billig zu schaffen, was auf diesem Wege fraglos am leichtesten möglich ist. Das Wichtigste und Wesentlichste aber wäre für uns die Herstellung einer direkten, die kostspielige, wiederholte Umladung ersparenden Verbindung unseres Industriegebiets mit der Ostsee und mit dem schwedischen Erz. Es entspringt keineswegs nur dem Machtbedürfnis der Industrie, wenn die großen Stahlwerke schon seit längerer Zeit bestrebt sind, in möglichst enge Interessengemeinschaft mit Schiffbau und Schiffahrt zu gelangen. Vielmehr ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Verhältnisse auf diesem Gebiet in der ganzen Welt ziemlich schwierig werden dürften, und es wird eine eiserne Notwendigkeit sein, trotz aller Hindernisse wenigstens verhältnismäßig billig zu produzieren. Dies aber wird um so eher möglich sein, je besser einmal das einzelne Werk seine Erzeugnisse selbst ausnützen kann und je weniger es darauf angewiesen ist, von Fremden mit Verdienst für diese zu kaufen, und so weiter vor allen Dingen, je mehr überflüssige Kosten — in erster Linie Transportkosten — erspart und reduziert werden können.

Daß dabei mit einer Verbilligung der Eisenbahn-Transporte in absehbarer Zeit zweifellos nicht zu rechnen ist, bedarf wohl kaum der Erörterung. Um so wichtiger aber ist die Förderung und Pflege der Binnenschiffahrt, die bisher leider stets das Stiefkind unseres Verkehrs war. — Jeder Deutsche sollte sich darüber klar werden, daß wir für die alte, gute Kirchturmpolitik auf keinem Gebiet des öffentlichen Lebens, am allerwenigsten aber auf dem des Verkehrs mehr Zeit und Geld haben und daß jeder Spatenstich an einem deutschen Kanalbau mit richtunggebend ist für die Gestaltung des ganzen künftigen europäischen Wirtschaftslebens.

(Schluß folgt.)



Der projektierte Mittellandkanal.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg: „Aus meinem Leben".

Von Studienrat Dr. R. Biedermann.



Es ist seit Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" in Deutschland wohl kein Werk von ähnlicher Bedeutung erschienen wie das Buch vom Generalfeldmarschall v. Hindenburg. Wie das Lebenswerk dieses Mannes die Traditionen der Reichsgründung aus der Zeit des ersten Kaisers geradezu fortpflanzt, so ist auch sein Geist dem größten Genius jener Epoche verwandt. Selbst in der Sprache. Seine Taten und sein Schicksal stellen ihn an die Seite der Großen aller Zeiten und Länder.

Über seinen Anteil an der erstmaligen Gründung des Reiches in großer Zeit berichtet schlicht der erste Teil. Er scheint noch vor dem Kriege geschrieben und später nur redigiert zu sein. Schon nach seinem Inhalt unterscheidet er sich von dem zweiten wie glatte Buchenrinde von dem zerrissenen, tiefgeborstenen, rauhen Borkenkleid der sturmbewegten Eiche. Wir blicken in eine Ahnenreihe des Verfassers, der wie Bismarck und Moltke einer bürgerlichen Mutter entstammt. Wir lernen mit ihm beim Vater und bei seinem Lehrer Herrn Kobelt, wir toben mit dem Elfjährigen im Kadettenhause zu Wahlstatt, betreten mit ihm die wirkliche Walstatt bei Königgrätz und Sedan und erleben seinen ruhigen, arbeitsreichen Aufstieg vom Leutnant bis zum Kommandierenden General. In würdiger Zurückgezogenheit finden wir den Dreiundsechzigjährigen nach selbstgewähltem Abschied in Hannover. Er blickt mit Zufriedenheit auf das Gesamtbild seines Lebens zurück, über dem „der Zauber der Verwirklichung glühender Jugendträume" liegt.

Es muß jeden Deutschen mit Genugtuung erfüllen, daß eine so reine Hand das Kriegsschwert ergriff, als es 1914 wieder aus der Scheide flog. Noch am Schlusse seines Buches darf Hindenburg bekennen, daß kein Volk mit berechtigterem Stolz und reinerem Gewissen auf diesen Krieg zurückblicken kann als das deutsche. Das verdankt es ihm, ihm allein.

Wohl hat Hindenburg der deutschen Politik vor dem Kriege mit schweren Sorgen zugesehen; wohl hat er in Hannover, in die Welt hinaushorchend, die tosende Brandung der von ferne herannahenden Kriegsflut vernommen. Doch beteiligt er sich nicht an dem, was vorgeht. Er fühlt sich, nach seinen eigenen Worten, am wohlsten „in dem Schatten des Baumes, der in dem ethisch-politischen Boden der Epoche unseres großen greisen Kaisers festwurzelte". Die Politik war ihm auch während des Krieges bei ihrer Fortsetzung in der bisherigen Weise keine besondere Freundin. Mit halben Maßnahmen steht sie ihm zur Seite, pfuscht ihm bald mit der Gründung des Königreichs Polen ins Handwerk, preßt ihm mit der sogenannten Friedensresolution vom Juli 1917 das Wort ab: „Mindestens ein weiteres Kriegsjahr!" und verzögert, als das Friedensangebot nun doch gemacht werden muß, seine rechtzeitige Absendung in gefährlicher Weise durch die zeitraubende Neubildung einer parlamentarischen Regierung an Stelle einer alle Kräfte rasch zusammenfassenden Diktatur. Hindenburg beschränkt sich Österreich gegenüber, das seine eigene Kraft so oft unterschätzt, auf emporrüttelnde Maßnahmen. Das hitzige Parteigetriebe in Bulgarien, das auch in das Heer eindringt und infolge davon die erste Lücke in unsere Front reißt, sucht er wieder und wieder mit rührender Geduld durch gutmütig ernstes Zureden zu beschwichtigen und auf den rechten Weg zu bringen. Dem alten, ritterlichen Osmanentum, soweit es sich unter den Regierungssünden von Jahrhunderten erhalten hat oder neu aufgeflammt ist, steht Hindenburg sympathisch gegenüber. Wenn allerdings die panislamitische Bewegung die Kampftruppen nach Persien und Transkaukasien ablenkt, so daß sie sich um ihre Pflichten bei Mosul und Gaza nicht mehr kümmern, so sieht er das nur mit Bedauern geschehen.

Das merkwürdige an der amtlichen Stellung Hindenburgs ist, daß ihm sozusagen überall die Flügel beschnitten werden. In den wichtigsten Fragen ist er oft allein auf seine Überredungskünste und den Ernst seiner Vorhaltungen angewiesen. Bündnisse sind auf Grund von politischen Versprechungen abgeschlossen worden, die der Soldat einlösen mag, ohne daß man ihn vorher gefragt hätte, ob das denn

Der Preisabbau.

Nun haben beruhigt mich die Leute:
Sie nehmen heraus das Fundament!
„Abbauen von unten" nennt man's heute;
Sie haben darauf das neueste Patent.
Die Bude wackelt, die Wände zittern,
Man kann kaum auf den Dielen stehn.
Mir ist, als hörte ich Balken splittern...
Da will ich mal nach dem Rechten sehn.

überhaupt möglich wäre! Bei der Erörterung des Problems der Wiederaufrichtung des Königreichs Polen, das sich gleich nach seiner Verwirklichung als schweres Fiasko erweist, hat die Stimme des Generalgouverneurs entscheidenderes Gewicht als die seine. Das groß gedachte Hilfsdienstgesetz kommt schließlich zustande „auf dem Boden innerpolitischer Handelsgeschäfte, nicht aber auf dem tiefgehender vaterländischer Stimmung". Es fehlt ein wirtschaftlicher Generalstab, der, mit dem Generalstab des Feldheeres vereint, Großes hätte leisten können. Wahrhaft tragisch wirkt es, zu sehen, wie die Fühlung mit der Heimat, für die Hindenburg doch die ganze Last der Sorge ständig auf seinem Herzen trägt, in immer zunehmendem Maße für ihn verlorengeht. In packenden Bildern schildert er, wie der Boden der im Halbhunger stehenden Heimat durch die Untätigkeit und Gleichgültigkeit versäuert wird, wie auf diesem Boden das Unkraut politischer Begehrlichkeit wächst, ohne daß es jemand ausreißt; wie nach Trotzkis Auftreten in Brest-Litowsk „vaterlandsloses Empfinden", das im Siege des Gegners das Glück des Vaterlandes sieht, alles Gute bei jenem, alles Böse im eigenen Lande sucht, den „Ausstrahlungspunkt für die Zersetzung" des Volkes bildet, bis im November 1918 „ein Fieber den ganzen Volkskörper" zu schütteln beginnt, so daß man z. B. in der Heimat auf den wahnwitzigen Gedanken kommt, dem eigenen Heere durch Unterbindung der Zufuhr den Untergang zu bereiten; bis dieser Volkskörper selbst nur noch machtlos um sich schlägt, um allmählich jeder Wirkung nach außen hin bar zu werden. Während aber die Rache des Feindes sich auf ihn stürzt, „seine harten Bedingungen noch härter auslegend, als sie geschrieben sind", bleibt der Held auf seinem Posten und rettet nach dem Willen seines Kaisers dem Vaterlande die im Heere noch vorhandenen Kräfte „für den späteren Aufbau".

Wie anders wirkt diesem Geschick gegenüber ein Blick auf die Hindenburgsche Schlachten- und Kriegstafel! Auch hier waltet zwar das Schicksal nicht immer freundlich. Im Gegenteil. Zur operativen Freiheit im offenen Felde kommt es fast nur in Rumänien. Ganz frei sind Ludendorff und Hindenburg nur bei Tannenberg. Schon in der Schlacht an den Masurischen Seen kommt das Versagen der Österreicher in Galizien zu ernster Wirkung. Rennenkampf braucht nicht mehr um jeden Preis standzuhalten! Er entzieht sich der Umklammerung und verschwindet mit Verlust „von nicht nur einigen Federn, sondern eines ganzen Flügels und auch sonst noch erheblich angeschossen" zwischen den Njemensümpfen. Der geniale Stoß aus Nordwest auf Lodz rettet zwar Deutschland vor drohendem Verderben, erlahmt aber nach atemraubendem, wildem Kriegstanz in den Armen des gleichfalls erschöpften und alsbald in Winterkälte erstarrenden Gegners. Von der Beschreibung der Winterschlacht an den Masurischen Seen wünscht der Verfasser befreit zu sein. „Wilna" ist ein Name, dessen Klang den großen Feldmarschall noch bei Beginn der Frühjahrsoffensive schmerzlich berührt. Vielleicht wäre durch Wilna diese ganze, furchtbare Offensive nicht nötig gewesen. Knüpfte sich doch einst an diesen Namen in Hindenburgs Herzen nach dem Durchbruch von Gorlice-Tarnow die größten Hoffnungen: Vernichtung der Armee des Großfürsten, Beendigung des russischen und vielleicht des Weltkrieges! Sein Oberkommando erhielt aber keine Truppen von der Obersten Heeresleitung für das strategisch und taktisch so bedeutungsvolle Unternehmen. Man bleibt im „frontalen Abringen", und ein trotz allem unternommener kühner Umgehungsversuch mit ein paar deutschen Kavalleriedivisionen scheitert.

Aber auch nachdem die gesamte Heeresleitung in Hindenburgs Hände gelegt worden ist, erweist sich das Glück in Wahrheit nicht besonders hold. Der glänzende Feldzug in Italien bleibt am Piave stecken. In der großen Frühjahrsoffensive kann weder Amiens noch Villers-Bretonneux genommen werden, worauf es ankommt! Gleich schwer macht sich der Widerstand der Engländer bei Arras in seinen Folgen geltend. Und schon beginnt die Unterwühlung der Front. Der Verrat beginnt sein Werk. Seine erste furchtbare Wirkung ist das Scheitern der großen Angriffsschlacht bei Reims. Dennoch bleibt die Oberste Heeresleitung immer „bewußt und groß". Und das ist das Erhebende dabei. Der Angriff wird nach großen Erfolgen in die Verteidigung geworfen. Lautete es vormals: „Mit größter Energie handeln!", so heißt es jetzt: „Aushalten bis zum Äußersten". Was ist größer, dieses entsagungsvolle Ringen oder jenes Darangeben aller Kräfte bei Tannenberg, wo der sichere Erfolg winkt? Wir weichen mit dem Feldherrn langsam durch die stürmende Nacht der Verfolgung der Heimat zu in todesmutigen Kämpfen. Dabei bringt die Heimat selbst dem Heere nur noch Verderben. „Wie Siegfried unter dem hinterlistigen Speerwurf des grimmen Hagen, so stürzte unsere ermattende Front; vergebens hatte sie versucht, aus dem versiegenden Quell der heimatlichen Kraft neues Leben zu trinken." Hindenburg aber rettet dem Vaterlande die Front und damit den ihm verbliebenen Rest der Kraft.

Hindenburg ist noch heute eine lebensforsche Persönlichkeit voller Macht und Kraft, so daß es aussieht, als habe er das Ausmaß seiner Wirkungsfähigkeit noch nicht erreicht. Das zeigt sich auch in seinem Buch. Welche erstaunliche Frische des Geistes! Welch ein reich gegliedertes Gebäude von doch immer edler Formengebung in allen seinen Teilen! Nicht ein einziges Mal schweift die Darstellung ab oder verhärtet sich und wird spröde. Die Sprache ist immer gleichmäßig durchpulst von dem warmen Lebenshauch dieses Herrschergeistes. Die Zusammenfassung auch noch so großer Vorstellungsmassen zu entzückend klaren, wahren, gewaltigen Bildern, die kräftige Erfassung, Beurteilung und Erörterung so mancher schwierigster Probleme, die geistreiche Darstellung des Zustandekommens folgenschwerer Entschlüsse, wie sie in ruhiger Entwicklung heranreifen oder rasch vom Baum der Verantwortung gepflückt werden müssen, alles das steht und lebt vor uns in jugendlicher Gesundheit und Frische, umhaucht vom Zauber der Poesie. Die dramatische Lebendigkeit der Darstellung läßt uns das alles miterleben. So manche Hoffnung, so manche harte Enttäuschung greift an das Herz des Lesers. Stets aber überragt bei Hindenburg der starke, tief verankerte Fels des Gedankens alles übrige. Wenn stürmende Hoffnung mit heißen Wünschen zu rasch den Tatsachen vorauseilt, wird sie zurückgeholt! Auch von allen Seiten am düsteren Kriegshorizont heraufziehendes Sorgengewölk vermag die Seele nicht auf ihrem Wege schwerster Pflichterfüllung von der Richtung auf den ruhenden Pol der Gedankenklarheit und Entschlußkraft abzulenken, der hoch über allem Irdischen steht. Der Hindenburgsche Wille durchzieht das Ganze mit seinem ehernen Rhythmus. Er ist in seiner Unausschöpfbarkeit das eigentliche Erziehungsergebnis dieser langen soldatischen Laufbahn. Seine Beweggründe sind immer rein und edel. Sie entspringen aus „Überzeugung, Pflicht und Gewissen". Überhaupt aber befähigen ein heiliges Selbstvertrauen und der Glaube an die gute Sache, die tiefinnerliche Überzeugung von Gottes gnädigem Walten, das allumfassende, liebevolle Mitverstehen einer Welt, seiner Welt Hindenburg dazu, den Seinen zugleich Pfleger und Aufrüttler, Lehrer und Erzieher, Anwalt und Richter, Mahner und Tröster zu sein.

Betrachten wir Hindenburg als geschichtliche Größe, so eröffnet sich von ihm aus der Blick bis hinab zur Urzeit des germanischen Volkes. Wie schon Bismarck beim Anblick des neuen deutschen Völkerfrühlings durch den Gedanken an Baldurs Los sich beunruhigt fühlte, so tritt bei seiner Vernichtung vor unsere Seele das Bild des Weltenbrandes, in dem die deutsche Herrlichkeit verschwand, um ins Land der Träume zu wandern, aus dem sie erst zu uns zurückkehren wird, wenn ein Geschlecht sie ruft, das groß und b e s c h e i d e n zu sein gelernt hat. Wir aber danken dem Eckehard Hindenburg, daß er uns inzwischen sein Buch gab, das uns durch seine wahrhaftige Darstellung des Geschehenen befriedigt, uns in den Wirren der Zeit ein gerechtes Urteil finden hilft und uns für die Ungewißheit und Unsicherheit der Zukunft mit seiner Kraft und Zuversicht, seiner Ruhe, seiner Geduld und mit seinem Troste erfüllt.

Die Tschecho-Slowaken in Sibirien. (1918—1920.)

Von Eberhard Streit.

Die nachfolgenden Schilderungen bringen etwas Licht in die viel zu wenig beachtete tschechoslowakische Episode in Rußland; sie rufen alle die Entbehrungen und Unbilden ins Gedächtnis zurück, die unsere Landsleute draußen den Tschechoslowaken zu verdanken hatten. Sie stammen von einem, der am eigenen Leibe das „Wohlwollen“ dieser Nation erfahren hat, und wirken gerade durch ihre ruhige Sachlichkeit so nachhaltig und überzeugend. Die Redaktion.

I.

ie auf dem Wasserwege aus Ostsibirien heimkehrenden Tschecho-Slowaken sind nun durch Deutschland in ihre Heimat gefahren. Wohl jeder der Kriegsgefangenen, dem es in diesem Frühjahr gelungen ist, aus Sibirien herauszukommen, wird nur mit einem Fluch davon lesen, daß die Ohnmacht unseres Vaterlandes uns zwingt, gerade diese unsere Feinde durch deutsches Gebiet zu lassen, denen über 200 000 Gefangene es zu danken hatten, daß sie zwei weitere Jahre trübseligster Gefangenschaft durchleben mußten und zum großen Teil noch jetzt erdulden müssen. Wie es dazu kam, möge die folgende Schilderung der Tätigkeit der Tschecho-Slowaken in Sibirien von 1918 bis 1920 veranschaulichen.

Die tschecho-slowakische Druschina wurde zu Beginn des Weltkrieges aus in Rußland befindlichen Tschecho-Slowaken und den bald immer zahlreicher werdenden Überläufern dieser Nation gebildet. Sie wurde mit Geld und Material von Frankreich unterhalten. An der Weltkriegsfront trat sie zum letzten Male bei der Kerenski-Offensive hervor, wo sie zusammen mit besonderen russischen Todesbataillonen als Stoßtruppen den Keil in die österreichischen Linien trieben. Nach dem Scheitern der Offensive, die für die Druschina ziemlich verlustreich gewesen sein soll, zog sie sich von der Front zurück und wartete Gewehr bei Fuß die immer deutlicher nahende neue radikale Umwälzung ab. Kerenskis Regierung stürzte, die Bolschewisten rissen die Gewalt an sich, schlossen erst Waffenstillstand und dann den Brester Frieden mit Deutschland. So war den Tschecho-Slowaken jede Möglichkeit genommen, von Osten her an ihre Feinde, die Zentralmächte, heranzukommen. Aber Frankreich und seine Verbündeten waren nicht gewillt, das Menschenmaterial und die in die Druschina hineingesteckten Geldsummen ungenutzt zu lassen.

Die Tschecho-Slowaken erklärten der bolschewistischen Regierung, sie würden über Wladiwostok nach Frankreich fahren, um den Kampf gegen Deutschland-Österreich weiterzuführen. Es ist nicht klar, was für eine Stellung die Sowjet-Regierung anfänglich hierzu genommen hat, ob sie diesem Plan nur neutral gegenüberstand oder ihn gar begünstigte, da der Brester Friede sie durchaus nicht zur Freundin Deutschlands gemacht hatte. Jedenfalls gelang es der Druschina, die nötigen Züge und Lokomotiven beizutreiben und den gesammelten Bestand mit voller militärischer Ausrüstung zu verladen. Die Eschelone begannen ostwärts zu rollen und standen bereits auf der ganzen Strecke von Samara bis Ostasien verteilt, als ein Befehl der Sowjet-Regierung eintraf, die Weiterbewegung der Züge nicht zuzulassen. Die roten Zeitungen stellten es damals so dar, als wäre der Befehl ein freier Entschluß der Räte-Regierung, die einerseits das Kriegsmaterial der Tschecho-Slowaken als der russischen Republik gehörig betrachtete und außerdem die Druschina aus rein kriegsgegnerischen Gründen nicht zur Teilnahme an neuen Kämpfen fahren lassen wollte. Tatsächlich dürfte aber eine Note der deutschen Regierung die Veranlassung gewesen sein, in der gegen die Abfahrt der Tschecho-Slowaken Protest eingelegt und deren sofortige Entwaffnung gefordert wurde. Den letzten Punkt zur Durchführung zu bringen, war die russische Regierung aber nicht imstande, da die zu jener Zeit bestehenden Abteilungen der Roten Garde von undisziplinierten Banden aus übelsten Elementen gebildet waren, die sich an die zu straffen Verbänden zusammengefaßten schecho-slowakischen Truppen nicht heranwagten. So ist jener Befehl zur Entwaffnung nur an einigen Orten durch Überraschung der Tschecho-Slowaken ausgeführt worden. Auf allen übrigen Stationen ließ man die Transporte unbehelligt stehen. Die Tschecho-Slowaken vertrieben sich die Zeit mit Exerzieren und Sport und verhandelten dabei durch Vermittlung der in Sibirien befindlichen amerikanischen Kommissionen mit der Entente. Die Einigung über ihr Vorgehen kam dann dahin zustande, daß die Tschecho-Slowaken versuchen sollten, sich der sibirischen Eisenbahn zu bemächtigen, wenn es ginge, die Sowjetmacht in ganz Sibirien zu stürzen oder andernfalls sich nach Wladiwostok durchzuschlagen. Die Geheimhaltung dieses Planes gelang den russischen Behörden gegenüber vollkommen. Dank der Erbärmlichkeit der Roten Garde und der unglaublichen Blindheit der verantwortlichen Ratsstellen konnten die Tschecho-Slowaken an mehreren Punkten gleichzeitig losschlagen. In Nowo-Nikolajewsk spielten sie bei ihren Zügen bis zum Abend ruhig Fußball. Auf ein verabredetes Raketensignal hin besetzten sie dann in der Nacht, fast ohne Widerstand zu finden alle wichtigen Gebäude der Stadt. Am Morgen übergaben sie die Gewalt einer aus Russen bestehenden provisorischen weißen Regierung, mit deren Gliedern sie natürlich bereits vorher im Einvernehmen standen. Sie selbst stießen verstärkt mit russischen Freiwilligen-Abteilungen sofort längs der Bahn nach beiden Seiten vor, um Verbindung mit anderen tschecho-slowakischen Abteilungen zu bekommen. In den ersten Tagen war die Lage demnach so, daß auf der Bahnlinie Strecken, die von Tschecho-Slowaken besetzt waren, mit solchen in der Hand der Roten abwechselten. Wäre die militärische und zivile Organisation der Bolschewisten in Sibirien nur nicht ganz so elend gewesen und hätten sie die große Masse der Kriegsgefangenen nicht durch ihre Behandlung und Propaganda gegen sich eingenommen, so wäre es ihnen bei richtiger Aufklärung über die Sachlage ein leichtes gewesen, das tschecho-slowakische Abenteuer mit Hilfe der Kriegsgefangenen zu ihren Gunsten zu Ende zu bringen, da dies sowohl in deren Interesse als auch in dem der Zentralstaaten überhaupt lag. Waren doch die seit Anfang Mai begonnenen Heimtransporte der Gefangenen mit Auftreten der Tschechen sofort zum Stillstand gekommen. Aber wie die Verhältnisse lagen, durften sich die Bolschewisten nicht wundern, daß niemand ihren angstvollen Hilferufen Folge leistete und daß in den Lagern auch die wenigen Stimmen ungehört verhallten, die auf jeden Fall zur Annahme der angebotenen Waffen rieten, um die Heimfahrt sicherzustellen.

Je weiter die tschecho-slowakischen Truppen auf der Bahn vorrückten, desto kopfloser wurden die bolschewistischen Behörden, die zum Teil aufs feigste flohen und, in Tomsk z. B., kleinere Gruppen von roten Gardisten einfach sich selbst überließen. In westlicher Richtung errangen die Tschecho-Slowaken schnellere Erfolge als nach Osten. Irkutsk fiel erst 1½ Monate nach Beginn der Kriegstätigkeit. Im Verlauf eines Vierteljahres war ganz Sibirien befreit von bolschewistischer Herrschaft. Die Tschecho-Slowaken, denen diese Tat allein zu verdanken war — denn von sich aus hätte das sibirische Bürgertum niemals die Energie zur Niederringung seines Feindes aufgebracht —, wurden selbstverständlich in den Städten begeistert als Befreier begrüßt. Aber kaum einen Monat später mußte der Führer der Tschecho-Slowaken, der ehemalige Kapitän Haida, sich bei der sibirischen Regierung dagegen verwahren, daß die Teilnahme der Tschecho-Slowaken an den Kämpfen nicht genügend in den offiziellen Meldungen berücksichtigt werde, sondern die Darstellung immer zugunsten der sibirischen Freiwilligen-Armee ausfalle. Diese Reibereien verstärkten sich, wie wir sehen werden, immer mehr. Sobald die Tschecho-Slowaken eine Stadt in ihre Hand bekamen, war ihr erster Schritt, von den dort lebenden Kriegsgefangenen alle herauszusuchen, von denen sie feststellen konnten oder annahmen, daß es Tschechen oder Slowaken seien. Diese Leute reihten sie zwangsweise in ihre Armee ein. Kein Protest, keine Weigerung nützte etwas. In der viehischsten Weise wurden solche, die sich sträubten, ihrem Fahneneid untreu zu werden, mit Mißhandlungen jeder Art dazu gezwungen. Fußtritte, Peitschenhiebe, Kolbenschläge, Bajonettstiche und Schüsse wurden angewandt, um die Widerspenstigen zum Verlassen der Baracken und Lager zu bewegen. Diese Vergewaltigung wurde mit einem Befehl Masaryks zur Zwangsmobilisation aller Tschecho-Slowaken begründet, trotzdem rechtlich zu dieser Zeit noch kein Staat Tschechowien bestand. Wer

die Gesinnung der Tschecho-Slowaken kennt, versteht, daß sie sich alle Mühe gaben, auch die übrigen Kriegsgefangenen ihre Macht fühlen zu lassen, wobei sie allerdings im allgemeinen den Reichsdeutschen nicht so nahe traten wie den Österreichern und Ungarn. Die in der Bolschewistenzeit geöffneten Lager wurden wieder bewacht, jeder Ausgang den Gefangenen verboten. In der ersten Zeit fanden mehrfache Untersuchungen der Lager mit allen möglichen Schikanen statt. In späteren Monaten unternahmen die Tschecho-Slowaken in mehreren großen Städten einmal einen förmlichen Raubzug auf die Lager, wobei den Gefangenen außer Geld verschiedenes persönliches Eigentum von hohen Werten gestohlen wurde. Ebenso belegten sie mehrfach vom Roten Kreuz für die Gefangenen angeschaffte Sachen (Schuhe, Wäsche und dergl.) mit Beschlag mit der seltsamen Begründung, daß sie auch Kriegsgefangene seien. Jede Gelegenheit, die Gefangenen bei Durchführung der neu erlassenen strengen Lagerbestimmungen zu drücken, wurde wahrgenommen. Am schlimmsten waren vielfach die Gefangenen dran, die in den Städten oder auf dem Lande zurzeit des Umsturzes arbeiteten. Erregten sie irgendwie den Verdacht, gewesene Rote Gardisten zu sein, und dazu bedurfte es oft nur weniger Worte, so war ihnen die Kugel oder im besten Falle das Gefängnis sicher. Soweit es überhaupt zu einer Untersuchung kam, wurde der Verdächtige einem der tschecho-slowakischen Kriegsgerichte übergeben, deren Urteile ohne allzu große Prüfung gefällt wurden. Da sich aus den Lagern nicht genügend Freiwillige zu Arbeiten für die Druschina meldeten, preßten sie überall Kriegsgefangene, die sie nicht nur im Hinterland, sondern auch an der Front verwandten; bezeichnend für die Behandlung dieser Leute ist ein Mitte August 1918 von Haida herausgegebener Befehl, die zu Frontarbeiten verwendeten Kriegsgefangenen anständig zu behandeln. Im selben Befehl heißt es, daß alle gegen die Tschecho-Slowaken kämpfenden Kriegsgefangenen bedingungslos zu erschießen seien. Die Lager der Städte, wo tschecho-slowakische Truppen standen, mußten lange Zeit Tag für Tag Hunderte von Kriegsgefangenen zu unentgeltlicher Arbeit für diese stellen. Dieser verhaßte Zwangsdienst erstreckte sich ebenso auf Reinigung der Kasernen wie auf Aushebung von Schützengräben und Herstellung von Gräbern für erschossene rote Gardisten. Doch die Tschecho-Slowaken verstanden es nicht nur, sich den Haß der Kriegsgefangenen zuzuziehen, sondern in fast noch höherem Maße auch den der Russen aller Schichten. Während des ganzen Weltkrieges bereits hatte die überwiegende Mehrheit des russischen Volkes nur Verachtung für die tschecho-slowakischen Überläufer. Und wenn man sie auch offiziell mit offenen Armen empfing und für seine Zwecke ausnutzte, empfand doch jeder national gesinnte Russe die Handlungsweise der Überläufer als feige und gemein und richtete sein persönliches Verhalten danach.

Die Tschecho-Slowaken taten auch wahrlich nichts, um sich die Zuneigung der Sibirier zu erringen. Wie sie einerseits auf dem Lande sich zuerst durch Requisitionen, durch Untersuchungen über bolschewistische Umtriebe und durch die niederträchtige Art der Bestrafung von als Bolschewisten Verdächtigen oder bei zunehmender Aufstandsbewegung durch Zerstörung ganzer Dörfer die allgemeine Feindschaft erworben haben, so haben sie in der Stadt durch die Arroganz, mit der sie überall den Vorrang vor den Russen verlangten, dasselbe erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Unter der Lupe

Das Gleichmäßigkeits-Reich.

Es war einmal — dies ist nämlich ein richtiges Märchen — es war einmal ein großes schönes Land, in dem alles wie am Schnürchen ging. Oho! Da bekam jeder sein Recht. Und vom ärmsten Tagelöhner bis zum Reichspräsidenten — der Staat war natürlich Republik — sollten alle gleich gehalten werden: in Kleidern, Essen, Trinken, Gehirninhalt und Stiefelschmiere.

Man hatte einen großen Apparat zur Aufrechterhaltung dieser Gleichmäßigkeit gebaut. An der Spitze stand der gefürchtete und geliebte Gleichmäßigkeitsminister von Schibrowski (er war der einzige Adlige im Staat). Dreihundert Gleichmäßigkeitspräsidenten unterstanden ihm, 3000 Gleichmäßigkeitsräte, 30 000 Gleichmäßigkeitsobersekretäre und viele Millionen von Eierzählern und Körnerzählern und Hühneraugenverteilern und Gehirnauskultatoren.

Wehe dem Huhn, das ungebucht ein Ei verlor! Es konnte sich auf Schlachten gefaßt machen, und der Besitzer dazu. Und jede Pflaume am Pflaumenbaum wurde von der Blüte an in ein Buch eingetragen und später wieder ausgetragen, und es gab viele, viele Buchhalter, die weiter nichts taten, als jeden Tag fünfundzwanzig Kartoffeln zu registrieren.

So gewissenhaft war man im Gleichmäßigkeitsreich.

Eines Tages machte der Minister eine große Inspektionsreise durchs ganze Land; und alles zitterte, trotzdem er eigentlich ein ganz freundlicher Mann war; aber wer zittert nicht vor einem allgewaltigen Minister!

Da mußte es ihm auffallen, daß trotz aller gleichmäßigen und gerechten Verteilung die Untertanen gar nicht gleichmäßig genug aussahen. Es gab solche, die von Fett strotzten, aber die meisten waren dünn wie Blumendrähte; es gab solche, die in Purpur und köstlicher Leinwand wandelten und deren Haare von Salben troffen; aber die meisten trugen gewendete und abgewetzte Kleider, und etwelche liefen ohne Schuh und Strümpfe.

Und der Minister wandte sich an seine sieben Gerechtigkeitsräte, die Tag und Nacht um ihn waren, und fragte: „Warum ist diese Verschiedenheit?"

Da sprachen die sieben Räte: „Es liegt daran, daß Luft und Wasser und Tageslicht markenfrei sind."

Da wurden viele, viele Beamte eingestellt, und man rationierte auch diese Dinge; aber es kostete viel Eifer und Mühe, diese Aufgabe gerecht durchzuführen.

Inzwischen hatte jemand nach dem Gesetz der kommunizierenden Röhren kommunizierende Versuchsmenschen erfunden; und der Minister hielt sich einen ganzen Garten davon und brauchte nun nicht mehr auf Inspektionsreisen zu gehen, wenn er die Untertanen betrachten wollte.

Und er war ein fleißiger Minister und sah jeden Morgen um 12 Uhr, gleich wenn er aufgestanden war, nach.

Aber — niemand von den Gerechtigkeitsräten wußte die Ursache — aber die Verschiedenheit der Untertanen wollte nicht weichen.

Da verkleidete sich der Minister und ging ins Land, um den Grund zu erforschen. Als er eines von Säften strotzenden Untertanen ansichtig wurde, hielt er ihn fest und fragte ihn:

„Guter Freund, wie kommt es, daß du so feist bist und empfängst doch nicht mehr Nahrung als die andern?"

„Ich kaufe vorne- und hintenherum, du Schafskopf", antwortete der Feistling dem Minister; aber er war nur so grob, weil er den Minister infolge der Verkleidung nicht erkannte.

Da ging der Minister nachdenklich weiter und traf jemand, der aussah wie ein Privatbeamter, denn er trug nur Hosenstümpfe und war dünn wie ein Bleistift.

„Guter Freund, warum bist du so mager?" fragte der Minister; „empfängst du nicht das gleiche an Nahrung und Kleidern wie die andern alle?"

„Ich muß doch vorneherum kaufen, du Schafskopf", antwortete der Angeredete grob, denn auch er erkannte den Minister in seiner Verkleidung nicht. —

Nachdenklich kehrte der Minister in seinen Palast zurück.

Wenn er nur gewußt hätte, was das „vorneherum und hintenherum" zu bedeuten hatte; aber das wußte er nicht, denn er war ein richtiger Minister.

Er berief sofort seine sieben Gerechtigkeitsräte und befragte sie; aber auch von ihnen wußte niemand die Worte „hintenherum" und „vorneherum" zu deuten; denn sie waren richtige Räte.

Darauf ging er in den Garten, wo die kommunizierenden Menschen gehalten wurden, und fragte die; aber die wußten erst recht nichts, denn sie waren keine richtigen Menschen.

Verzweifelt ging der Minister nun nach Hause, um erst einmal zu frühstücken. Aber der Frühstückstisch war nicht aufgedeckt, weil es noch nicht an der Zeit war; und die Frau des Ministers sagte: „Du mußt dich etwas gedulden, ich will nur noch schnell hintenherum Butter kaufen." . . .

„Hintenherum?" rief der Minister erfreut; „endlich hab ich es; ein Glück, daß ich verheiratet bin. Du mußt mir sagen, was das Wort ‚hintenherum' bedeutet."

„Du Schafskopf," sagte die Frau ärgerlich, „bist Gerechtigkeits- und Gleichmäßigkeitsminister und weißt nicht, daß die Butter hintenherum billiger und besser ist als vorneherum; deine Kartoffelregistratoren und Eierzähler müssen auch mehr Kartoffeln und Eier essen, als sie zahlen, damit sie leben können. Und wenn sie ein Kornfeld vorne anfangen durchzuzählen, ist es hinten schon fort. Und wenn auf drei Schachteln Stiefelschmiere ein Beamter kommt, dann ist die Stiefelschmiere eben so teuer, daß nur wir von unserem Ministergehalt es uns leisten können, außerdem noch von hintenherum welche zu kaufen. Denn was wir nach deiner Ordnung auf Karten kaufen müssen, ist so wenig und so teuer, daß für gewöhnliche Leute zum Hintenherumkaufen gar kein Geld mehr übrig bleibt. Verstehst du mich nun, du Schafskopf?"

Da verstand der Gleichmäßigkeitsminister, ging ins Schlafzimmer und hängte sich „hintenherum" auf. . . .

Und dies ist ein richtiges Märchen, und wer es nicht glaubt, bezahlt dreißig Brotmarken. Horribiliscribriar.

*

Authentischer Bericht über Sowjet-Rußland. Entgegen den immer wiederholten Behauptungen, daß auch im bolschewistischen Rußland nicht alles so sei, wie man es wünschen muß, ist es Wahrheitspflicht, endlich auf Grund zuverlässiger und von den Gewährsmännern nach der Sowjet-Eidesformel beschworenen Mitteilungen folgendes festzustellen:

Der Gesundheitszustand der gebildeten Schichten in Rußland, der infolge meist sitzender Lebensweise sehr schlecht war, hat sich außerordentlich gehoben, seit diesen Volksteilen in großzügiger Weise Gelegenheit zu kräftigender Erholungsarbeit beim Steineklopfen, Leichenverscharren, Kloakenreinigen und Mistfahren gegeben wird. Die schamlose Verleumdung, daß der Mittelstand in Rußland am Verhungern sei, wird durch die belegbare Tatsache hinfällig, daß es einen Mittelstand dort überhaupt nicht mehr gibt. Nachgewiesenermaßen hat sich diese Schicht, aus Verzweiflung darüber, daß die Revolution nicht schnell genug ging, freiwillig aufgehängt. Die Bauern führen ein Schlaraffenleben. Sie schmieren ihre Stiefel mit Butter. Überall stehen ihnen Felder und Wiesen in reichlicher Menge zu dörflichen Tanzfesten zur Verfügung, denn kein Sowjetbauer bebaut vernünftigerweise mehr Land, als er für den eigenen Unterhalt braucht. Geradezu fabelhaft aber ist die Entwicklung der Industrie. Überall dampfen die Fabrikschlote vom Zigarettenrauch der betriebsrathaltenden Arbeiter. Bei nur zweistündiger Arbeitszeit werden täglich Hunderte von Entschließungen versandfertig. Die Zahl der auf dem Papier angelegten Bergwerke, Kaliwerke, Talsperren, Eisenbahnlinien, Goldgruben und Überlandzentralen geht in die Tausende. Der Export von Propagandabroschüren übersteigt den Import um 2000 v. H. Kein Arbeiter verdient unter 10 000 Rubel täglich, wodurch sein Bedarf an Klosettpapier mehr als vierfach gedeckt ist. Die Verkehrsverhältnisse sind glänzend. Da jeder Sowjetrusse in der Lage ist, sich sein eigenes Beförderungsmittel in Gestalt eines sinnreichen, am Fuße befestigten Apparates — das russische Wort für diese Erfindung wird im Deutschen etwa mit „Schustersrappen" wiedergegeben — zu halten, so sind elektrische Bahnen und Eisenbahnzüge in diesem gesegneten Lande überflüssig. Letztere werden nur noch zu den wissenschaftlichen Exkursionen der gelehrten Körperschaften verwendet, die unter dem schalkhaften Namen „Rote Armee" pazifistisch in den Nachbarländern wirken. Besonders bequem, billig, schnell und deshalb beliebt sind in Rußland Reisen in fernste Gegenden, z. B. ins Jenseits. Für notleidende Bevölkerungsschichten werden diese Reisen staatlich subventioniert. Knar.

Die Angst vor Sachverständnis. Genf steht vor der Tür, und wir werden wiederum deutsche Sachverständige antreten sehen. Da ist es nützlich, sich der Behandlung zu erinnern, die der Sachverständigenberufung nach Spa im Reichstagsausschuß zuteil geworden ist. Minister Simons hat von den sonst feindlichen, aber in diesem Punkte einigen Brüdern, den Mehrheitssozialisten und den Unabhängigen, herbe Worte über diese von ihm veranlaßte Maßnahme hören müssen, während man eigentlich Lob hätte erwarten sollen, weil Herr Simons sich nicht um die Stinnesschen Darlegungen gekümmert und den unverdaulichen Kloß der Kohlenforderung geschluckt hat. Trösten darf er sich für die Angriffe der Sozialdemokratie mit der ihm von Lloyd George gespendeten Anerkennung. Im „Manchester Guardian" war darüber allerlei Erbauliches zu lesen. Takt und wunderbare Geschicklichkeit wurden ihm da von dem englischen Premier nachgerühmt, vor allem aber Mut bescheinigt „gegenüber den mächtigen Interessentenkreisen in Deutschland". Feindeslob klingt! Leider haben nicht nur die Interessentenkreise, sondern viele andere gute Deutschen eine andere Auffassung von Mut und befürchten von der Nachgiebigkeit des Ministers das Schlimmste, die Stillegung vieler Fabrikbetriebe infolge des Kohlenmangels. In diesem Punkt treffen sie sich mit der sicherlich nicht von Stinnes beeinflußten „Westminster Gazette", die darauf hingewiesen hat, daß von Deutschland nur dann eine Kriegsentschädigung zu erwarten sei, wenn die deutschen Fabriken mit Volldampf arbeiten. Um das zu erkennen, braucht man eigentlich kein Sachverständiger zu sein, und vielleicht, könnte man annehmen, haben deshalb die Abgeordneten Bernstein und Ledebour die Berufung von Stinnes bemängelt. Wir wollen ihnen nichts unterstellen, was nicht in ihre Gedankengänge hineinpaßt. In ihren Augen ist Stinnes kein Sachverständiger, sondern nur der Kapitalist, der Unternehmer, der Ausbeuter, und wer ihn als „Kohlenbaron" charakterisiert, ist des Beifalls der Massen gewiß. Die Bergleute wird man dabei ausnehmen müssen, die begreifen, daß es mit ihrer Arbeit allein nicht getan ist, sondern nebenbei einige Kleinigkeiten, wie Maschinenbeschaffung, Regelung des Kohlenabsatzes u. dgl., zu besorgen sind. Dazu gehört Sachverständnis. Das wird von keinem Vernünftigen bestritten werden, und wenn eine Regierung sich in einer so schwierigen Angelegenheit auf das Gutachten eines von aller Welt anerkannten Fachmannes stützt, tut sie nur ihre Pflicht. Da wallt aber in der Brust der waschechten Sozialdemokratie die Angst vor wahrem Sachverständnis auf, die Angst vor der nicht parteiprogrammäßig frisierten Zahl. Allerdings zeigt der aus dieser Angst geborene Vorstoß der Sozialdemokratie gegen Stinnes eine Besonderheit insofern, als kein anderes Volk so verblendet gegen seine Helfer in der Not eifert wie das deutsche. Diese Sucht hat uns den Krieg verlieren lassen, und dieselbe Sucht verschlimmert auch die Kriegsfolgen. Ob diese Begriffsverblödung wohl heilbar ist? In Genf wird's sich zeigen müssen!

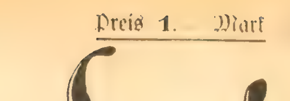
Deutsche Karikaturen

Ägyptens neue „Unabhängigkeit“.



„Frei“, sagt Lloyd George, „soll künftig Ägypten sein.“ —
In einen größeren Käfig kommt es hinein.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. Verantwortlich für die Redaktion: i. V. Dr Konrad Elert, Berlin-Charlottenburg.



20. Jahrhundert

Dokumente zur Zeitgeschichte

Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin SW. 68

Nummer 33 | 25. September 1920 | 2. Jahrgang

Mathias der Unverwüstliche.

„Vier Monat' war der Frosch so krank,
Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank!“

Die Entschädigung.

Von Dr. C. Mühling.



In der Note, mit der im Januar 1917 die damals aus zehn Mächten bestehende Entente die Aufforderung Wilsons, ihm ihre Friedensbedingungen mitzuteilen, beantwortete, wurden, entsprechend einer im Unterhause gehaltenen Rede Lloyd Georges, als Grundlagen des Friedens drei Forderungen bezeichnet, ohne deren Erfüllung eine Verständigung mit ihnen unmöglich sei: „Réparation, sanction, garanties", drei Begriffe, die man sinnentsprechend nur mit den deutschen Worten: Entschädigung, Sühne, Bürgschaften übersetzen kann. Und mit großer Folgerichtigkeit sind diese drei Begriffe im Frieden von Versailles zu dem stählernen Netz ausgesponnen worden, das Deutschland fesselt und zur Bewegungslosigkeit verdammt. Die Verhandlungen über die Sühne und die Bürgschaften sind vorläufig in Spa zum Abschluß gekommen. Die Frage der Entschädigung ist nur in bezug auf die von Deutschland zu leistenden Kohlenlieferungen endgültig geregelt worden, und diese Regelung bedeutet, so katastrophal sie auch wirkt, im Verhältnis zur unsinnigen Forderung des Friedensvertrages eine Ermäßigung von 43 v. H. Die Höhe der Entschädigung, die wir zu leisten haben, kennen wir — und auch das entspricht dem Geiste der Niedertracht, der den Vertrag von Versailles vom ersten bis zum letzten Artikel durchweht — bis heute noch nicht. Man hat sich gegen den lebhaften Widerspruch Frankreichs aber in Spa dazu verstanden, in einer in Bälde abzuhaltenden Konferenz, die in Genf stattfinden und zu der, wie nach Spa, die deutsche Regierung eingeladen werden sollte, die Höhe der Entschädigungssumme endlich festzustellen.

Es ist nun in Deutschland wie ein neues großes Unglück beklagt worden, daß es Millerand in seinen Unterredungen mit Lloyd George und mit Giolitti gelungen ist, die Konferenz von Genf mit dem Hintergedanken zu vertagen, daß die Festsetzung der Entschädigungssumme, ganz wie es der Friedensvertrag verlangt, der Wiederherstellungskommission übertragen werden soll. Wenn die geringste Hoffnung dazu vorhanden wäre, daß die deutsche Regierung in Genf eine andere Rolle spielen würde, als sie in Spa gespielt hat, so würden diese Klagen in der Tat berechtigt sein. Aber es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Entente wie nach Spa auch nach Genf mit einem Programm kommen würde, über das sie sich vorher geeinigt hätte, daß man uns die Unterzeichnung dieses Programms mit der Pistole der Einmarschdrohung in der Hand abzwingen würde und daß Herr Fehrenbach es, nachdem er feierlich erklärt hätte, daß es seinem sittlichen Empfinden widerstrebe, unerfüllbare Forderungen zu unterschreiben, auch dann unterzeichnen würde, wenn die Entschädigungssumme größer wäre als das ganze deutsche Nationalvermögen. Im günstigsten Falle würde man uns in Genf billiges Gehör gewähren. Unsere Einwendungen und ihre Begründung entgegenzunehmen und nach Billigkeit zu berücksichtigen, ist aber auch die Wiederherstellungskommission verpflichtet. Der Artikel 233 des Friedensvertrages bestimmt: „Cette commission étudiera les réclamations et donnera au Gouvernement allemand l'équitable faculté de se faire entendre." Und da in der Wiederherstellungskommission ganz dieselben Mächte vertreten sind, mit denen wir es in Genf zu tun haben würden, so ist nicht einzusehen, warum die Verhandlung zwischen den Ministerpräsidenten zu größerem Erfolge für uns führen sollte als die Verhandlung zwischen den deutschen Sachverständigen und der mit fast souveränen Vollmachten ausgestatteten Wiederherstellungskommission. Wir müssen nur verstehen, uns wirksam zu Gehör zu bringen, und um das zu können, um die, wie ich zugebe, äußerst geringen Chancen einer Korrektur der Rechnungen der Entente wenigstens in vollem Umfange auszunutzen, müssen unsere Delegierten genau über die Geschichte des Zustandekommens des wichtigen Kapitels des Friedensvertrages unterrichtet sein, der von den „Réparations" handelt. Da kann ich immer wieder nur das aufmerksame Studium der Artikel auf das dringendste empfehlen, die Tardieu, der Sekretär und Protokollführer der Friedenskonferenz, seit dem Februar dieses Jahres in der „Illustration" veröffentlicht. Denn aus diesen Darlegungen erfahren wir, aus wie heftigen Kämpfen der Vertrag von Versailles hervorgegangen ist. Und unsere Delegierten können aus den in diesen Artikeln veröffentlichten Protokollauszügen ersehen, welche von ihren Einwendungen und bei wem diese Einwendungen vielleicht geneigtes Gehör finden würden. Aus diesen Aufsätzen erfahren wir die erstaunliche Tatsache, daß die Frage, ob Deutschland neben den Pensionen und zerstörten Werten auch noch die gesamten Kriegskosten aller Staaten, die sich zu seiner Vernichtung zusammengeschlossen hatten, bezahlen solle, allen Ernstes erörtert worden ist, daß aber die errechnete Summe mit den Zinsen und einer in fünfzig Jahren durchzuführenden Tilgung die Höhe von, sage und schreibe, 4000 Milliarden erreicht haben würde. Das ging selbst dem französischen Finanzminister Klotz über den Spaß, und er sagte, daß eine solche Forderung keinen Sinn haben würde: „Qu'un tel résultat perdrait toute signification." Wir erfahren aber auch aus Tardieus Protokollen, daß und mit welchen Gründen Lloyd George die französischen Ansprüche — nach Tardieu natürlich zu Unrecht — bekämpfte. Die Einwendungen, die der englische Ministerpräsident erhob, als die Frage der Entschädigung im Rat der Vier im März 1919 zuerst erörtert wurde, seien im Wortlaut wiedergegeben: „Alles in allem ist der Teil eures Bodens, der verwüstet worden ist, im Verhältnis zum ganzen Gebiet Frankreichs sehr klein. Es befinden sich auf ihm keine großen Städte. Lille, Valenciennes sind besetzt und geplündert, aber nicht zerstört worden. Die Gesamtsumme, zu der ihr kommt, ist so hoch, daß sie sich dem Wert eures gesamten Nationalvermögens nähert, das im Jahre 1908 250 Milliarden betrug. Wenn die Summe, die ihr verlangt, den Schäden in einem so kleinen Teil des französischen Staatsgebietes entspricht, dann muß Frankreich viel reicher sein, als wir dachten. Der Wert aller Kohlenbergwerke Großbritanniens wurde vor dem Kriege auf 130 Millionen Pfund Sterling geschätzt, also auf 3250 Millionen Franken, und nach eurer Rechnung sollen eure Kohlenbergwerke, die viel weniger wert sind als unsere, zu ihrer Wiederherstellung zwei Milliarden erfordern? Wie ist das zu rechtfertigen? Wenn ihr das Geld, das ihr für den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete Nordfrankreichs verlangt, wirklich auszugeben habt, so behaupte ich, daß ihr gar nicht wissen werdet, wie ihr es verwenden sollt. Der Grund und Boden ist doch immer noch da. Obgleich er sehr zerstört worden ist, ist er doch nicht verschwunden. Selbst für den Chemin des Dames würdet ihr noch Käufer finden. Was Frankreich verlangt, ist nicht recht und billig gegen seine Verbündeten." — — —

Es muß verlangt werden, daß die deutsche Delegation die Vorgeschichte des Friedens von Versailles genau studiert, soweit das möglich ist, mögen die Verhandlungen über die Entschädigung nun in Genf oder in Paris, dem Sitz der Wiederherstellungskommission, stattfinden, damit sie wenigstens mit der erforderlichen psychologischen Einstellung auf dem Kampfplatz erscheint.



Sparsamste Verwendung von Holz in Feinkonstruktion als Balkendecken.
Siedlungsbauten nach Entwürfen von Ingenieur Blume.

Sparsames Bauen.

Von Rudolf Prömmel, Architekt B. D. A.



Gegenüber der Friedenszeit sind sämtliche Preise um ein Vielfaches gestiegen. Auf den Ertrag aus der Bauarbeit, „den Mietzins", trifft dies jedoch nicht zu; denn auch die Baukosten eines neuen Gebäudes betragen ein Vielfaches der Friedenspreise. Um nun zu einem Ausgleich zwischen Entstehungskosten und Mietertrag zu kommen, muß äußerst sparsam gebaut werden, da die vom Reich, den Ländern, Provinzen und Gemeinden gewährten Barkostenzuschüsse zur Abbürdung der durch den Mietzins ungedeckten Überkosten nicht ausreichen.

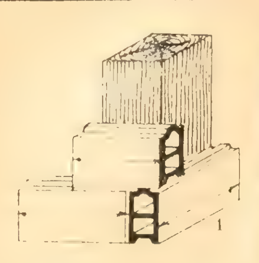
Die Methoden, sparsam zu bauen, sind zu allen Zeiten und in allen Ländern verschieden gewesen. Sie wechselten mit den jeweiligen Preisen der verschiedenen Materialien und den jeweiligen Transportverhältnissen. In Zeiten und Gegenden hoher Holzpreise verwendete man mehr Ziegelsteine. Waren diese schwer zu beschaffen, Holz dagegen leichter erschwinglich, verarbeitete man naturgemäß mehr Holz. Liebhabereien mancher Landstriche — um der Architektur willen einzelne Materialien ganz besonders zu bevorzugen — schalten bei dieser Betrachtung aus. Als das Brennen der Lehmpatzen zu Ziegeln infolge niedriger Kohlenpreise und allerorts entstehender Ziegeleien gegenüber der Verwendung ungebrannter Lehmpatzen bei den Baukosten nicht mehr stark ins Gewicht fiel, verließ man den Lehmbau und ging zum technisch einwandfreieren und schneller zu bewerkstelligenden Ziegelbau über.

Ausschlaggebend war auch oft das Verhältnis zwischen Arbeitslohn und Material. Bei manchen Konstruktionen stellte sich die Wahl wenig bearbeiteten billigen Materials in größeren Stärken — beim Holz z. B. — vorteilhafter als seine sparsamste Verwendung in Arbeitslöhne verschlingender Feinkonstruktion. Ein ähnliches Verhältnis besteht heute auch zwischen Holz und Eisen, so daß man von Fall zu Fall einmal dem teuren Material unbearbeitet den Vorzug gibt, das andere Mal aber zum billigen Material greift, das intensiver bearbeitet wird.

Auf der Suche nach sparsamen Bauweisen muß man zwei Forderungen berücksichtigen: die Standfestigkeit, welche die Dauer des Bauwerkes in sich schließt, und die Temperaturdurchlässigkeit der Bauweise. Beide stehen nicht in direktem Gegensatz; keine wird auch durch die andere ohne weiteres bedingt. Ein drittes Moment, das hinzukommt, ist die Frage der Notwendigkeit des dabei verwendeten Materials für unsere allgemeine Volkswirtschaft. Hierüber zu wachen, ist Aufgabe der Behörde. Über die zu fordernde Standfestigkeit von Gebäuden gibt es nun Baupolizeivorschriften, und die Verwendung der einzelnen Materialien regelt die Zwangsbewirtschaftung der Baustoffe. Nur die Anschauung über die erforderliche Temperaturdurchlässigkeit ist behördlicherseits freigegeben. Ansätze und Versuche, sie zu beeinflussen, werden jedoch gemacht. Eine nicht außer acht zu lassende letzte Forderung sind der ästhetische Wert der Bauweise und ihre Ausdrucksmöglichkeiten. Bauen und Wohnen ohne Freude ist wertlos.

Hunderte von Methoden werden nun vorgeschlagen, um ideal sparsames Bauen zu erreichen. Es würde zu weit führen, auch nur auf einzelne einzugehen, und es mag genügen, wenn hier die verschiedenen Richtungen gekennzeichnet werden.

Der erste und wichtigste Schritt war die Herabsetzung der baupolizeilichen Anforderungen an die Konstruktion auf ein normales und noch stark ausreichendes Maß, mit dem wir an Standfestigkeit die allgemein üblichen Konstruktionen anderer Länder immer noch übertreffen. Unsere alten Verordnungen verlangten auch bei kleinen Bauvorhaben Sicherheitsfaktoren, die eigentlich nur bei großen Gebäuden hätten in Anwendung kommen sollen. Das Wesentlichste wurde die Herabsetzung der für 1 Quadratmeter früher mit 500 Kilogramm angenommene Nutz- einschließlich Deckenlast eines Zimmers auf 350 Kilogramm, wodurch sämtliche Stützen, Pfeiler, Träger, Mauern, Decken usw. allein schon eine um ein Drittel geringere Belastung erfahren und demzufolge nur noch etwa zwei Drittel so kräftig sein müssen wie vordem. Weitere kleine Erleichterungen tun ein übriges, so daß sich die Anwendung jeder





1. und 2. Tragendes Gerippe des Hauses aus Holz.

3. Altes Fachwerkhaus. (Klopstockhaus in Quedlinburg.)

auch der alten Bauweisen billiger gestaltet. Werden nach diesen Gesichtspunkten ausgeführte, die Standhaftigkeit vollkommen berücksichtigende Mauern so dünn, daß sie nun zu geringen Widerstand gegen Temperatureinflüsse bieten, versieht man sie mit einer Luftschicht. Die Temperaturdurchlässigkeit einer solchen Mauer kommt dann der früher ausgeführten starken Mauer gleich. Luft ist ein schlechter Wärmeleiter, und diese Erscheinung machen sich alle vorgeschlagenen sparsamen Bauweisen mit Ausnahme der Lehmbauweise zunutze. Nur das Material und die Größe der in Anwendung kommenden Steine und damit die Art ihrer Anbringung ist verschieden; oder, bei tragendem Gerippe, dessen Art und Ausfüllung mit Platten, Steinen und dergl. in den verschiedenen Materialien.

Wird kein tragendes Gerippe verwendet, und nimmt die Wand selbst alle Lasten auf, so wählt man Ziegelsteine, Betonsteine, Schlackenbetonsteine oder Kalksandsteine. Ziegelsteine sind das beste. Reine Betonsteine schwitzen leicht, sind hellhörig und bieten den geringsten Widerstand gegen Witterungseinflüsse. Außerdem haftet an ihnen der Putz nicht gut. Das Ideal wäre hier, ein großes, die volle Mauerstärke einnehmendes Reichsformat für Hohlsteine zu schaffen. Der Stein müßte leichter konstruiert und das jetzige Reichsziegelformat abgeschafft werden. Mit derselben Kohlenmenge wäre die Produktion zu vervielfachen. Die Transportmöglichkeiten würden sich bedeutend verbessern und große Ersparnisse an Mörtel und Arbeitslohn beim Vermauern entstehen. Insbesondere würde der Waggon- und Kohlennot damit entgegengetreten.





Lehmhaus mit massiv gemauertem Sockel.
Entworfen vom Architekt B. D. A. Brodersen.

Ein tragendes Gerippe besteht meist aus Holz oder aus gemauerten Pfeilern. Das Holzgerippe stellt letzten Endes aber nichts anderes dar als ein Beispiel des Jahrhunderte alten Fachwerkbaus. Die Räume zwischen den konstruktiv tragenden einzelnen Stielen werden mit Hohlsteinen ausgefüllt oder damit umgeben, mitunter aber auch mit Platten ausgefüllt, zwischen denen man einen Luftraum freiläßt oder diesen noch mit Wärme haltendem Material versieht. Werden die Räume mit einfachen Ziegeln und Lehmsteinen zwischen den Stielen ausgefüllt, so bringt man an der Außenwand noch ein lufthaltendes Rohrgewebe oder andere Konstruktionen mit gleichen Eigenschaften an, die verputzt werden. Überall ist das Bestreben maßgebend, eine warmhaltende Wand zu schaffen, während die notwendige Standfestigkeit längst erreicht ist. Wählt man nicht eine Ziegelwand mit Luftschicht oder Hohlräumen (was das beste ist), so empfiehlt es sich, Holzfachwerk zu verwenden, das mit Lehmsteinen ausgefüllt, außen mit lufthaltenden Konstruktionen umgeben und mit Kalkmörtel verputzt wird. Die Innenschicht versieht man dagegen mit dem völlig einwandfreien und sofort streichfähigen Lehmputz.

Eine vollwertige Bauweise ist jedoch unbedingt der Lehmbau. Befindet sich Lehm auf der Baustelle, sollte man immer zu Lehm greifen. Das Lehmhaus muß nur mit dem nötigen Verständnis ausgeführt werden. Ein Feind des Lehms ist Wasser. Wird dieses während der Bauzeit abgehalten, machen

sich nicht die geringsten Nachteile bemerkbar. Lehmstampfbau ist die billigste Bauweise und wird sich immer einbürgern. Wie al. Lehmbauser werden, ohne baufällig zu sein, zeigen die Bauernhäuser und Kirchen unserer Großväter. Es gibt sogar aus dieser Zeit mehrgeschossige Fabrikbauten, die immer noch in Betrieb sind, ohne Zeichen von Beschädigung oder Verfall aufzuweisen. An den Decken läßt sich im wesentlichen nur das sparen, was sich rechnerisch durch die Herabsetzung der Nutz einschließlich Deckenlast, wie schon erwähnt, ergibt. Die untere Seite der Decken braucht man nicht unbedingt zu rohren und zu verputzen; es genügt oft ein einfaches Weißen. Soll ganz besonders gespart werden, kommt vielleicht auch nur ein Belegen der Deckenbalken mit etwas stärkeren Fußbodenbrettern in Frage.



Siedlungshaus aus einem Berliner Vorort.
Außenwände aus Ziegelsteinen mit Luftschicht versehen.
Entworfen von Architekt B. D. A. Prommel.

Eine rechnerisch ermittelte Stärke der Dachsparren wird erkennen lassen, was für eine Materialverschwendung bisher im allgemeinen betrieben wurde. Die Dachdeckung wird meist die alte bleiben. Zementdachsteine stellen keine wesentliche Verbilligung dar, besitzen ein weniger schönes Aussehen und sind leicht wasserdurchlässig. Ruberoid ist ein im Notfalle nicht zu verachtendes Material. Mit seiner Anlehnung an das Aussehen der Dachpappe wird es jedoch nur selten Gegenliebe finden. Es braucht eine Holzschalung als Unterlage, wie der Dachschiefer, dessen Verwendung wohl sonst schon längst allgemeiner geworden wäre. Ein billiges und einwandfreies Dach ist wieder das Lehmschindeldach, wie Strohdächer überhaupt. An ihrer weiteren Einführung ist deshalb auch nicht mehr zu zweifeln. Bei richtiger Behandlung besteht keine Feuersgefahr. Der Dachstuhl selbst kann leichter konstruiert werden, und das reizvolle Äußere der Stroh- und Lehmschindeldächer wird ihnen viele Freunde verschaffen.

Der Versuch, durch Einführung des Normenwesens Verbilligung zu erreichen, ist nur insoweit zu begrüßen, als er sich um Beschläge, Holzstärken usw. handelt, die gegenüber den bisher im Handel gebräuchlichen für die Größe der jetzt zur Ausführung kommenden Bauten zweckmäßiger sind. Im volkswirtschaftlichem Interesse gibt es keinen Grund, der die Verringerung der in schönen Formen begründeten Gefühlswerte in der Niederbruchszeit alles Ethischen rechtfertigt. Es ist gänzlich unnötig und wirkt verteuernd, in Deutschland nur wenige Sorten Fenster und Türen herzustellen. Jede größere Firma mag andere Formen wählen. Es soll nur darüber gewacht werden — vor allem bei Großstadtbetrieben — daß jede hinausgehende Form gut ist. Eine allgemeine Norm schafft aber Monopolstellungen großer Firmen und führt letzten Endes zu Riesenpreisen. Unsere Handwerker stellen schon heute jedes Fenster billiger her als der einzige Normengroßbetrieb, den wir haben; wird doch eine Massenanfertigung über 200 Stück hinaus schon allein aus technischen Gründen nicht billiger! Unser Normenwesen hatte bisher nur den Nutzen, der Industrie gute Formen zu zeigen und kleine Ausmaße populär zu machen.

Leider bestehen bei der Bevölkerung noch vielfach Vorurteile gegen sparsame Bauweisen. Nachteilig für ihre Einführung ist auch die Zurückhaltung der Finanzinstitute mit Beleihungen. Doch auch hier ist bereits der Bann gebrochen. Die von Reklamehelden angepriesenen schwindelhaften sogenannten „sparsamen" Bauweisen, die als Patente frisiert worden sind, ohne den geringsten Anspruch darauf zu haben, verschwinden immer mehr. Der eigentliche Kern der sparsamen Bauweise war schon immer im Gebrauch, ist uralt und niemals patentfähig.

Sparsames Bauen heißt nicht schlecht bauen. Auch ist ein mit handwerklichem Sinne in sparsamen oder Naturbauweisen ausgeführtes Gebäude genau so gut künstlerisch durchzubilden wie ein Haus der Vorkriegszeit, für das alle Materialien in Überfluß zur Verfügung standen. Auch sparsames Bauen bleibt noch eine künstlerische Handlung und wird auf den echten Baukünstler niemals lähmend wirken. Leider hat die deutsche chemische Industrie sich nur sehr wenig mit den Zeitforderungen des Baugewerbes vertraut gemacht. Ohne Zweifel kann das von Chemikern bisher unbeackerte Feld noch reiche Früchte tragen. Die dem Baugewerbe und der Bauindustrie auf physikalischer Grundlage gegebenen Mittel haben diese bisher restlos ausgenützt — die intensivere Verbindung zwischen Baufachmann und Chemiker fehlt aber noch; es gilt daher, die chemische Industrie auf Möglichkeiten hinzuweisen. Keineswegs wird es aber schwer fallen, mit ihrer Hilfe unsere Baunot stärker zu lindern und insbesondere den Kohle sparenden Lehmbau so weit zu bringen, daß der Wunsch nach dem Bau mit gebrannten Steinen immer seltener wird.

Der Film im Staatswesen.

Von Regierungsrat Hermann Liepe, Leiter der Reichsfilmstelle.



Mit dem Erscheinen der ersten Kinematographentheater mußte auch der Staat oder die Gemeinde sich mit dieser neuen Materie befassen, war es auch zunächst nur um — namentlich mit Rücksicht auf die den Zelluloidstreifen anhaftende Feuergefährlichkeit — Schutzverordnungen für die Allgemeinheit zur Verhütung von Unfällen zu erlassen. Das überaus schnelle Anwachsen der Kinoindustrie, die große Zahl der ständig neu entstehenden Lichtspieltheater und die Einwirkung ihrer Vorführungen auf breite Schichten der Bevölkerung hoben den Film jedoch bald zu einer solchen Bedeutung, daß er als wichtiger Faktor in unserem Erwerbs- und Wirtschaftsleben nicht nur die Öffentlichkeit wiederholt mit seinem „Für und Wider" beschäftigt hat, sondern daß auch der Staat sein Augenmerk auf dieses sich mit ungeahnter Schnelligkeit entwickelnde Gebiet lenken, sich seine Vorteile nutzbar machen und schließlich auch auf dem Wege der Gesetzgebung oder Verordnung eingreifen mußte.

In erster Linie ist hier die Ausnutzung des Films als Propaganda- und Werbemittel zu nennen. Ungleich tiefer ver-

mag der Film den Eindruck des Gebotenen auszuprägen, als jede andere bildliche Darstellung, z. B. auch als das durch einen Projektionsapparat vergrößerte Lichtbild. Dazu kommt, daß ihm der Vorteil der leichten Verständlichkeit anhaftet und er sogar imstande ist, das gesprochene Wort in mancher Hinsicht zu übertreffen. Bei der großen Anzahl der im Deutschen Reiche bestehenden Lichtspieltheater und bei dem großen Interesse, das die Einwohnerschaft der Städte und auch neuerdings des flachen Landes dem Kino entgegenbringt, lag es daher für den Staat nahe, sich als Aufklärungs- und Propagandamittel auch der psychologischen Massenwirkung des Films zu bedienen. Erinnert sei nur an die während der Kriegzeit entstandenen mannigfachen Werbefilme für die Zeichnung der Kriegsanleihe, für den vaterländischen Hilfsdienst und dergl. Aber auch in der neueren Zeit, zum Beispiel bei der Werbetätigkeit für die Abstimmungsgebiete, hat man den Film mit Erfolg als Propagandamittel benutzt. Doch nicht nur als reines Propagandamittel, sondern auch zum Zwecke der Aufklärung des Volkes über Vorgänge des politischen Lebens hat der Film bereits gute Dienste geleistet. Beispielsweise sind s. Zt. vor den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung die einzelnen Wahlvorgänge im Film gezeigt und dadurch auch dem Laien Anhaltspunkte für die Ausübung der Wahl — Einsichtnahme der Wählerlisten, Stimmabgabe usw. — gegeben worden. In ähnlicher Form ist auch in allerjüngster Zeit der Film zur Aufklärung über die Entwaffnung der Zivilbevölkerung mit herangezogen worden. Ferner wird bei der Belehrung der Massen über drohende Gefahren, z. B. über ansteckende Krankheiten und ihre Verhütung, über öffentliche Gesundheitspflege, über Schutz des Eigentums gegen Einbruch und Diebstahl die Verwendung des Films gute Erfolge zeitigen können und auch auf vielen anderen Gebieten, z. B. bei der Berufswahl, dem Hinweis auf die Wichtigkeit mancher industrieller Betriebe, zur Abwehr der Landflucht der Bevölkerung und ähnlichem, harren seiner noch große Aufgaben. Gerade für die Jetztzeit des Wiederaufbaues des Deutschen Reiches wird die internationale Sprache des Films nicht nur als Mittel für die wirtschaftliche Werbearbeit im Ausland, sondern auch als Pionier für das gegenseitige Verständnis der Nationen mit Erfolg zur Anwendung gelangen können.

Aus der tiefen Wirkung, die der Film auf die Beschauer und damit auf breite Massen der Bevölkerung auszuüben im Stande ist, hat sich aber auch die Notwendigkeit für den Staat ergeben, diese Einwirkung durch das Mittel der Zensur in die richtigen Bahnen zu lenken. Schon vor dem Kriege waren in den einzelnen Bundesstaaten Filmzensurbehörden auf Grund bestehender Gesetze zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung eingerichtet worden. Als jedoch nach den Tagen der Revolution die Aufhebung jeglicher Zensur auch dem Film keine Schranken mehr auferlegte, benutzten rührige Geschäftsleute die günstige Konjunktur, um dem Publikum in der Form von sogenannten Aufklärungsfilmen eine Kost vorzusetzen, die unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Arbeit nur auf die Lüsternheit und Sinnlichkeit gewisser Kreise eingestellt war, dadurch dem Volkswohl und namentlich der Jugend gefährlich wurde und den Kinogegnern dankbaren Agitationstoff bot.

In richtiger Erkenntnis der Schäden, die dadurch der gesamten Kinoindustrie erwuchsen, hat sich zunächst die Privatindustrie bemüht, durch eine freiwillige Fachzensur bessere Zustände zu schaffen. Wenn man aber eine weitere Entwicklung des Films zu einer sittlichen Höhe und in ihm die Wiedergabe eines wahrheitentsprechenden Bildes der deutschen Kultur erzielen wollte, so mußte doch der Staat eingreifen. Dies geschah durch das Reichslichtspielgesetz vom 12. Mai 1920, das die Zensur nicht nur in die Hände von Beamten legt, sondern unter Hinzuziehung von Angehörigen des Lichtspielgewerbes und von Personen aus den Kreisen der Literatur und Kunst eine Veredlung des Films und durch weitere Hinzuziehung von Persönlichkeiten, die auf den Gebieten der Volkswohlfahrt, der Volksbildung oder der Jugendwohlfahrt besondere Erfahrung besitzen, auch eine Vervollkommnung des Films zu einem volkserzieherisch wirkenden Unterhaltungsmittel auch für unsere Jugend erstrebt. Dazu kommt, daß mit der Zensur der eigentlichen Bildstreifen nunmehr auch eine Zensur des begleitenden Textes und der Reklame vorgeschrieben ist, so daß gerade die Plakate, die durch ihren öffentlichen Aushang der Jugend in weitem Maße zugänglich sind und früher oft einen schädlichen Einfluß auszuüben vermochten, jetzt ebenfalls der behördlichen Aufsicht unterworfen sind.

Wenn nun auf der einen Seite die Bevölkerung vor Kitsch, Schund und Schmutz im Film geschützt werden sollte, so hat es auch andererseits nicht an Anregungen und Bestrebungen gefehlt, den Film als Unterrichtsmittel für die Jugend* nutzbar zu machen und ihn ferner zu einem werbenden Faktor auf dem Gebiete der Volkswirtschaft durch Vorführung von Landschaftsaufnahmen, Aufnahmen der Industrie und dergl. zu gestalten. In dieser Erkenntnis haben auch schon in wachsendem Maße gerade die mit der Erziehung unserer Jugend betrauten Behörden sich dieses neuen Hilfsmittels für ihre Zwecke bedient; Schulen, Fortbildungsschulen, Universitäten und Hochschulen benutzen den Film, sei es um den Schülern in der Form des bewegten Bildes das Verständnis für Länder und Völker, für Bewegungstheorien und dergl. zu erleichtern, sei es als Anschauungsmittel in den Fällen, in denen eine unmittelbare Vorführung der zu lehrenden Materie aus irgendwelchen Gründen nicht möglich ist, wie zum Beispiel bei den Aufnahmen aus dem Gebiete der Industrie, des Bergbaus und dergl.

Wenn man sich nun weiter den Werdegang des Films vergegenwärtigt, angefangen von der Erzeugung des Rohfilms und dessen Verwendung bei der Filmaufnahme, seine weitere fabrikmäßige Behandlung, die Anfertigung der Positive in der Kopieranstalt, ferner den Vertrieb des fertigen Films durch den Verleiher, der seine Organisationen über ganz Deutschland und darüber hinaus erstreckt, bis zur Vorführung des Films im Lichtbildtheater, und wenn man ferner berücksichtigt, daß nahezu 60 000 Personen in dieser Industrie beschäftigt sind, erkennt man, welche Bedeutung die Filmindustrie für unser Wirtschaftsleben gewonnen hat. Es ist klar, daß sich hier ein Zusammenwirken zwischen Staat und Industrie von selbst ergeben mußte, sei es hinsichtlich sozialer Fragen, Angestellten-, Arbeits- und Tarifverhältnisse, sei es auf anderen Gebieten, zum Beispiel der Rechtsprechung, Steuern, Konzession und dergl. Hierzu kommt, daß der Film wie kaum ein anderes Fabrikat für die Ausfuhr geeignet ist. Abgesehen von dem dabei kaum in Erscheinung tretenden Wert des Rohmaterials wird das deutsche Volksvermögen durch die Ausfuhr belichteter Filme in keiner Weise geschädigt, wie es bei anderen Fertigkeiten (zum Beispiel Möbeln, Porzellan, Glas und dergl.) immerhin der Fall ist. Vielmehr handelt es sich hier um die meist hohen Gewinn bringende Ausfuhr ideeller Werte, die noch dazu geeignet sind, dem Auslande Aufschlüsse über die deutsche Kultur zu geben und von deutscher Arbeit, namentlich der jetzigen Zeit des Wiederaufbaus, Rechnung zu legen. Es ist wohl anzunehmen, daß die Ausfuhr deutscher Filme und die Einfuhr ausländischer, die während des Krieges natürlich fast ganz ruhte und auch jetzt noch aus Gründen der Valuta einer behördlichen Regelung unterworfen ist, dazu beitragen wird, das Verständnis für andere Nationen neu zu beleben und die bestehenden Gegensätze zwischen den Nationen zu überbrücken.

Die verschiedentlich angeregte Sozialisierung der Filmfabrikation und die Kommunalisierung der Lichtspieltheater sind Fragen, mit denen sich der Staat noch des weiteren zu

* Wir verweisen auf den Aufsatz von Dr. W. Warstat „Der deutsche Lehrfilm" in Heft 32 unserer Zeitschrift, in dem dies Thema ausführlicher behandelt ist. Die Redaktion.



Michel soll nach Moskau.

Der Kampf in der U. S. P.

befassen haben wird. Die Fachpresse, die schon häufig das „Für und Wider" dieser Bestrebungen behandelt hat, beurteilt namentlich die Sozialisierung der Filmfabrikation nicht gerade günstig und sieht in ihr ein gewagtes Experiment. Es ist wohl nicht zu verkennen, daß der Film aus seinen Anfängen der marionettenhaften Darstellung heraus sich allmählich zu großer Fertigkeit entwickelt hat, so daß mancher Film durch prächtige Szenerie, fesselnde, der Phantasie weiten Spielraum lassende Handlung und vollendete Ausdrucksfähigkeit der Darsteller eine ästhetische Gefühlswirkung auszuüben imstande ist und ihm somit der Begriff einer künstlerischen Schöpfung nicht abgesprochen werden kann. Hierbei ist noch zu beachten, daß die farbige Kinematographie, die aus dem Stadium der Versuche bisher noch nicht herausgekommen ist, den Film dieser ideellen Bedeutung noch erheblich näher bringen wird. Will man aber eine weitere Entwicklung nach dieser Seite hin, will man, daß der Film sich weiter von der bloßen Nachahmung der Natur zur schöpferischen Neugestaltung entfaltet, so muß man ihm durch freie Konkurrenz den Anreiz dazu geben und darf ihn nicht durch Schablonisierung oder Verwaltungsfesseln in seiner Entwickelung hemmen.

Auch die Kommunalisierung der Lichtspieltheater hat gewisse Bedenken. Es soll nicht verkannt werden, daß es wohl möglich sein wird, ebenso wie ein Theater auch ein Lichtspielhaus in staatliche Regie zu nehmen, wenn auch die bisherigen Erfolge, namentlich da, wo außerdem freie Konkurrenzlichtspieltheater vorhanden waren, zu einem weiteren Vorgehen nicht gerade ermutigen. Immerhin wird einem städtischen Lichtspieltheater, dessen Programm nicht etwa nach rein persönlicher Auffassung des stadtväterlichen Referenten aufgestellt, sondern dem Geschmack der Stadtgemeinde angepaßt wird, der Erfolg nicht abgesprochen werden können. Ein solches Theater würde bei geschickter Leitung auch in der Lage sein, Überschüsse zu erzielen. Diese könnten dann für besondere Vorstellungen vor Jugendlichen aufgewendet werden, bei denen bei der Auswahl der zu bietenden Vorführungen auf die Aufnahmefähigkeit und den Geist der Jugendlichen besonders Rücksicht zu nehmen wäre.

Schließlich sei noch erwähnt, daß sich bereits eine Reihe von Verbänden und Vereinigungen gebildet hat, um eine Veredlung und Ausbildung des Films zu einem künstlerisch vollwertigen Bildungsmittel zu erzielen, wobei auch auf die Mitwirkung des Staates gerechnet wird. Andererseits werden diese Bestrebungen aber nicht zum Ziele führen, wenn ihnen die Industrie nicht auch Interesse entgegenbringt. Dazu ist aber auch ein intensives Zusammenarbeiten der Industrie mit dem Staate nötig, der den Wünschen und Anregungen der Industrie volles Verständnis und wohlwollendes Entgegenkommen in steigendem Maße entgegenbringt. Eine verständnisvolle Zusammenarbeit ist um so mehr geboten, als zu bedenken ist, daß die deutsche Kinoindustrie sich zur drittgrößten Kinoindustrie der Welt entwickelt hat — wenn sie nicht inzwischen schon die hinter Amerika kommende italienische Industrie übertroffen hat —, daß in ihr etwa drei Milliarden Mark Kapital eingelegt sind, und daß in Deutschland täglich mehr als eine Million Menschen die Lichtspiele besuchen.

„Carovivere."

Von Ernesto Gagliardi-Rom.

Das dritte Wort, dem man auch in Italien in jedem Gespräch, in jedem Zeitungsartikel, auf der Bühne, im Ernst und Scherz begegnet, lautet: „Carovivere" — Teuerung. In der Tat ist es eine betrübende Tatsache, daß das Leben in einer Zeit, in der es soviel an Wert und Inhalt verloren hat, in der ganzen Welt unendlich viel teurer geworden ist. Der Staat selbst rechnet mit diesem Faktum, äußerlich gibt er seinem Mitempfinden dadurch Ausdruck, daß er jenen, die sich an seiner Krippe satt essen müssen, periodisch neue Teuerungszulagen zuzusagen gezwungen ist. Wer von Deutschland über die Alpen kommt, findet die Klagen der Italiener über die in die Höhe geschnellten Preise etwas übertrieben, denn (wie dies in der Natur der Sache liegt) besser als die Deutschen, speziell die Berliner, haben es jene, die unter südlicher Sonne atmen, immerhin. Auf jeden Fall muß es anerkannt werden, daß sich die hiesigen Behörden wenigstens der Dinge, welche für die Erhaltung des Daseins für ein Familienleben unbedingt notwendig sind, in wirksamer Weise angenommen haben.

Schon beim Ausbruch der Feindseligkeiten legte der Staat den so selbstlosen Vermietern das Handwerk, indem er ihnen jede Möglichkeit entzog, vor dem 1. Juni 1921 an der Miete zu rütteln und zu schütteln. So entrichten bis zum heutigen Tage alle die Glücklichen, die sich beim Ausbruch des Krieges im Besitze einer Wohnung befanden, genau den gleichen Mietszins wie damals. In Berlin und in all den anderen Städten und Städtchen bis zu den Reichsgrenzen konnten auch die Mietsämter ein allmähliches bedeutendes Steigen der Mieten nicht verhindern. Freilich alle jene, die neu zugewandert sind, haben es auch in Rom bös genug, denn Schiebereien mit Wohnungen gibt's auch in der Stadt am

Tiber, in ganz Italien — überall in der Welt. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß jemand seine Wohnung gegen eine Abfindungssumme, die der Miete von mehreren Jahren gleichkommt, abgibt oder ein Zimmer für einen so hohen Preis vermietet, daß der Aufgenommene die Last der ganzen Jahresmiete zu tragen hat. Sollte es so weit kommen, daß an Stelle des jetzigen Regiments unbeschränkte Freiheit eintritt, dann würden sich die Verhältnisse bunt, unleidlich gestalten. Im Augenblick fällt jeder Römer, jeder italienische Bürger überhaupt aus den Wolken, wenn man ihm auf den Kopf zusagt, daß er keine Ahnung davon hat, wie gut es ihm noch geht, daß außerhalb der Grenzen seiner Heimat der Staat, die Gemeinde den Hauseigentümern, den Wohnungsinhabern das Recht entzogen hat, auf dem eigenen Grundstück, in der eigenen Behausung frei zu schalten und zu walten, daß zwangsweise bauliche Änderungen ausgeführt, fremde Menschen eingepferdcht werden. Über diese unbequemen Folgen des Krieges ist der Italiener noch so völlig im dunkeln wie über dessen wahren Ursachen.

Was die Tagesgäste, die Fremden, anbetrifft, so sind sie mehr als irgendwo anders die ausgesprochenen Nesthätchen der Behörden. Sie können so gut wie sicher sein, daß sie zwischen drei und fünfzehn Lire pro Tag, je nach der Kategorie des gewählten Gasthofs — sämtliche Hotels, Wirtshäuser und Herbergen sind amtlich in drei Kategorien geteilt — ein gutes Bett und ein Dach, das sie beschirmt, finden werden. In Berlin kannte ich einen Leidtragenden, der für ein Zimmerchen in den höchsten Regionen eines zentralen Fremdenwolkenkratzers im Herzen der Stadt 100 M. pro Nacht, dazu 25 M. für die Bedienung, zu zahlen hatte. Derartige Verhältnisse sind hier ausgeschlossen. Ich besuchte kürzlich einen Herrn vom Berliner Auswärtigen Amt im Hotel Quirinale. Er bewohnte ein hübsches Zimmer im Mezzanin mit Aussicht auf die Via Nazionale, die Friedrichstraße Roms, und zahlte dafür 17 Lire. Ebenso unerbittlich gingen die Behörden gegen die Gastwirtschaften, die auch in drei Kategorien mit gestaffelten Preisen eingeteilt sind, vor. Sämtliche Wirte müssen täglich eine Liste der Speisen und Getränke, die sie verabreichen, einem eigens dazu eingerichteten Polizeiamt vorlegen. Ein Exemplar bleibt bei den Gestrengen, das andere, mit einem Amtsstempel versehen, wird außen an sichtbarer Stelle des Lokals ausgehängt, so daß jeder Reflektant weiß: das Argusauge der Polizei hat über den Anforderungen gewacht. Es ist jedermann in der Lage, je nach seinen Verhältnissen, ein, wenn auch nicht gerade lukullisches, so doch in der Regel schmackhaftes Mahl einzunehmen, das im Preise zwischen 5 und 20 Lire schwankt, Wein und Bedienung mit einbegriffen. Ein Gericht Makkaroni oder Risotto, das A und das O einer jeden italienischen Mahlzeit, kostet zwischen 40 Centesimi und 2 Lire, ein Viertel Huhn zwischen 5,50 bis 8,50 Lire. Man hat dabei zwar oft den Eindruck, als sei das Hühnchen ein wenig zu früh ums Leben gebracht, aber immerhin ist es ein Leckerbissen, den sich der Gourmet gern zum zweiten Male bestellen darf. Bei dem großen Interesse, das man heutzutage dem Magen zuwenden muß, möchte ich noch einige andere Preise hier angeben: Das feinste Kalbfleisch kostet in Rom 12 Lire das Kilo, es ist billiger als das Rindfleisch, dessen der vollgültige Italiener durchaus zur Bouillon, zu den Makkaroni und zum Risotto benötigt. Ein Achtel vorzüglicher Schinken kostet in den Wirtschaften 3 Lire, noch einmal soviel wie bei den Pizzicagnoli, den römischen Verkäufern von allerhand guten Dingen, die es noch nicht verlernt haben, ihre Läden in „graziöse Wurstkapellen" umzuwandeln. Bei den Konsumvereinen, die wie Pilze aus dem Boden schießen, ersteht man schmackhafte Waren noch wohlfeiler. Im ganzen kostet der Schinken 13 bis 14 Lire das Kilo, und auch hiervon kann sich jedermann so viel leisten, wie es ihm sein Beutel gestattet. An das Angenehme gewöhnt man sich sehr schnell, und so gönnt der Zugewanderte bald den landesüblich zudringlichen Hunden und Katzen manchen leckeren Bissen. Eier sind massenhaft vorhanden, sie erfreuen sich einer relativen Billigkeit, sie kosten 45 bis 60 Centesimi und sind daher, nach deutschem Maße gemessen, trotz des Valutastandes preiswert.

Von dem „Ribasso dei Prezzi" ist in den Zeitungen viel die Rede, den Einheimischen geht es mit dem Nachlassen der Teuerung nicht rapid genug, sie halten in dieser Beziehung das Vorgehen Amerikas für vorbildlich. Indessen Felice Ferrero gibt im „Corriere della Sera" aus New York eine Schilderung, die beweist, daß jenseit des großen Teiches auch mit Wasser gekocht wird: „Wind, Lärm", sagt er, „hat's genug gegeben, aber vom Fleck gerührt hat sich nichts. Einige Luxusgegenstände, seidene Strümpfe, Teppiche, Juwelen, moderne Gewänder, Pelzphantasien sind im Preise gefallen, indessen Brot, Fleisch, Arbeitskleidung, Papier, Bücher, Zeitungen keineswegs."

Man ist also geneigt, wieder einmal zu wiederholen, daß trotz aller Kriegsstürme und der durch sie verursachten Grenzverschiebungen die Welt ein großes Dorf geblieben ist. Wer aber von der Spree zum Tiber geeilt, lebt doch im Gefühl, im Schlaraffenlande zu wandeln! Freunden und Verwandten im Norden möchte er Grüße von Italiens fruchtbaren Feldern senden, aber der Generalpostmeister wacht, noch ist die Grenze hermetisch verschlossen. Nur kleine Posten, etwa Garn, Nähseide, Nadeln, darf man als eingeschriebene Muster ohne Wert in die Welt fliegen lassen. Mit Recht durfte sich Herr Soleri, der Lebensmitteldiktator, neulich vor den Schranken der Kammer beglückwünschen, daß der Handel mit Fleisch wieder frei sei, daß jener der Molkereierzeugnisse es demnächst sein wird, daß eine Kontrolle für Zucker nur noch für die städtische Bevölkerung besteht, daß aber jedermann zu Industriezwecken so viel Zucker verwenden darf, wie er sich sichern kann, daß er das Backen von Kuchen, ja, die Ausfuhr von Teigwaren zugelassen habe. Auch in Deutschland sind ja zum Glück derartige Dinge im Wege, und derselbe Soleri, der in einigen Dingen sich zum offiziellen Optimismus bekennt, äußert sich über den zunehmenden Getreideverbrauch, über die Unmöglichkeit, fernerhin das Brot unter dem Herstellungspreis — es kostet 90 Centesimi das Kilo — an den Mann zu bringen, über die Schwierigkeit, die 30 000 Doppelzentner Weizen, deren Italien jährlich unbedingt benötigt, ins Land zu schaffen, recht pessimistisch. Auch der Abbau der Lebensmittelkarten schreitet in Italien weit schneller vorwärts als in Deutschland. Es gibt sie eigentlich nur für die gewöhnlichste Art der Nudeln, für Parmesankäse, Öl und Zucker, und alle diese Waren sind auch ohne Karten leicht erhältlich.

Wer ohne Voreingenommenheit über die Alpen kommt, wird bald mit Freude konstatieren, daß selbst in Rom die Preise nicht mehr in die Höhe gegangen sind, als es in der Natur der Sache liegt. Wem auch die Preise der niedrigsten Tarifklasse zu hoch sind, dem steht es immer noch frei, mit den Milchhallen — Latterien — deren Zahl Legion ist, und von denen einige sich ein vegetarisches Restaurant zugelegt haben, fürlieb zu nehmen. Viele essen sich auch in den Volksküchen des Circolo di San Pietro für einen Spottpreis satt, und zwar als Gäste Benedikts XV., der das Defizit bestreitet.

In den stets vollgestopften Osterien geht es vergnügt zu, dank dem Wein, der des Menschen Herz erfreut. Dort kostet das Liter 4 Lire, aber der Preis sinkt fast um die Hälfte, wenn man die großen Weinhandlungen und Konsumvereine bemüht. Vor allem tut sich der „Consorzio Romano dei Consumi" hervor, dort ist nicht nur der Wein, sondern alles äußerst billig, der beste Beweis dafür, daß die hohen Preise ein Kunstprodukt sind. Die trockene Hitze, die uns Menschen seit Wochen ausgedörrt hat, ist dem Obst besonders gut bekommen, die Märkte sind mit Früchten überschwemmt, und wenn auch dort am Morgen die Preise sträflich und böswillig hoch gehalten werden, so siegt am Abend die Naturgewalt. Um nichts verderben zu lassen, verkauft man dann die köstlichsten Pfirsiche und Trauben für ein Spottgeld. Auch die Weinernte erscheint so vielversprechend, daß die Bauern wohl wieder die Hähne ihrer Fässer und Bottiche öffnen werden, damit die ältere Flüssigkeit mit der Traubenglut von heute vertauscht werden kann. Unter südlichen Gestirnen spielt das Kaffeehaus eine ganz andere Rolle als jenseit der Alpen, und in dieser Beziehung bewahrt Italien seinen alten Ruf. Das Speiseeis wird nach wie vor in allen Formen, zu allen Preislagen verfertigt und verzehrt. Wer bequem an einem eleganten Tischchen sitzen will, der muß sein Sybaritentum teuer erkaufen, wer aber bescheiden in einer Bar stehend die belebende Erfrischung schlürft, der braucht seine Taschen nicht ganz umzudrehen.

Handwerker, Angestellte, Verkäufer, alle sind sie in den Strudel der Gewinnsüchtigen hineingerissen. Ihr „gutes Recht" besteht darin, für jede, auch die geringfügigste, Leistung soviel wie irgend möglich herauszupressen, um sich dann selbst ein hübsches Leben zu zimmern. Der Philosoph nimmt das so hin, auch er findet den Niederschlag der Zeitstimmung in dem Worte: „Carpe diem."

Eine zweihundertjährige Baumschule.

Von Max Caro.*



Weit vor den Toren Berlins, im südlichen Vorort Baumschulenweg, dort, wo die letzten Häuser stehen, geht ein Rauschen durch die Wipfel, reckt und strafft sich neben den Alten seines Geschlechts der junge Nachwuchs der Bäume und Sträucher. Das ist die Späthsche Baumschule, die größte Deutschlands, und mit heimatlichem Stolz sei es gesagt, auch die größte der Erde. Der Landesökonomierat Franz Späth, unter dessen Leitung das Unternehmen den größten Aufschwung nahm, hatte sie im Jahre 1863 aus dem Innern Berlins hierher verlegt. Im Laufe der Jahre ist sie zu einem Gesamtgebiet von tausend Morgen emporgewachsen. Sie umfaßt den größten Teil des Landes zwischen Britz, Berlin, Neukölln und Johannisthal. Aber weiter, immer weiter drängte das Unternehmen hinaus. Im Jahre 1905 wurden in Neufalkenrehde bei Potsdam 400 Morgen für Obstkulturen erworben. Einige Jahre später wurde das Gut Ketzin an der Havel angekauft, und in großzügiger Weise wurden weitere tausend Morgen zur Aufnahme gärtnerischer Anlagen vorbereitet. Wahrscheinlich wird dorthin dereinst der größte Teil der Kulturen von Baumschulenweg verlegt werden. Wie der erschöpfte Mensch der Ruhe bedarf, also muß sich auch der fleißige Boden eine Zeitlang erholen; denn die heranwachsende Pflanze verlangt kräftige, unverfälschte Erdenkost.

Die Späthsche Baumschule feierte in diesen Tagen ihr 200jähriges Jubiläum. Diese Tatsache gewinnt unter den heutigen Verhältnissen eine Bedeutung, die weithin über die private Feier hinausgeht. Denn die Entwicklung des alten Berlinischen Unternehmens war wie kein zweites abhängig von dem Niedergang oder der wirtschaftlichen Machtstellung der Landeshauptstadt. Die Anlagen sind in der Zeit politischen und wirtschaftlichen Stillstandes wie unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. nicht fortgekommen, und sie haben sich machtvoll verbreitet, als Berlin zu seiner stolzen Höhe aufstieg. Große politische Ereignisse haben den Werdegang des Unternehmens immer beeinflußt; waren sie uns abträglich, so ging auch jenes nieder, waren sie uns günstig, so wurde es zum Erfolge getragen. Handel und Industrie bleiben mit den politischen Schwankungen für Berlin auf Gedeih und Verderb verbunden.

Die Gärtnerei Späth wurde als ganz kleines, unbedeutendes Unternehmen 1720 von Christoph Späth am Johannistisch vor dem Halleschen Tor begründet. Es war eine Gemüse- und Blumengärtnerei, und der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. hatte bekanntlich wenig für Blumen übrig. Um so mehr für Gemüse; und deshalb ermutigte er bei seinen Spazierritten nach Tempelhof den kleinen Gärtner zu neuen Anstrengungen. Friedrich II. verstand den Anbau von Gehölzen ganz anders zu schätzen, wie sein Vorgänger; er hat bekanntlich weitgehende Anordnungen über die Bepflanzung von Straßen, Wegen und Chausseen erlassen, den Baumfrevel mit schweren Strafen bedroht, auch für die Anlage der Maulbeerplantagen und den Weinbau sich dringlich eingesetzt. Alle diese staatlichen Bemühungen zur Hebung der Gärtnereien fanden bei dem privaten Unternehmungsgeist Widerhall. Die Nachfrage nach gärtnerischen Erzeugnissen wuchs, die Späthsche Gärtnerei dehnte sich aus und wurde schließlich nach der Köpenicker Straße verlegt. Aber unter Friedrich Wilhelm II. herrschte eine Geschäftsunlust sondergleichen. Trotz der Größe der Stadt führten die Bürger ein richtiges Stilleben und hatten zu großen Unternehmungen keine Neigung. Es kamen trübe Jahre: der Zusammenbruch Preußens, die tiefe Armut Berlins, die unerschwinglichen feindlichen Kontributionen, die jedem einzelnen die größte Sparsamkeit auferlegten. Alle Geschäfte stockten... Erst 1820 wurden Anfänge zu einer Besserung wahrgenommen. Damals wurde der jetzt noch blühende Verein „Gewerbefleiß" in Berlin begründet, ein wenig später wurde, was damals ein Ereignis war, die Gasbeleuchtung eingeführt, 1838 wurde die erste Eisenbahn eröffnet. Vor allem aber war die Aufhebung der Zollschranken erfolgt, so daß die einzelnen Provinzen nicht mehr voneinander abgesperrt waren. Der Aufstieg Berlins begann! Ludwig Späth, der jetzt das Regiment in seinem Hause führte, hatte eine gute fachwissenschaftliche, praktische und akademische Vorbildung genossen. Er war ein Mann von größter kaufmännischer Unternehmungslust, dabei ein Idealist im besten Sinne des Wortes, der mit dem „Faust" in der Tasche seine Baumschule pflegte, alles in allem ein echter Deutscher. Nach der Schaffung des Norddeutschen Bundes, der Begründung des Zollvereins, dem Siege über Frankreich und der Gründung des Deutschen Reiches war die Zeit für moderne Großbetriebe gekommen. —

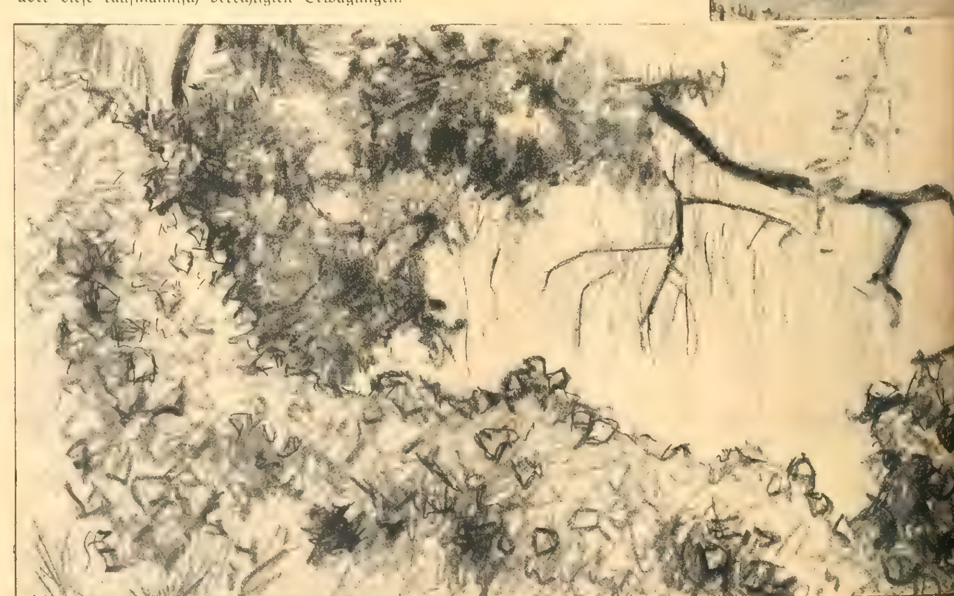
Wer den Betrieb einer Baumschule kennenlernen will, wie sie heute durch die Späthschen Unternehmungen gewährleistet wird, sehe sich zuförderst einmal das lebende Musterzimmer, das Arboretum an. Ein zwanzig Morgen großer, herrlicher Baumgarten mit 6000 Arten und Abarten von Bäumen und Sträuchern aller Art. Sie stammen aus allen Gegenden und Klimaten unseres Erdballes und wurden unter ausschließlicher Berücksichtigung des Gesichtspunktes ausgewählt, daß sie in unserem Klima ungeschützt den Winter aushalten. Der Naturfreund findet in diesem Parke Erholung und schöne Stunden, die über die unerquickliche Gegenwart hinwegtäuschen. Hier grünt die Zeder neben der Eiche, die Zypresse neben der Buche, der Buchsbaum neben der Weinrebe, die Weide neben der Eibe. Die ungeheure Familie der Laubhölzer und Sträucher ist durch ausgesuchte Exemplare ihrer Nachfahren vertreten, die der Baumgärtner durch Kreuzung erzeugt hat. Alles



Eingang zur Späthschen Baumschule.

fein säuberlich mit Namenschildern, wie sie sich in einem öffentlichen Park nicht behaupten können. Wundervolle Durchblicke öffnen sich an dem mit Seerosen bedeckten, baumbestandenen großen Teich. Schon hat die Laubverfärbung eingesetzt. Der Park beginnt zu leuchten, zu brennen; ein Brillantfeuerwerk in Gelb und Rot sprüht auf. Eine Besichtigung dieser Gehölzsammlung bietet auch ein gewisses historisches Interesse durch die vielen Gedenkbäume, von hervorragenden Persönlichkeiten zur Erinnerung an ihre Besuche gepflanzt. Dicht vor dem Wohnhaus stehen zwei Linden, die vom Fürsten Bismarck und dem Feldmarschall Grafen Moltke, und unweit davon eine goldgelbe Eiche, die vom Fürsten Bülow gesetzt wurde. Auch die meisten preußischen Landwirtschaftsminister, die selbstverständlich einem derartigen Unternehmen das größte Interesse zuwandten, sind hier mit Anpflanzungen vertreten. Es war eine große Zeit. Während einst die deutschen Baumschulgehilfen zu ihrer Ausbildung nach Belgien, Holland und Frankreich gegangen waren, mühten sich damals die Gärtnergehilfen dieser Länder bei uns zu lernen, mit ihnen auch Russen, Amerikaner und vor allem Japaner. Eine kleine Geschichte, die dies beleuchtet, ist vielleicht von Interesse: Einer der japanischen Gehilfen der Baumschule wurde später Universitätsprofessor in Tokio. Er hat sich als ein dankbarer Mann gezeigt. Während des Weltkrieges war er als Reserveoffizier Kommandant eines japanischen Gefangenenlagers und hat in dieser Eigenschaft den deutschen Kriegsgefangenen jede mögliche Erleichterung gewährt, auch seinerseits dazu beigetragen, daß sie so zeitig wie möglich in Freiheit gesetzt wurden.

Wie aber kommt ein Musterzimmer, wie das Arboretum, zustande, daß uns einen so tiefen Einblick in die innere Organisation des Unternehmens gibt? Die Baumschulen unterhielten vor dem Kriege einen ganzen Stab Auslandsreisender mit dem ausgesprochenen Zweck, die Züchtung und Einführung neuer, anpassungsfähiger Gehölzer und Gewächse zu betreiben. Kolorado und Kalifornien wurden bereist und die schönen blühenden, winterharten Opuntien eingeführt. Syrien, Zypern, Palästina und der Balkan wurden durchforscht. Am Schipka-Paß wurde der immergrüne Kirschlorbeer gefunden und in mehreren Abarten von den Baumschulen verbreitet. Auch Transkaukasien und Asien bis Kaschgar wurden als befruchtendes Material gewonnen. Diese kostspieligen Reisen gaben dem Unternehmen auf Jahre hinaus Material für neue Züchtungen. Hierzu traten die Tauschverbindungen mit allen Botanischen Gärten der Welt. Vom kaufmännischen Standpunkt aus war die Beibehaltung der vielen Sorten, die infolge dieses Überreichtums an Material gezogen wurden, nicht immer zu rechtfertigen. Die Massenkultur bestimmter Artikel wäre einträglicher gewesen. Aber Forschungsgeist und Liebe zur Wissenschaft siegten oft genug über diese kaufmännisch berechtigten Erwägungen.

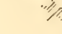




Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, eine Beschreibung des großen Unternehmens zu geben, nur kleine Stimmungsbilder, wie sie hier und da dem Beschauer charakteristisch für die moderne Baumschule entgegentreten, sollen gekennzeichnet werden. Dem Besucher in die Augen fällt besonders ein schönes Rosarium, denn die Rosenzucht wird hier in besonders großartigem Maßstabe betrieben. Dann ein sortenreicher Formobstgarten und ein großer Mutterobstgarten. Von jeder Baumsorte, welche die Schule zieht, ist ein Exemplar vorhanden, und zwar auf verschiedenen Unterlagen, die ausgeprobt werden. Der Einfluß der Veredelungen wird hierdurch ersichtlich gemacht, ebenso die Möglichkeit, sortenechte Edelreise zur Vermehrung zu bringen. Dann die große Packhalle. Da steht ein Bau von etwa 800 Quadratmeter Gesamtfläche, wo während der Versandzeit das regste Treiben herrscht. Wir kommen eben zurecht, denn der Herbstversand kann nur stattfinden vom Laubfall bis zum Eintreten des Winterfrostes, während der Frühlingsversand nur vom Beginn des Tauwetters bis zum Austreiben der Pflanzen möglich ist. Der Fabrikant kann seine Erzeugnisse stapeln und den Versand nach Gefallen regeln, hier drängt er sich auf wenige Tage zusammen. Sehenswert sind die großen Packmaschinen, die erst die Möglichkeit geben, den Pflanzenversand überhaupt vorzunehmen. Als Packmaterial dienen Heu, Stroh und Schilfrohr. An die Wurzeln kommt feuchtes Moos. Die Bäume werden in der Packmaschine zwischen zwei eiserne Wellen gelegt, an denen Ketten befesttigt sind, die um die in Heu und Stroh verpackten Pflanzen gelegt werden. Durch Drehen eines Rades wird das Drehen der Wellen, das Anziehen der Ketten und hierdurch wieder ein langsames Zusammenschnüren der verpackten Pflanzen erzielt. Diese Langsamkeit des Verfahrens bringt die auseinanderstrebenden Äste und Zweige in die zum Verpacken richtige Lage. Hierauf findet ein Verschnüren mit Draht statt, das fertig verpackte Kollo wird von den Ketten befreit. Durch die elastische Schilfrohrbekleidung und die vorsichtig zusammengepreßten Zweige hält dasKollo auf dem Transport den größten Druck aus. Infolge der den Wurzeln durch das Moos zugeführten Feuchtigkeit reisen die Bäume frisch über See, selbst bis Australien, China und Afrika und kommen dort nach mehreren Monaten ungefährdet an. Die nach Südamerika zu versendenden Pflanzen werden in Blechkisten verpackt. Manchen Erzeugnissen, z. B. den Erdbeeren, wird ein feuchter Lehmbreiumschlag um die Wurzel vor ihrem Versande verabreicht, sie sind dann gegen das Austrocknen geschützt. Noch einen Blick auf den sogenannten Einschlagplatz, wo die zum Verkauf bestimmten Pflanzen im Herbst provisorisch eingeschlagen werden, um sie jederzeit bequem herausnehmen zu können! Hier stehen viele tausende Obstbäume aller Art, Beerensträucher, Blütensträucher und Alleebäume. Vor der Absendung werden alle Obstbäume in großen Wannen säuberlich gewaschen, um die Ringe von Moos oder Ungeziefer durch Bearbeitung mit Bürsten zu säubern. Der Kampf gegen Unkraut und Insekten ist ein besonders schmerzensreiches Kapitel der Baumschulen. Ein großes Kapital wird jährlich auf ihre Reinhaltung aufgewandt.

Wie aber gestalten sich die Aussichten eines so groß angelegten Unternehmens in der Zukunft? Der sechste Chef der alten Berlinischen Gärtnerfamilie, Dr. Helmuth Späth, beurteilt die Sachlage sehr vorsichtig. „Wie Deutschlands Zukunft, so ruht auch die unserer Unternehmungen im dunkeln. Gegenwärtig ist die Nachfrage nach Baumschulartikeln durch das Anwachsen der Kleinsiedlungen und der Gartenstadtbewegung





1. und 2. Partien aus dem Arboretum.

3. Schattenhalle in der Baumschule.

ganz bedeutend. Auch die Nachfrage nach Obstbäumen ist sehr groß, denn die Notwendigkeit des Obstbaues wird immer mehr erkannt. Aber große Gebiete sind von Deutschland abgetrennt worden, die Betriebsunkosten steigen, die Steuerlast ist gewaltig, und die sozialen Strömungen beunruhigen das Privatkapital. Ob große Privatgärten oder Parke in der nahen Zukunft angelegt werden, steht dahin. Qualitätsware liefern, die Ausfuhr nach dem Auslande steigern — das ist das Gebot der Stunde!"

Es ist erfreulich, daß auch hier das Bekenntnis zur Qualitätsware laut wird, die so bitter notwendig ist für den Wiederaufbau Deutschlands. So schwer auch die Faust des Siegers auf uns lastet, es ist undenkbar, daß Deutschland wirtschaftlich abgeschnürt wird. Seine Warenerzeugnisse sind notwendig für die ganze Welt, diese Erkenntnis wird sich auch in Feindesland Bahn brechen. Die Mannigfaltigkeit unserer Erzeugnisse, die Reichhaltigkeit der Sortimente, das sind die im Ausland wohlbemerkten Vorzüge deutscher Produktion gegenüber der eigenen Einförmigkeit. Unsere Ausfuhr aber ist angesichts der weiter wachsenden Konkurrenz auf dem Weltmarkte nur möglich, wenn wir wie in den Jahren vor Deutschlands Aufstieg hochwertige Waren liefern. Dann, aber auch nur dann, haben wir die bescheidene Hoffnung auf eine allmähliche Gesundung.



Verbindungsweg in der Baumschule.

Aus der Gedankenwelt des französischen Monarchismus.

Von Franz Wugk.

ie Frage, welches die beste Staatsverfassung sei, ist vom ζῶον πολιτικόν erörtert seit Urtagen. Für uns hat der Überrumpelungstag von 1918 eine praktische Lösung gebracht, die einstweilen nicht rückgängig zu machen ist, da die Folge jedes Umsturzes für uns ein Kampf ums nackte Dasein nach außen und innen ist. Da heißt es denn zunächst einmal leben und dann erst philosophieren. Mit Theorien ist in der Politik überhaupt nicht viel anzufangen. Der Alte Fritz war republikanischen Anschauungen gar nicht abgeneigt, und andererseits glaubte der geistige Nährvater der Konventsrepublik, Rousseau, daß eine so vollkommene Staatsform wie die Demokratie zwar für Götter, aber nicht für Menschen passe. Wenn man schon einmal Ketten tragen müsse, sei es besser, die Ketten eines großen Fürsten zu tragen, als das abscheuliche Joch von Leuten, die unseres gleichen. Die Glanzzeit der glänzendsten Demokratie war gewiß das Zeitalter des Perikles; es war aber nur dem Namen nach eine Demokratie, sagte Thukydides. In Wahrheit herrschte Perikles allein. Und so wird es immer sein: Die beste Staatsform ist die, die einem Volk Größe, Freiheit, Glück schafft. Die Hauptsache ist, daß das Volk tüchtig ist, und daß seine Führer zu führen verstehen; daß beide der Pflicht gehorchen und dem nationalen Gedanken alles zu opfern bereit sind. Dann ist es, abstrakt genommen, gleichgültig, ob in den Verfassungsparagraphen der Träger der ausübenden Gewalt Kaiser, Präsident, Konsul, König oder sonst wie genannt wird.

Neben diesem rationalistischen Opportunismus darf man freilich nicht die mächtigen Imponderabilien der geschichtlichen Überlieferung und des völkischen Gemütslebens vergessen. Sie sind von erstaunlicher Zähigkeit — ganz besonders im Germanen — und wenn unsere heutige Republik glaubt, daß eine andere Verfassung als die des Herrn Professors Dr. Preuß hinfort in Deutschland auf alle Zeit ganz und gar unmöglich geworden sei, so braucht sie nur nach Frankreich zu sehen, wo seit 1789 die Verfassungsfrage nicht zur Ruhe gekommen ist. Die stärkste Karte im Spiel der antirepublikanischen Gruppen war da vor dem Kriege die Behauptung, daß die Demokratie unfähig sei, dem Volke das höchste Gut, die Revanche, zu verschaffen. Heute hat Frankreich seine Revanche (wenn auch nicht aus eigener Kraft), aber die Monarchisten rüsten darum keineswegs ab, sondern sind unternehmungslustiger als je vorher. Zum Beispiel wird jetzt die Krankheit Deschanels und die Möglichkeit einer Elysée-Krise als neue Gelegenheit, gegen die „gueuse", die Republik, Sturm zu laufen, mit freudigem Eifer benutzt. Nicht hinterwäldlerische Feinde von Licht und Fortschritt und Seife und Abc, sondern die Blüte der Boulevard-Intellektuellen neigt monarchistischen Gedanken zu. Ob in der politischen Praxis die „camelots du roi" Aussichten haben, in fernerer oder näherer Zeit zum Ziel zu kommen, soll hier nicht besprochen werden. Ihr schwächster Punkt ist das Fehlen eines zugkräftigen Roi, denn das Haus Orléans erfreut sich keiner Beliebtheit im Volk und in alt royalistischen Häusern erst recht nicht. Der gegenwärtige Präsident persönlich hat sich eigentlich nur durch seine Entgleisungen berühmt gemacht. Der Bonaparte ist ja auch kein Held, aber er hat sich doch wenigstens nicht blamiert. Wenn nun gleichwohl die monarchische Bewegung in Frankreich trotz der Minderwertigkeit und Angreifbarkeit des „Königs" erstarkt, so muß im monarchischen Gedanken an sich doch die Anziehungskraft liegen für gebildete Franzosen, die in ihrer Volksgeschichte seit 130 Jahren alle ausdenkbaren Verfassungssysteme haben erproben und vergleichen können. Unterstützt wird die Werbearbeit des Monarchismus ja freilich — unfreiwillig — durch den parlamentarischen Demokratismus, der in seinem Schacher mit Ämtern und Ehren, seiner Bestechlichkeit, seiner schamlosen Günstlingswirtschaft zum Haß und Hohn der Linken und Rechten geworden ist und der nur dadurch das Durchhalten im Krieg ermöglichte, weil er sich durch die militärischen und politischen Diktatoren zur Willen- und Machtlosigkeit verurteilen ließ. Die parlamentarische Demokratie hat auch zugelassen, daß der heute herrschende Jeanne d'Arc-Kult royalistische Reklame wurde. Dazu kommen die anti-

republikanischen Grundeigenschaften der Rasse. Der vor drei Jahren verstorbene Akademiker Faguet hat sein Volk eins der unliberalsten der Welt genannt, denn es sei parteisüchtig, staatsabsolutistisch, lateinisch, zentralistisch, religiös unduldsam. Das trifft auch, und gerade für die heutigen Jakobiner zu, die Sozialradikalen, denen der Protestant Monod einmal mit Recht sagte: „Sie arbeiten mit einem umgekehrten Syllabus — aber es ist durchaus ein Syllabus." Vor allem aber, meinte Faguet, sind die Franzosen stockmonarchistisch durch die lange Erziehung ihrer Geschichte. Nichts entzückt den Demokraten drüben so, als der Anblick eines leibhaftigen Königs. Frankreich ist ein Weib — sagte Bourget einmal — und ein Weib will einen Herrn haben, auch wenn es mißhandelt wird. Findet die belle France keinen Louis XIV. oder Bonaparte, nimmt sie auch mit einem Boulanger oder Clemenceau vorlieb. Ähnliche Neigungen hat indessen auch der Bonapartismus und die Schwärmerei für den Mann im „grauen Überrock" hat denn auch in den letzten 15 Jahren weite Kreise ergriffen, die sich gerne durch die napoleonischen Dichtungen wie z. B. den „Aiglon" Rostands einfangen ließen — und auch durch die mit den Millionen der alten ehemaligen und der neuen zukünftigen „Kaiserin" gespeiste plebiszitäre Propaganda. Der Bonapartismus scheint sogar im Vorteil zu sein gegenüber dem Royalismus, denn der Bonapartismus erkennt die Errungenschaften und die gesellschaftliche Umschichtung der Revolution verfassungsmäßig an, beruft sich sogar ausdrücklich auf sie und will nur dem Willen des abstimmenden Volkes seine „Autorität" verdanken. „Ohne die Revolution könnten die Bonapartes noch heute in den Straßen von Ajaccio Apfelsinen verkaufen!" sagte die Prinzessin Mathilde Bonaparte einmal. Der Bonapartismus kokettiert damit, daß er gar keine eigene Staatslehre aufstellen will. Wenn die Zeit dafür reif ist, wird das Volk von selbst einen Bonaparte als Retter in der Not herbeirufen. „Das Kaiserreich ist keine politische Partei", stellte der verstorbene Vorkämpfer des napoleonischen Gedankens, Delafosse, fest, „das Kaiserreich ist eine Zuflucht". Das Volk bleibt souverän. Der Name Bonaparte an der Spitze der französischen Beamtenschaft ist die einzige Änderung. Die ersten Münzen des Kaiserreichs trugen noch die Aufschrift „République Française — Napoléon Empereur".

Der Bonapartismus ist an sich noch militaristischer als der Royalismus und Jakobinismus — und das will viel sagen, denn im Grunde genommen ist ja jeder Franzose schon „cocardier" und trägt — wie François Coppée — eine Grenadiermütze im Herzen. Und die Abwesenheit von langatmigen und langweiligen Ideologien müßte gleichfalls dem aufs Tatsächliche gerichteten Geschmack des Franzosen vorzüglich gefallen. Der Franzose ist aber, wie alle Nationalisten, Systematiker; er ist doktrinär; und so behagt es ihm, sich eine Staatsphilosophie vortragen zu lassen, die ihm schmeichelt, die der Einbildungskraft Anregung und der Ausstattungsliebe Nahrung gibt — und die so angenehm und leichtfaßlich dargestellt wird wie der Monarchismus der Lavedan, Bourget, Lemaitre und anderer Akademiker, die in ihrer Mehrzahl antirepublikanischen Idealen zuneigen.

Der eigentliche Prophet und Professor der royalistischen Philosophie ist aber heute Charles Maurras, einer der besten Federhelden unter den vielen guten Federhelden Frankreichs. Er erreicht ganz gewiß nicht die Tiefe Joseph de Maistres oder den Glanz Chateaubriands, aber fesselt doch durch die eindringliche Kraft seiner Sprache, die freilich neuerdings sich mehr demagogisch gehen läßt. So gänzlich verschieden auch die deutschen und französischen menschlichen und staatlichen Verhältnisse liegen, kann Maurras doch auch für uns manche Wahrheiten entwickeln.

Freilich ist auch Maurras nur aus seinen Vorgängern ganz zu verstehen. Während die theokratischen Legitimisten vor hundert Jahren — Bonald, de Maistre — vom streng katholischen Grundgedanken ausgingen, sind die heutigen Lehrmeister der Restauration von Hause aus Agnostiker, wo nicht gar Atheisten mit etwas Nietzsche-Färbung gewesen; erst das „Zurück zur alten französischen Größe", die „réveils du passé" haben den herrschenden „Traditionalismus" von der Notwendigkeit überzeugt, auch auf religiösem Gebiet das Werk der weltbürgerlichen Aufklärung und Revolution zu beseitigen und den Katholizismus als eigentliche französische Religion in alter Macht wiederherzustellen. Wir haben jetzt im Kriege gesehen, wie der Vernichtungskampf der bunthäutigen und religiös so scheckigen Ver-

Selbstbestimmungsrecht in Eupen und Malmedy.



Das Militär (liebenswürdig): „Für Belgien wird hier abgestimmt .... Wie es für Deutschland ist, kann man da oben probieren!" „De Notenkraker".

bandsmächte von französischen Bischöfen und Voltaire-Intellektuellen vereinigt als Kreuzzug Christi gegen den Satan des teutonischen Wotan- und Luther-Heidentums verherrlicht ist — wobei der deutsche Katholizismus als Schleppenträger dieser schwarzweißroten Teufelei am meisten beschimpft wurde. Alle die Lieblinge des heutigen jungen Frankreich — des „neuen Geistes" — sind vom Antirepublikanismus und von der politischen Gegenrevolution ausgegangen und haben sich der Kirche erst dann angenommen, als sie in ihr die „ennemie irréductible" des mit dem Jahre 1789 beginnenden Neuen und demgemäß als brauchbare Bundesgenossin erkannten. Es ist nicht ohne pikanten Reiz, Charles Maurras von seiner Bekehrung sprechen zu hören. Der Haß gegen die politische Gedankenwelt des „barbare complet" Clemenceau, dieses Knechts „von London und Genf", dieses erbitterten Rom-Feindes hat das Wunder zustande gebracht, daß Maurras „eines Morgens mit gefalteten Händen aufwachte, auf beiden Knien vor dem alten, heiligen Mutter-Antlitz des geschichtlichen Katholizismus", daß er gläubig ausrief „Je suis Romain". Trotz dieser alten



Herzog Philipp von Orleans.

Feindschaft sind Clemenceau und Maurras darin in den letzten Jahren eng verbündet gewesen. Der Zweck der Deutschlandzerschmetterung heiligte eben alle Mittel.

Der heutige monarchische Gedanke in Frankreich ist seiner Abstammung und seinem Wesen nach nicht kirchlich. Die heutige monarchische Bewegung kann sich auch nicht auf eine „famille incontestée“ berufen, wie Benjamin Constant die Bourbonen nannte. Am 5. Juli 1871 rief Heinrich V.: „Mon drapeau c'est le drapeau blanc! Ich werde unseren Händen nicht die Standarte Heinrichs IV., Franz' I. und der Jeanne d'Arc entreißen lassen.“ Heinrich V. weigerte sich sogar, die dreifarbige Fahne auch nur zu „grüßen“. So blieb also das weiße Roß, das die Legitimisten in Versailles für den schon anwesenden Grafen Chambord bereit hielten, unbenutzt. Der feierliche Einzug des Erben des heiligen Ludwig in Paris fand nicht statt, Heinrich V. ging nach Frohsdorf zurück. Das Haus Orleans, das durch den Grafen von Paris dem „Roy“ Heinrich als dem „einzigen Vertreter“ des monarchischen Gedankens gehuldigt hatte, wurde wieder frei in seinen Entschlüssen. Die alte Bourbon-Linie starb aus, und heute müssen sich sogar die Legitimisten mit den Nachkommen Louis-Philipps abzufinden suchen, der doch nur ein — vom Ludergeruch der Revolution umwitterter — Königsmörder-Sohn war.

Nein, der monarchische Gedanke ist heute in Frankreich nicht legitimistisch und nicht theokratisch. Die „Doktrin“ der Gegenrevolution ist so alt wie die Revolution selbst, sagt mit Recht Dimier, und man braucht nur die Reden des ritterlichen Jacques Antoine Marie de Cazalès zu lesen, um zu erkennen, daß tatsächlich die Konterrevolution schon im Mai 1789 begann. Die heutigen Monarchisten Frankreichs sind aber, trotz allen romantischen Aufputzes, mit dem sie die Jugend fangen, und trotz ihres aufdringlichen Talmi-Katholizismus (der von ernstgläubigen Franzosen sehr gut durchschaut wird), durchaus Rationalisten, und ihr wahrer geistiger Nährvater ist Taine, der allem Mystizismus und Feudalismus gänzlich abgeneigte Positivist. Es finden sich freilich auch schon bei dem widerspruchsvollen skeptischen Renan auffallende Sätze wie: „Corrigeons nous de la démocratie, rétablissons la royauté“. Ja, der zum Royalismus bekehrte Jules Lemaitre meinte, daß alle „die stärksten Köpfe des letzten Jahrhunderts“ Feinde des demokratischen Prinzips gewesen seien. Es werden besonders gern z. B. auch Comte, Le Play und Fustel de Coulanges genannt; aber die scharfe (und wissenschaftlich in Einzelheiten anfechtbare) Kritik, die Taine seit 1876 an der revolutionären Legende zu üben begann, war doch die erste Aufrüttelung der denkenden Kreise des ganzen Bürgertums gegen die vom Radikalismus vergottete Revolution und Republik.

Durchaus Tainesch ist der Gedanke, von dem Charles Maurras, der Verfasser des „Nationalisme intégral“, in seinem politischen Programm ausgeht. Im französischen Volk wirken so viel geographische, ethnographische, religiöse, soziale, wirtschaftliche Gegensätze, und in der Rasse ist die Neigung zur Parteiverbissenheit und Zänkerei so stark, daß eine vernünftige Politik auf Überwindung und möglichste Beseitigung dieser Verschiedenheiten und Trennungsursachen ausgehen muß. Die Revolution und Demokratie hat aber mit der Einführung des durchaus bodenfremden und unvolkstümlichen Parlamentarismus gerade die Parteiwut zur höchsten und gefährlichsten Steigerung gebracht. In Frankreich herrscht heute die Fraktion. Man kommt zur Macht, wenn man der Partei dient — auch auf Kosten des Gesamtwohls. Die Politik verliert ihre heilsame Stetigkeit und wird ein wechselndes Interessenspiel in den Händen der sich ablösenden Nebenbuhler. Die Politik wird Geschäft, und zwar ein Geschäft von zweifelhafter Sauberkeit, von dem sich die anständigsten, kenntnisreichsten und patriotischsten Bürger zurückziehen. Der englische Geschichtsphilosoph Bodley hat ganz richtig beobachtet, daß in den grundsätzlichen Nichtpolitikern die wahre Kraft des französischen Volkes liegt; jenes Kapital an Verständigkeit und Arbeitstüchtigkeit, die es den Verrücktheiten der verschiedenen französischen Regierungen unmöglich machten, das Land ganz zugrunde zu richten — und dieser Engländer spricht nur aus, was die Männer von Montesquieu bis Fustel de Coulanges warnend angekündigt haben. Die politische Geschäfts- und Parteigier führen zu einem Despotismus, der mehr Unheil anrichtet als jeder andere Despotismus in der Welt. (Fustel.) Die sich bis auf das Messer bekämpfenden Parteien begünstigen die wildeste Anarchie, solange sie sich von ihren Gegnern regieren lassen müssen, und üben die grausamste Knutenherrschaft, wenn sie selbst ans Ruder kommen und sich durch Abwürgung aller Freiheit in dem Machtgenuß zu behaupten suchen. Die regierende Partei sucht ihrem Tyranismus Dauer zu verleihen, indem sie das ganze Erziehungs- und Schulwesen, die Presse, die Nachrichtenagenturen, die Armen- und Krankenpflege usw. in Parteiabhängigkeit hinabdrückt. Die Staatsbeamtenschaft wird ins unendliche vermehrt, die Gesetzmaschine arbeitet von früh bis spät. Kann die Partei einen Modegedanken sich nicht dienstbar machen, macht sie sich selbst zur willenlosen Dienerin jener wechselnden Massenlaune, nur um die Fraktionsherrschaft zu verlängern. Die Staatsdienstzweige, die dem Volksganzen dienen, werden vernachlässigt, und alles dreht sich um die Ministerien und Einrichtungen, die für die Partei ausgenutzt werden können. Die geistigen, sittlichen, wirtschaftlichen Kräfte der Nation, die sich restlos zusammenzählen und für das Staatsganze einsetzen lassen müssen, verzehren und zerarbeiten sich gegeneinander im inneren Kampf und im Dienst der entgegengesetzten Gruppen.



Prinz Viktor Napoleon.

Alle Stände, Provinzen, Zünfte, Körperschaften sind durch das Jahr 1789 aufgelöst und ihre Neubildung verboten. Je mehr sich die Revolution dem Ideal des Contrat social annäherte, desto doktrinärer und sozusagen metaphysischer wurde die Verfassung und Verwaltung, denn sie nahmen nicht mehr von den wirklich fleischlich vorhandenen und in geschichtlicher Entwickelung erwachsenen Menschen Frankreichs ihren Ausgang, sondern von abstrakten Menschheitsbegriffen, von arithmetischen, blutlosen Einheiten. Der Mensch ist schlechthin „ein Wesen, das den Wunsch nach Glück und die Fähigkeit, vernünftig zu urteilen, hat“.

Die französischen Monarchisten stehen mit dieser Kritik keineswegs allein. Eigentlich sind es nur noch die Sozialradikalen, die mit Clemenceau in der Revolution einen „Block“ sehen, von dem nichts losgelöst werden kann. Die Sozialisten können sich bereits nicht mehr für die Männer von 1784—1794 begeistern, die das Privateigentum heilig hielten; die anderen vorwärtsstrebenden Franzosen wenden sich ab von dem alten Gleichheitsfanatismus, von dem Rousseau-Irrwahn, der die absolute Diktatur des Staates, den Etatismus so seltsam mit dem schwankenden Individualismus des allein auf sich selbst gestellten Ichs verkoppelte. Die Gesellschaft hat sich nicht uniformiert, sondern immer weiter differenziert; die Arbeiterbewegung selbst setzt einen besonderen Stand und eine neue Aristokratie der schwieligen Faust voraus. Der Nationalismus ist gewachsen, und nicht die Weltbürgerei; der „Regionalismus“ sucht mit Beseitigung der revolutionären Departements die alten Provinzen wiederherzustellen, in den Gewerkschaften, Genossenschaften, „mutualités“ erstehen die alten „compagnonnages“

und Korporationen wieder. Der Parlamentarismus wird von der öffentlichen Meinung mit äußerster Feindseligkeit behandelt. Der Radikalismus wollte das vorrevolutionäre Frankreich in den Nebelabgrund ewiger Vergessenheit stürzen; und das neue Frankreich sucht im Gegenteil mit leidenschaftlichem Eifer die Traditionen des alten königlichen und feudalen Frankreich. Der Bergsonismus hat den Rationalismus und Materialismus der Revolutionsphilosophie bei den oberen Zehn- oder Hunderttausend überwunden. Die Dichtung geht in Paul Claudel und den anderen Bekehrern ins Wunderland der frommen Legende zurück. Es ist die Eigentümlichkeit dieses zum Monarchismus führenden Traditionalismus, daß er sich aufs engste mit dem „Latinismus" und mit dem Klassizismus verbindet. Die Romantik alten Stils wird abgelehnt, da sie auch eine Tochter des revolutionären Sturms und Drangs sein soll und zudem als halb oder drei viertel germanisches Gewächs beargwöhnt wird. So gallikanisch der französische Neukatholizismus ist, die Charles Péguy und Genossen sehen ihre echtesten Glaubensbrüder doch in den christlichen Römern und den Bauern der lateinischen Schwesterhalbinsel im Südosten. Für Maurice Barrès und die Seinen ist das ganze französische Mittelalter lateinisch; Gobineau wird nicht anerkannt; nicht nur Chlodwig und Karl der Große, sondern auch die Capetinger sind Lateiner, Bouvines ist ein lateinischer Sieg und Jeanne d'Arc und die heilige Odilia sind gleichfalls Lateinerinnen. Victor Hugo ist allzu verdächtig – hat er nicht die Revolution „un geste de Dieu" genannt? — Nein, der heutige Monarchismus sieht im Romanismus des Siècle Louis XIV. und vor allem in Racine sein Ideal.

Nur der Monarchismus zieht die letzten politischen Folgerungen aus diesen rückläufigen Strömungen im französischen Geistesleben. Alle Bestrebungen unserer Zeit — ruft er — können zum Ziel geführt werden, denn sie waren ja schon einmal tatsächlich verwirklicht: im Königtum, das von 987 bis 1789 das einige Frankreich geschaffen hat „qui a créé tout ce dont nous vivons, ce qui nous lie, ce qui est notre raison d'être", sagt der unverdächtige Renan. Wollt ihr das einige Frankreich, müßt ihr euch von allen Täuschungen der Revolution befreien und die Vorbedingung der nationalen Kräfteeinheit schaffen, den nationalen „Roy". Der Irrtum der Bonapartisten liegt in ihrer Überschätzung der trügerisch-schwankenden Plebiszite. Nur das erbliche, allen Volksschwankungen entrückte Königtum ist der unerschütterliche Felsengrund, auf dem der Staat ruhen kann.

Die straffste Zusammenfassung der Staatsgewalt läßt sich mit dem weitesten Liberalismus vereinigen. Nur das absolut Staatsnotwendige (insbesondere politische und militärische Vertretung nach außen, Frieden und Ordnung im Innern) ist in die Hand des zentralen „grand pouvoir" gelegt. Alles übrige ist dem Willen der Einzelnen und den Körperschaften überlassen; anstatt des erstickenden Bureaukratismus der parlamentarischen Demokratie freieste Selbstverwaltung, Freiheit der Kirche, der Schule, der Presse, der Vereinigung, der Gewerkschaft. Die Sorge um „le bien public" gehört dem König-Staat; die Sorge um die „biens particuliers" geht den Staat nichts an. In der Verfechtung dieser Sonderbelange mag es Parteien und Parlamente geben. Der „état royal" braucht sich nur zu zeigen, um als die Erfüllung aller Wünsche erkannt zu werden, die der halb anarchische, halb absolutistische, Volk und Gesamtheit auflösende, partei- und schwatzwütige demokratische „état électif" niemals erfüllen kann oder auch nur anerkennen will. Der König-Staat bringt den ersehnten Fédéralismus auf allen Gebieten und die endliche Dezentralisation, die alle uniforme und abstrakte Zwangslösungen der Volksfragen verschmäht. Der König-Staat ist nicht eifersüchtig und mischt sich nicht in Dinge, die ihn nichts angehen und die seine Autorität nur erschüttern könnten. Der König-Staat behält sich nur die „cas royaux" vor, die Angelegenheiten, die die französische Einheit ausmachen. Er steht so hoch über allen Parteien und Zwistigkeiten, daß er diese Fragen mit genügender Einsicht — unterstützt von den klügsten Köpfen aller Schichten und Richtungen — zu prüfen und zu beantworten vermag; er ist so stark, daß er sie zum Wohle Frankreichs tatkräftig zur praktischen Entscheidung bringen kann. Der König-Staat kann Beschlüsse fassen, er kann auch rasch handeln. Der König-Staat ist allein fähig, die wichtigste von allen Freiheiten aufrechtzuerhalten, die „liberté du gouvernement", die ihrerseits der notwendigste und sicherste Schutz der nationalen Unabhängigkeit ist. Die alles überragende, allem Parlamentarismus und allen Fraktionen, aller Streberei und allem Schacher entzogene Autorität des „Roy" — und unter ihr in breitester Freiheit und Unabhängigkeit die „Républiques françaises" der Landschaften, Städte, Stände, Klassen, Kirchen, Genossenschaften, Syndikate und Körperschaften aller erdenklichen Art.

Eine Eigentümlichkeit dieses Royalismus mit seinem „Frankreich den Franzosen" ist sein erbitterter Kampf gegen alle sogenannten „métèques". Der einstige Führer der Radikalen und Kammerpräsident Brisson sagte einmal: „Die Juden, die Protestanten und die Freimaurer bilden das Knochengerüst der alten republikanischen Partei." Dazu kommen die neuen Einwanderer. Den Krieg gegen die Metöken haben zwar auch die Nationalisten und Plebiszitäre und die Männer des „neuen Geistes" und der „Renaissance française" aufgenommen; aber auch hier zeichnen sich „Action française" und die „Camelots du roi" durch ihren rücksichtslosen Extremismus aus. In der Verpflichtungsformel der Anhänger der „Action française" heißt es: „Die Republik ist in Frankreich die Herrschaft des Ausländers und der Feinde des überlieferten Katholizismus. Frankreich muß wieder eine französische Verfassung haben. Die französische Zukunft liegt daher beim Erben von vierzig Königen, die in tausend Jahren Frankreich schufen. Die Monarchie ist das notwendige Organ des Gemeinwohls; sie erhebt und schützt die Autorität, die Freiheit, den Wohlstand und die Ehre."

Los vom Parlamentarismus, los von der Geschäftspolitik, los von der Parteisucht und der Streberei und Günstlingswirtschaft und der Bestechlichkeit und Verwahrlosung. Daß sich Maurras auf Bismarck beruft als einen Beweis dafür, was ein Staat leisten kann, der über Parlamentarismus und Parteizerrissenheit hinausragt, berührt uns angenehm. Ein deutscher Monarchismus müßte und könnte aber viel mehr als der französische das Gefühl der geschichtlichen Zusammengehörigkeit zwischen Königsfamilie und Volk betonen — ein Gefühl, das natürlich in Frankreich bereits verblaßter ist als bei uns. Die Ununterbrochenheit der Kronüberlieferung schafft erst die wahre Autorität. Auch sonst tritt drüben das Gefühlsmäßige zu sehr zurück. Andererseits ist bei uns auch der staats- und rechtsphilosophische Gedanke des Organischen mehr gepflegt, der dem Monarchismus so günstig ist. Auch neigt der von den „Lateinern" abgelehnte Germanismus an sich dem Monarchischen zu.

Sowjet-Freiheit.



„Proletarier aller Länder, beugt euch unter die Knute der Volksbefreiung."

„De Notenkraker".

Kanal-Fragen.

Von H. Neville.

III. (Schluß.)



Die weitaus schwierigsten Probleme auf diesem Gebiet dürfte die Gestaltung der wünschenswerten östlichen Kanalverbindungen ergeben. Es ist allerdings wohl eine ziemlich offene Frage, wie die Verhältnisse zwischen uns und Sowjet-Rußland sich endgültig gestalten werden, man darf aber wohl kaum annehmen, daß es möglich sein werde, die immensen natürlichen Reichtümer des Landes dauernd ungenutzt zu lassen, und am allerwenigsten kann Europa sich dies nach diesem Kriege gestatten.

Je mehr aber hier, was schließlich also kaum mehr als eine Frage der Zeit ist, wirtschaftliche Fäden geknüpft werden, desto wichtiger würde die Möglichkeit, Aus- und Einfuhr zum wesentlichen Teil auf dem Wasserwege zu bewirken, und desto störender dürfte das unglücklichste Kind dieses Krieges, das selbständige Polen, empfunden werden. Selbst die große und wichtige natürliche Wasserstrecke der Weichsel ist von Polen zu allen Zeiten in einer Weise vernachlässigt worden, die jeder Beschreibung spottet, und man kann von der Schiffbarkeit des mächtigen Stromes eigentlich nur sprechen, soweit er durch preußisches Gebiet fließt oder — leider — floß. Daß sich in Zukunft hieran irgend etwas ändern werde, erscheint wohl rundweg ausgeschlossen, und es dürfte unter solchen Umständen mit der Hinfälligkeit aller Pläne zu rechnen sein, die sich auf die Benutzung des Weichselstromes stützen.

Es gewinnen unter solchen Umständen dagegen zweifellos die Projekte an Bedeutung, die sich mit der Ausnutzung von Pregel und Njemen befassen, und ihre Durchführung würde nächstdem auch insofern besonders wünschenswert sein, als sie dem von der Heimat getrennten Ostpreußen ein wesentliches Lebenselement sichern würde. Daß gerade für die auf diesen Wegen nach Ostpreußen gelangenden Waren eine Weiterbeförderung in den Seeschleppkähnen von erheblicher Bedeutung werden könnte, bedarf wohl kaum der Erörterung. Wie manches andere, dürfte auch der Verkehr durch den polnischen Korridor ein wunder Punkt bleiben, und es wird lohnend sein, ihn nach Möglichkeit unschädlich zu machen. Auch der bestehende Oder-Weichsel-Kanal wird, wie man wohl mit Sicherheit annehmen darf, unter dem polnischen Regiment an Leistungsfähigkeit verlieren, und die Küstenfahrt nach Stettin gewinnt damit sehr wesentlich an Bedeutung für unser Wirtschaftsleben.

Man wird sicher gut tun, die wirtschaftlichen Aussichten einer solchen Verbindung mit dem Osten schon heute nicht gering einzuschätzen. Richtig ist freilich, daß ein gutes Teil der „polnischen Wirtschaft" vor dem Kriege eigentlich russische Wirtschaft war. Abgesehen aber davon, daß für manches Derartige im Zarenreich teils innen-, teils außenpolitische Momente bestimmend und verantwortlich waren, die heute kaum mehr Geltung haben, spricht doch wirklich einiges dafür, daß Sowjet-Rußland keineswegs dem kommunistischen Ideal entspricht, das unsere deutschen Phantasten in ihm erblicken.

Herr Lenin und seine Kollegen mögen die berühmte Diktatur des Proletariats nach Herzenslust predigen — es scheint doch, daß sie davon einen ganz eigenen Begriff haben, und man kann gerade nach den jüngsten Vorgängen wohl stark daran zweifeln, daß diese ihre Auffassung in der Praxis der ihrer hiesigen Bewunderer entspricht. Jedenfalls sind die Herren allem Anschein nach gesonnen, nach der Stabilisierung ihres Regimes auch die wirtschaftlichen Kräfte des Riesenreiches mehr und besser auszunutzen, als dies die zaristische Regierung getan hat, und es spricht vieles dafür, daß sie auch die Macht haben, diesen Willen in die Tat umzusetzen.

Daß hier für die deutsche Industrie Möglichkeiten gegeben sind, die besonders heute kaum hoch genug veranschlagt werden können, liegt auf der Hand. Die deutsche Einfuhr nach Rußland hat vor dem Kriege einen Wert von rund 500 Millionen Mark repräsentiert, wobei in der Hauptsache Maschinen und Metallwaren sowie Chemikalien und Drogen in Frage kamen. Als Gegenwerte sind Getreide und Mehl (zirka 50 v. H. der Gesamt-Ausfuhr), Flachs, Petroleum, Zucker, Holz und Kupfer zu nennen, und es ist unschwer vorstellbar, zu welcher Entwicklung dieser Austausch-Verkehr unter den heutigen Verhältnissen fähig ist.

Daß die Durchführung einer zielbewußten und großzügigen Wasserstraßen-Politik heute wesentlich größere Schwierigkeiten bietet als früher, liegt auf der Hand. Tatsächlich ist wohl auch die Inangriffnahme des Mittellandkanales viel mehr als eine Notstandsarbeit denn als anderes anzusehen, und es dürfte auch kaum möglich sein, an die Ausführung weiterer Projekte zu gehen, so lange mit den heute geltenden Arbeitslöhnen zu rechnen ist. Was aber irgend tunlich ist, sollte auch geschehen, zumal auch die Arbeitslosen-Unterstützungen am Mark des Reiches und der Gemeinden zehren und jeder Schritt vorwärts von ganz unberechenbarer Wichtigkeit für unser Wirtschaftsleben ist.

Sicherlich wird man auch das wenig erbauliche Schauspiel von Spa nicht überschätzen dürfen. Trotz Foch und Wilson ist schließlich auch die Entente nicht allmächtig. Eins aber hat die jüngste Konferenz mit unseren Gegnern wohl jedem gezeigt, der überhaupt sehen will: Aus gutem Willen, oder aus irgendwelchen „sentimentalen" Erwägungen heraus werden sie uns nicht das letzte Hemd lassen. Nur die deutsche Arbeit vermag zu retten, was — nicht ohne eigene, schwere Schuld — das deutsche Schwert verlor, aber auch sie wird dies nur können, wenn endlich ein starker Wille alle noch vorhandenen Kräfte großzügig und zielbewußt zusammenschweißt. Es ist sicher, daß gerade die deutsche Binnenschiffahrt sehr viel mehr leisten kann, als sie geleistet hat. Ihr dazu die Möglichkeit zu geben, gehört zu den wichtigsten Staatsaufgaben der nächsten Zeit.

Die Tschecho-Slowaken in Sibirien. (1918—1920.)

Von Eberhard Streit. (Schluß.)



Bis Anfang September 1918 war mit Hilfe der Tschecho-Slowaken die Strecke von Samara bis Ostsibirien den Roten entrissen. Anfang November jedoch war Ufa bereits wieder von den Bolschewisten genommen. Doch gelang es den Tschecho-Slowaken, Ende 1918 auf der Nordstrecke bis Perm vorzudringen und diese Stadt zu besetzen. In diesen, ein halbes Jahr dauernden Kämpfen soll die Druschina 30 000 Mann Verluste gehabt haben. Das dürfte ungefähr ein Drittel ihres ursprünglichen Bestandes sein. So war es ganz verständlich, wenn sich in ihren Reihen eine wachsende Kampfunlust bemerkbar machte. Die Zeitungen berichteten über zunehmende Demoralisation der Abteilungen. Inzwischen war es verschiedentlich zu lokalen bolschewistischen Aufständen gekommen, so im November in Tomsk, Marinsk, Tobolsk, und zu Anfang des Jahres 1919 in Kansk, Krasno-

jarsk und Omsk. Da die steigende Unsicherheit der Bahnstrecke eine stärkere Sicherung verlangte und die Tschecho-Slowaken durchaus nicht mehr an der Front bleiben wollten, löste man sie ab und übertrug ihnen den Bahnschutz. Als Gründe für die Kampfverweigerung der Tschecho-Slowaken gab Haida in einer Erklärung an, daß er die Art wie Koltschak (dieser hatte sich an Stelle der provisorischen Regierung als Halb-Diktator eingesetzt) die Macht über Sibirien an sich genommen habe, nicht billigen könne. Aus diesem Grunde und weil die Verbündeten die den Tschecho-Slowaken versprochene Hilfe nicht verwirklichten, hätten sie sich von der Front zurückgezogen. Sie übernahmen also die Bahnbewachung. In ihren Zügen hatten sie sich recht häuslich eingerichtet. Genügend Waggons und Lokomotiven mit eigenem Personal für sie und ihre gesamte Ausrüstung (Artillerie, Kavallerie, Fuhrparks) standen zu ihrer dauernden Verfügung. So stand auf jedem Bahnhof eine oder mehrere Abteilungen. Gut essen und trinken, Sport, in den Städten spazierengehen, Feste veranstalten, Paraden abhalten und manchmal auch exerzieren, war ihre Beschäftigung. Nicht am wenigsten ärgerten sie die russische Bevölkerung dadurch, daß sie, stets besser gekleidet als die Russen, die hübschesten Mädchen an sich zu fesseln wußten. Daß ihnen ihre Liebeserfolge aber zu einem besonderen Segen geworden wären, kann man nicht behaupten, denn im Februar 1919 wies die Druschina nicht weniger als 20 000 Geschlechtskranke auf, darunter die meisten Syphilitiker. Die Sachlage war so schlimm, daß sich das tschecho-slowakische Kommando genötigt sah, als die Demobilisation und Heimsendung der über 36jährigen begann, jeden erst untersuchen zu lassen und auf seinen Papieren einen Vermerk anzubringen, ob und in welcher Frist er daheim heiraten dürfe. Eine Anzahl hoffnungslos Durchseuchter sollte auf der Insel Sachalin untergebracht werden und ihre Heimat nie wieder betreten dürfen. Das schöne Leben erfuhr aber bald und vielfach unangenehme Unterbrechungen, besonders bei den Abteilungen auf kleineren Stationen; denn mit Ausgang des Winters flammten überall Aufstände empor, die mit ihren plötzlichen Überfällen immer neue Opfer forderten. Ebenso wuchs der Haß der bürgerlichen Kreise gegen die Tschecho-Slowaken immer höher. Am besten erläutert dies ein Fall, bei dem ein tschechischer Offizier von einem Posten beim Zuge Koltschaks erschossen wurde. Der Offizier wollte an dem Zuge vorbeigehen. Der Posten schrie ihn an, es sei verboten. Der Offizier wies auf seine Charge hin. Es kam zu einem Wortwechsel, wobei dem Offizier gegenüber das Wort „Deutscher Schweinehund" fiel; schließlich schoß der Posten den Offizier nieder. Das eine Schimpfwort besagt alles, wenn man bedenkt, daß es der Dank an einen Befreier und Verbündeten ist, dessen Slawentum man nicht einmal anerkennen will. Über diese allgemeine Gesinnung konnte es auch nicht hinwegtäuschen, wenn die sibirische Regierung in dieser Zeit einen öffentlichen Dank an die Tschecho-Slowaken anläßlich ihrer Ablösung von der Front erklärte. Da nun selbst in den Städten das Leben der Tschecho-Slowaken immer unsicherer wurde, als immer wieder einzelne oder gar kleine Patrouillen ermordet wurden, ohne daß man der Täter habhaft werden konnte, verlangten die Soldaten mit steigender Unruhe ihren Heimtransport. Das fand aber auf allen Seiten Widerstand. Die Russen haßten sie zwar, aber brauchten sie. Die Entente dachte gar nicht daran, sie heimzubefördern, sondern verlangte im Gegenteil, daß sie wieder an die Front gingen, um dem Vorgehen der Sibirjaken auf Wjatka zum Siege zu verhelfen. In diesem Sinne war eine Erklärung der französischen Militärmission ganz eindeutig, in der gesagt wurde, daß der einzige Weg für Europäer in ihre Heimat der nach Westen sei und daß selbstverständlich die Sieger in erster Reihe kämen. Die Tschecho-Slowaken ließen sich aber durch nichts mehr zu aktivem Eingreifen bewegen und waren sogar nicht mehr damit einverstanden, den Bahnschutz von Omsk bis ins Frontgebiet zu übernehmen, als die sibirischen Truppen an der Petschora Fühlung mit den Abteilungen der Entente in Nordrußland genommen hatten und neuerdings auf Samara losgingen. Freilich lehnten sie es noch offiziell ab, als die sibirischen Bolschewisten sie aufforderten, den Aufständischen gegenüber neutral zu bleiben, aber es war doch schon klar, daß eine nach Sibirien vordringende Rote Armee bei den Tschechen keinen Widerstand mehr finden würde. Das Unglückliche und Unsichere ihrer Lage kam am besten in ihrem Verhalten zu den Kriegsgefangenen zum Ausdruck. Sie hatten zwar schon längere Zeit keine Berührung mehr mit den Lagern, da ihnen deren Bewachung von den Russen abgenommen war und sie auch keine Arbeitsmannschaften mehr gestellt bekamen, aber die frei arbeitenden Gefangenen merkten auf Schritt und Tritt, daß sich die Tschecho-Slowaken durch Entgegenkommen den Rücken decken wollten. Als im Juni 1919 die bolschewistische Offensive gegen Sibirien begann und die Aufstände zu dauerndem Kleinkrieg wurden, sollte nun doch die Heimbewegung der Tschecho-Slowaken nach Osten vonstatten gehen. Da trat ein neues Hindernis ein. In Transbaikalien herrschte unabhängig von Koltschak der von Japan moralisch und materiell unterstützte Kosakenführer Semjonoff. Dieser weigerte sich, die Tschecho-Slowaken mit Waffen durch sein Gebiet zu lassen. So gelangten damals tatsächlich nur Invalide, Demobilisierte und die waffenlosen Staatsbürger der tschecho-slowakischen Republik (Deutsche und Ungarn in Tschechowien wohnend, die die Staatshoheit anerkannt hatten) nach Osten durch. Als sich dann im Beginn des verflossenen Winters die schnell und ständig vorrückende Rote Armee dem Gebiet näherte, wo der Bahnschutz der Tschecho-Slowaken begann, gelang es nicht allen Abteilungen derselben, nach Osten zu entkommen, da infolge des Rückzuges der sibirischen Armee und der Flucht aller Koltschak-Anhänger die Verwirrung und Unordnung auf der Bahn ungeheuer war. Bei der Verstopfung der Strecke, deren beide Gleise für die ununterbrochenen Transporte ostwärts gebraucht wurden, nützten den Tschecho-Slowaken auch die eigenen Lokomotiven nichts, wohl aber kam es vereinzelt wegen dieses Zugmaterials zu Gefechten mit Teilen der zurückgehenden Weißen Armee, die sich gern in dessen Besitz gesetzt hatten.

Daß die Bolschewisten eine ganze Anzahl tschechisch-slowakischer Transporte gefangen haben, ist zweifellos, ebenso, daß sie mit denen, die sich zur Wehr setzten, nicht allzu glimpflich umgegangen sind, ob es aber auf Wahrheit beruht, daß zwei Züge, die sich in Omsk ergeben hatten, dann von roten Ungarn mit Stumpf und Stil vernichtet sein sollen, ist unkontrollierbar. Im allgemeinen haben die Bolschewisten den Tschecho-Slowaken nicht Gleiches mit Gleichem vergolten. Eine Bestialität, wie sie der berüchtigte Todeszug darstellte, ist von ihnen sicher nicht begangen worden. Bei diesem Zuge, der von Vertretern des amerikanischen Roten Kreuzes aufgehalten wurde, handelte es sich um gefangene Rotgardisten sowie als Bolschewisten verdächtige Frauen und Mädchen, die in plombierten Waggons ohne Verpflegung befördert wurden. Der Kommandant des Zuges, ein Tscheche, sagte aus, er habe den Befehl erhalten, den Zug so lange zu fahren, bis alle Insassen tot seien. Als der Zug aufgehalten wurde, waren bereits 50 Prozent gestorben. Die Leichen lagen in den Waggons. So muß man eigentlich die Mäßigung der Bolschewisten bewundern, die, als sie in Transbaikalien die sich ostwärts bewegenden Hauptteile der Druschina eingeholt hatten (die Tschecho-Slowaken hatten sich bei Irkutsk gesammelt und die Einfahrt in das Gebiet Semjonoffs erzwungen), mit diesen einen Vertrag schlossen, der ihnen freie Fahrt nach Osten gestattete, obwohl es kaum allzu großer Anstrengungen bedurft hatte, sie ganz zu vernichten. Es ist schwer zu sagen, wie stark die durch Frontkampf, Kleinkrieg und Seuchen zusammengeschrumpften Abteilungen noch sind, aber von den ursprünglichen Angehörigen der alten Druschina, jenen erbitterten Feinden der Zentralmächte, werden nicht mehr viel zurückkehren. Das mag ein schwacher Trost für die vielen Kriegsgefangenen sein, die ihretwegen noch jetzt in der Gefangenschaft schmachten müssen.

Dokumente zur Zeitgeschichte

Ein Spiegel der deutschen Gegenwart aus dem 16. Kapitel des ersten Buches der „Discorsi“ Macchiavells.

Nicht zum ersten Male erlebt unsere Erde Zeiten des Chaos; und nicht zum ersten Male hört man die Warner, die zur Einsicht mahnen. Die Menge hört sie nicht — für sie sind es einfach die Hüter der Reaktion. Sie horcht nur auf, wenn sie Worte hört, die ihren Instinkten entgegenkommen. Die ewige Wiederkehr dieses Verlaufs wird wie durch einen Blitz beleuchtet, wenn man mit gleichem Blick Ereignisse, die durch Hunderte von Jahren getrennt sind, umfaßt: Zeiten des alten Rom, kritisch betrachtet von einem Staatsmann des Cinquecento Macchiavell. Die interessante Stelle wird uns von Geh. Rat Prof. Schiemann übermittelt. Die Redaktion.

„Der Tribun oder irgendein Bürger hatte das Recht, Gesetze ans Volk zu bringen, und über jedes so vorgeschlagene Gesetz mochte jedermann reden, für und wider. Ein gutes System, solange die Bürger gut sind, denn es ist recht, daß jedermann frei seine Ansicht sage und das Volk selbst das Beste wähle. Sind aber die Bürger entartet, dann wird dieses an sich gute System verderblich, denn nun tritt vornean nicht, wer der beste, sondern wer der wichtigste ist, und richtet seinen Vorschlag nicht darauf, wie er das allgemeine Wohl, sondern darauf, wie er seine Macht fördere; er redet, und wer ihn fürchtet, schweigt, so daß das Volk übel beraten wird und, getäuscht oder gezwungen, zum eigenen Verderben Beschlüsse faßt. Wenn Rom, einmal entartet, dennoch frei bleiben wollte, so mußte es seine Verfassung ändern, denn das Böse kann nicht nach derselben Regel leben wie das Gute, und wo der Stoff sich ändert, kann die Form nicht dieselbe bleiben. Nun kann die bestehende Ordnung der Dinge von beiden nur eins: entweder plötzlich oder allmählich verändert werden; plötzlich, wenn man allgemein wahrnimmt, daß sie schon durch und durch entartet sei; allmählich, sofern zeitig entdeckt wird, daß sie langsam zu entarten beginnt. Beides aber, das eine wie das andere, ist gleich unmöglich. Denn soll die Reform allmählich erfolgen, so vermag den Anstoß nur ein Mann von ungewöhnlicher Einsicht zu geben, der frühe merkt, wohin sich die Dinge entwickeln. Nun ist nichts wahrscheinlicher, als daß kein solcher Mann zur rechten Zeit da sei; ersteht aber auch einer, so vermag er die übrigen nicht zu überzeugen. Denn die Menschen halten fest an der Gewohnheit, zu sein, wie sie sind, und sie erwehren sich unwillkommener Änderung um so heftiger, je weniger ihnen das Übel, dem sie zutreiben, greifbar vor Augen tritt: Das Kräftige, das bloß Mögliche hat für sie keinen Schrecken, solange sie sich im Wirklichen wohlfühlen. Und so gehen sie dem Abgrund entgegen.

Wiederum, steht erst das Übel gegenwärtig allen vor Augen, und man meint, ihm nun plötzlich entgehen zu können, so ist wohl die Einsicht vorhanden, aber der Wille fehlt, denn in einem entarteten Volke reift überall kein großer Entschluß, und ginge es darüber zugrunde. Es folgt nur aus Zwang, und wer ein solches Volk retten will, muß damit beginnen, ihm die Freiheit vollends zu nehmen. Nun setzt der Entschluß, ein Volk zu retten, einen guten Menschen, der Entschluß, sich durch Gewalt der Herrschaft zu bemächtigen, einen bösen Menschen voraus; nur in den seltensten Fällen wird ein guter Mensch durch böse Mittel Gewalt zu erlangen trachten, so gut seine redliche Absicht auch sei; der böse aber, der sich ohne Bedenken der Herrschaft bemächtigt, wird das Gute nicht wollen und nie die übel erlangte Gewalt zum Segen wenden. So daß aus alledem folgt, wie schwierig, ja unmöglich es ist, in einem entarteten Volk die Freiheit zu behaupten oder neu zu begründen. Der beste, wenigst grausame, der einzig rettende Weg führt zuletzt aus der Republik zum Königtum.

Und wo gäbe es sonst einen Ausweg, wenn nun gar Fremdherrschaft droht? Wie vermöchte ein verkommenes Volk zugleich sich selbst und den Feind zu überwinden? Ein Volk ist verloren, das seine Grenzen nicht zu schützen vermag; daß es das vermöge, ist die Vorbedingung jeder Freiheit. Daher hat die Freiheit, welche sich selbst nicht zu behaupten vermag, der Macht zu weichen; die Macht kann eher noch die Freiheit wiederbringen, als die ihrer selbst nicht mächtige Freiheit die Macht.“

Unter der Lupe

Die Teuerung im Lande Paupertistan.

Kennt ihr das Märchen vom Lande Paupertistan? Meine Großmutter — Gott hab sie selig — hat es mir erzählt; und ich will es euch, so gut ich es vermag, wiedererzählen.

In diesem Märchen ist — das will ich euch gleich sagen — weder von Königen noch Prinzen die Rede, denn die sind nachgerade selbst für ein Märchen zu unmodern geworden. Aber von einem Präsidenten ist die Rede, der Paupertistan beherrschte. Und wenn der Präsident auch nur aus ganz einfachem Stande war, so war er dennoch ein fleißiger und braver Mann, der es mit dem Regieren wahrlich ernst nahm.

Nun war über Paupertistan aber eine große Teuerung hereingebrochen, und es war dort alles so teuer, daß es eigentlich keine armen Leute geben durfte; aber dennoch gab es genug arme Leute

Da setzte sich der brave Präsident hin und grübelte Tag und Nacht darüber, wie er die schlimme Teuerung aus dem Lande bannen möchte.

Und endlich ließ er ein Gebot ausgehen, worin er bei harter Strafe jegliche Armut verbot und allen Untertanen befahl, recht fleißig zu sein, damit sie reicher würden. Ja, er ließ sogar Münzen schlagen mit der Aufschrift: „Sich regen bringt Segen“.

Allein, es blieb alles so teuer, wie es war, und wurde sogar noch teurer: das Brot und die Butter, der amerikanische Speck und die Milch; ganz zu schweigen von Schuh und Kleidern, und an Automobilfahren konnte man schon gar nicht mehr denken, so unerschwinglich teuer war es geworden.

Der Reichspräsident begann vor lauter Sorge klein und dick zu werden; ja sein Leibarzt sprach bereits die Befürchtung aus, daß er eines Tages vor Kummer aufplatzen könnte.

In dieser Not nun wählte sich der Präsident die Klügsten und Tüchtigsten aus dem Volke aus und ernannte sie zu Verbilligungskommissaren. Und auch dies waren manchmal nur ganz einfache Leute; aber sie waren sehr tüchtig, und ihr wißt wohl, daß in jeder Republik der Tüchtige ganz freie Bahn hat und werden kann, was er will.

Der Brotverbilligungskommissar aber war der anschlägigste Kopf von allen; und kaum hatte er sein Amt angetreten, da berief er auch schon alle Bäcker des Landes zu sich, damit sie ihm raten sollten. Und außerdem wollte er von ihnen auch gern erfahren, woraus man eigentlich Brot machte; denn er hatte vordem wohl Volksreden, aber noch nie Brot gebacken.

Als er hörte, daß man Brot aus Mehl mache, war er ganz erstaunt; als er aber gar vernahm, daß Mehl sehr, sehr teuer sei, ward er sehr ungehalten, daß man einen so teuren Stoff

zum Brotbacken verwende; und schalt die Bäcker aus; und meinte: man könne doch auch aus Schusternägeln Brot backen; und er sei früher selbst Schuster gewesen und habe solche Nägel schon oft im Mund gehabt; und sie schmeckten ganz gut.

Er ließ auch sofort im großen Preisbuch nachschlagen, was Schusternägel kosteten; allein da stellte es sich bald heraus, daß sie nicht wohlfeiler als Mehl waren. Nun war guter Rat teuer!

Indes der Brotverbilligungskommissar gehörte nicht zu der Sorte von Leuten, die gleich die Flinte ins Korn werfen — und außerdem ist dies auch nur ein Märchen. Er nahm sofort das große Preisbuch selbst zur Hand und begann darin zu blättern und zu wühlen. Und endlich rief er: „Ich hab's!" Und gab allen Bäckern auf, hinfort alles Brot nur noch aus feinstem Dreck zu backen; denn aus dem Preisbuch hatte er ersehen, daß es im Reiche viel, viel Dreck gab: auf den Straßen, in den Ämtern, in den Häusern und überall; und daß der Dreck eigentlich gar nichts kostete.

„Nun können wir auch die Armen und Kranken billig ernähren", sagte der Brotverbilligungskommissar und entließ die Bäcker; aber vorher schärfte er ihnen noch ein, ja keinen schlechten Dreck zu verbacken.

Wer nun aber denkt, der Brotverbilliger wäre einer von den abgünstigen Beamten gewesen, die eifersüchtig ihre Erfolge behüten und keinen andern daran teilnehmen lassen wollen, der irrt sich sehr. Im Gegenteil: der Kommissar eilte sofort zum Präsidenten und teilte ihm sein neues Rezept mit; und der Präsident wurde auf der Stelle so froh, daß er jetzt beinahe vor lauter Fröhlichkeit aufgeplatzt wäre, denn dünner konnte er beim besten Willen nicht so schnell werden. Und der Präsident berief, ob es gleich mitten in der Nacht war, sämtliche Verbilligungskommissare zu sich und gab ihnen die neue Lösung kund; und schon am andern Morgen gingen Telegramme in die entferntesten Winkel des großen Reiches; und Anweisungen, daß in Zukunft alles aus Dreck zu machen sei: Schuhe und Kleider, Käse und Hosenträgerstrippen, Romane und Würste, Bücher und Marmelade — amerikanischer Salzspeck und Filme, Geld und Klosettpapier.

Ja, und nun hätte eigentlich jeder denken müssen, daß plötzlich in dem großen Reich alles sehr billig geworden wäre.

Aber wer das glaubt, der hat ganz vergessen, daß das Geld auch nur noch Dreck war. Und so blieb eigentlich alles beim alten. Nur daß die Bewohner des Reiches von Tag zu Tag immer dreckiger wurden, da sie eigentlich nur noch Dreck aßen und sich mit Dreck kleideten, so daß die Wanzen und Flöhe überhand nahmen.

Da wurde der gute Reichspräsident, der sich so gefreut hatte, vor Kummer so dick, daß er endlich doch aufplatzte.

Seht, was für ein trauriges Ende unser Märchen genommen hat; aber es ist — Gott sei Dank — nur ein Märchen; denn heutzutage backt man das Brot nur noch aus feinstem Weizenmehl, und auf den Schuhsohlen kann man 20 Jahre lang laufen, weil sie aus bestem Kernleder verfertigt sind. Und den möchte ich sehen, der etwas an dem hochfeinen amerikanischen Salzspeck auszusetzen hat.

Horribilicribrifax.

*

Code Millerand. Um Irrtümern und Mißverständnissen im politischen Meinungsaustausch der europäischen Staaten vorzubeugen, wird der französische Ministerpräsident, wie verlautet, im Einverständnis mit Lloyd George die eigentliche Bedeutung einiger seit Versailles oft wiederkehrender Begriffe ein für allemal richtigstellen. Nach diesem neuen Schlüssel, der zur Ehre der Kultur und der Zivilisation den Namen: „Wiederaufbau-Code" führen soll, bedeuten zum Beispiel:

„Verwalten" (Kolonien, besetzte Gebiete usw.) . . .	rausschmeißen, vergewaltigen, wegnehmen.
„Treuhänder" (Saargebiet und ähnliches)	Fronvogt, Abbruchsunternehmer, Seelenverkäufer.
„Verhandeln"	an die Wand drücken, diktieren, erpressen.
„Abstimmung"	Gaukelspiel, Volksbetrug, Affenschande.
„Völkerbund"	bedeutungslos, siehe ältere Codes unter „Interessengemeinschaft".

Zweck der bedeutsamen Veröffentlichung ist, der von durchaus irrigen und veralteten Vorstellungen ausgehenden Kritik an der Ententepolitik, wie sie noch immer in Deutschland und hier und da auch in neutralen Ländern auftritt, den Boden zu entziehen.

Knax.

Stimmen großer Männer zur Zeitgeschichte.

Fr. Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse.

„Mitleiden mit allen" — wäre Härte und Tyrannei mit dir — mein Herr Nachbar! —

Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehen, daß er nicht dabei zum Ungeheuer wird.

Flaubert, L'Education sentimentale.

Läßt sich der Fortschritt vielleicht nur durch eine Aristokratie oder durch einen Mann verwirklichen? Die Initiative kommt immer von oben. Das Volk ist unmündig, was man auch behaupten mag.

Barras, Mémoires, Band I.

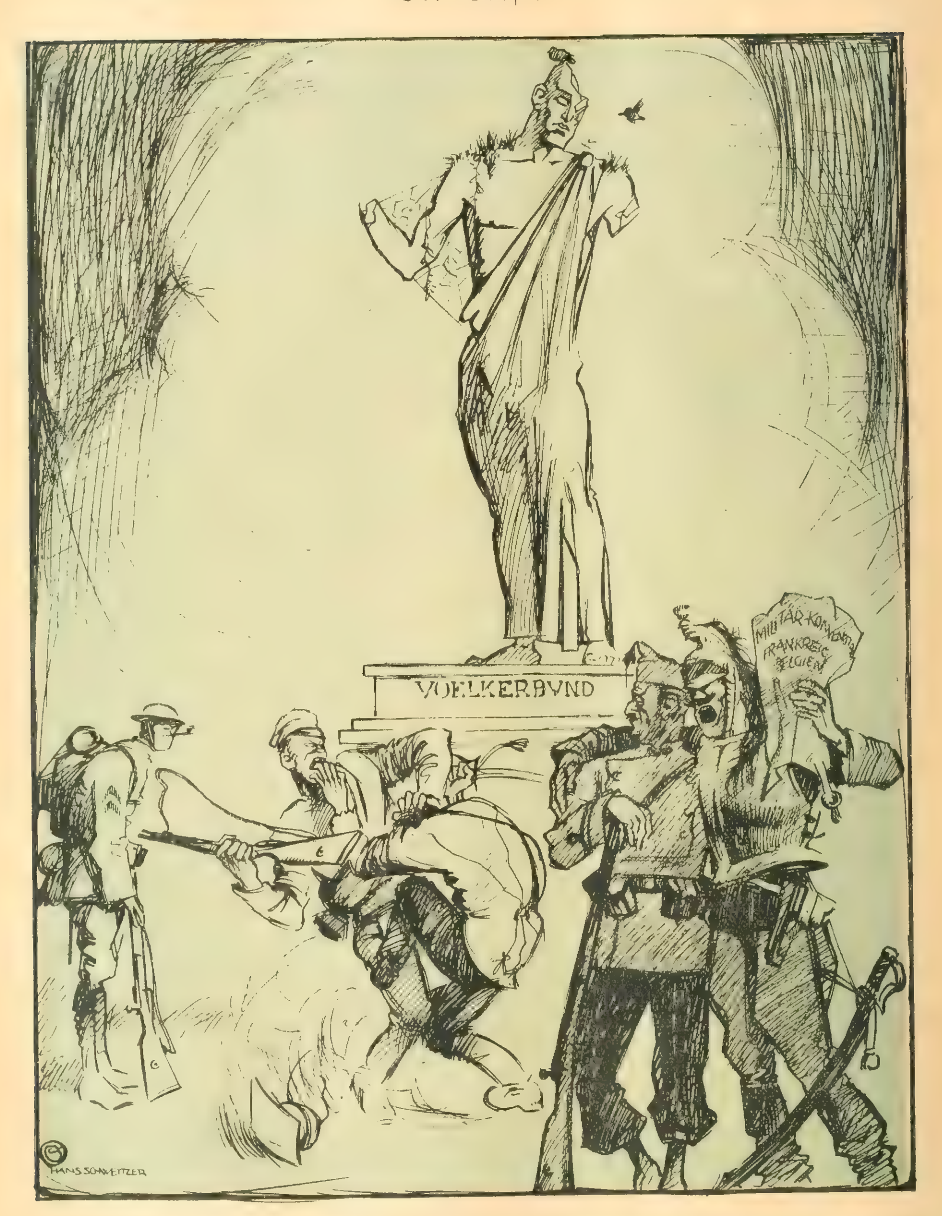
Man geht niemals so weit, wie wenn man nicht weiß, wohin man geht.

Es liegt im Gang der Parteien, sich immer das zu eigen zu machen, was ihrer augenblicklichen Leidenschaft entspricht, und das als Moral zu verkündigen, was der größte Gegensatz und die Widerlegung dessen ist, was sie in andersgearteten Zeiten vorgebracht haben.

Ein Wort Gordons: Wenn die Pest Stellen und Geld zu vergeben hätte, würden sich die Höflinge um sie drängen.

Deutsche Karikaturen

Der Torso.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. • Verantwortlich für die Redaktion. Dr. E. Mühling, Berlin-Friedenau.

Preis 1.— Mark

20. Jahrhundert

Dokumente zur Zeitgeschichte

Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin SW 68

Nummer 31 — 9. Oktober 1920 — 2. Jahrgang



Zeichnung zu der grotesken Zeitsatire von Horribilicribrifax

auf Seite 3.

Inhalt:

Der Debattierklub.

Von Dr. E. Mühling.



Seit dem 24. September sind in Brüssel die finanzpolitischen Sachverständigen von 36 Staaten versammelt, um zu beratschlagen, wie die zerrütteten Finanzen der Welt wieder in Ordnung gebracht werden können. Es war nicht schwer vorauszusehen, daß diese Beratungen ausgehen müssen wie das Hornberger Schießen. Denn die drei für die Erzielung irgendeines praktischen Ergebnisses wesentlichsten Voraussetzungen waren und sind bis heute nicht erfüllt.

Die erste dieser Voraussetzungen ist die aufrichtige und zielbewußte Mitarbeit der Vereinigten Staaten, des einzigen Staatsgebildes, dessen Finanzen gesund aus dem Weltkrieg hervorgegangen sind, an dem Weltsanierungsplan. Der Amerikaner, der, wie er ausdrücklich betonte, nur als Privatmann den Verhandlungen beiwohnte, Herr Boyden, hat die vorauszusehende Mitteilung gemacht, daß Amerika nicht daran denke, dem bankrotten Europa zu Hilfe zu kommen. Die zweite jener wesentlichen Voraussetzungen ist die Erzielung der Übereinstimmung über die Notwendigkeit der Revision des Friedens von Versailles. Denn solange dieser Friede zu Recht besteht, ist eine Gesundung der Finanzen der Welt deshalb nicht möglich, weil er die Schaffenskraft, die Arbeitsfreude, die wirtschaftliche Freiheit des größten Schuldners der Welt vernichtet. Aber man hat in Brüssel nicht nur nicht versucht, eine solche Übereinstimmung zu erzielen, sondern man hat sich der kategorischen Forderung Frankreichs, daß der Vertrag von Versailles unantastbar sei, gefügt. Wenn diese kategorische Forderung nun auch deshalb nicht allzu tragisch zu nehmen ist, weil ja mit Frankreichs Zustimmung der Vertrag von Versailles schon in zwei wichtigen Punkten, nämlich in den Strafbestimmungen (Art. 228) und in den Bestimmungen über Deutschlands Kohlenlieferungen (Teil VIII Anl. 5) revidiert worden ist, so finden doch die Beratungen in Brüssel unter der Herrschaft des Gebotes statt, daß über den Vertrag von Versailles nicht geredet werden darf, und es kann deshalb schon aus diesem Grunde kein wirksamer Sanierungsvorschlag auf dieser Konferenz gemacht werden.

Die dritte jener wesentlichen Voraussetzungen ist die Kenntnis der Summe, zu deren Zahlung Deutschland von seinen ausländischen Gläubigern gezwungen werden soll. Denn bei welcher Sanierung, die jemals in der Welt vorgekommen ist, hat man es verabsäumt, festzustellen, wieviel der Hauptschuldner zu zahlen hat. In einem Brief, den Léon Bourgeois als Vertreter des Völkerbundrates am 25. Juni dieses Jahres an den Höchsten Rat der Alliierten geschrieben hat, und in dem er mitteilte, daß die Brüsseler Konferenz am 23. Juli zusammentreten würde, erklärt der greise Staatsmann ausdrücklich, der Rat des Völkerbundes sei fest davon überzeugt, daß die Verhandlungen über die finanzielle und wirtschaftliche Rekonstruktion der Welt nur durchgeführt werden können, wenn die Verpflichtungen Deutschlands endgültig festgesetzt seien; geschähe das nicht, so würde keine zuverlässige Grundlage für die Kreditoperation gefunden werden können, die für die finanzielle Aufrichtung der auf den Schadenersatz angewiesenen Länder sowie Deutschlands notwendig sei.

Mit welchen Hoffnungen kann der Völkerbund die Brüsseler Konferenz einberufen haben, wenn sein Vertreter, wie es Bourgeois in seinem Briefe tat, ihr Gelingen von dem Eintreten einer Voraussetzung abhängig macht, deren Erfüllung desselben Bourgeois Vaterland mit allen ihm zu Gebote stehenden Machtmitteln hintertrieben hat? Es macht fast den Eindruck, als wolle man der Welt eine Komödie vorspielen, wenn man allen Ernstes wochenlang darüber verhandelt, wie die Finanzen des Erdballs in Ordnung gebracht werden sollen, ohne daß die Voraussetzungen erfüllt sind, von denen wenigstens eine selbst nach dem Urteil des Einberufers der Konferenz, des Völkerbundes, für das Gelingen der Arbeit ganz unerläßlich ist.

Wer aber trotz dieser den Brüsseler Kongreß in einen unfruchtbaren Debattierklub verwandelnden Umstände etwa noch gehofft hat, daß diese Versammlung irgendein praktisches Ergebnis haben könnte, hätte eigentlich jede Hoffnung begraben müssen, als ihm ihre Geschäftsordnung bekannt wurde. Denn die bestimmt, daß alle Beschlüsse und Resolutionen der Konferenz nur dann als deren Meinungsäußerung gelten sollen, wenn sie einstimmig gefaßt sind. Daraus folgt bei den divergierenden Interessen der 36 versammelten Staaten, daß nur ganz wirkungslose Beschlüsse und Resolutionen gefaßt werden können.

Nach der Rede des englischen Vertreters, Lord Chalmers, des früheren Schatzministers, hätte man darum eigentlich die Verhandlungen abbrechen können. Denn seine Weisheit lief darauf hinaus, daß sich alle Staaten ein Beispiel an seinem Vaterlande nehmen sollen, das sich selbst geholfen habe und weiter selbst helfe, dessen Staatshaushalt einen Überschuß von 300 Millionen Pfund Sterling, also von sechs Milliarden Mark aufweise. Wenn der Vertreter des mächtigsten unter den in Brüssel vertretenen Staaten in einer Konferenz, die berufen ist, damit sich ihre Teilnehmer über den Modus gegenseitiger Hilfe verständigen, erklärt, daß sich jeder selbst helfen müsse, so kann gar kein Beschluß einstimmig gefaßt werden, der den Zwecken der Konferenz auch nur im entferntesten Maße entspricht.

So haben die Verhandlungen in Brüssel tatsächlich den Charakter der Beratungen eines Debattierklubs gewonnen, der sich von vielen anderen Kongressen zur Beglückung der Menschheit, deren Ergebnislosigkeit chronisch geworden ist, nur dadurch unterscheidet, daß er vom Völkerbund einberufen ist, und daß sich an ihm fast alle Staaten der Erde beteiligen. Seine Resolutionen werden unbeachtet in den Archiven des Völkerbundes schlummern, und die harte Wirklichkeit der Tatsachen wird über sie zur Tagesordnung übergehen.

Aber auch eine Versöhnung, eine Beruhigung der Gemüter werden die Verhandlungen nicht herbeiführen. Wenn während ihrer Dauer der Völkerbund ein Urteil fällt, wie er es in dem Streit über Eupen und Malmedy gefällt hat, ein Urteil, das geradezu selbstmörderisch ist, wenn während derselben Verhandlungen der Oberste Rat in der Frage der Weichseldörfer entscheidet, daß deren Zugehörigkeit zu Polen dem Versailler Vertrag und den Grundsätzen des Selbstbestimmungsrechts entspreche, dann kann nicht davon die Rede sein, daß die Stimmung der Versöhnlichkeit, die unter dem belgischen Wahlspruch ‚L'union fait la force' einige Wochen wie eine künstliche Treibhauspflanze geblüht hat, die Brüsseler Konferenz überdauert. Denn aus diesen Entscheidungen der weltbeherrschenden Macht, des Obersten Rates, und seines Sekundanten, des ihm ergebenen Völkerbundes, spricht nur der Geist des Hasses, nicht einmal der Geist der Gerechtigkeit, geschweige denn der Geist der Versöhnung.

Aus Brüssel aber werden die dort versammelten Vertreter der 36 Staaten kaum mehr mit nach Hause bringen als die welterschütternde Wahrheit, daß die Armut von der Powertee kommt

Die Reise nach Schlampampia.

Von Horribilicribrifax.

I.

Wir beginnen heute mit dem Abdruck einer größeren Zeitsatire, deren Gegenstand die Zustände im Lande „Schlampampia“ sind, geschildert von einem unvoreingenommenen, einem glücklicheren Lande entstammenden Kundschafter, der sich auf seiner Entdeckungsreise nichts entgehen läßt, was ihm neu oder seltsam vorkommt, und alles getreulich aufzeichnet. Trotz des bunten Gewandes, trotz des altertümlichen Stils ist das Urbild des Landes „Schlampampia“ um viel leichter zu erkennen als die Länder, die einst Gulliver durchreiste. Der Verfasser ist unseren Lesern kein Unbekannter mehr; manche seiner witzigen Grotesken, die in unserem Blatt „Unter der Lupe“ abgedruckt waren, werden vielen noch in der Erinnerung sein. Die Redaktion.

1. Kapitel. Wie Kalabok zu Schlampampia einfuhr und in eine Ratsdiktatur geriet.

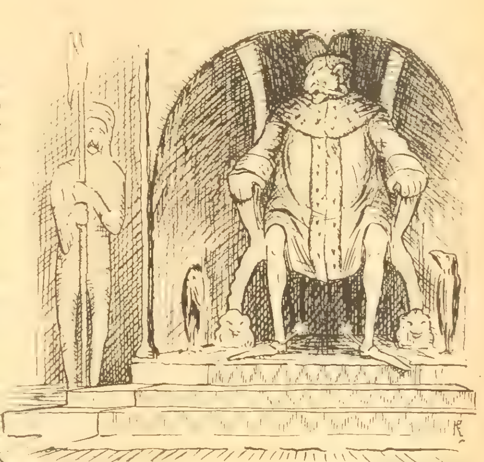
Da nun die Kunde von jenem sonderbaren und seltsamen Land, das sie Schlampampia nennen, in unser Land drang und die Gemüter aller unserer Pauren in hellichte Glut versetzte, ließ mich der allergnäd'gste Herr Gubernator zu sich rufen und sprach: „Wohlan, Kalabok, und wetze die Flügel und ziehe gen Schlampampia, auf daß du uns Kunde bringst von diesem neuartigen, wunderherrlichen Lande.“

Da war ich sehr frohgemut ob dieser großen Ehrung und eilte stracks nach haus. Und ich brauchte mehr denn zween Wochen, damit ich mich recht präparierte für mein Vorhaben. Vor allem meine Ohren ließ ich ziehen und recken und plätten, daß sie groß wurden wie eines Baders Becken, auf daß mir auch nichts entfahre, was ich im neuen Staat Schlampampia Gutes vernähme, denn es hieß, dort seien sie sehr beredet. Meine Fingernägel aber ließ ich mir wohl zween Zoll lang wachsen, damit ich unter jedem ein Schreibstiftlein verbergen könnte; ließ mir auch einen Flaus anmessen, mit vielfältigen Häuten Papier darauf, so man beschreiben und hurtig abreißen kann; ließ mir vom Schmied im Maul auch noch ein Gelenk anbringen, daß ich es recht aufsperren könne, und machte meine Augen also, daß ich sie aufspreitzen mochte wie Scheunentore.

Item: suchte mir unter meinen Flügelpaaren solche aus, die stark und kräftig waren; denn es ist ein gut Stück gen Schlampampia; schnallte sie mir auf den Hinteren und wischte davon.

Da ich viele Tage geflogen war gen Sonnenuntergang, sah ich da ein großes, finsteres Loch, so sie das „Loch im Westen“ hießen und das die äußerste Grenze von Schlampampia war, wetzte hurtig meine Flügel und stob hinein, daß es schnurrte. Also ward mir zu Mut: als ob ich in einen dunklen Rachen herein führe; und stank wahrlich nicht nach Rosen.

Kreiste etliche Male über einem hohen Dom und spähte herunter wie ein rechter Habicht; schien mir, als ob dieser Dom der Vater des Gestankes war, so mir in die Nasen stieg. Da ich mich aber mählich herniederschwenkte, merkte ich, daß dies ein Haus war, wo Dampfwagen aus- und einprazzeln; fuhr gänzlich hernieder, nahm mir die Flüglein vom Hintern und hangete sie an den Ohren auf und marschierte fürbaß zum Tor. Da war ein groß Menschengewimmel und redeten mit



„Wohlan, Kalabok, und wetze die Flügel und ziehe gen Schlampampia!“

vielerlei Zungen und waren wenige, die schlampampisch redeten. Denn schlampampisch ist eine Sprache, die mir wohl ansteht.

Ich aber machte mich stracks unter das Volk und merkte wohl auf, damit mir nichts entginge. Da vernahm ich denn, daß man grad itzo eine Rats- oder Gemeinversammlung hielte, um ein neu Regiment zu richten, so man Ratsdiktatur heißet.

Item vernahm ich, daß dergleichen Ratsdiktaturen oder neu Regimenter in Schlampampia des öfteren ein-, aber auch ausgerichtet werden; wie denn überhaupt die Schlampampier es lieben, auf diese artige Weise sich recht kurzweilig zu ergetzen.

War da aber ein Mannsbild mit ein groß rot Schild an der Mützen, fuhr auf mich zu und fragte mich, ob ich organisieret sei und wohin des Weges meine Reise? Antwortete drauf, ich wäre der Kalabok, der Kundschaftgreifer, ausgesandt von unserm gnädigsten Gubernator, und sollte Kunde bringen aus Schlampampia.

Fuhr das Männlein in hellem Zorn auf mich zu, also daß mir vor Schreck das Maul schier offen blieb; schrie mich auch an und sagte: „Organisier dich, du Hundsfott; denn das ist das Hauptstück in Schlampampia. Und komm mir nicht noch einmal mit deinem Herrn gnädigsten Gubernator; so jemand in Schlampampia gubernatoren will, so tut er es selbst."

Da war ich fürwahr erschrocken; und wackelten mir die Fingernägel, denn das Männlein legete nun Hand an mich und wollte mich alsogleich vor den Hohen Rat schleppen, auf daß ich „organisieret" werde. Und wußte doch nicht, was solches bedeutet.

Da kam ich in eine dunkle Ratstube; und hieß man mich auf einem hölzernen Schemel daniedersitzen und bedeutete mich, daß ich noch lange warten müßte, denn durch das Warten würde das Regieren leicht und das Fragen gar; und die Herren des Rats regierten auch grade und hätten nicht allsogleich Zeit für einen jeden.

Da saß ich nun und war gewißlich müde; gedachte jedoch meiner heiligen Pflicht, alles wohl aufzuzeichnen, was ich in diesem seltsamen Lande erlebete, und begann meinen Balg zu beschreiben mit den Stiftlein, so unter meinen Fingernägeln befestigt waren.

Indem ich also emsiglich arbeitete, ward mit erschröcklichem Geräusch die Tür aufgetan und stürzten drei oder vier Männlein herein, gar grausig anzuschauen: hatten blutigrote Bänder um die Arme getan und blutigrote Reiselein an der Mütze; und waren gewappnet mit allerlei Gewaffen. Die stießen ein lebendig Schwein vor sich her; das schrie, daß mir die Ohren gelleten; und loseten die Männlein um das Schwein; und vernahm ich, wie die Rede unter ihnen ging: sie hätten das Schwein einem Hamster abgenommen; und jetzt wäre es Nationaleigentum und würde sozialisieret.

Wußte ich aber nicht: was denn sozialisieren bedeutet; sintemal bei unserem allergnädigsten Herrn Gubernator es dergleichen Dinge nicht gibt. Und obgleich mir vor Furchtsamkeit die Luft schier stockte, da ich gewahr war, daß die Männlein sich nun anschicketen, das Schwein zu metzgen, vermeinete ich doch, ich müßte sie befragen.

Und sperrete Maul und Augen auf, daß mir ihre Rede nicht entginge; fragte den, so mir der Oberste zu sein schien: „Haltet zu Gnaden, edler Herr, wenn ein armseliger Fremdling aus Dofland sich erdreistet, euch zu erforschen. Saget an, wohledler Herr, wie leget ihr das Wörtlein sozialisieren aus?"

Brachen alle in ein höllisch Gelächter aus: also daß es mich schüttelte vor Furcht. Schrie auch der Oberste mich an: „Schau her, du Dachs, so sozialisieret man!" Damit zog er sein Schwert und metzgete das Schwein in den Schlund, also, daß es mit viel Geheul seinen Geist von sich gab.

Da erleuchtete es mir, daß denn sozialisieren nichts anderes denn metzgen bedeutet; und war sehr froh ob dieser Erkenntnis. War auch eingedenk meiner Aufgabe, so ich dem gnädigsten Herrn Gubernator gelobet, und verzeichnete mit Fleiß, wiewohl mit zitternden Fingern, auf mein Papierwams die newe Kunde.

Schrie eins der Männlein: „Was jückest du deinen Balg! (er vermeinete nicht anders, daß ich mich jückete, dieweil ich doch schrieb). Bist du auch recht entlauset? Zeig her dein Dokument, ob du recht entlauset bist?"

Da jammerte ich und bat; und meinte nicht anders, denn mein letztes Stündlein wär' gekommen und wolle man mich sozialisieren.



„Schau her, du Dachs, so sozialisieret man!"

Itzo packte man mich bei den Ohren und führte mich aus der Ratsstube heraus auf die Straße, da die Dampfwagen stunden. Und gab mich in die Hand eines andern Gewappneten. Und hieß ihn mich also gleich entlaufen.

Es hoben sich aber die, so das Schwein sozialisiert hatten, von hinnen.

Schrie und sprach ich unter Tränen: „Lieber gnädiger Herr! Erlasset mir das Entlaufen"; vermeinete ich doch, daß es auch eine Art Sozialisierens bedeutete.

Da ließ mich der Gewappnete grob an und brüllte: „Mach nur das Maul zu! Hier in Schlampampia wird, seit der wohledle Rat regiert, ein jeglicher entlaufet, ob er nun ein Rekrut sei oder nur ein General."

Zitterte ich vor Angst um mein armes Leben, suchte in meiner Tasche, daß ich dem Gewappneten ein Geschenk machen könnte, auf daß ich seinen Sinn milde stimmte. Fand noch etliche Lötlein Butter darin und reichte sie ihm hin.



Da lachte der Gewappnete grimmig, nahm die Butter, schrieb ein Papierlein aus und rief mich an: „Hier, du Dummkopf, hast du dein Zeugnis, daß du entlaufet bist. Hätt' dich auch sowieso nicht entlaufen können. Sind doch die Kessel verplatzt und die Schläuche sozialisieret und ist nimmer Dampf da."

Da hub ich mich fröhlich von hinnen. Merkte, daß Freude und Furcht gleich einer Purganz auf meinen Leib wirketen. Eilte, ein klein Häuslein zu finden, allwo ich in Ruhe meine Notdurft verrichten konnte. Sah ein groß Schild und ein Tor; wischte hinein.

Da ich nun meine Natürlichten verrichtete, ward ich inne, daß man in Schlampampia andere Sitten hat denn bei uns in Dofland: hing kein Stuck ein Papier an der Wand, wiewohl der Boden damit besät war. Wußte ich mir diesen Brauch nicht zu erklären und verzeichnete alsogleich mit Fleiß diese wahrhaftige Wahrhaftigkeit.

Da erkannte ich denn, wie gut ich getan hatte, mir mein papiern Wams zuzulegen; und ward mir dies sehr nützlich.

Nach allen Aventuren, so ich am denkwürdigen Tage meines Hereinfahrens in Schlampampia erlebet hatte, waren mir die Augen müde vom vielen Aufspreizen.

Und sintemal ich kein besser Quartier wußte und mich auch fürchten mußte in diesem wunderbaren Lande, schlug ich still meine Flüglein um mich und schlief also ein in dem kleinen Häuslein; und störete mich niemand denn die Ratzen, so durch das Papier raschelten. (Fortsetzung folgt.)

Wilsons Rolle im Weltkriege.

Von Henry F. Urban-New York.

I.

Die erste Betätigung des Universitätsprofessors Wilson als Berufspolitiker und Beamter erfolgte in seiner Stellung als Gouverneur des Staates New Jersey. Es erscheint mir lohnend, diese Betätigung etwas genauer zu betrachten, weil sie überaus kennzeichnend für ihn ist und das Verständnis für seine spätere Rolle als Präsident während des Krieges erleichtert. Kaum war er Gouverneur, so zeigte er sich als genau der gleiche Hecht im Karpfenteich, der er als Präsident der Universität Princeton gewesen war. Er hatte bei Annahme der Gouverneurskandidatur aus den Händen des politischen Parteihäuptlings und Oberbeuteverteilers Smith die Bedingung gemacht, daß er nicht der gehorsame Diener des Parteidespoten zu sein brauche. Das hatte der Despot angenommen in der Voraussetzung, daß Wilson später schon zu Kreuze kriechen werde. Diese professoralen Ideale in der Politik würde man ihm schon austreiben. Sie kannten den eisernen Dickkopf Wilsons nicht. Wilson machte nach seiner Erwählung sofort Front gegen Smith, der „zur Belohnung" Wilsons Unterstützung von Smiths Kandidatur für den Bundessenat erwartete. Er schlug diese Unterstützung Smiths nicht nur rundweg ab, sondern hielt sogar, als Smith auf der Kandidatur bestand, öffentliche Reden gegen ihn. Smith wurde geschlagen. Unter den Beutepolitikern herrschte helle Empörung. Das war gegen alle politische Gaunerehre gehandelt! Dieser Wilson war einfach ein gemeiner Verräter — in ihren Augen. Der aber erklärte ihnen seelenruhig: „Diese ganze scheußliche Korruption kommt daher, daß der oberste Beamte im Staat New Jersey kein wirklicher und unabhängiger Führer ist, sondern nur das gefügige Werkzeug der politischen Beutemacher seiner Partei. Ich gedenke der alleinige politische Befehlshaber zu sein. In New Jersey geschieht fortan, was ich verfüge — nicht was ihr wollt — basta!"

Natürlich hatte er nun die Vereinigung der Korruptionisten als Todfeinde gegen sich. Sie bekämpften ihn in jeder seiner Maßregeln. Es nützte ihnen jedoch nichts, weil er das Volk hinter sich hatte. Dem zeigte er, was er vermochte. Er setzte Vorwahlen direkt durchs Volk durch, ferner ein Arbeiterschutzgesetz, amtliche Überwachung öffentlicher Betriebe und anderes, was zum Nutzen der Allgemeinheit war. Er wollte doch mal sehen, ob er in seiner „Gemeinde" oder in seiner „Schule" nicht Ordnung schaffen und die Störenfriede nicht zur Vernunft bringen konnte! Der presbyterianische Moralfanatiker, der autokratische Schulmeister kam wieder zum Vorschein. Diese Mischung von Prediger und Schulmeister steht ihm auf dem Gesicht geschrieben. Er hielt sich für eine Art von politischem Messias, der von der Vorsehung dazu berufen war, seinem Volk das politische Heil, die Erlösung von der Korruptionspest zu bringen. Dazu stimmt das Bekenntnis, das er einmal in einer Rede abgab: „Jawohl — ich bin ein Radikaler! Ich sage Ihnen, der sogenannte Radikalismus unserer Zeit ist einfach ein Bestreben der Natur, die mächtigen Kräfte unseres Volkes freizumachen. Dieses große amerikanische Volk ist in seinem Innersten gerecht, brav und hoffnungsvoll. Die Wurzeln seines Wesens ruhen im Boden alles dessen, was rein und erhaben ist. Und die Notwendigkeit der Stunde ist eben dieser Radikalismus, der den Weg ebnen will für die Verwirklichung der Bestrebungen einer gesunden Rasse."

Sehr klangvolle, sehr einschmeichelnde Worte nach der Art, wie sie dem naiven Amerikaner eingehen wie Honigseim, die ihm in Versammlungen ein begeistertes Hurrageheul entlocken.

Ich denke da unwillkürlich an einen andern Idealisten, der zur Zeit, wo er auf ragendem Posten stand, mit genau der gleichen Gläubigkeit versicherte: „Ich werde euch herrlichen Zeiten entgegenführen!" Von Anbeginn der Welt hat das Volk, das „in seinem dunklen Drange des rechten Wegs sich wohl bewußt ist", denen begeistert zugejubelt, die ihm diesen Weg zeigten; auch das amerikanische Volk, das schon lange ahnte und es heute ganz genau weiß, daß es ein erbärmliches Sklavenvolk im Dienste der ungeheuerlichsten Gelddespotie ist, die man sich vorstellen kann: der Dollardespotie. Hier war der Erlöser, der als Universitätsprofessor gegen die Plutokratie im Universitätsleben gekämpft hatte, seine friedliche Studierstube aufgegeben hatte, um ganz allein den Kampf gegen dieselbe noch gefährlichere Plutokratie in der Politik und ihre schmutzspeienden Batterien aufzunehmen — ein David

gegen Goliath. Der mußte ins „Weiße Haus“ zu Washington — kein anderer!

Und so geschah's. Der Mann, der im Jahre 1912 ins „Weiße Haus“ einzog, sah also wie folgt aus: ein fast fanatischer Verfechter des reinsten Demokratismus und Bekämpfer des Plutokratismus, im weiteren Sinne ein nicht minder fanatischer Menschenverbesserer, dabei zugleich ein fanatischer Autokrat zum Zwecke der Durchsetzung seiner Ideale und ein glühender Englandbewunderer. Das Fanatische an ihm ist gerade das amerikanisch Charakteristische. Im Amerikaner steckt ganz allgemein dieser Zug, seine Mitmenschen mit aller Gewalt zu bessern, koste es, was es wolle. Die Prohibition, der Kampf gegen die Unmoral, die jüngste Bewegung zur Amerikanisierung der Eingewanderten — sie alle zeigen den gleichen Fanatismus, der immer über das Ziel hinausschießt, immer nach brutaler und blindwütiger Vergewaltigung schmeckt. Geistlichen und Schulmeistern ist dieser Zug manchmal eigen. Und wir wissen, daß Wilson aus einer Familie von Geistlichen und Schulmeistern kommt und selber Schulmeister war. Ihr Motto gegenüber öffentlichen Schäden ist meistens: „Ausrotten!“ Was nach der Ausrottung kommen soll, ist ihnen gewöhnlich gleichgültig. So ein unerbittlicher Ausrotter ist auch Wilson.

Im „Weißen Haus“ angelangt, begann er sofort das gleiche Spiel wie als Präsident der Universität Princeton und als Gouverneur des Staates New Jersey, das heißt: er mußte etwas ausrotten; diesmal die nationale Plutokratie in Gestalt der „Trusts“. Auch in diesem Kampf erlitt er einen Mißerfolg. Aber unendlich bedeutsamer ist, daß er ganz im stillen, ohne den Kongreß oder das Volk um Zustimmung zu ersuchen, mit Hilfe von Flotten-Expeditionen im Jahre 1914 Haiti und im Jahre 1916 San Domingo unter amerikanische Oberhoheit brachte. Das hinderte ihn freilich nicht, in seiner Botschaft an den Kongreß vom 2. April 1917 salbungsvoll zu erklären: „Angriffspläne können insgeheim entworfen und ausgeführt werden lediglich innerhalb der Geheim-Atmosphäre von Fürstenhöfen oder durch die Geheim-Abmachungen einer priviligierten Klasse. Sie sind Gott sei Dank unmöglich in einem Lande, wo die öffentliche Meinung herrscht und auf vollste Information über alle öffentlichen Angelegenheiten besteht.“ (Wie komisch das heute klingt!)

Hier stoßen wir zum erstenmal auf die Betätigung Wilsons als außeramerikanischer Politiker — eine Betätigung, die sich wie eine Ouvertüre zu seiner Kriegs-Tätigkeit ausnimmt insofern, als sie schon das „Leitmotiv“ dieser Tätigkeit anklingen läßt.

Diese Tätigkeit zeigte ihn von einer ganz neuen Seite: als den Mann der schroffsten Widersprüche, der verblüffendsten Unbegreiflichkeiten, der peinlichsten Unwahrheiten, des augenscheinlichsten Unamerikanismus. Wenn ich zur näheren Begründung dieser Behauptungen stellenweise auf schon Gesagtes zurückgreife, so ist das durch den Wunsch bedingt, das Beweis-Material möglichst lückenlos zu machen. Was waren diese Widersprüche, Unbegreiflichkeiten und Unwahrheiten?

Sofort nach Ausbruch des Krieges unterstützte er England und die andern Alliierten durch riesige Waffen-Lieferungen, nachdem er kurz zuvor derartige Lieferungen nach Mexiko als unneutral verhindert hatte.

Er rührte keinen Finger, um den Engländern die Wegnahme amerikanischer Post, die Durchsuchung amerikanischer Schiffe, selbst solcher, die nur zwischen amerikanischen Häfen verkehrten, die Belästigung amerikanischen Handels durch Anlegung schwarzer Listen amerikanischer Geschäftsleute usw. zu verbieten.

Er erklärte sich dafür, daß Amerika sich dem Kriege fernhalte, und sicherte sich seine Wiedererwählung im November 1916, besonders mit Hilfe der Deutsch-Amerikaner, gerade durch den Hinweis darauf, daß er diese Aufgabe gelöst habe. Aber am 20. Februar 1916 hatte eine Konferenz von Kongreßmitgliedern beim Präsidenten stattgefunden, an der auch der inzwischen verstorbene hervorragende Senator Stone teilnahm und in der die politische Lage besprochen wurde. Was da im geheimen besprochen worden war, wurde bekannt am 29. Februar 1916 durch einen im Repräsentanten-Haus zu Washington verlesenen Brief des Senators Stone an Wilson, worin es wörtlich heißt: „So sehr und so ernstlich ich bedauern müßte, vollständig anderer Meinung zu sein als Sie, so finde ich es doch mit meinem Pflichtgefühl und Verantwortlichkeitsgefühl unvereinbar, dem beizustimmen, daß unser Land in den Strudel dieses Krieges gestürzt werde. Ich kann mich der Überzeugung nicht verschließen, daß das so ungeheuerlich sein würde, daß es nicht zu rechtfertigen wäre.“ Wir haben aber neben diesem direkten Beweis von Wilsons Kriegswillen bereits im Februar 1916 noch einen weiteren. Am 2. März 1916 erzählte Senator Gore von Oklahoma, Senator Stone habe ihm gesagt, daß der Präsident in jener Konferenz vom 20. Februar 1916 zu Stone geäußert habe: „Krieg mag für Amerika schließlich gar keine so üble Sache sein.“ Kurz darauf hatte Herr Paul Müller, der Leiter der „Abendpost“ in Chicago, des angesehensten deutsch-amerikanischen Blattes im Mittelwesten, Wilson in Washington aufgesucht, weil er ernste Besorgnisse hatte, daß Amerika dem Kriege zutreibe. Er schilderte Wilson, welch eine fürchterliche Katastrophe ein Krieg mit Deutschland für die Deutsch-Amerikaner bedeute. Wilson versicherte Herrn Müller lächelnd, es sei kein Krieg zu befürchten. Wohl gemerkt: Das war kurz nachdem Wilson Senator Stones Zustimmung zum Kriege gewünscht hatte.

Auch am 26. Februar 1917 erklärte Wilson im Kongreß, er beabsichtige keinen Krieg. Aber bereits im August des Jahres 1916 hatte er einen g e h e i m e n K r i e g s v o r b e r e i t u n g s - A u s s c h u ß gebildet, bestehend aus sechs großen Geschäftsleuten und dem bekannten Arbeiterführer Gompers, der die Vorbereitungen zum Kriege treffen und unter anderem die Einführung des militärischen Zwangsdienstes beraten sollte.

Als der Krieg erklärt war, wurde die Miliz unter Verletzung der Konstitution über See gesandt. Die Konstitution verbietet das aber ausdrücklich, was Wilson ganz genau wußte. So hat er in einer Rede im „Auditorium“ zu Chicago am 31. Januar 1916 erklärt: „Dem Präsidenten ist nicht gestattet, die National-Garde (Miliz) aus den einzelnen Staaten herauszunehmen — ausgenommen im Falle einer feindlichen Invasion.“ Das hat er in anderen Reden in New York, Milwaukee, Topeka und sonstwo wiederholt. Warum? Waren auch das nur „Camouflage-Phrasen“, um das Publikum von seiner Friedensliebe zu überzeugen und es zu veranlassen, ihn wiederzuwählen?

Wie dachte sich Wilson ursprünglich seine Aufgabe als Kriegführender? Rein ideal, nahezu phantastisch ideal, als der von Gott gesandte Welt-Beglücker, der Erlöser von allen Welt-Übeln. Er hatte die Universität Princeton vom Plutokratismus der reichen Studenten und ihrer Väter „erlösen“ wollen (wenn auch ohne Erfolg), dann hatte er den Staat New Jersey vom selben Plutokratismus „erlösen“ wollen (wenn auch ohne Erfolg), nun trat die herrlichste, erhabenste Aufgabe an ihn heran: die Welt zu erlösen. Wovon? Von dem schrecklichen preußischen Militarismus, von dem schrecklichen Hohenzollerntum, zwei Übeln, deren Abscheulichkeit ihm die angebeteten Engländer nur zu leicht eingeredet hatten — nicht von dem französischen oder russischen Militarismus, schon gar nicht von dem englischen Welt-Despotismus, dem blutigsten von allen. O nein! England war der edle Welt-Wohltäter, auch Frankreich! Auch das hatten die Engländer ihm ohne Mühe suggeriert. Und Rußland? Ein fataler Bundesgenosse; doch der Zweck heiligte auch dieses Mittel. Aber hören wir einige von Wilsons Auslassungen über seine „göttliche Mission“.

Am 2. April 1917 sagte Wilson in seiner Ansprache an den Kongreß, worin er ihn ersuchte, Deutschland den Krieg zu erklären, wörtlich: „Wir werden, dessen bin ich sicher, unsere kriegerischen Maßregeln ohne Leidenschaftlichkeit führen und mit stolzer Peinlichkeit die Grundsätze des Rechtes und der Anständigkeit beobachten, für die wir kämpfen zu wollen erklärt haben.“ Ferner: „Es wird um so leichter für uns sein, uns als Kriegführende im Geiste des Rechts und der Anständigkeit zu betätigen, da wir nicht aus Feindseligkeit gegen ein Volk handeln oder um ihm i r g e n d e i n e n S c h a d e n o d e r N a c h t e i l z u z u f ü g e n, sondern lediglich infolge unseres Widerstandes gegen eine unverantwortliche Regierung. Wir sind, um es zu wiederholen, d i e a u f r i c h t i g e n F r e u n d e d e s d e u t s c h e n V o l k e s u n d w ü n s c h e n n i c h t s d r i n g l i c h e r a l s d i e m ö g l i c h s t b a l d i g e W i e d e r h e r s t e l l u n g e n g e r B e z i e h u n g e n z u g e g e n s e i t i g e m V o r t e i l z w i s c h e n u n s — wie schwer es ihnen auch augenblicklich sein mag zu glauben, daß uns das von Herzen kommt.“

Am 26. Mai 1917 (nach Entthronung des Zaren) sagte Wilson in einem Telegramm an die Kerenski-Regierung wörtlich: „Kein Volk darf unter eine Regierungsform ge-

Frankreich in der holländischen Karikatur.

Die Breslauer Zwischenfälle.



Marianne, die liebenswürdige und zartsinnige, fordert strenge Bestrafung für die ihr zugefügte Beleidigung.

Wohnungswechsel.



Mars wird in Frankreich naturalisiert.

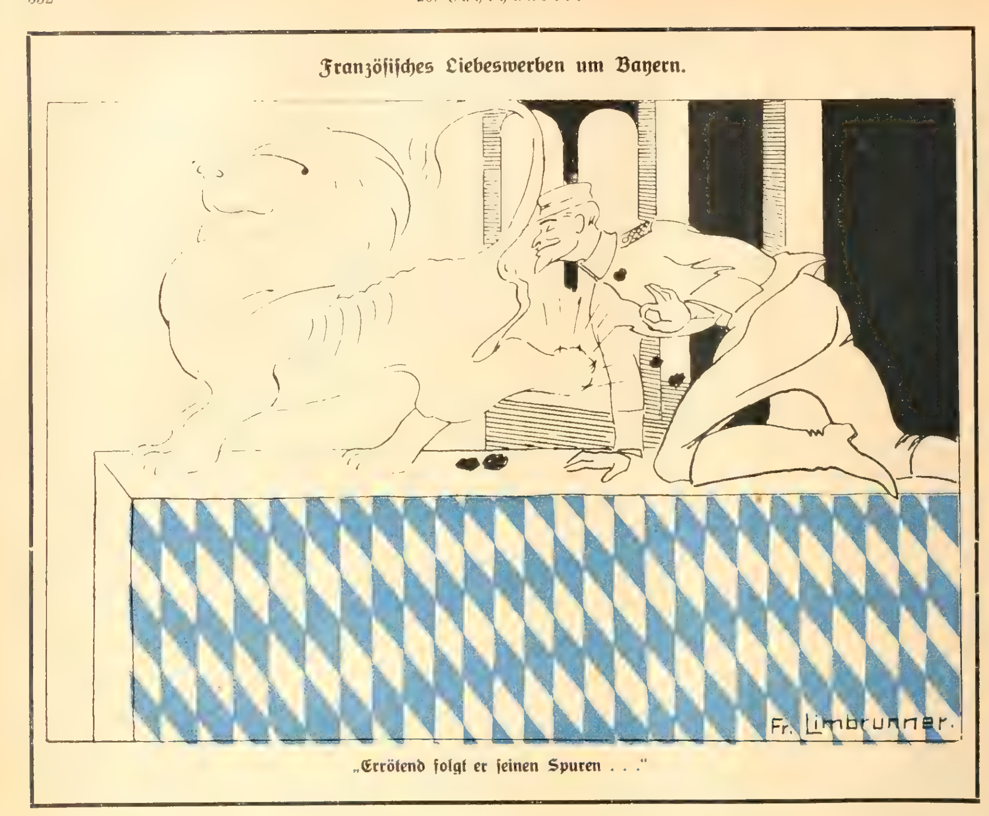
„De Notenkraker."

zwungen werden, unter der es nicht zu leben wünscht. Kein Gebiet darf den Besitzer wechseln, außer zu dem Zweck, seinen Bewohnern eine Möglichkeit zum Leben und zum Freisein zu sichern. Keine Kriegsentschädigungen dürfen verlangt werden außer denen für verübtes augenscheinliches Unrecht. Keine Änderungen der Machtverhältnisse dürfen vorgenommen werden außer solchen, die dazu dienen, den künftigen Frieden der Welt und die künftige Wohlfahrt und das Glück der Völker sicherzustellen."

Am 7. November 1917 erließ Wilson die übliche Kundgebung, worin er das Datum des nationalen amerikanischen „Danksagungs-Tages" festsetzte. Darin schrieb er wörtlich: **„Uns ist die Gelegenheit geboten, der Menschheit zu dienen,** so wie wir einstmals uns selber dienten zur Zeit unserer Unabhängigkeits-Erklärung, indem wir jetzt die Waffen ergriffen haben gegen eine Tyrannei, die die **Menschheit** zu beherrschen und zu erniedrigen drohte." Zum Schluß bittet er Gott, daß „Freiheit und Friede und die Kameradschaft einer gemeinsamen Gerechtigkeit dereinst allen Völkern gewährleistet sein möge."

Am 4. Dezember 1917 sagte er in einer weiteren Ansprache an den Kongreß, worin er die Kriegserklärung an Österreich empfahl, wörtlich: „Wir können uns erlauben, den Frieden auf Weitherzigkeit und Gerechtigkeit zu begründen, unter Ausschluß aller selbstischen Ansprüche auf seiten des Siegers." **Ferner: „Sie fangen gleich mir die Stimmen der Humanität** auf, die in der Luft vernehmbar sind. Sie (die Stimmen) bestehen darauf, daß der Krieg nicht in einem Akt der Rache irgendwelcher Art enden soll; daß keine Nation oder kein Volk beraubt oder bestraft werden soll, weil unverantwortliche Herrscher eines einzelnen Landes sich fluchwürdigen Unrechts schuldig gemacht haben. Der darin zum Ausdruck kommende Gedanke ist schließlich der gleiche, der Ausdruck fand in der Formel: Keine Annexionen, kein Tribut, keine Entschädigung

Französisches Liebeswerben um Bayern.



„Errötend folgt er seinen Spuren . . .“

als Strafe.“ Und zum Schluß, worin er betont, daß Amerika seine ganze Tatkraft der Erringung eines schnellen Sieges widmen müsse, sagt er: „Wir können das mit um so größerer Begeisterung tun, weil wir wissen, daß dieser Krieg für uns ein Krieg für die höchsten Grundsätze ist, der durch kein selbstsüchtiges Streben nach Eroberungen oder Beraubungen entehrt wird; weil wir wissen, und weil die ganze Welt weiß, daß wir in ihn hineingezogen worden sind, um die Einrichtungen, unter denen wir leben, vor Vernichtung zu retten.“

Im Januar 1918 erfuhr die Welt von den „14 Punkten“, die Wilson zur Grundlage des Friedens machen wollte. Sie standen völlig im Einklang mit seinen in den vorher angeführten Auszügen wiedergegebenen Überzeugungen. Auch noch später hielt er sich an diese Überzeugungen.

So äußerte er am 3. April (oder war es der 6. April) 1918 in einer Rede in Baltimore wörtlich: „Wir sind bereit, wenn es zur letzten Abrechnung kommt, gerecht gegen das deutsche Volk zu sein, und anständig ebenso gegenüber Deutschland (the German Power) zu handeln wie gegenüber allen andern. Es darf kein Unterschied bei der letzten Abrechnung gemacht werden, wenn es eine gerechte Abrechnung sein soll. Irgendetwas anderes als Gerechtigkeit gegen Deutschland zu üben, unparteiische und leidenschaftslose Gerechtigkeit, was immer das Ergebnis des Krieges sein mag, wäre gleichbedeutend mit einem Verzicht auf unsere eigene Sache, mit einer Entehrung dieser Sache.“

Ich weiß sehr wohl, daß das Deutsch meiner Übersetzung von Wilsons Äußerungen mangelhaft ist. Aber mir lag daran, diese Äußerungen möglichst wortgetreu wiederzugeben, weil ihre Schwülstigkeit, ihr Phrasenreichtum so überaus kennzeichnend ist für die Denkweise Wilsons. Daher aber ist es auch so besonders schwer, diese Sprache des Überidealisten und Bombastikers zu übersetzen. Um dabei ein anständiges Deutsch zutage zu fördern, wäre man gezwungen, nur den Sinn seiner Rede wiederzugeben. Mancher Leser wird mir vielleicht auch verargen, daß ich all diese Äußerungen Wilsons so ausführlich wiedergebe. Aber ich verfolge auch hierbei wieder die Absicht, das Charakterbild Wilsons so klar wie möglich zu gestalten.

Man vergleiche nun all diese bombastischen Erklärungen Wilsons mit dem Friedens-Vertrag von Versailles. Dieser Vertrag bedeutet den unerhörtesten Wortbruch Wilsons gegenüber Deutschland und der ganzen Welt, den man sich vorstellen kann. Das war bereits nach Wilsons Rückkehr aus Paris die Ansicht zahlreicher ehrlicher Amerikaner, die sich weigerten, noch länger ihre Überzeugung aus Furcht vor dem Knüppel des hysterischen Patriotismus und aus Furcht vor der Brandmarkung als „Prodeutsch“ für sich zu behalten. Da ist zum Beispiel Robert La Follette, den ich bereits früher als einen der bedeutendsten, wenn nicht den bedeutendsten Charakter im Senat zu Washington bezeichnete. Es ist derselbe La Follette, der von Anbeginn an der erbittertste Gegner Wilsons und „seines“ Krieges war. Er ist zugleich Herausgeber einer wegen ihres Freimuts und unverfälschten Amerikanismus geachteten Zeitschrift. Die Juli-Nummer vom Jahre 1919 enthält die schonungsloseste Verurteilung von Wilsons gesamter Kriegstätigkeit. Er fragt Wilson, wie er dazu komme, unter Verletzung der Konstitution auf eigene Faust und ohne Kongreß-Genehmigung Krieg gegen Sowjet-Rußland zu führen. Er nimmt ferner Bezug auf Wilsons Bemerkung in der Ansprache vor dem Kongreß vom 10. Juli 1919, worin er den Pariser Vertrag zu verteidigen sucht mit der fabelhaften Wahrheitsverdrehung: „Wir gingen in den Krieg als die selbstlosen Vorkämpfer des Rechts und wir interessierten uns für die Friedensbedingungen in keiner anderen Eigenschaft.“ Und La Follette knüpft, gleichsam nach Luft schnappend über diese bodenlose Fälschung, die empörte Frage daran: „Was für eine Art von Mann ist das, der nach Ver-

übung des monströsen Verbrechens gegen China eine derartige Äußerung von sich geben kann?" Gemeint ist damit die Losreißung Schantungs von China, dem Verbündeten der Alliierten. Schantung war bekanntlich der Preis, den England Japan für den Eintritt in den Krieg in einem geheimen Abkommen versprochen hatte.

Nicht minder scharf äußerte sich die einflußreiche **Internationale Frauenliga im September 1919 in einem in ihrer** Zeitschrift „Womens International Bulletin" veröffentlichten offenen Brief an Wilson. Darin heißt es wörtlich: „Ohne Rücksicht auf die Demokratisierung Deutschlands haben Sie dem deutschen Volk unglaubliche Lasten aufgebürdet, haben es mit Kriegsentschädigungen bestraft und wirtschaftliche Einschränkungen verfügt, die nichts anderes sind als internationaler Raub. Und um dieser jungen Demokratie einen schändlichen Frieden aufzuzwingen, haben Sie zur Blockade der Nahrungsmittel und Rohmaterialien Ihre Zuflucht genommen, was zur allgemeinen Arbeitslosigkeit der Männer und zum Verhungern der Frauen und Kinder führte."

Niemand hat aber an Wilson so vernichtend Kritik geübt wie Leutnant A. Berle, eins der 9 Mitglieder der amerikanischen Friedens-Abordnung in Paris, der aus Entrüstung über den Wilsonschen Wortbruch in Paris sein Amt niedergelegt hatte. Er schrieb im August 1919 in der vornehmen und furchtlosen New Yorker Wochenschrift „Nation", deren Herausgeber Oswald Villard ist, Sohn des berühmten deutsch-amerikanischen Finanzmannes Henry Villard (ursprünglich Hilgart) unter anderem: „Dieser Friede ist Herrn Wilsons Werk. Er wurde ihm nicht nach einer diplomatischen Schlacht aufgezwungen, in der er unterlag. Die Unterlassungsünden sind mit voller Überlegung begangen." Ferner: „Es war Herrn Wilsons freier Wille, daß der Vertrag bleiben solle, wie er war." Berle behauptet in Verbindung hiermit, daß die Ignorierung der **irländischen Unabhängigkeits-Bemühungen**, die Ablehnung des Antrages der Österreicher, ihnen den Anschluß an Deutschland zu gestatten, Wilsons ureigenes Werk war, ebenso wie die skandalöse Losreißung Schantungs von China. Und er schleudert Wilson die fürchterliche Anklage ins Gesicht, daß er bei seiner Rückkehr offen zugegeben habe, seine Idee von der Selbstbestimmung der Völker sei kein Grundsatz von ihm gewesen, sondern lediglich „Propaganda, um die Völker aufzuhetzen, die bisher von der besiegten Macht abhängig waren."

Dann kam die Rebellion des Kongresses gegen die unerträglich gewordene Diktatur Wilsons, der ihm zumutete, zu „seinem" Vertrag ohne weiteres Ja und Amen zu sagen. Diese Rebellion machte es nötig, daß er eine Redereise durch das Land unternahm, um das Volk für seinen Vertrag zu gewinnen. Und da leistete er sich weitere Ungeheuerlichkeiten. Er versuchte, das Volk zu ködern, indem er die Gegnerschaft **gegen den Vertrag auf „prodeutsche Propaganda" zurück**führte — eine Handlungsweise von ausgesuchter Schmutzigkeit. **Noch ungeheuerlicher jedoch war, daß er am 5. September 1919 in einer Rede in St. Louis wörtlich sagte:** „Dieser Krieg war ein kommerzieller und industrieller Krieg, er war kein politischer Krieg." Ferner: „Der wahre Grund **des eben beendeten Krieges war, daß Deutschland fürchtete, seine kommerziellen Nebenbuhler würden es überflügeln, und der Grund, warum verschiedene andere Nationen am** Krieg teilnahmen, war die Überzeugung ihrerseits, daß Deutschland sie überflügeln würde."

Hier gibt er urplötzlich zu, daß der Krieg lediglich ein **rein materieller, ein Geschäftskrieg gewesen sei, und unterschreibt also, was zahllose anständige Amerikaner vor ihm** gesagt hatten — nur mit dem Unterschied, daß das damals „Landesverrat" war und daß Wilson die Aufrichtigen ins Zuchthaus steckte. So hatte der ehemalige Bundes-Senator John D. Works in einer Rede in Los Angeles, Staat Kalifornien, schon am 21. Juli 1917 (also kurz nach Amerikas Eintritt in den Krieg) gesagt: „Was hat diese fürchterliche **Umwälzung (in Amerika) herbeigeführt? Der Sinnes**wechsel eines schwachen, schwankenden Mannes, der lediglich auf die herrischen Befehle der Geldmacher, der Munitionsmacher, der Stahl-, Kupfer- und Nickel-Magnaten hörte, und nicht auf die Stimme des Volkes, das den **Frieden wünschte.**"

Und zu allem Überfluß erinnere ich nochmals an die größte aller Wilsonschen Ungeheuerlichkeiten: sein offenes Eingeständnis gegenüber dem Bundes-Senator McCumber **im Weißen Hause am 19. August 1919, daß er unter allen Umständen, aus rein „moralischen Gründen", am** Kriege teilgenommen haben würde. (Schluß folgt.)

Einrichtungen zur Förderung Begabter und Begabtenprüfungen in Berlin.

Von Dr. C. Piorkowski-Berlin.



Es war eine schon lange vor dem Kriege von den Schulreformern erhobene Forderung, allen Volksschichten die Möglichkeit zu geben, ihre besonders befähigten Kinder gehobenen Ausbildungsmöglichkeiten zuzuführen. Angelsächsische Länder, vor allem Australien, waren hierin teilweise schon vorangegangen, wenn auch überall nur bruchstückweise. Da entstand zuerst in Berlin während des Krieges, organisiert von **dem Berliner Stadtschulrat Dr. Reimann, ein System, das den** Versuch machte, wenigstens den Spitzen der Befähigten auch aus den minder bemittelten Kreisen zu einer ihren besonderen Fähigkeiten entsprechenden Ausbildung zu verhelfen. Dieses System, das sowohl Knaben wie Mädchen umfaßt, gliedert sich ungefähr folgendermaßen:

Halbjährlich nennen sämtliche Berliner Gemeindeschulen diejenigen Schüler und Schülerinnen, die ihnen besonders befähigt hinsichtlich ihrer allgemeinen intellektuellen Qualitäten erscheinen. Alle diese Genannten werden durch eine Kommission, die aus Pädagogen und Psychologen besteht, einer Fähigkeitsprüfung (auf die weiter unten noch näher eingegangen werden wird) unterzogen und kommen, wenn sie die ihnen dort gestellten Aufgaben zu lösen vermögen, auf die sogenannten „Begabtenschulen" oder in Förderklassen. Deren gibt es in Berlin für die Knaben zwei, nämlich das Köllnische Gymnasium, das seit Einführung dieser Institution vor drei Jahren keine anderen als so ausgelesene Schüler mehr aufnimmt, und die Kaempf-Realschule, für die das gleiche gilt, während die Mädchen auf verschiedenen Mädchen-Mittelschulen besondere „Förderklassen" erhalten haben.

Der Lehrgang des Köllnischen Gymnasiums ist derart, daß die Knaben auf ihm in sechs Jahren (statt wie sonst in neun) zur Reifeprüfung geführt werden, wobei ihnen noch die Wahl zwischen einem realgymnasialen und einem gymnasialen Zug nach gemeinsamem Unterbau offensteht, während die Kaempf-Realschule in drei Jahren ihre Schüler zu den Zielen der Realschule, etwa dem früheren „Einjährigen" entsprechend, führt, mit etwas stärkerer Berücksichtigung gewerblicher Fächer, als dies auf der allgemeinen Realschule zu geschehen pflegt. Da die Jungen meist in der vorletzten Klasse der Gemeindeschule den Übergang auf diese „Begabtenschulen" vollziehen, wo sie in einem Alter von durchschnittlich 13 Jahren stehen, so erreichen sie den Abschluß ihrer Schulen ungefähr in dem gleichen Alter, als wenn sie von Anfang an auf die betreffenden höheren Schulen geschickt worden wären.

Die Abiturienten des Köllnischen Gymnasiums haben dann die Möglichkeit zu jedem beliebigen Studium, die der Kaempf-Realschule können entweder noch drei Jahre die gewöhnliche Oberrealschule besuchen oder, was sie meistens tun, sich Industrie und Handel oder entsprechenden technischen und gewerblichen Fachschulen zuwenden.

Die Mädchen erreichen ebenfalls in drei Jahren das Ziel der preußischen Mädchen-Mittelschule, welche ihnen den Zugang zu den mannigfachsten mittleren Berufen, auch im Staatsbetriebe, wie beispielsweise der Post usw., aber auch zu vielen Stellungen in Handel und Industrie öffnet. Sie können aber auch noch auf Lehrerinnenseminaren, Kunstgewerbeschulen, Haushaltungsschulen usw. eine weitere Fachausbildung erhalten, ja in besonderen Fällen sogar über Oberlyzeum und Studienanstalt bis zum Universitätsstudium gelangen.

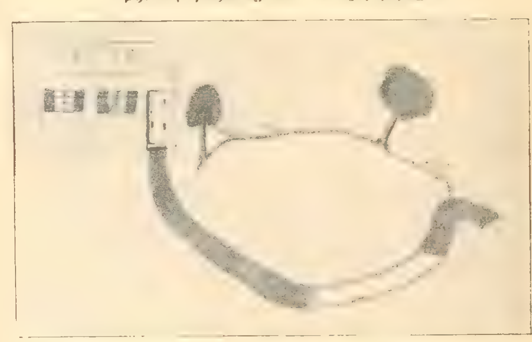
Fast alle Eltern der Kinder erhalten außer freien Schulmitteln noch eine Erziehungsbeihilfe, damit es ihnen auch möglich ist, ihre Kinder auf diese Anstalten zu schicken.

Aus den Prüfungen künstlerisch begabter Gemeindeschüler.

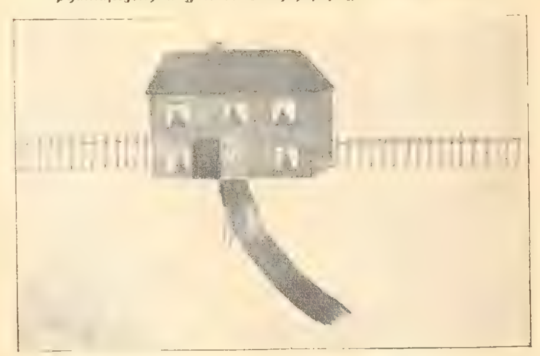
Mit Genehmigung des Verlages S. Hirzel der Monatsschrift „Praktische Psychologie" entnommen.



Phantasiezeichnung eines Vierzehnjährigen.



Phantasiezeichnung einer Dreizehnjährigen (Vater Tischler).



Phantasiezeichnung eines 14½jährigen (Vater Metallarbeiter).

Außer dieser Förderung der intellektuell Begabten [...] Stadt Berlin aber auch Maßnahmen getroffen, die [...] lerisch und technisch besonders befähigten Juge[...] zu fördern. Wiederum halbjährlich melden die Schule[...] den intellektuell hervorragend Befähigten auch die i[...] beiden Beziehungen Hervorragenden, ja auch diese sel[...] nen sich, wenn sie sich für besonders talentiert halten, [...] Prüfungen melden, in denen dann die technische oder [...] rische Spezialbegabung zu erfassen versucht wird.

Die technische Prüfung findet in dem Psychotechnis[...] boratorium an der Technischen Hochschule Charlottenb[...] der Leitung des Privatdozenten Dr. Moede unterste[...] während die künstlerisch besonders Veranlagten durch ei[...] gliederige Kommission von Sachverständigen des Kun[...] bes in der Kunstgewerbeschule geprüft werden. Letzte[...] den dann je nach dem Prüfungsausfall einem Kunst[...] bzw. gehobenen Handwerk (die Mädchen auch Mod[...] usw.), in Fällen hervorragender Begabung auch un[...] ständen sogar der Malerei oder den bildenden Künste[...] zugeführt, während die technisch gut Befähigten eine b[...] sorgsame technische Ausbildung in ausgesuchten Betrie[...] Fachschulen erhalten.

Auf diese Weise ist wenigstens für einen Teil der [...] rung ein geschlossenes System hergestellt, in welchem [...] suchte Begabungen intellektueller, technischer oder küns[...] Art zu einer ihrer besonderen Veranlagung entspr[...] Ausbildung bzw. späterer Betätigung kommen, ein [...] verwirklicht, den idealen Zustand für die Gesamtheit [...] würde und in der organisierten Berufsberatung seine[...] ren Ausdruck gefunden hat.

Wie geht man nun vor, um diese Begabungen [...] finden? Hier stoßen wir auf die Frage, von deren [...] Lösung das Bestehen des ganzen Systems grundlegen[...] gig ist. Denn ist man nicht imstande, Begabungen n[...] Art und Richtung zu erkennen oder ist diese Erkennu[...] spätem Alter möglich, so verlieren diese Scheidungs- [...] ferenzierungsversuche natürlich ihren Sinn, und ma[...] dann entweder, wie es in der Zeit des reinen Liberali[...] schah, die Erziehung nach wie vor vollständig von [...] mögen der Eltern abhängig machen oder, als extrem[...] munist, allen dieselbe Erziehung geben, ein Verfah[...] selbstverständlich jede Großtaten unmöglich machen w[...] besteht deshalb ein dringendes Interesse, diese Be[...] unterschiede möglichst rechtzeitig und sicher erkennen z[...]

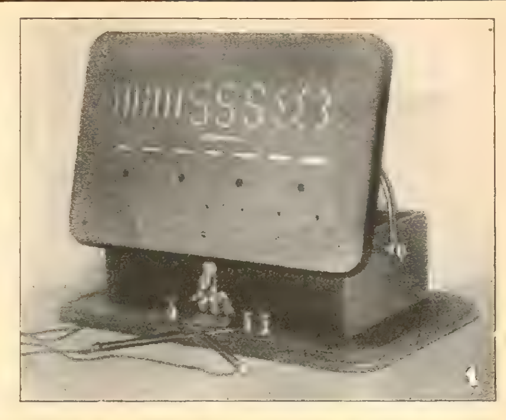


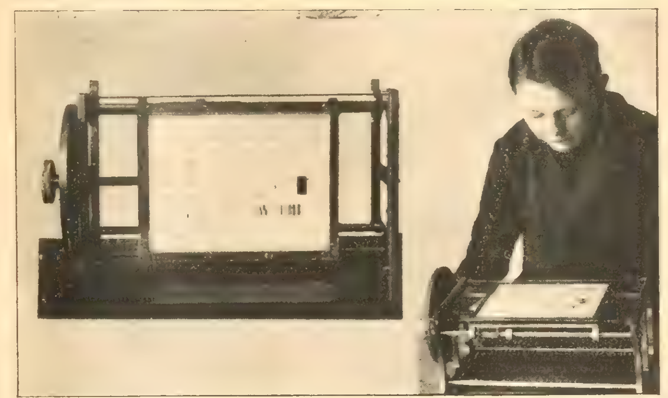
Technische Begab[...]

Derartige Mittel gibt es aber nun glücklicherweise. Aus drei ilen wird sich der Befähigungsnachweis zusammensetzen ssen: aus den Schulleistungen, aus der freien Beobachtung n Schule und Elternhaus und schließlich als drittem und sschlaggebendem aus der psychologischen Prüfung. s psychologische Experiment kann dabei verschiedener tur sein: Es kann einmal nur psychologische Me-oden zu Hilfe nehmen, und es kann sich das andere Mal Unterstützung von Apparaten bedienen. Ersteres gilt für Prüfungen zur Feststellung der intellektuellen higkeiten, das zweite für die Erkennung der technischen higkeiten, wenigstens teilweise. Die Festlegung der künst-ischen Fähigkeiten steht insofern in der Mitte, als hier zwar ne speziellen Apparate zur Verwendung kommen, aber die ethoden sich doch dem sogenannten Wirklichkeitsversuch, näm-h dem Zeichnen, Modellieren usw. annähern.

Das Prinzip bei der ersten Gruppe, den sogenannten „In-ligenzprüfungen", ist nun, keine Kenntnisse, sondern Fä-gkeiten zu prüfen. Die Schulkenntnisse sind ja sowieso neswegs gleichbedeutend mit Intelli-nz oder brauchen es wenigstens keines-egs zu sein, wie uns ja die Erfahrung s täglichen Lebens auf Schritt und Tritt igt. Wie viel weniger darf man sie nn zur Grundlage eines vergleichenden aßstabes machen wollen, wenn es sich rum handelt, Schüler, die von den ver-iedensten Gemeinden mit häufig ziem-h abweichendem Lehrplan und Lehr-ethoden kommen, vergleichsweise zu üfen. Nein, nicht Schulkenntnisse, son-rn Fähigkeiten zu prüfen, muß rum die Losung heißen!

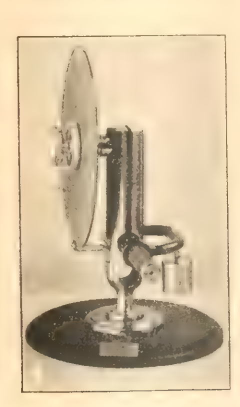
Wir prüfen deshalb vor allem außer m Gedächtnis das Urteils- und ombinationsvermögen einmal durch, daß wir den Kindern Stoffe und eschehnisse zur logischen oder psychologi-en Beurteilung auf Zweckmäßigkeit, ahrscheinlichkeit, Unterschiede usw. vor-gen, das andere Mal, indem wir s gegebenen Teilen oder Begriffen nze Zusammenhänge ergänzen oder rstellen lassen, wobei uns die Fülle,







Gelenkprüfer.



1. Tremometer.

2. Optometer.

3. Bolzeneinpasser.



Technische Eignungsprüfung am 5-Röhren-Apparat.

Richtigkeit und Orginalität der Kombinationen einen Maßstab für die Güte und Schärfe des für alle höheren Berufe so äußerst wichtigen Kombinierens abgeben. Aus dem Ausfall der verschiedenen Denk- und Urteils-, Gedächtnis- und Phantasieproben, sogenannten „Tests“, wird schließlich nach einem bestimmten Schlüssel ein Gesamturteil gebildet, das dann, im Verein mit den von den Schulen abgegebenen Beurteilungen über die Aufnahme oder Nichtaufnahme des Schülers bzw. der Schülerin auf die Begabtenschule entscheidet. Die Prüfungen erstrecken sich dabei möglichst auf alle überhaupt für das Fortkommen in jenen höheren Schulen erforderlichen Fähigkeiten und dauern deshalb auch ziemlich geraume Zeit, nämlich zwei Vormittage zu je 4½ Stunden, wozu noch ein dritter Vormittag tritt, der den beiden Prüfungsvormittagen vorangeht, an welchem die Schüler Gelegenheit haben, sich über ihre zukünftigen Berufswünsche und speziellen häuslichen Verhältnisse ausführlich zu äußern, und durch Gespräch mit den Prüfungsleitern eine etwa im Anfang noch vorhandene Befangenheit (die übrigens bei Berliner Kindern fast nie auftritt) abzustreifen. Durch das Durchprüfen der verschiedensten Seiten an den drei Tagen ist Gewähr geleistet, daß Zufallsresultate ausgeschlossen sind, da jeder Prüfling, wenn er auf dem einen Gebiet der Denk-, Gedächtnis- oder Phantasietätigkeit versagt, reichlich Gelegenheit hat, dies dann auf einem anderen Gebiete wieder auszugleichen. Durch Einstreuung besonderer sprachlicher oder mathematischer Proben wird außerdem versucht, gleichzeitig noch einen Hinweis darauf zu erhalten, ob der Prüfling mehr auf das vorwiegend sprachlich gerichtete Köllnische Gymnasium oder die mehr mathematische Fähigkeiten pflegende Kaempf-Realschule paßt.

Während so bei den intellektuellen Fähigkeitsprüfungen Apparate nicht oder doch kaum in Frage kommen, spielen sie, wie schon erwähnt, bei den Prüfungen zur Erkennung technischer Fähigkeiten eine große Rolle. Und in der Tat spielen ja beispielsweise bei dem zukünftigen Qualitätsarbeiter, der, je mehr wir zur Qualitätsarbeit übergehen müssen, um so wichtiger für Deutschland wird, Handgeschicklichkeit, Reaktionsgeschwindigkeit, Sicherheit der Handführung, Genauigkeit des Augenmaßes, Feinheit der Gelenkempfindung usw. eine entscheidende Rolle. Diese Eigenschaften werden mit einer Reihe sinnreicher Apparate geprüft, von denen die folgenden Abbildungen einige beispielsweise herausgreifen.

So mißt man z. B. mit dem Energograph die Druckkraft und Ausdauer der Hand, indem eine Feder in gleichmäßigem Rhythmus immer wieder zusammengedrückt werden muß, und jeder dieser Drucke graphisch auf einen vorbeirollenden Streifen aufgeschrieben wird. Oder beim Optometer die Feinheit des Augenmaßes, indem bestimmte Feineinstellungen vorgenommen werden müssen, deren Präzision sich an einer Skala auf der Scheibe des Apparates ablesen läßt. Gelenkprüfer und Bolzeneinpasser geben auf gleiche Weise Maße für die Feinheit der Gelenkempfindung, die für viele Arbeiten in der mechanischen Qualitätsindustrie so wichtig ist, und der Tremometer gestattet ergänzend die Ruhe und Sicherheit der Handführung festzustellen, indem der Prüfling immer enger werdende Einschnitte auf einer Metallplatte mit einem leitenden Stift zu durchfahren hat, wobei bei jedem Anstoßen an die Wandungen der Einschnitte ein Klingelzeichen elektrisch ausgelöst wird. Der 5-Röhren-Apparat schließlich soll dazu dienen, die Konzentration eines Menschen festzustellen. Der Prüfling muß nämlich hier gleichzeitig das in verschiedenem Tempo erfolgende Steigen und Fallen von beispielsweise Quecksilber in fünf Röhren aufmerksam verfolgen und durch Anziehen oder Niederdrücken eines Hebels verhindern, daß das Quecksilber bestimmte Marken übersteigt. Jedes Übersteigen dieser Marken registriert sich automatisch.

Aber auch das technische Verständnis ist für diese Berufsgruppe, besonders für die technisch-konstruktiven Tätigkeiten, äußerst wichtig. Es wird deshalb mittels einer großen Anzahl von technischen Modellen, die es zu erklären gilt, oder von Zeichnungen, die man in bestimmter Weise sich einprägen, ergänzen oder ebenfalls erklären soll, besonders ausführlich geprüft. Auch bei diesen Prüfungen sind die Unterschiede, die sich ergeben, oft erstaunlich groß. Besonders die Mädchen, die man, wenn sie etwa technische Zeichnerinnen oder dergleichen werden wollen, hin und wieder auch mit diesen Methoden prüft, zeigen hier oft einen erstaunlichen Mangel an Verständnis, während wir andererseits bei den Knaben oft verblüffende Leistungen erhalten, die deutlich zeigen, wie gerade mathematisch-technische Begabung in einem hohen Maße angeboren ist!

Die dritte und letzte Gruppe endlich bilden die künstlerisch bzw. kunstgewerblich besonders Befähigten. Diese werden ebenfalls an zwei Vormittagen je vier Stunden lang geprüft, und zwar erhalten sie jeden Vormittag zwei Aufgaben: Am ersten Vormittage müssen sie je zwei Stunden eine Blattpflanze, die sie sich unter einer Reihe von Gewächsen auswählen können, abzeichnen, wozu ihnen zwei Stunden Zeit gegeben werden, und daraufhin aus dem Gedächtnis einen künstlerisch geformten Krug, den sie sich zehn Minuten lang ansehen dürfen, möglichst naturgetreu und richtig hinzeichnen. Am zweiten Vormittag wird ihnen zunächst ein Thema, etwa eine Szene aus einem Märchen oder dergleichen gegeben, zu welchem sie eine passende Phantasiezeichnung (gleichgültig ob bunt oder mit Bleistift, Feder usw.) entwerfen sollen. Hierzu bekommen die Kinder wiederum zwei Stunden Zeit, gleich wie zur letzten Aufgabe, ganz frei irgendetwas zu zeichnen, malen oder zu modellieren.

Gewertet für die Aufnahme und die den Kindern daraufhin vermittelte Art der Ausbildung wird nun Art und Güte der vier angefertigten Arbeiten. Außerdem aber wird auch das, was die Kinder von in der Schule oder zu Hause selbst angefertigten Erzeugnissen zur Prüfung mitgebracht haben, ergänzend berücksichtigt. Hierbei muß man allerdings große Vorsicht walten lassen, weil man naturgemäß nie genau wissen kann, was von den Kindern selbst angefertigt ist, und wo fremde Hände nachgeholfen haben. Im Zweifelsfalle entscheiden deshalb immer die in der Prüfung angefertigten Arbeiten.

Durch diese drei Prüfungen sucht man also die intellektuell, technisch und künstlerisch besonders befähigten Jugendlichen zu erfassen. Wenn das System auch sicherlich nicht vollkommen ist, so kann man es doch, besonders solange uns eine einheitliche Vorstufe fehlt, als wesentlichen Fortschritt gegen früher begrüßen und der Stadt Berlin wie dem Schöpfer dieses ganzen Systems den Dank für ihre fortschrittlichen Bestrebungen nicht versagen.

Das britisch-japanische Bündnis und die Pazifik-Frage.

Von Sinologus.

Der Verfasser dieses Artikels war lange Zeit im Auswärtigen Dienst im fernen Osten, seine Ausführungen beruhen also auf einer besonders gründlichen, an Ort und Stelle erworbenen Sachkenntnis.
Die Redaktion.

Neben den europäischen Problemen ist heute die Frage der Erneuerung des britisch-japanischen Bündnisses die größte der internationalen Politik, denn bei ihr handelt es sich um die Lebensinteressen von drei Erdteilen und um die folgenschwerste aller Zukunftsfragen: die Frage des Stillen Ozeans. Noch um die Jahrhundertwende erschien diese so unbedeutend und entfernt, daß sie überhaupt nur von wenigen weit in die Ferne schauenden, den Entwicklungsgang der Völker unter dem Gesichtspunkt der Jahrhunderte überblickenden Beobachtern bemerkt wurde, und heute, nachdem noch kein Menschenalter seit jener Zeit vergangen ist, steht sie gleich einer großen, unheilschwangeren Gewitterwolke am politischen Himmel.

Wohl noch niemals in der Weltgeschichte ist eine aufstrebende, lebenskräftige Nation so sehr durch die äußeren Verhältnisse in ihrem Aufstieg begünstigt worden wie Japan in den letzten 20 Jahren. Ohne die kluge Politik seiner Staatsmänner, die diese Verhältnisse jederzeit zu nutzen wußten, und ohne die Tüchtigkeit und glühende Vaterlandsliebe seiner Bevölkerung, die ihren Führern blindlings folgte und keine Opfer scheute, wäre das natürlich nicht möglich gewesen, aber zur Erzielung des ungeheuren bisherigen Enderfolges war beides notwendig: die Gunst der Verhältnisse und das rastlose, einmütige Streben der Nation nach den großen, ihr von ihren

Der Held von Groß-Berlin.



Löwenstein.

Besten gestellten Zielen. Einer der größten äußeren Belange in dieser Hinsicht war das 1902 mit England zustande gekommene Bündnis, es war gewissermaßen die bequeme Stufenleiter, auf der Japan schnell zu der Höhe einer Weltmacht emporgestiegen ist, die es sonst nur — wenn überhaupt — in mühsamem, langsamem Emporklimmen auf steilem Hang erreicht hätte. Allerdings ist auch England überreichlicher Vorteil aus diesem Pakt erwachsen, denn sonst hätte das nüchtern rechnende und auf seine „splendid isolation" so stolz gewesene Krämervolk sich nicht dazu verstanden, um so weniger, als es dabei gleichzeitig auch seinen Rassenstolz hintansetzen mußte. Aber Erlangung der Sicherheit vor dem gefährlichen Rußland im fernen Osten und der Schutz seiner dortigen wichtigen Interessen waren ihm diese Opfer seiner Gefühle wert, und bei der schon 1905 erfolgenden Revidierung des Bündnisvertrages machte es auch materielle Zugeständnisse und ließ seinem in dem damaligen Russisch-Japanischen Krieg voraussichtlich siegreichen Verbündeten freie Hand in Korea, dessen Unabhängigkeit und territoriale Integrität ebenso wie die Chinas der ursprüngliche Vertrag gerade hatte schützen sollen. Jetzt erkannte es Japans überwiegende politische, militärische und wirtschaftliche Interessen dort an und behielt sich bescheiden nur Handels- und industrielle Freiheit vor, dafür wurden nun noch der Schutz Indiens und die Bestimmung in den Vertrag gesetzt, daß schon im Fall „eines unprovozierten Angriffs oder einer aggressiven Unternehmung" einer einzelnen Macht — im Vorvertrag wären zwei feindliche erforderlich gewesen — der eine Verbündete dem andern zu Hilfe kommen sollte. Bei der letzten Erneuerung des Vertrages im Jahre 1911 wurde endlich sowohl die Klausel über Indien wie auch die über Korea gestrichen; letzteres war am 28. August 1910 von Japan annektiert worden, da es, wie der britische Außenminister Lord Lansdowne erklärte, „unfähig sei, allein zu stehen". Es mag hier gleich erwähnt werden, daß England damals auch seinen letzten Vorbehalt, die Aufrechterhaltung der offenen Tür, be-

züglich Koreas aufgab, indem es Japan zugestand, nach dem 28. August 1920 einen neuen Zolltarif dort einzuführen, damit also auf die Gleichberechtigung im Handel dort verzichtete. In der Tat hat jetzt die britische Regierung im Parlament am 27. April d. J. auf eine Anfrage zugegeben, „daß sie eine Fortsetzung ihrer Politik zur Aufrechterhaltung der offenen Tür in Korea nach dem 28. August d. J. nicht beabsichtige. Korea fällt also jetzt vollständig Japan anheim. Die für England wichtigste neue Bestimmung im Vertrag von 1911 war jedoch die, daß das Bündnis keinen der beiden Verbündeten zu einem Krieg mit einer dritten Macht zwingen solle, mit der er einen allgemeinen Schiedsgerichtsvertrag habe. Das schloß die schon damals vorhandene Gefahr für England aus, Japan in einem bei seinen vielen Interessengegensätzen zu den Vereinigten Staaten immerhin möglichen Krieg helfen zu müssen, da England mit den Vereinigten Staaten einen solchen Schiedsvertrag hat. Schon in jener Zeit verfolgte Amerika die imperialistische Politik Japans auf dem asiatischen Festland, sein wirtschaftliches und politisches Vorgehen in China, für dessen offene Tür und Unabhängigkeit Amerika immer eingetreten war, mit wenig freundlichem Auge, überdies sah es sich auch unmittelbar in den Philippinen und in seinen Sonderinteressen in der Mandschurei bedroht, endlich hatte auch die japanische Einwanderung in Kalifornien zu Spannungen geführt.

Mit dem Weltkrieg aber kam 1914 für Japan die günstigste Gelegenheit, seine politischen Endziele, die auf nichts weniger als auf politische und wirtschaftliche Beherrschung Asiens und des Stillen Ozeans hinausgehen, um ein gewaltiges Stück ihrer Verwirklichung näherzubringen. Auch jetzt war es wieder das britische Bündnis, das ihm seitens Englands und der Entente das Mandat dazu gab, unter dem Vorwand des Schutzes Ostasiens Deutschland dort zu entfernen, dessen Stützpunkt Tsingtau ihm nach dem russischen Port Arthur am meisten störend bei der Weiterführung seiner Pläne erscheinen mußte, und in dem es auf wirtschaftlichem Gebiet zudem noch einen gefährlichen Wettbewerber für seinen eigenen ausdehnungsbedürftigen Handel sah. Daß es dann die langen Kriegsjahre, in denen die Bundesgenossen und schließlich auch sein Gegner Amerika in Europa vollauf beschäftigt waren, die so leicht nicht wiederkehrende Gelegenheit benutzte, um seine eigenen Interessen in Asien aufs nachdrücklichste zu fördern, war natürlich und konnte am wenigsten in England erstaunen, dessen Raubpolitik stets nach denselben Grundsätzen skrupelloser Ausnutzung von Streitigkeiten anderer Völker verfahren ist. So setzte sich Japan nicht nur in Tsingtau, sondern auch in der ganzen Provinz Schantung fest, und so erzwang es 1915 vom wehrlosen China die Annahme seiner berüchtigten 21 Forderungen — Erpressungen wirtschaftlicher und politischer Natur unerhörter Art! Wo gab es aber auch eine bessere Ausdehnungsgelegenheit für eine lebenstarke Nation, die mit einer jährlich um 700 000 Köpfe zunehmenden dichten Bevölkerung auf einem — sowohl was Nahrung wie Raum anbetrifft — schon seit langem viel zu klein gewordenen, größtenteils nicht anbaufähigen Inselgebiet sitzt, als auf dem unmittelbar gegenüberliegenden asiatischen Festland, wo das von Parteikämpfen zerrissene, ohnmächtige China, das alle Rohstoffe, Erze und Kohlen in Überfülle besitzt, mit seinen 400 Millionen Menschen das größte Bezugs- und Absatzgebiet der Welt für einen Rohmaterialien und aufnahmefähige Auslandsmärkte benötigten Industriestaat bietet, und wo in den nördlicheren, dünnbevölkerten Gebieten der Mandschurei und Mongolei und in den nach dem Zusammenbruch Rußlands ebenfalls schutzlos gewordenen riesigen Länderstrecken der russischen Küsten- und Amurprovinz sowie Ostsibiriens fruchtbares Neuland dem kühn Zugreifenden offen liegt! So hat Japan nicht gezögert und sich in China, der Mandschurei und Mongolei wirtschaftliche und vielfach auch politische Vorrechte gesichert, deren Ausübung eine allmähliche Verdrängung aller anderen Nationen dort mit sich bringen würde, und es hat sich, als sich ihm durch das Vordringen der Bolschewisten nach Osten eine erneute Gelegenheit bot, als „Mandatar" der Verbündeten aktiv am Krieg unter Förderung seiner eigenen Pläne teilzunehmen, in Ostsibirien, in der Amur- und Küstenprovinz festgesetzt, den Hafen Wladiwostok, die Amurmündung mit Nikolajewsk und seit wenig Wochen auch die nördliche Hälfte der gegenüberliegenden Insel Sachalin in seiner Hand. Aber nicht nur England hatte wohl oder übel den Bundesgenossen gewähren lassen und ihm sogar in aller Form Korea überlassen müssen, auch die Vereinigten Staaten erkannten in dem sogenannten Ishii—Lansing-Abkommen 1917 Japans Sonderstellung in Ostasien wegen seiner besonderen politischen und wirtschaftlichen Interessen dort an. Welch ein Wandel gegen das Jahr 1895, als nach dem Sieg über China der Einspruch Deutschlands, Frankreichs und Rußlands dem siegreichen Japan jede Festsetzung auf dem asiatischen Festland verwehrte und ihm nur die Insel Formosa als Siegespreis gelassen hatte! Daß das ihm befreundete Deutschland, noch dazu ohne den geringsten Vorwand eigener Interessen, ihm damals zugunsten Rußlands in den Arm gefallen ist, hat Japan nie vergessen, und das gab der japanischen Regierung bei ihrem Ultimatum an Deutschland 1914 eine starke moralische Stütze gegenüber allen deutschfreundlichen Stimmungen!

Erst jetzt, wo allmählich ein klarerer Überblick über die veränderte Weltlage möglich wird, scheint England und Amerika der Umfang der durch Japan drohenden Gefahr zum Bewußtsein zu kommen; jetzt erkennen sie, daß da am Stillen Ozean eine Weltmacht herangewachsen ist, die bereits auf dem ganzen gegenüberliegenden Ostasien ihre Hand hat — ein festgefügter, moderner Nationalstaat mit 57 Millionen Menschen und einem erstklassigen Heer und ebensolcher Kriegsflotte, die beide fieberhaft weiter vergrößert werden. Seine rassefremde und im wirtschaftlichen Kampf wegen ihrer Leistungsfähigkeit bei gleichzeitiger größerer Bedürfnislosigkeit der weißen Rasse überlegene Bevölkerung hat sich bereits nach allen an den Stillen Ozean grenzenden Ländern, nach Australien und Neuseeland, nach Kalifornien und Kanada, nach den Inseln des Pazifik und der Südsee und auch nach Mittel- und Südamerika ausgedehnt und nimmt überall selbst bei strengen Gegenmaßregeln weiter zu. Kein Wunder, daß, als England und Japan jetzt vor der Frage der Erneuerung des Bündnisses standen, das vor dem 13. Juni entweder erneut geschlossen werden mußte oder andernfalls mit einjähriger Kündigungsfrist jederzeit beendet werden kann, sich in der englischen Presse, vor allem aber bei den Briten in Ostasien und den dortigen britischen Handelskammern, lebhafte Einsprüche gegen eine Erneuerung erhoben, in denen nicht nur auf die vielen Verstöße Japans gegen den Wortlaut und Geist des Bündnisses, sondern auch auf die Gefahr einer Entfremdung mit Amerika hingewiesen wurde, auch betonte man die Wertlosigkeit des Bündnisses für England nach Beseitigung der russischen und deutschen Gefahr. In den britischen Dominien wiederum wurde die Einwanderungs- und Rassengefahr hervorgehoben; der Protest Australiens und Neuseelands, wo man über Japans Befestigung eines Teiles der ihm durch den Friedensvertrag zur Verwaltung zugesprochenen deutschen Südseeinseln nördlich des Äquators erregt ist, war besonders energisch. Alle Dominien verlangten zum mindesten ebenso wie schon bei der Vertragserneuerung von 1911 vor der endgültigen Entscheidung zu Rate gezogen zu werden. Aber auch diejenigen Stimmen in England, die sich für die Erneuerung aussprachen, da sie dadurch die Aufrechterhaltung der Ruhe in den asiatischen Ländern und den Schutz der weitausgebreiteten britischen Interessen dort selbst in Kriegszeiten mit Hilfe Japans gewährleistet glauben und schließlich auch ein freundschaftliches Handinhandarbeiten beider Völker in China für erwünscht halten, fordern größere Sicherheit für die offene Tür in China, Rückgabe Tsingtaus und Schantungs mit seiner Bahn sowie der Mandschurei und ihren Bahnen an China und möglichst auch den Zutritt Chinas und der Vereinigten Staaten zum Bündnis. Der eigentliche Gedanke scheint bei dem allen zu sein, durch das Bündnis in erster Linie Japans imperialistischer Ausdehnungspolitik einen festen Zügel anzulegen, der nunmehr natürlich straffer gehalten werden würde als bisher. In Japan andererseits erklärten sich zahlreiche hervorragende Persönlichkeiten wie auch die Presse im allgemeinen entschieden für die Beibehaltung des Bündnisses. Für Japan ist es insofern von größter Wichtigkeit, als es ohne dasselbe nicht nur völlig isoliert wäre, sondern auch eine weitere Annäherung zwischen England und Amerika befürchten müßte, und einer ihm feindlichen gemeinsamen Politik dieser beiden Großmächte wäre es kaum gewachsen; dagegen könnte es infolge des Bündnisses gerade hoffen, daß Argwohn und Feindseligkeit in den britischen Dominien und den Vereinigten Staaten allmählich schwinden und einer freundlicheren Haltung ihm gegenüber Platz machen, wodurch die immer wiederkehrenden Spannungen mit ihrer Kriegsgefahr endlich aufhören würden. Lebhaft erörtert wurde die Bündnisfrage auch in der amerikanischen Presse, zumal da die



Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Japan **gegenwärtig gerade wieder einmal alles andere als gut sind.** In Kalifornien ist seit längerer Zeit wieder eine starke Bewegung gegen die dort ansässigen Japaner im Gange; ihre Zahl beträgt jetzt 87 000 und hat sich in den letzten 10 Jahren trotz des sogenannten Gentleman's Spreement, wonach nur noch nicht zur Arbeiterklasse gehörige Asiaten Einreiseerlaubnis erhalten, verdoppelt. Man plant ein Gesetz, durch das Kauf oder Pacht von Grundeigentum durch Asiaten in Kalifornien verboten werden soll. Aber auch in den übrigen Bundesstaaten mag man die Japaner nicht: die amerikanische Federation of Labour (Arbeitervereinigung) forderte sogar vom Kongreß, er solle das „Gentleman's Spreement" mit Japan annullieren und jede japanische Einwanderung in die Vereinigten Staaten verbieten. Der japanische Botschafter hat gegen die kalifornische Gesetzesvorlage in Washington Einspruch erhoben. Ein anderer Anlaß zum Ärgernis wird durch ein anderes amerikanisches Schiffahrtsgesetz, die Johnson-Bill, gegeben, demzufolge der Verkehr mit den Philippinen zur amerikanischen Küstenschiffahrt gerechnet wird, und da an dieser fremde Schiffe nicht teilnehmen dürfen, so erhalten hinfort die amerikanischen Reedereien ein Monopol auf Fracht und Passagiere zwischen Amerika und den Philippinen. Endlich bekommen Güter aus amerikanischen Schiffen bei ihrer Weiterbeförderung durch Amerika auf den Eisenbahnen Vorzugstarife, und da 85 v. H. der in pazifischen Häfen ausgeladenen Güter durch den Kontinent weitergehen, so können die japanischen Pazifiklinien in solchen Frachten mit den amerikanischen nicht mehr in Wettbewerb treten. Der in Amerika schon immer vorhandene Argwohn und Ärger über das **britisch-japanische Bündnis würde durch seine Erneuerung stark** zunehmen, und ein Teil der amerikanischen Presse fordert deshalb die Einbeziehung der Vereinigten Staaten, während amerikanische Journalisten in Ostasien sogar seine Ersetzung durch ein rein britisch-amerikanisches Bündnis befürworten. Schließlich hat auch China zum Bündnis Stellung genommen und feierlich erklärt, daß es den Abschluß jedes China betreffenden Vertrages ohne seine Zuziehung als eine unfreundliche Handlung betrachten und ihn nicht anerkennen werde. Bei der Vielseitigkeit des Problems hat England deshalb jetzt noch keine Entscheidung getroffen, aber gemeinsam mit Japan dem Völkerbund den Entschluß beider Regierungen mitgeteilt, daß, sofern das Abkommen nach dem Juli 1921 fortgesetzt werde, es nicht wie bisher nur mit dem Geiste des Völkerbundvertrages, sondern auch in seinem Wortlaut und in seiner Form mit ihm übereinstimmen solle; das heißt also, der Entwurf für den erneuten Vertrag würde zuerst dem Völkerbund zur Prüfung und Zustimmung vorgelegt; was nichts weiter bedeutet als eine weitere Sicherung der englischen Interessen — vor Japan.

Wie Mitte Juli aus Washington gemeldet wurde, wird England außerdem Ende d. J. auf einer nach Voncouver in Britisch-Kolumbia zusammenzuberufenden Konferenz der Ministerpräsidenten der Dominien, an der möglichst auch Lloyd George und Lord Curzon teilnehmen sollen, die Bündnisfrage erörtern, und es hat bezeichnenderweise die Washingtoner Regierung mit Rücksicht auf die gespannten Beziehungen zwischen Amerika und Japan von diesem Plan benachrichtigt. Dieser wichtigen Meldung folgte Anfang d. M. eine andere, gewissermaßen ergänzende, nämlich die, daß zurzeit in Washington eingehende Besprechungen zwischen dem amerikanischen Staatsekretär Colby und dem britischen Botschafter Geddes über die Beziehungen Amerikas zu Japan stattfinden, insbesondere über die Frage der Räumung Sibiriens, das internationale Anleiheabkommen, das soeben im Prinzip zwischen Amerika, England, Frankreich und Japan zwecks gemeinsamer Finanzierung Chinas abgeschlossen ist, ferner über die Kontrolle der ostchinesischen Bahn durch Japan und die Besetzung von Nord-Sachalin. **Man ist sich darüber einig, daß die** britischen Interessen in China und Japan schon mit Rücksicht auf Kanada und Australien und die asiatische Arbeiterfrage **im allgemeinen mit** den amerikanischen gleichlaufen; Amerika ist wenig geneigt, Japan im Besitz von Nord-Sachalin zu lassen und besteht auch ebenso wie England auf einer Politik der offenen Tür für die Nordmandschurei. England soll sich ferner der amerikanischen Auffassung angeschlossen haben, daß das Ishii—Lansing-Abkommen Japan keineswegs freie Hand in China lasse und daß man keine asiatische Monroe-Doktrin anerkennen werde.

Das sind hochbedeutsame Anzeichen einer Neuorientierung sowohl der britischen wie der amerikanischen Ost-



„Der Entwaffnungskommissar hatte 25 Abgabestellen in Groß-Berlin errichtet, und zwar im Norden und Osten einige Stellen mehr als im übrigen Teile Berlins. Nun war aber gerade die Waffenabgabe in den Arbeiterzentren Berlins bedeutend schwächer als im Zentrum und im Westen." „Vorwärts" vom 15. 9. 1920.

Weil die Arbeiter keine Waffen haben — natürlich.

Die Redaktion.

asienpolitik. Aus ihnen geht hervor, daß die beiden Mächte die ihnen gemeinsam durch das asiatische Inselreich drohende Gefahr erkannt haben und versuchen wollen, ihr in Zukunft gemeinsam gegenüberzutreten. Ob sich dies in der Form vollziehen wird, daß die Vereinigten Staaten dem britisch-japanischen Bündnis im Fall seiner Erneuerung beitreten, oder ob gar an seine Stelle ein engeres Verhältnis zwischen ihnen allein treten wird, ist heute noch nicht vorauszusagen. Viel wird dabei vom Ausfall der bevorstehenden amerikanischen Präsidentenwahlen abhängen, viel auch von der weiteren Gestaltung der gegenwärtig ebenfalls durchaus nicht herzlichen politischen Beziehungen zwischen England und Amerika. Sollte aber vielleicht gerade diese gemeinsame Furcht vor Japans Imperialismus eine allgemeine Verständigung über die sich sonst entgegenstehenden Interessen der beiden angelsächsischen Mächte herbeiführen, so wäre das für die übrige Welt und vor allem auch für Deutschland ein Unglück, denn das bedeutete nicht weniger als eine anglo-amerikanische Weltdiktatur.

Dokumente zur Zeitgeschichte

Amerikaner und Franzose.

Vor kurzem hat ein interessanter Briefwechsel zwischen einem Amerikaner und einem Franzosen stattgefunden. Personen: George Sylvester **Viereck**, der Herausgeber des „American Monthly", im Jahre 1912 Austauschprofessor in Berlin, und Camille **Bloch**, der Direktor des Kriegsmuseums der Französischen Republik. Wir geben kurz die Vorgeschichte und den Wortlaut der Briefe in der Übersetzung.

Folgendes ist die Vorgeschichte. Das französische Kriegsmuseum hatte die Zuweisung eines Freiexemplars von Vierecks „American Monthly" für das Kriegsmuseum der französischen Republik erbeten. Viereck verweigerte diesen Wunsch mit dem Hinweis, daß die Französische Republik von dem deutschen Volke so viel geraubt hätte, daß sie es sich leisten könne, das Abonnement zu bezahlen. Herr Viereck fügte einige Bemerkungen hinzu über die französischen Neger, „die die Straßen entehrten, in denen Goethe wandelte". Er erinnerte den Briefschreiber daran, daß die Franzosen ihr Ziel nicht durch ihre eigene Tüchtigkeit erreicht hätten, sondern nur „in dem trojanischen Pferde der Woodrow Wilsonschen vierzehn Punkte".

Trotz seiner Weigerung, die Französische Republik auf die Freiexemplar-Liste zu setzen, sandte Viereck doch eine Anzahl Artikel aus seinen Zeitschriften ein, die die Grausamkeiten und Übergriffe der französischen Neger im besetzten deutschen Gebiet behandelten. „Indem er den Firnis von dem Franzosen abkratzte," bemerkt eine Zeitschrift, „fand Viereck einen ‚Tataren'." Die Antwort des Herrn Camille Bloch, des Direktors des französischen Kriegsmuseums, lautet so:

Französische Republik.

Paris, 16. Juli 1920.
39, Rue du Colisee (VIII.)

Ministerium für Unterricht
und schöne Künste, Kriegs-
bibliothek und -museum.

Herrn **George Sylvester Viereck**,
Herausgeber des „American Monthly",
202E. 42nd Street, New York.

Mein Herr!

Ich bestätige Ihnen den Empfang Ihres Briefes vom 28. Juni, der an den Sekretär der Kriegsbibliothek und des Museums gerichtet war, und ebenso der Ausgaben des „American Monthly", die den Brief begleiteten.

Sie haben mit Ihrem Urteil über die Ziele unserer Anstalt nicht Unrecht. Ihr einziges Ziel ist, für historische Zwecke diese Dokumente zu sammeln, die die hohe Achtung, deren sich Deutschland bei seinem Volke und seinen Freunden erfreut, so hell beleuchten.

Es liegt mir fern, etwa aus irgendeiner Furcht Ihren Zeitschriften in unserer Sammlung den Platz nicht anzuweisen, den Sie mit der aus Ihren liebenswürdigen Zeilen sprechenden Unparteilichkeit bestimmen; ich werde vielmehr unsere Agenten veranlassen, eine Kollektion Ihrer Zeitschriften für uns zu erwerben und regelmäßig darauf zu abonnieren.

Ich werde ferner den Minister für Volksbildung und schöne Künste ersuchen, die nötigen Schritte zu treffen, damit Ihre Artikel — die so leuchtend objektiv sind — bei unseren Landsleuten gut bekannt werden und ebenso bei unseren Freunden, den Belgiern, die seit dem Juli 1914 so reiche Gelegenheit hatten, die zarten Methoden der deutschen Armee und die peinliche Loyalität der Deutschen zu schätzen. Ich werde ihm ebenfalls vorschlagen, die Anschaffung Ihrer Zeitschrift für gewisse Bibliotheken zu empfehlen, besonders für die Bibliothek von Löwen, so daß sie als Erbauung für das belgische Volk, den Norden und Westen Frankreichs dienen können, wo so viele Zeugnisse vorhanden sind, die der Mit- und Nachwelt die Wohltat der verletzten Neutralität und des so überaus menschlichen Benehmens der Eindringlinge vor Augen führen.

Ich kann Sie versichern, mein Herr, daß die aufrichtige Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, die meine Mitarbeiter und ich selbst mit dem Minister — unserm „Chef", wie Sie ihn zu nennen belieben — teilen, stets nach bestem Bemühen nicht hinter der zurückbleiben wird, die Sie oder die Herausgeber von Vierecks „American Monthly" empfinden.

Und in diesem uns beiden **gemeinsamen** Gefühl — das ja bei Ehrenmännern selbstverständlich ist — begrüße ich Sie aufrichtig.

General-Inspektor, Direktor des „Kriegsmuseums
der Französischen Republik".
Camille Bloch.

Nach den Angaben des Pariser Zeitungskorrespondenten Laurence Hills sollen photographische Nachbildungen des Briefwechsels zwischen M. Bloch und Herrn Viereck in den französischen und belgischen Museen ausgestellt werden.

Herr Viereck erholte sich jedoch schnell von dem Schlage, den ihm M. Bloch versetzt hatte. Nicht weniger höflich als der Franzose, parierte er nicht nur den Angriff, sondern entwickelte einen lebhaften Gegenangriff.

Geschäftsstelle von George Sylvester **Viereck**
New York.

M. Camille **Bloch**,
General-Inspektor, Direktor des „Kriegsmuseums der
Französischen Republik".
39, Rue du Colisee (VIII), Paris.

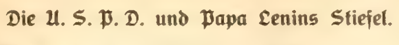
Mein Herr!

Für Ihren reizenden Brief meinen besten Dank.

Ich erkenne die Grazie Ihrer Geste an; doch eine Geste, graziös oder nicht, kann die schwarzen Taten Ihrer schwarzen Landsleute am Rhein nicht fortwischen. Ich erkenne den sportsmännischen Geist an, der Ihre Antwort diktierte, doch dieser sportsmännische Geist scheint unglücklicherweise der französischen Besatzungsarmee abzugehen.

Sie spielen mit zartem Spott auf Deutschlands angebliche Vertrauensbrüche und auf die Legenden von deutscher Rücksichtslosigkeit an. Ihre Sache muß tatsächlich verzweifelt stehen, wenn ein Mann von Ihrem Geiste gezwungen ist, solche überalten „Kamellen" wieder aufzufrischen. Es ist frei zugegeben, daß die sogenannten deutschen „Grausamkeiten" ihren Ursprung in London und Paris hatten. Die französischen Grausamkeiten sind leider nicht in Berlin erfunden! Ich bin bereit, zahlreiche Beweise zu liefern von Vergewaltigungen deutscher Frauen und Kinder durch französische Neger, anscheinend ohne Hinderung oder Verurteilung seitens der Armeebehörden. Da Sie jetzt ein Bezieher des „American Monthly" sind, empfehle ich Ihrer Aufmerksamkeit die empörenden Berichte der vergewaltigten Opfer Ihrer wilden afrikanischen Bundesgenossen in unserer Augustausgabe.

Darf ich ebenfalls Ihre Aufmerksamkeit auf die Adresse lenken, die Präsident Madison an den Kongreß richtete, und in der er Ihren Alliierten England bloßstellte, weil er amerikanische Wilde gegen das amerikanische Volk verwandte. Wir Amerikaner haben die gleiche Abscheu für ein weißes Volk,



Die U. S. P. D. und Papa Lenins Stiefel.



Lecken oder Nicht-Lecken . . .?

das Rote, Gelbe oder Neger auf hilflose weiße Frauen losläßt. Der Glanz der französischen Geschichte der Vergangenheit kann aus dem Gedächtnis der Amerikaner, die die Reinheit ihrer eigenen Frauen heilighalten, nicht den Schandfleck tilgen, den dieses abscheuliche Verhalten im besetzten Gebiet darstellt.

Ich bin erfreut zu hören, daß Sie den Minister für Unterricht und Schöne Künste angewiesen haben, das „American Monthly" in Belgien und Nordfrankreich zirkulieren zu lassen. Das mag einer mißleiteten Bevölkerung die Augen über die Missetaten ihrer Regierung öffnen. Für einen so lobenswerten Zweck will ich gern eine Anzahl Freiexemplare der Zeitschrift liefern, trotz meiner Abneigung, die Französische Republik auf die Freiliste zu setzen. Bei einer Durchsicht unserer Seiten mag das Volk zum ersten Male lernen, daß die belgische Regierung ein Mitverschwörer mit Frankreich und England in dem gigantischen Komplott war, das dem deutschen Volke die Früchte seiner friedlichen Arbeit rauben sollte. Belgien hatte im Herzen Hochverrat begonnen, ehe die ersten deutschen Soldaten seine Grenzen überschritten.

Ich freue mich, daß wir darin übereinstimmen, daß das, was Sie „die Neutralitätsverletzung" nennen, den Belgiern „Wohltaten" brachte. Wie die Geschichte, die alte Plagiatorin, sich doch wiederholt! Gerade wie die Adler des ersten Kaiserreiches den Code Napoléon und den Geist der französischen Revolution in die eroberten Länder trugen, so brachten die feldgrauen Armeen Deutschlands den Belgiern die unvergeßlichen Wohltaten der demokratischen Arbeitsgesetzgebung und sozialen Reform! Belgien ist durch die deutsche Invasion zu einem besseren Platz geworden, um dort zu leben! Und über Löwen — gestatten Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß die größte Verwüstung in Belgien nicht von den Deutschen, sondern von den alliierten Geschützen verursacht worden ist, die mit amerikanischer Munition geladen waren.

Belgien, das wiederhole ich, hatte aufgehört, neutral zu sein, ehe Deutschland in überflüssigen Skrupeln zu lange zögerte, dem Gesetz der Notwendigkeit zu folgen. Deutschland ist, wenn irgendwer, das Opfer seines eigenen guten Glaubens. Aber welche Entschuldigung können Sie für die bösen Absichten der Alliierten finden, die, nachdem der Krieg angeblich für die Heiligkeit der Verträge geführt worden war, die vierzehn heiligen Versprechungen in vierzehn Papierfetzen verwandelten? Die meineidigen Staatsmänner der Entente begingen ein furchtbares Vergehen gegen das deutsche Volk. Ein noch größeres Unrecht begingen sie gegen ihre eigenen Völker.

Ich habe Sie niemals gesehen; ich erwarte nicht, Sie jemals zu sehen — weder in dieser Welt noch in einer anderen. Ich versichere Sie, daß ich, ein Fremder, nicht an Sie schreibe, um meine abweichende Meinung Ihnen vorzutragen, doch in der Hoffnung, daß Briefe wie dieser das Gewissen Frankreichs erwecken könnten. Blutvergießen ist mir verhaßt, Krieg ein Anachronismus. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß die Haltung Ihres Landes, vor und nach Versailles, **eine Wiedervergeltung unvermeidbar macht.**

Wenn der Tag der Abrechnung für Frankreich kommt, wird kein Zar da sein, der die Knute für Sie schwingt. Kein britisches Reich mag bestehen. Oder sollte es noch sein, so wird vielleicht John Bull (um wieder die Geschichte anzuführen) mit Ihren Feinden gehen. Diese Dinge mögen Vermutungen sein. Aber einer Sache kann ich Sie versichern: das amerikanische Volk wird niemals wieder zugeben, daß es in einen Krieg hineinbetrogen wird, der nicht nach seiner eigenen Wahl ist.

Unser Senat hat die widersinnigen Friedensabmachungen von Versailles abgelehnt. Er hat ungehalten die Unterschrift verweigert für die Versicherungspolice zur Erhaltung des alliierten Raubes — bekannt als „der Völkerbund". Hätte es je eine Möglichkeit für eine anglo-amerikanisch-französische Allianz gegeben, so haben französischer und belgischer Imperialismus und die farbigen Wilden, die Frankreich in Europa losließ, diesen Traum in das Reich jener Dinge verwiesen, die niemals wahr sein können.

Die Hungerpolitik der Alliierten, das ist wahr, hat Millionen deutscher Mütter und Kinder getötet. Aber keine noch so rachsüchtige Politik kann siebzig Millionen Deutsche im Herzen Europas, noch deren Anhänger in anderen Ländern ausmerzen. Und keine Blockade gegen die Wahrheit kann für immer erfolgreich aufrechterhalten bleiben. Es werden immer in jedem Lande Blockadebrecher sein, wie meine Wenigkeit selbst. An dem Tage der Abrechnung werden keine Gaukler in hohen Stellungen fähig sein, Ihnen Hilfe zu leisten. Die Natur erschöpft sich selbst in ihren Meisterwerken. Achtzehnhundert Jahre vergingen zwischen Münchhausen und Ananias. Aber in tausend Jahren wird keine andere Verkörperung des talentierten Verfassers der vierzehn Punkte erscheinen. Doch selbst, wenn die Natur ihre eigenen Gesetze des Zufalls widerlegen sollte, so wird doch nie wieder ein Volk dem Versprechen eines anderen trauen. Versailles, den Abmachungen des Waffenstillstandvertrags folgend, hat den guten Glauben unter den Nationen unmöglich gemacht.

Ein Weltunglück kann nur vermieden werden, wenn die alliierten Nationen von selbst zu den vierzehn Punkten zurückkehren, wenn Frankreich selbst auf eine Abstimmung in Elsaß-Lothringen, Deutsch-Böhmen, Tirol, Danzig, Polen u. s. f. besteht, wenn die Alliierten das Eigentum von Behörden und Privaten zurückerstattet, das in Deutschland im Widerspruch zu dem internationalen Gesetz geraubt wurde, und wenn alle farbigen Truppen sofort aus Europa zurückgezogen würden.

Bis dies nicht geschehen ist, wird die Botschaft von Bethlehem „Friede auf Erden" unsern Kindern und Kindeskindern als eine hohle Muckerei erscheinen. Doch eine solche friedliche Lösung, so ernstlich sie von allen Freunden der Gerechtigkeit in allen Ländern gesucht wird, wird nicht eintreten, wenn nicht Frankreich eine Mäßigung zeigt, wie es sie niemals früher ausgeübt hat, und wieder den Geist der Großmut beweist, den man einst mit seinem Namen verband.

Nehmen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner größten Hochachtung entgegen. Ihrer und der Wahrheit ergebenster Diener

George Sylvester Viereck.
„The American Monthly".
September-Heft.

Unter der Lupe

Der Herr Landrat von heute. Der frische Zug, den der demokratische Sozialismus in die preußische Verwaltung gebracht hat, macht sich überall wohltuend bemerkbar. Zur Probe sei die Bekanntmachung mitgeteilt, die der neue Landrat Emil Puffke in Hagebüchen, Kreis Krippenheim, bei seinem Amtsantritt im „Krippenheimer Kreisblatt" erscheinen ließ.

Bekanntmachung.

Hierdurch teile ich mit, daß ich mir die Amtsgeschäfte übernommen habe. Bei mir wird jeder zu sein Recht kommen, denn ich weiß Bescheid, was unsern armen Volk fehlt, indem, daß ich Bierfahrer war. Die Angriffe der alldeutschen Reaktionäre auf meine Vorbildung weise ich zurück und werde ich diese Herrschaften noch die Flötentöne beibringen. Demhingegen werde ich für Freunde und Genossen immer ein offenes Wort und eine offene Hand haben. Über Zwirnsfäden wird nicht mehr gestolpert. Den Gebrauch der Bezeichnung „Landrat" im Schnapsausschant verbiete ich hiermit von wegen der Achtung vor den Behörden. Daß ich die Sekretärin in's Amt zu nahe getreten bin, ist Kappverläumdung, ich habe das Fräulein blos wollen gut behandeln. Die Weiterführung der Geschäfte mache ich von der Bewilligung eines Dienstautos abhängig. Gleichzeitig weise ich die Herren Landwirte meines Bezirks darauf hin, daß von jetzt an im Interesse der ärmeren Bevölkerung mehr Graupen und Nudeln angebaut werden müssen.

gez.: Der Landrat. Emil Puffke.

Knax.

Der heimliche Finanzminister. Die Not der Zeit beeinträchtigt die Denkfähigkeit und erzeugt in vielen Gehirnen einen Fieberzustand: irgendein mißverstandenes Zufallswörtchen wird dann von der geschäftigen Phantasie zu einem Schreckgespenst aufgebläht. Wer es erblickt, ruft andere als Zeugen herbei, die sehen es auch, und über Nacht ist das Gerücht so angeschwollen, daß die eine oder andere Zeitung glaubt, es erwähnen zu müssen. So lasen wir unlängst, Herr Matthias Erzberger sei bereits wieder im Reichsfinanzministerium zur Unterstützung des Finanzministers Dr. Wirth tätig, ja, er solle der eigentliche Finanzminister sein. — Aus der Naturgeschichte wissen wir, wie erstaunlich zähe die Lebenskraft mancher Geschöpfe ist; je niedriger sie organisiert sind, um so widerstandsfähiger sind sie gegen äußere Eingriffe; ein in zwei Teile zerschnittener Regenwurm überlebt nicht nur die Teilung, sondern wird unter Neubildung von Kopf und Schwanz zu zwei selbständigen Lebewesen. Sollte sich dies Naturwunder an Erzberger ereignet haben? Ein Teil von ihm (ob der bessere, bleibe auf sich beruhen) wirkt in Berlin, der andere kräftigt sich im Jordansbad bei Biberach. Bei jedem andern würde die Möglichkeit eines derartigen Vorganges verneint werden, aber dem Buttenhauser traut man alles zu, wenn es gilt, einen Schnitt zu machen. Außerdem spricht der Stand der Reichsfinanzen für die heimliche Fortsetzung seiner Tätigkeit, und es wäre zu verstehen, wenn Dr. Wirth sich in dem ihm von seinem Vorgänger hinterlassenen Museum von Steuermißgeburten nicht zurechtfände und sich beim Sammler dieser Herrlichkeiten Rat erholte. Der Steuerwirrwarr muß doch wohl recht groß sein, daß solche Gerüchte entstehen konnten, und wenn sich ein Aushorcher dem Biberacher Stehaufmännchen mit der Frage nahen wollte, was Wahres an der Geschichte sei, würde er schwerlich eine bündige Auskunft erzielen. Warum? Erzberger müßte die Wahrheit sagen, aber diesen Artikel hat er längst ausverkauft.

*

Aus der Stadt der reinen Vernunft. Akademische Erörterungen darüber, ob die mittelbare oder unmittelbare Besteuerung den Vorzug verdient, werden nicht mehr gepflogen: in Deutschland ist so ziemlich alles Greifbare irgendeiner Steuer unterworfen mit Ausnahme der Luft, deren Eigenschaft, Körperform anzunehmen, der Freiherr v. Münchhausen mit seiner Luftziegelfabrik, Aristoteles widerlegend, erkannt hat. Kommen auch Doppelbesteuerungen vor? Der Artikel 11 der Reichsverfassung murmelt zwar etwas von der Befugnis des Reichs, sie auszuschließen im Wege der Gesetzgebung, aber besser ist's schon, es läßt die Hand davon, weil an Holzwegen auf finanziellem Gebiet kein Mangel herrscht. Diesen Umstand benutzen manche Gemeinden, Stellen auszuspähen, wo sie dem Steuerzahler den Schröpfkopf der Gemeindesteuer ansetzen können, und Königsberg i. Pr. hat neuerdings eine besondere Findigkeit darin bewiesen. Zunächst haben die Stadtverordneten eine Gemeinde-Einkommensteuer vorgesehen, welche die von der Reichseinkommensteuer nicht betroffenen Einkommen erfaßt, unter Freilassung von Einkommen unter 4500 M. Sollte der Steuerfiskus wirklich so kurzsichtig gewesen sein und etwas an steuerbarem Einkommen übersehen haben? Diese Entdeckung dürfte in andern Städten Schule machen und aller Blicke dorthin lenken, wo der neue Stern aufgeflammt ist. Die übrigen frisch erfundenen Königsberger Steuern lernen wir am besten aus einer Rechenaufgabe kennen, die ein Lehrer seiner Klasse aufgibt. Sie lautet:

Wenn ein Königsberger Hotelbesitzer an seinen Luxuswagen seine zwei Rennpferde spannt und damit einen Hotelgast, der für sein Zimmer 20 M. zahlt, und ein Schwein, ein Schaf und eine Ziege durch einen Hausangestellten (Hausknecht) und einen Kutscher zum Bahnhof befördern läßt, und wenn derselbe Hotelier gleichzeitig einen zweiten mit zwei gewöhnlichen Pferden bespannten, mit einem Rind beladenen Wagen durch einen dritten Hausangestellten zum Schlächter schickt, wieviel bedeutet dies für die Gemeindesteuerkasse?

Antwort 3182 M.

Die Rechnung ist einfach: Die Steuer beträgt für je ein Rennpferd 500 M., in diesem Falle also 1000 M.; für die beiden anderen Pferde zusammen 200 M.; für einen Luxuswagen 600 M.; für einen gewöhnlichen Wagen 200 M.; für den Hotelgast 10 v. H. seines Zimmerpreises, für Rind, Schaf, Ziege, Schwein 120, 40, 40, 80 M.; für die drei Hausangestellten 100, 300 und 500 M.

Und doch steckt in der Aufgabe noch ein Fehler. Der Lehrer hat nicht berücksichtigt, daß der Kutscher seinem Fahrgast eine

Lloyd Georges Rußlandpolitik.



zehnprozentige Fahrsteuer hätte abnehmen und darüber Buch führen müssen. Daraus entwickelt sich ein Strafmandat, eine Gerichtsverhandlung, eine Verteidigung, eine Verurteilung usw., und was das alles kostet, ist nur mit Hilfe der höheren Arithmetik festzustellen.

*

Wer hat die Macht? „Wir haben die Macht", dies naive Bekenntnis zu einer absoluten Parteipolitik in Gemeindesachen ist zu oft in der Oberschulratfrage den Bürgerlichen in die Ohren geschrien worden, als daß es nicht hätte kräftigen Widerhall wecken sollen. Wir haben hier bei der Prüfung der Abwehrwaffen zwischen Schulstreik und Schülerstreik zu unterscheiden. Geschieht dies nicht ganz unzweideutig, dann tragen die jeder Bewegung anhaftenden Flaumacher Zwietracht in die Reihen der zum Widerstand Entschlossenen. Schüler haben sich nicht mit Politik zu befassen, und der Schulstreik ist eine politische Angelegenheit. In ihr gebührt nur den Lehrern und den Eltern sowie den zur Wahrung der idealen Güter berufenen Körperschaften das Wort. Zu diesen sind die Kreissynodalvorstände aller Berliner Kreissynoden zu rechnen, und diese haben in einer Kundgebung „alle lebenden Kräfte in den Groß-Berliner evangelischen Gemeinden zu jeder durch Recht und Gewissen geheiligten Auflehnung wider die amtliche Tätigkeit eines Oberstadtschulrats aufgerufen, der die ahnungslose Verwegenheit besitzt, den Wahrheitsgehalt jedweden religiösen Erlebnisses in Frage zu stellen". Dieser Appell ist durchaus unmißverständlich, er stellt den Schulstreik in Aussicht, und demgegenüber will es wenig oder nichts bedeuten, wenn einige Elternbeiräte, über deren Zusammensetzung nichts verlautet, gegen den Schulstreik Stellung zu nehmen scheinen. Der Schulstreik ist die einzige Waffe, die dem vergewaltigten Bürgertum zu Gebote steht. Alle Proteste und Entschließungen fliegen in den Papierkorb, und es läßt sich nicht der geringste Grund ausfindig machen, warum die Waffe nicht nachdrücklich geschwungen werden soll. Nur diese Sprache versteht die fortwährend mit dem politischen Streik arbeitende Straße, keine andere. Wer diesmal die Macht hat, wird sich zeigen; sicherlich nicht das bolschewistische Stipendiatentum der Unabhängigen mit seiner innerlich gebrochenen Front.

*

Der neue Monarch und sein Leibblatt. „Männerstolz vor Königsthronen" war, nach Ansicht der „linken" Parteien, immer eine seltene Eigenschaft, und diejenigen, die sie gewissermaßen in Erbpacht zu besitzen glaubten, waren natürlich eben die, die so sagten. Es kam die Revolution. Sie machte es auch den noch nicht ganz sicheren Aufrechten leichter, ihre wahrhaft schlichte, jedem Persönlichkeitskult abholde Gesinnung sichtbar zu tragen; man konnte sich jetzt sogar über alle die laut und deutlich entrüsten, die einst um die gekrönten Häupter herum mit der Genauigkeit eines Protokollisten tätig gewesen waren und alle ihre Gewohnheiten, ihre Leutseligkeit und ihre Menschlichkeit der interessiert aufhorchenden Mitwelt geschildert hatten (auch wahrhaft Aufrechte sollen sich für diese Schilderungen interessiert und sie mit großer Sorgfalt gelesen haben). Jedenfalls — die Bahn war jetzt frei. Schmock war tot! Es gab keine Götter und Götzen mehr! Vor niemand mehr machte man eine Verbeugung. Die Seele des toten Schmock aber scheint nun doch in einige Linksradikale gefahren zu sein; anders ist jedenfalls das folgende Zitat kaum zu erklären:

„Am Arsenal kommt mir Lenin entgegen, in seinem abgetragenen Arbeitsanzug; er sieht aus wie ein kluger, intelligenter Arbeiter in mittleren Jahren. ‚Wahrscheinlich geht er in irgendeine Sitzung', überlege ich mir und gehe weiter auf den breiten Platz, wo zu Füßen des unter Johann dem Grausamen erbauten Glockenturms Iwans des Großen sich bereits eine stattliche Anzahl von Schülern der Kreml-Maschinengewehrkurse eingefunden hatte. Plötzlich sehe ich, daß Lenin an sie herangeht, den Kommissar der Schule begrüßt und sich zu uns gesellt. Einer der Schüler ruft laut: ‚Es lebe der Führer der Weltrevolution an der Spitze des ersten allrussischen Samstages!' Das zur Schule gehörende Orchester spielt die Internationale, alles stellt sich in Reih und Glied auf, es ertönt das Kommando, und mit Genossen Lenin an der Spitze marschieren wir nach einem von einem Holzzaun umgebenen Platz, auf dem allerhand Baumaterial aufgestapelt liegt." Nun wird gearbeitet: der Zaun wird abgetragen. Und — o heiliges Wunder — Lenin arbeitet mit; „er trägt Holzklötze, die er mit seiner breiten, starken Hand festhält, mit dieser Hand, die soviel glänzende und tiefe Gedanken, die dem Proletariat den richtigen Weg gezeigt haben, niedergeschrieben und die das Todesurteil gegen den Kapitalismus in einem Lande, das den sechsten Teil der Erde bildet, unterzeichnet hat. Zusammen mit den Jugendlichen trägt Lenin die Holzbalken, mit dem selben Ernst und mit derselben Kraft, mit denen er auf Kongressen und Versammlungen seine Reden hält. . . ." Durch drei volle Spalten geht diese Schilderung. S. M. Lenin lehnt jede Pause, jede Erleichterung ab. —

Alles dieses schreibt der Geist des seligen Schmock in der „Roten Fahne" vom 10. August dieses Jahres. Hei lewet noch. . .

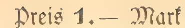


Deutsche Karikaturen

Lenin bei der Arbeit.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. E. Mühling, Berlin-Friedenau.


Preis 1.— Mark

20. Jahrhundert

Verlag August Scherl G.m.b.H. Berlin SW. 68

Nummer 35 | 23. Oktober 1920 | 2. Jahrgang

Schloß Paretz.

Die sozialistischen Parteitage.

Dr. C. Mühling.



Die Parteitage der beiden größten unter den zahlreichen Proletarierparteien Deutschlands haben in diesen sonnigen Herbsttagen zu gleicher Zeit stattgefunden. Darum hat die große Verschiedenheit des Verlaufs ihrer Verhandlungen ganz besonders starken Eindruck gemacht. Der Zerfall der durch die Wahlen vom 6. Juni so schnell gewachsenen Partei der Unabhängigen Sozialdemokraten, der sich in Halle vollzog, wirkte wie der Schatten aufs Licht auf die ruhig, wenn auch nicht ohne die Austragung großer Meinungsverschiedenheiten in wichtigen Fragen sich entwickelnden Verhandlungen der Mehrheitsozialisten in Kassel. Und so kam es, daß Hermann Müller in seinem Schlußwort den Parteitag, der an der Schwelle eines dunkel umnachteten Winters abgehalten wurde, als einen der glänzendsten feiern konnte, den die deutsche Sozialdemokratie noch begangen hat.

Und doch war er so ideenarm und so unfruchtbar wie kein anderer. Ja, wenn die Selbstverherrlichung praktische Werte schaffen könnte, dann hätte dieser Parteitag ein ganzes Füllhorn von Reichtümern über das deutsche Volk ausgegossen. In Wirklichkeit aber kamen alle Reden auf die für die Apostel dieser Partei selbstverständliche Behauptung hinaus, daß die Sozialisierung, und nur sie allein, wenn sie in behutsamer Weise, aber entschlossen vorgenommen würde, dem deutschen Volk aus seiner großen Not helfen könne. Diese Behauptung gilt auch den am weitesten rechts stehenden Sozialdemokraten als ein Axiom, das nicht mehr bewiesen zu werden brauche, weil es der Schöpfer des wissenschaftlichen Sozialismus schon bewiesen habe. Und dieses Axiom dürfen sich die Jünger Marxs nicht erschüttern lassen, wenn sie ihre Daseinsberechtigung nicht verlieren wollen. Es ist deshalb begreiflich, daß in Kassel alle die Erfahrungen, die seit dem November 1918 auf dem Gebiete der Sozialisierung und Kommunalisierung gemacht worden sind, ignoriert wurden, daß die vernichtende Kritik der Wirklichkeit an der Theorie für die Vogel-Strauß-Politiker nicht existiert.

Und doch ist es klar, daß der, der heute noch glaubt, die Arbeitsfreudigkeit des Arbeiters und darum seine Arbeitsleistung steige, wenn er sich bewußt sei, daß er nicht für den Geldschrank eines Privatunternehmers, sondern für die Allgemeinheit arbeite, mit vollkommener Blindheit für die Vorgänge der wirklichen Welt geschlagen sein muß. Haben die Arbeiter in den staatlichen Gruben, die dieses beglückende Bewußtsein doch seit Jahrzehnten hatten, mehr Kohlen zutage gefördert als die der im Privatbesitz befindlichen Bergwerke? Hat das große Heer der Eisenbahnbeamten und -arbeiter an den ehemals preußisch-hessischen Eisenbahnen mit größerer Freudigkeit gearbeitet als etwa die Arbeiter von Krupp, obwohl jene wußten, daß die durch ihre Mitarbeit geschaffenen Überschüsse die auf ihren Mitbürgern lastenden Steuern um 800 Millionen verringern, während die in den Kruppschen Werken erzielten Überschüsse nur eine Familie bereicherten? Ist etwa die Arbeitsfreudigkeit der Straßenbahnschaffner in Berlin gewachsen, seitdem sie mit den ihnen von der Gemeinde gezahlten Löhnen unzufrieden sind? War sie nicht zum mindesten ebenso groß, als sie nicht für das gemeine Wohl, sondern für eine Aktiengesellschaft mit ihren Löhnen unzufrieden waren? Es ist genau das Gegenteil von dieser für die Verstaatlichung der Produktionsmittel so unentbehrlichen Behauptung richtig. Die Arbeitsunlust, nicht die Arbeitsfreudigkeit der Arbeiter wächst im Augenblick der Sozialisierung eines Betriebes, weil die dem Proletariat angedichteten ethischen Beweggründe neben den materiellen, die sie die Sozialisierung wünschen lassen, gar keine Rolle spielen.

Alle Sachverständigen sind sich darüber einig, daß die Sozialisierung des Kohlenbergbaus keine Steigerung der Kohlenförderung, auch keine Verbilligung des geförderten Gutes herbeiführen, sondern genau das Gegenteil zur Folge haben würde. Und angesichts dieser mit Sicherheit zu erwartenden Katastrophe will man in einer Zeit, in der unser Schicksal geradezu von der Steigerung der Kohlenförderung abhängt, diesen Sprung in den Abgrund unternehmen, und auf dem Parteitag in Kassel erklärt man die vollkommene Sozialisierung für das wichtigste und nächste, um jeden Preis zu erreichende Ziel der deutschen Wirtschaftspolitik. So geht man mit Scheuklappen durch die Welt der Wirklichkeit.

Während man aber in der Sozialisierungsfrage mit leichtbegreiflicher Hartnäckigkeit an der großen Lehre festhält, versucht man Maßregeln, die antisozialistische Wirkungen haben, für die man aber eintreten zu müssen meint, dadurch mit den Theorien in Einklang zu bringen, daß man die Theorien in ihr Gegenteil verkehrt und behauptet, nie etwas anderes gewollt zu haben als jene Wirkungen, die plötzlich nicht mehr antisozial erscheinen. Dafür nur ein höchst interessantes und ziemlich unbeachtet gebliebenes Beispiel: Der Genosse Otto Wels sagte in seinem dem Parteitag erstatteten Bericht zur Verteidigung des Steuerabzuges, der vom Genossen Felisch verurteilt worden war, wörtlich folgendes: „Die Arbeiter wälzen den Steuerabzug auf die Unternehmer ab, und die Unternehmer wälzen ihn auf die Produktion ab, und auf diese Weise wird das Ziel erreicht, nach dem wir immer gestrebt haben!“

Welche neue und überraschende Feststellung! Es gibt fast keine Steuerfrage, welche die gesamte Sozialdemokratie einmütig mit so großer Leidenschaft als eine programmatische und unantastbare Forderung immer wieder bezeichnet hat, wie die Verdrängung der indirekten durch die direkten Steuern. Die indirekten Steuern wurden geradezu als volksfeindlich betrachtet, weil sie den Verbrauch gerade für die Arbeiterklasse verteuerten. Und nun begrüßt es der Redner derselben Partei, die alle direkten Steuern durch indirekte ersetzen wollte, daß auf dem Wege des Steuerabzuges die direkten Steuern, und zwar direkte Steuern im Betrage von vielen Milliarden, durch die Abwälzung vom Arbeitnehmer über den Arbeitgeber auf die Produktion wieder in indirekte verwandelt werden! So wird eine mit Feuereifer einst auch agitatorisch verwertete Forderung ganz plötzlich verleugnet, wenn ihre Verwirklichung den eigenen Genossen unbequem wird. Solange die Arbeiter keine oder fast keine direkten Steuern zu zahlen hatten, wurden die direkten Steuern verherrlicht. Da die Genossen jetzt auf der Leiter des Einkommens um viele Stufen höher stehen als die, die man früher zum Mittelstande rechnete, müssen die direkten Steuern durch Abwälzung in indirekte verwandelt werden, und die Partei, die behauptet, daß sie immer für die Ärmsten eintrete, kümmert sich dabei gar nicht darum, daß gerade die am härtesten getroffenen Steuerzahler die Steuer nicht abwälzen können. So opfert der Sozialismus seine ethischen Forderungen, wenn er fühlt, daß er Stimmen verlieren könnte, wenn er sich noch weiter um ihre Verwirklichung bemühte. Diese Preisgabe aller ethischen Gedanken hat in Halle aber noch eine größere Rolle gespielt als in Kassel. Und darum ist es kein Wunder, daß diese Verhandlungen zum vollkommenen Zerfall der Unabhängigen Sozialdemokratie geführt haben. Schon sind im Reichstag die gestern noch Vereinten wie Todfeinde übereinander hergefallen. Möge der Parteitag in Halle und seine Folgen dem deutschen Volke zum Bewußtsein bringen, daß es im Reichstag jetzt eine Partei gibt, die nach dem Gebot einer kulturfeindlichen nichtdeutschen Macht unser Vaterland mit voller Absichtlichkeit nicht nur für die Bürger, sondern auch für die Arbeiter in eine Hölle verwandeln will, und möge aus diesem Bewußtsein der unerschütterliche Wille geboren werden, diese Partei mit allen Mitteln unschädlich zu machen.

Der deutsche Arbeiter und die Politik.

Von einem Arbeiter.

Der Verfasser des nachfolgenden Aufsatzes, Bruno Waldorgel, ist Lehrhauer in Oberhausen; der Artikel spricht für sich selbst — er behandelt das aktuelle Thema mit einer leider nicht häufigen Sachkenntnis.

Die Redaktion.



Seit den Novembertagen 1918 ist man es gewöhnt, das Wort Politik und das Wort Arbeiter eng miteinander zu verknüpfen und in demselben Atemzug auszusprechen. Und keine politische Frage wird erörtert, ohne daß man nicht sagt: Was halten die Arbeiter davon, wie stellen sie sich zu der Sache? Es hat den Anschein, als ob „der Arbeiter" endlich ein Faktor, eine Macht im öffentlichen Leben geworden sei.

Es dürfte daher nicht unangebracht sein, das persönliche Verhältnis des deutschen Arbeiters zur Politik in jeder Form und allen ihren Spielarten zu untersuchen und zu beleuchten. Jahrelanges Zusammenleben mit Arbeitern gibt mir eine gewisse Berechtigung, auf diese Frage näher einzugehen. Nachfolgendes stellt die Quintessenz der Erfahrungen hin, die ich in dieser Richtung gemacht habe. Unfehlbar sollen meine Darstellungen jedoch nicht sein.

Wenn ich hier von Politik spreche, dann meine ich, wie ich schon angedeutet, alle Sparten und Abarten von Politik: die hohe Politik, die Lokalpolitik, die Werks- und Betriebspolitik und so fort.

Wie stellt sich **der**, der einzelne deutsche Arbeiter zur Politik?

Ich behaupte hier kurzweg: Der einzelne Arbeiter, das Individuum, **stellt sich überhaupt nicht**. 999 pro Mille sicher nicht. Dem einzelnen ist jede Art von Politik gleichgültig, wurst, egal. Der Arbeiter arbeitet sein tägliches Pensum, ißt, trinkt, schläft und damit Punktum basta. Wohl — er hält sich eine, zwei Zeitungen, eventuell auch das Verbandsblatt. Aber ja nicht der Politik wegen. Er will aus seiner Zeitung Sensationen lesen, den Lebensmittelmarkt und den Vergnügungsanzeiger sondieren. Kriminal- und Skandalfälle geben ihm Gelegenheit, sich auf billige Art zu amüsieren und auch über die Verderbtheit der Welt zu schimpfen; er interessiert sich auch für alle Fragen, die seinen Geldbeutel angehen, als Steuerfragen, Straßen- und Eisenbahntarife usw. Aber die Politik — die brauchte seinetwegen gar nicht berührt werden. Einen Leitartikel über Versailles, Spa, Genf, Oberschlesien, Wirtschaftsprobleme liest er nie, die politischen kleinen Nachrichten selten — meist nur die Überschrift, das Schlagwort. Und wenn er ja einmal seine politischen fünf Minuten hat, dann operiert er mit diesen Schlagwörtern und Titeln herum. Er hat aber sehr selten diese Fünf-Minuten-Zustände. Und sollte er wirklich einmal die ganze Zeitung durchlesen, z. B. Sonn- oder Streiktags, dann hat er es aus Langeweile getan, nicht selten an einem verschwiegenen Ort. Keinesfalls verarbeitet er das Gelesene — er macht sich keine kritischen Gedanken darüber. Wenn's hoch kommt, dann spricht er am Stammtisch, in der Familie, auf der Arbeitsstätte auch mal über Politik, immer aber nur schimpfend; und der Schlußsatz seiner Ausführungen wird immer sein: „Ach was, das ist mir ja alles egal, meinetwegen können" — folgt irgendein frommer Wunsch!

Es ist wahrhaft erstaunlich, ja schrecklich, wie gleichgültig der einzelne Arbeiter den brennendsten Fragen des öffentlichen Lebens gegenübersteht. Dem Arbeiter im Ruhrgebiet ist es ganz gleichgültig, ob der Franzose sein Heimatland besetzt oder nicht — wenn er nur seinen guten Lohn weiter erhält; ob die Abstimmungsgebiete an oder von Deutschland fallen, ist ihm auch gleich — er wohnt ja nicht in einem solchen Gebiet; ein neuer Krieg — pah — wenn nur er persönlich nicht davon berührt wird. Es sind dies traurige Zustände, besonders wenn man bedenkt, daß die Masse der Arbeiter den größten Teil der Bevölkerung überhaupt ausmacht. Der einzelne deutsche Arbeiter steht der deutschen Politik ganz gleichgültig gegenüber.

Sein Verhältnis zur Lokalpolitik ist ein ähnliches, nur um geringes weniger gleichgültiges. Er interessiert sich naturgemäß für alle Fragen der Lebenshaltungen, als: Lebensmittelversorgung, Wohnungs- und Arbeitsmarkt. Er interessiert sich aber nur für das Vorhandene oder Nichtvorhandene. Woher die Gemeinde die Lebensmittel bezieht, die damit verbundene Arbeit und die Kosten, dies und anderes ist dem Arbeiter egal. Ob der Bürgermeister deutschnational oder kommunistisch gesinnt ist, laßt ihn auch kalt. Letzteres ist ihm vielleicht sympathischer als ersteres.

Die Stellung des einzelnen Arbeiters zur Parteipolitik ist wiederum eine ähnliche. Gewiß — jeder Arbeiter rechnet sich zu einer Partei, meist, aber durchaus nicht immer, zu der, nach deren Richtung er gewerkschaftlich organisiert ist. Organisiert ist er ja fast immer, aber man frage ihn niemals „warum!" Er weiß es nicht. Sicher, er weiß es nicht. Selbstverständlich wird er niemals sagen: Ich weiß es nicht! Je nach Charakter und Verstand wird er einem ein langes und breites vormachen, wie: wirtschaftliche Kampforganisation, Streike, geschlossene Front, Familienunterstützung, Streik- und Krankengelder und — alle meine Kameraden sind ja auch organisiert — auf meiner Arbeitsstätte werden unorganisierte Leute nicht geduldet, alle drei Monate ist Bücherkontrolle.

Das weiß der Mann! Sonst nichts! Was er sonst etwa noch vorbringt, ist ungereimtes Zeug, nicht verdaute Schlagwortpolitik. Im Grunde genommen weiß er nicht, warum er organisiert ist und organisiert sein muß. Und derjenige, der gar noch fragt, warum er z. B. gerade christlich organisiert sei, wird keine oder eine dumme Antwort erhalten. Und diese dumme Antwort wird immer dieselbe sein. Sie lautet je nach dem Fall: Christlich — meine Frau will es! Mehrheitssozialist: da war ich schon vor dem Kriege drinnen. U. S. P. oder K. P. D. — Hoch das Proletariat! Nieder mit dem Kapitalismus. Syndikalistisch: Je linker — je besser! Und so fort! Und fragt den Arbeiter auch nie nach den Prinzipien seiner Partei oder Organisation! Er kennt auch da nur Schlagwörter. Übrigens: Im Verbandsbuch stehen diese Prinzipien gedruckt. Lies nach! Ich habe sie nicht gelesen. Keine Zeit. Ist auch egal. Die Hauptsache ist, **daß man organisiert ist.**

Ich habe da ein Bild entrollt, das nicht sehr schön ist. Aber es ist wahrheitsgetreu. Meine langjährigen Erfahrungen sind die Farben, mit denen dies Bild gemalt ist. Und nochmals betone ich: Es war im obigen Absatz von **dem** Arbeiter die Rede, vom einzelnen, vom Individuum. Fazit: Der deutsche Arbeiter steht als Einzelpersönlichkeit jeder Art von Politik ganz und gar gleichgültig gegenüber. Politisch ist er größtenteils durch eigene Schuld unwissend im höchsten Grad und ergreift auch selten oder nie Gelegenheit, sich das Elementarste in politischem Wissen anzueignen. Es fehlt ihm dazu in hohem Grade die Initiative und die Fähigkeit, logisch und konsequent zu denken.

Das waren 999 vom Tausend. Und der Tausendste: das ist der politisierende Arbeiter. Der Politikus, der Politikaster, der werktätige Arbeiter, der den Drang in sich fühlt, zu politisieren.

Wenn während der Brotzeit die Arbeiter beisammensitzen, dann ist einer darunter, der immer redet, laut und viel redet. Das ist der politisierende Arbeiter. Ein Unikum. Eben der **Tausendste! Nennt sich auch homo sapiens. Leider! Dann sind die andern, die da schweigen, homines sapientissimi.** Der politisierende Arbeiter ist vor allem ein Despot, ein Tyrann schlimmster Sorte. Denn er zwingt seine Zuhörer, seine Kameraden, sich zu seinen Ausführungen zu bekennen. Er übt diesen Zwang mit seiner überlegenen Rednergabe, mit seinem lauten Organ und nicht selten auch mit der Faust aus. Wehe dem, der sich nicht zu seinen Ansichten bekennt, er wird niedergeredet, niedergebrüllt und niedergeschlagen. Der politische Arbeiter ist fast immer ein Hetzer. Er hetzt gegen alles, was nicht ist wie er. Gegen Kirche und Staat, gegen Pfaffen und Minister, gegen Vorgesetzte und Untergebene. Gegen alles. Und zieht sich selbst zurück, wenn seine Hetze Frucht trägt. Der Hetzer ist [illegible] Er will [illegible] umtrempeln. Solche Leute [illegible] immer einer [illegible] Partei an und stehen [illegible] auch noch [illegible] Wenigstens tun sie so. [illegible] selten, ja [illegible] politisierenden Arbeiter [illegible] oder kommunistischen [illegible]

Dieser Politikant [illegible] Wirklichkeit nie etwas [illegible] Recht[illegible] tang. Er bringt keine [illegible] [illegible] Er kann [illegible] bauen, er bringt keine [illegible], Verbesserungs[illegible] [illegible]

wenn er wirklich einmal solche bringt, dann sind sie nicht in seinem Garten gewachsen. Fremdes Gemüse — falsch und verkehrt zubereitet und aufgetischt. Eigene Früchte trägt dieser Baum nicht. Zum Nachteil des Arbeiters!

Und welches sind die Motive, die den politisierenden Arbeiter politisieren lassen? Durchweg nur egoistische, eigennützige. Am wenigsten schädlich und am ehesten zu entschuldigen ist es noch, wenn den Mann nur Gefallsucht, Interessantmacherei und Maulheldentum leiten. Er will vor seinen Kameraden glänzen; als gescheiter, „gebüldeter" Mensch dastehen. „Seht, das ist der Jupp, der kann reden, der versteht's!" Solche Worte hört er gern, sie belohnen seine Mühe! Schlimmer ist es, wenn solche Leute ihre eingebildeten Kenntnisse und ihre Rednergabe dazu benutzen, um für sich materielle Vorteile oder Pöstchen herauszuschlagen. So ein Pöstchen als Vertrauens- und Obmann, als Kassierer der Organisation, als Wortführer oder gar Betriebsrat ist ein nicht zu verachtendes Ding, mitunter eine recht einträgliche Sache. Wer's versteht! Die Betriebsratswahlen (im Ruhrgebiet) beweisen meine Ausführungen zum Teil schlagend. Meist sind es Angehörige der radikalsten Parteien, die zu Betriebsräten gewählt wurden, Leute, die redeten, brüllten und hetzten. Womit ich natürlich nicht gesagt haben will, daß jeder Betriebsrat ein Hetzer, ein Postenjäger oder gar ein unredlicher Mensch sei. Aber ein Egoist ist er fast immer, wenn auch in gelinder Form. Nicht das Wohl der Arbeiter liegt ihm am Herzen, sondern die Freude am Sich-in-den-Vordergrund-stellen.

Eine merkwürdige, aber folgerichtige Umwandlung geht mit dem politisierenden Arbeiter vor, wenn es ihm gelungen ist, so ein Pöstchen erlangt zu haben. Dann hat er ein anderes Objekt vor sich, vor dem er sich interessant machen muß. Der Wähler ist erledigt. Der Mann ist gewählt, meist auf eine bestimmte Zeit. Er braucht den Wähler während dieser Zeit nicht mehr. Und der Inhaber des Pöstchens sucht sich ein anderes Objekt und ändert seine Taktik mit diesem Objekt. Solche Posteninhaber kommen viel mit Gebildeten, mit Herren zusammen; arbeiten und verhandeln mit Werkdirektoren, Betriebsführern, Aktionären und Besitzern. Sie sitzen mit diesen Herren in gut eingerichteten Versammlungszimmern am selben Tisch; sie sitzen auf denselben weichen Sesseln; sie kleiden sich besser, lassen den Dialekt fahren, sprechen hochdeutsch und sind Wachs in den Händen der Herren, die es verstehen, ihrem Hang zur Interessantmacherei nachzugeben und ihn, wenn nötig, zu schüren. Sie dünken sich selbst Herren, vergessen ihre Wähler und ihren eigenen Stand und sagen mit oder ohne viel Worte zu allem Ja und Amen. Sie haben für den Wähler nie Zeit, kennen ihn nicht mehr; haben immer Sitzung und leisten Unterschriften mit einem Riesenschnörkel hintendran. Früher waren sie froh, wenn sie ihren Namen ausgeschrieben hatten, ohne daß die Feder brach. Das ist der politisierende Arbeiter!

Wie aber, fragt man sich, kommt man unter diesen Umständen dazu, den Arbeiter als einen politischen Faktor, als eine Macht im öffentlichen Leben zu betrachten und danach zu handeln? Nicht der Arbeiter ist der Faktor, die Macht, sondern die Arbeiter, die Masse der Arbeiter, die organisierte Arbeiterschaft, das Ganze. Die Arbeiter in ihrer Gesamtheit sind allerdings eine Macht. Die Tatsachen, vor denen wir jetzt nach zwei Jahren Revolution stehen, beweisen dies hinlänglich. Ich höre den Einwurf: Wenn aber der einzelne Arbeiter, wie geschildert, der Politik so gleichgültig gegenübersteht, wie können dann mehrere, viele, ja sehr viele Arbeiter, wie kann dann eine Masse, die doch nur aus vielen indifferenten Individuen besteht, plötzlich auf die Politik solchen gewaltigen Einfluß ausüben? Sie vergessen wiederum, daß diese Menge interesseloser Individuen zusammengeschlossen wurde und geführt wird von einigen wenigen Leuten, die eben an der Politik ein besonderes Interesse haben. Diese wenigen sind die Macht, wenigstens der Kernpunkt dieser Macht, und haben die Macht in Gestalt einer vielköpfigen Menge hinter sich. Diese wenigen erkennen, wahren und führen das Interesse, das eigentlich jeder einzelne Arbeiter an der Politik haben sollte. Diese wenigen sind das denkende, tätige Gehirn, die übrigen sind nur der träge Körper, dessen einzige, aber notwendige und brauchbare Eigenschaft das riesige Gewicht ist. Man kann daher ruhig den Satz aufstellen: Wenn man von den Arbeitern als politische Macht spricht, so kann man ebensogut nur die Namen der Arbeiterführer nennen. Es ist dasselbe. Nicht z. B. die Bergleute haben einen Tarif oder ein Gesetz durchgedrückt, sondern die Herren Hue, Sachse, Imbusch haben es — allerdings im Interesse der Bergleute — durchgesetzt. Die haben die Notwendigkeit dieses oder jenes Gesetzes erkannt, ausgearbeitet, vorgelegt und es an den Mann gebracht. Ohne den Bergmann zu fragen. Der kennt das Gesetz kaum, genießt nur seine Vorteile, schimpft über die Nachteile. Den Führern selbst ist es nicht schwer, das oder jenes zu machen; haben sie doch die gleichgültige Masse hinter sich, die Wachs in ihren Händen ist, sie haben alle Fäden der Organisationen in der Hand. Und weil der einzelne Mann so gleichgültig ist, läßt sich die Menge gern leiten und andere für sich denken.

Nun zu den Führern selbst. Meist, wenn auch nicht immer, selbst dem Arbeiterstand entsprossen, gehörten sie anfangs zu den politisierenden Arbeitern. Sie nahmen es vielleicht ernster mit der Politik als ihre meisten Genossen, bildeten sich politisch aus oder ließen sich von irgendeiner Korpphäe auf dem Gebiete ausbilden, bekamen irgendeinen Vertrauensposten, hatten wohl einige Erfolge — bis sie eines schönen Tages der werktätigen Arbeit Valet sagten und sich ganz der Politik widmeten. Die Politik wurde ihr Brot, der Lebensunterhalt. Emporgetragen von der Arbeiterbewegung, mußten sie sich natürlich den Interessen der Arbeiter widmen und tun dies auch so schlecht und recht. Ist es doch auch ihr Brot. Aber sie tun es durchaus nicht immer aus innerer Überzeugung. Mancher Fehler läuft ihnen unter, der dies schlagend beweist. Jedenfalls verlieren sie den Anschluß, den Kontakt mit dem Arbeiter als Individuum. Sie handeln nur für eine Masse, nicht für einzelne. Sie wissen nicht mehr, was Arbeit ist und was es heißt, Arbeiter zu sein.

Auf den Arbeiterführer trifft auch fast alles zu, was oben vom politisierenden Arbeiter gesagt wurde, mit dem er jedoch nicht zu verwechseln ist. Schon des Namens wegen. Der Arbeiterführer ist kein Arbeiter, sondern ein einmal „gearbeitethabender" Politiker. Auch ist er ein Herr. Es läßt sich nicht abstreiten, daß die Arbeiterführer Gutes und Ersprießliches für die Arbeitermasse leisten und geleistet haben. Ferner läßt sich auch — und das ist traurig genug — ihre Existenzberechtigung nicht abstreiten. Solange die Masse eben geführt sein will wie eine Herde, braucht sie auch ihre Führer. Leider. Braucht irgendein Großindustrieller z. B. einen Führer? Oder eine kleinere Vereinigung von Industriellen? Nein. Wenn solche Leute etwas wollen, dann setzen sie es eben kraft ihrer Persönlichkeit, kraft ihrer Intelligenz und last not least dank ihres Mammons durch. Und es sollte im „freiesten Lande der Welt" so weit kommen, daß dies auch dem einzelnen Arbeiter oder wenigstens einer Arbeitergruppe gelänge. Die Intelligenz ist vielleicht da. Nicht aber das Interesse; und dies ist nicht ihre Schuld allein. Da liegt die Sünde, der Fehler, der den Arbeiterführern unter allen Umständen vorzuwerfen ist. Sie wecken nicht das so notwendige Interesse des einzelnen an der Politik. Sie lassen es absichtlich schlummern, schläfern es ein. „Laßt nur, das machen wir schon." Und erwacht einmal wirklich ein Fünkchen Anteilnahme am öffentlichen Leben, dann rauben sie der Einzelperson und den Einzelgruppen bewußt und fortgesetzt die Initiative, die Willens- und Tatkraft, den eigenen Willen. Und dazu gebrauchen sie Mittel, die durchweg zu verwerfen sind, die an Militarismus, Terrorismus und Tyrannei verdammt stark erinnern. „Ihr streikt — Ihr streikt nicht — Ihr bekommt den Lohn — —!" „Ja, ja, ja!" — — Der Arbeiter schafft, der Führer konferiert im weichen Klubsessel, macht Reisen in alle Welt und diktiert. Und die Menge bildet sich noch wunder was ein auf ihre große Macht. Das haben wir gemacht, wir, das Proletariat. . . .

Und der Herr Führer läßt sie im guten Glauben daran und lacht sich ins Fäustchen. Denn so eine Reise nach der Schweiz (oder sonst wohin) ist nichts Übles im Sommer.

Und hinter ihm steht noch einer, der grinst sich stillvergnügt eins. Denn es ist alles, so wie er es braucht! Der Unternehmer.

Denn — und wir kommen hiermit zum Schlusse der Betrachtung — es ist für jedermann klar und einleuchtend, wer aus den geschilderten Verhältnissen den letzten, größten Nutzen zieht. Man denke sich noch mal die größte Masse des Volkes politisch indifferent, gleichgültig, zu faul, politisch zu denken, unfähig, selbständig zu handeln und zu fordern; eine träge Masse, die sich höchstens durch verkehrte, in jedem Fall schädliche Schlagwortbrüller für ein paar Stunden aufpeitschen läßt und in diesem Zustand die wahnwitzigsten Dummheiten macht. Man denke sich diese Masse, die immer nach ihren



Das Heilmittel.

sogenannten Führern schielend, auf deren Befehle wartet, weil sie unfähig ist und absichtlich unfähig gezogen wird, selbständig zu denken.

Und dann diese politisierenden Schädlinge, die Hetzer und Spalter, die nicht Gut und Schlecht zu unterscheiden vermögen, politisch und moralisch ganz ungeschulte Maulhelden, die ein Quentchen Rednertalent und ein lautes Organ dazu benutzen, Unordnung in die Menge zu tragen und ein Pöstchen für sich herauszuschlagen.

Und dann die Herren Führer von Beruf, die mit dem natürlichen und politischen Gegner an einem und demselben Tisch sitzen und über das Wohl und Wehe der ihnen anvertrauten Masse wie um eine Kuh verhandeln; die sich von den Groschen des Arbeiters Verwaltungspaläste bauen für ihre Organisationen, ihre Futterkrippe. Diese Führer, die tausendmal Gefahr laufen, bestochen zu werden und die Ihren zu verraten. Gefahr laufen und gelaufen sind!

Wer hat da den Nutzen? Eine Frage, die sich jeder selbst beantworten kann.

Das ist wohl alles, was über das Thema „Arbeiter und Politik" im Rahmen einer kurzen Abhandlung gesagt werden kann. Gewiß, es ist ein unendlich variierbares Thema, über das man, je von dem Standpunkt, von dem man darüber schreibt, vieles und anderes schreiben kann. Ich habe es eben so gesehen und so geschrieben und kann es nicht anders sehen. Der Herr Arbeiterrat Huber aus Dingsda würde sicher anders schreiben — und der Herr Walzwerksbaron aus Buxtehude auch.

Der Aufstieg des Abendlandes.

Von Gerhard Budde, Hannover.

Seitdem Spenglers Werk erschienen ist, hört man fast nur noch von einem Untergang des Abendlandes reden. Dieses Werk kommt ganz und gar der müden und fatalistischen Stimmung entgegen, die infolge des für uns unglücklichen Ausgangs des Weltkrieges und der Revolution mit ihren für unser gesamtes Volksleben so verhängnisvollen Folgeerscheinungen weite Kreise unseres Volkes beherrscht und die auch in manchen anderen Erscheinungen, so in der Hinwendung zu lebensverneinenden orientalischen Religionsformen, einen symptomatischen Ausdruck findet. Ohne Frage hat Spenglers Buch auch diesem Umstande in erster Linie seine schnelle und weite Verbreitung zu verdanken. Viele Leser würde es sicherlich auch ohne diesen Umstand gefunden haben, weil es sehr anregende und fruchtbare Einzelgedanken enthält und diese in oft blendender Darstellung vorführt, aber so gewaltig, wie es jetzt tatsächlich der Fall ist, würde sein buchhändlerischer Erfolg ohne jene pessimistische Volksstimmung ganz sicher nicht gewesen sein.

Gerade in diesem Erfolg muß aber derjenige, der den Grundgedanken des Spenglerschen Buches für falsch hält, eine Gefahr für unsere nationale und für die ganze Kultur des Abendlandes sehen. Nach diesem Grundgedanken unterliegt die Entwicklung jeder großen Kultur bestimmten morphologischen Gesetzen, nach denen sie ein Jünglingsalter, ein Mannesalter und ein Greisenalter durchläuft, um dann zu sterben; an diesem Verlauf kann kein Wirken und Streben der Menschen etwas ändern; er ist schicksalhaft und unabwendbar. Nun deuten die verschiedensten Zeichen darauf hin, daß sich die Kultur des Abendlandes gegenwärtig im Greisenalter befindet; folglich ist mit ihrem bevorstehenden Untergang zu rechnen; ihn wird keine menschliche Macht aufhalten können. Der Mensch irrt sich sehr, wenn er meint, Schöpfer der Kultur zu sein, er ist vielmehr nur ihr Opfer; nicht der Mensch schafft die Kultur, sondern ein unaufhaltsames Schicksal, dessen nähere Physiognomie Spengler aus verflossenen Kulturen ablesen und aus der er dann mittels des Analogieschlusses die Entwicklungslinien der abendländischen Kultur zu erkennen und ihren Verlauf vorhersagen zu können glaubt. Mit solchen Voraussetzungen und Methoden kommt er zu dem Ergebnis, daß der Untergang des Abendlandes bevorsteht und durch nichts abgewendet werden kann.

Hätte Spengler recht, so wäre alle Bemühung um eine Erneuerung unserer Kultur ein törichtes Beginnen, dann

waren alle, die ihre besten Kräfte einer solchen Erneuerung widmen, verrückte Narren, dann wäre es eine unverzeihliche Zeitverschwendung, sich mit Religion, Philosophie, Kunst usw., d. h. mit Gebieten zu befassen, die zu einer Erneuerung der Kultur mitwirken könnten, denn sie vermögen ja doch nichts gegen die ein für allemal festliegende morphologische Gesetzmäßigkeit aller Kulturentwicklung. Und so ist es ganz folgerichtig, wenn Spengler erklärt, daß für diese Gebiete jetzt im Abendlande die Zeit abgelaufen sei und eigentlich nur noch die Technik Berechtigung habe. Damit werden aber gerade die Quellen verstopft, aus denen der welken Kultur der Gegenwart neue Kräfte zufließen können; daß sie, wenn dies geschieht, mit Notwendigkeit absterben muß, wird keinem zweifelhaft sein.

Wie aber, wenn man diese Quellen nicht verstopft, sondern sich vielmehr bemüht, sie stärker und breiter zum Fließen zu bringen, wenn Religion, Philosophie, Kunst und Dichtung sich vereinen, um der siechen Kultur neue Lebenssäfte zuzuführen; und wenn ihnen dieses gelingt? Spengler hält auch dann den Untergang des Abendlandes für unabwendbar, weil ein schicksalhaftes Gesetz ihn nun einmal will. Doch es wird viele geben, die ihm in solcher Anschauung nicht zu folgen vermögen, die der Meinung sind, daß allerdings jener Untergang erfolgen würde, wenn die Menschheit des Abendlandes nach Spenglers Rat verführe, daß er aber aufzuhalten und statt seiner vielmehr ein Aufstieg des Abendlandes möglich ist, wenn sie die in der letzten Kulturperiode stark vernachlässigten Kräfte des Innenlebens von neuem zu pflegen und so über die bloße Zivilisation der letzten Zeit hinaus zu einer wahrhaften Kultur zu streben beginnt.

Auf diesen Standpunkt stellt sich in seinem nach Inhalt und Form gleich vortrefflichen Buche „Religionskunde" (Verlag Perthes, Gotha) auch der durch seine gedankenvollen „Ausbauschriften" rühmlichst bekannte Kulturphilosoph Paul Eberhardt. Das Buch gibt einen Überblick über das ganze große Gebiet der Religionsgeschichte, zeigt überzeugend die gewaltige religiöse Schöpferkraft des so oft als barbarisch verschrienen Asiens an den religiösen Systemen eines Konfuzius, Zarathustra, Buddha, ohne die die abendländische Religiosität gar nicht denkbar wäre, stellt die tatsächliche Leistung des ebenfalls so häufig verkannten Mittelalters in das rechte Licht und weist die treibenden Kräfte für die Neuzeit und die Gegenwart auf, und das alles in vollendeter Darstellung, die in den Abschnitten über das Griechentum und das Christentum stellenweise geradezu hinreißend wirkt, so daß ich den vom Verfasser im Vorwort geäußerten Wunsch, daß das Buch auch für Schüler der Oberklassen höherer Lehranstalten und für Studierende Verwendung finden möchte, nur auf das lebhafteste unterstützen kann.

Doch das nur nebenbei. Für uns kommt hier in Frage, daß auch Eberhardt im Gegensatz zu Spengler einen Aufstieg des Abendlandes für möglich und es für die Aufgabe der Kulturphilosophen hält, alle Kräfte mobil zu machen, die einen solchen Aufstieg fördern können. Zu Spengler nimmt er in dem in einem Anhang beigegebenen Literaturverzeichnis mit folgenden scharf ablehnenden Worten Stellung: „Es (Spenglers Buch) ist sehr geistreich, eine Fülle von Ideen und Gedanken bringend, denen allgemeine Verbreitung zu wünschen wäre. Aber trotz seiner 639 Seiten weiß es, trotz allen Anscheins, nichts davon, daß nicht das äußere und innere Schicksal die Seele, sondern daß diese jene wirkt. Was er ‚Seelen' der Völker nennt, sind nur Gedankenkonstruktionen. Worte des ‚alten' Heraklit, daß der Charakter des Menschen sein Schicksal sei, wie des ‚neuen' Schiller von dem Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, wie das Erlebnis innerster Freiheit sind für die gelehrte Unbekümmertheit dieses Verfassers gleicherweise nicht vorhanden. Das Ganze: ein letztes Abendrot des geistigen Materialismus. Wen es daraufhin drängt, schlafen zu gehen oder Tefastimmung zu bekommen, der tue es. Habeant sibi! Jedem anderen gilt das Wort Matth. 25, 13: Darum wachet, denn ihr wisset weder Tag noch Stunde!" Wie kann man von einem Untergang des Abendlandes reden in einer Zeit, in der die unermeßlichen Schätze, die zur Zeit der „Wiedergeburt des Abendlandes", von der Eberhardt in einem besonderen Kapitel seines Buches eingehend handelt, gehoben worden sind, erst zum allerkleinsten Teile ausgeschöpft und verwertet worden sind!

Wie meisterhaft der Verfasser das Charakteristische bestimmter Zeitperioden herauszustellen versteht, möge folgende Stelle aus einem Kapitel zeigen: „Wie ein Kind, wenn der erste Anblick der Welt vor seine Augensterne, die Fenster seiner Seele, kommt, sie wie in Erstaunen groß und weit öffnet, so blickten die Menschen jener Zeit der Wiedergeburt des Abendlandes um sich. Und wahrhaftig, es war zum Staunen, was alles in verhältnismäßig kurzer Zeit vor ihren Blick trat. Die Erde reckte und dehnte sich unter ihnen: 1492 wird Amerika, 1498 der Seeweg nach Ostindien entdeckt; 1500 taucht Brasilien auf, 1519—1522 umsegelt Magelhaes zum ersten Male die Erde; in derselben Zeit öffnet sich das Wunderreich der Azteken, zehn Jahre später, 1532, das der Inkas; Kulturen enthüllen sich, von denen auch der kühnste Traum sich nichts träumen ließ. Und damit nicht genug, eben lag noch, ein Wunder, die Erde als eine Kugel in der Hand des sie erfassenden Geistes — mit einem Male hebt sie sich schwebend empor und kreist, alles Menschenglück und alles Menschenleid mit sich tragend, alle Berge und Meere, alle Kirchen und Kapellen, um das strahlende Zentrum der Sonne. Und diesem Gang in die Weite und Höhe entspricht der in das Innere und die Tiefe. Aus der Vergangenheit trat der Geist des Orients, der der Griechen und Römer der Seele nahe, und wie Odysseus mit dem Blute des Lammes die Schatten der Unterwelt zum Sprechen brachte, so gab sich jetzt die durch das Christentum vertiefte und verinnerlichte Seele jenen Gestalten der Vergangenheit hin, und sie redeten als Freund zum Freunde, als Bruder zu Brüdern. Und da geschah die innerste Geburt der Seele des Abendlandes im Geiste der Reformation."

Und diese Seele, deren tiefer und reicher Inhalt unerschöpflich ist und von dem die folgenden Jahrhunderte erst einen kleinen Teil sich wirklich zu eigen gemacht haben, sollte jetzt schon an innerer Schwäche und Kraftlosigkeit dahinzusiechen bestimmt sein? „Glaubt man, daß all dies Erleben, wie es zwei Jahrtausende brauchte, um diesen Stand zu erreichen, glaubt man wirklich, daß es in drei oder vier Jahrhunderten verarbeitet wurde, so daß wir heute schon am Untergange ständen?"

Nimmermehr. Wir stehen nicht am Untergange, wir stehen vielmehr erst am Anfang. „Nicht umsonst beugt Michelangelo den Nacken seiner Riesen, er spannt sie ins Joch zu Taten auf Jahrhunderte hin; Raffael versammelt seine ‚Schule zu Athen', damit sie vor einer Schar von Generationen rede, der Roland des Ariosto hat noch nicht ‚ausgerast', und Tassos ‚Jerusalem' ist noch immer nicht befreit. Noch immer gilt es für Dürers ‚Ritter zwischen Tod und Teufel' in die Welt zu ziehen, und sie liegt auch heute nicht als Nacht vor uns, sondern als der Tag, der kommen soll und wird, wenn wir aus der Dämmerung Rembrandts, die des Morgens ist, ins Helle dringen."

Der Geist des Abendlandes, der so etwas möglich machte, geht nicht von heute auf morgen unter, er kann vielmehr mit dem gleichen hohen Rechte wie Goethe von sich sagen: „Denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag."

Wenn dieser Geist des Abendlandes im 19. Jahrhundert nicht zur Geltung kommen und zu einem Aufstieg der abendländischen Kultur wirksam werden konnte, so hat das seinen Grund darin, daß dieses Jahrhundert, berauscht von seinen Erfolgen in der Beherrschung der äußeren Welt, die Pflege der Innenwelt immer mehr zu vernachlässigen begann, daß es des Glaubens lebte, daß das Werk die Gesinnung ersetzen könne. Diese „wahnsinnige Täuschung", der alle gleichermaßen, der Gebildete und der Ungebildete, die Herrschenden und die Beherrschten, die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer, unterlagen, hat in letzter Linie das gegenwärtige Chaos herbeigeführt. Stolz auf äußere Erfolge, glaubte der Mensch des 19. Jahrhunderts, die Seele und Gott entbehren zu können. „Alle Probleme schienen gelöst, wenn man die Vertikale, die zu Gott führt, zur Horizontale umlegte, die ganz im Diesseits lag und an ihrem Ende ganz sicherlich das Glück und die Seligkeit brachte." Wie irrig und verhängnisvoll dieser Glaube war, haben wir mit Schaudern erlebt. Wenn das Abendland sich von ihm nicht freimacht, dann ist allerdings sein Untergang besiegelt.

Wenn es aber diesen unheilvollen Aberglauben entschlossen aufgibt und sich mit Walt Whitman zu dem Glauben durchringt, daß die wahrhafte und dauernde Größe der Staaten in ihrer Religiosität liegen muß und daß es anders überhaupt keine wahre und dauernde Größe gibt, dann wird

ihm ein neuer Aufstieg beschieden sein. Das gilt vor allem von unserer deutschen Heimat. „Sie sank durch sich und durch die anderen zu Boden, sie wird in Gemeinsamkeit mit andern zu neuer Höhe sich erheben, wenn sie mit ihnen die Zeichen des Himmels versteht." So unterliegt das Abendland nicht einem unabwendbaren Schicksal, sondern es hat sein Schicksal selbst in der Hand. Ohne Gott winkt ihm der Untergang, mit Gott ein Aufstieg.

Stierholz beglückt die Menschheit.

Von Otto Ernst.

Eberhard Stierholz ist ein braver Mann; er will immer nur das Beste; er will die ganze Menschheit beglücken, daran ist kein Zweifel; ob er es überall erreicht, das möcht' ich jetzt einmal dem Urteil meiner Leser anheimstellen.

Nachdem das frömmste und weiseste Land der Welt, das sind nämlich die Vereinigten Staaten von Nordamerika, **das vollkommene Alkoholverbot durchgeführt oder** wenigstens eingeführt hatte, stellte sich Eberhard Stierholz an die Spitze einer Bewegung, die nicht eher ruhte, bis das **gleiche Verbot für alle Kulturländer der Erde erreicht war.** Die Musen und Grazien des Weines flohen aus der Welt. Noahs sanft gerötetes Patriarchengesicht wurde aus der biblischen Geschichte weggeschminkt; des Venusiners laubumkränzter Becher rollte leer in den Staub. Das deutsche Kommersbuch, diese unergründliche Schatztruhe kindlicher Heiterkeit und genialen Unsinns, wurde zugeschlagen, vernagelt und in die Stahlkammer des Magistrats zur Aufbewahrung gegeben. Die Dichter und Komponisten von Goethe bis Geibel, von Mozart bis Meyerbeer mußten in alkoholfreien Ausgaben erscheinen, und wo sonst ein Rubens oder Teniers mit trunkenen Bacchanten oder Bauern gehangen hatte, da wurden zur Erbauung des Volkes deutliche und farbenprächtige Abbildungen und Präparate von Säuferlebern, Säuferherzen, Säufernieren usw. in ihren fürchterlichsten Entartungen aufgehängt. Das Herztürl, das der weinerhitzte Mensch zuweilen aufgestoßen hatte, um sich Luft zu machen, bei welcher Gelegenheit dann sein Schlimmstes und sein Bestes offen an den Tag gestürzt war, wurde für immer zugeschlagen, und der Mensch, der in seiner Nüchternheit gewöhnlich eine Auster ist, wurde zur ewigen Auster. Der Rausch war aus der Welt verbannt, und damit vielleicht ihre wahrste und ehrlichste Hälfte, mit ihm gewiß auch mancherlei Jammer und Elend, wenn auch nicht so viel, wie man gehofft hatte.

Vergeblich riefen die festen Charaktere: „Was fällt euch ein, uns zu Unmündigen zu machen, und uns den Wein, den Eröffner der Herzen, zu entziehen?! Wir wissen selbst, wann wir aufzuhören haben. Es ist eine bodenlose Frechheit, erwachsene und gesittete Menschen mit Völlern und Säufern unter dieselbe moralische Kuratel zu stellen und ihnen eine der wenigen reellen Freuden des Daseins vom Munde wegzuziehen! Ebenso könnte man uns das Schinkenessen verbieten, weil man's übertreiben kann!" Vergebens stiegen in August- und Novembernächten aus dem „Mundus" die Manen Goethes und Schillers empor und riefen: „Was fällt den Hohlköpfen vom Kaliber Woodrow Wilsons ein, den Schöpfern des Faust und des Wallenstein den Rheinwein zu verbieten?"

„Schinkenverbot?" sagte Stierholz, Schiller und Goethe **überhörend. „Kommt a u c h noch!" Aber einstweilen hatte er** es auf die Raucher abgesehen.

Daß der Tabak schädlich sei, das wußte alle Welt; das genügte aber nicht. Er mußte auf wissenschaftlichem Wege zu einem menschheitvernichtenden Teufel gemacht werden. Dergleichen ist immer zu machen. Stierholz und seine Organisation wußten die Bonbon- und Schokoladenfabrikanten davon zu überzeugen, daß doppelt soviel Süßigkeiten verzehrt **werden würden, wenn kein Mensch mehr rauchen dürfe. Da flammte unter den Süßigkeitsfabrikanten ein alles mit sich** fortreißender Idealismus auf und gab eine Milliarde her für neue und alte Zeitungen, deren Redakteure und Mitarbeiter alle Fragen der Politik vom tabakfeindlichen Standpunkt aus behandeln mußten.

Das Nikotin wurde zum „Dämon" ernannt wie ehemals der Alkohol, und in Filmschauspielen mit dem Titel „D ä m o n N i k o t i n" wurde das Schicksal der bejammernswerten, aber auch fluchwürdigen Opfer des Rauch-, Kau- und Schnupflasters dargestellt, von dem Ergebnis des ersten Rauchversuches an bis zum Verrecken des Importen-Wüstlings an Nerventatterich und Herzlähmung. Goethes Tiefe wurde jetzt von den Tabakgegnern erkannt, weil er ein Feind des Rauchens gewesen war; der rauchende und schnupfende Schiller und der qualmende Bismarck wurden unterschlagen. Auch sonst hat es allerlei angesehene und achtbare Leute gegeben, die im Tabakgenuß kein Verbrechen sahen. Der Papst Leo XIII. bot einmal einem Kardinal eine Prise an, die dieser mit den Worten ablehnte: „Ich danke, heiligster Vater; diesem Laster fröne ich nicht." Worauf Leo XIII. prompt erwiderte: „Wenn es ein Laster wäre, übten Sie 's längst." Bekanntlich erlaubt auch die Geschichte — anders als beim Weine — einen

Blaubart-Verband.



Blaubart-Frankreich: „Hast du auch Lust, kleines Fräulein?" *„De Notenkraker"*

Vergleich zwischen rauchenden und nichtrauchenden Zeitaltern; denn die Sitte des Rauchens — „U n si:te!" schreit Stierholz — ist ja erst ein paar Jahrhunderte alt. Ich fragte also Stierholzen, als ich ihn zufällig einmal wieder traf, ob er finde, daß die nichtrauchende Menschheit mehr geleistet habe als die rauchende. Er hatte aber augenblicklich gar keine Zeit, lief davon und war mir auf einige Zeit böse. Nach drei Monaten aber war das strengste Verbot jeglichen Tabakanbaues in allen Reichen der Erde Gesetz. Das Kanasterrüchlein des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau, des göttlichen Bräsig und des „Aetti". der „sei Tuback schnäzlet", war aus der Welt verflogen, und der liebliche Abendgruß: „Gott grüß euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?" klang nicht mehr von Zaun zu Zaun.

Mit dem Tabak verbinden sich bekanntlich mit besonderer Vorliebe zu höllischer Brüderschaft Kaffee und Tee, ein Teufel so abgefeimt und heimtückisch wie der andere. Auch vor dem Kaffee hatte Goethe gewarnt, der überhaupt ein begabter Mann gewesen wäre, wenn er nicht so gern Wein getrunken hätte. Das Koffein oder Teein — Stierholz kannte seine verheerenden Wirkungen, kannte es als heuchlerisches Herzgift; er kannte auch den bösen Geist der Schokolade, das Teobromin; aber er mußte den Kampf dagegen zurückstecken in der Hoffnung, ihn in ferneren, lichteren Tagen einmal aufnehmen zu können. Vorläufig brauchte er die Schokolade- und Kakaoproduzenten im Verein mit sämtlichen Mineralwasser- und Limonadeerzeugern, um aus dem hohen Geiste der Konkurrenz den Fortschritt der Menschheit zu destillieren. Als Mokkaersatz empfahl Stierholz das neu erfundene „Blaubeeril", das man, um die Täuschung vollständig zu machen, auch heiß trinken konnte. Da die Frauen schon das Stimmrecht hatten, so war der Kampf gegen den Kaffee ziemlich schwer; aber da seltsamerweise noch immer mehrere Frauen so stimmten wie ihre Männer, und Frauen und Männer durch eine tüchtige Presse von a l l e m zu überzeugen sind, so mußten Tee und Kaffee verschwinden, und Johann Martin Usteris gastlicher Frau Amtmännin blieb ihr herzbezwingendes „Noh e Täßli, Frau Bas'?" für ewige Zeiten im Halse stecken.

Nur mit äußerster Kraftanstrengung hatte Eberhard während seines Kampfes gegen den Kaffee einen anderen Haß in sich hinabgewürgt, den leidenschaftlichen Haß nämlich gegen das Fleisch, worunter hier vorläufig nicht Fleisch im christlich-asketischen Sinne, sondern Rind-, Kalb-, Schweine-, Hammelfleisch, Wild, Geflügel, Fisch und all dergl. Animalisches zu verstehen ist. Die Gründe, weshalb die Menschheit am Fleischgenuß unfehlbar zugrunde gehen muß und nur durch reine Pflanzennahrung zu retten ist, sind bekannt und belanglos. Denn in den Bewegungen der Menschheit kommt es nicht auf Gründe an, sondern auf den Agitationsfonds. Stierholz machte den gesamten Ackerbau gegen die Viehzucht mobil, und in allem, was Reis, Mais, Roggen, Hafer, Weizen, Gerste, Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Kohl, Zuckerrüben usw. usw. in ungeheuren Massen erzeugte und in noch ungeheureren Massen zu verkaufen wünschte, sei es nun in Kalifornien oder Rußland, in Ägypten oder Neuseeland, in Weimar oder China, überall loderte himmelhoch jener schöne amerikanische Idealismus empor, der in 5 Minuten 7 Milliarden für eine Anti-Fleisch-Presse zeichnete. Ob es dieser Presse gelang, ein Weltfleischverbot durchzusetzen? Kindliche Frage! Die Anti-Deutschland-Presse, dieser Kulturfaktor, hat doch den Welthaß gegen Deutschland gemacht; warum soll eine andere Milliardenpresse nicht das Kinderspiel eines Fleischverbots zustande bringen? Also aller Fleischgenuß wurde verboten, Eier und Milch nicht ausgeschlossen; nur die Muttermilch, obwohl ein tierisches Erzeugnis, wurde notgedrungen und „einstweilen" zugelassen, „bis es dem Menschengeiste gelungen sein werde, einen vollgültigen Ersatz zu finden". Die Ochsen atmeten erleichtert auf, nachdem sie bekanntlich bis dahin bei jeder neuen Kulturtat gezittert hatten, weil Pythagoras nach Entdeckung seines Lehrsatzes eine Hekatombe von Ochsen geopfert hatte. Die Warnung eines Statistikers: „Wenn wir die Tiere nicht essen, werden die Tiere uns essen!" fand keine Beachtung, weil die Praxis noch nicht bis dahin vorgeschritten war.

Mit dem Fleische war ohne Zweifel ein gefährlicher Erreger des Blutes und der Leidenschaften beseitigt; aber Stierholz und seine Genossen waren weit entfernt, sich hierbei zu beruhigen. Noch übten Pfeffer, Kümmel, Senf, Zwiebeln, Paprika, Ingwer, Zimt, Kardamom, Lorbeer, Gewürznelken, Piment, Muskat, Vanille und ein ganzes Heer von Gewürzen als Aufpeitscher der Leidenschaft ihren schlimmen Reiz, ihre herz- und nervenzerstörende Wirkung. Auch hier konnte das Tier in seiner unbewußten Vernunft dem Menschen als Vorbild dienen:

„Mag auch die Kuh Muskate?
Sie frißt nur Haberstroh."

Die große Aufgabe bestand darin, das Leben der Menschen, wenn man sie glücklich machen wollte, so reizlos wie möglich zu gestalten; da verstand es sich von selbst, daß man den Unfug jener Reizmittel nicht fortbestehen lassen durfte. Nach den großen Erfolgen gegen Alkohol, Fleisch und Tabak war es verhältnismäßig leicht, den Kampf auch gegen diese bedenkliche Würze des Daseins zu einem siegreichen Ende zu führen.

Aber die Gruppe Stierholz wußte natürlich längst, daß mit all dieser Befreierarbeit das roh-sinnliche Vergnügen noch bei weitem nicht aus der Welt geschafft war, und sie sagte sich mit Recht, daß alles, was den Menschen in solcher Weise Vergnügen mache, den wachsamsten Argwohn rechtfertigte. Gegen die „rein geistigen" Genüsse hatten sie natürlich nichts einzuwenden; im Gegenteil: sie versicherten, wenn die Menschen erst der sinnlichen Genüsse entwöhnt seien, würden sie sich den geistigen mit verdoppelter Inbrunst zuwenden. Und das Schwerste und Bedeutungsvollste ihres Kampfes hatten sie sich bis zuletzt aufgehoben. Längst war es ihnen kein Geheimnis mehr, daß die Menschen sich aus der Liebe ein Vergnügen machten. Und doch war es der klare Wille der Natur, daß die Liebe nur der Fortpflanzung zu dienen habe. Schon Romeo und Julia, ja, vielleicht schon Hero und Leander hatten aber nicht, oder doch wenigstens nicht ausschließlich, die Fortdauer des Menschengeschlechts im Auge, noch ist anzunehmen, daß sie bei längerem Zusammenleben diesen Zweck zur alleinigen Richtschnur ihrer Empfindungen gemacht hätten. D a s m u ß t e a n d e r s w e r d e n.

Das Laster der zwecklosen Liebe war vielleicht das verbreitetste und verderblichste. Man erwog eine Zeitlang, das Institut der Familie aufzuheben, Männer und Weiber in streng getrennte Wohnungen zu verweisen und die Kinder nach dem hehren Kommunisten- und Schafsideal herdenweise zu erziehen. Eine Begegnung von Mann und Weib sollte dann immer nur so lange erlaubt sein, wie der Zweck nicht erfüllt war. Indessen erschien die Menschheit für dieses Glück noch nicht reif, und man beschränkte sich darauf, die zwecklose Liebe bei Todesstrafe zu verbieten.

Als die Stierholzianer solchermaßen die Menschheit restlos oder doch nahezu restlos beglückt hatten, konnten sie sich gleichwohl nicht verhehlen, daß sie ihr mancherlei Vergnügen geraubt hatten, konnten dies um so weniger, als plötzlich auch die Lust an den „rein geistigen" Vergnügungen reißend abnahm und eine allgemeine und zunehmende Tristitia sich wie eine Nebelkappe auf die Welt herabzusenken begann. Die Menschen hatten früher gerade den Wechsel von Sinnlichem und Geistigem so angenehm empfunden; ja, mehr noch: sie hatten die Welt dann am schönsten gefunden, wenn das Geistige vom Sinnlichen, das Sinnliche vom Geistigen durchdrungen ward. Wenn sie jetzt von Goethe kamen und soeben gehört hatten:

„Liebe sei vor allen Dingen
Unser Thema, wenn wir singen;
Kann sie gar das Lied durchdringen,
Wird's um desto besser klingen.

Dann muß Klang der Gläser tönen
Und Rubin des Weins erglänzen:
Denn für Liebende, für Trinker
Winkt man mit den schönsten Kränzen"

oder auch wenn sie von Schiller-Beethovens Lied an die Freude kamen und sich dann zu einem geölten Linsenkotelett mit Sauerbrunnen niedersetzten, um hinterher statt der Zigarre einen Bleistift im Munde herumzudrehen, so empfanden sie etwas wie Unstimmigkeit. Die Normalmänner und Reformfrauen um Stierholz hatten die bei Goethe erwähnte Systole und Diastole nicht ganz begriffen, vielleicht sogar überhaupt nicht; sie hatten nicht begriffen, daß es ohne negative keine positive Elektrizität gibt. Als gewissenhafte Menschen fühlten sie aber tief die Verpflichtung, für das Genommene einen Ersatz zu bieten, und so beschlossen sie einstimmig, sich auf Gemeinschaftskosten photographieren zu lassen und jedem Haus und jeder Hütte ihr Lichtbild zu schenken, damit es allda zum Schmuck der Wände und zur Aufheiterung des Gemütes diene. Wie weit die Menschheit von diesem Geschenk Gebrauch gemacht hat, kann ich natürlich nicht sagen; ich für meine Person habe einstweilen in Ermangelung von etwas Sinnlichem die B i l d e r aufgehängt.



PARETZ.

Von Ludwig Sternaux.

Du kommst, an einem Herbstmorgen vielleicht, eine Landstraße daher. Es ist eine Landstraße, wie es deren in der Mark Hunderte gibt: Pappeln, von Krähen bevölkert und jetzt schon halb entlaubt, und links und rechts Wiesen. Noch schwankt der Frühnebel in dünnen Schwaden über ihnen, und das welke Laub und das Gras am Grabenrand tragen noch den weißen Nachtreif. Dich fröstelt, obgleich du in Sonne wanderst.

Doch wie du weiterschreitest, deckt Schatten plötzlich den Weg. Eine Parkwand baut sich dir zur Rechten auf, von Sonne hell durchsprenkelt und doch dunkel, Wald, der wie Bronze schimmert. Du hältst ein Weilchen still und schaust. Und siehe! aus der steilen Grabenböschung wächst, von wucherndem Akaziengebüsch halb verborgen, ein schwarzes Eisentor, das, schmal und schlank, in einem Spitzbogen endet. Von ungefähr erinnert es in seiner strengen Gotik an Friedhofspforten; da, wo das Gitterwerk der Spitze zudrängt, hängt auch, wie zur Erinnerung an einen Toten, in dünnem Staboval ein zerbrochenes L, und die beiden Flügel krönt eine Inschrift: „den 20 may 1810" . . .

Da weißt du, daß du die Gemarkung des Dorfes Paretz betreten hast. Denn das L bedeutet Luise, und das schwarze gußeiserne Tor ließ Friedrich Wilhelm III. einst zum Gedächtnis an die Königin Luise errichten, die hier am 20. Mai 1810 ihr geliebtes Paretz verließ, um nie wieder an diese Stätte des Friedens und des Glücks zurückzukehren. Sie starb, wenige Monate später, am 19. Juli. Die Legende erzählt, daß die Kranke, da sie damals von Paretz und seinem Park bei sinkender Dämmerung Abschied nahm, die Worte gesprochen habe:

„Die Sonne eines Tages geht dahin:
Wer weiß,
Wie bald die Sonne unseres Lebens scheidet."

Ein Jahrhundert lang hütete Pietät die Pforte; bald auch nahm der Wald sie in seine schirmende Wildnis auf. Nur das L leuchtete schließlich noch über dem Gebüsch. Erst unsere Zeit nahte mit roher Zerstörung: das L widerstand zwar den Bubenhänden, die es herausreißen wollten, aber die eisernen Seitenpfosten hat man gehoben und gestohlen.

*

So geben Scham und Schmerz Geleit, betritt man Paretz. Und ist man erst mitten drin, entdeckt der Wissende, der es von früher her kennt, auch noch andere Spuren der Verwüstung, die hier nach dem November 1918, der alle Bande frommer Scheu löste, Heiliges geschändet hat. Aber im großen und ganzen trösten Schloß und Dorf, vom Prinzen Heinrich, der hier Herr ist, mit Sorgfalt betreut und gepflegt.

Auch die Einsamkeit hat ihre schützende Hand über dies einzigartige Idyll gehalten. Denn der stille Ort liegt so abseits aller großen Straßen, daß das Leben lange überhaupt daran vorbeitrieb, ohne es zu berühren. Selbst Theodor Fontane der als erster hier in Paretz historischen Spuren nachgegangen ist, mußte noch auf Schusters Rappen dorthin pilgern. Später fuhren zweimal in der Woche von Potsdam Dampfer nach dem abgelegenen Ort, und ich, der ich auf diesem an sich sehr hübschen und unterhaltsamen Wege nach Paretz gelangte, erinnere mich noch sehr wohl, daß der Potsdamer Dampfer in Ermangelung irgendeiner Anlegestelle seine Fahrgäste irgendwo zwischen Ketzin und Paretz an einer Ziegelei aussetzte, und daß man mühsam über eine ganze Reihe von Ziegelkähnen klettern mußte, um an Land zu kommen. Und auch dann galt es noch, das versteckte Paretz erst aufzuspüren. Oder man mußte, was zeitraubend, umständlich und langweilig war, die Kleinbahn Nauen—Ketzin be-

ARBEITSZIMMER
FRIEDRICH WILHELMS IV.

nutzen und von Ketzin aus zu Fuß nach Paretz wandern. Heute dagegen fährt täglich zweimal ein schönes, altväterisch angestrichenes Postauto von Potsdam nach Paretz, über Fahrland, Satzkorn, Falkenrehde, und was einstmals eine kleine Reise war, ist jetzt nur noch ein Katzensprung, der sehr viel Spaß und gar keine Mühe macht. Wer außerdem besinnlichen Gemütes ist, der kann sich auf dieser Fahrt von dem alten Fontane die seltsamsten Sagen und Historien erzählen lassen: die „Fahrlander Chronik" weiß deren viele, und in der Falkenrehder Gruft soll sogar ein heimlich Enthaupteter ruhen. . . .

Immerhin: es ist in der Tat historischer Boden, über den das Potsdamer Postauto auf dieser Strecke im modernen Geschwindtempo dahinrast, preußischer Hofadel bewohnte rings die Güter, und in den Zeiten der Friedrich Wilhelms mögen hier die königlichen Kutschen oft genug über die Straßen geschaukelt sein, vielleicht von der lieben Dorfjugend nicht minder angegafft als jetzt der quittengelbe ratternde Kraftwagen mit dem kronen- und zepterlosen Reichsadler auf dem Türschlag.

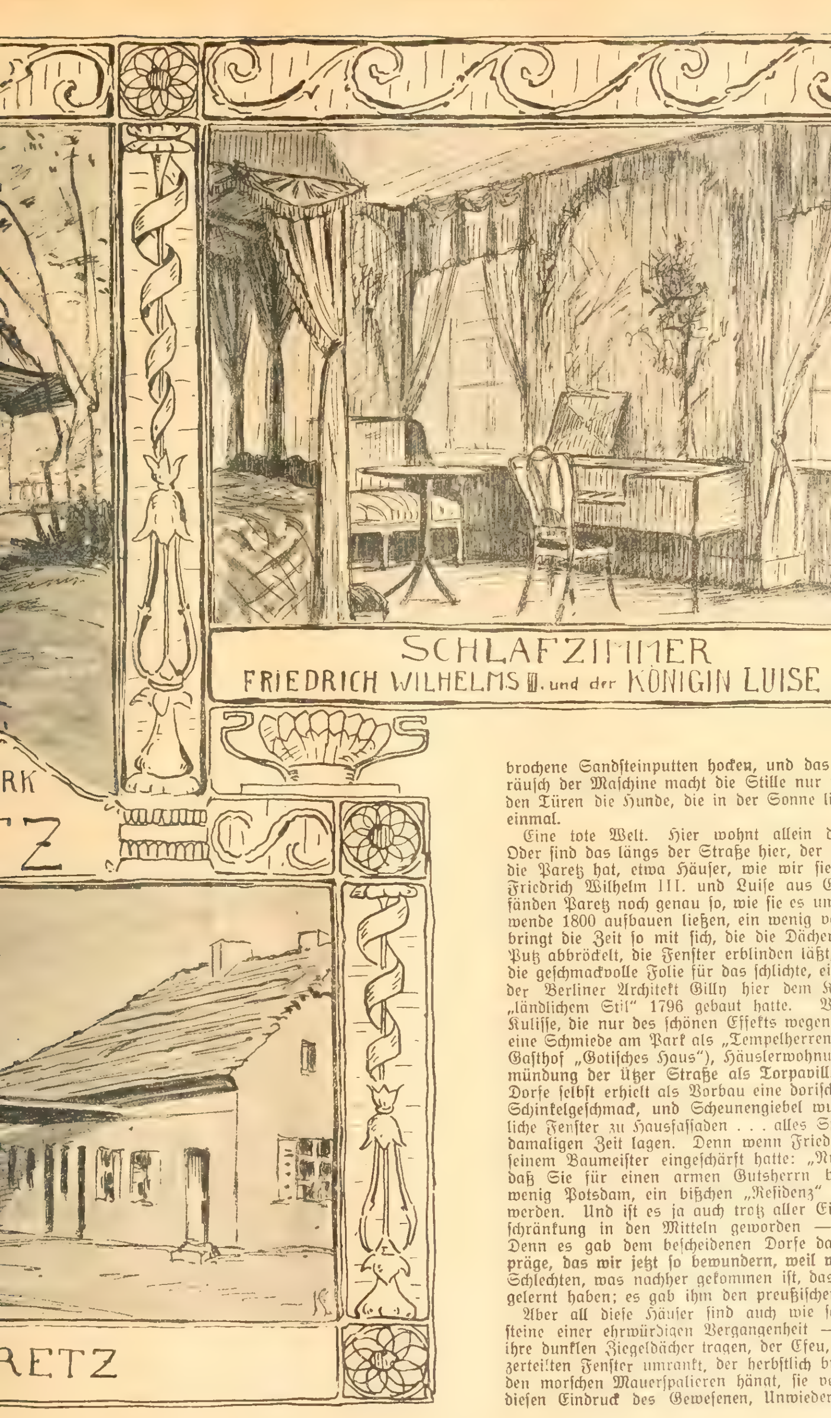
★

Doch zurück zu Paretz!

Herbst auch hier. Die Blätter fallen. Alle Wege sind mit Rauschgold bestreut, und in der Luft, die ganz von Sonne und herbem Duft getränkt ist, treiben schimmernde, weiße Fäden — Altweibersommer nennt der Volksmund sie, weil sie dem Silberhaar von greisen Frauen ähneln. Sie legen sich als zartes Gespinst auf den dunklen Mantel, du spürst sie wie einen kühlen Hauch auf dem Gesicht. Und in den Bauerngärtchen blühen die letzten Astern.

Dazu am Alltag selbst eine sonntägliche Stille. Kein Pferd, kein Wagen. Nur der Postbote geht von Haus zu Haus, und an der Parkhecke spielen ein paar Jungen in Soldatenmützen mit Kastanien. Auf dem Gutshof arbeitet eine Lokomobile. In immer steten Pausen pufft der Dampf über die niedrige Mauer, auf deren moosbewachsener Zinne ein paar zer-





SCHLAFZIMMER
FRIEDRICH WILHELMS III. und der KÖNIGIN LUISE.

brochene Sandsteinputten hocken, und das gleichmäßige Geräusch der Maschine macht die Stille nur noch größer. Vor den Türen die Hunde, die in der Sonne liegen, kläffen nicht einmal.

Eine tote Welt. Hier wohnt allein die Vergangenheit. Oder sind das längs der Straße hier, der einzigen übrigens, die Paretz hat, etwa Häuser, wie wir sie bauen? Kehrten Friedrich Wilhelm III. und Luise aus Elysium zurück, sie fänden Paretz noch genau so, wie sie es um die Jahrhundertwende 1800 aufbauen ließen, ein wenig verfallen zwar, das bringt die Zeit so mit sich, die die Dächer schief drückt, den Putz abbröckelt, die Fenster erblinden läßt, aber immer noch die geschmackvolle Folie für das schlichte, einfache Schloß, das der Berliner Architekt Gilly hier dem Kronprinzenpaar in „ländlichem Stil“ 1796 gebaut hatte. Vieles davon gewiß Kulisse, die nur des schönen Effekts wegen geschaffen wurde: eine Schmiede am Park als „Tempelherrenhaus“ (der heutige Gasthof „Gotisches Haus“), Häuslerwohnungen an der Einmündung der Ützer Straße als Torpavillons, ein Haus im Dorfe selbst erhielt als Vorbau eine dorische Säulenhalle im Schinkelgeschmack, und Scheunengiebel wurden durch künstliche Fenster zu Hausfassaden . . . alles Spielereien, die der damaligen Zeit lagen. Denn wenn Friedrich Wilhelm auch seinem Baumeister eingeschärft hatte: „Nur immer denken, daß Sie für einen armen Gutsherrn bauen!“, ein klein wenig Potsdam, ein bißchen „Residenz“ sollte Paretz doch werden. Und ist es ja auch trotz aller Einfachheit und Beschränkung in den Mitteln geworden — uns zum Heile! Denn es gab dem bescheidenen Dorfe das einheitliche Gepräge, das wir jetzt so bewundern, weil wir an dem vielen Schlechten, was nachher gekommen ist, das Gute eben sehen gelernt haben; es gab ihm den preußischen Stil.

Aber all diese Häuser sind auch wie schöne, stille Grabsteine einer ehrwürdigen Vergangenheit — das Moos, das ihre dunklen Ziegeldächer tragen, der Efeu, der die altmodisch zerteilten Fenster umrankt, der herbstlich bunte Wein, der an den morschen Mauerspalieren hängt, sie verstärken nur noch diesen Eindruck des Gewesenen, Unwiederbringlichen. Me=



lancholie geht hier am hellen Tage spazieren, und daß in dieser Straße einst heitere Erntefeste gefeiert wurden und die Potsdamer Garde-Hautboisten den Dörflern zum Tanze aufspielten, mutet an wie eine alte, längst verklungene Sage.

★

Und doch hat es diese Tage bescheidenen Glanzes gegeben. Sie begannen, als 1796 der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm und seine junge Frau, die ihr erstes Glück fern dem üppig-steifen Hofleben Friedrich Wilhelms II. in Ruhe und Abgeschiedenheit genießen wollten, sich das weltverlorene Paretz als Wohnsitz erkoren. Das alte Blumenthalsche Gutshaus fiel; das heutige Schloß, in Wahrheit ein „Schloß Still-im-Land", wie es bald genannt wurde, entstand, und Schloß und Kirche, Amtshaus und Dorf wurden durch den Park, der alles einschloß, zu einem gartenartigen Ganzen verschmolzen, dessen Herz das langgestreckte, schmucklose Herrenhaus war.

Dort lebten nun, ganz zurückgezogen, Friedrich Wilhelm und Luise allein sich und ihren Kindern, eine echte märkische Gutsherrschaft, und das von Anfang an rührend patriarchalische Verhältnis zu der Dorfbevölkerung erlitt auch keinerlei Einbuße, als 1797 der König starb und Friedrich Wilhelm den Thron bestieg: Majestät hin, Majestät her — er war und blieb, wie es auch seinem schlichten Wesen durchaus entsprach, einfach der Gutsherr, und Luise wurde, zum Entsetzen allerdings der guten, alten Voß, die sicherlich hier über vieles die spitze, hochadlige Nase rümpfte, nach wie vor nur die „gnädige Frau von Paretz" genannt.

Zwei Pastelle in dem späteren Arbeitszimmer Friedrich Wilhelms IV. im Schloß zeigen, wie beide damals ausgesehen haben mögen: er ein junger, hübscher Offizier in knapper Uniform, die hohe Stirn noch nicht von Sorge und Kummer zerfältelt, sie eine liebliche, von allem Glanz der Jugend verklärte Erscheinung, die blauen Augen von Leben sprühend, der Gesichtsausdruck bei aller frauenhaften Weichheit seltsam energisch. Bilder des Glücks! Und der Sohn hat sich wohl gerade diese Bilder hier aufgehängt, weil so die Eltern am stärksten in seiner Erinnerung lebten. Sah er von seinem Schreibtisch, in den Sessel gelehnt, zu ihnen hinüber, so stiegen die Tage der Kindheit vor ihm auf, da er, ein kleiner Junge, unten in dem chinesischen Gartensaal mit den Brüdern an den Miniaturkanonen spielte, und die Eltern, ein schönes, schlankes Paar, Arm in Arm um das englische Blumenboskett vorm Hause lustwandelten . . .

Ja, die Tage von Paretz! Wie fern sind sie — uns, die Revolution und Umsturz des angestammten Königshauses beraubt haben, und die wir in einer entgötterten Welt leben, doppelt fern. Aber weilt man in Paretz, besucht man das tote Schloß, geht man durch diese ergreifend schlichten Zimmer, die so gar nichts Königliches an sich haben, dann steigen sie von neuem auf, das Heute wird zum Gestern, und hundert Jahre sind wie ein Traum.

Schatten bedrängen das Herz. Da ist, klein und eng, das Schlafzimmer Friedrich Wilhelms und Luisens, die schmalen Betten tragen noch den Baldachin aus weißem Mull und die grünseidenen Steppdecken, über dem Kamin hängt ein morscher Kranz, den unbekannte Hand gestiftet, die Gardinen sind zerschlissen. Ein kleiner Schreibtisch mit Alabastersäulchen erzählt von stillen Morgenstunden, die Briefen und empfindsamer Lektüre gewidmet waren . . . alles ganz bürgerlich, fast ärmlich. Allein die hohen Flügeltüren erinnern daran, daß man in einem Schloß ist. Sie lassen in eine Flucht von Zimmern sehen, deren einziger Schmuck die schönen, bunten Tapeten sind und hier und da, taktvoll verteilt, ein paar englische Stiche: ferne Länder, vielmastige Segelschiffe, idyllische Familienszenen. Allein im Vorsaal, dem einzigen mit Marmorfliesen getäfelten Raum, prunken goldgerahmte Ölgemälde, zwei riesige Blumenstücke von 1828, also keine Erinnerungen an die Königin, deren stiller Geschmack sie wohl auch kaum gewesen wären.

Ganz das Gefühlsklima ihrer Zeit aber atmen Gartensaal und Spielzimmer. Der eine, der Gartensaal, in dem noch die putzigen kleinen Kanonen der Prinzen stehen, zeigt farbenprächtige Tropenlandschaften, die seltsam mit dem deutschen Garten vor den Türen kontrastieren; im anderen, das ganz à la chinoise ausgemalt ist, stelzen an den Wänden sehr steif

und zierlich Reiher und Marabus, Störche und Pfauen und sonstiges Getier umher, und wenn die Billard- oder Schachspieler hier einmal eine Pause machten, um auszuruhen, so glitt ihr Blick auf diesen Wandbildern in Welten, deren größter Reiz es war, so phantastisch zu sein. Uns heimeln diese Zimmer besonders an, weil wir, aus andern Gründen, neuerdings die gleichen Wege wandeln; das „Zurück zur Einfachheit!“, das uns, die wir durch Krieg und Kriegsnöte um hundert und mehr Jahre zurückgeworfen sind, wieder als Losung des Tages gilt, hat Paretz modern gemacht, wir sehen gerade in diesem bescheidenen Bau Gillys (der der Lehrer Schinkels war!) eine Verkörperung alles dessen, was wir wieder erstreben: Verinnerlichung und Selbstbesinnung.

„Schloß Still-im-Land“ haben es Adel und Volk damals, vielleicht ein wenig ironisch, getauft . . . kein passenderer Name könnte für dies ländliche Tuskulum eines Königspaares gefunden werden. So still wie das Schloß selbst waren ja auch die Zimmer, die es barg: schmucklos-heitere Räume, mit einfachstem Mobiliar sparsam ausgestattet, ein Spiegel erscheint fast schon als Luxus, die Kamine sind gemalt, die Tapeten aus Leinwand oder Papier, die Dielen rohes Holz. Nur ein Kristallüster, eine schöngeformte Ampel streuen ab und zu ein bißchen Glitzerglanz in diese fast puritanische Einfachheit.

Für uns aber kommt noch die Erinnerung hinzu, die all dem verklärenden Schimmer leiht. Auf diesen schwarzen Polsterstühlchen mit den gotisierenden Rückenlehnen, auf diesem harten Ripssofa, auf diesen Ottomanen und Bergèren haben Friedrich Wilhelm und Luise gesessen, hier haben sie ihren Tee getrunken, dort dem Spiel der Kinder zugeschaut: tote Zeit steht auf und erzählt von Freud und Leid. Die Rauchsche Büste der Königin blickt aus toten Augen in dieses ihr einstiges Reich, an den Wänden lächeln Prinz Wilhelm und Prinzeß Charlotte, und die Andenken, die der trauernde Gatte nach dem frühen Tode der geliebten Frau über das ganze Schloß verteilt hat, die Sohn und Enkel noch vermehrt haben, machen es zu einem Mausoleum, das Wehmut und Tränen weckt. „Louisen-Ruhe“ steht da unter einem alten Farbstich, der die Charlottenburger Königsgruft zeigt . . . und ein anderes Bild, eine Seidenstickerei, wohl das Geschenk irgendeiner Hofdame, feiert die Tote mit den Worten: „Über das Loos der Vergänglichkeit erheben Dich, Königinn! Deine Tugenden.“

Ganz Paretz ist, auch heute noch, eine „Luisen-Ruhe“.

★

Auch der Park. Und doppelt in diesen glanzerfüllten Sterbewochen des Herbstes, der melancholische Erinnerungen beschwört. Die Blumen sind verblüht, die Blätter fallen.

Sie fallen unaufhörlich. Müde und ergeben lösen sie sich von Zweig und Ast, die Luft ist ganz von Knistern und Rascheln erfüllt, und legen sich zu ihren Geschwistern auf die feuchte Erde. Ein goldener Teppich deckt das welke Laub weithin Rasen und Wege. Oft sinkt der Fuß, behutsam tastend, bis zum Knöchel in diese aufrauschende Blätterflut.



Wie groß der Park ist? Oder gehst du, ein Fremder hier, der Gräber sucht, in die Irre? Mag sein. Auch dieser Irregang ist schön. Er führt an Weihern dich vorbei, die grün im Licht der späten Sonne liegen, er schenkt dir Blicke in das weite Land — in dem, ganz fern, schwarzweiß gefleckte Rinder weiden. Und am Horizont, der schon im Duft verdämmert, gleitet traumhaft leise ein Segel. Da muß wohl die Havel sein!

Dann aber tritt an einer Wegebiegung ein Pavillon hervor, ein kleines japanisches Teehäuschen. Die Wände, von denen nun auch schon der Putz blättert, tragen verblaßte Malereien, die Fenster sind mit Brettern vernagelt. Am Fuß

des Hügels, auf dem er steht, unter der Terrasse, eine Muschelgrotte. Auch hier Verfall! Spinnweben hängen, wo einst die Muscheln blinkten, und die Borkenmöbel innen sind zerbrochen. Ein paar Schritte ab findest du noch eine Grotte. Es ist der „Tempel". Säulenreste, ein Giebelfeld, in die Wand eingelassen, gaben den Namen. Eine graue Steintafel trägt die Inschrift: „Gedenke der Abgeschiedenen!"

Gedenke der Abgeschiedenen — wer täte das an dieser Stätte nicht? Friedrich Wilhelm III. hatte hier seinen Lieblingsplatz. Die Tafel gilt der Königin Luise. Ein Menschenalter später, der König starb 1840, galt sie auch ihm, von allen Enkeln, die je in Paretz gewesen, mit frommer Rührung begrüßt. Der letzte dieser Enkel, Wilhelm II., weilt jetzt, heimatlos geworden, in Holland. Sein Sturz hat auch den heiligen Bann zerstört, der dieses Familiendenkmal bis dahin schützte: den Friedensengel, der hier den Eingang mit Kranz und Palmenzweig hütete, hat ruchlose Hand von seinem Postament gerissen und beiseite geschafft. Selbst die Stätte der Toten ist heute nicht mehr heilig. Aber Geschichte dauert über Menschenwerk und Menschentat. Sie ist ewig, und ihre Kränze sind unvergänglich wie die Sterne.

Wilsons Rolle im Weltkriege.

Von Henry F. Urban-New York.

II. (Schluß.)



Das große, noch immer nicht völlig geklärte Rätsel, das sich an die Person Wilsons knüpft, ist und bleibt: Warum ist er seinen 14 Punkten nicht treu geblieben? Man kann von Leuten, die ziemlich gut unterrichtet sind, die widersprechendsten Ansichten darüber hören. William Bayard Hale, sein ehemaliger Freund und Biograph, ist der festen Überzeugung, daß es Wilson mit den 14 Punkten durchaus ernst war, daß er jedoch nicht imstande war, Lloyd George und Clemenceau gegenüber damit durchzudringen. Auch Walter Weyl, eine der feinsten politischen Federn New Yorks und einer der Schriftleiter der vorzüglichen, durchaus unabhängigen Wochenschrift „The New Republic", vertritt diese Ansicht. In einer glänzenden Analyse des Wilsonschen Charakters (in der Wochenschrift vom 7. Juni 1919) kommt er zu dem Schluß, daß Wilsons politische Katastrophe in Paris zurückzuführen sei auf den Professor in ihm, der in der Weltpolitik nicht aus noch ein wußte, auf sein professoral-abstraktes Denken, seine Vorliebe für Verallgemeinerung. Weyl hätte auch ruhig sagen können: auf seine echt amerikanische Unwissenheit in europäischen Dingen, die selbst dem gebildeten Amerikaner anhaftet. Es ist zum Beispiel Tatsache, daß Wilson in seinen Reden Prag nach Polen verlegt hat und Bagdad nach Persien.

Er hatte nach Weyl auch keine Ahnung von den verzwickten wirtschaftlichen Verhältnissen Europas. Und ich möchte wieder hinzufügen: von den historischen und rassischen ebenfalls nicht. Denn wie konnte er als Geschichtsschreiber in Punkt 8 seiner 14 Punkte sprechen von dem „Unrecht, das Preußen 1871 in bezug auf Elsaß-Lothringen Frankreich zugefügt" habe und das „wieder gutgemacht werden müßte". Hat er wirklich nicht gewußt, daß das Elsaß immer deutsch und Deutschland von Ludwig XIV. geraubt worden war? Dazu kam seine alte Selbstüberhebung, seine Besserwisserei, sein Eigensinn, sein Diktatortum, durch das er es fertig bekommen hatte, in Paris als sein Sprachrohr seinen Freund Colonel House zu benutzen, der als Privatmann dort nichts zu suchen hatte, während sein Staatssekretär Lansing die Daumen drehen konnte. Auch seine Unbeständigkeit, sein fortwährender Wechsel der Ansichten hat ihn (nach Weyl) in Paris benachteiligt. Und schließlich habe er sich wahrscheinlich eingeredet, wenn er nur seine von ihm angeregte „Liga der Nationen" nach Hause bringe, brauche er die 14 Punkte gar nicht. Die Liga werde schon alles ins Geleise bringen. So wurde er, sagt Weyl, zum Don Quichote der Friedenskonferenz. Fürwahr ein grausames Urteil!

Andere nicht minder scharfsinnige Publizisten sind ebenso überzeugt, daß Wilsons ganzes Friedensprogramm lediglich ein Köder für Deutschland war. Dieser Ansicht ist z. B. George Sylvester Viereck, der mutige Wahrheitsverkünder und Deutschenverteidiger, Herausgeber des „American Monthly" in New York[1]. Zur Begründung dieser Ansicht verweisen all diese Kritiker auf die zahlreichen Beweise von Wilsons Unaufrichtigkeit, von denen ich an dieser Stelle die auffälligsten wiedergegeben habe. Überdies, sagen sie: hat Wilson nicht eine besondere neugeschaffene Abteilung seiner Regierung, unter Leitung eines gewissen George Creel, eigens mit der Aufgabe betraut, durch die schrankenloseste Propaganda in den deutschen Linien das Heer rebellisch zu machen? Hat er sich nicht der famosen Maulwürfe, der „Friends of German Democracy" zu gleichem Zwecke bedient? Diese ganze Agitation war so durchaus unanständig und ein solcher Hohn auf alle amerikanischen Ansichten über Wahrung des Anstandes im Kampfe, daß die Auffassung von der Unaufrichtigkeit der 14 Punkte nur zu berechtigt ist. Möglich ist auch, daß Wilson den Engländern in die Falle gegangen ist, daß sie ihm die 14 Punkte als für sie außerordentlich wertvolle Waffe gegen Deutschland suggerierten, wobei sie die Absicht hatten, ihn später von der völligen Unangebrachtheit eines allzu milden Friedensprogramms zu überzeugen. Konnten sie ihm nicht klarmachen, daß er seinen heißgeliebten Engländern besonders mit der Freiheit der Meere die größten Verlegenheiten bereitete, daß er sie um die Früchte des Sieges brachte, daß er in Wahrheit Deutschland damit half? Konnten sie ihn nicht davon überzeugen, vielleicht nach längeren Bemühungen, daß jede Milde gegen diese „verruchten Hunnen" falsch und sogar verhängnisvoll war? Feststehende Tatsache ist, daß Wilson den Krieg wiederholt als einen „Kreuzzug" (crusade) und die amerikanischen Soldaten als „Kreuzfahrer" geschildert hat. Der Vergleich sagt alles. Er zeigt den völlig fanatisierten Amerikaner, der in ekstatischer Brunst gegen die neuen Erzfeinde der Christenheit einen „heiligen Krieg" zu führen sich von Gott berufen wähnte. Ein so Fanatisierter betrachtete sicher jedes Mittel als erlaubt, um dieses hunnische Ungeziefer unschädlich zu machen. Ich erinnere an seine Presbyterianer-Herkunft, an den frommen Ausrottungseifer dieser Leute. Wie ist das alles so gekommen? Wie hat dieser Berserker des Guten und Rechten, der er als Präsident von Princeton, Gouverneur von New Jersey und Vorkriegs-Präsident war und auf den das Volk schwor, so versagen können? Denn diese jähe Wandlung vom schmetternden Moraltrompeter (ich leihe das Wort Nietzsches über Schiller) zum mitleidlosen Kameraden von Lloyd George und Clemenceau, den Folterknechten, den Erpressern, den Frauen- und Kindermördern, ist doch allzu ungewöhnlich. Es kann daher nur nützlich sein, wenn wir noch einige Stimmen von hervorragenden Publizisten hören, die ihm intim nahestanden und über Wilson manches zu sagen haben, das zur Kenntnis seines Wesens weiterhin beiträgt. Je mehr solcher Stimmen von andern verzeichnet werden, desto besser. Überdies — mir als Deutschamerikaner wäre von amerikanischen „Patrioten" allzu leicht der Knüppel der Voreingenommenheit gegen den Erzfeind alles Deutschen zwischen die Beine zu werfen. Einer dieser intimen Wilson-Kenner ist Charles H. Grasty, Besitzer der „Sun" in Baltimore. Er kennt Wilson seit dessen Wirksamkeit in Princeton und war mit ihm in Paris auf der Friedenskonferenz. Nach Grasty ist Wilson ein Mensch, der überzeugt ist, daß er irgendeine Entscheidung allein besser zu treffen vermag als durch Befragung anderer. Er hat ferner eine starke Vorliebe für das Abenteuerliche, dem er mit der Gläubigkeit und dem fanatischen Mut des Visionärs nachgeht. Gerade das Große und Schwierige einer Aufgabe reizt ihn; Kleines übersieht er. Er ist kein Menschenkenner und scheut sich vor der Auswahl von Leuten, die er braucht. Er ist vorwiegend intellektuell; sein Gemüt ist wenig entwickelt. Er hat keinerlei „Herdeninstinkt"; ist aber in inniger Berührung mit dem Geist der Menschheit. Er richtet seinen Blick stets in die Ferne; sieht aber den Wald vor Bäumen nicht. Auch Grasty ist übrigens überzeugt, daß Wilson seine 14 Punkte in Paris dem Henkerprogramm der George und Clemenceau geopfert hat, weil er glaubte, sie nicht durchsetzen zu können. Bedeutend schärfer noch urteilt über Wilson George Harvey, Herausgeber der weitverbreiteten Wochenschrift „Harvey's Weekly". Im Herbst 1919, als Wilson die schon erwähnte Redetour durch den Westen im Interesse der „Liga

[1] Wir brachten im vorigen Heft unserer Zeitschrift den interessanten Briefwechsel Vierecks mit dem Franzosen Bloch. Die Redaktion.

der Nationen" unternahm, erlitt er bekanntlich einen körperlichen Zusammenbruch, dessen Natur nach Möglichkeit vertuscht wurde. Kaum war er außer unmittelbarer Gefahr, so entließ er seinen Staatssekretär Lansing Knall und Fall, weil er sich zu viel Autorität angemaßt habe. Der Vorfall machte böses Blut und vermehrte die Zahl seiner Gegner gewaltig. Manche behaupteten, Wilsons Verstand habe offenbar gelitten. Ueber diese Annahme goß Harvey Eimer voll Spott in einem Artikel seiner Wochenschrift. „Ach nein!" rief er ironisch aus. „Das ist im Gegenteil das sicherste Zeichen seiner völligen Gesundung. Denn das ist der alte, unverfälschte Wilson, wie er leibt und lebt, der Autokrat, der Tyrann, der seine Wut über seinen schmählichen Fehlschlag als Staatsmann und Weltbeglücker an jemand auslassen mußte."

Eine Erklärung für das moralische Versagen Wilsons, vornehmlich in Paris, ist seltsamerweise nie versucht worden: war er körperlich bereits seit längerer Zeit leidend, so daß der körperliche Zustand auch seinen Geist ungünstig beeinflußte? Ich erinnere daran, daß er auch in Paris einmal erkrankt war und beunruhigende Gerüchte, freilich nichts weiter, über seinen Zustand nach Amerika drangen.

Doch schließlich ist es von nebensächlicher Bedeutung, wie Wilsons Handlungen zu erklären sind. Die Hauptsache bleibt die Tatsache, daß die Liste seiner Mißgriffe und Versündigungen riesengroß ist, vom Beginn des ganzen Krieges an bis zum Friedensschluß — und selbst darüber hinaus. Davon wäscht ihn keine Seife rein. Anstatt der armen, verwüsteten und verelendeten Welt ein neuer Heiland zu werden, ist er ihr nur zu einer Geißel geworden. Er konnte neben Washington und Lincoln der dritte große Amerikaner werden und damit zugleich Amerika auf den Ehrenplatz unter den Völkern erheben. Statt dessen ist er nichts geworden als der dritte „Friedensfrevler" (ich bilde das Wort im Gegensatz zum „Kriegsfrevler") zusammen mit Lloyd George und Clemenceau. Und als besonders erschwerender Umstand fällt eben diese weitere Schuld gegen ihn ins Gewicht: er hat sein Volk nicht nur nicht auf den Ehrenplatz unter den Völkern erhoben, sondern es auf eine tiefere Stufe hinabgestoßen als die, worauf es vor dem Kriege stand. Er trägt die Verantwortung für die häßlichsten Folgeerscheinungen „seines" Krieges in Amerika, als da sind: die alles bisher dagewesene übersteigende Korruption, die durch seinen Autokratismus großgezogene Knechtung der freien Rede und der freien Schrift durch die bezahlten Handlanger der Dollar-Autokraten, die wiederum durch sein schlechtes Beispiel großgezogene Nichtachtung der ehrwürdigen Konstitution und der erhabensten amerikanischen Überlieferungen, die rebellische Stimmung der Massen gegen die Dollardespoten, die Vergewaltigung des Volkes durch mittelalterliche Zwangsprohibition, die Zerstörung der bürgerlichen Einheitlichkeit und des bürgerlichen Friedens durch die schmachvolle Hetze gegen die unschuldigen Deutschamerikaner, deren Amerikaliebe er vielfach in einen unauslöschlichen Amerika-Ekel verwandelte — und was dergleichen Geschwüre am amerikanischen Volkskörper mehr sind.

Daß diese Geschwüre überhaupt sich bilden konnten, ist freilich das Allerbeklagenswerteste. Denn diese Tatsache ist wieder ein Beweis dafür, daß der amerikanische Demokratismus (und damit der Demokratismus im allgemeinen) die Echtheitsprobe nicht bestanden hat. Als die feinsten Errungenschaften dieses Demokratismus pflegte der Amerikaner mit besonderem Stolz die Gerechtigkeit, die Duldung, die Selbstbeherrschung, die Freisinnigkeit, die Brüderlichkeit, die Beobachtung des lautersten Christentums, vor allem aber die furchtloseste Verteidigung der persönlichen Freiheit gegen jedermann zu bezeichnen. Wo waren diese köstlichsten Blüten des echtesten Demokratismus geblieben? Elend verdorrt waren sie unter dem Gifthauch der niedrigsten menschlichen Instinkte: des Nächstenhasses, der Nächstenvergewaltigung, der Unduldsamkeit, der Wahrheitsunterdrückung, des feigsten Zukreuzekriechens vor dem unerhörtesten Despotismus und der unerhörtesten zaristischen Willkür derer, die nichts als die gehorsamsten Diener des Volkes hätten sein und bleiben müssen, und besonders der ihnen ergebenen Presse. Diese Despoten waren es, die aus dem „Land der Freien und Tapferen" einen Riesenschafstall gemacht haben, dessen Herde dem Stecken des Schäfers und seiner kläffenden Köter mit scheuer Ehrfurcht gehorchten. Ach, und es gab mal eine Zeit, da stand irgendein waschechter Amerikaner auf und donnerte so einem Knechter die Wahrheit ins Gesicht vor allem Volke, ganz gleich, ob 100 Jahre Zuchthaus darauf standen. Ist dieser Verfechter des reinsten Amerikanertums wirklich ausgestorben? In dieser Beziehung ist diese Kriegszeit der schwärzeste Fleck auf dem sonst ziemlich blanken Schild Onkel Sams. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo das amerikanische Volk sich in tiefster Seele der unamerikanischen Rolle schämen wird, die es im Weltkriege gespielt hat. Hier harrt der Deutschamerikaner die schönste und zugleich schwierigste Kulturaufgabe in Amerika: im Verein mit den wahren Amerikanern dafür zu sorgen, daß dereinst trotz der englischen Propaganda und der von ihr beherrschten Zeitungen die Wahrheit über diesen Krieg auch in ihrer Adoptivheimat bekannt wird. Werden die Deutschamerikaner dazu die nötige Tatkraft finden, oder werden sie's bei dem bequemen resignierten Achselzucken der ewigen Unterwürfigkeit bewenden lassen?

Die Reise nach Schlampampia.

Von Horribilicribrifax.

II.

Nachdruck verboten.

Kapitel 2.

Kalabot wird über allerley schlampampische Bräuche belehret und flieget zur Hauptstadt.



Wohl etliche Stunden hatt ich auf meinem Örtlein geschlummert, da ging ein groß Lärmen an, also, daß ich davon gar unhold erwecket wurde. Dieweil ich darüber ganz munter geworden und der erschrecklichen Aventüren, so ich vergangenen Tags erlebet, gedenken mußte, hielt ich meine Pforten wohl verwahret, kroch auf das Brettlein und spähte fein fürsichtig über den Zaun.

Sahe da ihrer drei oder vier Männer, die sich gebärdeten, als wollten sie gleich alles ersaufen. Also agiereten sie mit einer Spritzen, daß das Wasser im Raume schoß, und erlustrierten sich damit, das Papier, so auf dem Boden lag, nebst dem vielen Unflat von einer Ecken in die ander zu spritzen. Ging auch eine Rede hin und her unter ihnen, also, daß die verfluchten Burschois ihren Unflat und Dreck selbsten wegschaffen möchten, und sie wären klassenbewußte Proletarier und thäten es nicht. Und jetzt käme bald die Stunde, wo man die reichen Pfeffersäcke graulich trillen könnte für all die schändlichen Thaten, so sie an den armen, unwehrhaften Proletariern gethan.

Indem ich so schaute und die Ohren aufriß wie eine Hofpforten (denn all dies war mir neu und ungewohnet), möchte mich einer der Männer erblickt haben. Denn plötzlich schrie er: Sehet, das ist auch einer von den Schlampiaden, wir wollen dem Bärnhäuter wohl lieber das Fell netzen, als diesen Unflat fortspritzen; richtete auch alsogleich das Rohr auf mich, und ob ich mich wohl eilig deckte, traf mich dennoch das Wasser mit harter Gewalt, und hatt ich nicht die

Flüglein über mich deckt: Wahrlich, mein herrlich Papierwams wär mir verlorengangen und ganz aufgelöset worden. Die Männer sprützten noch zu mehreren Malen; dann aber meinten sie, es wär nun genug gewerket, und sie müßten sich endlich erholen und Frühstück essen; denn das wäre rechter Arbeit billiger Lohn. So huben sie sich von hinnen. Ich aber, kaum daß der letzte den Ort verlassen, schloß mein Türlein auf und entfleuchte. —

Spürete nun, daß mich ein Hunger ankam auf ein gut Morgensüpplein; fand ein Gaststuben, so sie dort ein Restauration nennen; setzte mich in einen Lotterstuhl und sagte dem Wirt oder seinem Stellvertreter mein Begehr. Und da ich ihm einen Goldfuchsen vorwies, meinte er: dergleichen Vögel seien in Schlampampia gar selten, und ich möchte wohl ein Fremder sein, daß ich solche Vögel in meiner Sacktaschen gefangen hielte.

Antwortete ich: Ja, ich sei einer aus Dofland; dort seien Goldfüchs gemein wie große Kartoffeln. Und er möchte den Fuchsen als Verehrung annehmen und mir dafür ein Süpplein kochen und vielleicht einiges Brot geben.

Darob that der Mann gar närrisch, schleppte mich mit Gewalt in ein heimlich Cabinet und that mir alles Gute an, indem er mich seinen hertzlieben Freund nannte. Da tischte er mir Schinken und Eier und feines Brot und gute Leckereyen auf; und sprach, ich soll nur ordentlich zulangen, denn für einen Goldfuchsen könnt man in Schlampampia Essen kriegen, bis die Kaldaunen platzen.

Als ich nun aber dergestalt sah, daß er mir wohlgeneigt war, gedachte ich meiner Aufgaben und daß ich ihn wohl erforschen könnte über vielerlei, so im Lande Schlampampia Brauch und Sitte sei.

Fragte ihn also: Was das wäre: o r g a n i s i e r t. Stund er mir alsobald Rede; darum war ich sehr froh.

Es verhält sich aber also im Lande Schlampampia. Ein Jeglicher, weß Standes er auch sei, muß einer Partey angefüget sein, was man eben organisiert heißet. Ohn Partey aber ist er ein nichtsnutzig Gewächs und hat kein Verstand zu einem Amt oder Geschäft. Es giebt aber in Schlampampia viele Parteyen, und ist eine der andern Widerpart, indem sie einander hertzhaft bekriegen. Wenn aber ein Monat oder zwei um ist, so spalten sich die Parteyen, das ist, es werden aus einer Partey zwei oder auch mehrere und so fort; und haben bereits gelahrte Professores ausgerechnet, daß nach so und soviel Jahren mehr Parteyen denn Einwohner sein werden. —

Item erfuhr ich auch von demselbigen Wirt, was P r o l e t a r i e r und B u r s c h o i s für Leute wären.

Es hat aber diese Bewandtnis damit: Proletarier sind solche Menschen, die, ob sie nun arm oder reich seien, eben das haben möchten und sich daran ergetzen, was vorgemeldte Burschois haben. Die Burschois aber sind gleichsam die geborenen Feind der Proletarier. Und möchte am liebsten jedes den anderen Part also trillen, daß er ihm den Hinteren hofierete, was auch bisweilen vorkommen soll.

Nun befragete ich meinen guten Wirt, wie ich es wohl anstellen könnte, um in die Hauptstadt des Landes Schlampampia zu gelangen. Er sagte: Gib noch einen Goldfuchsen, so werd ich dir ein Schlafkämmerlein in dem Dampfwagen besorgen lassen.

Fragte ich, ob man solches nicht selbst besorgen könnte. Sprach er, das ginge nicht an; die, so die Kämmerlein besorgten, wären auch arme Leute und wollten leben. Und könnte ich ja probieren. Aber das sage er mir gleich: ich müßte viel Stunden an dem Klappfenster stehen und warten, sofern ich eine Anweisung auf ein gut Plätzlein erhaschen wollt. Könnt aber auch sein, daß ich keins erhaschte.

Da verehrte ich ihm noch einen Goldfuchsen; er trollte sich und kam bald mit einem Kärtlein wieder und sagte: es hätt noch dies und das mehr gekostet; denn das Trinkgeld oder die gemeine Verehrung, so man vor allerlei Dienste denen Dienstboten entrichten muß, wäre aufgehoben. Und darum sei alles viel teurer geworden. So gab ich ihm, wiewohl mit Widerstreben, noch einen Goldfuchsen.

Sprach er zu mir, ich sollte getrost abreisen und das Wiederkommen nicht vergessen. Gab mir auch noch allerlei nützliche Ratschläge auf den Weg: daß ich meine Flüglein wohl in acht nehmen sollte, denn Federn wären ein rar Artikel in Schlampampia. Und sollte ich sie besser in ein Schachtel oder Sack tun, damit sie niemand sehe. Sonst möcht ich leicht als Flugzeug gelten, so die Parteyen gebrauchen, um einander zu bekriegen. Und möchte wohl gar konfisziert und verbrennet werden. Dieweil mich aber nicht nach einer Hexen Tod gelüstete, nahm ich meine Flügel ab, that sie in ein Sack und trollte mich.



„Denn für einen Goldfuchsen könnt man in Schlampampia Essen kriegen, bis die Kaldaunen platzen . . ."

„Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

Kam ich durch etliche Gassen und war da ein groß Volksgewimmel und hörete sie schreien: Hu, da, da kommen die Mehrheits-Bluthunde, unsere gute Ratsdiktatur wieder abzurichten.

Da ich aber auf den Markt gelangete, allwo die Dampfwagen abreisen, war viel Volks übereinander her mit Hauen und Stecken, mit Kartaunen und Feuerrohren. Und schrieen die einen: „Ha, ihr Mehrheits-Bluthunde, euch muß man die Nasen abreißen!“ Und schrieen die andern: „Ha, ihr Waldfischer und Eisenbeißer und Spartatüsse, euch muß man die Zungen herausreißen!“

Hei, wie metzgeten sie untereinander! Und ward mir ganz ängstlich und betrübt zu Sinn, wie ich aus diesem Sabbath in meinen Dampfwagen gelangen möchte.

Auf einem Brunnen aber stund ein Mann, schwenkte gar zierlich ein rot Fahnenspiel und schrie die Losung: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

Itzo merkte ich wohl, daß die schlampampische Sprach eine sonderbare Sprach ist, und daß es gar schwer ist, ihren Sinn zu erfassen, indem „vereinigen“ soviel bedeutet als: einander hauen, stechen, das Fell abreißen.

Wär ich mit mein dick Papierwams nicht so artig präpariert gewesen, wahrlich, man hätte auch mich „vereinigt“. Und wär unser geliebter Gubernator ohn jegliche Kunde geblieben.

Aber mein Wams war gut hieb- und stichfest. Und konnte ich mich an die Mauer drucken und entlang schlüpfen bis zu dem Dampfwagen; wischte auch glücklich hinein.

Kam der Dampfwagenmeister angelaufen, so auf schlampampisch ein Stationsfürsteher heißt; schwenkte eine Schöpfkellen in der Hand und rief: „Abfahren!“ Indem stürzten mehrere von denen Proletariern oder Mehrheits-Bluthunden herfür und schrien: „Anhalten!“

Allein, wir fuhren schon von dannen.

Daraus glaubte ich zu merken, daß des Dampfwagenmeisters Gesellen mehr auf ihn hören, denn auf die Proletarier, ob sie gleich diesen Parteyen zugezählt werden müssen.

Ob ich nun gleich reisete nach Schlampampiens Hauptstadt und eben vielerlei Fährlichkeiten glücklich überstanden hatte, so muß ich doch vermelden, daß dies Reisen kein sonderliche Lust mit sich bringet. Denn man sitzet tagsüber gezwänget wie in einer Futterkrippen; oder stehet gar. Auch ist es Brauch, viel Taschen, Kisten, Kober und Schachteln mit sich zu führen, also, daß alles gar schmerzlich beenget wird. Item pflegen die Leut einander auf denen Füßen herumzustampfen und sich zu beschimpfen, sobald sie merken, daß sie nicht derselbigen Partey angefüget sind. So sie aber derselben Partey Glieder sind, so beschimpfen sie einander erst recht, indem sie womöglich noch auf der Reisen ein neu Partey oder Verein, wie sie es auch nennen, aufstellen wollen.



Hatt meine Müh und Not mit meinen großen Ohren, dieweil etzliche junge Schlampampier sich einbildeten, daran zausen zu müssen. Mußte auch sorglich auf den Sack mit meinen Flüglein passen. Und wie lobete ich mein Papierwams, daß es so gut alle Püffe und Stöße abwehrte.

War also froh, daß die Nacht hereinbrach und ich

mich nunmehr in das Schlafkämmerlein, so mir bereitet, zurückziehen konnte.

Legte ich mich nieder und vermeinte nicht anders, denn erst in Schlampampiens Hauptstadt fröhlich zu erwachen.

Doch da kamen die Wölf über mich (man nennt sie in Schlampampien die Dampfwagenbetriebsrät und ihre Gesellen) Und eh ich mich's recht versah, waren wohl ihrer etzliche Hundert über unsern Dampfwagen her, holeten das Reisevolk aus den Kämmerlein und aus den Futterkrippen.



Doch stäupeten sie uns nicht und thaten uns nichts zu leid (denn sie sind ein ganz gesittet Geschlecht von Wölfen und nicht gar so grimmig wie bei uns in Dosland). Wohl aber schauten sie über all nach; krochen unter die Futterkrippen und die Betten und kehrten alles von oberst zu unterst.

Fragt ich einen, sintemal mein Forcht nicht mehr so stark war wie gestern, was sie denn so emsiglich sucheten.

Antwortete der mir: Sie sucheten nach Gewaffen; und wären dazu bestellet und ausgewählt, ernstlich darauf zu achten, daß kein Gewaffen oder Flügel mit den Dampfwagen führe.

Fragte ich: Ob sie die Obrigkeit seien, so das Regiment über die Dampfwagen hätten.

Sagte er: Ja; sie vermöchten die Dampfwagen anhalten und loslassen, wie es ihnen beliebete. Und dieser Dampfwagen bliebe hier und könne nicht nach Schlampampiens Hauptstadt fahren.

Da dacht ich bei mir: Ist ein schlecht Geschäft, zuzuwarten, bis die gnädigen Wölf dich auslassen. Fiel mir auch bei, daß ich noch immer nicht organisieret und also, wenn's an den Tag käme, schwere Straf gewärtigen müßte. Fielen mir meine Flüglein zu rechter Zeit ein; bat ich und jammerte, ob ich nicht auf ganz kurtze Weil in mein Kämmerlein könnte, dieweil ich an mein Schatullen mußte.

Dies ward mir gewähret.

Als ich aber in meinem Kämmerlein war, öffnete ich flugs den Sack, that die Flüglein auf den Hintern, ließ das Fenster fallen und stob von hinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Dokumente zur Zeitgeschichte

Statistik des russischen Terrors.

In der in London in englischer Sprache erscheinenden Zeitschrift „New Russia“ finden wir einen Beitrag zur Geschichte des Bolschewismus, den wir hier wiedergeben; er ist eine ausgezeichnete Illustration des Sowjet-Ideals. D. Red.

In Moskau ist soeben ein Buch erschienen, das den Titel führt: „Reden und Gespräche eines Agitators. Zwei Jahre Krieg an der inneren Front“, von M. Y. Latsis, Präsident der All-Russischen Außerordentlichen Kommission („Tschresvychaika“).

„Jeder Staat“, sagt Latsis, „ist organisierter Kampf einer Klasse gegen die andere und benötigt daher eine politische Polizei. Das ist das Diktat eines richtigen Verständnisses des Wesens eines Klassenstaates und eines Klassenkampfes. Das sind die Lehren, die man aus der Erfahrung des alten Staates und der alten Regierung gezogen hat, die so lange zusammenhielten, obwohl sie nur von einer Minorität unterstützt wurden.“

„Wären die Außerordentlichen Kommissionen nicht gewesen, die den Gegenrevolutionen vorgreifen und sie ausmerzen,“ so fährt er fort, „hätten wir schon lange aufgehört zu sein. Die Gegenrevolution hätte uns verschlungen.“

Latsis gibt mit vollkommener Aufrichtigkeit zu, daß die Bolschewistenregierung nicht von der Bevölkerung unterstützt wird und nicht unterstützt werden kann.

„Die Notwendigkeit der „Tschresvychaika“, sagt er, „war um so dringender, als die Sowjetregierung keinen Apparat der geistigen Wiederbildung besaß. Die Massen des Volkes waren noch in großem Maße von dem alten Geiste durchdrungen; sie waren unfähig, sich von ihren Sklavenanschauungen loszumachen, und oft marschierten sie an der Seite ihrer Klassenfeinde gegen ihre Klassenkameraden. Daher wurde es zur Lebensnotwendigkeit, einen Apparat zur Reinigung und zum Zwange zu schaffen.“

Über die Art, in der diese „Reinigung“ ausgeführt wird, erhält man einige Informationen aus den Zahlen, die Latsis anführt. Er gibt jedoch zu, daß diese Zahlen nicht vollständig sind, sondern daß sie sich nur auf 20 Provinzen Zentralrußlands erstrecken. Nachstehend geben wir einige dieser Zusammenstellungen; die Zahlen für 1919 erstrecken sich in jedem Falle nur über eine Zeit von sieben Monaten.

Aufstände:

	1918	1919	zusammen
Unterdrückte Aufstände	245	99	344
Gefallene auf unserer Seite	878	272	1150
Gefallene bei der Unterdrückung	1821	1236	3057

Entdeckung gegenrevolutionärer Organisationen:

	1918	1919	zusammen
Kadetten	20	8	28
Schwarzes Hundert	68	39	107
Sozialrevolutionäre (rechts)	19	15	34
„ (links)	5	45	50
Menschewiks	12	6	18
Verschiedene	18	157	175
zusammen	142	270	412
Räuber	19	16	35
Spekulanten	2	2	4

Verbrechen in Ämtern:

	1918	1919	zusammen
Unterschlagung	154	665	819
Hochverrat	48	343	391
Sabotage	—	191	191
Fahrlässige Dienstverrichtung	283	662	945
Korruption	200	222	422
Verschiedene	3186	3025	6211
Desertion	—	449	449

Maßnahmen zur Einschränkung der Verbrechen:

	1918	1919	zusammen
Konzentrationslager	1 791	7 305	9 496
Politische Inhaftierung	21 988	12 346	34 334
Geiseln	3 061	10 050	13 111
Die Gesamtsumme aller Fälle betrug:	42 254	44 639	86 893

Geldstrafen:

	1918	1919	zusammen
Zahl der Strafen	4 705	1 174	5 879
Betrag der Strafen Rbl.	28 757 772	46 135 019	74 892 791
Zahl der Konfiskationen	1 003	1 054	2 057
Summe des konfiszierten Geldes . . . Rbl.	33 910 040	8 483 190	42 393 230

Für das Jahr 1919 sind nur die Zahlen von 15 Provinzen erhältlich.

Erschossen für verschiedene Verbrechen:

	1918	1919	zusammen
Spionage	56	46	102
Revolten	2431	651	3082
Teilnahme an gegenrevolutionären Verbindungen	1637	387	2024
Aufforderung zu Revolten	396	59	455
Spekulationen	39	32	71
Räubereien	402	241	643
Desertion	39	63	102
Verbrechen im Amte	157	49	206
Verschiedene	1173	561	1704
zusammen	6300	2089	8389

Erschossen auf Befehl der Petersburger Außerordentlichen Kommission:

Für Spionage	46
Gegenrevolution	565
Spekulationen	36
zusammen	647

Transport	647
Räubereien	438
Amtsverbrechen	115
Falschmünzerei	6
zusammen	1206

Erschossen durch die Moskauer Außerordentliche Kommission:

Für Gegenrevolution	6
Räubereien	194
Amtsverbrechen	3
Falschmünzerei	29
Anarchistische Bombenverbrechen	2
zusammen	234

Erschossen durch die All Russische Außerordentliche Kommission:

1918	454
1919 (bis Oktober)	327

Erschossen durch die Kiewer Außerordentliche Kommission:

Im ganzen	825

Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß diese Statistiken nur auf Urteile Bezug haben, die unter den Entscheidungen der Außerordentlichen Kommissionen erfolgten. Tatsächlich wurden jedoch viele Leute erschossen, ehe diese Kommissionen eingesetzt worden waren; auch waren diese Kommissionen nicht die einzigen, die derartige „Reinigungs"-Operationen unternahmen.

Stimmen großer Männer zur Zeitgeschichte.

Bismarck: Gedanken und Erinnerungen.

Doch hat der reine Absolutismus ohne Parlament immer das Gute, daß ihm ein Gefühl der Verantwortlichkeit für eigne Taten bleibt. Gefährlicher ist der durch gefügige Parlamente unterstützte, der keiner andern Rechtfertigung als der Verweisung auf Zustimmung der Majorität bedarf.

Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern.

H. Brougham, Iniquity . . 1803.

Es scheint das Schicksal der Nationen zu sein, daß sie eher aus der Erfahrung als aus einem Vorbild Belehrung schöpfen; und wie scharfsinnig sie auch die Folgen einer Torheit im Handeln ihrer Nachbarn erkennen mögen, kaum ist der Fall bei ihnen selbst eingetreten, so macht Sorglosigkeit oder Feigheit oder ein gedankenloses Vertrauen auf ihr gutes Glück sie blind für die einfachste Anwendung der Lehre, die sie vor Augen haben, und ruft bei ihnen dieselbe seltsame Verblendung hervor . . . daß eine Handlungsweise, welche die andern zugrunde gerichtet hat, bei ihnen selbst harmlos oder wohltätig wirken könne.

Ch. Dickens, Barnaby Rudge.

Alles, wie ungeheuerlich oder lächerlich es auch sein mag, mit einem Schein des Geheimnisvollen zu umgeben, heißt: es mit einem geheimen Reiz umkleiden und ihm eine Anziehungskraft verleihen, die für die Menge unwiderstehlich ist. Falsche Priester, falsche Propheten, falsche Doktoren, falsche Patrioten, falsche Wunder aller Art, die ihre Wirksamkeit in Geheimnis hüllen, haben bei der Leichtgläubigkeit des Volkes stets einen gewaltigen Erfolg erzielt.

Fr. Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse.

Angesichts jeder Partei. — Ein Hirt hat immer auch einen Leithammel nötig, oder er muß selbst gelegentlich Hammel sein.

Deutsche Karikaturen

Sinowjew in Halle.



Was ist das für ein schönes Land!
Ich glaube in Rußland zu sein:
Ich predige Mord, ich predige Brand,
Das Strafgesetz wird nicht angewandt,
Man steckt alles, nur mich nicht ein.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. C. Mühling, Berlin-Friedenau.

Preis 1.— Mark



20. Jahrhundert

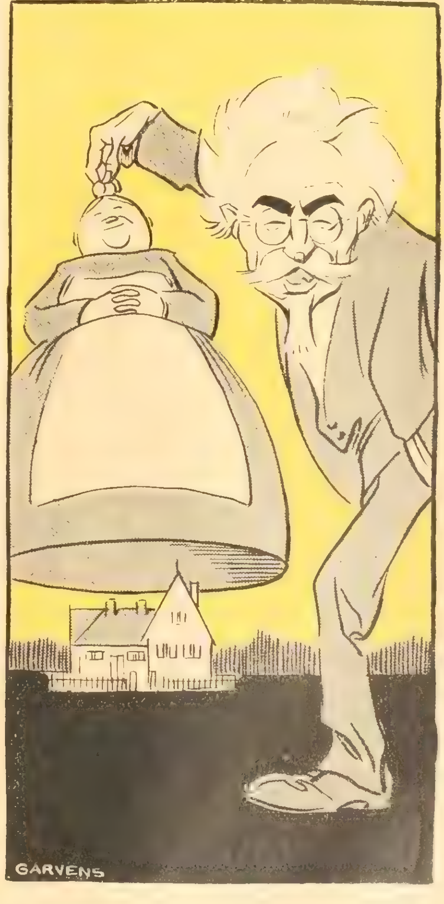
Dokumente zur Zeitgeschichte

Verlag August Scherl G.m.b.H. Berlin SW 68

Nummer 36 | 6. November 1920 | 2. Jahrgang

Adolf Hoffmann der Zauberkünstler.





Wo ist die Villa?

Brüssel und Genf.

Von Dr. C. Mühling.



Der Minister des Auswärtigen, Herr Simons, hat in seiner großen Rede im Reichstag, in der er das Programm seiner Politik entwickelte, wenigstens einen Satz gesprochen, aus dem so etwas wie ein fester Entschluß hervorzuleuchten schien, ein Entschluß, der auch entgegengesetzten Wünschen der Entente gegenüber aufrechterhalten werden soll. Er hat gesagt: „Wir gehen nicht nach Brüssel, wenn Brüssel etwas anders sein soll als eine Vorbereitung. Wir gehen nicht nach Brüssel, wenn es sich um einen Ersatz für Genf handelt."

Nun scheint es schon jetzt festzustehen, daß Brüssel nichts anderes sein wird als eine Vorbereitung für Genf, denn es ist nach nicht widersprochenen Nachrichten zwischen England und Frankreich eine Einigung darüber zustande gekommen, daß in Brüssel eine Sachverständigenkonferenz zusammentreten soll, zu der gnädigst auch deutsche Sachverständige zugelassen werden sollen, und daß dieser Konferenz eine Zusammenkunft der Finanzminister und Regierungsvertreter in Genf folgen solle, auf der die Deutschen, ganz wie der Friedensvertrag es ihnen bei der Festsetzung der Schuldsumme durch den Wiederherstellungsausschuß zugesteht, billiges Gehör finden sollen. Eine Einigung darüber, ob in Genf, wie in Spa versprochen wurde, die Schuldsumme festgestellt werden soll, oder ob die endgültige Feststellung der Schuldsumme der Wiederherstellungskommission, wie es der Friedensvertrag vorsieht, oder dem Obersten Rat überlassen werden soll, ist bis jetzt nicht erzielt worden. Frankreich besteht trotz Spa auf der Bestimmung des Friedensvertrages, England will ihn gemäß den in Spa gegebenen Versprechungen durchbrechen. Wie aber auch die Entscheidung ausfallen mag, eins ist schon jetzt sicher: Der Konferenz in Genf wird eine Sachverständigenkonferenz in Brüssel vorangehen, die nichts anderes sein kann als eine Vorbereitung für die Genfer Verhandlungen, und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß sie auch ein Ersatz für die in Spa versprochene Genfer Verhandlung wird. In diesem Fall wird also Deutschland in Brüssel nicht vertreten sein, wenn anders Herr Dr. Simons den mit so kräftiger Entschiedenheit in seiner Rede ausgesprochenen Entschluß wirklich zur Tat werden läßt.

Es erscheint nun merkwürdig, daß die deutsche Regierung, die feindlichen Ansprüchen gegenüber nur immer wieder versichert, daß sie den Versailler Vertrag, soweit das möglich sei, erfüllen werde, gerade in dieser Frage eine so große Festigkeit an den Tag legt. Denn es ist schlechterdings nicht einzusehen, was es uns nutzen soll, wenn unsere Sachverständigen der Konferenz in Brüssel fernbleiben. Die Vorbereitung für die endgültige Festsetzung der Schuldsumme würde dann eben ohne die Mitwirkung Deutschlands getroffen werden, und unsere Finanzminister und unsere Regierungsvertreter würden in Genf erst recht einer vollendeten Tatsache gegenüberstehen, an der sie mit ihren beratenden Stimmen nichts mehr ändern könnten. Ja, auch England, das doch gerade deshalb in ernste Meinungsverschiedenheiten mit Frankreich geraten ist, weil ihm die Schuldsumme, die nach dem Versailler Vertrag Deutschland aufgebürdet werden soll, unvernünftig hoch und uneintreibbar erscheint, würde seine Stellung sowohl in Brüssel als auch in Genf viel schwerer verteidigen können, wenn die deutschen Sachverständigen durch Abwesenheit glänzten und nicht vielmehr die englischen Bedenken durch umfangreiches Material über die Leistungsfähigkeit der deutschen Wirtschaft unterstützten.

Wenn aber, was durchaus noch nicht ausgeschlossen erscheint, Brüssel wirklich ein Ersatz für Genf werden soll, dann kann das Fernbleiben der deutschen Delegierten von den Brüsseler Verhandlungen noch viel verhängnisvollere Folgen haben. Denn dann würde ja die Feststellung der deutschen Schuld ganz ohne Mitwirkung Deutschlands erfolgen, und wir würden uns des einzigen Rechtes, das der Vertrag von Versailles uns einräumt, freiwillig zu begeben, des Rechtes nämlich, daß uns billiges Gehör gewährt werden muß.

Es scheint mir wirklich ein Unglücksstern über den Entschlüssen unserer Regierung in der auswärtigen Politik zu schweben. Wo Festigkeit angebracht wäre, wo sie die Zustimmung der wenigen Freunde, die Deutschland in der Welt hat, ja sogar der einsichtigen Feinde, die solche Festigkeit von uns erwarten, finden würde, da begnügen wir uns mit papiernen Protesten; in einer Frage aber, die rein formeller Natur ist, wie die, ob die Brüsseler Konferenz einen vorbereitenden Charakter hat oder nicht, bekunden wir unsere Festigkeit dadurch, daß wir uns zu unserem eigenen Schaden in den Schmollwinkel zurückziehen, und begeben uns freiwillig des einzigen kärglichen Rechtes, das uns der Friedensvertrag zugestanden hat. — —

Ich habe schon an dieser Stelle (Nummer 33 vom 25. September) in Kürze darauf hingewiesen, daß der Frage, ob die Summe, die Deutschland zu zahlen hat, durch die Wiederherstellungskomission, wie es der Versailler Vertrag verlangt, oder durch die Genfer Konferenz endgültig festgesetzt werden soll, keine so weltbewegende Bedeutung beizumessen ist, wie man sie ihr nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Ländern der Entente beimißt. Wodurch können sich denn die Beschlüsse der Wiederherstellungskommission von denen einer Konferenz unterscheiden, in der die Finanzminister und die Ministerpräsidenten der Staaten sitzen, die den Vertrag von Versailles unterschrieben haben? Nach meiner Ansicht in nichts. Denn im Wiederherstellungsausschuß werden dieselben Mächte den Ausschlag geben wie in Brüssel oder in Genf. Nach dem § 2 der Anlage II des achten Teiles des Friedensvertrages besteht der Wiederherstellungsausschuß aus den Delegierten der Vereinigten Staaten, Frankreichs, Italiens, Japans, Belgiens und Südslawiens. Aber an den Abstimmungen und Beratungen nehmen immer nur fünf Delegierte teil. Zu diesen fünf Delegierten sollten in jedem Falle die Vertreter der Vereinigten Staaten, Großbritanniens, Frankreichs und Italiens gehören. Da die Vereinigten Staaten aus bekannten Gründen aus dem Wiederherstellungsausschuß ausgeschieden sind, müßten folgerichtig nun nicht mehr fünf, sondern nur noch vier Delegierte an den Beratungen und Abstimmungen des Ausschusses teilnehmen, nämlich England, Frankreich, Italien und entweder Belgien, Japan oder Südslawien, je nachdem ihre besonderen Interessen zur Beratung stehen. In jedem Falle entscheiden die Vertreter der drei westlichen Großmächte, also derselben Mächte, deren Ministerpräsidenten den Obersten Rat bilden, mit souveräner Machtvollkommenheit über alle Fragen, die zur Beratung stehen, und in erster Linie natürlich auch über die Frage der Höhe der deutschen Schuld, deren Festsetzung der Artikel 233 des Friedensvertrages dem Wiederherstellungsausschuß zuweist. Die Delegierten im Wiederherstellungs-

ausschuß werden selbstverständlich ihre Entscheidungen nach den Weisungen ihrer Regierungen treffen, und besonders in der Frage der Höhe der deutschen Schuld werden sie von diesen Weisungen abhängig sein. Den deutschen Sachverständigen oder Regierungsvertretern hat der Wiederherstellungsausschuß, wie schon erwähnt, billiges Gehör zu schenken, und nach § 9 der Anlage II zum Teil VIII hat der Ausschuß auf Antrag der deutschen Regierung alle Ausführungen und Beweise anzuhören, die von Deutschland hinsichtlich aller seine Zahlungsfähigkeit betreffenden Fragen vorgebracht werden. Kein größeres Recht aber haben die Deutschen in Spa gehabt, werden sie in Brüssel oder Genf haben. Auch in Brüssel oder Genf, daran zweifelt doch wohl niemand, wird nichts beschlossen werden, worüber nicht zwischen England, Frankreich und Italien eine Einigung erzielt worden ist. Auf diese Einigung aber wird Deutschland keinen größeren Einfluß haben, als ihm im Wiederherstellungsausschuß eingeräumt ist. Denn nach den in Spa gemachten Erfahrungen und nach dem, was über die Geschäftsordnung der noch bevorstehenden Konferenzen bekanntgeworden ist, kann Deutschland froh sein, wenn man ihm in Brüssel und Genf auch nur „billiges Gehör" schenkt. Der Unterschied zwischen den Verhandlungen der Wiederherstellungskommission und denen der in Spa beschlossenen Konferenz wird also nur darin bestehen, daß im Ausschuß die Delegierten nach den Weisungen ihrer Regierungen entscheiden, während in Genf die Ministerpräsidenten selbst das letzte Wort reden. Die wichtigsten Arbeiten werden auch dort in Unterkommissionen erledigt werden, in denen die Ministerpräsidenten nicht selbst sitzen.

Ich glaube deshalb, daß man sich gründlich irrt, wenn man annimmt, daß die Schuldsumme, die in Genf, wenn die Konferenz noch zustande kommt, festgesetzt werden wird, niedriger sein wird als die, die der Wiederherstellungsausschuß festsetzen würde, wenn er, wie der Vertrag von Versailles das vorsieht, die Entscheidung darüber zu treffen hätte. Denn nach dem, was wir in Spa erlebt haben, ist nicht anzunehmen, daß der Eindruck, den unser Reichskanzler und unsere Minister auf die Ministerpräsidenten der Entente machen werden, irgendeine Änderung an den Beschlüssen würde herbeiführen können, die nicht auch durch unsere Delegierten, wenn sie nur richtig gewählt werden, vor dem Wiederherstellungsausschuß erwirkt werden könnte.

Die Hauptsache ist und bleibt, daß wir die Höhe unserer Schuld möglichst bald erfahren, und wenn wir sie erfahren haben, sagen, ob wir sie in Waren — eine Bezahlung in Geld ist ja überhaupt ausgeschlossen — bezahlen können, ohne daß ein großes Sterben Deutschland endgültig um jede Zukunftshoffnung bringt, und daß wir, wenn die Forderung über unsere Kraft geht, dann auf jede Gefahr hin ihre Erfüllung verweigern, was auch kommen möge. Dann wird unerschütterliche Festigkeit notwendiger und nützlicher sein als bei der Frage, ob wir nach Brüssel gehen sollen oder nicht.

Die deutschen Siedlungen in Rußland.

Von Dr. Kaethe Schirmacher.



Betrachten wir einmal auch dieses Trümmerfeld. Es tut weh, wie fast alles andere jetzt. Wir müssen aber den Mut haben, unsere Wunden zu zählen, unsere Verluste zu buchen. Vor dem Weltkrieg bestanden in Rußland fünf große deutsche Siedlungen; die in den baltischen Provinzen ist zerschlagen, jedoch noch nicht vernichtet, und in Estland, wo der baltische Großgrundbesitz ohne Entschädigung enteignet wird, hat Baron Stackelberg im Landtag erklärt: „Wir werden dieses Gesetz mit allen uns zu Gebot stehenden Mitteln bekämpfen ... wir werden uns nicht entwurzeln lassen."

Die deutschen Wolgasiedler, vor dem Kriege über 750 000 Seelen umfassend, mitten in der Steppe ganz für sich und auf sich gestellt, denen Deutschland ein geliebtes, fernes Märchen war, traten im Kriege mit der alten Heimat in engere Fühlung: teils kamen sie als Kriegsgefangene zu uns, teils die Unseren als Kriegsgefangene zu ihnen. Gefaßt ertrugen sie die Deutschenverfolgung und wurden nicht irre. — Der Kerenski-Umsturz schien auch den Deutschen Gleichberechtigung zu geben, die Saratower „Deutsche Volkszeitung" und das „Deutsche Zentralkomitee" nahmen die Führung; der Bolschewistenaufstand vernichtete diese Hoffnungen und einen Teil der Siedlungen. Rückwanderung nach Deutschland ward die Losung, der Frieden von Brest-Litowsk enthielt ja die Rückwandererartikel. Doch diese Rückwanderung war äußerst schwierig und gefahrvoll in dem bolschewisierten, unruhigen Land. Sie gelang nur wenigen. Unter ihnen dem Führer der Wolgasiedler, Pastor Schleunig. Er hat die in ganz Deutschland verstreuten Wolgasiedler im „Verein der Wolgadeutschen", Sitz Berlin, gesammelt und sucht die deutsche Heimat über die Wolgadeutschen aufzuklären, was not tut und sehr schwierig ist. Vor der Rückreise in das bolschewistische Rußland warnt er die Wolgadeutschen, wer rückkehrt, tut es auf eigene Gefahr. Andere wenden ihr Antlitz schon nach Westen, Amerika zu, wo Landsleute, Wolgadeutsche, in großer Zahl und opferwilligen Herzens vorhanden sind.

Die gleichen Entwicklungsstufen haben die anderen deutschen Siedlungen Rußlands durchlaufen, doch mit verschiedenen Ergebnissen. So in Transkaukasien. Dort siedeln vorwiegend Schwaben. Seit dem Sturz der Russenherrschaft haben sich drei Freistaaten gebildet: Georgien, Aserbeidschan und die Araratrepublik (Armenien). Die Deutschen sind in jedem der dortigen Parlamente vertreten. Bisher hat die bolschewistische Herrschaft die transkaukasischen Freistaaten noch nicht erfaßt, der Bolschewismus selbst besteht in gewissem Maß allerdings auch dort. In Georgien beschränkte die Agrarreform den Einzelbesitz auf entweder 7½ Hektar Garten- oder Weinland, oder 15 Hektar Getreideland oder 40 Hektar Weide- oder Wiesenland. Jeder Besitzer konnte wählen, was er behalten wollte, der Rest wurde ihm ohne Entschädigung enteignet. Das enteignete Land erhielten Landlose oder unter dem Höchstbesitz Stehende zu Kauf oder Pacht. — In Aserbeidschan (es ist ein Tatarenfreistaat) besteht Landbeschränkung noch nicht. Man rechnet in Transkaukasien mit einer regelrechten, bewaffnet einziehenden Bolschewistenherrschaft. — Durch die Leiden der deutschen Siedlungen Südrußlands eingeschüchtert, wollen die Deutschen Transkaukasiens den Bolschewisten keinen Widerstand leisten. Die Rückkehr deutscher Siedler nach Transkaukasien wird durch die englisch-französischen Kontrollkommissionen in Konstantinopel und Batum vereitelt, die niemand durchlassen.

Wir erwähnen hier gleich das traurige Schicksal der deutschen Palästinasiedler. 1854 siedelten sich dort Schwaben an, 1907 bestanden sieben deutsche Siedlungen im Lande, sie zählten 300 Seelen, gehörten der „Templergemeinschaft" an (einer religiösen Vereinigung), waren sehr wohlhabend (Weinbauern) und hochangesehen, gute Steuerzahler, ruhige Staatsbürger. Im Weltkrieg hatten sie das Glück, im Lande eines Bundesgenossen zu wohnen (Türkei) und deutsche Soldaten als anerkannte Freunde zu begrüßen. Der englische Vormarsch, Frühjahr 1918, brachte auch ihnen das Verhängnis: die Siedlungen werden zerstört, geräumt, die Siedler nach Ägypten geschleppt, Hab und Gut verwüstet, geraubt. Die französische Regierung hat jetzt die Ausweisung der Deutschen angeordnet, und England entläßt sie aus Ägypten nur nach Deutschland. Das Todessiegel ist diesem einst blühenden Stück Auslandsdeutschland aufgedrückt. Der erste Zug Vertriebener traf in der Heimat ein.

Die letzten Nachrichten aus den deutschen Siedlungen Südrußlands sind von Ende 1919. Die reichen (auch meist schwäbischen) Siedlungen waren den Bolschewistenbanden ein besonders fetter Bissen; die Banden „Väterchen Machnos" haben dort fürchterlich gehaust, denn die Deutschen, reich, rührig, fortgeschritten, setzten sich zur Wehr, wurden aber von plündernden Banden, oft 800—1000 Mann, überrannt, gebrandschatzt, ausgeplündert, man nahm alles und jedes, Kleider, Vorräte, Vieh, Pferde (die Pferdezucht des Molotschnogebiets ist halb vernichtet), Wagen, Hausrat, Taschenuhren, Trauringe,

Brillen, legte hohe Steuern auf, Zehn- bis Hunderttausende von Rubeln, schändete und mordete. — Allein in der Molotschno wurden 60 Mennoniten umgebracht. Wer konnte, flüchtete zu Schiff über das Schwarze Meer und über Bulgarien nach Deutschland.

Da hier die Mennoniten genannt sind, sei hinzugefügt, daß sie, die einen großen und sehr wohlhabenden Teil der deutschen Siedler Rußlands bilden, entschlossen sind, dies Land gänzlich zu verlassen. — Viele Mennoniten siedeln auch in Kanada, bereiten sich jedoch gleichfalls vor, ihre Zelte abzubrechen. Die englische Regierung geht dort mit dem Schulzwang vor; das bedeutet Vernichtung der bestehenden deutschen Ansiedlerschulen. Die Altmennoniten, denen ihre kirchlichen Satzungen verbieten, in der Schule eine andere als die deutsche Sprache zu lehren, und die, wie alle Mennoniten, Hauptgewicht auf Bibelkunde und religiöse Erziehung legen, wollen ihre Jugend nicht in die weltlichen englischen Volksschulen schicken. Sie wandern lieber aus, und zwar nach dem Staate Mississippi (Vereinigte Staaten), der ihnen ihre deutsch-religiöse Freiheit verbürgt.

Und nun zu der vierten deutschen Siedlung Rußlands, den Deutschen in Wolhynien (Ukraine). Über die Lage dieser schwerstbetroffenen aller deutschen Siedler berichtet Pastor Grunwald in der „Heimkehr". Er war deutscher Pastor in der Ukraine und hat sie kürzlich wieder besucht. „Das Wolhynien, wie wir es vor dem Weltkrieg kannten, existiert nicht mehr", lautet sein Urteil. Kein Wunder: Wolhynien erlitt den Vormasch der Russen 1914, den Einmarsch der Deutschen 1915, den Einfall Brussilows 1916, die Bolschewikenumstürze und Raubzüge seit 1917. Viele Siedlungen sind vom Erdboden verschwunden, an Stelle der Ansiedlungen totes, von Schützengräben und Granaten zerwühltes Feld, von ganzen Kirchspielen nur traurige Reste, die deutschen Wirtschaften wüst oder von Polen, Ukrainern besetzt, die nicht weichen wollen. Die polnische Regierung hat jetzt die Wiedereinsetzung der Deutschen in ihren Besitz angeordnet. Sie kann es ruhig tun, es bleibt beim alten: Der Pole läßt es zur gerichtlichen Klage kommen und siegt dann, dem verarmten Deutschen gegenüber durch „den allmächtigen Rubel". Auch die Baustoffe der Regierung werden, so meldet man aus Galizien, nur dem Meistbietenden, Bestschmierenden gegeben. Wo die Häuser zerschossen sind, bauen die deutschen Siedler Erdbuden. Darin haben sie gefroren, gehungert, Hunderte und Hunderte sind darin, meist an Typhus, gestorben. Das ganze deutsche Siedlertum „ist bis ins Mark erschüttert und verwundet". Die Kirchen sind oft von den Polen, nicht durch russische Kampfhandlung, absichtlich zerstört: „dann kommen die Deutschen nicht wieder", sagten sie. Die Erschütterung des Deutschtums haben sie jedenfalls dadurch erreicht. — Bei dem Hin- und Herwogen der Banden, die alle „requirierten", ist der Wohlstand oft völlig zerstört. Ob Ost- oder Westwolhynien mehr gelitten hat, ist nicht ersichtlich, die Berichte widersprechen sich, nach dem einen sieht es in den Kirchspielen Wladimir-Wolhynsk, Luzk, Roschitsche, Rowno, Dubno am schlimmsten aus, nach anderen im Osten bei Shitomir und Nowograd. — Die Ernteaussichten sind z. T. sehr schlecht, man rechnet darauf, im Winter Buchweizen-Haferbrot, ja Ölkuchen zu essen. Wie wenig Not kennen wir doch in Deutschland!

Die Kämpfe zwischen Pkuropallski, Petljura, den Bolschewiken haben die Bevölkerung völlig um alles Rechtsgefühl gebracht. Von Anfang des Krieges schon war der reiche deutsche Besitz Ziel der polnisch-ruthenischen Bauern; auch die russischen hielten da gern mit, und so begann 1917/18 ein großes Plündern und Morden auf Kosten der Deutschen. Als Pastor Grunwald April 1919 von Deutschland wieder nach Wolhynien kam, belebte er aber den Mut der vergewaltigten Siedler und bestimmte den orthodoxen Erzbischof und den römisch-katholischen Weihbischof dazu, ihre Gläubigen zur Friedfertigkeit gegen die Deutschen aufzurufen. Das wirkte. Dazu kam: Die Bolschewiken, die bei dem bereits beraubten und enteigneten Gutsbesitzer nichts mehr fanden, packten den Bauern an, der wehrte sich in Wolhynien durch einen großen Aufstand im Sommer 1919, bei dem er aber zuletzt doch den kürzeren zog. Da erwachte die Sehnsucht nach „der guten, deutschen Zeit", wo man zwar nicht rauben durfte, aber geschützt war, und so besserte sich die Lage der deutschen Siedler in Wolhynien wieder.

Die 100 eingeäscherten deutschen Siedlungen freilich erstehen nicht so schnell wieder. Die 100 zerstörten evangelischen deutschen Schulen bleiben vorläufig zerstört, weitere 100 etwa haben behördlich anerkannte Lehrer, und etwa 100 sind in Händen von schreib- und manchmal auch leseunkundigen Lehrern! Die Kirchspiele Wladimir, Roschitsche, Luzk und Rowno haben keine Pastoren. Das Deutschtum in Wolhynien bleibt also sehr zermürbt und zerschlagen. Es durfte sich unter bolschewistischem Druck auch nicht organisieren. Aber die etwa 50 000 während des Weltkrieges und danach zu uns übergesiedelten Deutschen Wolhyniens, die sollen, wollen und können sich zusammentun zur Wahrung ihrer Belange. Dann haben die Wolgadeutschen und die Wolhynierdeutschen, die bisher am zahlreichsten zu uns zurückkehrenden deutschen Siedler, in ihrem schweren Los wenigstens Führung und Vertretung.

Die Reise nach Schlampampia.

Von Horribilicribrifax.

III.

Capitel III.

Kalabot gelanget in die schlampampische Hauptstadt Pleiteria.



Vorerst muß ich ein kurtz Erklärung vor den Namen der Hauptstadt abgeben, wie ihn mir etliche schlampampische Bewohner gedeutet haben. So man in Schlampampia nämlich jemand eine Pleiten verspricht, so verheißt man ihm hiermit: Frieden, Freiheit und Brot. Bedeutet also Pleiteria nichts anderes als die Stadt, wo man denen Burgern Frieden, Freiheit und Brot geben möcht. Zumal dies aber des Landes Hauptstadt ist, so beziehet sich das Versprechen auch auf das ganze Land.

Nach dieser Erklärung fahr ich mit meiner wahrhaftigen und kurtzweiligen Reisebeschreibung fort.

Mit dem Morgenlicht des Tags, da ich aus dem Dampfwagen entwichen war, schwebete ich über vorbemeldeter Hauptstadt oder Centrum. Kreisete etliche Mal; wie ich denn gewohnt bin, erst ein wenig auszuschauen, ehe ich mich herniederlasse.

Heißa! War das eine große Stadt voller Pallasten, dergleichen ich in meinem Leben noch nicht gesehen hatt. Funkelte in der Mitten ein groß Goldkuppel nach oben und blitzte.

Sah ich viele lange Straßen: eine wie die andere, lang und grade. Sah ich auch Bäume und ein groß grün Holz und Wald. Dacht ich bei mir, hier möcht es gut sein abzufliegen, dieweil zu solch früher Morgenstunden dort keiner von denen Burgern spazieren werde.

„Ließ mich hinter einer Puppen nieder, lösete die Flüglein und that sie in den Sack."

Schwebte herab über die Wipfel, erspähete eine lange Straßen; waren aber keinerlei Häuser und Palläst auf den Seiten, sondern weiße Puppen, gar wunderlich anzuschauen.

Ließ mich hinter einer Puppen nieder, lösete meine beiden Flüglein, that sie in den Sack und spazierete mutig zur Stadt hinein.

Oh! Was hab ich armer Fremdling aus Dofland nun alles geschauet! Gab es doch in dieser Pracht- und wahrhaften Haupt-Stadt kein einzige Hütten oder gemeine Häuser. Waren alles, Straß auf Straß ab, lauter Burgen und herrliche Schlösser; wohlgezieret mit gar artig Zierwerk, als da sind: Türm und Zinnen; Erker und Söller, Spitzen und Kugeln. Und rankelen sich allerlei liebliche Zieraten auch an den Wänden, gleichsam, als wären sie aufgeklebet; nämlich Brot und Wecken; Bretzeln und Drachen; schöner Frauen Köpf und Engelsschwänz.

Dacht ich: Fürwahr, in solch einer Ritterstadt müßten auch die Burger nichts weniger sein denn Rittersleut und fürnehme Standespersonen.

Dieweil ich aber ein wenig ermüdet war, trat ich in ein große Gaststuben ein, so an einer prächtigen Straße lag. Wollt mir einen Ruhplatz suchen. Setzt ich mich auf einen güldenen Stuhl an ein steinern Tischlein.

Fuhr einer von den Bediensteten auf mich zu, ließ mich grob an und fragte nach meinem Begehr.

Bat ich bescheidentlich um ein Morgensüpplein.

Schrie er mich an: Sie hätten kein Morgensuppen; und ich sollte schnell sagen, ob ich einen „Kaffee" wollte. Anderes aber hätte er nicht.



Bat ich, er möcht mir einen Kaffee bringen. Da er aber den Kaffee (welcher ein stinkend braun Getränk ist, so man bei uns in Dofland nicht kennet) brachte, sagt er, es kostet soundsoviel, und ich könnt gleich bezahlen. Zückte ich einen Goldfuchsen und gab ihm den.

Itzo sch'en er zu bemerken, daß ich ein Fremdling sei und ward ein weniges freundlicher.

Faßte ich mir ein Hertz und fragte ihn, ob es in Schlampampiens Hauptstadt Brauch sei, die Gäst also hart anzufassen.

Belehrte er mich, daß die Obrigkeiten dies verordnet. Und würden zu den Gaststuben-Bediensteten nur große Herren und gar rauhe Leut auserwählet, damit sie die Gäste streng und hart hielten; auf daß niemand lüstete lang in einer Gaststuben zu verweilen, sondern lieber nützlicher Hantierung nachginge; wär auch aus diesen Gründen das Geschenk oder Trinkgeld, so man den Bediensteten zu geben pflegt, abgeschafft worden. Aber für eine besondere Müh, als z. B. für seine Belehrung könnt ich ihm wohl eine Verehrung machen.

Schenkete ich ihm mehrere von den Bilder-Zetteln, so er mir auch meinen Füchsen herausgekehrt. (In Schlampampia hat man Bilder-Zettel statt der Goldfüchs und Silberstücke; und werden solche in vielerlei Farb und Art fabrizieret.)

So dankte er denn und meinete, ich wär wohl ein großer Herr in meinem Land; ein Partenbonzen oder gar ein Präsident; und es thät ihm leid, daß er mich vordem so unfreundlich angefahren; aber er hätte nicht anders gedacht, als ich wäre auch nur ein Schlampampier. Und ich möcht es mich nicht



„Sie wollten das Kriegen ausreuten".

verdrießen lassen und ruhig sitzen bleiben in der Gaststuben, solange es mir beliebte.

Blieb ich also bei meinem steinern Tischlein sitzen und worgete den Kaffee=Trunk herunter; kann nicht sagen, daß er mir absonderlich gefallen hätt. Bat den Bediensteten um ein Stücklein Brot; brachte er mir eine Art Zement=bomben und sagte, es wäre ein Torten.

Aß ich's und schaute auf die Straßen. Sieh, da war ein Wimmeln von Menschen, Pferd und Wagen; fuhren auch Wagen ohne Pferd, von denen es zweyerlei Arten giebt: solche die stinken und solche, die nicht stinken. Die Gestank= oder Automobilwagen aber werden mit allerlei Unflat gefüttert, so man aus den Mist= und Mergelkuhlen der Pauren holet. Und ist dies das für=nehmste Fahren, weil es gar so stark rie=chet und sehr teuer ist. Auch kann man auf diese Weis gleich riechen, was für eine Standesperson darin fahret. Die ande=ren Wagen ohne Pferd, so nicht stinken, aber heißet man Straßenbahnen; und dienen nur dem gemeinen Mann, dieweil sie nicht überall hinfahren können, wohin es ihnen beliebet. Und pfleget man die Leut dort hinein zu stopfen, wie in ein Preßwurst; sind aber auch nur gemeine Leut.



Dieweil ich nun genugsam ge=schaut und grad mich aufheben wollt: sah ich, daß alles, Men=schen und Pferd, Stankwagen und die Wagen, so die Gemeinen benutzen dürfen, halten blieb. Denn es kam plötzlich ein Men=schenhaufen angewälzet mit Schil=dern und Holzspießen und Fähn=lein daran. Da forchtete ich mich, weil ich meinte, sie wollten wie=der eine Ratsdiktatur aufrichten und mit Hauen und Stechen sich vereinigen.

Aber der Bedienstete, so mir gar freundlich gesonnen (weil ich ein Fremdling war), belehrete mich, daß diese Leut ein ander Verein wären und kein Ratsdiktatur auf=richten wollten und sich bekriegen. Sie wollten im Gegenteil das Kriegen ausreuten. Und könne man ihnen ruhig in den Hinteren treten und das Fell vergerben (wie es denn auch des öftern ge=schiehet), so halten sie ganz still und bitten, man möcht ihnen noch mehr geben. Bemerkte ich auch, daß der Bediente recht hätt, in=dem die Leute ausriefen und auf ihre Fähnlein und Schilder ge=schrieben hatten, daß sie ein Frie=densverein wären und nimmer=mehr zu Felde liegen wollten, wenn man sie auch noch so sehr reitzte. Dies aber, bedünket mich, sind bequeme Leut, und man müßt sie Kinder zeugen lassen, damit ihrer mehr werden.

Als nun der Aufzug vorüber war, was gar lange währte, denn der Friedensvereinsleut sind sehr viele, schlupfte ich abermals auf die Straßen und that mich um. Hatte genug zu schauen und zu spacieren und dankete dem Schmied, der mir das Gelenk ins Maul gesetzet; und freute mich, daß ich es so fleißig geübet die Augen zu spreitzen.

Sind doch die Straßen in Pleiteria so wohlbeschaffen und auf ein ganz neumodische Weis mit Steinen beleget, also daß man Berge und Thäler recht unterscheiden kann. Da siehet man eine halbe Straßen mit viereckigen Steinen, die andere halbe aber mit einem zähen Brei, so sie Asfalt nennen, gegründet. Dann gibt es auch Inseln, die mitten zwi=schen angeleget sind und aus Holzpflöck bestehen. Sah ich auch ganze Gassen, so mit Brettern gedecket sind u. s. fort. —

Als ich nun lang genug auf den Stra=ßen herumlaufen war, kam mich ein hertz=haft Müdigkeit über und dacht ich, es wäre wohl an der Zeit, sich nach einem Gast=hof umzuschauen. Weil ich aber die Macht der Goldfüchs verspüret und auch wußt, daß Fremdlinge in Schlampampia wohl aufgenommen und gern gelitten sind, machte ich mich getrost auf den Weg, einen Gasthof zu suchen. (Fortsetzung folgt.)

Probleme des Stillen Ozeans.

Von Kapitän zur See a. D. Paul Ebert



In verblendetem Hochmut haben Europas Völker im Verlaufe einer jahrtausendalten Entwicklung sich angemaßt, als Mittelpunkt und alleinige Träger jeder wahren Kultur angesehen zu werden. Mit der selbstgefälligen Eitelkeit des Parvenüs wollte man verleugnen, daß die Wiege der Väter einst in grauer Vorzeit Tagen fern im Osten stand, daß der heilige Lichtstrahl göttlicher Erkenntnis von den uralten Kulturstätten Innerasiens seinen Ausgang nahm. Überhebung und Selbstverblendung übersahen geflissentlich die unleugbare Tatsache, daß, schon rein äußerlich betrachtet, Europa die anspruchsvolle Bezeichnung „Erdteil" eigentlich gar nicht verdient, daß es als Anhängsel der gewaltigen asiatischen Ländermasse auch hierin seine Abhängigkeit von Asien erweist.

Hochmut kam vor dem Fall, der nach einem Kriege von unerhörter Ausdehnung und Wildheit den scheinbar so fest gefügten Bau westländischer Kultur in seinen Grundfesten erschütterte und Wunden schlug, an deren Heilung auch der Mutigste verzweifeln mag.

Europas Vormachtstellung als Brennpunkt der gesamten Menschheitsinteressen hat dadurch schweren Abbruch erlitten. Von den blutenden, kampfermatteten Völkern der Alten Welt wendet sich der Blick dorthin, wo auf der entgegengesetzten Hälfte der Erdkugel neuerstandene Kräfte ihr Spiel entfalten. Denn die schier endlos erscheinenden Weiten des Stillen Ozeans, der dort seine langgestreckten Wogen wälzt, die noch vor nicht ganz eineinhalb Jahrhunderten der berühmte Weltumsegler Cook auf der Suche nach der sagenhaften Terra Australis incognita in jahrelangen Kreuzfahrten durchirrte, wurden mit der fortschreitenden Verbesserung der Seeverkehrsmittel und der die Gefahren der Schiffahrt mehr und mehr mindernden Erforschung der wenig bekannten Inselgebiete zum völkerverbindenden Elemente für die angrenzenden Kontinente Amerika, Asien und Australien.

Wahrhaft unbegrenzte Möglichkeiten aber sind jenem gewaltigen Wasserbecken erschlossen, seit ihm mit der Durchstechung der Enge von Panama ein neuer, sicherer, wegkürzender Zugang erstand.

Von hervorragender Bedeutung für die Entwicklung dieses Verkehrsgebietes während der letzten Jahre war ferner der sichere Abstand vom Herde des Weltbrandes, der den vom Kriege weniger betroffenen Randvölkern, insbesondere den Vereinigten Staaten und Japan, den Weg zu glänzendem wirtschaftlichen Aufstiege eröffnete. Aus dem erhöhten Expansionsdrange beider aber ergab sich auch eine Vergrößerung der schon vor Beginn des Weltkrieges zwischen ihnen vorhanden gewesenen Reibungsflächen. Ihr in reißendem Tempo sich vollziehender Zuwachs an Seegeltung und Welthandelsmacht wiederum erregte das Mißtrauen des um die Aufrechterhaltung seiner Weltmachtstellung besorgten Englands, insbesondere den Vereinigten Staaten gegenüber. So folgt jetzt Zug um Zug im Kampfe der drei Rivalen um die Vorherrschaft, und die vormals in weltentlegener Einsamkeit ruhenden Wasser des Pazifik mit ihren idyllischen, paradiesisch unberührten Inselgruppen wurden zur Bühne des Welttheaters.

Solange die gerade für jene drei Rivalen militärisch wichtigsten Inselgruppen in deutschen Händen neutralen Boden darstellten, waren sie als Streitobjekt ausgeschaltet. Nachdem die nördlichen Gruppen aber als leichte Kriegsbeute in japanischen, die südlichen in australischen und neuseeländischen Besitz übergingen, wird das Tun ihrer Besitzer von den anderen Parteien mit Neid und Unbehagen beobachtet. Nach amerikanischen Zeitungsnachrichten hat denn auch Japan bereits die gegen die Vereinigten Staaten äußerst günstige Lage der ihm zugefallenen Inseln zur Errichtung von Torpedoboots- und U-Boots-Stationen ausgenutzt. Andererseits beklagt sich Japan über den Widerstand, den Australien der japanischen Einwanderung auf den ihm zugefallenen Inseln entgegenstellt und weist darauf hin, daß hierin eine Wendung zum schlechteren gegenüber der früheren Zeit deutscher Herrschaft eingetreten sei. Die unbeschränkte Aufrechterhaltung der Forderung eines reinen „Weiß-Australiens" seitens der australischen Regierung wirkt auf die gerade in diesem Punkte äußerst empfindlichen Japaner besonders verstimmend. Der australische Finanzminister W. A. Watt sagte in London, die Lage im Stillen Ozean sei sehr heikel infolge Japans Versuch, auf der Friedenskonferenz die Gleichheit der Rassen durchzusetzen. Da er fehlschlug, versuche Japan jetzt, mit diplomatischen Mitteln Australiens Mandat über die Südseeinseln zu verzögern, damit Australien dort nicht die japanische Einwanderung hindern könne. New York Herald fügt hinzu, daß Australien gegen die Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses sei.

Amerika gegenüber verlangte der Premierminister des englischen Tochterstaats Australien, Mr. Hughes, eine Doktrin

Die U.S.P.D. und die 21 Moskauer Bedingungen.



Der Selbstmörder: „Ich will es wenigstens versuchen . ."

„De Notenkraker".

für den Stillen Ozean, ähnlich der Monroedoktrin, durch die Amerika verhindert werden soll, sich in die Angelegenheiten des Stillen Ozeans einzumischen.

Neuerdings ist das zu der Marschallgruppe gehörende Inselchen Nauru, dessen wertvolle Phosphatlager auf etwa 216 Millionen Tonnen zu veranschlagen sind, in den Vordergrund des Interesses gerückt. Die Ausbeutung dieser Lager wurde auf Grund einer von der deutschen Regierung erteilten Konzession und unter starker deutscher Beteiligung von einer englischen Gesellschaft betrieben, deren Rechte nun gegen eine Entschädigung von 3½ Millionen Pfund auf die Regierungen von Großbritannien, Neuseeland und Australien übergehen sollen. Dieses Vorgehen widerspricht, wie auch Lord Robert Cecil im englischen Unterhause erklärte, der Völkerbundidee und dem im Friedensvertrage geprägten Begriffe eines „selbstlosen Mandats". Daily News schreiben, „daß selbst den übrigen Kolonien des Reiches die gleiche Behandlung durch diesen neuartigen Imperialismus versagt wird, und daß man sich damit in einem Zeitpunkt, wo es die höchste Pflicht der britischen Staatsmänner wäre, reine Hände zu haben, einem Projekte zuwendet, daß dem Völkerbunde Hohn spricht und aus dem Grundsatze der selbstlosen Mandate einen Schwindel macht".

Wie sich aus dem Vorstehenden ergibt, werden die vormals deutschen Südseeinseln mehr und mehr zum Zankapfel zwischen England (mit Australien und Neuseeland), Japan und den Vereinigten Staaten.

Ein weiteres Gebiet, innerhalb dessen die Interessen der drei Konkurrenten gegeneinanderstoßen, bildet die Ausbeutung des gewaltigen chinesischen Wirtschaftskreises. China selbst, durch die Differenzen zwischen Süd und Nord und die Korruptionswirtschaft der Mandarinen geschwächt, vermag fremden Zugriffen wirkungsvollen Widerstand kaum entgegenzustellen, hat aber trotz aller inneren Schwierigkeiten einen erheblichen Aufschwung seines Handels zu verzeichnen.

Während England und die Vereinigten Staaten durch den Weltkrieg abgelenkt waren, hat Japan mit rücksichtslosem Druck aus China so viel wie möglich herauszupressen gesucht. Durch ein Ultimatum Japans im Jahre 1915 wurde China zur Einwilligung gezwungen, in der Schantungfrage jede Regelung anzunehmen, die zwischen Deutschland und Japan nach dem Kriege vereinbart werden könnte. Diese Verpflichtung hat China später auf der Pariser Konferenz durch Unterschriftsverweigerung widerrufen. Weiter ließ sich die chinesische Regierung bezüglich der wirtschaftlichen Privilegien durch Annahme einer großen Anleihe von Japan benachteiligen. Klar kam Japans Streben nach der Vorherrschaft in Ostasien in der Mission Ishiis nach Washington zutage, der dem Statssekretär Lansing offen erklärte, daß Japan infolge seiner territorialen Nachbarschaft und Rassenverwandtschaft besondere Interessen in China habe.

Dieser japanischen aggressiven Politik, wie sie besonders in der Schantungfrage sich äußerte, setzte China einen passiven Widerstand durch den Boykott japanischer Waren entgegen, der bereits seit Mitte Mai vorigen Jahres anhält und den Japanern außerordentlich auf die Nerven fällt. Auch gelegentlich der Erörterungen über die Erneuerung des englisch-japanischen Bündnisses hat das chinesische Außenministerium darauf hingewiesen, daß die Behandlung Chinas als rein geographischer Begriff nicht länger geduldet werden würde, und daß China als Mitglied des Völkerbundes erwarte, daß ein Vertrag zwischen anderen Mitgliedern des Völkerbundes, der seine eigenen Angelegenheiten betreffe, nicht ohne seine Zustimmung zustande kommen könne.

Gegen die japanischen Bestrebungen in der Mongolei und Mandschurei, wo japanische Kolonisten eine sogenannte „Zivilisationsgesellschaft", angeblich zum Zwecke wissenschaftlicher Studien, gegründet haben, wendet sich die chinesische Presse, indem sie darauf hinweist, daß die chinesische Regierung als Herrin des Landes gut daran tue, gleichfalls solche „Forschungsunternehmen" ins Leben zu rufen. Nach japanischen Angaben beläuft sich die Zahl der Japaner in der Mandschurei schon jetzt auf 181 000 Köpfe, während Amerika 125 000 Japaner, Hawai 114 000 und Sibirien etwa 8000 beherbergt.

In letzter Zeit hat Japan nach der Hochkonjunktur der Kriegsjahre manche Rückschläge erlebt. Seine Handelsbilanz hat sich von Monat zu Monat verschlechtert: der März war besonders ungünstig, da der Einfuhrüberschuß in diesem Monate mehr als im Januar und Februar zusammen betrug. England und Amerika arbeiten mit allen Mitteln dahin, Japan wieder vom Weltmarkte zu verdrängen. In Sibirien ist Japan durch den Zusammenbruch der von ihm unterstützten Koltschak-Regierung in eine schwierige Lage geraten. Die Schaffung eines sibirischen Pufferstaates Ostbaikalien bildet für Japan gegen den vordringenden Bolschewismus nur ein unzureichendes Bollwerk.

Das seit 1905 bestehende, im Jahre 1911 erneuerte Bündnis zwischen Japan und England ist nicht nur automatisch, sondern ausdrücklich auf 7 Jahre verlängert worden. Als Vorbehalt allerdings hat man mitteilen lassen, daß es dem Völkerbund vorgelegt werden würde. Laut Morning Post waren die Engländer im fernen Osten fast alle gegen eine Erneuerung in der alten Form, da sie England lediglich zum Teilhaber an der Abneigung mache, die Japans Verhalten bisher hervorgerufen hat. Die Engländer dort glauben, daß das Bündnis einem guten englisch-amerikanischen Zusammenarbeiten im Wege steht, das für eine Lösung der Schwierigkeiten in China sehr wünschenswert sei.

Eine diplomatische Niederlage erlitt Japan jüngst in seiner chinesischen Politik dank der Tätigkeit des Amerikaners Thomas W. Lamont von der Firma Morgan & Co., der die Neubildung des Anleihesyndikats für China leitete und dabei der japanischen Begehrlichkeit einen Riegel vorschob. Es handelte sich hierbei um Bankgruppen der vier Mächte England, Amerika, Frankreich und Japan. In seiner Schlußrede betonte Lamont nachdrücklich, daß alle vier Bankgruppen unter den gleichen Voraussetzungen dem neuen Konsortium angehören würden.

Die Haupttriebfeder für Japans Außenpolitik bildet der immer fühlbarer werdende Expansionsdrang seiner schnell wachsenden, dichten Bevölkerung. Die Behandlung der Japaner im Westen der Vereinigten Staaten und die ablehnende Haltung Australiens zur japanischen Einwanderung werden in Japan nach wie vor schwer empfunden.

Das wachsende Interesse an der Entwicklung der Dinge im Stillen Ozean in Verbindung mit dem Verschwinden der deutschen Flotte hatte eine beträchtliche Verschiebung der maritimen Kräfte der Seemächte zur Folge. England weist den Kern seiner Schlachtflotte seiner Atlantikflotte zu. Admiral Jellicoe legte einen Plan vor, der die Schaffung einer starken Flottenbasis in Singapore und eine bedeutende Verstärkung der australischen Flotte befürwortete. Die Amerikaner stationierten ihre Hauptseestreitkräfte an ihrer Westküste, ein Entschluß, der ihnen durch die Eröffnung des Panamakanals außerordentlich erleichtert wurde. Immer unverhüllter tritt das Bestreben der Vereinigten Staaten hervor, im Karaibischen Meere und in Mittelamerika durch Anlage von Flottenstützpunkten den entscheidenden Einfluß zu gewinnen, den es zur Sicherung dieser Verbindung zwischen Atlantik und Pazifik für erforderlich hält. Am meisten ist hierbei Mexiko betroffen, dessen Petroleumreichtum einen zweiten Anreiz für die amerikanische Begehrlichkeit bildet. Neuerdings sind in Mittelamerika Stimmen laut geworden, die angesichts der Ränke der Yankees einem geeinten Lateinamerika das Wort reden. Von einer Erwerbung der englischen Besitzungen in Westindien durch Amerika wurde zeitweise gesprochen. Der amerikanische Marinesekretär Mr. Daniels erklärte, es seien an der pazifischen Küste ausgedehnte Erweiterungen der Marineanlagen nötig. Er empfahl den Ausbau von Pearl Harbor, von Guam und der Marinewerft in San Franzisko. Scientific American sagte, daß die Marinepolitik der Vereinigten Staaten stets offensiv sein müsse. Japan verfolgt alle diese Vorgänge mit reger Aufmerksamkeit.

Demgegenüber betonte Lord Jellicoe, daß England auf die freie Verbindung zur See angewiesen sei. Er habe kürzlich eine Reise von 56 000 Meilen gemacht und nur einmal, in den Vereinigten Staaten, den Fuß auf nichtenglisches Gebiet gesetzt. Niemand wünsche sehnlicher als Seeleute und Soldaten, daß der Krieg ein Ende nehme, *aber er beschwöre die Nation, sich die Seeherrschaft zu bewahren.*

Noch immer wächst die Zahl der zwischen den drei Hauptrivalen England, Amerika und Japan am Pazifik entstandenen Interessengegensätze. Sollten sie zu einem blutigen Austrag führen, so gewinnt Niederländisch-Ostindien, dessen Inselreich vorzügliche Unterseebootsstützpunkte bietet, infolge seiner Flankenstellung hervorragende Bedeutung für die Kriegsparteien. Holländische Stimmen sprechen sich offen für ein Bündnis mit England aus, da die Niederlande nolens volens in den Krieg um die Herrschaft im Stillen Ozean hineingezogen werden würden. Aber auch Japan bemüht sich aus diesem Grunde sichtlich um die Gunst der Niederlande, und holländische Kriegsschiffe haben in Japan einen besonders freundlichen Empfang gefunden, wobei man sich in Japan angeblich dankbar der Zeiten erinnerte, wo die **Niederlande allein einen geregelten Verkehr mit Japan** unterhielten. Vielleicht hätte man die Erinnerung an jene vergangenen Tage besser unterlassen angesichts der Tatsache, daß die holländischen Beamten der ostindischen Kompagnie damals auf der nur etwa 180 Meter langen und 80 Meter breiten, an der Nagasaki-Bucht gelegenen Insel Desima wie Gefangene gehalten wurden, und daß der holländische Resident alljährlich in Yedo dem allmächtigen Shongun, auf dem Boden kriechend, seine Huldigung zu erweisen hatte.

Ein Hauch keuscher Unberührtheit und der Geist tiefen, paradiesischen Friedens schwebte bisher über den Inselgebieten der Südsee, und der Zauber, der sie umwob, ließ in Herz und Sinnen derer, die jene Wunder schauen durften, ein stilles Sehnen zurück dorthin, wo lauer Passat in breiten Wipfeln schlanker Palmen rauscht, wo im mächtigen Pulsschlage der Dünung die blaue Flut des Stillen Ozeans sich hebt und senkt, wo die Wogen im Donner der Brandung am Korallenriffe in weißem Gischt zerschellen. Wie anders droht das Bild sich nun zu gestalten! Wird der Kanonendonner eines neuen, schrecklicheren Weltkrieges dereinst auch die Südsee grausam aus ihren Märchenträumen schrecken?

Normen und Typen im Bauwesen.

Von *Rudolf Prommel*, Architekt, B. D. A.



Der Normengedanke spielte schon vor dem Kriege. Verwirklicht wurde er aber erst in der Zeit, die alle Probleme politisch auffaßt. Seine Paten waren deshalb nicht Baufachleute, sondern Theoretiker des Wohnungswesens, denen es während des Krieges leicht gefallen war, Einfluß zu erhalten. Die Revolution verstärkte ihre Macht, und so kam es, daß die Normenbewegung über das Ziel hinausschoß. Das System wurde Selbstzweck. Fachliche Erwägungen bildeten oft weniger den Ausgangspunkt der Typenentwürfe als der Glaube, durch Normen die Herrschaft im Siedlungswesen dem Laien sichern zu können, sowie die Sucht, aus Selbsterhaltungstrieb Architekten eine untergeordnete Rolle zuzuweisen. Geschickte Propaganda verwirrte das Publikum. Die Typisierungspäpste verstanden es, ihrem Götzen einen volkswirtschaftlichen Anstrich zu geben, und die Fabel von der Verbilligung aller Baukosten mußte in einer Zeit **drückendster Teuerung aufnahmefähigen** Boden finden.

Norm und *Type* bedeutet eigentlich das gleiche. Es hat sich aber der Gebrauch herausgebildet, mit Norm die Vereinheitlichung einzelner Teile zu bezeichnen, das Wort Type dagegen mehr auf vollständige Häuser anzuwenden. Die Industrie hat von jeher mit Normen und Typen gearbeitet. Es sei nur an Gewindestärken, Trägerquerschnitte, Mäntel und Luftschläuche bei Fahrrädern oder an die Munition der Handfeuerwaffen erinnert; als Beispiel für Typen an Kraftfahrzeugen, von denen jede Fabrik — freilich im Gegensatz zu unseren überspannten Typisierungsfanatikern, die gern in Deutschland nur drei oder vier verschiedene Haustypen sehen möchten — unabhängig von anderen Fabriken einen Autotyp soundso oft, in Amerika hunderttausendmal herstellte. Diese Typisierungen waren auch berechtigt, weil sie zu *Verbilligungen* führten. Ein und denselben *Haustyp* mehrere Male auch nebeneinander zu errichten, kostet aber genau so viel wie Häuser mit demselben Rauminhalt in verschiedener Gestalt, denn es ist dem Maurer gänzlich gleichgültig, ob er 39 Ziegelsteine nebeneinander reiht, um 5,06 Meter Mauer zu errichten, oder 62 Ziegelsteine, die eine 8,05 Meter lange Mauer ergeben. Die Typisierung hat, soweit sie hier berechtigt ist, schon im deutschen Reichsformat des Ziegels ihre Grenze erreicht, ganz gleich, wie dieser vermauert wird. Nur ganz wirklichkeitsfremde Menschen können sich einbilden, die Maurer erlangten eine besondere Fertigkeit und kämen zu Höchstleistungen, wenn sie tagaus tagein nach einem bei 1,31 abgeschnittenen Zollstock Fensterlöcher im Mauerwerk freilassen, anstatt heute 2,22 Meter oder morgen 1,57 Meter große. Der kleinste Dorfzimmermann wird lachen, wenn er wegen einer Einheitszimmergröße allen Balken 3,80 Meter Länge zu geben und 3,75 Meter Balken etwa verfeuern soll. Er wird die 3,80 Meter Länge niemals auswendig abgreifen lernen, sondern auch immer von neuem abmessen. Kein Oberförster wird imstande sein, die Bäume im Walde auf gleiche Längen zu lügen. *Warum also typisierte Häuser?* Übrig bleibt nur der Einwand, daß immer ein neuer Entwurf auszudenken und also auch immer eine neue Zeichnung sowie ein neuer Kostenanschlag anzufertigen sei. Die geringen Ausgaben hierfür sind aber kein Gegenwert für die dem Typisierungshause fehlenden Kulturwerte. Das Zerhacken mancher in das Normenhaus nicht passender Möbel wird die Entwurfskosten mehrfach aufwiegen, da viele Menschen nicht das Glück haben, mit 1919er Tischleriorgfalt hergestellten Einheitshausrat zu besitzen. Das typisierte, auch nur das örtlich typisierte Bauwerk kommt keinen Pfennig billiger als ein den jedesmaligen Verhältnissen angepaßtes Haus. Begriffe Heimat und Vaterhaus werden schwinden, wo nur drei gleiche Häuser am Platze stehen. Wenn erst Langweiligkeit und Öde typisiert die Landschaft beherrschen, ist entwurzeltes Volkstum unausbleiblich.

Es bestände keine Typisierungsgefahr, läge es allein in der Hand des Bauherrn, über sein Haus zu bestimmen. Behördliche Einrichtungen haben aber die Bautätigkeit an sich gerissen, den Willen des Einzelnen über sein Haus ausgeschaltet und bebauen schematisch deutsches Land. Die provinziellen Siedlungsgesellschaften drücken mit dem Baukostenzuschuß die Typenzeichnungen in die Hand des Baulustigen, weil ihnen das Erfinden neuer Hausformen zu mühsam ist und das Herbeiholen des ausgeschalteten Architekten dessen Zugehörigkeit zum Siedlungswerk bekunden würde. Ja, sie verkaufen die Typenzeichnungen für wenige Pfennige und ziehen die Herstellungskosten dafür durch Aufschläge auf zu liefernde Baumaterialien oder verschleierte Abzüge von Baukostenzuschüssen ein. Der Gedanke, Häuser zu typisieren, **wäre sonst schon längst an seiner eigenen Lächerlichkeit zugrunde** gegangen.

Etwas anders verhält es sich mit der *Vereinheitlichung einzelner Bauteile* wie Fenster, Türen und Beschläge. Die emsige Reklame für das Typisierungswerk hat aber aus diesen Vereinheitlichungsbestrebungen mehr gemacht, als sachlich notwendig war. Daß Balken und Bretter in anderen Stärken als bisher geschnitten werden, ist eine Folge ermäßigter Baupolizeibestimmungen über anzusetzende Sicherheitsfaktoren und Belastungen bei Konstruktionsberechnungen. Außerdem zwangen die hohen Holzpreise zu sparsamster Verwendung des Materials, wozu vor dem Kriege bei einem etwa nur den achtzehnten Teil betragenden Preise keine so zwingende Notwendigkeit vorlag.

NORMEN UND TY

Einheitliche Schnittmaße waren aber schon immer in Übung; sie den neuen Verhältnissen anzupassen, war selbstverständlich. Den weiteren Schritt bildeten die Normen über Türen, Fenster und Beschläge. Hier kann nicht mehr gefolgt werden, denn die Notwendigkeit, einheitliche Fenster und Türen allen Bauvorhaben aufzuzwingen, ist nicht einzusehen. Die Maße und Formen, die vom Normenausschuß der deutschen Industrie unter Heranziehung tüchtiger Kräfte geschaffen wurden, sind ziemlich einwandfrei, und das Verständnis, mit der man die Aufgabe löste, ohne Zweifel anzuerkennen. Solange die deutsche Industrie noch den früheren Schund liefert — und die beste Ware ist Schund, wenn sie eine geschmacklose Form hat —, so lange ist es besser, daß die Industrie nach diesen Maßen arbeitet. Aber auch im volkswirtschaftlichen Interesse kann gar nicht scharf genug gegen die Einführung von Normen Front gemacht werden, und es ist sehr gut, daß bisher in Deutschland nur ein Werk (Schütte-Lanz, Zeesen) nach Reichs-Normen arbeitete. Erst jetzt sind als zweite Hersteller die Spandauer Reichswerke auf den Plan getreten. Die Annahme, Vorteile von einer allgemeinen Norm zu haben, ist falsch, denn die Herstellung des Normenfensters wird nicht billiger als die Einzelherstellung. Der schlanke Absatz, an den man dann glaubt, ist ein Irrtum. Er würde ja auch nicht dem Verbraucher, sondern nur dem Erzeuger zugute kommen.

Es würde richtig sein, wenn jede Fabrik für sich allein Typen schafft. Es ist aber unbegründet und führt nicht zur Verbilligung, wenn alle Konkurrenzunternehmungen dieselben Fenster herstellen. Die Verbilligung der Massenfabrikation eines Fensters ist an und für sich schon zweifelhaft, denn wenn man in der Herstellung über ein gewisses Quantum hinausgeht, und zwar über wenige hundert Stück, so verbilligen sich weitere Wiederholungen nicht mehr. Das Normenwesen ist deshalb keine Reichsangelegenheit, sondern nur Sache des einzelnen Betriebes. Schütte-Lanz soll seine Typen vom Architekten X., die Reichswerke die ihren vom Architekten Y. usw. entwerfen lassen. Auf diese Art werden die Monopolstellungen kapitalkräftiger Firmen vermieden und ein Normentrust verhindert, der — immer vorausgesetzt, daß jetzt Verbilligungen entständen —, nachdem er den handwerklichen Mittelstand ruiniert hat, die Preise diktieren würde.



Siedlungshaus m
Archit



Typenhäuser in Steglitz.



Eine gute Siedl
Architekt Pr

Schematische Vorderansicht der Steglitzer Typenhäuser, deren

N IM BAUWESEN


[...]wendung von Normen.
[...] Straumer.


[...]edlung Rathenow.
[...]ner.

Mit nur wenig Türen- und Fensterformen zu arbeiten, legt künstlerische Beschränkung auf, und die Erfahrung ist längst gewonnen, daß manches Haus ohne Verwendung von Normen billiger und vor allem zweckmäßiger konstruiert wird.

Betrachtet man den Normenrummel nüchternen Auges, so ergibt sich, daß das System des Normenausschusses nur das ist, was früher jede Fabrik für sich selbst hätte. Man denke nur an die lebhafte Tür- und Fensterindustrie in Güstrow, wo freilich Geschmacklosigkeiten ersten Ranges hergestellt wurden. Es ist unnötig, dem deutschen Volk eine einzige Norm aufzuzwingen und Propaganda für die Norm an sich zu machen, anstatt die Systeme der einzelnen Fabriken zu veredeln. Man errichte ein Museum, in dem alle Massenfabrikationen ausgestellt werden. Dort mache man die schlechten Erzeugnisse lächerlich und lobe das Gute. Die Folge wird sein, daß jede Fabrik nach Qualitätsware strebt, und der gegenseitige in der Öffentlichkeit sich abspielende Wettbewerb Höchstleistungen zeitigt. Dann wird hinter den so gewonnenen Formen Geist stehen und nicht mehr der Normengedanke. Und das bedeutet nicht nur äußerliche, sondern tatsächliche Gesundung. Heute verwenden wir die Normenerzeugnisse, weil sie gut sind, und nehmen vorläufig noch die damit verbundenen Beschränkungen auf uns. Sehnsüchtig wird aber auf Typen anderer Fabriken gewartet. Auch sind die Verhältnisse in den einzelnen Teilen Deutschlands so verschieden, daß schon hierdurch Variationen bedingt werden. Die Österreicher haben ebenfalls Normen geschaffen, und an den Grenzen wechselt man bereits deutsche und österreichische Normen, um nicht eine Verödung des Straßenbildes herbeizuführen. Die Normalisierung hat beim Fenster mit der Glasscheibe ihre Grenze erreicht. Man kann jedoch mit Leichtigkeit Glasplattenabmessungen schaffen, die sich in beliebige Teile zerlegen lassen. Der Massenbedarf der einzelnen Großbetriebe an Glasscheiben ermöglicht von Fall zu Fall besondere Vereinbarungen mit den Glashütten.

Also nicht nur wegen der dann schwindenden Kulturwerte — es erübrigt sich, hier ausführlich darüber zu reden — sondern allein schon aus volkswirtschaftlichen Erwägungen ist der Normengedanke, so wie er propagiert wird, abzulehnen. Die weitgehenden Typisierungsbestrebungen sind nichts anderes denn eine als ökonomische Betriebsform deklarierte fixe Idee wohnungspolitischer Abenteurer.


Typenhäuser in Steglitz.


[...]ch die gleichmäßigen Zwischenräume noch erhöht wird.

Aus der Naturgeschichte der U. S. P. D.

1. Es war einmal eine schöne, fette Gans, die stolz u. unschuldsvoll spazierte

2. Nur dem galanten Nachbar aus Rußland schenkte sie auffällig ihre Huld, aber in Ehren

3. Bis sie seine wahre Natur erkannte, da war es zu spät u. um sie geschehen.

4. Er fraß sie auf mit Haut u. Knochen,

5. bis auf den rechten u. linken Flügel.

Frz. Simbrunner.



Onkel Emil.

Ein Beitrag zur Berliner Oberschulratsfrage.

Von Scholasticus.



Onkel Emil war wirklich der beste Onkel. Alle Eltern überließen ihm gern ihre Kinder, denn sie konnten von ihm nur lernen. Man war auch geradezu entzückt, als Onkel Emil eines Tages sich erbot, die ganzen großen Ferien der Kinderschar zu widmen, zu der auch ich gehörte. Onkel Emils Unterricht ist mir heute noch unvergeßlich. Von Grund auf baute er auf und wie! Seine Methode hat noch kein anderer besessen. Alle Gebiete umfaßte er. Kein Schulmeister hat je Ähnliches geschaffen. Ich gebe meine Eindrücke wieder, die so frisch sind, als wäre ich heute noch Onkel Emils Scholar. —

Onkel Emil lehrte am liebsten auf weiten Wanderungen durch Wald und Feld. Aller Unterricht sei Anschauungsunterricht, zumal auch Sechs- und Siebenjährige unter uns waren. Das Einfachste zuerst, war sein Grundsatz. Wie schwer ist es nicht für das Naturkind, treffsicher rechts und links zu unterscheiden. Onkel Emil lehrte: rechts ist da, wo der Daumen links ist, links ist da, wo der Daumen rechts ist. Im Chor wiederholten wir es zehnmal. Dann kamen die Übungen. Rechtsum und linksum. Erst langsam: es soll rechtsum gemacht werden. Streckt die Hände hoch, wo der Daumen links ist. Bei linksum streckt die Hände hoch, wo der Daumen rechts ist. Dann das Kommando rechtsum und linksum und — o Wunder! — es klappte. Nun Wiederholung, langsam schneller werdend. Nach wenigen Tagen waren wir so weit, daß beim Kommando rechtsum es blitzschnell durch den Kopf schoß, rechts, Daumen links, rum. Dann: linksum: links, Daumen rechts, rum. Nach acht Tagen kamen nur noch bei den Dummen Fehler vor. Wir alle wußten, was rechts und links war und verstanden schon Anatomie von wegen Daumen — pollux — auf Latein. (Latein lernten wir so nebenbei.) Ein Hurra für Onkel Emil! — Onkel Emil aber zog sofort herrliche Konsequenzen, drang vor von der Anatomie zur Geographie — ein universaler Geist. Führte uns vor eine Landkarte. Norden oben, unten Süden, also Westen: wo der Daumen rechts, und Osten: wo der Daumen links. Ein Hurra für Onkel Emil! Seitdem ist mein linker Daumen amerikanisch, mein rechter russisch. Leicht zu merken — sagte Onkel Emil — denn rechts und russisch fängt beides mit r an. Alle Kinder begriffen es.

Aber der Mensch und folglich das Kind muß physikalisch denken können. Die P h y s i k gibt die Grundgesetze. Oben und unten hat schon mit Physik zu tun. Astronomie ist oben von wegen Sterne. Unten is keine Astronomie nich. Onkel Emil ging weiter in seiner bewußten Denkrichtung, schneidig, frei und folgerichtig. Alle alkoholischen, spirituösen Flüssigkeiten laufen von oben nach unten. Ob Vater oder Onkel Emil Bier trinkt oder Wein (Sonntags) oder Kognak (am 1. des Monats), es läuft von oben nach unten. Auch wenn der Punsch dampft, sinken die Dämpfe wieder runter. Onkel Emil siedete sogar bei einem kemischen Versuche Spiritus in einem Reagenzglase, und wir alle sahen die zurückfließenden Schlieren, die Tränen Pasteurs, nannte es Onkel Emil. Das war Kemie, echte Kemie, natürlich nur für uns ältere, die Kleinen waren zu dumm, sie wollten den Spiritus wie Kognak trinken. Ganz anders verhält sich das Wasser, es läuft von unten nach oben.

Aus dem Reagenzglase kochte Onkel Emil das Wasser glatt heraus. Dann lehrte er: Ihr alle wißt, in der vierten Etage könnt ihr den Hahn aufdrehen, und das Wasser läuft heraus, also muß das Wasser von unten nach oben laufen, und zwar kräftig bis zur vierten Etage. Wenn Vater oder Onkel Emil Wasser trinkt, kommt's ihm wieder hoch. Aber die Hauptlehrmeisterin ist und bleibt die Natur. Ihr alle kennt den Rhein, den deutschen Rhein. Bei Basel sind die Ufer ganz flach, bei Koblenz ganz hoch, also muß der Rhein wenigstens von Basel bis Koblenz bergauf laufen. Seht auf der Karte nach. Wir sahen auf der Karte nach, und tatsächlich floß der Rhein von Basel nach Koblenz. Verschiedene von uns waren so begeistert, daß sie Kemiker werden wollten, die Kleinen waren natürlich zu dumm. Darauf gab Onkel Emil noch ein kemisches Experiment obendrein zu. Er siedete Terpentin und zeigte, daß es in runden zickzackigen Schlieren etwas anders als Spiritus zurückfloß. Seht, liebe Kinder, sagte Onkel Emil, darum nennt man die Zickzackwege, die von einem steilen Berge — wir hatten solchen gerade erstiegen — herabführen: Terpentinen.

Darauf wollte ich auch Kemiker werden. Jedenfalls: ein Hurra für Onkel Emil!

Trotzdem: die Grundlage aller Bildung ist die S p r a c h e. Ein herrlich Ding aber ist die deutsche Sprache. Die Bildung des Menschen erkennt man sofort an seiner Sprache. Vor allem von wegen mir und mich. Fritze, sagte er zu mir, weil ich Fritz getauft bin. In der direkten Anrede hängt man aber ein e an. Der Franzose macht so was mit eh müeh, was eigentlich nicht zu hören ist. Wir Deutschen sagen aber geraderaus Fritze, auch Karle; nur bei August sagen wir nich Auguste, weil das mit dem weiblichen Teil, besonders wenn g weich wie j gesprochen wird, verwechselt werden kann. Das sind nämlich Ausnahmen, und deshalb ist die deutsche Sprache so schwer, weil die so viele sind. Kurz und gut: Fritze, sagt Onkel Emil zu mir, ich frage dich: „Wie geht es dich, geht es dich gut?" Wenn du wissen willst, ob das richtig ist, fragst du wieder dich: w e m geht es gut? Mich geht es gut, lautet die Antwort. Also weißt du nu Bescheid. Mit mir und mich muß man nämlich sehr strenge sein, das zeigt Bildung. Mach deine Sache gut, dann lobe ich dir. W e n lobe ich? Dir. So lernten wir den Dativ und dem Akkusativ schnell beherrschen. Wenn's mal nich klappte, stießen wir uns leise an: wem — wen? und dann war es wieder richtig. Ein Hurra für Onkel Emil! —

Viel besser war es im Plural. Da hat man früher viel Wesens gemacht von wegen „den" und „die". Das hat Gott sei Dank jetzt aufgehört. Ein großer Meister, Klaus Groth, hat gelehrt, die wahre Wurzel der deutschen Sprache ist das Plattdeutsche und das sagt bloß de oder de, was beides dasselbe ist, während den und die verschieden klingt, auch bei der besten Aussprache. Und da kam endlich ein echter deutscher Mann und wurde Kultusminister, und der hieß Adolf Hoffmann. Homer hätte ihn Adolfos Elperor

genannt. — Der schaffte den Unsinn mit den und die ab und sagte immer die. Er hätte auch noch mir und mich in eine Reihe gebracht, da wurde er aber abgesetzt — leider; und darum müssen wir so wie oben weiter lernen. Heute klingt es beinahe spaßig, daß man einst auch in Berlin sagte: ich bin mit den Kindern spazierengegangen, wo doch heute alle Menschen, auch die alten, sagen: ich bin mit die Kinder spazierengegangen und wir es uns anders gar nicht vorstellen können.

Schwer ist auch die deutsche Rechtschreibung. Aber auch darüber half Onkel Emil spielend weg: einige Beispiele von wegen mit und ohne h. Keiner wußte, wie bequehm geschrieben wird, ob mit mit oder ohne ohne. Liebe Kinder, setzt euch in einen Lehnstuhl, am besten Klubsessel, da dehnt man sich, da lehnt man sich hinein, alles so schön langgezogen, also selbstverständlich bequehm mit langem h. Anders bei angenehm; das hat mit nehmen nichts zu tun es ist sogar sehr unangenem, wenn einem was genommen wird — oft sagt man: is mir angenem und meint es doch ganz kurz, also ohne h, natürlich. — Nehmlich kommt von nehmen, also mit eh; sehr ungezogen wäre es, demlich von Dame ableiten zu wollen, also mit e, nicht wie die Dummen und Ungalanten schreiben, mit ä. Wir lernten so was spielend, und schreibe ich heute noch so.

Den Unterricht in der Grammatik gestaltete Onkel Emil dadurch ungemein lebendig, daß er stets an die großen klassischen Dichter anknüpfte. Die seltenen Zeitworte — heute nennt man sie Fragewörter — wurden an Goethezitaten lebendig. Die herrliche Stelle im „Sänger" ward mir unvergeßlich: „O dreimal hochbeglücktes Haus! wo? das ist kleine Gabe?" — Dies altertümliche fragende wo? kehrt nach den Brüdern Grimm und Onkel Emil heute noch im Niederdeutschen wieder; es ist das „wo" oder „wur" im Sinne von „woans" und fragt ja der Volksmund heute noch: woans meinen Sie das?

Alle diese Dinge wurden gründlich, tagelang durchgenommen, und schließlich saß es.

Wen ist da? fragte mich Onkel Emil. Mich — sagte ich. Wen is mich? — Fritze, erwiderte ich. Das ist falsch, sagte er. Fritze is die Anrede, der Vocativus, der Akkusativ is man Fritz, nur der Franzose würde ein eh müeh anhängen. Wen is aber in diesem Fall ausnahmsweise Akkusativ. So merzte er tadelnd und nachhelfend die Fehler aus.

Arithmetik müßt ihr lernen. Die Zahlen, die unerbittlichen Zahlen, regieren die Welt, sagte Onkel Emil. Er hatte Recht. Das war eine Arbeit. Zählen konnten wir alle, addieren auch und subtrahieren auf dem Papier. Onkel Emil ließ es dabei. Die Multiplikation aber stürzte er gründlich um, und das war gut so. Die Kleinen mußten mit den Fingern rechnen. Eins ist eins, oder mit einer Null dran, die keins is, zehn. Zwei sind zwei, oder mit einer Null dran, die nich mal eins is, zwanzig. Nahm Onkel Emil zwei Finger fest aneinander, hieß es zwanzig, nahm er drei aneinander, dreißig. Die freien Einzelfinger waren Einer. Keiner und Null wurden nich vorgemacht, weil an ihnen nichts dran is. Nu ging es los. Ein mal eins is elf, zwei mal zwei is zweiundzwanzig, zwei Finger zusammen, zwei frei. Weiter: drei mal drei is dreiunddreißig, vier mal vier is vierundvierzig, fünf mal fünf is fünfundfünfzig — dabei eine Hand Finger aneinander, bei der andern Hand auseinander. Ein paar Stunden fest gepaukt, dann saß es, auch bei den Kleinen. Bei der Arithmetik legte Onkel Emil vor allem Wert darauf, daß es bei den Kleinen saß, die noch keine Schule gehabt hatten.

Für uns größere gab es auch höhere Mathematik, die kann man bloß auf dem Papier rechnen. Zwei hoch zwei! Das war zwei mal zwei gleich zweiundzwanzig und dann dasselbe hoch darüber nochmal geschrieben — daher „hoch" — und das zusammengezählt gab 44. Drei hoch drei gab 3 mal 3 gleich dreiunddreißig und einmal hoch darüber und zusammengezählt gab 66 und noch mal gemacht 132. Schwer, aber schön. Hoch vier brauchten wir nicht; denn die Sache mit der vierten Dimension is Schwindel und völlig unwissenschaftlich, sagte Onkel Emil.

Das waren so die Grundzüge von seinem Lehrpensum, das auch sehr schnell eingepaukt wurde. Die Methode war eben gut.

Die vielen schönen Einzelheiten, die wir spielend nebenbei lernten, kann ich hier nicht alle wiedergeben. Sie leben in meiner Erinnerung.

Onkel Emil reiste dann ab, und die Schule fing wieder an. Onkel Emil hatte uns noch eingeschärft: für das Leben, nicht für die Schule lernen wir — sagt der Lateiner. Es war auch für die Schule nichts. Besonders die Kleinen konnten sich nicht recht hineinfinden, die waren eben zu dumm. Trotzdem stimmten auch sie mit ein: Ein Hurra für Onkel Emil!

Noch immer ist Onkel Emil ein Mann in den besten Jahren, lehrfroh und gedankenrege, auf der Höhe seines methodischen Schaffens. Wer anders als er dürfte eigentlich Rater und Berater, Führer und Beherrscher der Berliner Lehrerschaft und Schuljugend sein. . . .

Energiefragen.

Von Hans Dominik.



Die deutsche Steinkohlenförderung betrug vor dem Kriege jährlich rund 200 Millionen Tonnen. Unter der Voraussetzung, daß man mit einem Pfund Steinkohle eine Pferdekraftstunde erzeugen kann, hätte diese Kohlenmenge für eine Energieerzeugung von 50 Millionen Pferdestärkenjahren gereicht, das Jahr zu 8000 Stunden gerechnet. Unter Hinzurechnung der Braunkohlenförderung und der ausgebauten Wasserkräfte würde sich eine Gesamtleistung von etwa 70 Millionen Pferdestärkenjahren pro Jahr ergeben haben, während die Einwohnerzahl rund 70 Millionen betrug. Diese rohe Überschlagsrechnung bestätigt also die alte Faustregel, daß die Energiezufuhr in kultivierten Industriestaaten etwa eine Pferdestärke auf den Kopf der Bevölkerung betragen muß, wenn es Land und Leuten gut gehen soll. Diese Faustregel findet sich ziemlich genau auch für England und die Vereinigten Staaten bestätigt, es scheint ihr also ein tieferes Gesetz zugrunde zu liegen. Dabei braucht man nicht etwa anzunehmen, daß die gesamte in den Brennstoffen steckende Energie nun wirklich in Maschinenarbeit umgesetzt wird. Ein großer Teil der Kohle wird für Beleuchtungs- und Heizzwecke, ein anderer nicht minder beträchtlicher für metallurgische Prozesse und chemische Fabrikate verwertet. Trotzdem behält die alte Rechnungsregel einen gewissen Wert.

Im Verlaufe des Krieges und der Revolution ist unsere Steinkohlenförderung auf rund 130 Millionen Tonnen gesunken, und 24 Millionen müssen wir nach dem Abkommen von Spa an die Entente jährlich liefern. Berücksichtigt man weiter, daß der Gehalt an taubem Gestein um wenigstens sechs Prozent gestiegen ist, so kann man immer wieder in runden Zahlen sagen, daß wir nur noch die Hälfte der Steinkohle zur Verfügung haben wie vor dem Kriege. Diesem großen Defizit steht zunächst nur eine immerhin nicht unerfreuliche Steigerung der Braunkohlenförderung gegenüber, doch genügt diese Mehrförderung vorläufig noch nicht einmal, um den vierten Teil des Steinkohlenausfalles zu decken. Mit der Energiezufuhr steht es aber für den Wirtschaftskörper eines Volkes ganz ähnlich wie mit der Lebensmittelzufuhr für den einzelnen lebendigen Organismus. Gibt man einem Menschen nur die Hälfte derjenigen Nahrungsmittel, die er zu vollem Wohlbefinden braucht, so fühlt er sich nicht etwa nur halb so wohl als früher, sondern ganz hundsmiserabel. Auf die verringerte

Straßburgs neue Sehenswürdigkeit.



„Die Straßburger städtische Badeanstalt enthält einen besonderen Raum zum Hundebaden. Der Direktor sagte uns, daß manche Hunde wöchentlich zur bestimmten Stunde ganz allein kämen, an der Tür kratzten und dann ihr Bad nähmen.“ (Illustrierte Wochenschrift „La Nature“, Paris.)

Unser Bild zeigt den historischen Moment der Ankunft der französischen Windhunde beim Bad. Die Redaktion.

Nahrungsmittelzufuhr reagiert der menschliche Körper zunächst mit einer besseren wirtschaftlicheren Ausnutzung der Lebensmittel, und genau das gleiche hat unsere Volkswirtschaft auch als erste Ausgleichsmaßregel für die knapper werdende Energie getan. Aber diese Selbsthilfe des Organismus und des Wirtschaftskörpers hat ihre bestimmten Grenzen. Werden diese überschritten, so tritt eine langsame aber unaufhaltbare Auszehrung ein. Als letztes verzweifeltes Mittel entwickelt sich ein Schleichhandel, den wir heute mit Brennstoffen genau so haben wie während der Blockade mit Lebensmitteln, und schließlich kommt der Zusammenbruch. Den Zusammenbruch in den Novembertagen des Jahres 1918 haben wir alle schaudernd miterlebt. Der viel schlimmere Zusammenbruch unserer ganzen Volkswirtschaft infolge allgemeiner Energieunterernährung steht noch bevor, wenn wir nicht Mittel und Wege finden, schnellstens für hinreichende Energiezufuhr zu sorgen.

Zwei Wege sind es nun, die erfolgreich beschritten werden können, und deren Beschreitung erfreulicherweise bereits begonnen hat. Erstens nämlich die volle Auswertung minderwertiger Brennstoffe und zweitens die vollständige Ausnutzung unserer Wasserkräfte. Wir besitzen in Deutschland Torflager, über deren Mächtigkeit als Energiequelle man erst jetzt allmählich ins klare kommt. Man wußte wohl schon immer, daß guter, lufttrockner Torf im Kilogramm durchschnittlich 3000 bis 3500 Wärmeeinheiten enthält, also beinahe die Hälfte der Energie guter Steinkohle. Aber man scheute die Gewinnung und Trocknung im großen, da der lufttrockne Torf für alle industriellen Feuerungen ein wenig erfreuliches Material war. Er brauchte erheblich größere Rostanlagen als die Kohle und zerfiel während des Brennens in einen feinen Grus, der ganz besondere Rostanlagen notwendig machte. Seit Jahrzehnten ging das Bestreben daher dahin, den rohen Torf durch allerlei Mittel, unter denen Pressung und teilweise Verkokung eine besondere Rolle spielten, in einen hochwertigen Brennstoff umzuwandeln. In einzelnen Bezirken hat der derartig veredelte Torf auch stärkere Anwendung gefunden, aber von einer allgemeinen Anwendung konnte niemals die Rede sein. Man verhielt sich auch einer solchen Ausnutzung gegenüber ziemlich zurückhaltend, weil man dunkel ahnte, daß der Rohtorf eigentlich für die einfache Verbrennung zu schade sei. Man dachte an die Ausnutzung seiner Fasern und an die Gewinnung hochwertiger Kohlenwasserstoffe. Für eine solche bessere Verwertung des Torfes sind lange Jahre hindurch Millionen und aber Millionen verexperimentiert worden, ohne daß jemals ein durchschlagender Erfolg gezeitigt werden konnte. Nun aber pocht die Not der Stunde an das Tor Deutschlands, und die einfache Ausnutzung des Torfes als Brennstoff ist geboten.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte einmal das im Nordwesten Berlins gelegene große Luch, welches etwa auf der Linie Nauen—Kremmen beginnt und sich auf Friesack hinzieht. Bevor die A. E. G.-Gruppe ihr großes Golpaer Projekt zur Ausführung brachte, verfolgte sie bekanntlich den Plan, ein großes Dampfkraftwerk an diesem Luch bei Kremmen zu errichten. Der Heizwert der Torfbestände wurde zu diesem Zwecke abgeschätzt und als hinreichend für eine Milliarde Pferdestärkenjahre angegeben. Nehmen wir diese Zahl zunächst einmal wie sie ist, so besagt sie, daß die deutsche Volkswirtschaft bei einem Jahresbedarf von 70 Millionen Pferdestärken 140 Jahre hindurch allein von diesem einen großen Torfmoor leben könnte, ohne ein Pfund Kohle zu verbrauchen. Diese Zahl erscheint aber so überraschend und unwahrscheinlich, daß sie einer Nachprüfung bedarf. Nun bedeckt dieses Luch eine Fläche von rund 500 Quadratkilometer. Unter der Annahme, daß das Luch über diese ganze Fläche guten Torf in einer Schicht von durchschnittlich 3 Meter enthält, liegen hier also anderthalb Milliarden Kubikmeter Rohtorf. Man kann ferner im groben Durchschnitt annehmen, daß ein Kubikmeter Rohtorf rund 500 Kilogramm lufttrockenen Torfes ergibt und daß ein Kilogramm hiervon bei der Verbrennung auf dem Kesselrost 3000 Kalorien entwickelt. Ein Kubikmeter Rohtorf gäbe danach 1,5 Millionen Kalorien, und unter der weiteren Voraussetzung, daß 3750 Kalorien für die Erzeugung einer Pferdekraftstunde ausreichen, würde ein Kubikmeter Rohtorf 400 Pferdekraftstunden liefern können. Für ein Pferdekraftjahr zu 8000 Stunden wären demnach 20 Kubikmeter Rohtorf erforderlich, und das hier betrachtete Luch würde nur 75 Millionen Pferdekraftjahre liefern können. Dieser Wert liegt sehr beträchtlich unter dem vorher angegebenen. Aber auch er

würde immer noch größer sein als die volle Steinkohlenförderung Deutschlands in den besten Friedensjahren. Berücksichtigt man weiter, daß die Torfmoorflächen Deutschlands überhaupt rund das 50fache der hier in Betracht gezogenen Luchfläche betragen und die Mächtigkeit dieser Moore vielfach 10 bis 20 Meter beträgt, so ergibt sich jedenfalls, daß diese Torfvorräte, zunächst einmal rein energetisch betrachtet, uns doch für eine ganze Reihe von Jahren aus der Kohlenklemme helfen können.

Freilich ist der lufttrockene Torf, wie bereits gesagt, feuerungstechnisch ein wenig erfreuliches Material. Nun ist aber in der letzten Zeit die Ausarbeitung eines Torfverkohlungsverfahrens geglückt, bei welchem der natürliche Prozeß der Torfverkohlung, welcher sich über geologische Zeiträume von mehreren Jahrzehntausenden erstreckt, unter geeigneten Druck- und Wärmeverhältnissen in der kurzen Zeit einer Stunde durchgeführt wird. Durch geeignete Modifikation der genannten Faktoren ist man dabei in der Lage, je nach Wunsch eine gute Gaskohle oder eine anthrazitartige Magerkohle zu erzeugen. In jedem Falle entsteht ein Produkt, welches in keiner Weise mehr an den Torf erinnert, sondern den betreffenden natürlichen Kohlenarten zum Verwechseln ähnelt und im Kilogramm die gleiche Kalorienmenge enthält wie die beste westfälische Steinkohle. Natürlich erfordert dieser Verkohlungsprozeß einen gewissen Energieaufwand. Man wird der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn man etwa annimmt, daß von je 10 000 im Rohtorf vorhandenen Wärmeeinheiten 2500 benötigt werden, um die restlichen 7500 in die Form guter klingender Kohle zu binden. Doch auch dann erweist sich das Verfahren immer noch als gut wirtschaftlich, und es ist mit Freude zu begrüßen, daß seine praktische Durchführung am Kremmener Luch bereits in großem Stile in Angriff genommen worden ist. Die Vorteile eines solchen Vorgehens sind doppelte. Einmal helfen wir uns über die Energieklemme hinweg, und zweitens wird durch die Abtorfung neues Kulturland erschlossen, ein Umstand, der bei der heutigen Lebensmittelknappheit ebenfalls willkommen sein muß.

Unter dem Drucke der gewaltigen Energienot ist man weiterhin trotz der schweren Teuerung in Deutschland auch tatkräftig an den Ausbau der noch ungenutzten **Wasserkräfte** gegangen. Es geht uns mit diesen leider ähnlich, wie seinerzeit dem Könige Numa Pompilius mit den Sibyllinischen Büchern. Als wir unsere Wasserkräfte noch für billiges Goldgeld fassen und nutzbar machen konnten, haben wir es auf Grund einer kapitalistisch vielleicht richtigen, aber energetisch ganz bestimmt verkehrten Wirtschaftlichkeitsberechnung versäumt. Nun müssen wir heute den 20 bis 25fachen Betrag in Papiergeld dafür ausgeben und tun es auch in der Not der Stunde.

Eine wirklich schnell durchführbare Abhilfe des gegenwärtigen Notstandes dürfte jedoch zweifellos in einer energischen Ausnutzung unserer minderwertigen Brennstoffe — der Braunkohle und des Torfes — liegen. Daneben tauchen zurzeit ganz neuartige Projekte auf, von denen die unmittelbare Ausnutzung der Erdwärme besondere Beachtung verdient. Nachdem man an den Dampfquellen bei Lardarello in Italien bereits seit zwei Jahren dauernd 20 000 Pferdestärken gewinnt und zurzeit mit dem Ausbau auf 100 000 Pferde beschäftigt ist, hat diese neue Art der Energiefassung auch für Deutschland Interesse gewonnen. Die Aufgabe der nächsten Jahre wird es sein, auch in Deutschland auf natürlichen Dampf zu bohren und hoffentlich fündig zu werden.

Sind wir der Lösung des Problems des Schnellfernflugs sicher?

Von **Albert Bencke**, München.



Die Frage des praktischen, nicht sportmäßigen Fernfluges ist zugleich eine Frage des Schnellfluges, und beide sind abhängig von der Lösung des Problems des Höhenfluges. Eine einfache Überlegung macht uns diesen Zusammenhang klar. Damit der Fernflug auch ein Schnellflug sei, muß er unabhängig sein von den Einflüssen der Luftströmungen, der Winde, der Gefahren, die ihm durch vertikale auf- oder absteigende Luftschichten, durch Räume starker Luftverdünnung, der sogenannten Luftlöcher, und dergl. bereitet werden.

Der **Schnellfernflug** braucht sozusagen eine ebene Fahrstraße, die dem Sportflieger und dem nur auf kleinere Entfernungen berechneten Fluge nicht so notwendig ist; für einen Flug mit etwa 120 Kilometer Geschwindigkeit von Berlin nach Norderney sind nicht dieselben Bedingungen nötig, wie sie für einen regelmäßigen Schnellfernflugdienst Berlin—New York erforderlich wären. Wie bekannt, wurde der Atlantische Ozean bereits von Flugzeugen überflogen, aber das waren kühne, abenteuerliche Sportflüge, und keinem Passagier hätte man zumuten dürfen, für einen solchen Flug als „Reise"flug sein gutes Geld anzulegen, wie es jetzt regelmäßig für die Flüge zu unseren Nordseeinseln geschah. Um Flüge Berlin—New York und ähnliche in den Bereich der Allgemeinheit zu ziehen, müßte die etwa 8000 Kilometer lange Strecke in etwa 17 Stunden ohne Gegenwind und in etwa 20 Stunden bei Gegenwind zurückgelegt werden können, und dazu gehört eine Stundengeschwindigkeit von 350 Kilometer, die wir mit unseren Motoren heute schon erreichen könnten. Es gehört aber hierzu auch noch die eben erwähnte ebene Fahrstraße, und da diese in den unteren Luftregionen, in denen sich bis heute unsere Flüge hielten, nicht vorhanden ist, müßte man zu diesem Zwecke die höheren Luftregionen über 10 000 Meter und wenn möglich mit 12 000 Meter aufsuchen, wo fast gleichmäßige, immer sich nur horizontal bewegende Luftströmungen von höchstens 59 Kilometer Stundengeschwindigkeit vorhanden sind oder völlige Luftstille herrscht. Auch die Temperatur ist dort oben eine viel gleichmäßigere als in den unteren Regionen, sie beträgt je nach der Jahreszeit 55—58 Grad Celsius unter Null, ist also von ziemlich gleichbleibender eisiger Kälte. Diese Höhe nun, die uns als die Höhe der „ebenen Fahrstraße" für Schnellfernflüge vorgezeichnet wäre, ist bisher nur von wenigen Fliegern erreicht worden; nur sechs, darunter zwei deutsche Flieger, haben sich bis in jene Regionen hinaufgewagt, wo der Mensch ohne künstliche Sauerstoffatmung zugrunde gehen und ohne besonders sorgfältigen Wärmeschutz in kurzer Zeit zu einem Klumpen Eis erstarren würde. Manche aber haben ihr Leben beim Aufstieg in diese Höhen verloren, weil sie nicht mehr die Kraft besaßen, bei den plötzlich infolge der Verdünnung der Atmosphäre sich einstellenden Ohnmachtsanfällen ihren Sauerstoffapparat in Funktion zu setzen. Hier scheint uns also zur Einrichtung eines regelmäßigen Höhenfluges eine physiologische, in unserem Atmungs- und Blutkreislauf begründete Schwierigkeit entgegenzutreten, die doppelter Natur ist. Einmal liegt sie an der Verarmung unseres Blutkreislaufes an Sauerstoff, dem man allerdings durch Anbringung von Atemmasken mit automatischem Entspanner, wie sie während des Krieges hergestellt und mit gutem Erfolge gebraucht wurden, begegnen könnte. Dann aber auch an der Abnahme des Kohlensäure- und Stickstoffgehaltes der Luft, welche beiden Elemente notwendig sind, damit wir überhaupt die erforderliche Sauerstoffmenge einatmen können. Die beste Sauerstoffmaske mit automatischer Funktion nützt nichts, wenn infolge der Verdünnung der Luft auch Kohlensäure und Stickstoffgehalt unter ein gewisses Mindestmaß hinabsinken; sie nützt nichts oder ihr Nutzen wäre doch nur von sehr kurzer Dauer, denn unser Organismus bedarf des Stickstoffes und der Kohlensäure, um den Sauerstoff zu verarbeiten; beide dienen gewissermaßen als Katalysatoren der beständigen Blutumwandlung.

Dasselbe — und das ist heute den wenigsten bekannt — was für unseren menschlichen Organismus gilt, gilt auch für den mechanischen des Motors. Der Motor saugt bei jeder Drehung ein bestimmtes Quantum Luft an, das er braucht, um arbeiten zu können, wie der menschliche Organismus es braucht, um atmen, d. h. leben zu können. Nun wird aber mit der Höhe die Luft immer dünner und damit auch das Luftquantum, welches der Motor einsaugt, geringer. Damit sinkt seine Leistung, und sie sinkt so schnell, daß sie bei 5000 Meter nur mehr die Hälfte jener, die der Motor etwa in 1000 Meter hätte, beträgt. Es gibt also auch für den Motor eine Höhenkrankheit, die seine Leistung in demselben Maße vermindert, als die leichtere Durchdringlichkeit der Luft die

Flugzeuggeschwindigkeit vermehrt. Ebenso wie man nun für den Menschen Atemmasken hergestellt hat, damit er in großen Höhen leben könne, hat man auch dem Motor Hilfsapparate in Gestalt von Turbokompressoren beigegeben, durch welche die Zuführung eines immer gleichen Luftquantums zum Motor sichergestellt wird. Diese Turbokompressoren haben in letzter Zeit eine so vorzügliche Ausgestaltung erfahren, daß damit die Motorfrage bei Flug in großen Höhen ungleich besser gelöst erscheint als die physiologische, den Menschen und seinen Herzmotor betreffende Frage, die ja noch dadurch kompliziert wird, daß die große Kälte der Höhenregion das längere Verweilen in diesen Höhen als ausgeschlossen erscheinen läßt. Dennoch ist nur hier die „ebene" Fahrstraße für den Schnellfernflug zu gewinnen, und die Möglichkeit eines Passagier-Schnellfernflugdienstes, etwa Berlin—New York ist an die Gewinnung dieser Fahrstraße geknüpft.

Und tatsächlich sind wir heute technisch bereits so weit, daß wir diese Möglichkeit ins Auge fassen können durch den Bau luftdichter Kabinen mit Anwendung von Ventilations- und Kompressionsapparaten, durch welche die Luft innerhalb der Kabine nicht nur in den normalen Druckverhältnissen, sondern auch in der normalen Zusammensetzung gehalten wird. Gerade die Entwicklung unserer Turbokompressoren führt uns hier zur Lösung des Problems, und es macht auch unseren Kabinenbauern keine Schwierigkeit, ohne zu große Belastung Kabinen herzustellen, welche dem Innenüberdruck von etwa ½ Atmosphäre, die nötig wäre um innerhalb der Kabine den normalen Druckzustand zu erhalten, unter allen Umständen standhalten. Es würde also beständig äußere Luft in die Kabine eingepumpt, so daß nicht nur das Atemquantum, sondern auch dessen Zusammensetzung sich gleich bliebe. Damit ist aber auch die Frage der Temperatur und die Motorfrage gelöst, indem man einfach die Motoren in die unter künstlichem Druck stehende Kabine einbaut und so nicht nur dem Motor die Luft liefere, die er braucht, sondern auch eine natürliche Heizung der Kabine herbeiführt, die jede künstliche überflüssig machen würde. Die Turbokompressoren müßten so beschaffen sein, daß sie in Höhen von 12 000 Metern, die man zu erreichen streben müßte, das Vierfache des Volumens des in der Kabine verbrauchten Luftquantums einsaugen könnten, und das würde eine Gewichtsvermehrung von 25 bis 30 Prozent herbeiführen. Ferner wäre für eine Fernflugfahrt für vier Motoren, die serienweise arbeiten würden (je zwei und zwei zusammen) eine beträchtliche Brennstofflast nötig, so daß ein solches Flugzeug, das auf einer Strecke Berlin—München etwa 20 Fahrgäste aufnehmen könnte, für den Fernflug Berlin—New York nur mehr für vielleicht fünf Fahrgäste Tragfähigkeit hätte. Aber diese Fahrgäste säßen in einer behaglichen Kabine und könnten, wenn sie um 6 Uhr früh in Berlin aufstiegen, bei 350 Kilometer Stundengeschwindigkeit, um Mitternacht in New York anlangen, bei 450 Kilometer Stundengeschwindigkeit, die heute in den Bereich des Möglichen gehört, aber bereits um 4 Uhr nachmittags desselben Tages. Die Fahrt käme wohl hoch im Preise, aber was will der Kostenpunkt bedeuten in den heutigen Zeiten des Kriegsgewinnlertums!

Freilich, zur Lösung des Problems der „ebenen Fahrbahn" gehörte noch ein anderes; nämlich das der Anpassung der Form und Größe der Luftschraubenflügel an die veränderte Dichtigkeit der Atmosphäre und die Anpassung der Rotationsgeschwindigkeit der Schraube. Auch hierin sind wir schon einen guten Teil des Weges vorgeschritten, und wenn die Aufgabe noch nicht ganz gelöst ist, so liegt das eben daran, daß wir bisher in unserem Flugzeugbau zu viel andere vordringliche Aufgaben hatten und jene Dinge, die mit dem Höhenfluge zusammenhingen, beiseite ließen. Das wird in dem Augenblicke anders werden, in dem der Gedanke des Passagier-Schnellfernfluges zur Realisierung drängt, und das ist heute der Fall. In den Vereinigten Staaten weiß man heute, was man vom deutschen Flugzeugbau, der sich nun völlig den Interessen des Friedens widmen wird, zu erwarten hat, und im Zusammenarbeiten mit den Vereinigten Staaten wird auch dieses Ziel erreicht, die „ebene" Fahrbahn für den Schnellfernflug gewonnen werden.

Technische Bibliotheken.

Von Dr. P. Martell.



In dem gewaltigen wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands, der seit dem siegreichen Krieg gegen Frankreich 1870/71 bis vor Ausbruch dieses größten aller Kriege anhielt und, wie wir hoffen dürfen, nach dem Weltkriege trotz aller Mißgunst unserer Feinde seine erneute Fortsetzung finden wird, an diesem glänzenden Aufstieg unseres Volkes hat die Technik und Industrie als mit die stärkste Mehrerin des Nationalreichtums einen überragenden Anteil. Unsere Industrie, unsere Technik hat stets einen wissenschaftlichen Charakter gehabt, und so haben wir einen guten Teil unserer wirtschaftlichen Erfolge dem engen und festen Freundschaftsbund von Praxis und Wissenschaft zu verdanken.

In dem schweren Kampf um das erfolgreiche Bestehen auf dem Weltmarkt ergibt sich für die Industrie die selbstverständliche Forderung, jedes Mittel dienstbar zu machen, das unsere wirtschaftliche Stellung stärkt. Mehr denn je wird sich daher die Industrie mit allem geistigen Rüstzeug wappnen müssen, und in diesem Sinne erscheint die technische Bibliothek berufen, in Zukunft mit an erster Stelle zu stehen. Die Losung der Industrie sollte daher lauten: „Schafft technische Bibliotheken und baut die bestehenden aus."

Versuchen wir zunächst einen Überblick über den Umfang und Stand unserer heutigen technischen Bibliotheken zu gewinnen (denen wir als nächste vaterländische Tat den einzig richtigen, wahrhaft deutschen Namen „Bücherei" verleihen sollten). Die größte Bücherei des Deutschen Reiches, die Staatsbibliothek zu Berlin, pflegt naturgemäß auch das Sondergebiet der Technik, ohne uns eine erschöpfende technische Fachbücherei bieten zu können. Wichtig ist, daß alle technischen Werke sämtlicher preußischer Verleger auf Grund des Pflichtexemplargesetzes an die Staatsbibliothek nach Berlin gelangen; es fehlen also die für technische Literatur wichtigen Verlagsorte wie Leipzig, München und Stuttgart. Technische Werke aus diesen Verlagsorten können also nur käuflich in den Besitz der Berliner Staatsbibliothek gelangen, woraus sich notwendig eine gewisse Lückenhaftigkeit des Fachgebietes „Technik" ergibt. Es bedarf keiner Verteidigung und Entschuldigung, daß die größte Bücherei des Reiches schließlich jedes Fachgebiet nur mit einem lückenhaften Besitzstand vertritt, denn es geht über die Kraft und Aufgabe einer jeden führenden Staatsbibliothek, etwa jedes der zahllosen Fachgebiete im Bücherbestand lückenlos und restlos sein eigen zu nennen. Unsere wichtigsten technischen Büchereien wurzeln auf akademischem Boden. Unsere Technischen Hochschulen sind die Hauptträgerinnen unserer technischen Büchereien, und wir finden dann diese letzten Ausläufer dieser Art in den meist kleinen Büchereien unserer gewerblichen Fachschulen wieder. Neben den Büchereien unserer Technischen Hochschulen besitzen wir aber eine Zahl zum Teil sehr bedeutender technischer Büchereien, von denen hier einige namhaft gemacht seien. Vielleicht die größte technische Bibliothek Deutschlands dürfte die des Patentamtes zu Berlin sein, die einen Bücherbestand von mehr als 110 000 Bänden besitzt. Daneben werden über 1500 Zeitschriften gehalten. Diese für die Technik äußerst wichtige Bücherei ist jedoch dem Publikum nur in beschränktem Maße zugängig, da die Bücher nur im Lesesaal des Patentamtes eingesehen werden können. Ein Verleihen findet nicht statt. Das eisenbahntechnische Gebiet ist wohl am umfassendsten in der Bücherei des Reichs-Eisenbahnamtes in Berlin vertreten, welche Bücherei etwa 20 000 Bände zählt. Die etwa 40 000 Bände zählende Bücherei des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten zu Berlin pflegt neben dem Eisenbahnwesen sehr stark das Bauwesen. Das militärtechnische Gebiet findet in den Büchereien des Kriegsministeriums mit etwa 40 000 Bänden, der Kriegsakademie mit mehr als 100 000 Bänden und der militärtechnischen Akademie zu Charlottenburg mit rund 100 000 Bänden seinen Mittelpunkt. Auch die Bibliothek der Generalinspektion des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen zu Berlin mit etwa 25 000 Bänden ist technisch wichtig. Telegraphie und

Fernsprechwesen ist in der etwa 50 000 Bände zählenden Bücherei des Reichspostamts zu Berlin hervorragend vertreten.

Die Literatur des Bergbau und Hüttenwesens ist in den Büchereien der Bergakademien zu Berlin, Clausthal und Freiberg i. Sa. in umfassender Weise vertreten. Mit an erster Stelle steht hier die Bibliothek der Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin, die über rund 80 000 Bände verfügt. Auch die Oberbergämter pflegen meist mehr oder weniger große Büchereien zu besitzen. Naturgemäß hat das Büchereiwesen in den technischen Vereinen vielfach eine reiche Pflegestätte gefunden. So hat der in der deutschen Technik führende „Verein Deutscher Ingenieure" zu Berlin in seinem neuen stattlichen Heim der Bücherei ausgedehnte Räume gewährt, so daß schon heute diese technische Vereinsbibliothek eine der größten und ersten ihrer Art ist. Über eine hervorragende technische Bibliothek verfügt auch der „Verein Deutscher Eisenhüttenleute" zu Düsseldorf; beachtenswert ist ferner die seit 1824 bestehende Bücherei des Architektenvereins zu Berlin mit rund 20 000 Bänden und die 1838 begründete Bibliothek des Polytechnischen Vereins zu Berlin mit rund 10 000 Bänden. In Bayern ist in dieser Hinsicht der seit 1815 bestehende Polytechnische Verein zu München bemerkenswert, der eine wertvolle Bücherei im Besitz hat. In Stuttgart ist die ebenfalls sehr alte Bücherei der Zentralstelle für Gewerbe und Handel hervorzuheben, die eine beachtenswerte technische Bücherei besitzt. Überhaupt erweisen sich die Gewerbevereine vielfach als Trägerin und Verbreiterin technischer Literatur, und diese Büchereien haben in Einzelfällen deshalb besonderen Wert, weil sie durch die frühe Gründung dieser Gewerbevereine in der Regel im Besitz älterer technischer Literatur sind, die heute wenig oder gar nicht mehr käuflich erreichbar ist. In diesem Sinne seien genannt der 1822 gegründete Verein zur Förderung des Gewerbefleißes in Preußen zu Berlin, der 1847 errichtete Gewerbeverein für Nassau zu Wiesbaden, der 1852 gegründete Breslauer Gewerbeverein, dem ein Jahr später der Gewerbeverein für Hannover folgte und verschiedene andere. Die mehr der jüngsten Zeit angehörenden Handwerkskammern sind in der Mehrzahl dazu übergegangen, Büchereien zu begründen, in denen in der Regel die Technik starke Berücksichtigung findet. Unter den letzten Gründungen technischer Bibliotheken großen Stils ist die Bücherei des Deutschen Museums zu München hervorzuheben, die eine bereits vielversprechende Entwicklung aufweist.

So erfreulich diese großen technischen Büchereien für den Ruhm und Ruf der deutschen Technik und Industrie sind, so wäre anderseits doch eine wesentlich großzügigere Gestaltung als bisher wünschenswert. Der Staat kann angesichts der Fülle der ihm obliegenden Kulturaufgaben naturgemäß für den Ausbau von Fachbüchereien nur begrenzte Mittel zur Verfügung stellen, und hier sollte die über reiche Finanzmittel verfügende Industrie eine Ehrenaufgabe darin erblicken, durch Stiftungen das technische Büchereiwesen mehr als bisher zu entwickeln. Erfreulicherweise bricht sich die Stimmung vom Werte technischer Büchereien in der Industrie immer mehr Bahn, und so finden wir heute bereits auf vielen sich durch eine weitblickende Leitung auszeichnenden Werken der Industrie technische Büchereien, welche zur Unterstützung und Förderung der technischen Beamten äußerst segensreich wirken. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß große und angesehene Werke dem Gedanken einer technischen Bücherei wenn nicht gerade ablehnend, so doch teilnahmlos gegenüberstehen, und mancher Werkleiter sieht in einem Buch einen unvergleichlichen Luxus. Zu dieser mehr als rückständigen Anschauung Stellung zu nehmen, erübrigt sich wohl. So selbstverständlich jeder Werkleiter die Anschaffung von Werkzeug findet, die jährlich oft Hunderttausende beansprucht, so wenig sollte man sich der Anschaffung von technischen Büchern verschließen, die als geistiges Werkzeug für jede gutgeleitete Fabrik so unentbehrlich wie Hammer und Zange sind. Es kommt hierzu, daß Bücher meist von jahrzehntelangem Bestand sind, so daß das hierin angelegte Kapital nur mäßigen Abschreibungen ausgesetzt ist. Der Grund, daß technische Büchereien einer schnellen Veraltung anheimfallen und so wertlos werden, kann nicht gegen die Anschaffung und Begründung von technischen Büchereien ins Feld geführt werden. Auch ältere technische Bücher pflegen selbst bei neuen technischen Problemen oft wertvolle Fingerzeige zu geben, und vollends in Patentstreitsachen greift die ältere technische Literatur oft entscheidend ein. Der Gedanke der Veraltung ist einfach absurd. Denn schließlich jede Wissenschaft lebt dem Fortschritt, und so decken sich beispielsweise viele medizinische Schriften vor zwanzig Jahren nicht mehr mit den heutigen Heilmethoden; noch schärfer tritt dies bei juristischen Werken zutage, wo die Aufhebung eines einzigen Gesetzes oft zur praktischen Entwertung aller damit verknüpften Kommentare führt. Kein Arzt oder Jurist wird aber deswegen eine Schrift nicht kaufen, weil sie möglicherweise in einem Jahrzehnt von dem Fortschritt überholt ist. Das gleiche gilt von der Technik. Wo immer angängig, sollten große und kleine Werke je nach ihrer wirtschaftlichen Kraft zur Begründung von technischen Werkbüchereien schreiten, die dem eigenen Unternehmen sicher mittelbar wertvolle Dienste leisten dürften. Friedr. Krupp in Essen hat seine für Werkangehörige 1899 gegründete Bücherhalle von anfangs 8000 Bänden gegenwärtig auf rund 90 000 Bände gebracht. Neben dieser mehr der Unterhaltung dienenden Bücherhalle besitzt Krupp jedoch noch eine besondere „Technische Bibliothek", die nur der technischen Literatur gewidmet ist. Die größte Kranfabrik der Welt, die Deutsche Maschinenfabrik A.-G. Duisburg, besitzt eine recht beachtenswerte technische Bücherei von rund 5000 Büchern, dieselbe Firma unterhält auch den Dauerbezug von mehr als 100 Zeitschriften des verschiedensten Inhalts. Die Hannoversche Maschinenbau-A.-G. vorm. Georg Egestorff verfügt über eine Bücherei von etwa 2000 Bänden. Diese wenigen Beispiele mögen genügen, zu zeigen, daß der Gedanke einer technischen Bücherei auf manchen Werken bereits zur Tat geworden ist. Nichtsdestoweniger bleibt auf diesem Gebiete noch viel zu tun, und es kann nur im Interesse des Fortschritts der deutschen Technik liegen, wenn unsere führenden Industrieunternehmen sich zur Gründung von Werkbüchereien entschließen, zumal der verhältnismäßig geringe Finanzaufwand hierfür sich wohl überall ohne Schwierigkeit bereitstellen läßt.

Unter der Lupe

Der Fall Kaiser. Nicht etwa von Schuld oder Nichtschuld des Dichters Georg Kaiser soll hier die Rede sein, nicht von den Vorgängen und Verdachtsgründen, die zu seiner Verhaftung geführt haben. Das alles ist von der Tagespresse mehr oder weniger ausführlich behandelt worden. Aber das Verhalten dieser Presse reizt zum Widerspruch.

Nicht soll ihr verübelt werden, daß sie in die Alarmtrompete stieß und reichlich Sensationspfeffer an den seltenen Braten tat, denn es gehört nicht zu den alltäglichen Ereignissen, daß ein Dramatiker einer ganz gewöhnlichen Unterschlagung oder Veruntreuung beschuldigt wird. (Viel näher läge der Verdacht eines Plagiats bei Dichtern, doch ist deshalb noch niemals einer eingesperrt worden.) Aber die Presse tat mehr: sie mischte sich in die Rechtspflege ein, indem sie, selber von Kaisers Festnahme überrascht, Stimmung für ihn als einen Unschuldigen machte. Daß dabei mehr Schaden als Nutzen angerichtet wurde, wird niemand befremden, da der Behauptung, er lebe in glänzenden Verhältnissen, alsbald Veröffentlichungen folgten, die auf das Gegenteil schließen ließen, und bei dem Publikum nunmehr die Meinung entstand, es werde da von guten Freunden für den Verhafteten die Extrawurst eines Ausnahmerechts gebraten.

Leben wir denn wirklich in einem Lande, wo Richter und Staatsanwälte ohne sorgfältige Prüfung der Strafanzeigen einen Staatsbürger hinter Schloß und Riegel setzen! Irren wir nicht, so erhebt man vielmehr gegen die Hüter des Rechts den Vorwurf, sie seien lässig, ließen Verdächtige laufen, oft schon aus dem Grunde, weil für Untersuchungshäftlinge kein Raum mehr verfügbar ist, ein Notstand, geeignet, das Vertrauen in die Rechtspflege zu erschüttern. Derartige Erwägungen störten Kaisers Freunde nicht, und so kam es, daß sogar der Schutzverband deutscher Schriftsteller beim bayerischen Justizministerium vorstellig wurde und für den Angeschuldigten „die Zubilligung aller erdenklichen Freiheiten im Rahmen des Gesetzes" verlangte, wobei hinzugefügt wurde, die bisherige Behandlung Kaisers habe „in den Kreisen der deutschen Schriftsteller höchstes Befremden erregt". In früheren, nicht demokratisch bewegten Zeiten würde

das Ansinnen des Schutzverbandes höchstes Befremden erregt haben und als ein Rückfall in die alte Kabinettsjustiz gebrandmarkt worden sein. Der Justizminister wird ermahnt, dem Untersuchungsrichter auf die Finger zu passen! Die Unterzeichner der Eingabe sind sich wohl nicht klar darüber, wie diese auf den kleinen Mann wirken muß, dem „gleiches Recht für alle" täglich und stündlich in die Ohren geschrien wird. Am übelsten hat jedoch auf die öffentliche Meinung, soweit sie sich ihr eigenes Urteil wahrte, das Bemühen gewirkt, Kaiser als einen nervös zerrütteten Mann hinzustellen und auf seine **Unterbringung in ein Sanatorium zu dringen.** Begreifen diese Helfer und Ratgeber nicht, was sie damit anrichten? Sie empfehlen die Anwendung eines abgegriffenen Tricks, der jedem Schieber, jedem Schwindler geläufig ist. Wittern diese Gesellen, daß sich der Arm des Gesetzes ihrem Nacken nähert, dann befällt sie Nervosität, Schlaflosigkeit und ein durch Steckbriefe gemilderter altgermanischer Wandertrieb, der sie hinter den schützenden Mauern eines Sanatoriums verschwinden heißt. Hat ein Mann wie Georg Kaiser wirklich nötig, sich mit solchem Gesindel auf dieselbe Stufe stellen zu lassen! Ist er geistig getrübt, und hat er in diesem Zustand die ihm zu Last gelegten Taten begangen, so gehört er allerdings in eine Heilstätte, und da Verfehlungen so schwerer Art bei einem so hochstehenden Schriftsteller etwas ganz Ungewöhnliches sind, werden die zuständigen Instanzen ganz von selbst in erster Linie seine Zurechnungsfähigkeit prüfen. Schon um das langwierige Verfahren abzukürzen, denn die Freude, eine Anklage zu bauen, sie zu vertreten, ein Urteil zu fällen und zu begründen, wird von den damit Betrauten nicht zu hoch eingeschätzt, und im vorliegenden Falle, wo ganz Deutschland nach München blickt, ginge das Gericht einem jener Sensationsprozesse entgegen, die für sämtliche Beteiligte einen riesigen Verbrauch von Nervenkraft bedeuten. Hoffentlich wird uns dieses Schauspiel erspart. Aber das muß festgestellt werden: Die so schnell und kopflos eingeleitete Rettungsaktion war ein Bärendienst. Jeder Unbefangene fragt sich: Wem zu Liebe und wem zu Leide ist die Staatsanwaltschaft eingeschritten, daß in der Presse ein derartiger Aufruhr entstehen konnte? Und bei kühler Überlegung sagt man sich: Es ist nicht das geringste zu entdecken, was einer gegen einen namhaften Schriftsteller eingefädelten Intrige ähnlich sähe. Wohl aber hat Übereifer den Anschein erweckt, als sollte hier das Schwert der Gerechtigkeit abgestumpft werden. Bisher erfreute sich die deutsche Rechtspflege eines wohlbegründeten Ansehens, mochten auch unsere Radikalen mit ihr in politischen Prozessen nicht zufrieden sein. Der jüngst vollführte Preßlärm sät aber leider Mißtrauen gegen die Rechtsprechung und erzeugt vorgefaßte Meinungen. Das sollte sich die Kaiserliche Schutztruppe gesagt sein lassen.

*

Das missing link. Das New-Yorker Museum für Naturwissenschaft und die amerikanisch-asiatische Gesellschaft senden eine Expedition aus, die in der Wiege des Menschengeschlechts Asien das vielberufene Bindeglied zwischen Affen und Mensch suchen soll. **50 000 Pfund Sterling sind zu diesem Zweck ausgeworfen.** „Wozu eine Expedition?" fragte der weiland preußische Kultusminister Adolf Hoffmann. „**Warum veröffentlicht man nicht in den „Prähistorischen Blättern" eine Anzeige und verheißt dem Bindeglied eine Belohnung von 50 000 Pfund, wenn es sich meldet?** Man könnte diesem Geschöpf mit dunklem Vorleben zugleich eine Amnestie zusichern, denn man kann ja nicht wissen... Außerdem müßte die Anzeige in sämtlichen lebenden und toten Sprachen verfaßt sein, z. B. in chinesischen Hieroglyphen, in ägyptischer Keilschrift, in der alten mexikanischen Knotenschrift, denn vielleicht handelt es sich um einen Knoten, dessen Charakterbild von der Parteien Haß und Gunst verwirrt in der Geschichte schwankt, wie Freiligrath sagt."

Als der Museumsdirektor in New York von diesem Vorschlag hörte, beschloß er, sofort einen Gelehrten nach Berlin zu schicken, damit er sich Adolfen einmal näher ansehe.

„Vielleicht," meinte er, „können wir das ganze Geld sparen."

*

Gegenrevolution von rechts oder von links? Philipp Scheidemann, der möblierte Herr von Kassel, hat im Reichstag unter Beifall seiner Genossen den deutschen Offizieren zu verstehen gegeben, sie hätten es nur der Selbstzucht eines tief verletzten Volks zu danken, daß sie mit dem Verlust der Achselstücke davongekommen seien. Daß er sich damit **zum Anwalt des Pöbelinstinkts aufwarf, der an Wehrlosen, die** ihr Leben für das Vaterland aufs Spiel gesetzt hatten, sein **Mütchen kühlte, kleidet diesen Maulhelden mit der unver**dorrten Hand besonders gut.

Aber zu welchem Zweck berserkte der edle Hesse so und malte den Teufel der Gegenrevolution von rechts mit so schmutzigen Farben an die Wand? Warum will er die ganze Offizierkaste alten Schlages aus unserem kümmerlichen Heere entfernen und ihren Ersatz den Mannschaften und Unteroffizieren entnehmen? Warum tobte er gegen die Orgesch? Wer den in der Wolle gefärbten Rabulisten kennt, weiß, daß er nur den wilden Mann spielte und selber kein Wort von **der revolutionären Gefahr glaubte. Der in drei oder vier Fronten zerbrochenen Sozialdemokratie geht das Pulver aus, zumeist der erbgesessenen S. P. D. Das Gorgohaupt des Erfurter Programms ist zur Vogelscheuche geworden,** worin die Spatzen nisten; bleibt also nur der Klassenkampf übrig, und **der kann nur gegen das Bürgertum geführt werden. Dies Bürgertum ist jedoch revolutionssatt, will arbeiten, aufbauen,** dem Staatsbankrott vorbeugen. Hilft alles nichts. Wie jener Schutzmann einmal einem, dessen Nase ihm nicht gefiel, erklärte: „Im Namen des Gesetzes, Sie haben die Pocken!", um ihn abführen zu können, bezichtigt Scheidemann die Bürgerschaft gegenrevolutionärer Gelüste, und dabei überhört er geflissentlich das Rasseln der Werbetrommel von links. Wenn man sich vergegenwärtigt, was alles dem „tief verletzten Volke" in Halle geboten wurde, wie offen dort **Gegenrevolution mit Mord und Brand in Aussicht gestellt wurde,** dann darf man wohl zu dem Schluß gelangen, der so rechtsrevolutionsgrauliche Scheidemann sei zu jener Zeit nicht in Kassel, sondern zur Herbstfrische auf dem Monde gewesen. Halle war unzweideutig. Daß Scheidemann nichts davon erwähnte, wird verständlich, wenn wir uns erinnern, wie oft er seine historische Hand nach links, allerdings ins Leere, gestreckt hat. Ein Hieb von jener Seite wird von ihm als das Säuseln des Mailüfterls, ein Fußtritt ins Kreuz als Aufforderung zum Fortrott angesehen. Es sind eigentlich liebe Kerle, die Bursche von der Moskauer Couleur, man darf es mit ihnen nicht verschütten, nicht alle Brücken zu ihnen abbrechen. Darum gibt's keine Gegenrevolte von links!

Deutsche Karikaturen



Der Kampf um die Kasse.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. C. Mühling, Berlin-Friedenau

Preis 1.— Mark



Nummer 37 20. November 1920 2. Jahrgang

Volk wider Volk.

„Wir bekommen unsere Lohnerhöhung, und wenn wir über Leichen gehen sollten!"
(Arbeiterrat S y l t, der Führer der Berliner Elektrizitätsarbeiter, in den Verhandlungen.)

Die amerikanische Wahl und die Kontinentalpolitik.

Von Dr. E. Mühling.



Zwei Jahre sind jetzt gerade verflossen, seitdem der Präsident der Vereinigten Staaten, Herr Woodrow Wilson, den staunenden Völkern der mächtigste Mann der Erde zu sein schien. In seiner Hand lag damals wirklich das Schicksal der Welt. Er verfügte, als der Waffenstillstand geschlossen wurde, über alle Machtmittel, die erforderlich waren, um den Frieden herbeizuführen, dessen Grundzüge er in seiner Botschaft vom 8. Januar 1918 und den ihr folgenden Reden festgelegt hatte. Seine Mitwirkung beim Friedensschluß war seinen Bundesgenossen so unentbehrlich, daß sie gezwungen waren, sich seinen Wünschen zu fügen. Das Umgekehrte ist bekanntlich eingetreten. Seit Phaethon, des Sonnenwagens Lenker, vom Himmel stürzte, hat die Welt solchen Sturz nicht mehr gesehen. Wilson hat sich bei den Friedensverhandlungen in Paris — Keynes Buch schildert es in der anschaulichsten Weise — mit der Unbeholfenheit eines Kindes alle seine Machtmittel aus den Händen winden lassen und schließlich seinen Namen unter einen Frieden gesetzt, durch den sein Friedensprogramm, das nach seinen und seiner Verbündeten Versprechungen das unerschütterliche Fundament der Zukunft der Welt werden sollte, zertrümmert wurde.

Er kehrte, von den Bundesgenossen in Fesseln geschlagen, in sein Vaterland zurück. Und das amerikanische Volk hat mit einer Wucht, mit der es noch über keinen seiner Präsidenten sein Verdammungsurteil gesprochen hat, am 2. November die Zeit verflucht, während derer dieser Mann seine Geschicke geleitet hat. Die Vereinigten Staaten, durch deren Vermittlung vor zwei Jahren der Waffenstillstand erst möglich wurde, den Frankreich mit dem fünfzigjährigen Jubelfest der Republik zusammen feiert, werden nun einen Sonderfrieden mit Deutschland schließen. Deutschland wird also zu seinem Feinde in der Neuen Welt in einem ganz anderen Verhältnisse stehen als zu seinen Feinden in der Alten Welt, für die der Friede von Versailles die Grundlage der Beziehungen zu Mitteleuropa bildet. Es scheint mir deshalb nicht unangebracht, unter dem Eindruck der amerikanischen Präsidentenwahl und ihrer Folgen noch einmal die sogenannte Kontinentalpolitik zu betrachten. Denn die Vertreter dieser Politik sind ja von dem Gedanken ausgegangen, daß die Rettung Deutschlands, ja die der europäischen Wirtschaft von dem Zusammenschluß der kontinentalen Mächte Europas gegen die mit dem Anspruch auf die Weltherrschaft aus diesem Kriege hervorgegangene angelsächsische Rasse abhänge.

Der eine der Kardinalfehler des Systems der Kontinentalpolitik war die schon durch die Entwicklung der letzten beiden Jahre erwiesene und nun durch das Ergebnis der Präsidentenwahl aller Welt offenbar gewordene Irrigkeit der Annahme von der Solidarität der angelsächsischen Rasse. Die Wege der Vereinigten Staaten haben sich nicht nur seit einem Jahre von denen Englands getrennt, sie liegen jetzt wieder so weit auseinander, wie sie im ganzen 19. Jahrhundert auseinander gelegen haben. Ja der Krieg hat es zu Wege gebracht, daß es so scheint, als solle der die Weltgeschichte beherrschende Konflikt der Zukunft der zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten werden. Es kann also von einem Zusammenschluß der kontinentalen europäischen Staaten gegen die angelsächsische Rasse gar keine Rede mehr sein. Am wenigsten kann Deutschland aus solchem Zusammenschluß irgendeinen Vorteil haben. Und gerade die Politiker, die nur immer in England die große Gefahr für Deutschland und seine wirtschaftliche Wiederaufrichtung sehen, sollten den Gegensatz nicht aus dem Auge verlieren, der zwischen den bei den mächtigsten Rivalen auf dem Weltmeer entstanden ist. Gerade weil sich die der europäischen Kultur und Wirtschaft unentbehrlichsten Rohstoffgebiete der Welt im Besitz Englands und der Vereinigten Staaten befinden, ist es ein geradezu selbstmörderisches Verlangen, daß wir eine Politik betreiben sollen, die, weil sie ihren Ursprung in einer antiangelsächsischen Gedankenfolge hat, eine Annäherung an die beiden reichsten Länder der Erde unmöglich macht.

Der zweite Kardinalfehler der Kontinentalpolitiker beruht auf der anderen Voraussetzung, mit der ihr ganzes System steht und fällt, auf der Voraussetzung nämlich, daß Frankreich ein größeres Interesse an einem engen wirtschaftlichen und politischen Zusammenschluß mit Deutschland als an der Aufrechterhaltung seiner freundschaftlichen Beziehungen zu England hat. Und diese Voraussetzung ist grundfalsch. Für Frankreich ist England, so ungern auch französischer Größenwahn das zugesteht, für lange Zeiten ganz unentbehrlich. Weder die französische Wirtschaft noch die französische Politik kann es auf eine Machtprobe mit dem Nachbar jenseits des Kanals ankommen lassen. Und Deutschland kann Frankreich nichts bieten, was es auch nur als Ausgleich, geschweige denn als Mittel zur Überwindung einer englischen Feindschaft ansehen könnte. Dagegen können die Kontinentalpolitiker am allerwenigsten einwenden, daß ja schon gerade in der letzten Zeit bis zu starker Spannung sich entwickelnde Meinungsverschiedenheiten zwischen England und Frankreich entstanden sind. Denn alle diese ernstlichen Meinungsverschiedenheiten sind ohne Ausnahme deshalb entstanden, weil England französischen Vergewaltigungsversuchen gegen Deutschland entgegengetreten ist.

Und wie Frankreich, so geht es fast allen Mächten Europas. England ist ihnen unentbehrlicher als Deutschland, und schon deshalb gehört, ganz abgesehen von dem Haß, den der Krieg erzeugt hat, und der — tausend Beispiele können es beweisen — durch keine wirtschaftlichen Interessen besonders in Frankreich ausgelöscht werden kann, das Projekt eines Zusammenschlusses der europäischen Völker mit einer gegen England gerichteten Spitze zu denen, deren Unausführbarkeit keinem Zweifel unterliegen kann.

Gehörte schon in den Tagen der Kontinentalsperre ein Genie wie Napoleon I. dazu, um für wenige Jahre die Solidarität des Kontinents durch eisernen Zwang gegen England zusammenzuhalten, so würde jetzt bei ähnlichen Versuchen diese Solidarität, wenn ihre Bildung bei den ungeheuren Gegensätzen, die der Krieg zwischen den Völkern zurückgelassen hat, überhaupt möglich wäre, sehr bald von der englischen Politik, die aus solchen Situationen noch immer siegreich hervorgegangen ist, durch Zugeständnisse oder Drohungen gegen die eine oder die andere der zusammengeschlossenen Mächte gesprengt werden. Und schutzlos würden die Urheber einer antienglischen Koalition dann seiner Rache ausgeliefert sein.

Die Kontinentalpolitiker tun sich etwas darauf zugute, daß sie die einzigen sind, die wirklich ein Programm der auswärtigen deutschen Politik aufgestellt haben, und schütten die Schalen ihres Hohnes über die Tatlosigkeit derer aus, die immer nur verneinen, aber nichts Besseres an die Stelle ihres Programms setzen können. Ihnen sei geantwortet, daß ein Programm, das ganz unausführbar ist, kein Programm genannt werden kann, und daß von allen politischen Ideen, die mit dem Anspruch, Richtlinien für Deutschlands auswärtige Politik zu sein, während des Krieges und nach ihm öffentlich vertreten worden sind, die der Kontinentalpolitik die unfruchtbarste ist und bleiben wird.

Der deutsche Sozialismus nach Kassel und Halle.

Von Oberpräsident z. D. August Winnig.

Wir geben in dem nachfolgenden Aufsatz dem ehemaligen Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen, der unseren Lesern ja kein Fremder ist, das Wort über die beiden sozialdemokratischen Parteitage und sind überzeugt, daß seine Ausführungen starkes Interesse finden werden. Daß unsere Ansicht, namentlich was die Sozialisierung betrifft, sich mit der seinen nicht deckt, brauchen wir wohl kaum besonders hervorzuheben. Die Redaktion.



Das unabhängig-kommunistische Spektakelstück zu Halle, das in seiner dramatischen Aufmachung die Aufmerksamkeit der Zeitungsleser so heftig in Anspruch nahm, hat es verschuldet, daß die Bedeutung des Kasseler Parteitages der Mehrheitssozialdemokratie im allgemeinen nicht nach Gebühr gewürdigt worden ist. Man darf sich durch den dramatischen Verlauf nicht verleiten lassen, dem Spektakel von Halle eine überragende Bedeutung beizumessen. Die Russifizierung des einen Teiles der Arbeiterschaft wird, so peinlich und beschämend sie wirkt, doch als ein Vorgang von untergeordneter Bedeutung angesehen werden können. An dem Willen der jetzt in der neukommunistischen Bewegung vereinigten Elemente zu gewaltsamem Umsturz der neuen Ordnung und zur Aufrichtung einer Rätediktatur hat man auch vor Halle nicht gezweifelt und nicht zweifeln können. Wenn man das Ziel nicht erreicht hat, so lag das daran, daß die Kraft dazu fehlte. Diese Kraft wird man weder durch die erfolgte Sprengung der unabhängigen Partei, noch durch einige Millionen russischen Raubgutes erlangen.

Noch immer steht die Frage so, wie sie vor dem kommunistischen Siege von Halle stand: Entweder gelingt es, eine Verschlechterung unserer wirtschaftlichen Lage über die Grenzen des gerade noch Erträglichen hinaus zu verhindern, und dann wird kein Räteputsch auf durchschlagenden Erfolg rechnen können, oder die wirtschaftlichen Verhältnisse verschlechtern sich katastrophal, und dann wird die politische Katastrophe kommen, auch wenn es keine Spaltung der Unabhängigen gegeben hätte.

Mit ganz anderen Augen will der Parteitag der Mehrheitssozialdemokratie betrachtet sein.

Eine Wochenschrift hat das Recht, sich auf den eigentlichen Kern der Kasseler Verhandlungen zu beschränken und das, was mehr oder minder Beiwerk war, außer Betracht zu lassen. So übergehe ich die in Kassel geübte Kritik an der gegenwärtig amtierenden Regierung und selbst die Frage der Neuformulierung des Parteiprogrammes als minder wichtig. Von grundsätzlicher Bedeutung, nicht nur für die sozialdemokratische Partei selbst, sondern für die deutsche Zukunft schlechthin, ist dagegen die taktische Lage der sozialdemokratischen Partei und die Art, wie sie sich mit dieser Lage abzufinden in Kassel begonnen hat. Ganz besonders kennzeichnend für die Stimmung des Kasseler Parteitages war die fast spießbürgerlich anmutende Selbstzufriedenheit mit der gegenwärtig beobachteten Politik. Man war, ach! so froh, endlich die ministerielle, die schreckliche Zeit, hinter sich zu haben. In nichtsozialdemokratischen Kreisen wird man etwas erstaunt über diese frohe Zufriedenheit gewesen sein. Selbstverständlich ist es auch überaus seltsam, sich darüber zu freuen, daß man der Verfügung über die Regierungsgewalt wieder ledig ist. Im Grunde muß es das natürliche Ziel jeder Partei sein, Regierungspartei zu werden, weil nur der Besitz der Staatsgewalt die Durchsetzung der Ziele ermöglicht.

Wenn wir nun versuchen, diese merkwürdige Freude der Sozialdemokratie zu erklären, so werden wir sie nicht nur begreiflich finden, sondern auch die beträchtliche Bedeutung gerade dieses so auffallend ruhigen Parteitages erkennen.

Eine Arbeiterpartei muß über den Besitz der Staatsgewalt doch etwas anders denken als eine Partei besitzender Klassen. Sobald eine Arbeiterpartei in einem Staate mit kapitalistischer Wirtschaft die Regierungsgewalt ergreift, beginnt der Gegensatz zwischen der politischen und der sozialen Stellung oder, genauer ausgedrückt: zwischen den politischen und sozialen Funktionen der Arbeiterklasse in die Erscheinung zu treten.

In einer demokratischen Republik, wie Deutschland es ist, kann die Arbeiterklasse zur ersten und ausschlaggebenden politischen Macht werden. In Deutschland haben die Arbeiterparteien zwar nicht die absolute Mehrheit des Parlaments, aber sie bilden doch eine politische Potenz erster Ordnung, gegen deren ernsthaften Widerstand ein Regieren nicht möglich ist. Eine Ausschaltung der Arbeiterparteien aus der Regierung ist nur noch mit ihrer Zustimmung möglich.

Heute stehen die Dinge in Deutschland so, daß die Sozialdemokratie in die Regierung eintreten kann, sobald sie es ernstlich will. Dieser politischen Machtstellung entspricht jedoch nicht die wirtschaftliche und soziale Stellung der Arbeiterklasse. Wirtschaftlich und sozial steht die Arbeiterklasse heute grundsätzlich nicht anders als vor den Novemberereignissen im Jahre 1918. Sie hat zwar den Achtstundentag, einen hohen Nominallohn, ein von allen Beschränkungen freies Koalitionsrecht, aber nach wie vor arbeitet sie unter fremdem Willen und für fremde Rechnung; nach wie vor bleibt ihr soziales und politisches Denken vom Gegensatz zum Unternehmerkapital beherrscht. Ist aber die Arbeiterpartei in einem Lande mit privatkapitalistischer Wirtschaft zur politischen Herrschaft gekommen, so kann sie als politische Regierung die Interessen der Wirtschaftsträger nicht außer acht lassen und muß dieses Kapital, das sie wirtschaftlich und sozial als Gegensatz empfindet, hegen und schützen. Man muß sich dieses Widerspruches zwischen der politischen und sozialen Funktion der zur Regierung gelangten Arbeiterpartei bewußt sein, um die Schwierigkeiten zu würdigen, unter denen eine regierende Arbeiterpartei zu wirken hat. Dieser Widerspruch schließt es selbstverständlich nicht aus, daß eine Arbeiterpartei auch in einem kapitalistischen Staate Träger der Regierungsgewalt sein kann. Lange vor dem Kriege hat Australien seine Arbeiterregierung gehabt, und in den letzten zwei Jahren haben wir in einer ganzen Reihe europäischer Staaten Arbeiterparteien als Teilhaber der Regierungsgewalt erlebt. Aber in jedem Falle hat sich dieser Widerspruch zwischen der politischen und sozialen Funktion mehr oder minder störend bemerkbar gemacht.

Als die deutsche Arbeiterklasse, verkörpert durch die Sozialdemokratie, zur politischen Herrschaft kam, durfte man hoffen, daß es gelingen würde, diesen Widerspruch zu überwinden. Der politische und militärische Zusammenbruch und die ungeheure wirtschaftliche Belastung unseres Volkes ließen es als selbstverständlich erscheinen, daß sich zunächst alle Klassen und Parteien der ihnen gemeinsamen Aufgabe bewußt würden, den wirtschaftlichen Zusammenbruch zu verhüten und Staat und Wirtschaft wieder aufzubauen. Ich sage, man durfte dies erwarten; denn nach den gewaltigsten militärischen und wirtschaftlichen Anstrengungen, die die Geschichte gesehen hat, ein Friede, der das deutsche Volk wie einen Negerstamm oder eine Verbrecherbande behandelt, das war ein Schlag, von dem man hoffen durfte, daß er selbst in unserem erschöpften Volke einen starken nationalen Lebenswillen wecken würde. Und dieser nationale Lebenswille, der sich nach außen Entsagung aufzuerlegen hatte, der hätte, so war unsere Hoff-

nung, jene einigende Kraft haben müssen, die alle Klassen und Parteien befähigt hätte, in nationalen Lebensfragen zusammenzugehen.

Von dieser Vorstellung war zunächst auch die sozialdemokratische Führung geleitet, als sie die Regierungsgewalt übernahm. Man lese nur die Reden und Kundgebungen nach, mit denen sich die ersten Männer der Sozialdemokratie damals an das deutsche Volk gewandt haben. Hier klang ein starkes nationales Ethos aus jedem Satz. Aber die Wirkung auf die Massen, die in den ersten Wochen noch befriedigen mochte, wurde schwächer und schwächer. Ich darf hier übergehen, auf welchen Widerstand die sozialdemokratische Regierung mit ihren Maßnahmen zur Aufrechterhaltung und Wiederherstellung der staatlichen Ordnung bei der Masse ihrer Anhänger stieß. So bedenklich schon das war und soviel Verdruß und Schwierigkeiten schon dies der sozialdemokratischen Führung bereitet hat, so zeigte sich doch die Wirkungslosigkeit des nationalen Ethos am augenfälligsten erst bei den vielen und großen Lohnkämpfen, die das erste Jahr der deutschen Republik ausfüllten.

Dieselbe Klasse, die durch ihre politische Führung die Staatsgewalt ausübte und die Verantwortlichkeit für das Wohl und die Sicherheit des Staates trug, ließ sich durch kein nationales Ethos und durch keinen Appell an ihr Verantwortlichkeitsgefühl davon abhalten, durch unablässige Streike das Wirtschaftsleben in die unheilvollste Verwirrung und an den Rand des Abgrundes zu bringen.

Aber auch für die sozialdemokratische Partei war die Wirkung dieser Lage sehr ernst. Die von ihren ersten Männern ausgegebene Parole der nationalen Sammlung und nationalen Disziplin fand in den Massen nicht nur kein Echo, sondern stieß diese Massen immer mehr ab und trieb sie in die radikaleren Strömungen hinein. Nicht die Kundgebungen des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers, des Wehr- und Wirtschaftsministers gaben den Ton für die Masse der Parteigenossen an, sondern die Kritik, die die radikaleren Strömungen an eben diesen Kundgebungen übten. So mußte die Sozialdemokratie, solange sie in der Regierung saß, zusehen, wie ihr Woche für Woche, ja Tag für Tag, Tausende und selbst Zehntausende entglitten, die sich den radikaleren Strömungen anschlossen.

Nichts war erklärlicher, als daß man in d e n Kreisen der sozialdemokratischen Partei, wo man in der Erhaltung hoher Mitgliederziffern und eines hohen Abonnentenstandes der Presse die Hauptsorge erblickte, immer weniger Gefallen an der Stellung als Regierungspartei fand. Diese Entwicklung mußte Anlaß zu ernstester Nachprüfung der taktischen Methode sein. Vor etwa einem Jahre machte sich das Unbehagen über diesen Gang der Dinge in der allmählich aufwachsenden Neigung zur Verständigung mit den Unabhängigen bemerkbar. Es gab damals sehr ernste Auseinandersetzungen, bei denen d e r Teil noch einmal Sieger blieb, der die Regierungsgewalt festhalten wollte und immer noch hoffte, die Masse der Partei für die zwangsläufig gegebene Regierungspolitik zu gewinnen. Daß die Fortführung dieser Politik aber notwendig mit weiterer großer Einbuße der Partei an Anhang und Ansehen bei den Massen verbunden war, darüber war man sich allseitig klar. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch das Betriebsrätegesetz zu beurteilen.

Beim Betriebsrätegesetz handelt es sich bewußt oder unbewußt um den Versuch, die politische und soziale Funktion der Arbeiterklasse einander anzunähern. Der in der Politik maßgebende Arbeiter sollte durch das Betriebsrätegesetz auch in seinem Arbeitsverhältnis aus der Sphäre eines reinen Betriebsobjekts herausgehoben und zu einem Teilhaber der Betriebsgewalt werden. Man hoffte, dadurch die Arbeiterschaft für die nationale Aufgabe des inneren Aufbaues zu gewinnen.

Es sieht einstweilen nicht so aus, als ob das Betriebsrätegesetz diese Wirkung haben würde. Doch läßt sich damit nicht beweisen, daß die darauf gesetzten Hoffnungen von vornherein falsch gewesen wären. Die Inversion der Kapptage hat die Linie der politischen Entwicklung verworfen und eine Radikalisierung zur Folge gehabt, die eine Fortführung der sozialdemokratischen Regierungspolitik auf der alten Linie nicht weiter möglich machte. Die Reichstagswahlen schufen dann die Situation, in der sich die Sozialdemokratie aus der furchtbaren Umklammerung der Regierungsverantwortlichkeit herauslösen konnte.

Dies hat auf die sozialdemokratische Partei befreiend und kräftigend gewirkt. Sie konnte nun wieder das Mühlenwerk der parteipolitischen Kritik in Bewegung setzen und damit eine größere Resonanz bei den Massen zurückgewinnen. Unter diesem Zeichen fand der Parteitag in Kassel statt.

Selbstverständlich bildete hier die Frage des Wiedereintrittes in die Regierung den Gegenstand der meisten und bedeutendsten Reden. Eine Partei von dieser Stärke sieht sich eigentlich jeden Augenblick vor diese Frage gestellt. Die Sozialdemokratie formulierte ihre Bedingungen dafür. Es war dies ja wohl die Demokratisierung der Verwaltung, eine pazifistische Auslandspolitik, einiges andere mehr, und, was ich für das wichtigste halte, die Inangriffnahme der Sozialisierung.

In dieser letzten zur Bedingung erhobenen Forderung ist der Schwerpunkt der Verhandlungen von Kassel zu erblicken. Ich will gewiß nicht sagen, daß sich der Parteitag zu Kassel dieses hier entwickelten Zusammenhanges bewußt war, daß er dieses Zusammenhanges wegen die Forderung der Sozialisierung erhoben hat, aber im Lichte der hier dargestellten Entwickelung stellt sie durchaus einen aus der ganzen Lage der Partei sich mit zwingender Notwendigkeit ergebenden Schritt dar. Es liegt ihr, wenn nicht die Erkenntnis, so doch das Gefühl zugrunde, daß eine Arbeiterpartei unter den heute gegebenen Zuständen nur dann wirklich regieren, d. h. im Einverständnis mit der Masse ihrer Anhänger die Staatsgeschäfte führen kann, wenn jener Widerspruch zwischen der politischen und sozialen Funktion der Arbeiter aufgehoben wird.

Eine andere Frage ist es, ob die Sozialisierung in einem solchen Umfange und in solcher Art möglich und erreichbar ist, daß sowohl die wirtschaftlichen Bedürfnisse dabei nicht zu kurz kommen, als auch jene von ihr erhoffte Wirkung auf die Staatsgesinnung der Arbeiterklasse von ihr ausgehen wird. So ist nach meinem Ermessen der sozialdemokratische Parteitag von Kassel der revolutionärste aller bisherigen Parteitage der deutschen Sozialdemokratie gewesen. Dem widerspricht nicht, daß seinen Teilnehmern diese Tatsache nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Die deutsche Zukunft läßt sich heute nur dann erträglich denken, wenn unsere Politik den Weg einer planmäßigen, abwägenden Durchdringung unserer Wirtschaftsorganisation mit sozialem Geiste einschlägt. Die motorische Kraft dazu wird von der Arbeiterklasse ausgehen. Die taktisch schwierige Aufgabe der Sozialdemokratie wird nicht zuletzt darin bestehen, den begreiflichen stürmischen Vorwärtsdrang der Arbeiterklasse durch Darstellung der in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten so zu regulieren, daß die notwendigen Übergänge geschaffen und Katastrophen ausgeschaltet werden. So ist das Ergebnis des Kasseler Parteitages zwar keine Lösung des der sozialdemokratischen Partei gestellten taktischen Problems, aber immerhin doch der Anfang einer neuen Methode, diesem Problem beizukommen.

Die Reise nach Schlampampia.

Von Horribilicribrifax.

IV. Nachdruck verboten.

IV. Kapitel.

Kalabok findet kein Quartier und flieget endlich auf eine hohe Säulen.



Ich gelangte zu einer großen und fürnehmen Herberg, so an einem lebhaften Markte liegt; trat ein mit meinem Flügelsack und ward von einem strengen Herrn empfangen, der mir ein Feldobrist oder ein großer General zu sein schien, denn er teilete Befehle aus. Fragte ich den bescheidentlich, ob ich wohl ein Quartier haben könnt; sagte auch gleich, daß ich ein Fremdling sei und wies einen von meinen Goldfüchs vor; denn ich hatte schon gepüret, daß die Schlampampier diese über alle Maßen lieben. —

War der Obrist gar leutselig zu mir und schielete nach dem Fuchsen. Schaute auf einer großen Tafel nach, worauf alle, so im Haus herbergeten, verzeichnet standen. Kraute den Kopf und sagte, es ginge leider nicht; denn das Haus läge voll fremder Kriegsvölker, und die müßten zuerst bedienet werden.

Das nahm mich wunder, und wollte ich erkunden, was wohl hier in der Hauptstadt Pleiteria fremde Kriegsvölker verloren hätten, dieweil doch die Leut gar so friedfertig sein; und überdem mir bekannt war, daß die Schlampampier sich wohl untereinander heftig befehden, aber ansonsten eine Art Waschfrauen sind, die ihr schmutzig Wäsch vor aller Augen waschen; und dann ist es gut; beleidigen oder kränken thun sie jedoch keine Nachbarn, sondern nehmen ruhig einen Fußtritt oder zwei hin und sagen, sie hätten selbsten schuld, daß sie die Fußtritte einheimseten.

Erklärete mir der Feldobrist, daß zwar itzo kein Krieg wäre, sondern Fried und herzliche Freundschaft zwischen Schlampampias Völker und denen Nachbarn. Allein es hätten sich die Nachbarn ausbedungen, daß sie zum Nutz und Frommen der Schlampampier diese beaufsichtigen und regieren müßten.

Fragte ich, ob denn hier kein Obrigkeit wär? Sagt er, es wär wohl eine da, aber sie wär nur eine Hilfsobrigkeit oder Büttel (wie es bei uns in Dofland heißet), und sie müßte alles thun, was die fremden Obristen ihr aufgeben; und die Obristen so hier in der Herberg wohneten, ließen sich jeden Morgen von den schlampampischen Rät die Stiefel putzen, weil die es so gut vermöchten; sei doch mancher unter ihnen ein Schuster von Profession.

Indem kam grad einer von den fremden Obristen die Stiegen herab; verneigte sich mein General gar ehrfürchtig und demütiglich; verneigte auch ich mich demütig; denn ich sah, daß der fremde Obrist, so ein Zipfelkäpplein auf dem Haupte trug, mit einer Reitpeitsche herumfuchelte. Und dachte ich bei mir: Duck dich, Kalabok, sonst kriegest du etwas auf dein Wams.

Als der fremde Kriegsherr herausgetreten und in einem Stankwagen davongesauset, kam mein Obrist, so in Demut erstorben, wieder zu sich, lobete mich und sagte, ich hätte recht gethan, daß ich mich verneiget; sonst hätt ich wohl etwas mit der Peitschen besehen.

Darauf wies er mir noch etliche andere Herbergen, wo keine fremden Kriegsvölker eingeleget waren. Gab mir auch den guten Rat, beizeiten meine Goldfüchs blinken zu lassen; so würde ich wohl ein Herberg finden.

Sprach bei mehreren Gasthöfen vor; war aber alles voll, von den Kellern bis an den Dachstuben.

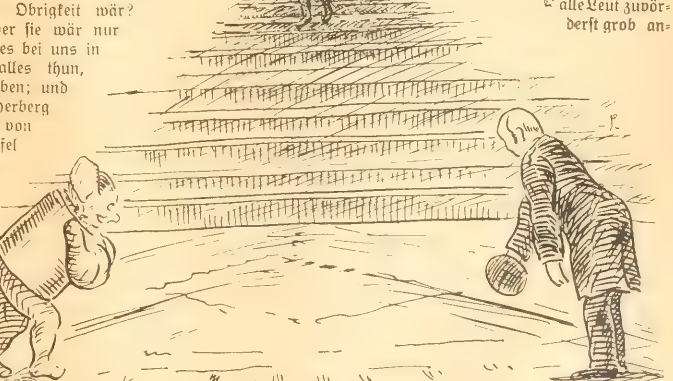
Endlich fand ich eines, da sollt ich in einer Badewanne schlafen; hätt dies Plätzlein gewißlich nicht verschmähet, wenn nicht im selbigen Raum auch ein Nachtstuhl sich gefunden hätt; das mocht meine Nasen nicht leiden; also hob ich mich wieder von hinnen.

Lief in die Gaststuben, auf die Straßen und Markt und in die Palläst und Burgen; konnt kein Quartier finden. Sagte mir endlich ein Gaststubendiener in der Stuben, wo ich zum Mittag speisete, es wären Ämter in Pleiteria sowohl wie im ganzen Land eingericht. Und mit Hilf und Wissen eben dieser Ämter könnt man ein Quartier vielleicht finden.

Wies er mir die Stelle, wo solch ein Amt war; trollte ich mich.

Da stunden schon in langen Reihen, wie die Gäns im Herbst, die Menschen, welche alle ein Quartier haben wollten. Mußt ich mich als der Letzte anstellen und warten, bis ich der Erste würd. Endlich ward ich der Erst; und fragte man mich, was mein Begehr wär.

Als ich sagt, ich vermöcht kein Herberg zu finden, ließ man mich hart an, dieweil dies überhaupt in Schlampampia Brauch, alle Leut zuvörderst grob an-



„Indem kam grad einer von den fremden Obristen die Stiegen herab . . .“

zufahren, damit sie nicht unbescheiden sind. Erst wenn sie merken, daß ein Landfremder vor ihnen steht, sind sie freundlicher, insonderheit die Frauensmenscher, wie ich nachmals bemerket habe.

Darauf sagt ich, ich wär ein fremder Reisender, ausgesandt, um das Land Schlampampia und seine herrlichen Bräuch zu erforschen, und bät demütig um ein Plätzlein, da ich mein müd Haupt niederlegen könnt.

Forschte man mich aus die kreuz und quer, wie alt ich denn wär? Ob ich auch verheurat sei? Wes Standes ich sei? Ob ich wohl Kinder hätt?

Schrieb all dies in ein groß Register ein; und glaubt ich, nun würd ich schon ein Herberg oder Quartier bekommen und freuete mich.

Da rief man schon den, der nach mir stund, und sagte zu mir, es wär nun gut, nun wär ich eingetragen und könnt gehen.

Fragt ich: Wohin denn? Und wo mein Quartier belegen?

Lachte der Schreiber und sagte, er sähe nun wohl, daß ich aus Dofland sei. Ich wär eingetragen und möcht nächstes Jahr wieder vorsprechen, vielleicht hätten sie dann ein Quartier für mich; könnt aber auch gut sein, daß sie keines hätten; und ich möcht mich nur trollen, sie hätten anderes zu thun, als sich Geschichten mit tumbe Leut zu erzählen.

Schlich ich traurig von dannen. Irrete wieder auf der Straßen; wußt auch nicht, was ich beginnen sollt, denn es wurd schon dunkel. Dacht ich, ich wollt ein Theatrum oder Spektakel aufsuchen, ob ich dort vielleicht ein weniges schlafen könnt. Fragte einen, der an mir vorüberging, wo hier die Theatra wären. Antwortete er, ich müßt an die Ecken gehen und mir die runden Säulen, die dort gleichsam wie Bäum aus dem Boden schießen, anschauen. Dort würd alles bekanntgegeben, also auch die Theatra.

Fand auch bald eine von den bemeldten Säulen. Die war über und über mit Zetteln und bunten Schildereien bedecket, daß mir schier schwindlich ward, und zufürderst ich nichts erkennen konnt. Da waren Männer abgeschildert ohne Köpf und Frauen ohne Bein; grüne Teuffeln und rote Teuffeln und böse Drachen. Und schauten die meisten aus, als ob sie zu Walpurgis führen und wollten das teufflische Fest mitmachen.

Da ich mich nun erkundigte bei einem, so neben mir stund, was dies bedeute, erfuhr ich, daß die Schlampampier gar lustige Leut seien und es lieben, zu tanzen und zu springen, ob es auch gleich zum Blocksberg ginge; und dies werde durch die bunten Schildereien angezeiget.

Fragt ich, was denn die vielen roten Zetteln anzeigeten, so unter jenen bunten Schildereien angeklebt wären; sintemal auf jedem eine große Zahl oder Geldsumme verzeichnet wär. Sagte er mir, das wären Belohnungen für solche, so nicht arbeiten könnten oder wollten. Verwundert ich mich darob, daß eine so großgünstige Obrigkeit in Schlampampia regieret. Las auch etliche von diesen Zetteln oder Zeitungen durch. Da sah ich denn, daß man mich nicht recht berichtet, sondern sein





Spiel mit mir getrieben, dieweil diese Belohnungen ausgesetzet waren von solchen, die etwas verloren hatten und nicht wiederfinden konnten; insonderheit von solchen, die durch Spitzbuben und Beutelabschneider beraubet und ihr Eigen zurück haben wollten.

Müssen doch gar große und gewaltige Springinsfelde und Erzschelme in Schlampampia ihr säuberlich Handwerk treiben; denn da war vielerlei angezeiget, als da sind: Stankwagen, Pferd und Wagen, dort ein köstlich Pelzschauben; hier ein gülden Kettlein und Kleider; dort wieder ein gantz Faß Bier; hier gar ein ganz Warenlager von Kleidern und Pelzen.

Nahm ich mir vor, gut auf mein Sack mit den Flüglein und auf mein Schatullen zu achten; dacht auch bei mir: Wenn's so weitergeht, werden die Schlampampier einander wohl noch die Nasen und Ohren und endlich auch die Köpf stehlen.

Nachdem ich nun die Zettel alle durchstudieret (es waren ihrer dreißig oder mehr), fand ich auch gar klein und unscheinbar die Bekanntmachungen, welche anzeigen, was für Theatra geöffnet und was darin für Spiel getrieben.

Als ich mich jedoch aufmachte, gab es sich, daß alle Theatra schon über und über voll Volks waren; und konnt ich kein Plätzlein mehr erwischen; müssen doch die Schlampampier recht vergnügte Leut sein, daß sie also auf die Theatra laufen.

Nun wußt ich nicht, was sollt ich in meiner Kläglichkeit beginnen und wohin mein müd Haupt hinbergen.

Irrte ich weiter umher in den dunklen Gassen, indem ich verhoffte, durch einen guten Glücksfall noch ein Nest zu finden.

Trat von ohngefähr ein Mann an mich heran und fragte mich: Was ich so allein meines Wegs ziehe und warum so traurig! Ich sei wohl ein Fremder und in Pleiteria unbekannt.

Antwortete ich: Ja, ich sei ein Fremder, der kein Unterschlupf finden könnte.

Lachte der Mann und sagte: Das käme davon, daß die Schlampampier so arg wütig aufs heuraten seien und auf das Reisen. Und wär wohl jedes Rattenloch besetzt und keinerlei Hoffnung, ein Kämmerlein zu finden. Aber ich sollt ihm nur vertrauen, er wird mich an eine Stätte bringen, wo eitel Lust und Fröhlichkeit herrschet; da würd ich wohl die Augen aufspreitzen und der Müdigkeit vergessen.

War darob hertzlich froh und vertrauete seiner Führung.

Alsbald schritt er mit mir zu einem großen dunklen Haus; da stund schon ein anderer Mann und fragte: Wohin des Wegs und welche Losung?

Sagte mein Kumpan: Schimborasso; was soviel als ein Feldgeschrei bedeuten mochte, denn der Wächter freute sich und ließ uns passieren.

Gelangeten wir über etliche Höf und Stiegen in ein absonderlich fürnehmes Kabinett; da saßen Mannsleut und Frauenzimmer um einen Tisch herum und hatten von denen schlampampischen Geldzetteln vor sich liegen. Und befand sich einer unter ihnen, so mir der Oberste zu sein schien, denn er hatte die mehrsten Zettel vor sich liegen und hantierte an einer seltsamen Maschine und drehete sie.

Fragte er mich, ob ich nicht auch Lust hätt, ein Spielchen zu machen und meine Geldzetteln zu riskieren; könnt leicht sein, daß dies zu meinem Glück ausschlüg.

Sagt ich: Ich hätt noch keine schlampampischen Zettel bei mir, dieweil ich noch frisch im Lande Schlampampia wär; aber er möcht mir vergönnen, mich ein weniges aufs breite Lotterbette zu legen und auszuruhen.

Fuhr der Oberste auf und schrie mich an: So ich kein Geld hätt, was ich denn hier wollte? Ich möcht mich packen.

Hätt ich gern einen Goldfuchsen hervorgezogen, um ihn zu besänftigen. Allein der, so mich hereingeführet, packte mich gleich bei den Ohren und zerrte mich heraus und schalt: Trolle dich, du Sau! Hättest du nicht gleich dein Maul aufsperren können und sagen, daß du kein Geld hast. So hab ich mir die Müh umsonst gemacht.

Und gab mir der Mann einen Backenstreich und stäupete mich und stieß mich heraus auf die Straßen.... Und sagte, ich wär zu nichts nütz, als daß man mich aufhenkete; auch wolle er mich, weil ich ein Betrüger sei, der Polizei übergeben.

Als ich aber in meiner Angst schrie wie ein Hirschen zur Brunstzeit, ließ er ab von mir.

So stund ich wieder allein und merkete wohl, daß man in Schlampampia nicht nur organisiert, sondern auch mit Geldzetteln wohlversehen sein muß, auf daß man kein Ärgernis erreget.

Gab ich es schier auf, ein Obdach zu finden, und setzete mich auf eine Stiegen; und stürzten mir die Tränen aus den Augen, sintemal ich so verlassen im fremden Land war. Wußte nicht ein noch aus in meiner Not.

Da fiel mir jener Park oder Wald ein, in welchem ich des Morgens früh angelandet; stund auf und lenkte meine Schritte dorthin. Kam in den Wald, spazierete auf einen dunklen Pfad; nahm die Flüglein aus dem Sack, damit ich sie mir hinten aufschnallete, dieweil es so kühl worden war.

Grad wollt ich mich niedersetzen, da kamen zwei Mannsleut mir entgegen und riefen mich an: Woher des Wegs?

Es waren aber Waldfischer und Erzdiebe, denn kaum stund ich, da fielen sie über mich her, zauseten mich an den Ohren, zogen vom Leder und wischten über mich her. Da schrie ich gar erbärmlich, lief etliche Schritt, riß mich los für ein paar Augenblick und fleuchte empor, dieweil ich glücklicherweis meine Flüglein aufgeschnallet hatt.

Hörte noch, wie sie riefen: Sehet, da fliegt er; es ist kein Mensch, sondern eine Eulen!

Dacht ich bei mir: Ein Glück, daß du eine Eulen bist, und schwebete hoch über Pleiteria. Sahe eine hohe Säulen leuchten, mit einem Gitterkorb und einem güldenen Flügelmenschen oder Englein; fuhr drauf zu, ließ mich dorten nieder; kroch in den Gitterkorb und duckte mich; es war dies aber, wie ich späterhin erfuhr, eine Siegessäulen, zum Andenken erbauet dessen, daß die Schlampampier sich selbst besiegeten und bekriegeten.

Auf dieser Siegessäulen entschlief ich. —

(Fortsetzung folgt.)

Von Wilhelm Raabe und den Seinen.

Zum zehnten Todestag des Dichters, 15. November.

Von Franz Braun.



Du deutsches Gewissen! So rief man an Wilhelm Raabes Grabe dem heimgegangenen Dichter nach. Ist mit Raabe das deutsche Gewissen ganz eingeschlafen? Hat es sich nicht von den letzten Julitagen 1914 bis ins Jahr 1916, 1917 hinein mächtig geregt? Hat es nicht an Aisne, Marne, Somme, Maas todesmutige, treue Wacht gehalten, bis der Verrat der Landesfeinde hinter der Front ihm die Waffen zerbrach? Wer findet die Lösung des Rätsels, das unseres Volkes Schicksal, unseres Volkes Seele dem Betrachter immer wieder aufgibt? Raabe selbst hat wie wenige andere die Geheimnisse der deutschen Art erforscht und erkannt; wie wenige andere hat er für deutsches Glück und deutsche Größe geglüht, aber gerade weil er sein Volk liebte, hat er ihm bitter gegrollt, als es sich unwert dessen zeigte, was die Helden von 1813/1815 und von 1870/71 ihm erkämpft hatten; was ein halb Jahrtausend deutscher Menschheit erträumt und ersehnt hatte; was dem Dichter des „Ans Werk, ans Werk" stets als das Heiligste und Höchste und Kostbarste auf dieser Erde erschienen war. Mit schweren Sorgen sah Raabe schon bei Bismarcks letzten Kämpfen gegen die Verständnislosigkeit und Böswilligkeit und Undeutschheit einer neuen Zeit in die Zukunft. Ihm, der die Schillerfeier von 1859 mit so hoffnungsvollen Dichtungen begrüßt und in andächtiger Begeisterung den Rednern der Nationalvereinstagung in Koburg 1860 gelauscht hatte, mußte mit „Ingrimm und Ekel" erleben, wie die beginnende Verwahrlosung und Verluderung, Streberei und Byzantinerei, Emporkömmlingswirtschaft und Neuerungswut, Pöbelei und Geldgier der deutschen Eiche die Wurzeln zerfraßen. Bei diesem „Hindurchwürgen" durch die „Dreckseligkeit dieses edeln deutschen Volkes" hätte Raabe die ätzendsten Satiren schreiben müssen, wenn er nicht so arm an Galle gewesen wäre und ein so großes, warmes Herz gehabt hätte, das schließlich in allem Schmerz und Zorn doch immer dieses dumme, ungeratene, verirrte Kind — genannt deutsches Volk — noch zärtlich lieben mußte. Raabe war das deutsche Gewissen, Raabe war aber auch die deutsche Liebe. Rosegger schrieb mit Recht zu Raabes siebenzigstem Geburtstag: „Drei große Dinge hast du deinem Volke gelehrt: den Glauben an das Gute, die Liebe zu den Menschen, die Treue zur Heimat."

Es könnte verwunderlich scheinen, daß ein solcher Dichter nicht einen einzigen großen Erfolg aufzuweisen hatte und noch in seinem letzten Lebensjahr klagen mußte, daß die große Leserwelt niemals viel von ihm habe wissen wollen. „Ich habe eben kein Glück, weder in meinem Volk (außer den Besten) noch im Buchhandel gehabt. Inwiefern ich selber daran schuld gewesen bin, weiß ich recht wohl." Wenn ein Franzose das innerste französische, ein Engländer das innerste englische Wesen so gekannt und beschrieben hätte wie Raabe das deutsche, wie würden denen ihre Völker mit Jauchzen zugefallen sein — so bemerkte Raabe selbst einmal —, aber die Deutschen wollen ja von dem, was sie selbst haben, nichts wissen und „sich selbst will das deutsche Volk nie"! Wie konnte ein Volk, das seine Kepler, Schiller, Mozart, Schubert, Kleist und so viele andere Große ganz oder halb verhungern ließ und die feilsten und flachsten, kitschigsten und vor allem undeutschesten Gecken stets zu protzigen Millionären aufpäppelte, wie konnte dies auserwählte Volk der politischen wie künstlerischen Urteilslosigkeit einen Raabe in Mode bringen, der selbst eingesteht, daß er es seinen Lesern nicht leicht gemacht hat? Raabe, der so ganz aus dem Innersten heraus seine Welt aufbaute, konnte nur auf Gäste rechnen, die mit wahlverwandten Seelen sich in den engen Gassen und stillen Winkeln dieser Welt einzuspinnen vermochten und die dabei genügend Flügelschwung hatten, aus Nippenburg und Bumsdorf, aus Krähenfelde und der Kröppelstraße hinaufzufliegen durch die oft wunderlichen Raabe-Nebel zu den ewigen Raabe-Sternen. Um da mitzukommen, braucht man viel guten Willen und man braucht vor allem einen deutschen Kopf und ein deutsches Herz — man muß, kurz gesagt, selbst ein kleiner Raabe sein. Und damit hapert's bei neunundneunzig von hundert Zeitgenossen, die verzweifelt wenig Ähnlichkeit mit den Deutschen haben, die Jean Paul und die Jean-Pauliaden in Massenauflage verschlangen. Der wahre Raabetag wird erst anbrechen, wenn die Sonne der heutigen Modegrößen im literarischen und theatralischen Großbetrieb längst untergegangen ist.

„Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei... Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum. Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird, in dieser wechselnden, lärmvollen Welt voll falschen Heldentums, falschen Glücks und unechter Schönheit."

Ich gehöre jetzt allmählich zu den buntesten alten Hunden in der deutschen Literatur, bemerkte Raabe in seiner Spätzeit, und man kann sich denken, daß die Leute damals, als Raabe in seiner Frühzeit die Eigenheit seiner Art stärker zu zeigen begann, ähnlich von ihm sprachen wie die Nachbarn des Steinhofs vom Just Everstein der „alten Nester": „Düt is 'nen ganz verrückten Minschen." Wurde es schon schwer, das Raabesche Erzählen an sich zu verstehen, so machten der tiefsinnige Humor (der so wenig zum lauten Lachen bot) und die Weltanschauung und Heilslehre des Ethikers und das altmodische Deutsch des Historikers Raabe erst recht Kopfzerbrechen. Als Raabe sich menschlich schon zahlreiche Freunde und Liebe und Verehrung in weiten Kreisen erworben hatte, blieb er dichterisch noch ein Rätsel.

In der glücklichen Stuttgarter Zeit gehörte Raabe dem Sonntags-Kränzchen an und kam in freundschaftliche Beziehungen zu Johann Georg Fischer, dem trefflichen Lyriker, zu Notter, Carl Müller, Georg Scherer, Ferdinand Freiligrath, Albert Dulk, Feodor Löwe, Feodor Wehl, Heinrich von Rustige, Friedrich Karl Schubert, dem Böhmen Moritz Hartmann usw. Zu den Gästen gehörte da auch Friedrich Theodor Vischer, Ludwig Pfau, Friedrich Bodenstedt und Berthold Auerbach. Außerhalb des Kränzchens standen Otto Müller, Edmund Hoefer und vor allem Wilhelm Jensen, der dem Hause Raabe ganz besonders lieb und vertraut wurde. Hier entstanden Meisterwerke, wie z. B. der Hungerpastor, Abu Telfan und der Schüdderump; wir finden aber nicht, daß diese Dichtungen von den meisten dieser geistig so hochstehenden Männern der Stuttgarter literarischen Gesellschaft in ihrem wahren Werte erkannt seien. Man muß es lebhaft beklagen, daß Raabe niemals mit Eduard Mörike in Berührung gekommen ist — aber Mörike war eben damals schon schwer zugänglich und machte bekanntlich sogar seinen nächsten Angehörigen das Zusammenleben nicht leicht. Raabe seinerseits liebte „den trefflichen Mann und wundervollen Poeten" im großen Schwaben; und man müßte glauben, daß auch der Dichter des Hutzelmännleins und der Bodensee-Idylle Freude gehabt haben würde an dem Walten und Gestalten der realistischen Romantik und des romantischen Realismus' Raabes; daß er über dem nordsüdlich Trennenden das innerlichst deutsche Gemeinsame erkannt haben würde, das ihn mit Raabe zusammenschließt. Freilich war in Mörike trotz seiner Neigung zu Mystik, zu Symbolismus und Spuk das Goethesche, das Plastisch-Runde, das Farbige und die Musik stärker als in dem niedersächsischen Träumer. Mörike paßt doch mehr zu Gottfried Keller, dem großen Gegenbilde Raabes. Doch hat sich Raabe dem Alemannischen niemals so fremd gefühlt, und Karl Spitteler, der heute so weit von uns Geschiedene, fand sich in Raabes Gesellschaft wie zu Hause. „Das ist gerade so — rief er bei seinem Besuch im Februar 1909 —, als säße ich mal wieder an Gottfried Kellers Tisch."

In Braunschweig war Raabe bald der Mittelpunkt der „ehrlichen Kleiderseller" geworden. Diese Gilde stammt freilich schon aus der Zeit, da die Braunschweiger zur Feier des tausendsten Geburtstages ihrer Stadt ein Museum anlegen wollten und nun mit großem Eifer alte — geschichtlich oder künstlerisch — wertvolle Sachen zu sammeln und aufzuspeichern anfingen; nach Art der Trödler, der „Kleiderseller". Kaum war Raabe aus dem Schwabenlande in die Heimat zurückgekehrt, trat er der ehrsamen Zunft bei und ist ihr treu geblieben in allen Wandlungen, die sie durchzumachen hatte. An glanzvollen Namen konnte sich der Braunschweiger Kreis mit dem Stuttgarter nicht messen. Man hätte aber doch meinen sollen, daß diese so schriftgelehrten, kunstsinnigen Tafelgenossen vom „Gieseler", vom „Wurste-Bartels", vom „Grünen Jäger", vom „Großen Weghaus" Lessingschen Gedenkens — die Hänselmann, Steinway, Abeken, Stegmann, Kirchenpauer usw. — dem Landsmann in seiner ausgesprochen norddeutschen Art mehr Verständnis für die hohen und reifen Werke der Braunschweiger Zeit entgegenbringen würden. Indessen Wilhelm Brandes, der heutige Veteran und Großmeister der Kleiderseller, gesteht, daß damals die allermeisten Gildegenossen es ablehnten, über den „Hungerpastor" hinaus dem heimischen Ruhmesmann zu folgen. Man liebte und bewunderte den edlen, prachtvollen Kernmenschen Raabe, hielt aber seine Erzählungen überwiegend für ziemlich unverdauliche Speise. Von Raabes historischer Sofaecke sang man: „Stets thront er hier: bald graue Sphinx — Ob Rätseleiern brütend — Bald als Prophete rechts und links — Mit Paradoxen wütend." Als Raabe einmal in einer seiner eigentümlichen Federzeichnungen die ganze Kleidersellerschaft auf dem Marsch zur Waldschenke — mit allerlei phantastischen und sinnbildlichen Zutaten — dargestellt hatte, sagte man von diesem kostbaren „neuen Hundertguldenblatt":

> „Es ist von Tiefsinn allerhand
> Gestrichen voll bis an den Rand.
> Doch wie das mal bei Raabe geht,
> Daß nicht der Zehnte ihn versteht."

Doch wenn die guten Gesellen auch oft nicht verstanden, was Raabe in seine Dichtungen hineingeheimnist hatte, der Geist der Kleiderseller war doch ganz Raabescher Geist, und sie sangen mit voller Überzeugung: „Niemand zuleide noch zulieb — Doch was wir sind und haben — Was uns an Kraft und Weihe blieb — Das hängt an Wilhelm Raaben." Als am 13. September 1881 die Gilde den fünfzigsten Geburtstag Raabes feierte, las er seine berühmte Rede vor — eine der wenigen, zu denen er sich aufgeschwungen hat. „Wir haben in uns alles, was es möglich macht, dann und wann einen gesunden Atemzug zu tun. Und rundum sind Nägel genug an der Wand vorhanden, um jedwede Kappe daran aufzuhängen. Unter uns hat keiner vor dem anderen etwas voraus. Was gelten uns Jahre? Kennen wir nicht! Wir sind alle eines Alters! — Schöne, höfliche, löbliche Eigenschaften? Wir wissen alle, wo uns der alte Adam zu enge ist und stellenweise aus den Nähten geht. Was gehen uns Amt und Würden an? Wir sind alle des nämlichen Ranges und wissen uns allesamt mit demselben buntscheckigen Fell überzogen. Geld tut es gar nicht unter uns! Wir sind die Leute, die frei durchgehen durch die Philisterwelt . . ." Zwanzig Jahre später konnte Raabe dies Kleiderseller Glaubensbekenntnis wiederholen: „So waren wir, so sind wir, so bleiben wir!"

Die Absetzung des „Ich, des dunkeln Despoten", die Befreiung vom Alltags- und Gesellschafts-Ich, vom kleinen und engen Ich überhaupt — führt uns diese Seller-Lehre nicht aus dem Winkel etwaiger Vereinshuberei und Stammtischelei hinaus, auf die Straße bergauf, auf die Höhe der Erkenntnis, daß gerade das am höchsten entwickelte Ich seine Beseligung und Verklärung in der Hingabe an ein noch Höheres, in der Auflösung, im Eingehen ins Ewige findet? Raabe war nicht nur ein Freund Schopenhauers, sondern auch ein Jünger des großen Görlitzer Schusters. Die Seele der wahren Raabe-Helden und vor allem der Heldinnen und Heiligen unseres Frauenlob findet allerdings das „Reich Gottes" in sich bereits hier — trotz allen Gassendunstes und allen Tränennebels dieser armseligen, schlimmen Welt, in der die „Kanaille" immer triumphiert; was will aber das Prahlen dieser Kanaille gegen die selige Ruhe des von aller Selbstzucht befreiten, ganz der Liebe geweihten Gemüts? Gewiß konnten und wollten nicht alle Sellerbrüder mitwandern bis zum letzten Ziel Raabes — genug, daß Raabe immer der Wegweiser blieb.

Diese Ethik Raabes mußte den meisten fremden Besuchern des Seller-Kreises und der Wein-Ecke bei Herbst weniger vertraut sein als den Gildegenossen. Dafür hatten aber die Gäste oft ein reiferes Verständnis für den Künstler Raabe, als es manche der Braunschweiger Mitbürger aufbringen konnten. Und die Zahl dieser Zureisenden mehrte sich; besonders nach Raabes siebzigstem Geburtstage. Es seien hier noch genannt Liliencron, Hans Hoffmann, Gustav Falke, Börries v. Münchhausen, Heinrich Hart, Julius Lohmeyer, Adolf Stern, Ludwig Ganghofer, Otto Ernst, Eduard Hanslick, Hans Herrig, Carl Busse, Hermann Allmers, Zahn, Frenssen, Paul Keller usw. — auch das Ewigweibliche stellte sich ein; z. B. Klara Viebig, Gabriele Reuter, Anna Ritter.

Um die alte Überlieferung zu pflegen, bildete sich bald nach des Dichters Tode eine „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes", die heute sich weit über die deutschen Lande verbreitet hat, deren Vorort aber natürlich Braunschweig mit Wolfenbüttel ist, und die — samt ihren außerordentlich wertvollen „Mitteilungen" — im Raabe-Geiste behütet wird von den alten Getreuen; an ihrer Spitze Prof. Dr. Wilhelm Brandes, der uns ja auch so liebenswürdige, lebensvolle und literargeschichtlich wichtige Erinnerungen an Raabe und die Glanzzeit der Kleiderseller geschenkt hat.



Gesamtansicht der Badischen Anilin- und Sodafabrik, Ludwigshafen a. Rhein.

Königin Kohle.

Von Geh. Regierungsrat Max Geitel

ie Macht des schwarzen Diamanten, die unser materielles Leben völlig und hiermit auch unser ideelles Leben wesentlich beherrscht und die Grundursache des jetzigen Kampfes um die Sozialisierung der Kohlenwirtschaft bildet, ist von weitblickenden Geistern bereits zu einer Zeit vorgeahnt, als der Kohlenverbrauch sich noch in seinen Anfängen befand, und die Dampfmaschine, zugleich die stärkste Förderin und Verbraucherin der „auf Flaschen gezogenen Sonnenstrahlen", am Beginn ihres Aufstiegs stand.

Ihre Herrschergewalt über die heutige menschliche Gesellschaft teilt die Kohle mit dem Eisen. Beide sind ohne einander nicht denkbar, beide sind voneinander durchaus abhängig.

Die ersten der Bedeutung von Kohle und Eisen gewidmeten Äußerungen weitblickender Zeitgenossen stammen naturgemäß aus England, dem Mutterlande der Kohle und der praktisch brauchbaren Dampfmaschine. Vom Eisen sagt der Geschichtschreiber Edward Gibbon (geb. 1737, gest. 1794): „It has been observed with ingenuity, and not without truth, that the command of Iron soon gives a nation the command of Gold", und Robert Stephenson, der Begründer des Eisenbrückenbaus, Sohn des Erbauers der ersten leistungsfähigen Lokomotive, hat das Wort geprägt: „Iron is our true civilisation." Einer der hervorragendsten Kenner der Entwicklung des Kohlenbergbaues der Erde, der Engländer Buddle, hat die Bedeutung der englischen Steinkohle im Jahre 1830 mit den Worten zum Ausdruck gebracht: „Englands Reichtum ist die Kohle", und dreißig Jahre später hat W. Fordyce in seiner dem Kaiser Napoleon III. gewidmeten Geschichte der Kohle die wohlüberlegte Behauptung aufgestellt, daß England ein schlechtes Geschäft machen würde, wenn es seine Kohlenflöze gegen eine gleich große Masse Gold führenden Sandes austauschen würde.

In „Dichtung und Wahrheit" berichtet Goethe, wie er gelegentlich eines während seines Straßburger Aufenthalts unternommenen Ausflugs, in das Interesse der Berggegenden eingeweiht, in ihm die Lust zu ökonomischen und technischen Betrachtungen erregt wurde, welche ihn während eines großen Teils seines Lebens beschäftigt haben. So besuchte er denn auch die reichen Duttweiler Steinkohlengruben, von deren „brennendem Berge" er gehört hatte, und machte hier die Bekanntschaft des „Kohlenphilosophen — „Philosophus per ignem" — Stauf. Dieser gehörte nach Goethes Ansicht unter die Chemiker jener Zeit, die bei einem innigen Gefühl dessen, was mit Naturprodukten alles zu leisten wäre, sich in abstrusen Betrachtungen von Kleinigkeiten und Nebensachen gefielen und bei unzulänglichen Kenntnissen nicht fertig genug das zu leisten verstanden, woraus eigentlich ökonomischer und merkantilistischer Vorteil zu ziehen ist. Dieses Urteil scheint nicht ganz zutreffend zu sein, denn Stauf verfügte, wie Goethe berichtet, über eine zusammenhängende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeschwefelt und zum Gebrauch für die Eisenwerke tauglich gemacht wurden. Auch wollte dieser zugleich Öl und Harz gewinnen und sogar den Ruß nicht unbenutzt lassen. Stauf strebte also offenbar zielbewußt schon eine Gewinnung der Nebenprodukte an, wie sie inzwischen bei allen Kohlengruben zur Einführung gelangt ist. Goethe hat die damals gewonnenen bergbaulichen Anregungen später in seiner amtlichen Eigenschaft als Leiter der Weimarschen Bergwerkskommission praktisch verwertet, und so erscheint es denn begreiflich, daß er dem im Jahre 1819 entstandenen geognostischen Lehrgedicht John Scafes „King Coal" ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte. Dieses Gedicht zerfiel in drei Teile, deren ersten, wie Eckermann berichtet, Goethe am 18. Mai 1821 einer bei ihm versammelten Abendgesellschaft in einer improvisierten Übersetzung mit so vielem Geist, Erfindungskraft und guter Laune vortrug, daß jede Einzelheit so lebendig vor Augen trat, als wäre alles seine eigene im Moment entstehende Erfindung. Dieser erste Teil des Scafeschen Gedichtes war betitelt: „King Coals Levee, or geological etiquette" und schildert, wie der König „Kohle", um seiner Gemahlin Pyrites zu gefallen, die sämtlichen Gebirgsarten von Wallis und England durch ein gebieterisches Erdbeben zusammenruft. Die verschiedenen Gebirgsarten treten in ihrer der höfischen Etikette King Coals angepaßten Rangordnung in den Audienzsaal, der von glimmergeschmückten Wänden ein blendendes Gaslicht zurückwirft: der Herzog Granit, der Marquis Schiefer, die Gräfin Porphyr, der Graf Terpentin, der Viscount Syenit, Sir Lorenz Urkalk, Lady Marmor usw. Goethe hat diesem Gedicht dann noch eine aus dem Jahre 1829 stammende Besprechung gewidmet, die in den „Nachgelassenen Werken", 1. Abteilung, Band 10 der Weimarer Ausgabe enthalten ist; und er hat hier darauf hingewiesen, daß das „durchaus muntere und glücklich humoristische Gedicht", das, was jedermann wissen sollte, unter die Menge bringe und verdiene, näher gekannt zu sein. Auch hat er in Erwägung gezogen, sein großes Schmerzenskind, die Farbenlehre, ebenfalls in die Form eines Lehrgedichtes zu bringen.

Von England aus hat die Kohle ihre Herrschaft in raschem Siegeszuge auf die übrigen Völker der Erde ausgedehnt, und

KÖNIG

der Weltkrieg hat überall mit besonderem Nachdruck zum Bewußtsein gebracht, was diese Herrschaft bedeutet. Alle die Schwierigkeiten, unter deren Druck unser wirtschaftliches Leben heute leidet, sind wesentlich die Folgen des Kohlenmangels. In der Jetztzeit ist, wie Geheimrat Klöckner in der unlängst abgehaltenen Generalversammlung des Hasper Eisen- und Stahlwerks ausführte Kohle Trumpf! Derjenige, der die Kohle beherrscht, hat die Mitwelt in der Gewalt, um ein neuzeitliches Kraftwort zu gebrauchen: an der Gurgel.

Die Kohle ist uns die Spenderin von Wärme, Licht und Kraft, sie meistert Raum und Zeit und liefert zahllose für unser Dasein unentbehrliche industrielle Erzeugnisse. Ohne die Kohle wäre die Industrie aller Kulturstaaten ihrer Grundlage beraubt, einschließlich der Elektrotechnik, die den elektrischen Funken, die „Weltseele" Goethes, meistert und uns die „weiße Kohle" liefert. Auch sie wäre ohne die Kohle nicht imstande gewesen, sich zu der jetzigen Höhe ihrer Leistungsfähigkeit emporzuschwingen.

Am unmittelbarsten und überzeugendsten wird der Allgemeinheit die überwältigende Bedeutung der Kohle als Spenderin der Wärme zum Bewußtsein gebracht. Am eigenen Leibe fühlen wir täglich und stündlich die Folgen des Kohlenmangels. Nach Dr. Gotthard Würfel beträgt der Nutzeffekt bei gleichem Gewicht bei Holz 100 bis 120, bei Holzkohle 200, bei Torf 100 bis 180, bei Braunkohle 130 bis 220, bei Steinkohle 230 bis 285, bei Koks 200 bis 230. Ein Kilogramm beste Braunkohle hat mehr als zweimal soviel Heizkraft als ein Kilogramm mitteltrockenes Holz, ein Kilogramm Steinkohle aber etwa zweieinhalbmal soviel. Der verhältnismäßig billigste Brennstoff ist die Braunkohle, denn für einen Pfennig (letzter Friedenspreis) erhält man 4500 Wärmeeinheiten, bei der Steinkohle für denselben Preis 2570, bei Koks 2000, beim mitteltrockenen Holz 1080, beim Roherdöl 990, beim Petroleum 425, beim Benzin 395 und beim Spiritus 311. Der Preis von 1000 Wärmeeinheiten beträgt für diese Stoffe in derselben Reihenfolge 0,23; 0,39; 0,5; 0,93; 1,1; 2,37; 2,55; 3,22 — also eine abfallende und eine ansteigende Progression.

Die Menschheit steht dauernd im Zeichen des mit gewaltigem Schwunge sich steigernden Lichthungers. Dr.-Ing. Siegel führt in seinem im Jahre 1917 erschienenen Buche „Der Verkauf elektrischer Arbeit" aus, daß in Deutschland das Lichtbedürfnis, wenn man die pro Kopf der Bevölkerung abgegebenen Kerzenstunden als Maßstab annimmt, im Zeitraum von etwa fünfundzwanzig Jahren um das Zwölffache gewachsen ist. Hierbei ist nicht berücksichtigt, daß außer durch Gas und



Gemälde von Hans Baluschek

KOHLE



...er Bahnhof.

Phot. Hermann [illegible]



elektrisches Licht auch noch durch andere künstliche Lichtquellen, wie Spiritus-Glühlicht, Azetylen u. a. m., nicht unbeträchtliche Lichtmengen erzeugt werden. Der Leuchtgasverbrauch stieg in Deutschland in den Jahren 1891 bis 1913 von 450 Millionen Kubikmeter auf 1100 Millionen, die Zahl der Leuchtgas-Kerzenstunden pro Kopf der Bevölkerung von 900 auf 18 300 und die Zahl der Gesamt-Kerzenstunden (Gas und elektrisches Licht) pro Kopf von 2890 auf 33 000. Da diese Zahlen insofern ein unvollkommenes Bild des tatsächlichen Bedarfs an künstlicher Beleuchtung geben, als sie Durchschnittszahlen darstellen, d. h. für einzelne Gebiete zu hohe, für andere zu niedrige Werte angeben, so bringt Dr.-Ing. Siegel noch für einzelne deutsche Städte berechnete entsprechende Angaben. Hiernach stieg von 1898 bis 1912 das Lichtbedürfnis in Breslau um 370 Prozent, in München um 274 Prozent, in Leipzig um 263 Prozent, in Halle um 249 Prozent, in Königsberg um 306 Prozent.

Die von den deutschen Gasanstalten jährlich verbrauchte Kohlenmenge beläuft sich auf etwa 10 Millionen Tonnen. Einen ungefähren Anhalt für die Beurteilung der in den Gaswerken unserer Großstädte angelegten Werte bieten die einschlägigen Berichte der Magistrate. Hiernach belief sich beispielsweise am 31. März 1917 der Anlagewert der gesamten Anlagen der Gaswerke der Stadt Berlin auf über 203 Millionen Mark. Im Jahre 1916 wurden 310 650 000 Kubikmeter Gas abgegeben, zu deren Erzeugung 966 395 Tonnen Kohle erforderlich waren. Zur Zeit des stärksten Betriebes waren in den Berliner städtischen Gasbereitungsanstalten im ganzen 7911 Arbeiter beschäftigt.

Die Ursachen der überraschenden Zunahme des Lichtbedürfnisses sind verschiedener Art: eine große Anzahl neuzeitlicher Betriebe wird durch die Nachtzeit nicht unterbrochen, und die wachsende Schönheit und Stärke des Lichtes hat eine weitgehende, häufig übertriebene Lichtverwendung zur Folge gehabt.

Auch das Verlangen nach K r a f t hat sich mit der Zunahme der Wertschätzung mechanischer Arbeitskraft gewaltig gesteigert. Wie Dr. Siegel in seinem von uns angezogenen Werke mitteilt, hat sich in Deutschland von 1891 bis 1913 der Kohlenverbrauch zu Kraftzwecken von 26 Millionen Tonnen auf 66 Millionen gesteigert. Dr. Helfferich macht in seinem Buche „Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913" über die Zunahme der Verwendung der Dampfkraft in Deutschland folgende Angaben: Im gesamten Reichsgebiet wurden im



1. Retortenhof der Tegeler Gasanstalt.

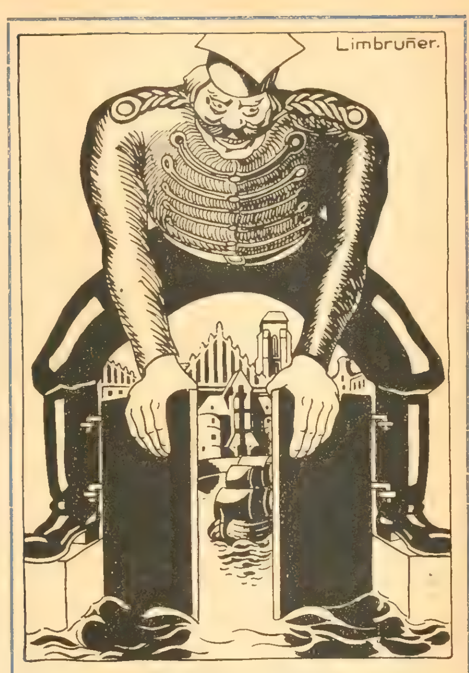
2. Hochofenanlage der Kruppschen Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen.

Jahre 1907 124 000 Dampfmaschinen mit einer Leistungsfähigkeit von 7 587 000 Pferdestärken und einer tatsächlich ausgeübten Leistung von 5 185 000 Pferdestärken festgestellt. Da man die effektive Leistung einer maschinellen Pferdekraft ungefähr der physischen Arbeitsleistung von zehn Menschen gleichsetzen kann, so entsprechen die im Jahre 1907 tatsächlich ausgeübten Leistungen der deutschen Dampfmaschinen der Arbeitsleistung von rund 52 Millionen Menschen, und die Vermehrung der tatsächlich ausgeübten Dampfmaschinen-Pferdestärken von 1895 bis 1907 ist einer Vermehrung von rund 28 Millionen menschlicher Arbeitskräfte gleichzusetzen. Nun betrug die erwerbstätige Bevölkerung Deutschlands im Jahre 1895 18,5 Millionen, im Jahre 1907 24,6 Millionen. Demnach kam im Jahre 1895 auf jede erwerbstätige Person nicht viel mehr als je ein durch Dampfmaschinen dargestelltes Äquivalent menschlicher Arbeitskraft. Während aber von 1895 bis 1907 sich die erwerbstätigen Personen um 5,7 Millionen vermehrten, erfuhren die Pferdekräfte der deutschen Dampfmaschinen einen Zuwachs von 2 800 000, so daß im Jahre 1907 auf je eine erwerbstätige Person etwas mehr als zwei durch Dampfkraft, also durch Kohle dargestellte Arbeitsäquivalente entfielen. Als Beispiel einer neuzeitlichen Kraftgewinnungsanlage nennen wir das Kraftwerk Golpa, das jährlich 30 Millionen Hektoliter, täglich 7000 Tonnen Braunkohle verbrennt und unter anderem den Berliner städtischen Elektrizitätswerken auf einer 128,7 Kilometer langen Leitung elektrischen Strom liefert.

An erster Stelle der von der Kohle abhängigen Industrien steht die Eisenindustrie. So belief sich z.B. im Jahre 1912 der jährliche Verbrauch der Kruppschen Werke auf 2½ Millionen Tonnen Kohle, wovon auf die Essener Gußstahlfabrik 900 000 Tonnen entfielen. Die deutsche Roheisenerzeugung, die im Jahre 1913 rund 19 300 000 Tonnen betrug, sank, wesentlich unter dem verderblichen Einfluß der Kohlennot, im Jahre 1919 auf rund 5 700 000 Tonnen herab.

Was von der Eisenindustrie im besonderen Maße gilt, trifft noch für alle übrigen Zweige industrieller Tätigkeit sowie für den Verkehr in mehr oder minder erheblichem Maße zu. Eine Industrie im heutigen Sinne ist ohne Kohle nicht denkbar, und ein Verkehr ohne Kohle würde uns in die Zeit der Postkutsche zurückversetzen. Bezüglich des Verkehrs beschränken wir uns auf die Feststellung der Tatsache, daß die deutschen Eisenbahnen vor dem Weltkriege ein Zehntel der gesamten Kohlenförderung beanspruchten, und daß beispielsweise der Kohlenverbrauch der Schiffe des Norddeutschen Lloyd im Jahre 1913 sich auf rund 1 800 000 Tonnen im Werte von rund 31 000 000 Mark belief.

Eine ganz besonders ergiebige Befruchtung erfuhr die chemische Industrie durch die Kohle. Hier entstanden zahlreiche neue, bisher ungeahnte, hochwertige Erzeugnisse durch die Verwertung der aus dem Steinkohlenteer gewonnenen Kohlenstoffverbindungen. Die Teerfarbstoffe, Anilin, Alizerin, Indigo und wie sie sich sonst benennen, haben die früher benutzten natürlichen Farbstoffe durchaus in den Hintergrund gerückt und eine vollständige Umwälzung des Welthandels herbeigeführt. Das Sacharin schließt sich ihnen als Süßstoff von höchster Wirkung an; es folgen Heilmittel, Riechstoffe und alle die synthetischen Stoffe, die uns von dem Bezuge der einschlägigen Naturprodukte unabhängig machen. Diese mannigfaltige Industrie besitzt ihre jetzige eigentliche Heimatstätte bei uns in Deutschland, wenngleich sie ursprünglich in England entstanden und in Frankreich weiter ausgebildet ist. Die Farbwerke Meister Lucius & Brüning in Höchst a. M., die Badische Anilin- und Soda-Fabrik in Ludwigshafen a. Rhein, die Farbenfabriken vormals Friedrich Bayer Co. in Elberfeld, die Aktiengesellschaft für Anilinfabrikation zu Berlin und viele andere haben die Führung in der Weltfabrikation, die sich in etwa siebzig Fabriken vollzieht. Im Jahre 1912 betrug allein die Menge des aus Deutschland ausgeführten Indigos 24 811 Tonnen. Die Ausfuhr der chemischen Industrie Deutschlands hatte einen Wert von 280 595 000 M. im Jahre 1892; dieser Wert stieg nach Verlauf eines Jahrzehnts im Jahre 1902 auf 420 348 000 M. und wuchs nach abermals zehn Jahren im Jahre 1912 auf 926 088 000 M. an. Es hieße nun aber, den Wert der Herrschaft der Kohle einseitig beurteilen, wollte man deren Segnungen nur nach Geld und Geldeswert bemessen, denn unter ihrem Schutze vollzog sich die vom nationalen Standpunkte als überaus erfreulich zu bezeichnende Umwandlung Deutschlands zu einem Lande, das nicht nur seinen eigenen Landeskindern,



Der Koloß von Danzig.

sondern auch zahlreichen Einwanderern Nahrung zu bieten vermag. Unter der zunehmenden Herrschaft der Kohle bildeten sich in Deutschland weite mächtig emporstrebende Industriegebiete. Hier fanden Tausende fleißiger Staatsbürger, die in früheren Jahren dem Vaterlande den Rücken kehren mußten, lohnende Beschäftigung. Die Auswanderung, die unserem Vaterlande in den Jahren 1881 bis 1890 1 342 000 Seelen entführte, sank infolge der durch die Kohle vermehrten Existenzmöglichkeit in dem Jahrzehnt 1901—1910 auf 220 000 und betrug, wie Dr. Helfferich in seinem von uns zitierten Buche mitteilt, im Jahre 1912 nur noch 18 500.

Die günstige Wirkung der schnell wachsenden Herrschaft der Kohle machte sich dann noch weiter dahin vorteilhaft bemerkbar, daß seit der Mitte der neunziger Jahre die Zahl der nach Deutschland eingewanderten Personen die der deutschen Auswanderer übertraf. Deutschland war also aus der Zahl der Auswandererländer ausgeschieden und zu einem Lande geworden, das das Ziel der Einwanderung bildete. Sprechende Beispiele für die durch die vermehrte Existenzmöglichkeit verursachte Zunahme der Bevölkerung deutschen Industriegebietes liefern die Städte Bochum und Gelsenkirchen im Zentrum des westfälischen Kohlenbergbaus. Erstere vermehrte seit dem Jahre 1870 ihre Einwohnerzahl um das Zehnfache, letztere um das Zwanzigfache.

Die vorstehend geschilderten erfreulichen Verhältnisse gehören der Zeit vor dem Weltkriege an, und inzwischen hat sich jener Wandel vollzogen, der unseren Blick in die Zukunft umnachtet. Trotzdem ist ein Rückblick auf das, was unsere Technik und Industrie im Reiche der Königin Kohle geleistet und errungen haben, geeignet, uns mit begründeter Hoffnung zu erfüllen. Möge unserem schwergeprüften Volke nunmehr endlich die Möglichkeit gegeben werden, ohne äußere und innere Störung die großartigen Erfolge weiterzuführen, die es in langer Friedensarbeit unter weiser Benutzung seiner Kohlenschätze errungen hat und um die uns das Ausland eifersüchtig beneidete.

Von Park- und Waldfriedhöfen.

Von Hanns Martin Elster.



Schon vor dem Kriege begann langsam ein ernsteres Interesse für die Fragen der Friedhofskunst in das größere Publikum einzudringen. Man war sich klar darüber geworden, daß der häßliche Eindruck unserer Friedhöfe, die, nach alter Art in geometrischem Grundriß angelegt, nur eine Baum- und schattenlose Steinwüste bilden, von großer Gefahr für das religiöse Gemütsempfinden unseres Volkes war, und man suchte Abhilfe zu schaffen, indem man die Fehlerquellen aufdeckte und bei neuen Anlagen zu beseitigen bestrebt war. Die Soldatenfriedhöfe im Felde haben dann in oft überraschend schöner Weise enthüllt, wie stark entwickelt schon die Friedhofskunst ist.

Die alte Anlageart geht von den Friedhöfen aus, die im Mittelalter um die Kirchen in den durch Befestigungen eingeengten Städten angeordnet wurden; sie waren ohne Ausdehnungsmöglichkeit, weshalb ihr Gelände nach jeder Richtung hin ausgenutzt wurde. Das führte zu der geometrischen Einteilung, zu der Reihenanordnung. Diese wurde nun auf die modernen Friedhofsanlagen ohne Änderung übertragen und noch dadurch verschlechtert, daß die Städte bei ihrem schnellen Anwachsen im 19. Jahrhundert das Friedhofsgelände bedeutend vergrößern und vor die Tore ins freie Feld verlegen mußten, dabei herrschten allein praktische, materiell-finanzielle Grundsätze; der zu Begräbniszwecken erworbene Grund und Boden wurde aufs äußerste ausgenutzt, und es blieb kein Platz für verschönernde Anpflanzungen. Wir alle kennen die Trostlosigkeit solcher Friedhöfe.

Dagegen schritt zuerst Amerika ein; dort dehnen sich jetzt die Friedhöfe unmittelbar an den Grenzen der großen Städte stundenweit als große Volksparke aus und sind eine Stätte der Erholung für jedermann. Diese Parkanlage erwies sich mit ihrem Ausbau nach hygienischen, ethischen und ästhetischen Gesichtspunkten für die Großstädte als die einzig fruchtbare; aus ihren Grundlagen entwickelte sich dann der Gedanke der Waldfriedhöfe, der landschaftlichen Friedhöfe überhaupt.

Hamburg war zusammen mit Bremen, dessen Friedhof nicht so berühmt geworden ist, die erste deutsche Großstadt, die sich 1876-77 die amerikanischen Erfahrungen zu eigen machte und zwölf Kilometer vor seinen Toren einen Zentralfriedhof durch den genialen Friedhofsdirektor N. Cordes in Ohlsdorf anlegen ließ. Düsseldorf (1883), Köln und andere Städte folgten. Und seit 1904 haben wir durch Baurat W. Graessel in München einen Waldfriedhof, der den Gedanken der parkartigen Anlage ins Landschaftliche, das von der Natur Gegebene, erweiterte. Die landschaftliche Anlageart, als Park oder als Wald, hat durchaus als die Form der zukünftigen Friedhöfe zu gelten. Sie vermeidet die Fehler der alten Anlagen, dient der Volkshygiene, hebt den Friedhof als Ganzes ästhetisch auf eine höhere Stufe und führt zu einem harmonischen Gesamteindruck von ethischer Bedeutung. Allerdings haben beide Friedhöfe — in Hamburg wie in München — den Nachteil, daß sie weit draußen — dort 12 Kilometer, hier 6 Kilometer entfernt — vor der Stadt liegen. Aber die Preise des Grund und Bodens machen diese Entfernung von der Peripherie der Großstädte notwendig. Beide Friedhöfe arbeiten aber trotzdem ohne Zuschüsse, was bei dem Berliner Parkfriedhof in Friedrichsfelde nicht der Fall ist.

Der Gedanke, der der parkartigen Anlage Richtung und Form gibt, ist, schon bei dem ersten Ausbau alles für eine möglichst leichte und billige Umwandlung in einen reinen Park vorzusehen. Auch in der Benutzungszeit soll der Gesamteindruck schon durchaus der eines großen Parkes sein, „durch die dem Terrain sich anschmiegenden unregelmäßigen Wegezüge, die zweckmäßig verteilten Pflanzenmassen, die von vornherein das Gerippe der späteren Gehölzgruppen darstellen, durch die Einführung landschaftlich malerischer Elemente (Bilder), und damit auch die Verdeckung der eigentlichen Gräberfelder durch Pflanzung, ferner durch die regelmäßigen Anlageteile in der Umgebung der hauptsächlichen Gebäude, wie Kapellen und dergleichen, die in günstiger Weise meist sich mit bevorzugten Anlageteilen für Erb- und andere hervorragende Begräbnisstätten in Verbindung bringen lassen", wie Hans Pietzner, ein Fachmann auf dem Gebiete landschaftlicher Friedhöfe sagt. Terrain, das an sich schon landschaftliche Schönheiten bietet, eignet sich natürlich besser als ebenes, flaches Feld.

Aus dem Vergleich mit der alten, regelmäßigen Anlage ergeben sich einige Bedenken finanzieller wie idealer Natur; sie werden aber aufgehoben durch die größeren Vorteile, die ein Parkfriedhof bietet. Wenn ein Drittel bis ein Fünftel des Gesamtreals bei der neuen Anlage zu Begräbnisplätzen ungenutzt bleibt, so geht doch die ungenutzte Fläche nicht verloren: sie ist es, die mit ihren gärtnerischen Anpflanzungen, mit ihrem Blumen- und Bäumeschmuck die ideellen Werte des Friedhofs bedeutend steigert, den Besuchern jene ruhige, edle Stimmung verleiht, die uns in alten Parken zu überkommen pflegt; es ist gar nicht vonnöten, daß dieser Ausfall an Fläche durch eine mir im höchsten Grade widerstrebende Doppelbelegung der Gräber schon nach 30 bis 50 Jahren aufgehoben werde, sondern es kann auch bei den Reihengräbern eine längere Frist eingehalten werden, da der vermehrte Ankauf von Familiengräbern in schöner Anlage den Ausfall deckt.

Auf einen wichtigen Einwand weist schon die Forderung eines schwäbischen Stadtrates hin, daß man sich in einem Parkfriedhofe angenehm ergehen können solle, ohne immer an den Tod erinnert zu werden. Das führt dazu, den Hauptzweck nur so nebenher zu verfolgen, und wäre Versuchung zu heuchlerischer Profanation. Man muß daran festhalten: ein Parkfriedhof ist ein Friedhof in parkartiger Form, nicht aber mit parkartiger Benutzung! Wie schon jetzt jeder auf den Friedhöfen wandeln kann, so auch künftig auf den Parkfriedhöfen, die darum aber nicht die Mängel des Parkes an sich mit ihren Besuchern erhalten. Ihr Hauptzweck ist und bleibt der Ruheplatz der Dahingeschiedenen, und erst, wenn der Friedhof nicht mehr als Beerdigungsstätte benutzt wird, soll eine allmähliche Umwandlung in einen öffentlichen Park erfolgen, der darum aber doch die Weihe und Stimmung eines Friedhofes behält, wie das jeder Besucher des alten Weimarer Friedhofes weiß, der auch als Park behandelt wird und doch keiner Profanation ausgesetzt ist. Durch die auf den Friedhöfen Wandelnden fühlen sich viele Leidtragende in ihrer Andacht gestört, in ihrem Schmerzgefühl bloßgestellt: auch hier bietet der Parkfriedhof gerade einen reicheren Schutz als die alte regelmäßige Anlage, denn wenn auch die Zahl der Besucher zunimmt, fallen diese doch nicht so auf, weil der Parkfriedhof ja bedeutend größeren Umfang hat und die Anpflanzungen ungeheuer viel mehr Gelegenheit bieten, die neuen Gräber, die Leidtragenden den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen.

Etwas anderes ist es, ob jedermann mit der Einschränkung seiner Freiheit in der Grabbehandlung, mit der Unterordnung des Einzelgrabes unter die Gesamtheit, einverstanden sein kann; aber auch hier stehen den individuellen Verlusten höhere Gegenwerte gegenüber. Bei der Unterordnung des Einzelgrabes unter die Gesamtheit handelt es sich besonders um das Reihengrab, das auf einem Normalfriedhof 50 v. H. Raum einnimmt, während die Familien- und Erb-(Kauf-)gräber nur 20 v. H. beanspruchen. Die Beisetzung in Reihengräbern geschieht nun so, „daß in eine Reihe stets zwei Särge zu stehen kommen, mit den Kopfenden gegeneinander". Diese Beerdigungsart wird im allgemeinen angewandt bei den Gräbern, die umsonst abgegeben werden, und läßt sich leider nicht beseitigen, da sie außerordentlich praktisch ist; bei großer Ausdehnung gewähren diese geradlinigen Reihen einen trostlosen Anblick, wie auf dem Kölner Nordfriedhof, wo jedes einzelne

Grab Hügel- und Kastenform behielt, um die Täuschung, daß jedes ein Einzelgrab sei, ganz durchzuführen, weil diese Täuschung den Angehörigen lieb war. In Hamburg hat man nun den alles zerstörenden Eindruck der engen Hügelanhäufung — in der Regel hat jeder Hügel noch seine besondere Umrahmung und sein Miniaturgärtchen — dadurch aufzuheben gesucht, daß man die besondere Umrahmung verbot. Dadurch wurde der Eindruck eines Reihengräberfeldes schon bedeutend ruhiger und edler, und was der einzelne an Herrschaft aufgab, erhielt er wieder an reiner Stimmung. Zur einheitlichen Harmonie führte aber erst die Behandlung wie in München und zum Teil in Berlin: nicht jedes Grab für sich, sondern jede Gräberreihe als Gesamtheit, als Beet, das mit Rasen und mit Blumen bepflanzt ist. Dadurch begibt sich der einzelne seiner Selbständigkeit, was zu Widerspruch geführt hat. Daher wird in Berlin jetzt wieder jedes einzelne Grab kenntlich gemacht und abgetrennt, wenn man es wünscht. Eine Einheit zwischen individuellem und sozialem Machtbereich ist hier schwer zu erzielen, es bleibt nichts übrig, als immer wieder auf die durch die Einschränkung des Individuellen erzeugten höheren Gegenwerte für die Gesamtheit hinzuweisen und sonst jedem Freiheit zu lassen, sich entweder den Bestimmungen der Parkfriedhöfe und Waldfriedhöfe anzupassen oder auf einem zweiten Friedhof nach alter Art den Ruheplatz für den Toten zu suchen. Abschaffung der Hügel und Einfriedigungen, Aufstellung der Denkmäler auf fortlaufender Rasenfläche und Einteilung des großen Gräberfeldes in kleinere kann allein den Eindruck der Reihengräber zu einem befriedigenden gestalten.

Das sind schon Gedanken, die Baurat Graessel bei seinem Münchener Waldfriedhofe anwandte. Graessel ging davon aus, daß gegen eine möglichst weitgehende Anpflanzung, um die unschöne Wirkung großer Gräberfelder zu vermeiden, nichts einzuwenden sei; aber die parkartige Anlage führe zu allzu großer Ausdehnung und zur Profanation, indem man den Zweck der Anlage verberge, die großen Gräberfelder hinter Pflanzungen verstecke, hinter denen dann das alte Chaos herrsche. Am besten sei, schon vorhandene Anpflanzungen zu nutzen. Besonders zweckmäßig sei der Nadelwald, der den ersten Eindruck steigere und das ganze Jahr hindurch sich gleichbleibe. Bei der eigentlichen Anlage zerlegt Graessel nun den Gesamtfriedhof in kleinere, für das Auge übersehbare „Unterfriedhöfe" durch Hecken und Baumanpflanzungen. In diesen Unterabteilungen werden die Gräber wieder gruppenweise zusammengefaßt und im übrigen nur in fortlaufende Rasenflächen eingedeckt. Jeder Einzelfriedhof oder „Unterfriedhof" wird dann nach Grabmalform und Pflanzenschmuck einheitlich behandelt. Auch Graessel beseitigt die Reihengräber nicht; er hebt nur ihre Mängel auf, indem er die Reihen möglichst kürzt, sie durch niedrige Denkmäler, durch die Verpflegung der Gräber von seiten der Friedhofsverwaltung, soweit notwendig, durch Verbot von besonderen Einfriedigungen und durch eine einheitliche Rasendecke zu einem übersichtlichen Ganzen zusammenschließt, so daß er sie nicht durch Anpflanzungen zu verstecken gezwungen ist. Aber auch die Familien-, die Kaufgräber kann er in Reihen anordnen, sie kommen zu guter Wirkung, weil er sie nicht nahe aneinanderrückt, die Denkmäler nur in gegenseitiger Rücksichtnahme zuläßt und den Hintergrund durch reichliche Anpflanzungen abschließt; der Grabhügel hat nur niedrige Höhe, wo er nicht ganz entfällt, und bleibt ohne besondere Einfriedigung, bevorzugt wird auch hier die einheitliche Rasendecke. Eine Stadt, die über keinen nahen Wald verfügt, wird ja stets die Parkanlage wählen müssen.

Von großer Wichtigkeit für den einheitlichen Eindruck des Ganzen sind auch die Gebäude: Kapellen, Leichenhallen, Wirtschafts- und Verwaltungshäuser usw., sie müssen derselben ernsten Stimmung dienen und sich unter Veranschaulichung ihres Zweckes in ihre Umgebung widerspruchslos einfügen. Es ist durchaus nicht dasselbe, ob ich solche Gebäude im Walde oder in einem Parke oder an einem großstädtischen Platze zu errichten habe, und während hier die Monumentalität mehr wirken kann, ist dort größte Schlichtheit geboten. Ebensolche Vorsicht und Rücksicht auf das Ganze ist bei der Einfriedung des ganzen Friedhofs vonnöten: zumeist wird der Sicherheit wegen eine Mauer errichtet werden müssen, die dann angemessen be- und umpflanzt werden muß, aber auch einfache Holzgatter, Hecken, Schmiedegitter genügen bisweilen.

Aus dem einheitlichen Zusammenschluß der Einzelgräber entsteht der harmonische Gesamteindruck; schon deshalb bedürfen die Einzelgräber besonderer Aufmerksamkeit; aber hier ist die Leitung schwierig, da sich der Besitzer des Grabes selten dreinreden läßt. Graessel hat 1907 allgemein gültige Grundsätze zusammengestellt, die man in seiner Dürerbundschrift über die Park- und Waldfriedhöfe nachlesen kann.

Eine Fülle neuer, reformatorischer Gedanken, die insgesamt praktisch sind, strömt uns aus den Plänen und Vorschriften der Park- und Waldfriedhöfe entgegen. Zusammen mit der besonders ästhetisch bildenden Arbeit für schöne Grabdenkmäler, worin namentlich die von Dr. v. Grolmann geleitete Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst Großes erreicht hat, streben alle diese Bemühungen darauf hin, der Stätte unserer Toten in jeder Hinsicht einen vollkommenen Ausdruck, eine schöne Form zu geben, die auch das Empfinden des einzelnen nicht verletzt. Freilich muß der einzelne zu seinem Teile auch am Gelingen des Ganzen beitragen, für ihn ist ja das Ganze errichtet, und er soll es nutzen. Hoffen wir, daß die erfreuliche Aufwärtsentwicklung unserer Friedhöfe anhält, damit die Güter des Herzens, des Gemütes, der Gesinnung, die eigentliche Kultur auf dem Ruheplatz unserer Toten eine bleibende Stätte erhalten.

Der Geist des Bürgermeisters von Cork.



Macbeth-Lloyd George: „Hinweg! Aus meinen Augen! Laß die Erde dich verbergen!"
(Macbeth III, 4)

Der kaiserliche Hof und das Haus „Am Hof".

Die letzten Frauen des Hauses Habsburg und die päpstliche Nunziatur.

Von Sigmund Münz, Wien.



In seinem Buche „Meine Erlebnisse" berührt Erzberger auch die Gerüchte betreffend den großen politischen Einfluß, den Kaiserin Zita und ihre Mutter, die Herzogin von Parma, besessen hätten. Hieß es ja vielfach, der schwache Kaiser Karl wäre ganz unter dem Pantoffel dieser Frauen gestanden. Dazu bemerkt Erzberger: „Der politische Einfluß der Damen des Hauses Parma wird gewaltig übertrieben. . . Es gehört überhaupt in das Gebiet des politischen Aberglaubens, wenn immer wieder behauptet wird, daß das Haus Parma-Braganza die österreichische Politik geleitet oder nur wesentlich beeinflußt hätte." So ganz zutreffend scheint uns diese Behauptung nicht zu sein. Das Haus Parma hat ohne Zweifel Einfluß genommen auf die berüchtigte Angelegenheit der Mission des Prinzen Sixtus, aus der die Kontroverse zwischen Czernin und Clemenceau zum Schaden des Kaisers und zur Rechtfertigung des französischen Tigers hervorgehen sollte. Freilich mehr noch als das Haus Parma scheint das Haus Braganza einflußreich gewesen zu sein. Mehr als die Herzogin von Parma, die eine geborene Braganza war, ihre Schwester Maria Theresia, und niemand war von dem Ehrgeize der letzteren überzeugter als die deutsche Botschaft in Wien. Der Zusammenhang zwischen den Frauen des Habsburger Hofes und der Klerisei verdient eine Beleuchtung und mag wohl einigermaßen die Aufstellungen Erzbergers ergänzen, wenn nicht gar berichtigen.

An einem Hofe, an dem der Klerus eine Rolle spielt, sind naturgemäß auch die Frauen mächtig. In den ersten Jahrzehnten des Kaisers Franz Josef war es seine Mutter, die bayerische Prinzessin Sophie, die im Bunde mit dem Kardinal-Erzbischof Rauscher von Wien den Kaiser für die Kirche bearbeitete. Kaiserin Elisabeth zeigte weniger Neigung für das ultramontane Rom als vielmehr für das romantisch-ritterliche Madjarentum mit seinen liberalen Tendenzen.

Aber so reich auch an Frauen das Kaiserhaus war, so war diejenige, die bei Franz Josefs Tode als die älteste zurückblieb, auch die bedeutendste. Wir meinen des neuen Kaisers Stiefgroßmutter Maria Theresia. Bedeutend nicht etwa im höchsten geistigen oder moralischen oder politischen Sinne, sondern eher als Gesamterscheinung und durch den Einfluß, den ihr rastloser Ehrgeiz anstrebte. Eine Infantin von Portugal, zeigte sie ein leibliches und seelisches Profil, das in eine romanische Vergangenheit sich zu verlieren schien, in der eine wilde, durch seine Erziehung gebändigte Erotik nach außen als brünstige Glaubensstärke und barmherziges Walten sich zu erkennen gab. Hinter einer romgeweihten spanischen Wand spielten Intrigen, Protektionen, Geschäfte. In wilden Sprüngen kreiste und rollte ihr lateinisches Blut, und kaum nahm dies der Fernstehende wahr, den der Adel ihrer Gesichtszüge, das Hoheitsvolle ihres Auftretens anzog, ihre einladende Liebenswürdigkeit, vereint mit gemessener Sicherheit, die Reife der alternden, durch eine feine Lebenskunst ausgeglichenen Frau. Ihr Ehrgeiz zersplitterte sich nach allen Richtungen und sollte wohl einigen Ersatz bieten für das Unbefriedigte einer Ehe mit einem uninteressanten, gutmütigen weibisch frommen Mann, wie es des alten Kaisers Bruder Karl Ludwig war, der sie nach zweimaliger Witwerschaft als dritte Frau zum Traualtar geführt hatte. Mit dem Augenblicke, als dieser durch den Tod des Kronprinzen Rudolf in die Stelle des Thronfolgers rückte, konnte der Ehrgeiz seiner Gemahlin Maria Theresia sichtbarer nach außen hin sich austoben, zumal ja Kaiserin Elisabeth selbst nunmehr auf jede Betätigung verzichtete, die sie mit der Welt in Berührung brachte. Doch schon nach wenigen Jahren war die Erzherzogin selbst Witwe. Die vierzigjährige schöne Frau, Stiefmutter Franz Ferdinands, des neuen Thronfolgers, doch ohne allzu großen Einfluß auf den jungen Mann in reifen Jahren, verbarg ihre Unbefriedigtheit würdevoll genug hinter dem Witwenschleier, aber in dem Krater ihrer Gefühle glühte die lateinische Lava fort, die das spanische Hofzeremoniell nur dem zu verbergen vermochte, der nicht in den Seelen las. Von einer morganatischen Ehe mit einem Grafen Cavriani, die sie hätte schließen wollen, ward viel gesprochen, aber sie zog es vor, sie nicht formell zu schließen. So blieb sie weiter einflußreich, und von Tag zu Tag mehr.



Erzherzogin Maria Theresia von Österreich.

Der starke Ehrgeiz einer Frau ist nicht immer hold ihrem Erzieherberufe. Die Söhne des Erzherzogs aus dessen zweiter Ehe hatte die Stiefmutter wenig gefördert. Entartete waren sie alle drei. Sie hatte eben zu sehr das Bedürfnis empfunden, ihr eigenes Leben zu leben. Ihre eigenen zwei Töchter traten zurück hinter ihr, wenn auch die ältere, Maria Annunziata, nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth als des Thronfolgers Franz Ferdinand Schwester zur ersten Frau des Hofes aufgerückt war. Äbtissin des adeligen Damenstiftes auf dem Prager Hradschin, war sie später, als Österreich für Albanien einen katholischen Fürsten in der Person des verwitweten Herzogs von Urach — Schützling auch Erzbergers, des Vielgeschäftigen und Allerweltsfreundes — in Aussicht genommen hatte, in der Berechnung der ehrgeizigen Mutter als Fürstin von Albanien eingestellt. Doch der katholische Fürst scheiterte an Italiens Widerstand, das besorgte, des Vatikans lange Hand könnte alsdann bis an die von der Adria bespülten Berge Albaniens reichen, und die ihm bestimmte Prinzessin blieb unvermählt, blieb Äbtissin auf dem Hradschin, so lange Thomas Masaryk nicht die Nachfolge Seiner apostolischen Majestät, des Königs von Böhmen, angetreten hatte.

Das ganze Erzhaus und insbesondere Erzherzogin Maria Theresia und ihre Schwester, die Herzogin von Parma, Mutter der letzten Kaiserin Zita, waren in innigster Fühlung

mit der päpstlichen Nunziatur. Nicht selten wurden die Geschicke Österreichs bei Hof und „Am Hof"* entschieden. Der kaiserliche Hof und das päpstliche Haus „Am Hof" standen in guten Beziehungen. Das graue Haus „Am Hof", über dem die von den Schlüsseln Petri gekreuzte Tiara prangte — das Haus, eine Schenkung des Grafen Althann an die Kurie aus dem siebzehnten Jahrhundert —, war bis in das zwanzigste Jahrhundert hinein der Sitz des päpstlichen Nunzius. Ein recht ungemütliches, schmuckloses Gebäude, das von Feuchtigkeit starrte und wo die Ratten und der Schimmelpilz ein Stelldichein sich gaben. Dieses Haus ward zur Stätte der Verschwörung gegen den Staat, sobald dieser der Kirche nicht zu Gesichte stand. Hier wieder fand der Staat seine regste Hilfe, wenn er bereit war, der Kirche zu Gebote zu sein. Hierher spann sich die goldene Brücke vom Thron zum Altar. Kein Vergehen des Thrones, dem der Altar nicht schützende Zuflucht geboten hätte. Längst hatte der Papst mit dem Ketzerkönig von Italien gebrochen, längst die Freigeisterei in Frankreich die Dämme des Kirchentums überflutet, als in Wien sowie in Madrid der Nunzius noch immer als Mittler des päpstlichen Gebots und Verbots das große Wort sprach. Er war stark durch sein Amt und doppelt stark, so er eine Persönlichkeit war. Und die Kurie war geschickt genug, sich ihre Werkzeuge im fremden Lande besser zu bestellen als dieses selbst, seine eigenen Kirchenfürsten zu wählen. In der Linken das Brevier, in der Rechten Machiavellis Buch vom Fürsten — so faßte manch ein Sendbote Seiner Heiligkeit seine Aufgabe. Und seine Helferinnen waren die Damen des Hofes und des hohen Adels. Aus dem weichen Pfühl ihrer von allen Wohllüsten gewürzten Muße, in die noch nicht das Schreckgesicht der Revolution und der sozialen Frage hineingrinste, trieb es sie zur Kirche, die ihrem unfruchtbaren Schmarotzerleben die Absolution zu erteilen aufgerufen ward. Ein Tränenkrüglein mit Lacrimae Christi, gemischt in die volle Schale ihrer Wonnen, gab diesen noch höheren Reiz. Alle Schönheit auf Erden bedarf ja eines Zugs von Herbheit. Der Balsam der Kirchensprache linderte die verwundeten Seelen, und den unverwundeten nahm er das Niederdrückende der Übersättigung. Und so spielten hier mit- und ineinander die Sutane und der Reifrock. Die trostsuchenden hohen Frauen fächelten den magischen Wohlgeruch ihrer von blühendem Fleische umsponnenen Seelen über diese im Zölibat nur dem Scheine nach verdorrten Diener der Kirche, die für den überirdischen Trost, den sie spendeten, warmes Leben zum Danke empfingen. In dieser Atmosphäre Roms lösten sich die heterogensten Idiome in die Weltsprache des Papsttums auf. Wenn aber, wie es häufig in Wien geschah, über der Nunziatur und den spanischen Damen des Hofes das gemeinsame lateinische Dach sich wölbte, so war von vornherein die romanische Art das hilfreiche Verständigungs- und Verschwörungsmittel zwischen dem Wiener Statthalter des Statthalters Christi auf Erden und dem Wiener Hofe. Und manchem dieser apostolischen Nunzien sahen die von dem Herkommen, der Erziehung und dem Geschmacke verwöhnten Damen die geringen Vergehen und Versehen gegen die Ästhetik nach, wie sie italienischen Geistlichen nicht selten anhafteten und anhaften, vom kleinen Landkuraten an bis zu manchem Kardinal. Die Neigung, etwa die Prise mit Schnupftabak in die Nase zu stopfen und das große geblumte Taschentuch zur Nase zu führen und die Sutane mit den Spuren solcher Feinschmeckerei zu bemalen. Es waren darunter aber auch weltläufige Charaktere, im Salon noch heimischer als in der Sakristei, im Whist, Ecarté und Bridge so erfahren wie in der Liturgie.

Der jeweilige Nunzius blieb in der Regel sechs Jahre bei Hofe beglaubigt, bis er den roten Hut empfing und zum Kardinal bei der Kurie vorrückte. Die Spuren seines Wirkens blieben der großen Öffentlichkeit vorenthalten. Denn er war sozusagen die Roma sotterranea im Auslande. Zu wirken aus unterirdischer Tiefe für überirdische Zwecke, die nicht selten irdisches Interesse, ja irdischer Tand waren, war seine Sendung. In Wien fand er den Boden besser bestellt als irgendwo, denn Österreich war in Wirklichkeit noch Kirchenstaat, als auf italienischer Erde längst mehr kein Kirchenstaat bestand. Und dabei gab es in Österreich dem Buchstaben der Verfassung nach nicht einmal eine Staatsreligion, während in Italien noch heute dem Buchstaben nach die katholische Religion Staatsreligion ist. Aber so sehr widersprach der Geist in Österreich dem Buchstaben, daß ein päpstlicher Nunzius, nunmehr Kardinal der Kurie, trotz bereits mehrjährigen Wirkens in Wien in der Vorstellung lebte, die katholische Religion wäre Staatsreligion in Österreich, und eine Äußerung solcher allerdings nur formalen Unwissenheit zu mir machte, bis ich, der Laie, mir die Freiheit nahm, den hohen Kirchenfürsten zu belehren, daß er in einem Irrtum befangen sei. Der Irrtum hätte ihm in einem ohnehin kritischen Augenblicke eine öffentliche Zurechtweisung eintragen können, nachdem seine Äußerung für die Öffentlichkeit berechnet war.



John Bull: „Gott ist mein Zeuge: Das haben wir nicht gewollt!"
Le Rire.

* Platz in der innern Stadt von Wien.

Auf der Ententeweide.



„Keine Kuh ist so weiß, daß sie nicht doch einen kleinen Flecken hätte." *„De Notenkraker"*

Ich beschützte ihn vor der unzeitgemäßen und ungenauen Veröffentlichung.

Der Kurie war es unlieb, wenn die Nunzien anders als in der Stille — sozusagen sotto mano — ihre Tätigkeit entfalteten. Solange Kaiser Franz Josef lebte, mußte der Nunzius der Person des Herrschers gegenüber sich einer gewissen Zurückhaltung befleißigen. Ja, es geschah sogar, daß der Sendbote des Papstes zweimal gegenüber der weltlichen Gewalt ins Hintertreffen kam. Der spätere Kardinal Agliardi mußte kapitulieren vor dem ungarischen Ministerpräsidenten Banffy und der spätere Kardinal Belmonte vor dem Minister des Äußern Grafen Aehrenthal. Als aber Franz Josef tot war, gab es am Hofe Karls und Zitas keinen ansehensreicheren Diplomaten als den Nunzius und nunmehrigen Kurienkardinal Valfrè di Bonzo. Es war ganz nach dem Sinne insbesondere der Familie der Kaiserin, die eine Parma war, daß der Einfluß römischer Kirchlichkeit über alle anderen Einflüsse den Sieg davontrug. Nun wagte sich der Klerikalismus in den letzten Stunden der habsburgischen Herrschaft ungescheuter als je hervor. Es bleibt dahingestellt, ob der Klerikalismus wahre Religion sei oder nicht vielmehr ein Entartungsprodukt der Religion. Die Frommen vermochten nicht mehr die Entarteten zu retten. Eine Weltkatastrophe ohnegleichen entwurzelte die einstmals mächtigste Dynastie Europas. Die Frommen mußten mit verschränkten Armen dem Untergange der Entarteten zusehen.

Unter der Lupe

Rückblick und Ausblick. Berlin hat wieder einmal eine Streikwoche hinter sich. Kaleidoskopartig folgten die Bilder aufeinander und versetzten die Berichterstatter in die verzweifelte Erkenntnis, daß dieser Fülle von sich überstürzenden Ereignissen nur der Filmoperateur gewachsen war. Zu einer humoristischen Auffassung vermochten sich diesmal die sonst dazu neigenden Berliner nicht mehr aufzuschwingen und mußten dies den Fernerstehenden in Provinz und Reich überlassen, die sich der Schadenfreude ungestört hingeben konnten. Von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde wechselten die Eindrücke, und was sich da abspielte, erinnerte an die Burleske „Das unruhige Haus", in dem „Exzentriks" ihr Wesen treiben, über Tische hinweggleiten, über Stühle radschlagen und mit allen Gebrauchsgegenständen alles mögliche vornehmen, nur nicht das, wozu sie bestimmt sind. Es krachte, rasselte, klapperte an allen Ecken und Enden, bald im Dunkel, bald im Hellen, und jedesmal, wenn das Licht aufflammte, gewahrte man die Stadtväter mit Herrn Wermuth an der Spitze in eine neue Hilflosigkeit verstrickt. Was man auch über die Nothilfe, ihre Verwendung und Nichtverwendung denken mag, so viel ist klar: am notwendigsten wäre sie dem Magistrat gewesen in seiner Verwaltungssphäre. In einer Welt, wo alles auf den Kopf gestellt wurde, gehörte es sich auch, daß das Satyrspiel dem Drama voranging, eine würdige Einleitung zur Ära des neuen Magistrats von Groß-Berlin. Sein Vorgänger, der in die Senkgrube des Terrors gefallene, braucht sich also nicht mehr in der Pracht seiner Zurichtung den Stadtkindern zum letzten Male vor-

zustellen zum Abschied. Jetzt gehört die Bühne den Männern der Tat, der roten Diktatur.

Ihrer Anhänger Werk war es, das die Blicke Deutschlands auf ihren Wirkungskreis gelenkt hat, und nachdem das Hohngelächter verstummt ist, tritt der Ernst in sein Recht. Die Hauptstadt wirkte früher bis zu einem gewissen Grade im Reiche vorbildlich. Damit ist es nunmehr, nachdem uns die Zentralisation als Frucht der Revolution verabreicht worden ist, vorbei: sie ist als hohle, madige Nuß erkannt. Mehr und mehr wird sich herausstellen: Berlin ist nicht Deutschland. Paris ist Frankreich, pflegt gesagt zu werden, aber was könnte die zahlreichen deutschen Bildungszentren, in denen sich die Eigenart der grundverschiedenen Einzelstämme ausprägte, verlocken, darauf zu verzichten, um sich Berlin anzugleichen! Was ist hier nachahmungswert? Wir haben von Teneriffa die Menschenaffen nach Spree-Athen verpflanzt, ein höchst überflüssiges Unternehmen, da wir, wie der Elektrizitätsstreik mit seiner neben ihm aufgeschwollenen Beule des Tegeler und Charlottenburger Gasstreiks gezeigt hat, mit dieser Spezies reichlich versehen sind. Die sich in den Bolschewismus zurückaffenden Berliner Terroristen haben sich so aufgeführt, daß die Stadtverwaltung ob ihrer Kopflosigkeit, Verzagtheit, ihrem Mangel an Entschlußkraft zum allgemeinen Gespött geworden war. Ihre Nachfolgerin steht jedoch den unruhstiftenden, streiklustigen Elementen sozial und politisch viel näher und besitzt in Herrn Oberbürgermeister Wermuth eine Gelenkpuppe, der man jede Haltung, von der Rückgratverrenkung vor dem großen Haufen bis zur flügelmännischen Beschwörungsgebärde mühelos geben kann. Ihm ist Groß-Berlin anvertraut, eine glückliche Fügung vielleicht: Sein Verhalten während der jüngsten Streiktage ist mustergültig an Halbheit und Unentschlossenheit; wo er den scharfen Hobel der Nothilfe ansetzen sollte, griff er zum Schwamm der Verhandlung, und die Folge davon war das allgemeine Verkehrswirrsal. „Dieser Mann ist uns ein Segen, das muß man sagen, ein wahrer Segen!" heißt es im „Wintermärchen", und wenn die Gegner der Dezentralisation dies Wort mit der Losung „Los von Berlin" verflechten, werden sie Verständnis finden. Berlin ist noch nicht Deutschland, gottlob, sonst wären wir am Ende.

*

Viel Geschrei und wenig Wolle. Die Kommunisten nennen die Mehrheitsozialisten und die Unabhängigen Reaktionäre und Rückschrittler, von anderen Kosewörten ganz zu schweigen. Als was der alte Kreuzzeitungskonservative danach zu bezeichnen wäre, ist nicht auszudenken; das muß noch erfunden werden. Es gibt in der üblichen politischen Farbenskala dafür keinen Platz; das gehört ins Gebiet der unsichtbaren, noch nicht entdeckten Farben und mag deshalb auf sich beruhen. Jedenfalls haben alle Unbeteiligten ihre Freude an der Rauferei zwischen den Brüdern, wobei allerdings vorläufig mehr Lungen- als Armkraft verbraucht und entsetzlich viel Staub aufgewirbelt wird. In diesen Staubwolken ist's schwer, die Zahl der Kämpfer abzuschätzen. Und doch würde es von Bedeutung sein, zu wissen, wieviel Kommunisten diesen Heidenlärm vollführen. Darüber können erst die Preußenwahlen Licht verbreiten. Hätte man sie nicht auf die lange Bank geschoben, so wäre das Geheimnis gelüftet, und das Herz manchen Angstmeiers befände sich etwa 40 Zentimeter höher als jetzt. Aber wer in den letzten Tagen die Augen offen hielt, bemerkte, daß das eigentliche werktätige Volk nicht mit den revolutionären Radaubrüdern ging und sich nicht durch das Getöse einschüchtern ließ. Viel Geschrei und wenig Wolle! Da wälzt sich ein scheinbar unabsehbarer Haufen heran, nach der langgestreckten Staubsäule zu urteilen, und schließlich beim Näherkommen stellt es sich heraus: Es sind nur einige Kamele gewesen, die von ein paar lärmenden Treibern in Gang gehalten wurden. Die Wahlen werden es bestätigen.

Nur keine Angst!

Der französische Journalist **Jean Herbette**, der kürzlich in Berlin war, schreibt im „Temps", das deutsche Volk erwecke gegenwärtig einen friedlichen Eindruck, weil es noch schlecht ernährt sei. Wenn es erst wieder mehr Fleisch esse, werde es auch wieder kampflustiger werden.

Wenn ich ein Eisbein hätte
Und Wurst mit Erbsenbrei,
Dann bräche ich die Kette
Der Tyrannei entzwei.

Ein Schweinskotelett belebte
Aufs neue meinen Mut,
Nach neuen Taten strebte
Mein kampfesfrohes Blut.

Würd' ich ein Schnitzel essen,
Ein Rumpsteak, ein Filet,
Kaum wäre zu ermessen,
Was dann sofort geschäh',

Indem nach Wehr und Waffen
Ich voller Blutdurst griff,
Um diese dann zu schaffen
Gleich auf ein Großkampfschiff.

Dann führ' ich auf der Havel
Ins felsche Franzenland,
Und ohne viel Geschwafel
Schöss' ich Paris in Brand.

Ich geh' euch nicht ans Leben,
Mein Mut ist längst verdrängt,
Die Waffen abgegeben,
Die Schiffe sind versenkt.

Es würde also zwecklos
Und teuer sein zudem,
Wenn ich nicht fleisch- und specklos
Mein Futter zu mir nähm'.

Nicht brauch euch zu betrüben
Teutonenkraft und -list;
Ich fresse Runkelrüben
Und bin ein Pazifist.

Franze aus Berlin.

Deutsche Karikaturen

Katzenkomödie.



„Eine deutsche Gemeinde im besetzten Gebiet hat den Töchtern des französischen Generals zwei Katzen – mit schönen Fellen – zu liefern."

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. • Verantwortlich für die Redaktion: Dr. C. Mühling, Berlin-Friedenau.

Preis 1. – Mark

20. Jahrhundert

Dokumente zur Zeitgeschichte

Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin SW 68

Nummer 38 4. Dezember 1920 2. Jahrgang

Wermuth di Berlino



Soll Deutschland in den Völkerbund eintreten?

Von Dr. E. Mühling.



Die Frage, ob Deutschland, trotzdem wenigstens eine von den Großmächten seiner Zulassung zum Völkerbunde den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt, einer etwaigen Aufforderung zum Beitritt Folge leisten oder gar seine Aufnahme selbst beantragen solle, darf nur auf Grund realpolitischer Erwägungen, nicht auf Grund von Zuneigungen oder Abneigungen entschieden oder von der Stellung der Parteien und der einzelnen zu der Idee des Völkerbundes abhängig gemacht werden. Wenn die Zugehörigkeit zum Völkerbunde nützlich für Deutschland ist, wenn der Eintritt in die Gesellschaft der Nationen seine furchtbare Lage verbessert, so muß auch der wildeste Rachepolitiker für die Aufnahme Deutschlands eintreten; und wenn unsere Lage durch solche Aufnahme verschlechtert wird, dann muß auch der sanftmütigste Pazifist sich gegen sie erklären.

Unsere Stellung in der Gesellschaft der Nationen würde selbstverständlich mit einem Schlage geändert werden, wenn sich ohne unser Zutun zwei Drittel ihrer Mitglieder dafür entschieden, Deutschland zum Eintritt in den Völkerbund aufzufordern, denn eine solche aus der Initiative anderer Mächte hervorgegangene Aufforderung würde beweisen, daß trotz des tiefen Sturzes von höchster Machthöhe Deutschland der überwiegenden Mehrheit der Mächte zur Verwirklichung des Gedankens, der der ganzen Schöpfung zugrunde liegt, unentbehrlich erscheint. Wir werden also guttun, solche Aufforderung, die nach den Reden, welche die Verhandlungen in Genf ausgelöst haben, sehr wahrscheinlich geworden ist, abzuwarten. Nun bestimmt der Artikel 1 des Statuts, daß selbst, wenn zwei Drittel der Mitglieder des Bundes sich für die Aufnahme eines Staates entschieden haben, noch eine Voraussetzung erfüllt werden muß, bevor die Zulassung erfolgt, die Voraussetzung nämlich, daß der betreffende Staat Gewähr für die Absicht gibt, seine internationalen Verpflichtungen einzuhalten und die Bundessatzungen hinsichtlich ihrer Streitkräfte und Rüstungen zu Lande, zur See und in der Luft zu erfüllen. Diese Bestimmung scheint mir einer der wichtigsten Gründe dafür zu sein, daß Frankreich, das seine Majorisierung im Völkerbund fürchtet, immer wieder durch künstliche Auslegungen des Friedensvertrages willkürlich Verletzungen feststellt. Das Statut sagt nicht — und das ist eine empfindliche Lücke — wer darüber zu entscheiden hat, ob ein Staat seine internationalen Verpflichtungen zu erfüllen beabsichtigt, ob die Behauptung einer Minderheit oder gar eines einzigen Staates genügt, um diese die Ausschließung zur Folge habende Absicht zu erhärten. Dem Geiste des Statuts nach dürfte das wohl kaum angenommen werden. Es ist vielmehr anzunehmen, daß dieselbe Mehrheit, falls ihr Beschluß auf Grund der einschränkenden Klausel beanstandet werden sollte, darüber zu entscheiden hat, ob die Beanstandung zutrifft, und es ist ferner anzunehmen, daß sie in allen Fällen zurückgewiesen werden wird, weil die Aufnahme selbst natürlich nie mit der erforderlichen Mehrheit beschlossen werden würde, wenn die genannte Voraussetzung nicht erfüllt erschiene. Daß Deutschland also auf Grund dieser einschränkenden Klausel zurückgewiesen werden könne, wenn es einmal mit einer Mehrheit von zwei Dritteln zum Eintritt aufgefordert worden ist, scheint mir vollkommen ausgeschlossen.

Wie wird sich nun Deutschlands internationale Stellung gestalten, wenn es der Aufforderung, in den Völkerbund einzutreten, Folge leistet?

Wie ein Damoklesschwert hängt über unserem Haupt die Drohung der Besetzung des Ruhrgebiets. Ich halte es für gänzlich unmöglich, daß diese Drohung noch zur Ausführung kommt, wenn Deutschland auf Grund einer Abstimmung, die eine Zweidrittelmehrheit ergibt, zu der mit Ausschluß Frankreichs alle großen Mächte gehören, in den Völkerbund aufgenommen wird. Denn sobald Deutschland Mitglied des Völkerbundes ist, wird es der Bürgschaften teilhaftig, die jedem Bundesmitgliede der Artikel 10 verleiht: Der Artikel 10 lautet: „Die Bundesmitglieder verpflichten sich, die territoriale Unversehrtheit und die gegenwärtige politische Unabhängigkeit aller Bundesmitglieder zu achten und gegen jeden Angriff von außen her zu wahren. Im Falle eines Angriffs, einer Drohung oder einer Angriffsgefahr hat der Rat auf Maßregeln Bedacht zu nehmen, die geeignet sind, die Durchführung dieser Verpflichtung zu sichern." Durch die Besetzung des Ruhrgebiets würde die territoriale Unversehrtheit Deutschlands verletzt werden. Der Völkerbund hätte also die Pflicht, sie zu verhindern, und es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die einzige Macht, die an dieser Besetzung ein Interesse hat, gegen den Willen der anderen Großmächte einen flagranten Vertragsbruch begehen würde. Der Nutzen allein, der durch die Beseitigung dieses Damoklesschwertes Deutschland erwächst, dünkt mich so groß, daß er unseren Eintritt in den Völkerbund rechtfertigen würde.

Es ist nun behauptet worden, daß bei der eigentümlichen geographischen Lage Deutschlands die Bestimmung des Artikels 16, nach der jeder Staat im Falle einer Bundesexekution die Verpflichtung hat, den Streitkräften jedes Bundesmitgliedes den Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten, die größten Gefahren für uns in sich birgt, wenn einmal eine Bundesexekution gegen Rußland beschlossen werden sollte. Ich verkenne diese Gefahren nicht, obgleich sie mir nach den Erfahrungen, welche die Entente bis jetzt in Rußland gemacht hat, in weiter Ferne zu liegen scheinen. Aber wären diese Gefahren im Falle einer Bundesexekution geringer, wenn Deutschland dem Völkerbunde nicht angehörte? Im Gegenteil, sie wären viel größer, denn der freie Durchzug würde in diesem Falle erzwungen werden, und das Verhalten von Truppen, die durch das Gebiet eines Bundesmitgliedes marschieren, wird sich in günstigem Sinne sehr wesentlich von dem Verhalten von Truppen unterscheiden, die durch das Gebiet eines Staates marschieren, der es abgelehnt hat, in den Völkerbund einzutreten. Die Gefahr des Artikels 16 ist also nicht geeignet, den großen Nutzen des Artikels 10 auch nur im geringsten zu mindern.

Freilich müssen wir durchzusetzen versuchen, daß Deutschland nicht nur in den Völkerbund, sondern in den Rat des Völkerbundes aufgenommen wird. Denn sonst würde es die einzige Großmacht sein, die ihm nicht angehörte, und der Rat hat Befugnisse, die von ungeheurer Wichtigkeit sind. Die dauernde Vertretung eines Staates im Rat kann durch einfachen Mehrheitsbeschluß der Versammlung auf Vorschlag des Rates beschlossen werden (Art. 4). Da die Bezeichnung der in den Rat aufzunehmenden Macht aus der Initiative des Rats und nicht aus der der Bundesversammlung hervorgehen muß, so verhehle ich mir nicht, daß bei der Zusammensetzung des Rates bei der Aufnahme Deutschlands in die den Bund leitende Körperschaft Schwierigkeiten zu überwinden sein werden. Aber ich glaube, daß sie zu überwinden sind, wenn Deutschland die Forderung, im Rat vertreten zu sein, nur mit dem nötigen Nachdruck erhebt. Wenn diese Forderung aber erfüllt wird, so muß die Frage des Titels von jedem Realpolitiker bejaht werden.

Landfrau und Berufsorganisation der Hausfrauen.

Von Helene Wenck-Rüggeberg.



nter allen Berufen ist die Landwirtschaft am stärksten auf die Mitarbeit der Frau eingestellt und angewiesen. Ungarn ist dasjenige Land, das die meisten weiblichen Erwerbstätigen in der Landwirtschaft mit 68,3 Prozent beschäftigt. Deutschland steht mit 48,4 Proz. an vierter Stelle, weist aber mit 4 598 986 in der Landwirtschaft hauptberuflich tätigen Frauen den übrigen Berufen gegenüber die höchste Zahl von Frauen auf. Allerdings sind in Deutschland, Österreich und Ungarn die mithelfenden Familienangehörigen in die Zahl der in der Landwirtschaft erwerbstätigen Frauen eingerechnet, während fast im ganzen Auslande nur die in Geld entlohnte Arbeit als Erwerbsarbeit statistisch erfaßt wird. In Deutschland erkennt man schon durch die Art der Zählung der in der Landwirtschaft arbeitenden Frauen an, daß ihre Arbeit eine Berufsarbeit von höchster Bedeutung ist und als solche gewertet werden muß. Die Landfrauen greifen daher im Grunde nur eine von ihnen bisher zu wenig beachtete öffentliche Tatsache auf, wenn sie ihre Interessen nun auch in einer Berufsorganisation vertreten zu sehen wünschen. Als Kuriosum muß man allerdings dieser Art der Zählung die Tatsache entgegenstellen, daß die Hausfrauen bei der statistischen Erfassung im Jahre 1907 in die Rubrik der Arbeitsunfähigen und Kinder einbezogen worden sind! Die Frauenbewegung arbeitet bereits auf entsprechende Änderung bei der nächsten Volks- und Berufszählung hin.

Der Gedanke, Hausfrauenarbeit als Berufsarbeit zu werten, bricht sich langsam in Frauenkreisen Bahn, seit sich mit der Einführung unserer parlamentarischen Staatsform in allen Ständen und Berufen der Gedanke des Zusammenschlusses regte, um durch die Macht der Zahl Einfluß zu gewinnen auf die Zusammensetzung des Reichswirtschaftsrats, auf die Gesetzgebung, auf behördliche Maßnahmen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer schlossen sich in Einzelverbänden und in Arbeitsgemeinschaften zusammen. Alle berufstätigen Frauen, soweit sie noch nicht organisiert waren, Lehrerinnen, Gärtnerinnen, Sozialbeamtinnen, Krankenpflegerinnen usw., haben oder begründeten ihre Berufsorganisation. Die Hausangestellten hatten bereits ihre Gewerkschaft, nur die Hausfrauen waren ohne Berufsorganisation. Sie hatten zwar ihren Hausfrauenverein, von dem sie in der Hauptsache wirtschaftliche Belehrung und Vorteile erwarteten, aber auf systematische Vertretung ihrer Hausfrauenberufsinteressen waren sie nicht eingestellt. Sehr bald erkannte jedoch der Verband der deutschen Hausfrauenvereine (Vorsitzende Frau Martha Voß-Zietz, Schwartau) die Notwendigkeit, den Hausfrauen im Staate diejenige Anerkennung und Geltung zu verschaffen, die der Bedeutung ihrer für die Volkswirtschaft geleisteten Arbeit entspricht, nachdem zuvor der Bund deutscher Frauenvereine den Zusammenschluß der Hausfrauen angeregt hatte. Auf der großen Hamburger Tagung der Hausfrauen im März 1920 wurde dann der Grundstein zu dem Kartell des Verbandes deutscher Hausfrauenvereine und des Reichsverbandes der landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine (Vorsitzende Frau Elisabeth Boehm-Lamgarben) gelegt, das die Berufsorganisation der deutschen Hausfrauen darstellt. Ein weites Arbeitsfeld dehnte sich vor den Führerinnen der etwa 200 000 Mitglieder zählenden Vereine. Im Vergleich zu den vielen Millionen Hausfrauen im Deutschen Reich eine kleine Zahl, die es zu mehren gilt! Eine lange Strecke Weges können beide Verbände zusammengehen, denn solange es sich um allgemeine Hausfrauenfragen handelt, bewegen sich die wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Interessen der Stadt- und Landfrauen auf einer Linie. Aber sobald die Arbeit im Garten, auf dem Hof, in der Milchkammer, im Stall beginnt, öffnet sich das eigentliche Berufsland der Guts- und Bauernfrau, der Kleinbäuerin und Landarbeiterfrau: die landwirtschaftliche Erzeugung.

Die Produktion mit allen Mitteln zu fördern, war schon seit der Gründung der in Ostpreußen vor fünfzehn Jahren entstehenden landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine das Ziel seiner Mitglieder. Los vom Ausland! hieß der Wahlspruch, und Deutschland in der Welt voran! Nicht kleinlicher Erwerbssinn sollte die Tat beherrschen, sondern das Ideal der tüchtigen Hausfrau und Landwirtin, die immer strebend sich bemüht, das Beste vom Guten zu leisten, der treueste Kamerad ihres Mannes im Beruf zu sein. So ist es denn auch nur natürlich, daß das Ausbildungsproblem im Vordergrunde der Bestrebungen steht. Durch gegenseitige Förderung und Weiterbildung im Vereinsleben wird der Blick geweitet für die Forderungen der Neuzeit, die in schier endloser Fülle an die Landfrauen herantreten. Nur zu gern wenden sie sich ab von den neuen „Rechten", die ihnen zu den fast nicht zu bewältigenden täglichen Arbeiten immer neue Pflichten aufbürden, aber das eiserne „Muß" befiehlt auch den Hausfrauen, am öffentlichen Leben teilzunehmen; Hauptaufgabe der Berufsorganisation ist es, die Erkenntnis in alle Hausfrauenkreise zu tragen, daß es eine unbedingte Notwendigkeit für jede einzelne Landfrau ist, sich den Berufsbegriff zu eigen zu machen, sich solidarisch mit den Berufsschwestern zu fühlen und ihre Macht im Staate zu behaupten, wenn das Rad der Zeit nicht über sie hinweggehen soll. Ich kann im Rahmen eines kurzen Aufsatzes alle die Fragen nur streifen, die während der Tagungen und in den Vorstands- und Kommissionssitzungen der Berufsorganisation der Hausfrauen des Märkischen Verbandes der L. H. V. und der Zentrale der deutschen Landfrauen vom 22. bis 26. November in Berin erörtert wurden. In engster Verbindung mit den Ausbildungsfragen steht die Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung, deren Ziel es ist, die landwirtschaftlichen Arbeitskräfte dem Lande durch Lust zum Beruf und Liebe zur Heimat zu erhalten. Hausangestellten-Verträge, die den ländlichen Verhältnissen angepaßt sind, sollen eingeführt werden, um den sozialen Frieden im häuslichen Arbeitsverhältnis aufrechtzuerhalten. Daß zwei Vertreterinnen des Reichsverbandes der L. H. V. an den Vorberatungen des Hausgehilfinnengesetzes teilnehmen, ist erreicht worden.

Da die Zulassung der Frauen zu den Wahlen für die landwirtschaftlichen Berufsvertretungen in dem zur Beratung stehenden Reichsrahmengesetz noch nicht genügend geklärt ist und von der beruflichen Tüchtigkeit der Landfrau insofern abhängig ist, als nur die hauptberuflich in der Landwirtschaft arbeitenden Frauen wahlberechtigt sein sollen, hat die Zentrale der deutschen Landfrauen sich mit einer Eingabe an die Regierung gewandt, daß nicht nur den selbständigen Landwirtinnen, sondern auch allen Ehefrauen das aktive und passive Wahlrecht erteilt werden möge. Die Abgeordneten stehen diesen Frauenforderungen sympathisch gegenüber. Die Abänderung der Genossenschaftssatzungen, nach denen die Frauen bisher von der Teilnahme an den Generalversammlungen der Genossenschaften ausgeschlossen sind, wird erstrebt. Die den Frauen in der Verfassung zugestandene grundsätzliche Gleichberechtigung soll in der Landwirtschaft zu einer immer engeren Kameradschaft mit den Männern führen, deren Berufsinteressen von den auf dem Lande arbeitenden Frauen geteilt werden. Daher ist auch der Frauen Teilnahme und Mitarbeit in den landwirtschaftlichen Vereinen, in den wirtschaftspolitischen Vereinigungen, z. B. im Bund der Landwirte und im Landbund, erwünscht.

Der Reichsverband der land- und forstwirtschaftlichen Arbeitgeberverbände hat Gräfin Keyserlingk-Cammerau, die stellvertretende Vorsitzende der Zentrale der deutschen Landfrauen, in den Vorstand gewählt, um ihren sachverständigen Rat in allen landwirtschaftlichen Frauen- bzw. Landarbeiterinnenfragen nicht entbehren zu müssen. Auf eine ersprießliche Arbeitsgemeinschaft mit den Männern zum Besten des Vaterlandes und der deutschen Landwirtschaft wird von der neuen Berufsorganisation der deutschen Hausfrauen und Landfrauen der größte Wert gelegt. Es gilt zugleich eine Gesinnungsgemeinschaft aufzurichten, in der die Frauen die Trägerinnen des deutschen Idealismus sind, dem Deutschland seine höchsten Leistungen und seine einstige Größe verdankt hat. In der verantwortungsvollen und beseelten Arbeit sehen werteschaffende Frauen noch immer ihr Glück und des Landes Wohlfahrt. Die praktische Arbeit wissen sie ins Geistige emporzuheben, um sich in der Not der Zeit vor der Mutlosigkeit zu schützen und am Glauben an Deutschlands Zukunft nicht zu verzweifeln.

Vom Bauernstand, von unten aus
Soll sich das neue Leben
In Adels Schloß und Bürgers Haus,
Ein frischer Quell, erheben!

Ludendorff in französischem Licht.

Von Generalleutnant a. D. Schwarte.



Daß in Deutschland die jetzt lebende Generation zu einem sorglichen, Licht und Schatten gerecht abwägenden Urteil über General Ludendorff gelangen sollte, scheint ausgeschlossen. Zu fest ist er mit den deutschen Großtaten im Weltkriege verknüpft, zu sehr in seinen Zusammenbruch verwickelt, zu scharf hat er selbst in den Gang des deutschen Schicksals eingegriffen, als daß seine Zeitgenossen die Ruhe des Herzens und die Klarheit des Urteils ihm gegenüber gewinnen könnten. Zwischen Verehrung, Liebe und Dankbarkeit und Verdammung, Haß und Verachtung pendelt das deutsche Volk, je nach seinen außen- und innerpolitischen Anschauungen, unsicher hin und her. Da ist es nicht ausgeschlossen, daß ihm ein Urteil aus fremdem Munde eher gerecht zu werden vermag, weil der Beobachter in größerer Abgeklärtheit seine Diagnose zu stellen imstande ist. **Zweifelhaft aber ist es, ob gerade ein Franzose** seine angeborene oder durch Massenpsychose gesteigerte deutschfeindliche Gesinnung überhaupt so weit ausschalten kann, daß er Ludendorffs Persönlichkeit bis zu einem bestimmten Grade unvoreingenommen zu definieren vermag. Das wird dann um so eher möglich sein, je mehr ihn eigene hohe Bildung, eindringliche Wahrheitsliebe und klare Schärfe des Urteils zur Beiseitestellung der aus Haß geborenen Gefühle befähigen könnten. Man nimmt deshalb mit Spannung ein Buch zur Hand, in dem General Buat sich mit der Persönlichkeit Ludendorffs auseinandersetzt.

General Buat war früher Chef des französischen Generalstabes, als Soldat also wie kaum ein anderer zu einer solchen Studie befähigt, und galt schon in der Vorkriegszeit auch im deutschen Generalstabe als ein hochgebildeter, besonders begabter Offizier. Es ist ihm aber nicht gelungen, sich zu dem unbefangenen Urteil durchzuarbeiten, das man von einem so hochgestellten Offizier hätte erwarten dürfen. Gegenüber Ludendorff selbst tritt diese Befangenheit in der französischen Art des Denkens schon stark hervor, wenn er auch zweifellos ernstlich bestrebt gewesen ist, ihm Verständnis entgegenzubringen und seinen Gaben, Leistungen und Fehlern gerecht zu werden. Viel stärker aber prägt sich die Befangenheit des Denkens noch in der Charakterisierung der ganzen Verhältnisse in Deutschland und der neben Ludendorff geschilderten Personen aus. Das trifft selbst dann zu, wenn man für manche Ausdrücke und Redewendungen der Unvertrautheit des Übersetzers mit der deutschen Sprache schuld geben mag. Der Verlag Payot & Co. in Lausanne hat die Übersetzung selbst vornehmen und auch das deutsche Buch selbst drucken lassen. Der Bearbeiter zeigt an vielen Stellen eine recht gute Kenntnis deutscher Redewendungen und ein nicht gewöhnliches Verständnis für sie, um jedoch an anderen Stellen völlig zu versagen. Man ist deshalb oft zweifelhaft, ob er gewisse Worte absichtlich oder in Unkenntnis ihrer wahren Bedeutung gebraucht. Wenn General Buat z. B. von der Person Kaiser Wilhelms II. das Adjektivum „possierlich" gebraucht, so ist das entweder eine Entgleisung, weil ihm die innere Bedeutung des Wortes verborgen ist — oder eine Unverschämtheit.

Mangel an Verständnis für deutsches Wesen und für die Lage Deutschlands vereinigt sich unendlich oft mit der Wiederholung bewußter Unwahrheiten der feindlichen Propaganda der Kriegzeit, die er als solche sicherlich gekannt oder erkannt hat, und charakterisieren das Buch als eine nicht einwandfreie Quelle geschichtlicher Tatsachen; aber der eigentliche Gegenstand seiner Darstellung, Ludendorff selbst, wird — wie gesagt — nach dieser Richtung weniger betroffen; bei ihm ruft die Tendenz des Buches öfter die Schiefheit des Urteils hervor.

In drei großen Abschnitten setzt sich Buat mit Ludendorff auseinander: Er kennzeichnet ihn zuerst als Mensch, dann in seiner politischen Rolle und in seinen „Manövern", d. h. als Urheber der deutschen Operationen, um in einer Schlußbetrachtung das Ergebnis seiner Betrachtungen zu ziehen. Um eins vorwegzunehmen: Obgleich Ludendorff Frankreichs stärkster Gegner und Besieger in vielen Schlachten war, oder vielleicht gerade deswegen, bezeichnet General Buat ihn als eine besondere Art von Mensch: „Wir haben es unbestreitbar mit einem hervorragenden Manne zu tun, der — das ist noch unbestreitbarer — grundverschieden von uns ist." Er weist hin auf seine „unbestreitbare kriegerische Begabung", als deren besonderes Kennzeichen er seine gewaltige Willenskraft hervorhebt. Wenn er ihm weiterhin auch eine große Reihe schlimmer Eigenschaften zuschreibt, so zeigt er doch schon in diesen anerkennenden Worten eine andere Einschätzung der überragenden Persönlichkeit als Millionen deutscher Volksgenossen, deren einer erst kürzlich — selbstverständlich unter dem Deckmantel eines anonymen „Soldaten" verborgen — ihn als „seelenkranken Nervenschwächling" dem deutschen Volke hinstellt.

Die großen taktischen und strategischen Erfolge Ludendorffs auf dem östlichen Kriegsschauplatz erkennt General Buat durchaus und rückhaltlos an, wenn er auch glaubt, dies durch die Behauptung einschränken zu müssen, daß sich Ludendorff bei allen Entschlüssen auf die genaue Kenntnis der russischen Absichten habe stützen können. Fälschlicherweise schreibt er ihm auch die Niederwerfung Serbiens zu; als das Ergebnis des zweijährigen Kampfes im Osten kennzeichnet er aber richtig die ungeheuerliche Zerrüttung der russischen Militärmacht. Daß die Entschlüsse der deutschen Obersten Heeresleitung im Jahre 1915 keinen vollen Erfolg brachten, schreibt Buat der unvollkommenen Auffassung Ludendorffscher Gedanken über die Probleme im Osten und der nicht konsequenten Durchführung seiner Pläne zu. Auch der restlosen Organisationsarbeit und der großen Erfolge der Verwaltungstätigkeit Ludendorffs im Osten sucht General Buat gerecht zu werden; er wirft ihnen nur vor, daß sie zu sehr auf die Ausbreitung deutschen Einflusses (etwas derartiges darf nur der Franzose im besetzten Rheinland nach Friedensschluß!) hingezielt und — selbstredend — den Ländern zu starke Leistungen für das deutsche Heer auferlegt hätten. (War denn die Beschlagnahme der ganzen Ernte in Thrazien für das Ententeheer in Saloniki durch Sarrail etwas anderes?)

Richtig charakterisiert General Buat die Lage der Mittelmächte im Herbst 1916, als Hindenburg und Ludendorff die Leitung der Kriegführung übernahmen, als eine Krisis allerschwerster Art: Der deutsche Angriff auf Verdun wuchs sich zu einem starken Mißerfolg aus; die österreichische Offensive aus Tirol war gescheitert, der Einbruch der Russen hatte fast zum Zusammensturz der Ostfront geführt, trotz der Bedrängnisse der Sommeschlacht war allerdings die Front im Westen noch nicht, wie Buat meint, „dem Fall nahe." Aber die von Falkenhayn nicht vorausgesehene Kriegserklärung Rumäniens spannte die Gesamtlage doch bis zum äußersten an.

Daß die Maßnahmen Ludendorffs zur schnellen Besiegung Rumäniens und zur Abwehr der französisch-englischen Offensive aus Saloniki führten, erkennt General Buat an. Er führt aber aus, daß sie getroffen seien, bevor Ludendorff durch eigenen Augenschein die äußerst gefährliche Lage im Westen kennengelernt habe und daß er, falls er sie gekannt hätte, möglicherweise auf den Angriff gegen Rumänien verzichtet hätte, da zu seiner Durchführung noch eine weitere Schwächung des Westheeres notwendig geworden sei. Tatsächlich war aber durch den Vormarsch der Rumänen nach Siebenbürgen die Lage im Osten nicht minder gefährlich. Um sie wiederherzustellen, mußte die Spannung im Westen ertragen werden — und sie wurde überstanden. Immerhin hatten diese Krisis und die jetzt erst gewonnene Kenntnis der Kampfverhältnisse im Westen Ludendorff gezeigt, daß auch auf dem Gebiete der Gewinnung ausreichender Kampfkraft von seinem Vorgänger manches versäumt war. Hindenburg und Ludendorff begriffen (so führt Buat aus), daß, wenn sie siegen oder auch bloß standhalten wollten, sie zu den äußersten Maßnahmen greifen mußten. Daran knüpft er aber eine eigenartige Bemerkung: Ludendorff „vergaß schon damals, daß, wenn ein gewisses Maß an Ansprüchen überschritten ist, die von einer Nation namentlich an Menschen geforderten Opfer ihre moralische Gesundheit derart zerrütten, daß nichts mehr imstande ist, sie wieder aufzurichten." Abgesehen davon, daß Ludendorff jetzt eben erst berufen war, um den Krieg nicht zu liquidieren, sondern zu einem siegreichen Ende zu führen, hätte er nicht schon im Herbst 1916 zur Erkenntnis der erdrückenden Übermacht der Entente kommen können. Amerika war noch neutral, Frankreich und England hatten gewaltigere Anstrengungen gemacht als die Mittelmächte, aber auch größere Verluste erlitten. Rußlands Kampfkraft war, als Rumänien geschlagen war, erschöpft. Und Deutschland war zu erheblich stärkeren Leistungen imstande, wenn die Regierung und der Reichstag, wenn das



Großpapa Wermuth.

Volk die Gefahr der Lage erkannten und sie überwinden wollten. Immerhin sah auch Ludendorff die Lage für so bedenklich an, daß er von der Reichsregierung jene ungeheure Steigerung der Kräfteanspannung fordern mußte, die das Gleichgewicht mit der Entente herstellen sollte. Aus diesen Ansprüchen erwuchs der erste Gegensatz zur Reichsregierung und der Zwang, sich in Dinge einzumischen, die nicht militärischer Natur waren. Für diese Notwendigkeit fehlt Buat das Verständnis; auch er glaubt, daß es lediglich Ludendorffs Eigenwille war, der ihn in andere Ressorts sich eindrängen ließ. „Die Eingriffe sind unaufhörlich“, und „er maßte sich an“, so schreibt er und vergißt dabei, daß die Regierung und der Reichstag zwar von Ludendorff den Sieg verlangten, aber für die von ihm klar erkannten Kriegsnotwendigkeiten absolut kein Verständnis gewinnen wollten, und daß er sie ohne sie oder meist gegen sie durchsetzen mußte; er vergißt dabei, daß im Gegensatz dazu Poincaré und Clemenceau verständnisvoll ihre ganzen Machtmittel einsetzten, um alle Bedürfnisse der Heeresleitung zu erfüllen. Buat stellt sich in seinem Urteil sogar auf die Seite des schwachen Reichskanzlers, für den der Kaiser hätte eintreten müssen. Aber in diesem Konflikt ist die Untätigkeit Kaiser Wilhelms ... für sein Land ver-

derblich geworden". Buat verschweigt dabei nur, inwiefern deren Nachgiebigkeit für Deutschland ein befriedigendes Kriegsende hätte herbeiführen sollen.

Die Maßnahmen Ludendorffs für die Fortsetzung des Krieges in den Jahren 1917 und 1918, seine rastlose Tätigkeit, um nach der Niederlage Rußlands den Endkampf im Westen vorzubereiten und für ihn die Truppen zu schulen, und andererseits die Abnahme der Stimmung im Reichstag, in der Regierung und im Volke selbst sind sachlich ziemlich richtig dargestellt, in der Kritik aber kann man Buat nicht immer beipflichten. Auch die Größe der taktischen deutschen Erfolge gibt er zu. Nicht ohne Grund bemängelt er, daß sie ohne klar erkanntes, großes Endziel angesetzt und nicht gleichzeitig an mindestens zwei Stellen durchgefürt wurden; auch die Wahl der Stoßrichtungen kann er nicht als richtig ansehen. In dem Umstande, daß sie nicht zu dem den Truppen versprochenen großen Endsieg führten, sieht Buat die Ursache zu der wachsenden Mißstimmung im Heere. Zweifellos hat das Ausbleiben der erhofften Entscheidung und vor allem der Mißerfolg am 15. Juli der Stimmung des Heeres einen „verhängnisvollen Schlag" versetzt; daß aber die aus der Heimat hineingetragene schlechte Gesinnung noch schlimmer wirkte, bezeichnet er als eine falsche Annahme Ludendorffs. Ihm, dem Soldaten, ist es ein Bedürfnis, den Sieg Frankreichs lediglich den militärischen Fähigkeiten seiner Truppen und ihrer Führer zuzuschreiben. Ob Ludendorff über das Maß der Zersetzung bei bestimmten Verbänden richtig orientiert war, erscheint allerdings zweifelhaft; ihn als blind gegen diese Dinge hinzustellen, ist falsch. Buat folgert aus alledem, Ludendorff habe den Widerstand noch fortgesetzt, auch als nichts mehr zu gewinnen war. Bei dem damit gewollten Vorwurf vergißt er aber, daß nicht der Heerführer, sondern die Reichsleitung zum Friedensschluß allein befugt war und daß dem eigenen Entschluß auch der Wille der Gegner entsprechen mußte, daß der Soldat aber bis zum Frieden nur eine Pflicht hat — zu kämpfen bis zum bitteren Ende. Oder gilt der stolze Spruch: „La garde meurt, mais ne se rend pas" nur für die Tapferen Frankreichs? Den Glauben an sein Volk zu verlieren, hat sich Ludendorff bis zum Äußersten gesträubt; deshalb stellte Prinz Max von Baden, der Reichskanzler unerfreulichen Andenkens, dem Kaiser das Ultimatum auf Entlassung dieser „aufdringlichen Militärperson". Damit war dann der Weg zum Frieden frei — zum Versailler Frieden!

General Buat gibt keine einheitliche Kritik über Ludendorff. Aus dem dem Buche beigefügten Bilde erkennt er „eine unbeugsame Zähigkeit, die oft wesentliche Fehler wie auch edle Eigenschaften hervorbringt. Man fühlt es, daß hier bei diesem Mann ein unerbittlicher Wille im Dienste eines sehr scharfen, tiefen und lebhaften Geistes steht, andererseits auch im Dienst einer Härte, um nicht zu sagen einer Roheit, die kein Bedenken zurückhält, einer Entscheidungskraft, die vor nichts zurückschreckt, wenn es gilt, das gesteckte Ziel zu erreichen; endlich im Dienst eines unmäßigen Hochmuts, der seinem Träger unfehlbar die genaue Übersicht des notwendigen Verhältnisses zwischen Zweck und Mittel rauben muß." Und an anderer Stelle schreibt er, Ludendorff sei „von verblüffendem Hochmut und Selbstgewißheit. Ist er für sich selbst stolz, so noch mehr für sein Vaterland. Sein — übrigens an und für sich achtungswürdiger (also wirklich!?) — Patriotismus ist bis zu einem Grade der Verblendung getrieben, die ihn ins Verderben stürzen sollte."

Bei der Erörterung der Eingriffe Ludendorffs in die äußere Politik (hier laufen Buat übrigens eine Reihe von Irrtümern unter) meint er tadelnd: „Er zog nie eine andere Betrachtung in Erwägung als nur den Nutzen, den Deutschland von dem Verfahren haben würde", und bei den militärischen Operationen sagt er: Das Niederringen des Gegners war „das wahre Ziel, das Ludendorff seinem ehrgeizigen Trachten steckte". (Man muß eben Franzose sein, um bei einem Deutschen das zu verdammen, was man für sich selbst als das einzig Mögliche ansieht!) Den Beweggrund, der ihn treibt, faßt Buat in die eine Formel zusammen: „Deutschland, Deutschland über alles!" Denn mit dem verbrecherischen Hochmut, den er Ludendorff zuschreibt, identifiziert er auch den „unbeschreiblichen Stolz und Hochmut des deutschen Volkes" auf sich selbst.

Angesichts dieser Worte kann man nur bedauern, daß im Volke leider so unendlich wenig dieses Stolzes, dieses Selbstbewußtseins gelegen hat. Der Krieg würde sonst einen anderen Ausgang genommen haben.

Bei einer solchen Charakterschilderung kann es nicht ausbleiben, daß General Buat in Ludendorff eine Persönlichkeit erkennt, die fähig ist, noch eine Rolle zu spielen. Nicht heute, nicht morgen. Der „Hasardeur" (siehe Herrn Scheidemann!) „wird sich nicht übereilen; er wird auf die Gelegenheit lauern, und im Notfall wird er sie hervorbringen; denn er ist ein guter Organisator." So hält er ihn unter Umständen für den kommenden deutschen, vielleicht den europäischen Diktator!

Ich würde mich nicht wundern, wenn die Linksradikalen General Buat als Kronzeugen aufrufen würden, um gegen Ludendorff und die ihm hier zugeschriebenen Pläne zu hetzen. Bedauern muß man darum, daß General Buat die für einen Persönlichkeitschilderer unentbehrliche Sachlichkeit und vornehme Unbefangenheit gegenüber Ludendorff und dem deutschen Volke so völlig außer acht lassen kann, wie er es an vielen Stellen tut. So muß das Buch vielfach zum Zerrbild des Dargestellten in französischer Auffassung und eine Aufreizung des von ihm so oft besiegten französischen Volkes werden.

Die Reise nach Schlampampia.

Von Horribilicribrifax.

V.

Nachdruck verboten.

Kapitel V.

Kalabok erweiset dem Staatspräsidenten Reverenz und wird wohl aufgenommen.



Da nun des Äoli kühles Morgenlüftlein blies, ward ich hiervon erwecket, und dieweil die hohe Säule, allwo ich zur Nacht geruhet, ein gar kalt Quartier war, schnallete ich mir die Flüglein auf und flatterte hernieder.

Auf die Treppen aber, so jene Säule rings umgibt, setzte ich mich, that die Flüglein von mir und begann emsig und mit Eifer auf mein Papierwams zu verzeichnen, was mir vergangenen Tags alles begegnet, auf daß ich mich meines gnädigsten Herrn Gubernators Ehrung würdig erwiese.

Und war so in mein Geschäft versenket, daß ich es gar nicht gewahr wurde, wie sich etzliche von denen Pleiterischen Schlampampiern um mich versammelten und mir zuschaueten. Trat plötzlich einer an mich heran, lupfte mich beim Ohr und sagte: „Was schaffest du hier?"

Sagte ich: „Halten zu Gnaden, wohledler Herr, ich schreib die Zeitung auf für meinen gnädigsten Herrn Gubernator aus Doofland, dessen Kundschafter zu sein ich die Ehre habe."

Sprach er: „Wir werden dich bekundschaften! Dein Wams ist weiß und deine Schreibschrift schwarz; willst du es leugnen, daß du einer von den erzpatriotischen Preußen bist, so die armen arbeitenden Massen aussaugen, wie die Spinnen die Mucken?"

Sintemal sich aber immer mehr des Volkes um mich gesammelt hatte und mochten ihrer schon etzliche Hundert sein, rief er denen zu:

„Schaut diesen Schelmen an, wie er uns aufreizet mit seinem schwarzweißen Kleid! — Er hat den Patriotenkoller; wir wollen ihm auf die Nasen schlagen, daß der rote Saft sein weiß Kleid rot mache!"

Da ward ich sehr bestürzet; und beteuerte meine Unschuld. Warfen sich auch etliche als meine Verteidiger auf; und meinten, ich wär ein guter Patriot, also, daß ich es wagete, in einem schwarzweißen Gewand auf der Siegessäulen zu sitzen in dieser Zeit.

Da ging die Rede hin und her mit Schimpfen und Stoßen; und hätt ich nicht fürsorglich meine Flüglein in den Sack gethan: wahrlich, man hätt sie mir zerrissen und zerschlissen.

Weiß nicht, wie denn alles ausgelaufen wär, wenn nicht ein Haufen bewaffneter Grünröck kommen wär und hätt das Volk zerstreuet und Hand auf mich geleget.

„Und war so in mein Geschäft versenket, daß ich es gar nicht gewahr wurde, wie sich etzliche von denen Pleiterischen Schlampampiern um mich versammelten."

Als sie mich aber in ihre Mitten genommen und nun abführeten, vernahm ich gar garstige Worte: „Sehet die bösen Bluthund, wie sie gleich da sind, wenn es gilt, friedliche Leut zu reitzen und einem Lockspitzel die Stiefel abzulecken!" —

Brachte man mich alsobald in ein Gewahrsam und führete mich daselbst einem Obristen von die Grünröck vor, damit ich Red und Antwort stehe.

Fragte er mich: „Wes Partey bist du?"

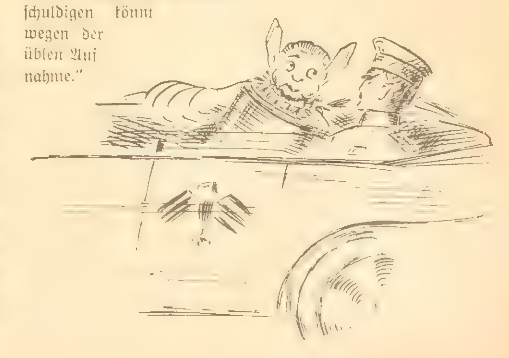
Wußte ich keinerlei Antwort, dieweil ich doch noch nicht organisieret und dieses versäumt hatte, obwohl es doch das Hauptstück in Schlampampia. Und ward mir vor Forcht ganz unwohl zu Mut, also, daß mir ein saurer Wind entfuhr.

Sagte einer von denen Grünröcken, so mich hergeführet: ich möchte wohl ein Patriot sein, dieweil ich in der Morgenfrüh auf der Siegessäulen gesessen. Und es wär wohl besser, man sperrete mich etliche Stunden ein, damit das Volk wegen dieser Reitzung Genugthuung erhalte.

Widersprach ein anderer, so auch dabei gewesen und meinete, ich wär wohl einer von der proletarischen ohnabhängigen Partey und extra dazu bestellet und ausersehen, Unfrieden zu stiften. Und ich thäte nur so, als ob ich das Volk aufreitze, auf daß ich ein Märtyrier werde. Und es möchte wohl besser sein, wenn man mich allsogleich laufen ließe.

Wußt ich mir nicht zu raten, als daß ich aufrichtig alles bekannte, nämlich: daß ich aus Dofland und ein Kundschafter sei und ein armseliger Fremdling.

Da sah ich, wie die Herren Grünröck die Köpfe zusammensteckten und Rat abhielten. Und endlich hub der Obrist an mit viel Reverenzen und großer Ehrerbietung sich zu entschuldigen. Er wüßt zwar nicht, wo Dofland wär, hätt auch keinerley Wissenschaft davon, aber es wär wohl auch eines von den Reichen, so über Schlampampia die Ober- und Schutzregierung ausübeten. Und ich gehörete wohl auch zu einer von diesen Kommissionen, so in Schlampampia eingesetzet, um nach dem Rechten zu sehen. — Und wüßte er wohl, daß ich ohngestrafet thun könnt, was ich wollt und den gantzen Tag auf der Siegessäulen sitzen und Reden halten. Auch möchte ich es ihm verzeihen, daß er mich nicht aufgenommen, wie es einem solchen hohen Herrn zukommet. Aber er würd' mich zum Staatspräsidenten führen, damit sich der gleich bei mir entschuldigen könnt wegen der üblen Aufnahme."





„Es währete auch nicht lange, so kam ein kurtz dick Männlein hereingestörtzet."

Allsogleich thät er sein bestes Wams an und beorderte noch einen von seinen Offizieren. Drauf nötigte er mich mit gar viel artigen Komplimenten in seinen Stankwagen, damit wir zur geheimen Kantzley des Herren Staatspräsidenten sauseten.

Als wir dort angelanget waren, fragte der Thürsteher nach unserm Begehr und sagte, der Herr Staatspräsident wär nicht zugegen, denn den gantzen Vormittag müßt er zusehen, wie man Lichtbildlein stellet; aber nach dem Mittagschlaf sei er auch schon immer vernommen, denn dann müßt er gehen und sich entschuldigen bei denen Kommissiones, so über Schlampampia gesetzet seien.

Fuhr mein Obrist den Thürsteher an und sagte, er solle alsbald den Staatspräsidenten herbeischaffen, denn ich wär grad einer von den vorbemeldten Kommissiones; und wär es besser, so er sich gleich bei mir entschuldigte, wenn es auch noch Vormittag wär; aber er sparete es ja am Nachmittag. —

Sagte der Thürsteher: Ja, er wolle das ausrichten, und er hätt nicht gewußt, daß ich ein so großer Herr wär; und wir möchten eintreten und uns ein wenig gedulden.

Es währete auch nicht lange, so kam ein kurtz dick Männlein hereingestörtzet, und konnte man es ihm ansehen: wie schwer das Regieren ist, denn er war schier in Schweiß gebadet.

Wollt ich vor ihm, wie es in Dofland Brauch, auf die Knie fallen; allein er kam mir zuvor und redete dies und das; und ich möchte vergeben und nicht vergelten, daß man Hand an mich geleget. Auch merkte ich, daß er sein Sprüchlein gar fleißig gelernet und wohl gesetzet hatt.

Danach aber stund er wieder auf, entließ den Obristen und seinen Offizierer, setzete sich neben mich und forschete, ob ich etwan noch Wünsch oder Befehle hätt, so er gern auszuführen sich die Ehre geben würde.

Dabei war mir nicht sonderlich wohl zu Mut, denn ich forchtete, er möcht nun gewahr werden, daß ich nicht den viel bemeldeten Kommissiones beigefüget wär. Fassete mir aber ein Hertz und erzählete ihm, wes Landes ich und was mein Aufgab sei.

Er hörete mir gar huldvoll zu, und da ich geendet, sprach er: Er hätte wohl schon einmal von Dofland vernommen, denn seine Heimat wär nicht weit davon belegen; auch könnten von seinen Räten etliche aus diesem Land stammen oder wenigsten Abkömmlinge von Dofländern sein. Zwar wär ihm bis itzo nichts bekannt worden, daß auch eine Dofländische Kommissio in Pleiteria eingesetzet. Doch möcht ich dies verzeihen, denn er sei das Regieren noch ungewöhnet, und es wären der Kommissiones gar so viele und kämen tagtäglich neue.

Ob dieser seiner Rede ward ich gar frohgemut, daß ich also in Ehren bestanden und bat bescheidentlich, daß man mir ein Quartier anweise; auch that ich die Bitte, organisieret zu werden in einer kräftigen Organisation, auf daß ich endlich ohn Forcht meine Aufgab zu verrichten imstande sei, nämlich alle Bräuch in Schlampampia recht zu erforschen.

Darauf war der Staatspräsident über die Maaßen froh und dankte mir in der liebreichsten Art, daß ich seine Entschuldigungen so wohl aufgenommen, dieweil die anderen Herren es nicht so leicht abgehen ließen, sondern ihm manchmal aufgeben, etliche Stunden auf Erbsen zu knien oder gar den schwedischen Trunk einzunehmen. Und alsbald rief er einen Bedienten herbei und trug ihm auf, in einem der führnehmsten Gasthöf von Pleiteria ein Quartier zu bestellen; item: gesellete mir auch einen Leibjäger bei, auf daß ich jemanden hätt, der mich überall hinführen könnte, wohin mich verlangte, und der auch gut Bescheid wüßt in den Schlampampischen Dingen.

Was nun aber die Organisatio anbelange, der ich beigefüget zu sein wünschte, so möcht ich sie nur nennen: soweit seine Macht und sein Einfluß reiche, wolle er mir von Hertzen gern behilflich sein.

Sprach ich, ich wüßt nicht, welche Organisatio am günstigsten; und er möcht mir seinen weisen Rat nicht vorenthalten.

Danach erklärete er mir gar huldreich Zweck und Ziel der einzelnen Organisationes Da seien zuvörderst jene, so man

politische nennet (eben jene oftbemeldten Parteyen). Diese Organisationes taugeten alle nichts und verlohne es sich nicht, ihnen beizutreten, bis auf eine: die der Mehrheitsproletarier. Das sei eine gute und veste Partey; und alle Wurstler oder Wurstmacher gehöreten ihr an. Wenn man ihr beigesellet sei, hats keine Not und könnt man auf eine gute und nahrhafte Versorgung rechnen. Doch möcht er mir abraten einzutreten, da ich ja zu denen fremden Kommissiones gehöre und über allen schlampampischen Parteyen schwebe; ohnehin auch als Glied derselben bis an mein Lebensend und noch hinaus reichlicher versorget sei, als es selbsten die best Partey vermöchte. Es gäb aber noch eine ander Art von Organisationes; das seien die Gewerkschaftlichen Rät; und wär eine Ehrensach für jeden Schlampampier, ihnen anzugehören; wär auch ein guter Nutzen dabei, indem diese gewerkschaftlichen Rät acht hätten, daß in Schlampampia, insonderheit in Pleiteria nicht allzu hitzig gearbeitet würde. Wann aber zum Exemplum die Stank oder Dampfwagenführer ein oder zwei Wochen gewerket, so sorgeten die gewerkschaftlichen Rät ganz von selbsten für einige Streik- oder Feiertag.

Fragte mich der Herr Präsident, was für ein Hantierung ich betriebe, denn hiernach würde die Organisatio bestimmet, der ich angehören müßt. Sagt ich, ich wär nur ein einfacher Kundschaftgreifer, hatt mir die Flügeln angeschnallet und wär nach Schlampampia eingefahren. Rief er: „Angeschnallet? Saget Ihr nicht angeschnallet? Das trifft sich gut; so kann ich es betreiben, daß Ihr der Organisation der Sattler, d. i. der Schnallenmacher beigefüget werdet; dies ist nämlich das fürnehmste Gewerk im Land."

So gelangete ich durch des Herren Präsidenten Gnade nicht nur zu einem Staatsquartier, sondern ward auch durch seine Fürsprach in die fürnehmste Organisation aufgenommen. (Fortsetzung folgt.)

Die neueren Entdeckungsreisen in Neu-Guinea.

Von Privatdozent Dr. W. Behrmann, Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.

Mit einer Karte und 9 Bildern nach Aufnahmen des Verfassers

Von allen Ländern der Erde ist, wenn man von dem eisgepanzerten Kontinent am Südpol absieht, die einem Festland an Größe gleichende Insel Neu-Guinea am wenigsten durchforscht. Die Herrschaft der Europäer beschränkt sich auf wenige Küstenstationen, wo sich im Schutze der Verwaltung einzelne Kolonisten angesiedelt haben, um vornehmlich Kokosnußplantagen anzulegen. Die Eingeborenen stehen zwar noch in einem gewissen Umkreis an der Küste unter europäischem Einflusse, sie haben eigene Eingeborenenplantagen angelegt, deren Ertrag für die Ausfuhr der Kolonien immer mehr in Frage kommt. Mit Ausnahme der Küstenplätze und weniger Missionsstationen ist aber das übrige Neu-Guinea nur auf wenigen Routen bislang durchzogen und erforscht worden.

Das Deutsche Reich, Holland und Großbritannien teilten sich bis zum Weltkriege in den Besitz der großen Insel. Die Holländer hatten in den letzten Jahren erhebliche Anstrengungen gemacht, um das Innere ihrer weiten Kolonie zu entschleiern. Das große Fluß-System des Mambaramu mit dem Idenburg-Fluß erleichterte das Vordringen in das Innere. Das hohe Gebirgsrückgrad der Insel schwillt im holländischen Gebiete zu beträchtlicher Höhe an, so daß wir in unmittelbarer Nähe des Äquators sogar einzelne Gipfel mit ewigem Schnee und Gletschern gekrönt sehen. Diese Höhenpunkte waren natürlich für die Forschung erstrebenswerte Ziele. Den Anstrengungen der Holländer ist es gelungen, den höchsten Berg Neu-Guineas, den Wilhelmina-Topp, zu ersteigen.

Dasselbe kann man leider nicht von dem englischen Teil der Insel sagen, obwohl sich doch die Engländer rühmen, die besten Kolonisatoren der Erde zu sein. Wer vorurteilslos die drei Kolonien Neu-Guineas betrachtet, muß zugeben, daß die Engländer, trotzdem sie die reichsten Hilfsmittel zur Ver



BILDER AUS



Dr. Roesike (×) im Handel mit Eingeborenen.

Einbäume a

Frauen u

Höhenmooswald an der Felsspitze
mit Blick auf die Westkette.

Ein steinzeitliches Venedig:



...eren Sepik.

Der Rama bei der Gabelung zum Töpferfluß

...aus Malu.

Festhalle (Versammlungshaus) mit Schlitztrommeln, gebaut ohne Kenntnis von Eisen.

Das Sumpfdorf Kumbuagumbua.



fügung haben, trotzdem ihre Kolonie am schmalsten sich längs der Küste erstreckt und trotzdem zahllose, gut schiffbare Flüsse ins Innere hineinführen, am weitesten in der Kolonisation zurück sind. Die Engländer lieben die Kolonisation mit Hilfe der Feuerwaffen, die leichte Augenblickserfolge gegenüber den steinzeitlichen Waffen der Eingeborenen sichern. Die verängstigten Eingeborenen aber werden dabei nie oder nur sehr viel später Vertrauen zu den Europäern gewinnen. Der Erfolg ist, daß in der englischen Kolonie nur in unmittelbarer Nähe der Küste und der ganz wenigen Stationen der Eingeborene europäischer Macht zwar unterworfen, aber nicht kolonisiert ist.

Wie sah es nun vor und während des Krieges in dem deutschen Anteil dieser großen Insel aus? Wir Deutschen können es uns als Ehre anrechnen, daß unsere Kolonie bei weitem am besten erforscht und am weitesten in der Kolonisation fortgeschritten war. Die drei Teile der Insel bieten dem Vordringen der Europäer die gleichen Schwierigkeiten. Jedenfalls ist der deutsche Besitzteil in dieser Beziehung eher benachteiligt als bevorzugt. Die Schwierigkeiten der Entdeckungen in Neu-Guinea liegen in den wild zerrissenen Gebirgen, die von pfadlosem, unwegsamem, dichtestem Urwald bedeckt sind. Sie liegen in den ausgedehnten Sumpfpartien, sei es nun Grassumpf oder stachliger Sagosumpf mit den Myriaden von Moskitoschwärmen, die dem vordringenden Europäer das Fieber bringen. Sie liegen endlich in der wilden eingeborenen Bevölkerung, welche, in einzelne Stämme zerteilt, gegenseitig in ständiger Feindschaft leben. Ein offener Kannibalismus herrscht noch überall im weiten Innern der Insel. Eine babylonische Sprachverwirrung macht eine Verständigung unmöglich, da es keine Handelssprache zwischen den einzelnen Stämmen gibt, die ja nicht miteinander verkehren, sondern sich nur bekriegen.

Trotz dieser Schwierigkeiten war vor dem Kriege die deutsche Kolonisation am weitesten vorgedrungen. Um die Regierungs- und Missionsstationen herum, Morobe, Finschhafen, Konstantinhafen, Friedrich-Wilhelmhafen, Alexishafen, Potsdamhafen und Eitape, war die Bevölkerung befriedet und hatte die Segnungen verständiger Kolonialpolitik empfunden. Von diesen Stationen ausgehend, hatte eine kluge Anwerbungspolitik viele Eingeborenen der Küstenplätze eine Zeitlang bei dem Europäer beschäftigt, die Eingeborenen lernten hier den Wert des Eisens und anderer europäischer Waren kennen und wurden zur regelmäßigen Arbeit erzogen. Sie zerstreuten sich wieder über ihre Heimatsplätze und trugen so das bei dem Europäer Erworbene und Gelernte ihren Dorfbewohnern zu.

Aber auch außerhalb dieser Stationen ist das deutsche Gebiet am weitesten entschleiert. Im Jahre 1907 hatte Schlechter verschiedene Vorstöße in das Innere gemacht und damit eine neue Periode der Erforschung von „Kaiser-Wilhelmsland“, wie der Name des deutschen Anteils ist, eröffnet. Bis 1907 war nur das Flußnetz in seinen allergrößten Zügen bekannt, so hatte Schrader den Kaiserin Augusta-Fluß (Sepik) befahren, Lauterbach den Ramu, Dammköhler das Mündungsgebiet des Markham erforscht. Schlechter dagegen hatte zur Erforschung der Guttaperchabestände des Neu-Guinea-Urwaldes verschiedene Routen in das Gebirge hineingeschlagen. Wenn auch die meisten derselben bald wieder zuwuchsen, so blieb doch der Weg von der Astrolabe-Bai bis zum Tal des Ramu lange Zeit benutzbar. Seinem Beispiel folgten Hemel und Reiber 1907, indem sie in das Gebirge südlich Eitape vordrangen. Dammköhler und Fröhlich konnten zum erstenmal eine größere Inlandsreise ausführen, die sie über die Talwasserscheide zwischen Markham-Fluß und Ramu brachte, wo sie ausgedehnte Grasflächen feststellten und mit der dichten Eingeborenenbevölkerung, die in viele Stämme zerfällt, freundschaftliche Beziehungen anknüpfen konnten. Im Jahre 1909 konnte Dammköhler dieselbe Route noch einmal in umgekehrter Reihenfolge wiederholen, wurde dann aber an den Abhängen des Bismarckgebirges von den Eingeborenen ermordet, erlitt also ein Schicksal, wie es vordem fast an derselben Stelle 1895 Ehlers bei seinen berühmten Durchquerungsversuchen Neu-Guineas zu erdulden hatte.

Nach diesen ersten Pionieren der Forschung setzte mit dem Jahre 1910, durch die Regierung veranlaßt, eine großzügigere Entdeckungsperiode ein. Zuerst sollten die Grenzen nach dem holländischen und englischen Gebiete festgestellt werden, wo Gold-, respektive Petroleumfunde eine genaue Bestimmung der Landeshoheit wünschenswert erscheinen ließ. Förster drang an der englischen Grenze am Waria vor, erlag aber bald den Unbilden des Tropenaufenthaltes. Mehr von Erfolg begünstigt war die deutsch-holländische Grenzexpedition, die deutscherseits von Schulze-Jena geführt wurde. Es gelang ihr, durch Sumpf und Urwald gegen 80 Kilometer von der Küste aus bis ins Bewanigebirge vorzudringen, wo sie zur Umkehr gezwungen war. Der nahrungslose Urwald, die Moskitoschwärme und die Blutegel machten ein weiteres Vordringen unmöglich. Sie entschlossen sich, auf dem Sepik einen Vorstoß bis ins Innerste Neu-Guineas zu versuchen. Auf schneidiger Fahrt gelang es einem kleinen Motorboot, unter Führung des Holländers Rambonnet bis weit über den Endpunkt Schraders vorzudringen. Seinen Spuren folgte die große Expedition, die den Strom bis zur deutsch-holländischen Grenze verfolgte und die Vorberge der Zentralkette erstieg. Links und rechts des Flusses aber hatte noch kein Europäer seinen Fuß gesetzt. Die eiligen Fahrten hatten kein Bild der Verteilung von Ebene und Bergland gegeben. Man war in dieser Beziehung auf ganz rohe Skizzen Schraders angewiesen.

Die hohe steinzeitliche Kultur der Bewohner, die in so schreiendem Gegensatz zum Kannibalismus und der Sprachverwirrung steht, hatte aber die Aufmerksamkeit der Ethnologen auf das merkwürdige Volk im Innern der Insel gelenkt. Leonhard Schulze-Jena sowohl wie die Peiho-Expedition der Hamburgischen wissenschaftlichen Stiftungen hatten reiche Schätze nach Hause gebracht. So wurde denn 1912 eine große Expedition ausgerüstet unter Leitung von Stollé zur Erforschung des Kaiserin-Augusta-Flusses (Sepiks) und seines Stromgebietes. Der Schreiber dieser Zeilen nahm als Geograph an der Expedition teil. Es gelang ihm, zahlreiche Nebenflüsse des Kaiserin Augusta-Flusses zu entdecken, die zentrale Wasserscheide zu ersteigen, das ganze Gebirgssystem im Innern festzulegen und auf dem großen Töpfer-Fluß bis zum Ramu vorzudringen. An dem Hauptstrome sitzt eine Bevölkerung, die bald befriedet wurde und die erlaubte, zahlreiche wertvolle Sammlungsgegenstände einzutauschen, die heute eine Zierde der Berliner Museen sind. Ganz eigenartige Kulturzustände wurden von dem Ethnologen der Expedition, Dr. Roesike, erforscht. Unter anderen wurden Völkerschaften, bei denen beide Geschlechter völlig unbekleidet gingen, festgestellt. Eine primitive Bergbevölkerung haust in wenigen Wohnplätzen im Innern des Urwaldgebirges, sie wurde von mir in allen Gebirgen festgestellt, während im Sumpf zu beiden Seiten des Flusses die hoch kultivierte, wenn auch steinzeitliche Bevölkerung ihre schmucken Häuser gebaut hat. Am Ende der Expedition stieß Dr. Thurnwald zu derselben, er blieb nach Auflösung der Expedition noch im Lande und unternahm Durchquerungen des Landes zwischen Sepik und Küste, wo er auf zwei verschiedenen Wegen eine dichtere Bevölkerung fand. Bei Kriegsausbruch weilte er noch im Lande, damit beschäftigt, die Quellregion des Sepik zu erforschen, den er weiter als Schulze-Jena hinauffahren konnte. Die englische Kriegsmethode verfolgte den einsamen Forscher bis ins Innere hinein. Da der Feind seinen Spuren nicht bis zu Ende nachzugehen wagte, raubte er ihm jedenfalls sein Nahrungsdepot und sein Privateigentum. Thurnwald wurde dadurch zum hastigen Abbruch seiner so erfolgreichen Unternehmungen gezwungen. Durch meine und Thurnwalds Forschungen ist das Kartenbild im Westen unserer Kolonie in den großen Zügen entschleiert, so daß die geographische Welt dort keine Überraschungen mehr erwarten kann.



Ganz anders sah es im Osten der Kolonie aus, wo nur die oben erwähnten Fahrten von Dammköhler, die Grenzexpedition und Züge der Neuendettelsauer Missionare uns Nachricht vom Innern gebracht hatten. Auch der Zug des Botanikers Gehrmann und anderer Regierungsbeamter, die vom Friedrich-Wilhelms-Hafen zum unteren Ramu zogen und deren Reise kurz vor Kriegsausbruch beendet war, hielt sich noch in dem westlichen Teile der Kolonie. So glaubte man schon, daß die Deutschen bei dem Ausstoßen aus der Kolonie nur die Hälfte ihrer Arbeit erledigt hätten. Da traf am Ende des Krieges die überraschende Nachricht ein, daß Hauptmann **Detzner** sich während der ganzen Kriegszeit im Innern Neu Guineas gehalten hatte, daß er auf vielen Zügen das Innere des Bismarckgebirges und der Finisterre durchzogen hatte und trotz der feindlichen Versuche, ihn auszuhungern oder den Kannibalen zu überliefern, sich siegreich behauptet hatte. Die deutsche Flagge hat bis nach Kriegsende über dem unbesiegten Innern Neu Guineas geweht. Mit größter Spannung mußte daher die wissenschaftliche Welt den Ausführungen Detzners entgegensehen. Was uns aber in dem Buche von Detzner „**Vier Jahre unter Kannibalen**“ geschenkt worden ist, ist weit mehr, als man erwarten durfte. Detzner versteht es in diesem Werke nicht nur, dem Geographen, dem Ethnologen und Botaniker zahlreiche völlig neue Errungenschaften seiner Forschungen zu unterbreiten, sondern wird auch dem gebildeten Leser jeden Alters, von der reiferen Jugend bis zu dem ältesten Manne hin, der sich noch die Frische bewahrt hat, an der Tatkraft eines wagemutigen Helden Freude zu empfinden, eine Lektüre sein, die er nicht so bald vergessen wird. Detzner schildert die Zustände der Eingeborenen, bei denen er sich vier Jahre aufgehalten hat, aus ureigenster Erfahrung. Er schildert ihre Mannbarkeitsfeste, ihre ständigen Fehden, ihre Kannibalenmahlzeiten, kurz, das ganze so eigenartige Leben, das bis jetzt von keinem Weißen berührten steinzeitlichen Bevölkerung. Detzner schildert die Pracht des tropischen Urwaldes mit einer Naturwahrheit, die ich bewundernd las, der ich selbst einundeinhalb Jahre die Schönheiten und die Schrecknisse der Waldwildnis empfunden habe. Die Liebe zu der belebten Natur spricht aus allen Zeilen, sei es nun, daß Detzner seinen kleinen Hauspapagei schildert oder das Leben der Paradiesvögel und Laubenvögel in voller Freiheit beobachtet. Hier sei kurz die geographische Leistung Detzners hervorgehoben.

Da die Hoffnung besteht, daß Detzner die zahlreichen astronomischen Beobachtungen, Routenaufnahmen und Panoramen in die Heimat retten kann, so wird von ihm ein völlig neues Kartenbild der östlichen Hälfte Kaiser-Wilhelms-Land geschaffen. Diese Karte wird die von mir in Angriff genommene Karte der Westhälfte im Maßstab 1 : 250 000 nach Osten erweitern. Wir Deutschen können also mit Stolz sagen, daß von den drei Kolonien Neu Guineas die deutsche in ihrer ganzen Ausdehnung am besten durchforscht ist. Auch im Osten der Kolonie können keine geographischen Überraschungen mehr bevorstehen. Leider steht allerdings zu befürchten, daß die jetzige australische Verwaltung der Kolonie die englische Forschungsmethode annehmen wird, so daß der Stand unserer Kenntnis wohl in absehbarer Zeit nicht über die deutschen Forschungen hinausgehen wird.

Der Kriegsausbruch traf Detzner, als er auf einem großen Inlandszuge entlang der deutsch-englischen Grenze, rund **300 Kilometer von der Küste, sich befand. Auf diesem hatte** er bereits festgestellt, daß das zentrale Gebirge Neu-Guineas viel weiter im Norden verläuft, als die neuesten Karten bis jetzt angaben. Die Wasserscheide liegt völlig auf deutschem **Gebiete. Die Oberläufe der zahlreichen Ströme der englischen Kolonie querte er sämtlichst auf deutschem Boden. Die Nach**richt vom Kriegsausbruch zwang ihn zur Umkehr von der so erfolgreich begonnenen Inlandsexpedition. Auf neuen Wegen strebte er zum Markham und von dort nach Morobe. Er fiel in englische Hände. Der trotzige Forscher entschließt sich lieber auf unbestimmte Zeit, ohne Verbindung mit Weißen, im Innern der Insel unter Kannibalen auszuhalten, als sich zu übergeben. Sein Hauptquartier, wenn man von einem einzelnen Europäer so sagen darf, legte er in das Hinterland des Sattelberges, von wo aus er zahlreiche Versuche der Durchquerung bis ins holländische Gebiet hinein unternahm. Mußten sie auch bei der schlechten Ausrüstung dazu verurteilt sein, sämtlichst zu scheitern, so sind die geographischen Forschungsresultate deswegen nicht minder wichtig. Detzner drang bis ins zentrale Bismarckgebirge vor. Er erforschte aber eingehend die wilde Hochregion des Saruwaged, auf dessen Kalkplateau er Spuren ehemaliger Vergletscherung feststellte. Es gelang ihm, diesen höchsten Berg des deutschen Besitzteiles, der bis zu 4200 Meter emporstrebt, mehrere Male zu besteigen und umfassende Beobachtungen über die eigenartige Hochgebirgsnatur dieses Tropengipfels zu machen. Das Thermometer sank verschiedene Male unter Null Grad, Schnee und Hagel in der Nähe des Äquators mußten seine treuen schwarzen **Begleiter ertragen.**

Wir Deutschen können stolz sein auf die Leistungen Detzners und seiner schwarzen Begleiter. Durch ihn ist der letzte Schleier vom unbekannten Innern hinweggezogen worden, so daß die Gebirgssysteme und die Flüsse des deutschen Anteiles von Neu Guinea heute klar vor aller Augen stehen. Stolz können wir sein, daß die deutsche Flagge unbesiegt bis zum letzten Augenblick über unserer Kolonie geweht hat. Vor allem aber können wir stolz sein auf die Erfolge der deutschen Kolonisationsmethode, denn die Eingeborenen haben bis zum letzten Augenblick treu an dem einzelnen Europäer gehangen. Trotzdem die Missions- und Küstenstationen sämtlich von den Engländern besetzt waren, und trotzdem sie stets von neuem bedroht wurden, daß sie bei einem Ausharren bei Deutschland die schwersten Schädigungen für Eigentum und Leben erleiden müßten, haben sie trotz und alledem lieber zum Deutschtum und dem einsamen Helden halten wollen, als zum Feinde übergehen.

Gefallene Größe.



Wilsons berühmte 14 Punkte — *De Notenkraker*

Die Rentabilität kommunaler Lichtspielbetriebe.

Von Dr. W. Warstat in Stettin.



Bei der Erörterung der Frage, ob eine Kommunalisierung der Kinotheater in irgendeiner Form ratsam ist, sei es, daß man den Kommunen das Recht erteilt, ein oder mehrere Kinotheater ihres Bezirks unter bestimmten Bedingungen zu enteignen und in eigenen Betrieb zu übernehmen, oder daß man ihnen ein Monopol für den Betrieb von Lichtspieltheatern verleiht und es ihnen überläßt, über dieses Monopol im Einzelfalle zu verfügen, ist die Rentabilität städtischer Lichtspielbetriebe einer der am meisten bestrittenen Punkte. Zwar wird von den Befürwortern der Kommunalisierung mit vollem Recht als Ziel und Zweck einer derartigen Maßnahme in erster Reihe die Bekämpfung von Schund und Schmutz im Kino und die Ausnutzung dieser zu so außerordentlicher sozialer Bedeutung gelangten Schaustätte für eine kulturell einwandfreie und womöglich verfeinerte Unterhaltung sowie der Bildungswerte des Films für Schule und Volksbildung betont.

Unverkennbar spielt aber die Hoffnung, in den kommunalisierten Kinotheatern für die notleidenden Finanzen der Städte und Gemeinden eine ergiebige Einnahmequelle zu erschließen, bei vielen Freunden der Kommunalisierung eine sehr wichtige Rolle. Anderseits wird von den Gegnern der Kommunalisierung stets mit großem Nachdruck und unter Verallgemeinerung einiger schlechter Erfahrungen, die man hie und da mit kommunalen Lichtspielbetrieben gemacht hat, behauptet, daß durch Übernahme der Lichtspieltheater in städtische Regie ihre Rentabilität unter allen Umständen vernichtet wird und daß auf diese Weise nur nutzlos ein blühender und für die Gesamtheit wichtiger Zweig unseres Wirtschaftslebens vernichtet wird, ohne daß die Kommunen dabei auf den erhofften wirtschaftlichen, die Allgemeinheit aber auf den erwünschten kulturellen Erfolg rechnen könnte. Demgegenüber sollen hier, **ohne im übrigen damit die Frage nach der Rentabilität kommunaler Lichtspielbetriebe endgültig entscheiden zu wollen**, auf Grund authentischer Berichte einige Erfahrungen mitgeteilt werden, die in Norwegen und ebenfalls in Deutschland von einigen Mitgliedern des Bilderbühnenbundes deutscher Städte E. V. in Stettin mit gemeindlichen Lichtspielbetrieben, namentlich hinsichtlich ihrer Rentabilität gemacht worden sind.*

In **Norwegen** beschloß das Storthing im Jahre 1910 ein Gesetz, das den Kommunen ermöglichte, privaten Kinos die Konzession zu versagen und die Lichtspieltheater in eigenen Betrieb zu übernehmen. In den folgenden Jahren nahmen dann die meisten norwegischen Städte und auch eine große Anzahl von Landgemeinden mit größerer Industrietätigkeit den kommunalen Kinobetrieb auf. In Christiania weigerten sich die privaten Besitzer zunächst, ihre Theater der Stadt völlig zur Verfügung zu stellen, ließen sich aber zu einem Vertrag bereitfinden, laut dem der Nettogewinn der Theater zu gleichen Teilen zwischen der Stadt und den Inhabern geteilt wird. Nach Verlauf von vier Jahren ist die Stadt zur Übernahme der Theater in eigenen Betrieb berechtigt. Im übrigen besteht augenblicklich nach einem Bericht des Leiters der „Kommunalen Filmzentrale" in Norwegen Henrik Berg in 49 norwegischen Orten mit 101 Theatern kommunaler Kinobetrieb, in 107 Gemeinden mit 117 Theatern Privatbetrieb. Die Bruttospieleinkünfte der kommunalen Lichtspielbetriebe beliefen sich in einer Anzahl wichtigerer norwegischer Gemeinden auf folgende Summen:

Name:	Einwohnerzahl:	Brutto-Spieleinnahmen:
Scarpsborg	13 000	200 000 Kr.
Moß	9 000	180 000 „
Fredrikshald	12 000	250 000 „
Lilleström	4 000	75 000 „
Notodden	6 000	150 000 „
Fredrikstad	16 000	350 000 „
Kristiansand	17 000	300 000 „
Skien	16 000	250 000 „
Tönsberg	11 000	250 000 „
Norten	10 000	200 000 „
Sandraß	3 000	75 000 „
Sortland (Landgemeinde)	—	15 000 „
Christiania	250 000	7 000 000 „
Drontheim	52 000	1 500 000 „
Bergen	90 000	2 500 000 „

Die **gesamte jährliche Brutto-Spieleinnahme** der kommunalen Lichtspielbetriebe wird auf **16 000 000 Kr.** veranschlagt, wovon auf Christiania allein 7 000 000 Kr. entfallen. Die Spieleinkünfte der privaten Bühnen werden überschläglich auf 3- bis 4 000 000 Kr. geschätzt. Der Reinertrag hängt im einzelnen von der Größe der Lokale ab, da die Betriebsunkosten für kleine Bühnen im Verhältnis nicht wesentlich geringer sind als für größere Räume, während die Bruttoeinnahmen bei diesen entsprechend der höheren Besucherzahl, die sie aufnehmen können, höhere sind. Die Überschüsse der kommunalen Betriebe schwanken im allgemeinen nach H. Bergs Angaben zwischen 40 bis 50 Prozent der Brutto-Spieleinkünfte.

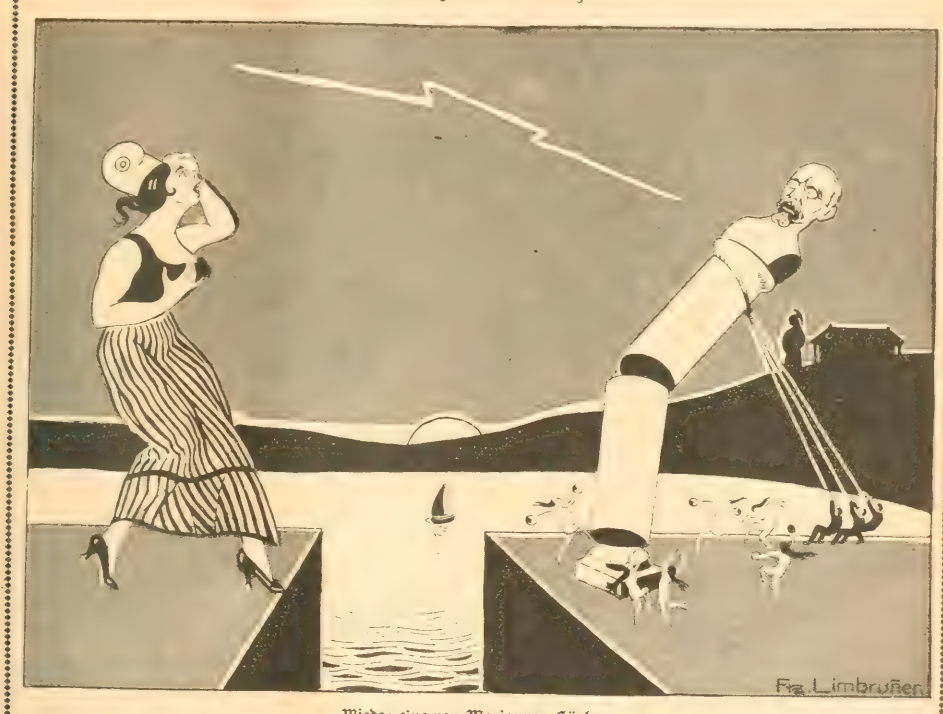
Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß die norwegischen Kommunen diese Überschüsse fast ausschließlich für Bildungszwecke verwenden: für die Einrichtung moderner Volksbibliotheken, von Kunstsammlungen, Veranstaltung von Volkskonzerten u. ä. Die Stadt Christiania hat z. B. im zweiten Halbjahr 1919 aus den Überschüssen der kommunalen Kinos aufgewandt für das Volkstheater 400 000 Kr., für ein Ateliergebäude für den Bildhauer Vigeland 150 000 Kr., für ein neues Konzerthaus 100 000 Kr., für Schulfilme 50 000 Kr., für einen „Städtischen Kinematographenfonds für Pensionierung der Künstler des Nationaltheaters" 20 000 Kr.

Die kommunalen Kinos in Norwegen sind seit 1917 im „Landesverband kommunaler Kinos" („Kommunale kinematographiske landsforband") zusammengefaßt, dessen Aufgabe in der Wahrung der gemeinsamen Interessen, in der Beratung der Gemeinden bei Einrichtung und Betrieb ihrer Kinos, Aufstellung statistischer Übersichten über Lohn- und Arbeitsverhältnisse u. ä. besteht. Der „Landesverband" hat vor allem im Juli 1919 eine „Kommunen-Filmzentrale" („Kommunevues Filmcentral a. s.") gegründet, ein Filmverleihunternehmen, das die Versorgung der kommunalen Kinos mit Leihfilmen übernimmt, da die privaten Leihfirmen den gemeindlichen Betrieben beim Filmbezug Schwierigkeiten bereiteten. An diesem Unternehmen, das über ein haftbares Kapital von etwa 1 000 000 Kr. verfügt, sind etwa dreißig Kommunen beteiligt.

In **Deutschland** besitzen die Städte noch kein gesetzliches Recht zur Kommunalisierung der Kinos. Aber der Gedanke, daß die Bekämpfung von Schund und Schmutz im Kino und die Auswertung des Films im Dienste einwandfreier und kulturell hochstehender Volksunterhaltung sowie im Dienste der Volks- und Jugendbildung eine der wichtigsten Kulturaufgaben der kommunalen Selbstverwaltung sei, fand seit der Begründung des **Bilderbühnenbundes Deutscher Städte E. V. in Stettin** (1915) immer mehr Anhänger, und eine große Zahl von den dem Bunde heute angeschlossenen 189 Städten, Gemeinden, Kreisen und Vereinen haben den Weg der Selbsthilfe beschritten und entweder eigene kommunale Lichtspieltheater errichtet oder Bilderbühnenvorführungen in städtischen oder zu diesem

* Wie der Verfasser hier schon andeutet, darf die Frage der Kommunalisierung der Lichtbühnen nicht verallgemeinert werden. Es ist sicher, daß ihre Rentabilität ebensowohl wie ihre Veredelung nicht in allen Gemeinden gewährleistet ist. Der unten dargelegte Fall der Urania in Stettin scheint ja nach der eigenen Ansicht des Verfassers ein Ausnahmefall zu sein. (Die Redaktion.)

Venizelos' Sturz.



Wieder eine von Mariannes Säulen.

Zwecke angemieteten Räumen veranstaltet. Mangels der gesetzlichen Unterlage ist allerdings auf diese Weise erst ein noch bescheidener Anfang, aber immerhin ein Anfang mit einer Art „Kommunalisierung“ von Lichtspielbetrieben bei uns gemacht; etwa dreißig Mitglieder des Bilderbühnenbundes verfügen über eigene Lichtspielbetriebe, etwa ebenso viele veranstalten Lichtspielvorführungen in angemieteten Räumen, etwa sechzig veranstalten „Schullichtspiele“, d. h. Schulfilmvorführungen vor Schülern in Anlehnung an den Unterricht. Die Geschäftsstelle des Bilderbühnenbundes in Stettin verfügt über ein eigenes umfangreiches Filmarchiv (ca. 20 000 Meter Film), namentlich von Schulfilmen, und beschafft sämtliches für die Vorführungen der Mitglieder benötigtes Filmmaterial, wobei besonderes Gewicht auf eine kritische Auswahl der auf dem Markte erscheinenden Filme gelegt wird.

Im folgenden sollen nun die geschäftlichen Ergebnisse einiger dem Bilderbühnenbunde angeschlossener Lichtspielbetriebe als Beispiele für die Rentabilitätsaussichten derartiger Betriebe mitgeteilt werden. Als seinen Musterbetrieb betrachtet der Bilderbühnenbund nach wie vor die „Stettiner Urania“. Diese wurde bereits im September 1914 auf städtischem Mietlande in einem zu einem Theater mit rund 800 Sitzplätzen und mit musterhaften Betriebseinrichtungen ausgebauten Rundgemäldebau eröffnet. Das Anlagekapital **betrug rund 105 000 Mark. Es wurde in Höhe von 85 000 Mark durch Geschäftsanteile von 500 bis 10 000 M. von fünfunddreißig Gesellschaftern aufgebracht, während die restlichen 20 000 M. durch ein Darlehen der Stadt Stettin gedeckt wurden.** Die Geschäftsanteile der G. m. b. H. werden mit durchschnittlich 5 Prozent jährlich verzinst. Die Geschäftsergebnisse waren so günstig, daß in der Zeit vom Oktober 1914 bis Juni 1919 das Darlehen der Stadt Stettin getilgt und von den Anlagewerten rund 64 000 M. abgeschrieben werden konnten. Außerdem wurden Rücklagen in Höhe von **rund 52 000 M. gemacht.** Die Geschäftsergebnisse der ersten fünf Betriebsjahre gestalteten sich im einzelnen folgendermaßen:

	1914/15	1915/16	1916/17	1917/18	1918/19
Spieltage . .	228	307	322	308	303
Besucherzahl .	98 600	179 000	169 500	224 000	261 000
Betriebseinn.	63 283	99 441	115 709	189 807	311 802
Betriebsausg.	58 873	96 464	104 345	126 154	227 260
Überschuß . .	4 410	2 977	11 364	63 653	84 542

An Lustbarkeitssteuer flossen der Stadtkasse rund 89 800 M. zu. Die Eintrittspreise betrugen 1915 0,40 M., 0,60 M., 0,75 M.; 1919: 1 M., 1,30 M., 1,70 M. auf den verschiedenen Plätzen. Nach dem mit der Stadt abgeschlossenen Vertrage unterliegt der ganze Betrieb der Aufsicht eines aus Sachkundigen auf den Gebieten des Lichtspielwesens, der Bildungspflege und der Schule gebildeten Kuratoriums.

Bei der Beurteilung dieser Ergebnisse sind als besonders günstige Umstände zu beachten, daß keines der von privater Seite in Stettin betriebenen Lichtspieltheater hinsichtlich Größe und Ausstattung die Stettiner Urania erreicht, und daß vor allem die Urania in der Person ihres Direktors K. Schnalle einen Leiter von außerordentlicher Gewandtheit und Umsicht gefunden hat, der namentlich auch hinsichtlich der Filmauswahl eine besonders glückliche Hand zu beweisen pflegt.

Gibt uns die Stettiner Urania das Beispiel eines gemischt wirtschaftlichen, halb gemeinnützigen Betriebes in einer Großstadt, so stellt die städtische Bilderbühne zu Politz i. P. ein rein städtisches Unternehmen in einer Kleinstadt von etwa 4000 Einwohnern dar. Die Bühne wird geschickt und sachkundig von dem Stadtsekretär Runge geleitet. Sie wurde im Jahre 1918 zunächst in einem gemieteten Saale eröffnet und das zur Einrichtung benötigte Kapital von 6000 M. vom Wohlfahrtsausschuß zur Verfügung gestellt. Später wurde das städtische Spritzenhaus mit einem Kostenaufwande von 80 000 M. zu einem städtischen Lichtspieltheater umgebaut, das gleichzeitig als Volkshaus den Zwecken der Volkshochschule und anderen gemeinnützigen Bildungseinrichtungen dient. Das Kapital lieh die städtische Sparkasse her. Es wird aus den Überschüssen verzinst und getilgt. Das Theater umfaßt rund 300 Plätze. Zunächst wurde ein Programm nur an zwei Spieltagen in der Woche, alsdann an drei Spieltagen (Sonnabend bis Montag) vorgeführt. In den Sommermonaten ruht der Betrieb. Das Ergebnis der beiden ersten Betriebjahre, Juni 1918 bis Anfang Juli 1919 und 1. Dezember 1919 bis Anfang Juli 1920, ist folgendes:

	1918/19	1919/20
Vorführungen für Erwachsene	69	117
Besucher	15 880	18 658
Vorführungen für Kinder (außer Schullichtspiel)	13	12
Besucher	3 652	3 255
Betriebseinnahmen	13 326 M	24 978 M
Betriebsausgaben	10 564 M	17 291 M
Überschuß	2 762 M	7 687 M

Die Eintrittspreise betrugen 1918/19: 0,50 M., 0,75 M., 1 M.; 1919/20: 1 M., 1,50 M., 2 M., 2,25 M.

Als günstig für die Bühne ist zu erwähnen, daß sie das einzige Lichtspieltheater am Orte darstellt, als ungünstig die für kleine Orte stets nur beschränkte Möglichkeit der Ausnutzung eines Filmprogrammes (nur zwei bis drei Spieltage in der Woche!). Die Rentabilität ist jedenfalls klar ersichtlich.

Als Beispiel für Lichtspielveranstaltungen in größeren Zeitabständen in einem angemieteten Theater (sogen. „Bilderbühnenabende") sollen die Ergebnisse der Lübecker Lichtspielgemeinde herangezogen werden, die, auf Anregung von Regierungsrat Dr. Bolger in Lübeck begründet, in Abständen von zwei bis drei Wochen in den Stadthallen-Lichtspielen zu Lübeck „Bilderbühnenabende" veranstaltet und bei diesen Filme meist in Verbindung mit anderen Darbietungen (Rezitation, Vorlesung, Gesang usw.) vorführt. Die Mitglieder der Lichtspielgemeinde zahlen einen Beitrag von 3 M. und haben dafür Anspruch auf eine Preisermäßigung von je 50 Pfennig für sechs Veranstaltungen der Lichtspielgemeinde. Sie bilden — und das ist wichtig nicht nur für die Rentabilität, sondern auch für die kulturelle Auswirkung der Lichtspielgemeinde, die „Freunde am guten Lichtspiel", seine „gesteigerte Verwendung zu gediegener Unterhaltung", kurz, eine „Veredelung des Lichtspiels" bezweckt — einen festen Stamm von Besuchern. Schon dadurch wird die Konkurrenz mit den privaten Theatern erleichtert. Die veredelte Ausgestaltung der Abende nach der künstlerischen Seite hin trägt des weiteren mit dazu bei, in ihrer Besonderheit das Publikum herbeizuziehen.

Die Lichtspielgemeinde hat bisher sechs Bilderbühnenabende und eine Sondervorführung (Geschlechtskrankheitenfilm) veranstaltet. Die Ergebnisse sind folgende:

	Einnahmen	Ausgaben	Überschuß
1. B.-B.-Abend	2 155,80 M	2 029,12 M	126,68 M
2. B.-B.-Abend	2 768,— „	2 511,65 „	256,35 „
3. B.-B.-Abend	1 858,— „	2 617,30 „	— 759,30 „
4. B.-B.-Abend	2 237,40 „	2 145,24 „	92,16 „
5. B.-B.-Abend	2 296,10 „	1 888,25 „	407,85 „
6. B.-B.-Abend	2 411,40 „	2 375,52 „	35,88 „
Sonder-Abend	10 747,20 „	6 654,11 „	4 093,09 „

Demnach ergibt sich ein Gesamtüberschuß von 4252,71 M.

Die Bilanz der Lichtspielgemeinde ist folgende:

Einnahmen	
Mitgliedsbeiträge (705 à 3 M.)	2 115,— M
Sonderbeiträge	2 852,— „
Überschüsse	4 252,71 „
	9 219,71 M
Allgemeine Ausgaben	3 233,11 M
Reingewinn	5 986,60 M

Es liegt wohl auf der Hand, daß auch bei einer solchen Lichtspielgemeinde die Rentabilität in erster Reihe von der Auswahl und Zusammenstellung der Spielfolgen sowie von der geschickten Organisation und geschäftlichen Durchführung der Veranstaltungen, demnach von der Persönlichkeit des Leiters abhängt. Immerhin werden in Lübeck durch Dr. Bolger ein Weg und eine Methode gezeigt, mit deren Hilfe auch anderswo unbedingt Erfolge zu erringen sind.

Die hier dargebotenen Beispiele konnten nun selbstverständlich nicht darlegen, das ein kommunaler Lichtspielbetrieb unbedingt rentabel sein muß, sie beweisen aber, daß er durchaus rentabel sein kann, auch unter den augenblicklich in Deutschland noch bestehenden keineswegs günstigen Verhältnissen, wenn nur die nötigen Voraussetzungen, namentlich in persönlicher und organisatorischer Beziehung, vorhanden sind oder nötigenfalls geschaffen werden. Man darf die Hoffnung hegen, daß es auch weiter mit Hilfe des Bilderbühnenbundes Deutscher Städte in Stettin gelingen wird, diese günstigen Voraussetzungen an möglichst vielen Orten zu schaffen oder sie da, wo sie vorhanden sind, für kommunale Lichtspielbetriebe auszunutzen, wobei die Hoffnung auf die Kommunalisierung der Kinos auf dem Wege der Gesetzgebung, wie es in Norwegen geschehen ist, als letztes zu erstrebendes Ziel im Hintergrunde erscheint.

Dokumente zur Zeitgeschichte

Der Einlaß in die Vereinigten Staaten.

Die Frage der Auswanderung, insbesondere nach Amerika, ist für viele akut geworden; und mancher meint, auf diese Weise den unerfreulichen Zuständen in unserem Vaterlande am leichtesten entgehen zu können. Da erscheint es uns angebracht, einmal auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, die sich schon der bloßen Einreise entgegenstellen. Im folgenden die Bestimmungen, die sich auf die Einreise in die Vereinigten Staaten beziehen, und eine Schilderung (gegeben von dem Inter Racial Council) von der Behandlung der Einwanderer, wie sie auf Ellis Island durchgeführt wird, durch das 80 bis 90 Prozent der Einwanderer gehen.

Die Redaktion.

Jeder Fremde muß sich zuerst einen Paß von seiner Landesregierung verschaffen der darauf von dem seinem Wohnplatz nächstgelegenen Konsulat der Vereinigten Staaten visiert und dann noch einmal von dem Konsul der Vereinigten Staaten in dem Abreisehafen zu visieren ist. Die Gesamtkosten dieser Visierung betragen 10 Dollar, damit wird jedoch nicht garantiert, daß der Fremde zugelassen wird. Zusätzlich des obigen Betrages hat jeder Fremde eine Kopfsteuer von 8 Dollar an die Regierung der Vereinigten Staaten zu entrichten, ehe ihm gestattet wird, in das Land einzuwandern. (Das sind also nach der heutigen Valuta ungefähr 1300 M. D. Red.) Es bestehen mehr als dreißig Gründe, die eine Person von der Einreise ausschließen können; diese Gründe betreffen die medizinische, physische, geistige, moralische, industrielle, ökonomische und Bildungs-Qualifikation. Die amerikanische Regierung ist fortgesetzt bestrebt, zu erreichen, daß die ärztliche Untersuchung der Auswanderer in

den Abreisehäfen vorgenommen wird, doch da bisher noch kein allgemeines Abkommen über die anzuwendenden Methoden mit den europäischen Ländern geschlossen worden ist, ist kein einheitliches System durchgeführt worden.

Bei dem Eintreffen an der Landungsbrücke werden die Kajütenpassagiere sofort untersucht; die Zwischendeck-Reisenden werden nach Ellis Island gebracht. Die geistige und die medizinische Untersuchung der Einwanderer wird durch Beamte des Gesundheitsdienstes der Vereinigten Staaten ausgeführt. Diese untersuchen auf ekelerregende und gefährliche Krankheiten oder irgend welche andere Krankheiten und physische Fehler, die in irgend einer Weise die Fähigkeit des Einwanderers beeinträchtigen könnten, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, ebenso auf die Möglichkeit von Geisteskrankheit, Blödsinnigkeit und Schwachsinnigkeit. Alle diese Fälle werden zur weiteren Veranlassung an die Einwanderungs-Behörde gemeldet. Einwanderer, die von temporären Krankheiten befallen sind, werden den Ellis Island-Hospitälern zur Behandlung überwiesen.

Nach der medizinischen und geistigen Untersuchung haben die Einwanderer vor einem Einwanderungs-Inspektor zu erscheinen, der eine Feststellungsliste mit den nachstehenden Rubriken für jeden Einwanderer vor sich hat: Name; Alter; Beruf; Geschlecht; verheiratet oder ledig; Nationalität, letzter Wohnsitz; Bestimmungsort, zu dem der Emigrant reist; ob er einen Fahrschein nach seinem Bestimmungsort besitzt, wieviel Geldmittel er besitzt, ob er lesen und schreiben kann, die Adresse seines nächsten Verwandten im Auslande und seine Personalbeschreibung. Jeder Einwanderer, der ankommt, hat seine Geldmittel zu zeigen, einige Fragen zu beantworten und muß darauf etwa 40 Worte vorlesen, die in seiner Landessprache oder seinem Dialekt gedruckt sind. Von dieser Prüfung sind befreit: Der Vater oder Großvater, wenn über 55 Jahre alt, die Frau, die unverheiratete oder verwitwete Tochter eines in den Vereinigten Staaten Ansässigen oder jeder Fremde, der zur Zufriedenheit der Einwanderungs-Behörde nachweisen kann, daß er den Zutritt in dieses Land sucht, um religiöser Verfolgung zu entgehen. Auch Fremde, die in den Vereinigten Staaten fünf Jahre hindurch gelebt haben und nach einer Reise in das Ausland innerhalb von sechs Monaten zurückkehren, sind von dieser „literarischen Prüfung" befreit.

Das Gesetz bestimmt, daß jeder Einwanderer nachweislich „klar und ohne Zweifel" berechtigt ist, zu landen. Wenn ein Fall zweifelhaft erscheint, so wird der Einwanderer zu weiterer Untersuchung festgehalten, und der Fall wird einem besonderen Untersuchungs-Komitee überwiesen, das aus drei Auswanderungs-Inspektoren besteht, die von dem örtlichen Einwanderungs-Kommissar ernannt sind. Wenn das Urteil ungünstig ausfällt, so hat der Emigrant das Privilegium, an den Arbeits-Minister zu appellieren, entweder persönlich oder durch einen Verwandten, einen Freund oder eine Gesellschaft. Die Entscheidung des Ministers ist endgültig.

Die unten wiedergegebene Liste der Gründe über den Ausschluß von der Einwanderung deutet an, daß eine bedeutende Zeit notwendig ist, um ein Urteil über jeden einzelnen Einwanderungsfall zu bilden. Die Zahl der Inspektoren ist ungenügend; wenn jeder der Inspektoren die für eine gründliche und vollständige Untersuchung benötigte Zeit in jedem einzelnen Falle anwenden wollte und jeder auch vierundzwanzig Stunden täglich arbeiten würde, so würde doch der New Yorker Hafen bald so überfüllt sein, daß ein Chaos herrschen würde. Wie die Untersuchungen jetzt zum Teil vor sich gehen müssen, wäre es eine Übertreibung, wenn man sagte, daß die gewöhnliche Untersuchung des einzelnen Einwanderungsfalles mehr als einige Minuten beansprucht. Der Inspektor ist im großen und ganzen auf die Angaben in dem Attest angewiesen; er mag auch von einem amerikanischen Konsul Anhaltspunkte erhalten, und er weiß, daß Bestimmungen und Vorschriften fremder Regierungen und Schiffahrtsgesellschaften bestehen, die von Wert sind — aber die Tatsache bleibt, daß die Gesetze zum Ausschluß unter den bestehenden Bedingungen und mit den gegenwärtigen ungenügenden Einrichtungen nicht restlos durchgeführt werden können.

Vor mehreren Jahren waren die Vertreter von verschiedenen Einwanderungs-Vereinigungen auf der Ellis-Insel im ständigen Dienst, und einige von diesen sind noch jetzt als Vertreter des Zentralkomitees im Amte. Diese helfen dadurch, daß sie Informationen erteilen, und sie vertreten den Einwanderer bei der Appellation, aber sie treten nicht für ihn ein, ihm eine Beschäftigung zu verschaffen. Das Gesetz gestattet jetzt den Staaten und Territorien, einen Vertreter zu bestellen, der mündlich oder schriftlich die einzelnen Vorzüge schildert, die dem Einwanderer sich bieten. Ein Staat hat einen Vertreter, doch wie das Gesetz im allgemeinen durchgeführt wird, hätte es ebensogut nicht eingeführt zu werden brauchen; ein anderer Staat hat ein großes Plakat, das den Einwanderer darüber informiert, wohin Anfragen nach Arbeit zu richten sind, doch der Ort für die Bewerbungen ist nicht Ellis Island.

Die Regierung tut nichts, um den Einwanderer in Verbindung mit einer Arbeitsgelegenheit zu bringen. Wenn der betreffende Staat einen kompetenten Vertreter finanzieren würde, so könnte sehr viel erreicht werden. Die Staaten sind jedoch ebenso indifferent wie die Regierung. Heute ist ein Mann auf seine Freunde angewiesen — und seine Freunde kennen nur wieder ihre eigenen lokalen Verhältnisse. Wir brauchen eine intelligente Methode der Verteilung. Anscheinend wird es notwendig sein, die mühsame Arbeit einer ergänzenden Gesetzgebung zu schaffen, ehe ein wirklicher Fortschritt gemacht werden kann."

Deutschlands gute Position.



Die Haltung der friedliebenden Entente (Der Nebelspalter)

Fremde, die prinzipiell von der Einreise nach den Vereinigten Staaten ausgeschlossen sind.

Idioten, Blödsinnige, Schwachsinnige und Epileptiker, Geisteskranke und Personen, die einen Anfall oder mehrere Anfälle von Geisteskrankheit hatten.

Personen von dauernder psychopathischer Minderwertigkeit.
Personen mit chronischem Alkoholismus.
Arme. (Bei der Entscheidung, ob ein Einwanderer ein „Armer" ist oder wahrscheinlich der Öffentlichkeit zur Last fallen würde, berücksichtigen die Einwanderungs-Behörden unter anderem seinen Beruf sowie ob sein Gesundheitszustand die Ausübung seines Berufes gestattet und die geistige Beschaffung; ferner die Anzahl der Personen hier oder auswärts, die auf ihn für ihre Unterstützung angewiesen sind; seine Aussichten, Arbeit zu erhalten und dauernd auszuführen, und die Geldsumme, die er in seinem Besitz hat.)
Gewerbsmäßige Bettler und Landstreicher.
Personen, die von irgendeiner Art der Schwindsucht befallen sind oder an ekelerregenden oder gefährlichen Krankheiten leiden.
Personen, die nach Angaben des untersuchenden Arztes geistige oder körperliche Fehler haben, wenn die körperlichen Fehler von einer solchen Art sind, daß sie die Fähigkeit des Fremden beeinflussen, seinen Lebensunterhalt zu verdienen.
Personen, die bestraft worden sind oder die zugeben, ein Verbrechen begangen zu haben, das auf eine moralische Verkommenheit schließen läßt.
Polygamisten oder Personen, die Polygamie betreiben, an Polygamie glauben oder für Polygamie eintreten.
Anarchisten und dergleichen.
Prostituierte oder Personen, die nach den Vereinigten Staaten kommen, um Prostitution oder andere unmoralische Praktiken zu betreiben. Personen, die ganz oder zum Teil von der Prostitution leben.
Kontrakt-Arbeiter. Fremde, die angeregt, unterstützt, ermutigt oder aufgefordert wurden, nach diesem Lande zu wandern unter dem Angebot oder dem Versprechen, Arbeit zu erhalten, ob diese Angebote oder Versprechen wahr oder falsch sind oder als eine Folge einer Abmachung, mündlich, schriftlich oder gedruckt, ausdrücklich oder umschrieben, um Arbeit irgendeiner Art in diesem Lande zu verrichten, gelernte oder ungelernte. Facharbeiter dürfen mit der Genehmigung des Sekretärs für Arbeit einwandern, wenn es sie nicht im Lande gibt.
Personen, die infolge von Anzeigen nach Amerika kommen, die in fremden Ländern gedruckt, veröffentlicht und verbreitet wurden.
Personen, die voraussichtlich der Allgemeinheit zur Last fallen.
Personen, die auf Grund einer Bestimmung des Emigrationsgesetzes deportiert wurden und die eine Wiedereinreise innerhalb eines Jahres nach ihrer Ausweisung versuchen.
Personen, deren Fahrt oder Fahrschein durch eine andere Person bezahlt wurde oder die durch andere unterstützt worden sind, wenn sie nicht genügende Nachweise erbringen können, daß sie nicht zu einer der obigen ausgeschlossenen Klassen gehören.
Blinde Passagiere.
Alle Kinder unter 16 Jahren, die sich nicht in Begleitung ihrer Eltern befinden oder zu diesen gehen wollen.
Personen, die aus der gesetzlich festgelegten Ost-Zone kommen.
Fremde über 16 Jahre alt, physisch des Lesens fähig, die nicht Englisch lesen können oder eine andere Sprache oder einen andern Dialekt. Von der Prüfung sind befreit: ein Vater oder Großvater über 55 Jahre alt, Frau, Mutter, Großmutter, unverheiratete oder verwitwete Tochter eines Bürgers der Vereinigten Staaten oder eines Fremden, dem der Zutritt bereits gewährt wurde, und Fremden, die zur Zufriedenheit der Einwanderungsbehörde nachweisen können, daß sie die Aufnahme in dieses Land suchen, um religiösen Verfolgungen zu entgehen.

Unter der Lupe

Eine Lücke im Versailler Friedensvertrage. General Nollet ist unlängst von einem Berliner Schöffengericht dahin beschieden worden, daß in Deutschland Strafanträge in deutscher Sprache zu stellen sind. Er hatte sich im vorliegenden Falle der französischen Sprache bedient, als es in einem Beleidigungsprozeß galt, einem Kraftwagenführer Genugtuung wegen seiner angeblich verletzten Ehre zu verschaffen. Die dem Franzosen gerichtsseitig erteilte Belehrung wird die Entente nachdenklich stimmen. Es ist klar: hier klafft im wohlverpichten Vertrage eine Lücke, er hat Nebenluft. Dem Boche sind zwar alle Fluchtröhren verkeilt, aber aus dem Bau seines Rechtes, aus seiner Gerichtsverfassung läßt er sich nicht herauszerren. Darin verklüftet, zeigt er wie ein Dachs die Zähne und wehrt die Dackel ab. Allein werden sie mit ihm nicht fertig; soll nun die Entente einen Einschlag von oben versuchen? Das würde bei dem Rocher de bronze des Rechts mißglücken, da käme man nicht durch. Also wird man sich künftig vorzusehen haben. Wie es damit im besetzten Gebiet gehalten wird, ist uns nicht bekannt, aber vielleicht haben sich dort die deutschen Richter mit Eingaben zu befassen, die von Senegalnegern oder Kabylen herrühren, und wenn deren Sprache nicht verstanden und die Eingabe zurückgewiesen wird, ist dann wieder einmal Gelegenheit gegeben, eine Gelderpressung vorzunehmen. Noch haben wir die farbigen Franzosen ja nicht in Berlin und vermögen aus eigener Anschauung keine Vergleiche zwischen ihnen und ihren weißen Kameraden anzustellen, aber der vorerwähnte Beleidigungsprozeß ist hervorgegangen aus dem Benehmen dieser Kameraden gegen Deutsche und erinnerte einigermaßen an die Senegal-Zivilisation. Der kann nur begegnet werden durch den Gebrauch der deutschen Sprache: es muß deutsch mit den Herren geredet werden, sobald sie sich Herrenrechte anmaßen. Die deutsch Spraak ist zwar eine arme Spraak, aber mit Hilfe zweckentsprechender Rednergesten wird sie auch dem französischen Ohr verständlich, so daß sich eine Verstopfung der Lücke im Friedensvertrag erübrigt. Nebenbei bemerkt: Was würde ein Gerichtshof in Paris wohl machen, wenn ein Deutscher eine Klage in deutscher Sprache einreichen wollte? Wahrscheinlich gar nichts! Und warum? Weil der Gerichtsschreiber schon beim ersten Anblick des Schriftsatzes seinen Verfasser wegen Verhöhnung des Landesgesetzes hinauswerfen würde.

*

Eine Neuauflage des Völkerbundes. „Und das Kindlein, kaum geboren, nimmt der Helfer bei den Ohren", sang einmal Vischer-Schartenmeier in seiner Schauerballade von dem kindermörderischen Geistlichen. Der Völkerbund in seiner jetzigen Verfassung reizt zur Behandlung in demselben Balladenstil, und wenn es richtig ist, was aus Amerika gemeldet wurde, daß nämlich Harding einen neuen Völkerbund plane und die Rolle des „Helfers" übernehmen wolle, scheint dem Wilsonschen Wechselbalg Gefahr zu drohen. Ein Völkerbund ohne die Vereinigten Staaten ist ein Wagen, dem das vierte Rad fehlt, und je mehr Fahrgäste darauf Platz nehmen, um so unbeweglicher wird er. Vielleicht bedeutet die Meldung auch nicht mehr als einen Nasenstüber für Wilson, um ihm, dem Vater der Mißgeburt, zu Gemüte zu führen, welche Politik er getrieben hat. Der Eintritt der größten Republik des Erdballs in den Völkerbund gerade jetzt würde sie unter Umständen der Gefahr der Majorisierung durch ein

von offenen und heimlichen Gegnern gebildetes Konglomerat aussetzen. Die antijapanische Gesetzgebung in Kalifornien, von Japan als Gewalttat empfunden, rückt die Entscheidungsstunde des Ringens um die Herrschaft über den Stillen Ozean näher, der in der Jones-Bill verkörperte Wirtschafts-Imperialismus birgt Konfliktskeime mit allen seefahrenden Nationen in sich, nicht zuletzt mit England. Auf der andern Seite stehen: Der Tonnage-Überfluß verbunden mit Frachtenmangel und die Unvollkommenheit der regulären Armee, deren Sollbestand (Mitte Oktober) von 297 000 um rund 91 000 Mann zu gering war. Die sogenannte Nationalgarde, deren Kopfstärke 180 000 Mann betragen soll, wies zur selben Zeit ein Manko von ungefähr 120 000 Mann auf.

Bei dieser Sachlage ist es verständlich, wenn Harding die dem Völkerbund abgünstige Volksstimmung als Vorspann für seine Pläne benutzt und nichts von dem sozusagen erst in Ton ausgeführten Gebilde wissen will. Es wird ja noch an allen Ecken und Enden daran herummodelliert, und, unfertig wie es ist, verträgt es noch nicht die Abformung, geschweige denn die Herstellung in edlem Dauermaterial. Was sich auch von kleinen Völkerschaften aus anderen Erdteilen an der Genfer Versammlung beteiligen mag, der Eindruck, daß es sich in der Hauptsache um eine europäische Angelegenheit handelt, ist unverkennbar, und zwar um eine Angelegenheit, bei der die Weltinteressen ganz im Schatten der englisch-französischen Rivalität stehen. Dieser Bund ist weniger eine Tagung von Ärzten als von Kranken und in seiner Hilflosigkeit gegenüber den wirklich schweren Leiden vieler kleinen Staaten eine gründliche Widerlegung des Pazifismus. Wohnte ihm die ihm nachgerühmte Heilkraft inne, so müßte sie sich jetzt offenbaren. Harding dürfte, sobald er Ernst macht mit seinem Plan, schnell Zulauf haben aus den Reihen der Mißvergnügten und damit Amerika Genugtuung verschaffen für die Niederlage, die ihm sein Vierzehnpunkte-Mann in Versailles zugezogen hat, indem er sich von Clemenceau und Lloyd George in den Winkel schieben ließ.

*

Kinderhilfe. In den Richtlinien für die Spendensammler war darauf aufmerksam gemacht worden, daß vom Gesamtbetrage der Einkünfte Steuerabzüge gemacht werden dürfen für Beiträge an mildtätige Vereinigungen. Dieser verständige Hinweis erpreßt der „Freiheit“ einen Wutschrei: „Dank ihrer Wohltätigkeit können einige Spender einige Steuerstufen tiefer rücken! Das wird einer Proletariermutter, deren Kinder hungern, wohl keinen Schmerz verursachen, aber das Organ der Unabhängigen weiß es besser und wirft die Frage auf:

> „Gibt es wirklich eine proletarische Mutter, einen proletarischen Vater, die imstande wären, gemeinsam mit den Feinden ihrer Klasse eine Bettelei großen Stiles durchzuführen?“

um diese Frage zu verneinen. Die Geschichte von dem Knaben, der da sagte: „Es ist meinem Vater ganz recht, daß ich friere; warum kauft er mir keine Handschuh“, ist unsterblich.

*

Schiebung!

Heil dem großen Hermann Müller,
Der als mutiger Enthüller
Jüngst sich wieder hat gezeigt,
Der mit ehrlichem Entsetzen
Von verschob'nen Fürstenschätzen
Uns die Wahrheit hat gezeigt

Wie die fluchbelad'nen alten
Nicht mehr herrschenden Gewalten
Ihren Mammon schnell versteckt,
Wie die geldverseff'nen Knaben
Sack um Sack verschoben haben,
Hermann hat es aufgedeckt.

Ob die Sachen wirklich stimmen,
Solches kümmert nicht den grimmen
Einstigen Regierungschef;
Gimpelfang und Brunnentrübung,
Dieses ist der Zweck der Übung,
Ist der Zweck von dem Gekläff

Muß es da nicht furchtbar kränken,
Wenn auf jenen Spötterbänken,
Die der Unabhäng'ge ziert,
Alles fragt höchst ungeduldig,
Ob nicht die am meisten schuldig,
Die uns dunnemals regiert?

Ausgeschlossen, ausgeschlossen!
Nein, die Herrschaft der Genossen
War für uns das höchste Glück.
Hermann, herrlich glänzt dein Name,
Laß dich anstell'n als Reklame
Chef der deutschen Republik.

Franze aus Berlin.

Schluß des redaktionellen Teils.

Deutsche Karikaturen

Deutschlands Schwester.



„Der Anschlußgedanke ist gerade so unsterblich wie das deutsche Volk.“
Ludo Hartmann, der österreichische Gesandte, bei seinem Scheiden von Berlin in der Rede vom 18. November.

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H. Berlin SW. Verantwortlich für die Redaktion: Dr. E. Mühling Berlin-Friedenau



Nummer 39 | 18. Dezember 1920 | 2. Jahrgang

Das Weihnachtsgeschenk.

Der deutsche Notenwechsel mit der Entente.

Von Paul Roland.



Wenn den in Genf versammelten Völkerbundvertretern die ihnen von der Entente angesonnene Pagodenrolle noch nicht zum Bewußtsein gekommen sein sollte, müßten sie aller Einsicht bar sein: ein Versailler haut mit der Faust auf den Tisch, und alle Häupter wackeln erschüttert ein Ja. Dazu sind sie geladen worden und zugleich mit der stillschweigenden Voraussetzung, kein Wort über den Vertrag von Versailles zu verlieren, obschon auf ihm der Völkerbund sich aufgebaut hat. Was auch über diesen, seine Bedeutung für die Menschheit und seine Aufgaben in schwungvollen Reden verkündet wurde, erweist sich als eitel Phraseologie gegenüber dem Gang der Ereignisse in Europa, und der von Argentinien gegen den Völkerbundrat geführte Schlag und das Verlangen, alle souveränen Staaten zum Bunde zuzulassen, verrät, daß das Gewissen noch nicht in allen Völkern erstorben ist: sie wollen auch den Unterdrückten das Klagerecht vor diesem Gerichtshof verschaffen.

Hätte ein Vertreter Deutschlands bereits Sitz und Stimme in Genf, so würde er die Blicke der Versammlung auf die Notenwechsel hinlenken, die zwischen der Reichsregierung und der Entente stattgefunden haben; diese urkundlichen Belege für eine Erpresser- und Willkürpolitik unerhörter Art würden die ihnen gebührende Beurteilung durch alle nicht voreingenommenen Staaten finden. Es ist selbst nicht sicher, ob das bereits bedenklich gegen den Stachel des Mutterlandes leckende Kanada in der oberschlesischen Abstimmungsfrage und gegenüber dem Eingriff in die Redefreiheit deutscher Minister die Haltung der Entente billigen würde. Von Argentinien, Paraguay und anderen südamerikanischen Staaten ist nur Mißbilligung zu erwarten, und wenn das Eis einmal gebrochen wäre, hätte es nicht beim Abfall dieser auf den nordamerikanischen Schutz Vertrauenden sein Bewenden. Denn das Versailler Friedensinstrument enthält keinen einzigen Artikel, keinen Paragraphen, auf den sich die Entente bei ihren Vorstößen in Oberschlesien und im besetzten rheinischen Gebiet stützen könnte.

Charakteristisch für die beiden Entente-Noten ist die Furcht vor Unruhen. Nun wird niemand bestreiten, daß die Provinz Oberschlesien von polnischen Aufwieglern in Kriegszustand versetzt worden ist. Raub und Mord, Plünderung und Überfälle, von Polen verübt, stehen auf der Tagesordnung; Korfanty wird von der deutschen Presse unverhohlen als Beschützer, wenn nicht sogar als Helfershelfer von Mördern angeklagt, und wenn der Völkerbund einen Ausschuß zur Untersuchung dieser Schandtaten abordnen wollte, würde er feststellen, wie die Franzosen ihr Amt als „Ordner" auffassen und wie General Le Rond in einseitigster Weise der polnischen Kanaille Vorschub leistet, so daß es selbst den englischen Offizieren zuviel wurde. Da aber alle Einschüchterungen der Deutschen nicht verfangen und Korfanty, wie behauptet wurde, seine Sache als verloren ansieht, glaubte Lloyd-George dem Drängen der Herren vom Quai d'Orsay nachgeben zu sollen und verfiel auf den Vorschlag, den nicht ortsansässigen Abstimmungsberechtigten Köln als eine den Burgfrieden bietende Stadt zur Verfügung zu stellen. Im Versailler Vertrage suchen wir, wie gesagt, vergeblich nach einem Stützpunkt für diesen Verlegenheitsausweg, und die langatmige Begründung des Vorschlags läßt den sonst so peremptorischen Ton derartiger Ansinnen vermissen. Die Reichsregierung tat also wohl daran, sich auf den Vertragswortlaut zu versteifen, und wir gehen kaum fehl in der Annahme, daß der englische Premier sich selber keinen Erfolg von der Note verspricht und sie mit dem Hintergedanken abgesandt hat, die französische Besorgnis vor dem Endresultat in bengalischer Beleuchtung zu zeigen. Die Auslieferung Oberschlesiens an die polnische Wirtschaft liegt nicht im englischen Interesse; das ist von der Londoner Presse, die niemand der Deutschfreundlichkeit bezichtigen kann, des öfteren gesagt worden.

Ebensowenig wird man in Downing Street ernstlich glauben, deutsche Ministerreden könnten im besetzten rheinischen Gebiet Unruhen entfesseln. Also auch hier eines jener kleinen Geschenke an Marianne, das die Freundschaft erhält und um so lieber verabreicht wird, als es nichts kostet. Es mutet grotesk an, sich vorstellen zu sollen, daß in dem von Ententewaffen starrenden Rheinland, das von allen deutschen Truppen gemäß Artikel 1 der Vereinbarung vom 28. Juni 1919 geräumt ist, Aufstände der Zivilbevölkerung oder Störungen der öffentlichen Ordnung entstehen könnten infolge einiger Ministerreden. In ihrer Antwort nehmen die also Beschuldigten das Verdienst für sich in Anspruch, zur Beruhigung der Gemüter beigetragen zu haben. Das klingt recht bescheiden, und es wäre verständlicher gewesen, wenn die deutsche Antwortnote den Spieß umgedreht und den Vertretern Belgiens, Großbritanniens und Frankreichs erklärt hätte: Die Quelle der fortwährenden Beunruhigung liegt nicht nur in der Vergewaltigung von Eupen-Malmedy, die keinen Anreiz bietet, eine Abstimmung über Oberschlesien unter der Ententefuchtel in Köln vorzunehmen, sondern in der Aussaugung des Reiches durch die nimmersatten Blutegel des Besatzungsheeres und der Schändung deutscher Frauen und Mädchen, die den Senegalesen-Bestien preisgegeben sind. Auf dieses Schandmal französischer Zivilisation müßte in jedem amtlichen Schriftstück hingewiesen werden, immer wieder, ohne Aufhören, bis Havas' und Reuters Lügenmund verstummt.

Diplomatischen Gepflogenheiten mag diese Sprache fremd sein, aber sie besitzt den Vorzug der Allgemeinverständlichkeit. Der Versailler Vertrag ist zwar ein Angstprodukt, ausgeklügelt mit allen Pfiffen und Kniffen, um die Wehrlosigkeit Deutschlands zu verewigen, aber je weiter die Einsicht von der Unmöglichkeit um sich greift, diese Ungeheuerlichkeit durchzusetzen, um so krampfhafter ergehen sich die Franzosen in Quälereien und möchten die Welt glauben machen, es bereite sich am Rhein eine sizilianische Vesper vor. Und darum das Verbot, das den Ministern eines souveränen Staates das Reden innerhalb ihrer Staatsgrenzen verwehren will, ein Verbot ohne jede völkerrechtliche oder vertragliche Grundlage! Zu diesem Unfug soll eines Tages, wenn Deutschland einmal in Genf zum Wort verstattet wird, der Völkerbund seinen Segen geben. Bis dahin werden allerdings die Dinge einen anderen Lauf genommen haben, als er den Urhebern der verschiedenen Friedenschlüsse vorgeschwebt hat, und die Nationen werden es ablehnen, als Großsiegelbewahrer von Dokumenten unersättlichen Siegerübermuts zu fungieren, die den großen europäischen Raubstaaten ihr Übergewicht zum Schaden der Völkergemeinschaft in infinitum verbürgen sollen.

Deutsche Weihnacht.

Von Walther Nithack-Stahn.



Man sagt, daß keinem Volke der Alten Welt die Christusreligion so tief ins Gemüt gedrungen, keinem die Lichtbotschaft aus dem fernen Osten so kongenial gewesen sei wie den Germanen. Einer der stärksten Beweise dafür ist das deutsche Weihnachten. Schon der Name deutet eine innige Verschmelzung des Sonnenkultus unserer Altvordern mit dem Geburtsfest des Weltheilandes an. Und die altheiligen Symbole der „fröhlichen, seligen Weihnachtszeit" haben sich allmählich auch in der außerdeutschen Welt als die schönsten und tiefsinnigsten durchgesetzt, so daß heute in allen Erdteilen Christbäume flimmern und die heimlich bereiteten Gaben der Liebe von Hand zu Hand gehen.

Eine dunkle Fügung, unter die wir uns an solchem Weltfeiertage in schweigender Ehrfurcht beugen, läßt unser Volk in der Gegenwart und noch nicht absehbarer Zukunft durch lichtloses Dunkel wandern. Verarmt, nicht nur an sichtbaren Gütern, sondern auch an Besitztümern des Herzens, reich nur an bitteren Enttäuschungen — wie sollten wir gerade diesmal den fröhlichen Kindersinn aufbringen, ohne den dieses Fest unmöglich scheint? Aber gerade der Mangel an dem üblichen Glanz und Schmuck dieser Tage kann uns zum seelischen Gewinn werden. Stand nicht das holde Fest in der Vorkriegszeit, als wir im ganzen noch reich und mächtig waren, in Gefahr, von der Überfülle der Außendinge erdrückt und verflacht zu werden? Das ärmliche Christfest, das diesmal Millionen begehen müssen, wird — wir hoffen es — seinen seelischen Gehalt um so reiner aufleuchten lassen.

Aber wenn wir von dem sprechen, muß ein weitverbreiteter Irrtum bekämpft werden: als wäre Weihnachten vornehmlich ein Fest für die Kinder. Das kann es nicht sein, weil die Kinder seine Tiefe gar nicht verstehen. Sie freuen sich wohl des schimmernden Festgewandes, gewoben aus nordischem Wintergrau und südlicher Farbenpracht; freuen sich an süßem Lied und Ton, an den Überraschungen der Liebe. Aber die große Freude dieser Tage empfindet nur, wer einmal ohne sie gewesen ist, gleichsam vor Christi Geburt gelebt hat auf kalter, dunkler Erde. Nicht Kinder am Geiste verstehen das, nicht unentwickelte Seelen, denen die Welt noch immer eine große Kinderstube ist, wo es den Braven gut und den Schlechten schlecht ergeht — sondern solche, die sich durchs Leben gekämpft, in seiner Lieblosigkeit gefroren haben bis ins Mark, im Dunkel der Not gestrauchelt sind und sich blutige Wunden geschlagen haben: die wissen wenigstens, was einem lichthungrigen Erdenkinde Weihnachten sein kann!

Ist es ein Wunder, daß dieses Fest gerade den tiefsten und reichsten Geistern deutschen Stammes von je ans Herz gewachsen war? Denn aus der Sonnenwende ward es zum Sinnbild der Weltenwende. Immer war der Deutsche davon durchdrungen, daß die Welt, wie sie von Natur ist, wert sei, zugrunde zu gehen. Ein neuer Himmel, eine neue Erde, bessere Götter und bessere Menschen — das raunten ihm die Seher zu als das Ende der Dinge. Nun wohl, nichts anderes kündete die frohe Botschaft, als die Neugeburt der Welt aus der heiligen Liebesnacht.

Und noch ein anderes Bewußtsein war dem Deutschen eingeboren: das der Freiheit. Das Wort nicht verstanden im Sinne der Zuchtlosigkeit, vielmehr als Ausdruck der persönlichen Unabhängigkeit und Selbstverantwortlichkeit. Mag dieser Freiheitsdrang ihn oftmals zum Sonderling unter den Völkern gemacht, ihn zur Mißachtung der Gemeinschaft verführt haben — er gehört doch zu seinem edelsten Erbteil. Und wiederum kam Weihnachten diesem seinem Bedürfnis entgegen. So seltsam es vielen klingen mag, die von dem Inhalt des Festes nicht viel mehr wissen als allerlei Kindermärchen: es bedeutet die Mündigsprechung der Menschheit. Vor Christo, so sagten die ersten Apostel des neuen Glaubens, lebten die Menschen „unter dem Gesetz". Wohl glaubten sie an Gottheiten, die über ihnen in lichten Höhen webten und walteten. Doch über den Olympiern selbst thronte eine dunkle Macht: das eherne Schicksal, das seine Lose über Sterbliche und Unsterbliche warf, zu dem kein Gebet hinaufreichte, von dem kein Laut herniederklang zu Menschenherzen, stumm und kalt. Und wo die alten Götter starben, da blieb diese eine Macht übrig, der man sich beugte wie der Sklave dem fremden Gebieter: das Gesetz der Welt. Noch heute, und nicht nur unter den fatalistischen Völkern des Orients, ja, heute wieder ist dies der Weisheit Schluß für viele, die „wissenschaftlich" zu denken beanspruchen. Ihr Kennwort, ihr Ein und Alles, ihre Gottheit heißt Gesetz. Denn dies sei das Letzte, wozu Menschenvernunft vordringe, das große Schema, in das sich alle Erscheinungen ordnen, das Höchste, was sie über sich anerkennen. Fragst du: Warum kreisen die Gestirne? Wohin geht der Lauf des Geschehens? Wozu pocht mein Herz in der Brust? Was soll all die Lust und Schmerz? . . . So zucken sie die Achseln: Ignoramus. Es ist einmal so; vorwitzig, wer weiter fragt. Mit Körper und Geist stehen wir unter unverbrüchlichen Regeln: es kommt, was kommen muß. Ist es dir ein Bedürfnis zu verehren, so neige dich ergebungsvoll vor der Allnotwendigkeit!

Wohl gibt es, so sagen unsere Weisen, noch eine andere Gesetzlichkeit, die wir in uns gewahren, das „Du sollst" der Pflicht. Zwei Wege stehen dir dauernd offen: vor dem einen warnt dich eine innere Stimme, zu dem anderen rät sie dir. „Gut" und „böse" heißt das in Menschensprache. Fragst du aber wißbegierig weiter, warum man so unterscheide, woher dieser Zwiespalt sei, so wird dir die Antwort: weil es so zum Bestehen der menschlichen Gesellschaft nötig und nützlich ist. Äußerliche Satzungen! Unterwerfung unter das Gebot des Herkommens, wenn nicht der platten Nützlichkeit. Und wer jenen Vorschriften der Gesittung zuwiderhandelt, der folgt — so lehrt man heute — nicht minder einem Naturgesetz, er ist eben anders als die anderen.

Und solche Weltanschauung wäre ein Merkmal geistiger Mündigkeit? Tief ist dem Menschen eingeboren die Sehnsucht nach Freiheit. Nicht ein Knecht der Natur zu sein, nicht ein Sklave der eigenen Naturtriebe. Ein heiliges Bewußtsein in sich zu tragen: ich will, weil ich soll! Und weil ich soll, so kann ich! Nicht hoffnungslos verstrickt bin ich in den stumpfen Ablauf des Werdens und Vergehens, ein Bürger höherer Welten! — Um jene Zeitwende war es, an die wir zu Weihnachten denken, daß abseits verödeter Tempel die Edelsten und Besten ahnenden Blickes die Welt der Materie zu durchdringen suchten: ob nicht über dem kalten Gesetze der Allnatur der große Unbekannte wohne, ein Ohr sei, zu hören Menschenklage, ein Auge, über Men-

schenlos zu wachsen, eine Hand, emporzuziehen zu Freiheit und Unsterblichkeit. Die Uhr der Zeit stand „auf voll“. Wie wenn die Luft mit elektrischer Spannung überladen ist — es bedarf nur eines Momentes, um den Funken zwischen Himmel und Erde auszulösen, der reinigend, befreiend niederfährt — so erlösungsschwanger war die Welt.

Da, so erzählt die holde Weihnachtsmär, ward das Heilandskind geboren. Nicht aus dem Schoße einer Gottesmutter im Glorienschein, wie spätere Legende sie gemalt, einer schlichten Frau, wie deine und meine Mutter war. Und menschlich wuchs er heran, „unter das Gesetz getan“. Kein Übermensch, der sich über Recht und Sitte seines Volkes hinweggesetzt hätte. Nichts ward ihm sittlich leichter gemacht als uns. Dazu der Naturordnung unterworfen wie wir. Er hat gehungert und gedürstet, Schmerzen gelitten und Tränen geweint, im Schweiße gearbeitet auf dornenvollem Acker. Und ist gestorben, wie es einmal dem Menschen gesetzt ist. Und auch das unheimliche Gesetz war in ihm, das da streitet wider den höheren Menschen in uns. Gerungen hat er mit der Anfechtung und bitter klagen müssen über des Fleisches Schwäche. Und doch hat er den Beweis geliefert, daß man ein Mensch sein kann und zugleich frei von dem Joche des Gesetzes. Niemals hat er das Gute getan, weil es vorgeschrieben war, sondern aus Liebe zu dem Urquell aller Güte, der in ihm selber sprudelte. Gesetze sollten die Natur regieren? Er hätte gelächelt, wenn man ihm das sagte! Schicksal? Ohne meines Vaters Willen fällt kein Haar von meinem Haupte. Natur? Was ist das? Sehet die Blumen des Feldes, die Vögel unter dem Himmel — alles Schöpferoffenbarung! Was heißt sterben? Ich lebe, und ihr sollt auch leben! Wie frei und groß ist das alles! Da fallen die Ketten, mit denen die Außenwelt uns die Seele umschnürt; der Druck erbärmlicher Sorge; die Sklavenpeitsche der Begierde; der Stachel des Todes selbst. So heiligen Vertrauens voll kann man sich an ein Kreuz heften lassen und dennoch frei sein.

War's nicht eine Weihenacht, als dieses Menschenauge zuerst sich öffnete? Wenn jedes Kindes Geburt ein Mysterium ist, so ist wahrlich die Menschenknospe, die dort in der Galiläerhütte erblühte, anbetungswürdig. Laßt alle Grübeleien über das Wie dieser Gottesausgeburt — hier ist kein Dogma, hier ist nichts als Glaube. Und indem der Sohn der Weihnacht immer weitere Kreise der Menschheit in den Bannkreis seiner weltfreien Persönlichkeit zog, hat er sie mündig gemacht, sie von knechtischen Empfindungen erlöst und zu wahrem Menschentume erhoben.

Ist es möglich, daß man immer wieder den Versuch macht, uns unter das Sklavenjoch der Naturgesetzlichkeit zu beugen? Als seien wir nichts als Naturprodukte, Formungen des Milieus, Nervenautomaten und blinde Triebwesen? Das hieße die Menschheit entmündigen, zurückschrauben auf überwundene, vorweihnachtliche Stufe.

Trügen nicht alle Zeichen, so ist wieder einmal die Zeit erfüllt. Überall hört man das Seufzen und Sehnen nach freier Innerlichkeit, nach dem Gottesgnadentum aller Menschen, dem Herrengefühl weltüberlegener Gottinnigkeit. Finsternis deckt das Erdreich und Dunkel die Völker. Alle Bedingungen zu einer Neugeburt des großen Liebesgeistes sind gegeben. Schon einmal war das deutsche Volk das Werkzeug einer Reformation aus der Tiefe des Gemütes. Möchte uns eine deutsche Weihnacht beschert sein!

Die Reise nach Schlampampia.

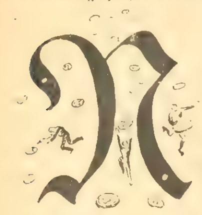
Von Horribilicribrifax.

VI.

Nachdruck verboten.

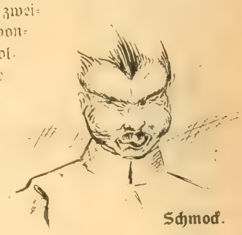
Kapitel VI.

Kalabok ergetzet sich in den Theatern und andern Lustbarkeiten.



Nachdem mir nun der Leibjäger beigesellet und ich mein fürnehm Quartier eingenommen, hub ein gar lustig Leben an: Eines Teiles, weil man mich als zu den hertzlichen Kommissiones gehörend ansah, anderen Teiles, weil meine Goldfüchs die Bedienten laufen und springen machten. Ja, mit dankbarem Hertzen muß ich eingestehen, daß meine ohnwürdige Person zu mehreren Malen selbst denen Schiebern (so doch gewiß von hohem Stande) vorgezogen ward. Zum Exemplum: Da ich in jenen Gasthof, so bei einem prächtigen lebhaften Platze belegen, eingekommen, stand man nicht an, allsofort einen Ober- oder Hauptschieber, der mehrere große Stuben innehatte, aus diesem Quartier zu verweisen und ihn in ein geringeres zu legen, indem es hieß: Ich sei ein gar großer Herr und hätte den Vorrang, weil ich aus einem fremden Land käm.

Da ich um ein Regalium nachsuchete, wo ich meine Flüglein aufhängen konnt, schleppte man gleich ein eisern Spind herbei, damit ich sie lieber dort fein säuberlich verwahrete, auf daß nicht die Spitzbuben über sie kämen. Waren auch sonsten die Stüblein gar wohl beschaffen: als insonderheit das Bette nicht nackt und kalt war und mit weißem Linnen (wie bei uns in Dofland Brauch) überdecket: sondern hatte man, um das Linnen gefälliger und weicher zu machen, jemanden das Bette anschlafen lassen, ein- oder zweimal, also daß alle Härte davongenommen. Und lob ich mir solchen Brauch. Selbsten die Schuh und Stiefel hat man mir gebürstet (eben weil ich ein Fremder war). Und ist sonst nicht Sitte, daß man dergleichen den Gästen anthuet. —



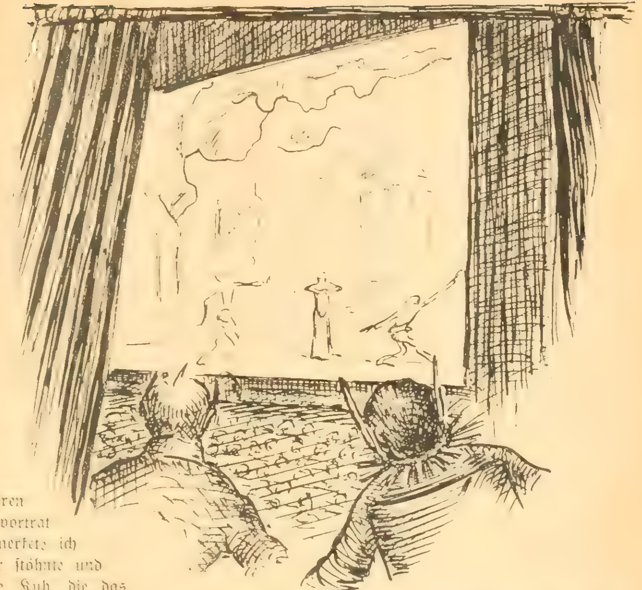
Schmock.

Eines Abends trug ich das Verlangen, mich in den Theatren oder ähnlichen Luststätten umzuthun, damit ich zu der Dofländer Frommen, die in diesen Dingen wenig geschickt sind, einige Wissenschaft sammelte.

Nun lag ich also meinem Leibjäger (er hörete auf den Namen Schmock) in den Ohren, er möchte beizeiten jene Kärtlein erstehen, so zum Eintreten nötig. Und schärfte ihm auch ein,

ja darauf acht zu haben, daß er mich in ein angesehenes Theatron führete, so mir zum Exemplum dienen könn. Sprach der Schmock: das wäre ihm lieb; und er würd mich lieber gleich in unterschiedliche Theatra führen, damit ich eine rechte Übersicht über die vielerlei Kunst, so dort getrieben würden, gewönne.

Den ersten Abend aber gelangeten wir in eines, so ein Volkstheatron heißet; wobei unter Volk nicht etwan die Plebs oder die Gemeinen zu verstehen sind, sondern das sogenannte Kunst-Volk d. i. fürnehme Standes-Personen, deren Beruf es ist, in denen Spektakula zu glänzen.



„Man führete ein altertümlich Stücklein vor: und war dies ein Drama . . ."

Man führete ein altertümlich Stücklein vor; und war dies ein Drama oder trauriges Spiel, indem dort am Ende ein artiges Frauenzimmer nicht nur gedolchet wird, sondern auch mit Tode abgehet.

Ha! Wie spreizete ich Maul und Ohren auf, da der oberste Komödienspieler hervortrat und seine Sprüchlein hersagete. Und merkete ich allsofort, wie heiß seine Liebe, denn er stöhnte und pustete gar erschröcklich, gleichwie eine Kuh, die das Kalben hat. Agierete daselbst auch noch eine andere Mannsperson, die das Frauenzimmer gleichfalls liebete; da mußt ein jeder, ob er gleich ein Brett vor dem Kopfe hätt, einsehen, daß diese andere Mannsperson ein Erzbösewicht war; denn er zischete und röchelte wie eine giftige Natter.

Waren noch unterschiedliche Akteurs; solche, die alte Betteln und alte Mannsleut, junge Frauensmenscher und junge Leut vorstelleten; das wußt man gleich, auch wenn man sie nicht hätt sehen können, an ihrer Sprach zu unterscheiden, indem die Stimmen bebeten, wie es dem Alter zukommet; oder jauchzeten, wie es den Jungen geziemet.

Andern Tags führete mich Schmock in ein anderes Spektakulum, so kein Volkstheatron war; sondern nur ein einfach Spielhaus, das sich dadurch von denen Volkstheatren unterscheidet, daß man daselbst Flohe kriegt.

Da stellete man eine Komödie oder Lustspiel vor; und war wahrhaft eine Lust, zuzuschauen. Mich bedünkete aber, als wenn die Akteurs ein und dieselben Personen wären wie im vorigen Theatron; denn sie sprachen auf dieselbe eindringliche Art und Weis; hatten auch dieselben Gebärden.

Verwunderte mich darob; und befragte Schmocken deshalb. Der belehrete mich, daß dem zwar nicht so sei; daß aber alle zünftigen Komödienspieler gleichmäßig eingetrillet wären, daß sie es verstünden, dieselbe Tonart zu treffen. Und wär jedweder Ton genau numerieret, gleichwie auf einer Fiedel oder Harfen; also zum Exemplum, daß man, so es sich um das Raben-Aas, die Liebe handelt, auf eine bestimmte Weis zu seufzen hat, oder so man jemanden vom Leben zum Tode bringet, auf eine bestimmte Art zu zischen.



. . . „ein gar absonderlich Spielhaus, so man ein Expressionisten- oder ausdrückliches Spielhaus nennet."

Dies aber hat den Vorteil, daß man die Akteurs an den einzelnen Theatren beliebig auswechseln und vertauschen kann; ohne daß jemand dies übel vermerket oder auch nur bemerket.

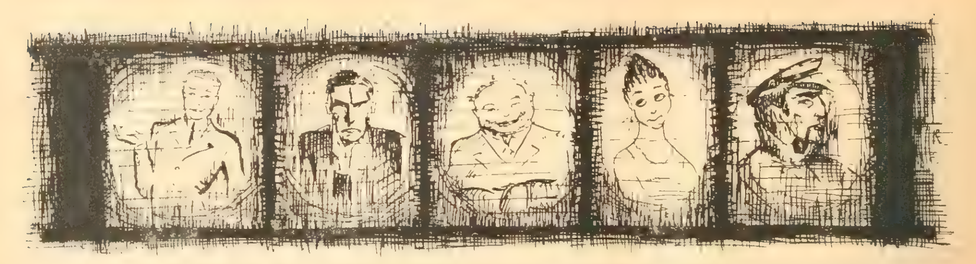
Den dritten Abend aber brachte mich Schmock in ein gar absonderlich Spielhaus, so man ein Expressionisten- oder ausdrückliches Spielhaus nennet. Sind auch die Stücklein daselbst ganz anders geartet und so beschaffen, daß die Akteurs sie denen Zuschauern in die Ohren schreyen müssen; damit sie recht verstanden werden.

Sind auch keinerlei Requisiten und Ausschmückung auf der Buhnen, als da sind Stuhl zum Sitzen, Tische zum Essen. Sondern die Komödienspieler sitzen auf ihren eigenen Gliedern, gleichwie auf Gummipfropfen; hüpfen und springen wie die Kunstreuter und anderes fahrendes Volk.

Und so ein Stücklein in einem Wald spielet, so heißet es: Dies ist ein Wald; und müssen es sich die Zuschauer durch die Phantasei einbilden, daß es ein Wald ist; denn man stellet keinerley Baum oder Pflanzen auf die Buhnen; so aber dennoch Pflanzen auf der Buhnen stehen, so sind sie gar seltsam geformet und geringelt, gleich wie böse Lindwürmer.

War ich sehr wohl zufrieden in diesem Theatron; dieweil es ein weniges ähnlich ist, wie die Spielhäuser bei uns in Dofland. —

In summa: Ist es um die Schauspielkunst in Schlampampia recht gut bestellet. Und hat mir der Schmock auch wiederholentlich versichert, daß es immer besser werden wird, indem man darauf abzielet, lauter Einheits- oder Normal-Komödianten zu machen; was ja zum Teil schon gelungen, wiewohl es noch etliche Widerspenstige unter denen Akteurs gibt; die man aber verhoffet mit der Zeit auszureuten. —



„So solch ein Kientopf die Vorstellung beginnet, so werden zuvorderst die einzelnen Akteurs gezeiget."

Neben den Theatren aber findet sich in Schlampampia noch vielerlei andere Lustbarkeit also, daß mich armen Fremdling manches Mal bedünket, man hätt mich in ein Freudenhaus gesetzet.

Da sind als die Haupt- und Oberste Erlustierung die weltberühmten Lichtbildspiele oder Kientöpfe (was wohl heißen soll, daß die Räum, darin diese Spiel abgehalten, zwar dunkel wie Töpf sein, darum aber der Kien oder das Hartzholz desto heller leuchtet und in die Hertzen eindringet). Diese Spiel sind noch viel wichtiger und ergetzlicher als die gemeinen Theatra. Und hab ich unterschiedliche mit meinem treuen Schmock besuchet.

Wenn aber in den gemeinen Theatris die Akteurs durch ihre Sprach sowohl wie durch die Gebärden sich verständlich machen, so machen sie sich in denen Kientöpfen nur durch die seltsamen Gebärden verständlich, dieweil es nur Bilder sind.

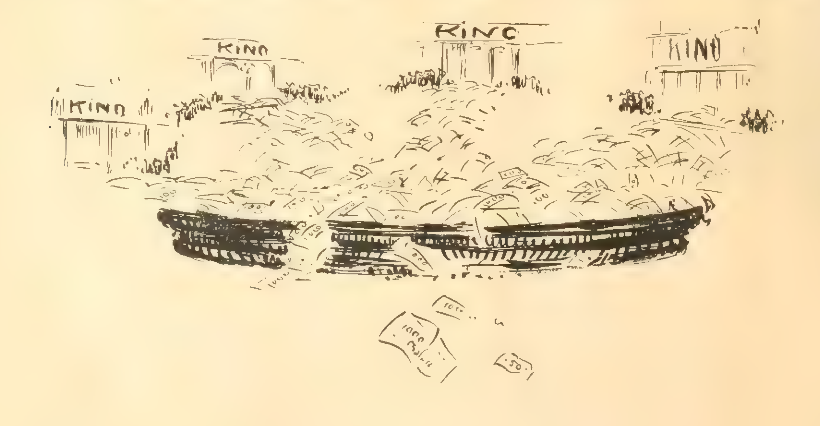
So solch ein Kientopf die Vorstellung beginnet, so werden zuvorderst die einzelnen Akteurs gezeiget. Da ist einer, der ist der Haupt-Liebhaber und trinket Tabak und lächelt und machet ein Kompliment. Und man merket wohl, daß er ein gescheiter Herr ist. Da ist ein anderer, so die Bösewichter vorstellet; der schneidet eine Fratzen, daß einem gar bänglich wird; da siehet man ferner den Narren, denn er lächelt und grinset und winket, wie es einem rechten Narren zukommt. Danach kommen die Weibsbilder an die Reihe. Zuvorderst zeiget man die Diva vor. Ist gewöhnlich ein Mensch, das durch viel Kleider und Augenverdrehen berühmt worden ist und viel gute Freund bekommen hat (wegen der großen Kunst nämlich, so an ihr haftet). Die klappet auch hier die Augen auf und zu wie ein Vogel Kakadu. Danach wird die nächste Weibspersen gezeiget, die gewöhnlich die Feindin von der ersten ist und gemeiniglich schwer atmet. Folgen die unteren Akteurs; und zum Schluß manchmal der Mann, so alles zusammengestellet und regieret und den man drum einen Regisseur heißet.

Was nun aber die Stück anlanget, so in denen Kientöpfen vorgestellet werden, so sind die gemeinhin Trauer- oder auch Schelmenstück. Und gilt auch hier die Liebe, das Raben-Aas, als die Hauptsach. Ist ein Stück wie das ander gleich schön; item: ist's auch bei denen Kientöpfen gleich, in welchen man gehet. Da sind immer eine Mannsperson und ein Frauenzimmer, die sich über die Maßen lieben; aber die Eltern wollen es nicht leiden; und ist gemeiniglich auch noch eine zweite Mannsperson (oder auch ein Frauenzimmer) vorhanden, so die erste Frauensperson auch noch liebet. Dann gehet ein Pusten und Augenverkehren an, daß einem angst und bange wird. Aber zum Schluß sterbt einer, und alles ist aus.

Die Schelmenstück aber, die man auch häufig antreffet, sind Diebs- und Spitzbubengeschichten und Aventuren, und wird darin gezeiget, wie die Gerechtigkeit immer und ewig triumphieret durch die Klugheit eines Oberpolizeimeisters, der zwar immer einen anderen Namen hat, aber dennoch wohl als ein und dieselbe Person gelten kann. —

In summa: erscheinen mir diese Kientöpfe als eine gar gute Einrichtung, indem sie nicht nur das Volk ergetzen, sondern auch belehren mit Liebschaften und mit Schelmenstreichen. Und hat mir mein treuer Schmock wiederholentlich versichert, daß mit der Zeit auf diese Weis sowohl die Liebe als auch die Spitzbuberei in Schlampampia ausgereutet wird.

Des ferneren aber sein diese Kientöpfe auch große Cisternes oder Sammelbecken vor die überflüssigen Gelder, so auf diese Art gesammelt und einzelnen berühmten Personen zuströmen, die ohne eben jene Kientöpfe niemalen berühmt oder auch nur beachtet worden wären. (Fortsetzung folgt.)



Beethoven-Erinnerungen.

Von einem Zeitgenossen.

Mitgeteilt von Hofrat Dr. Wilhelm Ruland, München.

Der Verfasser der nachstehenden Denkwürdigkeiten, Friedrich Wähner, gehörte zu dem Wiener Freundeskreise Beethovens. Die im Todesjahr des Komponisten niedergeschriebenen Erinnerungen, die sich lediglich mit dem Menschen Beethoven befassen wollen, erscheinen bemerkenswert genug, um sie zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages einem größeren Publikum unverkürzt zugänglich zu machen. Um den Aufzeichnungen den Reiz der Ursprünglichkeit zu belassen, ist an diesen außer der damaligen Schreibweise nichts geändert. Die Redaktion.

äufig steht das Äußere seltener Naturen mit ihrem Innern in einer wunderbaren Übereinstimmung; das war bei Beethoven der Fall. Nicht ganz von mittlerer Größe, eilte er in kurzen, stets gleichen Schritten dahin, als sei er unabänderlich gezwungen, selbst mit den Füßen eine Art von Takt zu halten. Sein Gang hatte etwas Flughaftes, gleich dem Ansatz eines Reisenden, der rüstig ein bestimmtes Ziel verfolgt. Die Richtung des Hutes wich von der gewöhnlichen Ordnung ab und war das einzige Schiefe, das sich an dem sonst höchst geraden Manne vorfand. Man sah ihr das Ungesuchte, Natürliche an und konnte eben deshalb nicht umhin, sie mit dem Ganzen seiner Erscheinung ins Einverständnis zu setzen. Von seiner Kleidung ließ sich sagen, daß er vernünftigerweise weder zu viel noch zu wenig dafür tat. Sein Kopf geht in mannigfaltigen Kupferstichen durch die Welt, sie sind aber alle, verglichen mit der unerschöpflichen, wandelbaren Bedeutung seiner Züge, ungenügend. Kostet es Kunst, die Bahn des Blitzes einigermaßen treffend nachzubilden, so war es aus gleichem Grunde auch eine schwere Aufgabe, Beethovens Kopf in einem bestimmten Bilde festzuhalten.

Selbst seine ernste Nase, deren Wichtigkeit noch am leichtesten zu erfassen war, durchlief die verschiedensten Abstufungen von gehaltenem Nachdenken bis zum Eindruck schmerzlicher Vertiefung und gänzlicher Selbstvergessenheit, wenn es erlaubt ist, die Geheimnisse seiner Seele einer äußerlichen Deutung zu unterwerfen. Wer ihn mehrmals aus der Ferne beobachtet hat, in Augenblicken, wo er einsam in sich selbst zurückgesunken war, mag dieselben Bemerkungen glücklicher ausdrücken, sicherlich aber wird er gegen sie nicht den Verdacht der Übertreibung erheben.

Eine neue, durchgängige Verwandlung ging mit ihm vor, sobald er, was er zurzeit gern tat, von ganzem Herzen hell auflachte. Seine Züge traten dann gleichsam aus allen ihren gewohnten Ufern hervor und überströmten ihn bis zum Unmaße, ja bis zum Unschönen mit der kindlichsten Naivität. Er sah dann in der Tat nicht mehr wie ein bedeutender Mann aus, sondern wie ein liebenswürdiger Knabe, der in der vollen Unschuld seiner Freude Gesichter schneidet und dabei eine unendliche Gutmütigkeit zum Durchbruch kommen läßt. Wieder ein ganz anderer war er, wenn der Genius mit der Fülle seiner Hingebungen ihn plötzlich zu beseelen schien und ihn zu den lichten Höhen der Begeisterung emportrug. Was die alten Dichter von dem Anhauch der Musen und Götter aussagen, was wir von den Propheten hören, daß der Geist des Herrn sie ergriffen habe, das wiederholte sich an Beethoven zuweilen visionenartig. Sein aufgeschlagenes Auge glich dann einem Himmel, in welchem die Funken des Gefühls wie Sterne auf- und niedersprühten. Es war, als ob in solchen vorübergehenden Momenten der Erhöhung auch das Haar mit seinen Silbertönen kräftiger aufblinkte und an den Akkorden der Bewegung teilnähme. Von Natur aufwärts strebend, war es in seiner lyrischen Unordnung wohl dazu geeignet, der stillen Betrachtung einen optisch-magischen Betrug zu spielen. Über seine Stirne mag das Urteil einer Dame entscheiden, welches hier von besonderem Gewicht sein muß, da sie die Musikstücke Beethovens mit entschiedener Vorliebe und ausgezeichnetster Virtuosität vortrug, was dieser verdientermaßen mit dankbarer Ergebenheit anerkannte. „Beethoven," so rief sie ihm einst mit angenehmer Laune zu, „was haben Sie für eine schöne Stirne!" Der Belobte erwiderte herzhaft: „So küssen Sie denn die schöne Stirn!" Er hatte dabei vielleicht scherzend an jene Königin gedacht, die sich bereiterklärte, einen häßlichen Dichter zu küssen, weil er ihr so schöne Sachen sagte. Dergleichen Witzreden blieben glücklicherweise ohne Folgen.

Die Weichheit der Inkarnation erinnerte — will oder muß man einmal bei gewissen Individuen zwischen Körper und Geist eine Chiffresprache zugeben — an jene Eigentümlichkeit seiner musikalischen Meisterschaft, die in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit der tiefen Gemütlichkeit Jean Pauls hat. In dem Maße, als der Ausdruck des Gesichtes sich änderte, gerieten doch die festeren Teile in eine leise Bewegung, als folgten sie den Wellenschlägen des Gemütes heimlich nach. Sonst war Beethovens Physiognomie, solange ich ihn gekannt habe, von lebhafter Färbung und grunddeutsch wie der Rhein, an dessen Ufern er geboren wurde.

Von der Natur wie wenige Günstlinge darauf angewiesen, in sich selbst ein Leben voller Genüge zu führen und dessen Früchte der Mit- und Nachwelt zuzuwenden, war er in keinem Sinne ein Mann der Gesellschaft. In früheren Jahren soll er verschiedentlich in höhere Zirkel gezogen worden sein. Da aber seine Stärke nicht in dem Glanze eines vollendeten Spieles lag, worauf er je länger, je mehr freiwillig verzichtete; da er außerdem kein Talent für die leichten Formen des vornehmen Umgangs besaß, so ist das Verhältnis zwar fortwährend auf beiden Seiten ein gutes geblieben, jedoch so, daß die nähere Berührung allmählich, wie im Wege eines freundschaftlichen Abkommens, aufgehört haben mag. Sooft er bei den Aufführungen seiner Werke die Direktion übernommen hat, ist er jedesmal mit den herzlichsten Huldigungen ausgezeichnet worden, von seinen erklärten Anhängern und Bewunderern mit begeistertem Jubel. Im übrigen ehrte man seine Freiheit, ohne ihm durch Zudrang lästig zu werden, freute sich seiner, wie eines hochwillkommenen Gastes und erteilte ihm in der Stille ein Ehrenbürgerrecht, wie es vor ihm schwerlich je ein Fremder empfangen hat.

So lebte er unter den Wienern, alles und jedes Zwanges ledig, beschränkt auf einen kleinen Kreis von Bekannten, mit welchen er sich von Zeit zu Zeit freundlich und wohlwollend unterhielt, bis der Verlust des Gehörs in der Folge ihn nötigte, auch dieser flüchtigen Geselligkeit mehr und mehr ein Ziel zu setzen. Zwar führte er zur Vermittlung des Gespräches ein Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten bei sich, worin er kurzgefaßte Eröffnungen aufnahm und dann darüber, so gut es gehen wollte, den Faden einer zerdrückten Unterredung anknüpfte; aber auf die Länge wurde dieses Auskunftsmittel für beide Teile schwierig und ermüdend; gegen das Ende seines Lebens hat er sich nur in dringenden Fällen dazu verstanden. Es erregte ein eigenes wehmütiges Gefühl, den Musageten vor sich zu sehen, der das

Jahrhundert mit dem Zauber seiner Töne verherrlichte und nicht ein armes Wort von menschlicher Lippe vernehmen konnte.

Er streifte viel im Freien herum, wechselweise geteilt zwischen Stadt und Land, wie denn die außerordentliche Beweglichkeit seines Geistes sich bis auf einen gewissen Grad auch seiner Lebensweise mitteilte. Im allgemeinen war er nicht leicht zugänglich, wozu er in seiner Art guten Grund hatte, doch spielte er weder den Sonderling noch den Spröden nach der Manier so vieler Aftergenies. Im Besitze eines festgegründeten Ruhmes sah er über die kleinen Schwankungen der Tagesmeinung ruhig hinweg, wogegen er auf der anderen Seite für jede ehrliche, gefühlte Beifallsäußerung empfänglich war, selbst wenn ihr das Wahrzeichen der Kennerschaft fehlte. Ebensowenig als er die Menschen suchte, entzog er sich scheu und einsiedlerisch ihrer Nähe. Einige öffentliche Orte besuchte er nicht gerade regelmäßig, doch häufig; das waren die Sammelplätze, wo eine liebevolle Beobachtung sich von mehreren Seiten her an seiner Gegenwart erfreute. So ernst er daselbst in seiner Abgeschlossenheit war, so leicht ging er zur Jovialität über, wenn ihm eine gelegene Mitteilung unter seinen Bekannten vorkam. Einen heiteren Gedanken pflegte er lächelnd, auch wohl lachend, einzuführen und ihm das Geleite bis ans Ende des Weges zu geben; ebenso verhielt er sich gegen seine Umgebung, wenn die Würfe der Unterhaltung ihm behagten.

Oft überraschte er durch schlagende Wendungen. Einst fragte ich ihn, was er von Sebastian Bach halte. Die Antwort war: „Kein Bach, sondern ein Meer!" Ein andermal fand ich ihn ungewöhnlich aufgeregt, glühend vor Zorn, unruhig auf seinem Sitz sich hin und her wendend. Es handelte sich in diesem kritischen Augenblick um eine Kränkung seiner Autorenrechte. Für eine Wiener Zeitschrift hatte er aus besonderer Gefälligkeit für den damaligen Herausgeber des Blattes eine kleine musikalische Komposition geschrieben, worin ihm von fremder Hand etwas korrigiert worden war. Nachdem er sich seines Unmutes entladen hatte, brach er nach kurzer Pause in die Worte aus: „Es gibt in der Kunst keine Regel, die nicht durch eine höhere aufgehoben werden könnte." Welch ein delphischer Orakelspruch künstlerischer Weisheit! Zugleich einer von den Brennpunkten jeder höheren Kritik. Ob er diesen großen Grundsatz überall befolgt hat, mögen die Kenner entscheiden, welche sich schwerlich darüber einigen werden, da hier die Mysterien der Polyhymnia beginnen.

Er trank gern ein Glas Wein, hielt sich aber dabei an eine unverbrüchliche Norm; die Zahlen, die er sich festgesetzt hatte, waren ihm geheiligte Zahlen. Was darüber hinausging, erschien ihm als ein Fehler gegen den reinen Satz, als ein Verstoß gegen die Kraft der richtigen Instrumentalbegleitung. Die Preise mußten einen anständigen Rang behaupten, er schien den Wert des Weines im Grunde mehr nach dem Tarif als nach der Zunge zu beurteilen. Er, ein geborener Rheinländer, zog die ungarischen Gattungen allen anderen vor. Daß nur niemand die Feuerfluten so mancher Beethovenschen Kompositionen auf Ofen und Erlau ableite! In bezug auf Weinsympathie kann Beethoven für einen Landsmann der Ungarn gelten; sie begehen kein Unrecht, wenn sie seinen Namen in das große Buch der Nationaldankbarkeit eintragen.

In seinem Urteil über Menschen und Dinge verriet er einen scharfen Blick. Es gibt eine Erfahrung, die sich leicht aus dem Schutt zusammenklauben läßt; diese war nicht sein Teil, noch weniger nach seinem Sinn. Schönen Seelen ist dagegen eine gewisse Weihe angeboren, welche sie der Mühe überhebt, weitläufige Versuche anzustellen; sie sind gegen die Erbärmlichkeiten des Lebens von innen heraus verwahrt. Diesen Takt des Urteils hatte Beethoven. Mißbilligungen sprach er nicht stark aus, deutete sie nur leise an; man konnte aber bald merken, wo er hinaus wollte.

In Ansehung seines sittlichen Charakters darf man von ihm sagen, daß er zuweilen Affekten unterlag, aber keinen Leidenschaften. Rasch auflodernd wie er war, überaus empfindlich im Punkte der Ehre; ein Feind jeder lästigen Zögerung, ist er späterhin durch den Verlust des Gehörs mitunter in Situationen geraten, die einen unschätzbaren Beitrag zur Theorie der komischen Kontraste liefern. So sehr sie ihn nach dem Leben malen, so wahr, so ergötzlich, so interessant er darin erscheint, ist doch hier der Ort nicht, weiter davon zu reden, obwohl seine entfernten Verehrer einen großen Genuß weniger haben, wenn diese himmlischen Freskoanekdoten im ausschließlichen Besitz der Wiener bleiben sollen. Wie er den Verführungen des Weines männlich widerstand, diesen gefährlichen Sirenen, denen das leicht entzündbare Herz der Musiker selten entgeht, so scheint auch die Macht der Liebe ihn nie beherrscht zu haben; er ist zwischen der Charybdis und Scylla der Künstler, wie so viele andere Menschen, wohlbehalten hindurchgeschifft und hat das Goldene Vlies des Lebens tapferer erobert als Jason.

Die Liebe ist der dunkle, geheimnisvolle Punkt in seiner Laufbahn, worüber schwerlich jemand mit voller Sicherheit Auskunft geben wird. Denn, wie menschlich schön er sich auch gegen seine Bekannten gehen ließ, so glich er doch zugleich dem Mädchen aus der Fremde, dessen Würde und Höhe die Vertraulichkeit verscheuchte. Mir will indessen vorkommen, als ob in seinen Adagios hie und da Geständnisse vorkämen, welche die Besten des weiblichen Geschlechtes als unbewußte Huldigungen ansehen könnten; so zart, so innig, so heimlich spricht sich die Empfindung darin aus, so geistreich weicht sie der Öffentlichkeit aus, so verstohlen kehrt sie in den reizendsten Wendungen auf ihr Thema zurück. Hier oder nirgends muß neben anderen höheren Offenbarungen dasjenige zu finden sein, was man seinen musikalischen Humor genannt hat.

Er war ein Freund der vernünftigen Freiheit; sie war bei ihm, ungebunden von einem politischen Glaubensbekenntnis der Spiegel seiner wohlgeordneten Seele, in dessen Licht er auch die Welt zu sehen wünschte. Er äußerte sich darüber nicht in Tiraden; wer aber die unauslöschliche Handschrift der Natur zu lesen verstand, die an ausgezeichneten Individuen mit eigentümlicher Klarheit ausgeprägt ist, der mußte bald einsehen, in welchem exemplarischen Sinne Beethoven die Lebensfragen der Zeit beantwortete. Seine Freiheitsliebe, die zunächst natürlich eine künstlerische war, hat ihn zuweilen in wunderliche Kollisionen verwickelt, wie er denn für gutaufgelegte Augenzeugen überhaupt dasjenige im hohen Grade besaß, was man den unfreiwilligen Humor nennen konnte, jenen, der mehr für andere als für sich selbst da ist.

Die Wiener haben ihm jederzeit mit guter Laune die konventionellen Forderungen erlassen, welche das gewöhnliche Leben mit sich führt. Er war kein geschickter Wirtschafter, hielt aber in seiner Art gut Haus. Ob er wohlhabend oder dürftig gestorben sei, das sollen die Mäkler ausmachen und geht hier uns nichts an. An ihm konnte man sehen, was ein Mann in sittlicher Hinsicht ist und werden muß, wenn ihn die Huld der Natur rein und ganz für seinen Beruf erschaffen hat. Die Kunst war für Beethoven eine Art von Gottesdienst, dem er als reiner Priester oblag, unbekümmert um all dasjenige, was die meisten Menschen plagt, in Atem bringt, zusammenhetzt. Was Goethe so unübertrefflich wahr von Schiller gesagt hat, daß alles Niedrige in wesen-

Der unbekannte Poilu unter dem Triumphbogen.



Der Schutzmann: „Schert euch weg — hier ist nur Platz für den unbekannten Soldaten!“

losem Scheine hinter ihm gelegen habe, das gilt auch von Beethoven. Der tugendhafte Mensch war in ihm mit dem tugendhaften Künstler eins. Weil er so durchaus in seiner Kunst ohne irgendeinen Bruch aufging, so ist von ihm eine Charakteristik in dem gangbaren Sinn unmöglich.

Nur der Liebe gegen seinen Neffen sei noch gedacht, als eines augenscheinlichen Beweises seiner Herzensgüte. Wie eine Löwin um den Besitz ihrer Jungen kämpft, so hat er sich um das Glück bemüht, auf die Erziehung des Jünglings, der einige Zeit nicht in den besten Händen gewesen sein soll, Einfluß zu gewinnen. Sein Auge glänzte vor Freude, wenn er ihn ansah; alle Liebe, die in seinem reichen und tiefen Gemüte war, schien sich in diesem einzigen Gegenstand zu vereinigen. Der zärtlichste Vater kann nicht mehr an der Entwicklung seines Sohnes teilnehmen als Beethoven an den Fortschritten seines Neffen. Seine Hoffnungen, die er nicht verleugnete, sind grausam getäuscht worden. Der Schmerz darüber mag ihm das Herz gebrochen haben. . . .


WEIHNA


HTEN 1920



Joh. Georg Trautmann: Joseph wird von seinen Brüdern verkauft.
Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München.

Goethes Joseph-Bilder — Goethes Joseph-Dichtung.

Von Manuel Schnitzer. (Nachdruck verboten.)



Vom 2. Januar 1759 bis in den Sommer 1761 lag der Königsleutnant François de Théas-Thoranc (in „Dichtung und Wahrheit" Graf Thorane genannt) im Hause des Rats Goethe am Hirschgraben zu Frankfurt am Main im Quartier.

Man weiß aus des Dichters Lebensbuch, wie der französische Edelmann und Offizier gleich nach seinem Einzug in das Frankfurter Bürgerhaus seinem Interesse für die Malkunst ungewöhnlichen Ausdruck gab. „Man sprach", berichtet Goethe fünfzig Jahre nach jenem Tage, „von den verschiedenen Zimmern, welche teils abgegeben, teils der Familie verbleiben sollten, und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, ob es schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen. Er hatte an diesen Dingen eine übergroße Freude, bezeigte sich gegen den ihn begleitenden Vater auf das verbindlichste, und als er vernahm, daß die meisten Künstler noch lebten, sich in Frankfurt und in der Nachbarschaft aufhielten, so versicherte er, daß er nichts mehr wünsche, als sie baldigst kennenzulernen und sie zu beschäftigen."

In den allernächsten Tagen schon wurden „die sämtlichen Frankfurter Maler, als Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Juncker, zu ihm berufen". . ., und da er gewillt war, sie insgesamt, dazu noch den Maler Seekatz aus Darmstadt, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen, nahm er des zehnjährigen Wolfgang „hübsches, helles Giebelzimmer in der Mansarde" in Anspruch und wandelte es sogleich „in ein Kabinett und Atelier" um. . . Hier ging nun die Arbeit eifrig an, und der Knabe Goethe, der alle diese Künstler von seiner frühesten Jugend an gekannt und oft in ihren Werkstätten besucht hatte, durfte, zumal auch der Graf ihn gern um sich leiden mochte, bei den Ablieferungen gegenwärtig sein, ja sich auch herausnehmen, bei der Vorlegung von Skizzen und Entwürfen seine Meinung zu sagen. Mehr noch! Man hörte den kleinen Kunstliebhaber wohlwollend an, wenn er sich Vorschläge erlaubte, „diesen oder jenen Gegenstand vorzustellen", eine Freiheit, der er sich „mit Lust und Liebe" bediente. „Ich erinnere mich noch," schreibt der Sechzigjährige, „daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt."

Als Goethe solche Worte aufzeichnete, wußte er nicht, was aus diesen ausgeführten Joseph-Bildern und den anderen Gemälden, die in seinem Giebelzimmerchen entstanden waren, geworden sein mochte. Nur das eine vermerkt er: sie sind (im Sommer 1761), als Thoranc „umlogiert" wurde und ein anderes Frankfurter Haus bezog, in Kisten und Kasten verpackt, nach Grasse in der Provence geschickt worden, wo des Grafen „älterer Bruder ein schönes Gebäude besitzen mochte". Bald darauf verließ der Königsleutnant die Stadt für immer und hatte, wie aus Briefen und weiteren Bestellungen an die Frankfurter Künstler hervorging, „das Vergnügen, jene so emsig von ihm besorgten Gemälde in dem Schlosse seines Bruders glücklich angebracht zu sehen". Seitdem vernahm Goethe nichts weiter von dem Grafen Thoranc, „außer, daß man uns nach mehreren Jahren versichern wollte, er sei in Westindien als Gouverneur gestorben". — —

Am 27. August des Jahres 1808 faßte Goethe den Beschluß, seine „Bekenntnisse aufzuzeichnen", und begann das Material für „Dichtung und Wahrheit" zu sammeln. So außerordentlich nun das Thoranc-Erlebnis die menschliche und künstlerische Entwicklung des Wunderknaben Wolfgang Goethe beeinflußt hat und in seinem Leben blieb und in seiner Erinnerung als eine Reihe leuchtender Tage — zu irgendwelchen Nachforschungen nach dem Schicksal des einstigen militärischen Beherrschers der freien Reichs- und Kaiserstadt waren die Jahre um 1808 nicht günstig, und sie wurden kaum versucht.

Und in tiefes Dunkel gehüllt, wie die ferneren Schicksale des Grafen Thoranc, lagen die anmutigen Zeugnisse für eine Zeit, da die Seele eines Genies in ihrer Jugendfrühe der Saat entgegenquoll, die die Allmacht ihr zugedacht hatte: verschollen jener „umständliche Aufsatz" mit der Beschreibung der zwölf Bilder aus der Geschichte Josephs, verschollen mit manch anderem auch die Bilder, die der Königsleutnant nach den Angaben des wohlgelittenen Knaben von seinen Künstlern hatte schaffen lassen. Der aber mit sechzig seine Bekenntnisse niederschrieb, scheint ohne Gram und Groll, ja mit einem

Lächeln über die verschwundenen Schätze hinweggleiten zu wollen und erzählt zu Anfang des vierten Buchs (im ersten Teil von „Dichtung und Warheit"), das Thoranc-Erlebnis gleichsam beschließend, nur noch dies: „Ich bewohnte nun wieder mein Mansardzimmer, in welchem die Gespenster der vielen Gemälde mir zuweilen vorschwebten, die ich denn durch Arbeiten und Studien zu verscheuchen suchte."

„Zu verscheuchen suchte . . ." Daß ihm dies noch zwei oder drei Jahre später nicht gelungen war; erfahren wir aus demselben Buche, wenn auch ohne jede Hindeutung auf das Künstlertreiben in der Mansarde: wo Goethe von seinen Bemühungen um das Alte Testament spricht, um hinüberzuleiten zu seiner epischen Dichtung von Joseph, die er in demselben Mansardzimmer einem „durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig gewordenen" Verwandten (Dr. Clauer) diktiert hat und welches, als er „Dichtung und Wahrheit" schrieb, seit mindestens achtunddreißig Jahren für nicht mehr vorhanden halten konnte. Irgendwie war es verschwunden. ... .

Zweierlei aber ist seither geschehen, das die Thoranc- und „Joseph"-Zeit den Freunden des größten deutschen Dichters wieder lebendig gemacht hat. Im Jahre 1876 glückte es dem (seither verstorbenen) Münchener Kunstgelehrten und Sammler Dr. Martin Schubart zu Grasse und dem eine Stunde davon entfernt liegenden Mouans-Sartoux die in Wolfgangs Mansarde um 1760 entstandenen Gemälde der Frankfurter Künstler wieder aufzufinden*), unter ihnen fünf Bilder aus der Geschichte Josephs, die zweifellos auf den mehrfach erwähnten Aufsatz zurückzuführen sind**). Und vor einigen Monaten erst wurde es bekannt, daß zu Altona an der Elbe eine alte Handschrift entdeckt worden ist, in der ein um die literarische Wissenschaft verdienter Mann, Professor Dr. Paul Piper, Wolfgang Goethes Frühwerk zu erkennen glaubt. Die Dichtung, fünf Teile mit mehr als 5000 Versen (zumeist Alexandriner), ist seither erschienen***) und hat einen heftigen Streit um ihre „Goethe-Echtheit" hervorgerufen, auf den ich hier nicht eingehen möchte. Eines aber ist sicher: die Behauptung, daß die Altonaer Handschrift den Angaben von „Dichtung und Wahrheit" in bezug auf die „Einschaltung von Inzidenzien und Episoden" in die alte, einfache Joseph-Geschichte nicht entspreche, sich vielmehr „ganz sklavisch" an die biblische Darstellung halte, ist völlig unzutreffend. Dieser Punkt erledigt sich durch meinen a. a. St. („Der Fall Potiphar" usw.) geführten Nachweis, daß der Verfasser neben der Heiligen Schrift sehr wesentlich und sehr ausgiebig eines der Joseph-Dramen des XVI. Jahrhunderts als Quelle benutzt hat.

*

Martin Schubarts Buch über den Grafen Thoranc gibt in vier Photogravüren und einem Lichtdruck die fünf nach den Vorschlägen des Knaben angefertigten Joseph-Bilder wieder, und wer ein Liebhaber solcher Spiele ist, kann sich an der Hand dieser Reproduktionen (er habe denn die entsprechenden Originalölgemälde im Frankfurter Goethe-Museum in Erinnerung) den „umständlichen Aufsatz" des etwa elfjährigen Wolfgang rekonstruieren und die fehlenden sieben Bilderideen (denn ihrer waren dort ein volles Dutzend) nach Belieben austüfteln. Daß die im Mansardenzimmer schaffenden Künstler sie nicht insgesamt auf die Leinwand brachten, lag gewiß weniger an ihnen als an den Vorschlägen selbst, die für den besonderen Zweck ihres Auftraggebers nicht taugen mochten. Auch werden sie die verwendeten Themen des Aufsatzes nicht „wörtlich" übernommen, vielmehr aus maltechnischen und sonstigen Gründen allerlei Eigenes hinzugefügt haben. Der kleine Kunstkenner — in „Dichtung und Wahrheit" lächelt Einer gar behaglich, da er davon erzählt — der kleine Kunstkenner ließ sich am Ende belehren, wenn er anderer Meinung war als die Meister, die ihn, ein prächtiges und williges Modell, mehr als einmal in ihre Gemälde hineingestellt haben.



Joseph (Ausschnitt aus dem Bild auf S. 12).
Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München.

In zwei Fällen kann dies als nachgewiesen gelten. Daß der sechzigjährige Goethe dessen mit keiner Silbe Erwähnung tut, mag nur dafür sprechen, wie unwichtig und gleichgültig es ihm schien, Dinge zu erzählen, zu deren Beglaubigung ihm jede Unterlage fehlte. Wie bei der (für ihn verlorenen) Joseph-Dichtung, so bei den für ihn verschollenen Bildern. Inzwischen lebte zu Grasse in der Provence eine Überlieferung, wonach der (wie schon erwähnt, 1794 verstorbene) Graf Thoranc die Joseph-Gestalt auf einem Gemälde seinen Angehörigen stets als: „C'est Goethe!" bezeichnet habe. Solches wird von Martin Schubart glaubwürdigst berichtet, und die von dem vortrefflichen Gelehrten angeführten inneren Gründe sprechen für die Wahrheit der Legende so sehr, daß man sich beim Anblick des Goethe-Joseph-Kopfes einer leisen Erschütterung nicht erwehren kann.

Dies Gemälde ist das erste, das einen Vorwurf aus der biblischen Joseph-Geschichte behandelt: den Verkauf des Träumers an die Midianiter durch die zehn Söhne Jakobs auf den Weideplätzen zu Dothan. Eine Oase ist dargestellt. An einer Zisterne haben die islamitischen Kaufleute (Midianiter) Rast gemacht mit ihren Kamelen, deren eines im Schatten der Bäume wunderlich aufragt. Die Händler sind als alte Juden charakterisiert, bis auf den einen, der, im Mittelpunkte des Bildes, dem anscheinend vornehmsten unter den Brüdern Josephs den Kaufpreis in die empfangbereite Hand zahlt. Mißtrauisch sehen die andern zu, als fürchteten sie, bei dem Handel von den Hirten übervorteilt zu werden. Auch der die Silberlinge entrichtende Midianit verrät durch eine Geste

*) Er berichtet darüber in einem der wundervollsten Bücher zur Goethe-Literatur: „François de Théas Comte de Thorane, Goethes Königsleutnant". München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. 1896, einer Schrift die außerordentlich interessante Mitteilungen enthält über die späteren Schicksale des erst 1794 zu Grasse verstorbenen (vielleicht guillotinierten) ci devant maréchal de camps et des armées du roi.

**) Sie befinden sich im Goethe-Museum in Frankfurt a. M.

***) „Joseph", Goethes erste große Jugenddichtung wieder aufgefunden und zum ersten Male herausgegeben von Prof. Dr. Paul Piper. Faksimile-Ausgabe. 1920. W. Gente, Wissenschaftlicher Verlag, Hamburg.



Joh. Georg Trautmann: Joseph als Statthalter von Ägypten.
Mit Genehmigung von F. Bruckmann A.-G., München.

in lebendigster Erinnerung. Sie mußten vor seinem inneren Auge wiedererstehn, bis ins allerkleinste fast von stärkster und eindringlichster Deutlichkeit, wenn er mit seinen Worten die gleichen Vorgänge schilderte. Wer mit dichterischem Schaffen einigermaßen vertraut ist oder seine Geheimnisse auch nur ahnend begreift, der kann nicht im Zweifel sein, daß der mit der Joseph-Dichtung beschäftigte dreizehn- oder vierzehnjährige Wolfgang nicht nur auf die Einzelheiten seiner Aufsatzvorschläge zurückkommen mußte, die ihm bei seinem ungeheuren Interesse für den Stoff damals noch fest im Gedächtnis haften mußten. Nein, daß er auch in seine Dichtung hineinnahm, was, über seine Vorschläge hinaus, die Künstler aus Eigenem in das Bild gebannt hatten. Und wenn ich in dem Altonaer „Joseph" die entsprechende Szene lese und hier die „Brüder" sprechen höre:

„Hier steht der Knabe schon, er ist von 17 Jahren
er ist in eurer Sprach u. Träumekunst erfahren
seht doch wie wohlgestalt ist sein Gesicht und Kinn
Mir deucht der Knabe ist wohl recht nach eurem Sin
Es ist zwar sein Gesicht von Traurigkeit betrübet
Weil er verkaufet wird u. Unart außgeübet . . ."

wenn ich das Feilschen der Midianiter von 30 Silberlingen über die gebotenen 15 („Er ist nur zart von leib, fein von Gesicht u. glieder . . .") bis auf die biblischen 20 Münzen in ihrer charakteristischen Naivität vernehme, die dennoch (hier wie an anderen Stellen) eine immerhin echte Lebensbeobachtung in sich birgt, . . . wenn ich, zunächst verwundert, „das Kinn" (ausgerechnet das Kinn!) als Schönheitsmerkmal betont finde, dann aber von Martin Schubart, der von dem Altonaer „Joseph" nichts wissen konnte, gerade in bezug auf das Kinn die rechte Weisung erhalte, so zwingt mich alles dies zu der Überzeugung, daß zwischen den Bildern, die Graf Thoranc in Wolfgangs Mansarde im Goethehaus am Hirschgraben zu Frankfurt am Main herstellen ließ, und dem von Paul Piper aufgefundenen „Joseph" ein natürlicher Zusammenhang bestehen muß: daß die Altonaer Joseph-Dichtung aller Wahrscheinlichkeit nach das Frühwerk Wolfgang Goethes ist.

Und die gleichen Übereinstimmungen bei den anderen vier Joseph-Bildern: bei dem einen mehr, bei dem andern weniger. Unter jedes von ihnen kann man ohne weiteres die Verse aus dem „Joseph" setzen.

daß er noch während der Geldübergabe um den Preis feilsche. Joseph aber, trotz seiner siebzehn Jahre als Knabe dargestellt, wendet, von einem seiner Brüder an der Schulter gehalten, ein merkwürdig schönes, schmerzensvolles Antlitz, in dem das Kinn (Goethes Kinn) auffällt, der Gruppe zu.

Ich gebe weder bei diesem noch bei den übrigen Gemälden ein Urteil über den Kunstwert. Worauf ich hinziele, liegt auf anderem Felde. Wer sich des 28. Verses im 37. Kapitel des ersten Mosebuchs entsinnt, erkennt ohne weiteres, daß das Bild seinem Inhalt nach der Heiligen Schrift gegenüber eine ganze Reihe von Freiheiten sich erlaubt. Dem dreizehnjährigen Goethe aber, der in seinem Giebelzimmer die „Gespenster der vielen Gemälde zu verscheuchen suchte", ihm waren diese, als er den „Joseph" dichtete, zwei oder drei Jahre, nachdem Graf Thoranc sie nach Grasse geschickt hatte,

*

Das zweite in der Reihe der Joseph-Bilder stellt die Übergabe des blutgetränkten „bunten Rockes" an den Erzvater Jakob dar. Auch hier werden Abweichungen von biblischen Texte deutlich; es sind genau dieselben, deren sich der Altonaer „Joseph" „schuldig" macht.

Das dritte, an Umfang kleinste Bild gibt die Verführung Josephs durch die Frau des Potiphar. Nach der Ansicht Schubarts rührt dieses Bild von dem Darmstädter Seekatz her, während die andern vier von Trautmann gemalt worden sind. Die „Joseph“-Dichtung ist in dem Abschnitt von der Verführerin . . . sie wird Saphira genannt . . . sehr ausführlich, benützt sie doch hier, wie ich andern Orts nachgewiesen habe, mit besonderer Gründlichkeit eine dramatische Vorlage aus dem XVI. Jahrhundert. Aber die Szenen zwischen Saphira und Joseph spielen sich gleichsam in bekleidetem Zustande ab. Die Situation wird keineswegs durch eine Andeutung über ein Sündenbett oder ähnliche Utensilien der Unzucht verdeutlicht, während der Maler doch immerhin eine vom Knie abwärts nacktbeinige Verführerin darstellt und im Hintergrunde ein von Öllämmchen matt erhelltes Ruhelager anbringt, auf das Saphira den widerstrebenden Joseph zu ziehen trachtet. Goethes „umständlicher Aufsatz“ ist nicht mehr vorhanden; es läßt sich also nicht ermitteln, wie der Elfjährige die heikle Szene für den Maler skizziert haben mag. Wahrscheinlich überhaupt nicht. Die Darstellung ist ganz und gar Eigentum des lustigen Gevatters Seekatz; aber drei Jahre später hat ein herangereifter Wolfgang Goethe sich dieses Bildes wohl erinnert, da er dessen Inhalt mit seltsam glühenden Worten, man darf sagen: ein fast körperhaft wirkendes Ringen schildernd zwischen einem liebestollen Weibe und dem „jüngeren“, widerstrebenden und beinahe doch unterliegenden, tugendhaften Sklaven, in sein Gedicht herübernahm.

Es folgen, den Schicksalsweg des Rahelsohnes in heller Pracht bezeichnend, noch die umfangreicheren Gemälde: „Joseph als Statthalter Ägyptens, während der Hungersnot den staatlichen Getreideverkauf überwachend“ und „Der Regent Joseph, seine Brüder empfangend, da sie, Speise zu kaufen, nach Ägypten kommen“.

Bei der Bearbeitung des letzten Vorwurfs hat der „Joseph“-Dichter (des Altonaer Fundes) das allerbeste getan, das er tun konnte: Er hat sich an das Kapitel 42 der Genesis gehalten, dessen Darstellung überhaupt nicht zu übertreffen ist, und nur den komödienhaften Charakter der Prüfung kräftiger betont, welcher der einst Mißhandelte und gerade infolge des erlittenen Hasses zu den höchsten Ehren Emporgestiegene seine brüderlichen Feinde unterzieht. Unter jenes andere Gemälde aber, auf dem Joseph, wie man beinahe vermuten könnte, die Gestalt und die Züge des Königsleutnants Grafen Thoranc angenommen hat, darf man ruhig die Alexandriner setzen aus dem vierten Teil des zu Altona aufgefundenen epischen Gedichts:

„So that denn Joseph gleich die Magazienen auf
Und teilte aus das Korn, und hatte es zu Kauf
Da kaufete von ihm das gantz Egypten land
Und haben vieles Geld vor dieses angewandt.
Es hatten Josephs Knecht genug das geld zu heben
Und davor wiederum die früchte auszugeben
Es war bey Josephs Thür ein Wimmeln u. ein laufen
Ein jeder kam heran um Proviant zu kaufen
— — — — — — — — — — — — —
Und so ward Joseph denn bey jedermann bekandt
Nun ward er recht geacht als Vater vor das land . . .“

Der Weihnachtsmann in England.



Eine Überraschung für den kleinen John Bull. *„De Notenkraker“*

Aus der Bolschewisten-Schule.

Momentbilder von Dr. Georg Casperson.

Januar 1919. Einheitliche Arbeitsschule (frühere Kirchenschulen).



Im weitläufigen Auskleideraum marschiert der einzig nachgebliebene Schuldiener in hohen Pelzstiefeln, im wattierten Mantel und eine Pelzmütze über die Ohren gezogen, wie ein Perpendikel auf und ab. Zuweilen bleibt er stehen, springt wie verrückt auf einem Fleck herum und klopft sich die Hände warm.

„Morgen, Wassili, wieviel Grad haben wir heute?"

„Hier unten immer noch —7 Grad R. Im mittleren Korridor ist es wärmer, —4 Grad R. Der oberste Korridor ist nicht mehr zu benutzen."

„Also noch immer Frost?"

„Ja; ziehen Sie sich nicht aus. Die andern haben auch Pelz und Galoschen anbehalten."

„Aber es sollte doch mit dem Heizen wieder probiert werden. Was meinte denn unser Mechaniker? Wann könnten die Wasserröhren wieder instand sein?"

„Die Sache steht sehr faul. Gestern nacht krochen wir nochmals auf dem Boden herum und besichtigten. Noch mehr kaputt. An vierzig Kniestellen geplatzt. Vor dem Frühjahr wird es wohl nichts. Dann werden wir schließen müssen!"

„Man hält es ja nicht länger aus!"

„Vorläufig wird wohl weiter „sich beschäftigt" werden. Das Schülerkollegium will nicht schließen. Sonst bekommen sie das kostenlose Frühstück nicht!"

*

In der geräumigen hellen Klasse sind alle Bänke von den Fenstern an die gegenüberliegende Wand gerückt. Auf den paar Bänken in der äußersten Zimmerecke sitzen etwa fünfzehn Mädchen und Knaben dicht, dicht aneinandergeschmiegt. Man erkennt die Gesichter kaum, so tief in die Kleider hinein verkrochen haben sich alle. Auf eine der vordersten Bänke hat sich der Lehrer gesetzt. Seine Mütze hat er abgelegt. Iphigenie wird gelesen. Plötzlich eine Stimme: „Ist doch alles Unsinn! Niemand kapiert ja etwas. Lassen sie uns lieber tanzen!" Im Nu ist alles aufgesprungen. „Ja, tanzen," rufen begeistert die Mädchen, „das ist noch die einzige produktive Beschäftigung heute, da wird man doch ordentlich warm!" Und sie tanzen. Durch die Eisblumenfenster blinzelt neugierig die Sonne.

*

Auf der langgestreckten Wandtafel müht sich der Lehrer H. ab, mit seinen blaustarrigen Spinnenfingern eine algebraische Formel leserlich herauszubringen. An der Wand, hinter Tüchern verborgen, kichern einige Mädchen. Unterm Tisch guckt ein Jungenkopf hervor. Einige Knaben, die Pelzmützen über die Ohren gezogen und in dicken Fausthandschuhen, gehen in der Klasse auf und ab, pro forma ein Heft unter dem Arm.

Endlich spricht der Lehrer: „So, jetzt werde ich Sie bitten, diese Formel abzuschreiben. Ohne diese Formel können wir die nächstfolgenden Rechenaufgaben nicht lösen."

„Die Tinte ist eingefroren, wir haben keine Tinte!"

Lehrer: „Mein Gott, so behelfen Sie sich mit einem Bleistift! Lassen Sie doch endlich die Kindereien. Wir kommen so keinen Schritt vorwärts!"

Die Mädchen: „Übrigens sind unsere Finger so steif, daß wir überhaupt nicht schreiben können."

„Und dann fehlen ja zwei Drittel der Klasse", rufen ein paar Knaben.

„Abschreiben können wir's ein anderes Mal. Sie müssen doch die Formel den Fehlenden aufs neue erklären."

„Das verdammte Fehlen!" ruft verzweifelt der Lehrer. „Man weiß nie, wer anwesend ist, wer nicht."

„Ist doch nicht unsere Schuld, daß es keine Bücher gibt; früher konnte man zu Hause nachlesen."

Ratlos steht der Lehrer vor der Tafel, reibt sich die Kreide von den Fingern und schweigt.

Eine Mädchenstimme: „Wasja, wieviel Uhr ist es?"

Eine Baßstimme unterm Tisch antwortet: „Gleich halb 12."

„Oh, dann ist es Zeit, daß wir gehn!" Vier Mädchen springen auf, eilen zur Tür; einige Knaben ihnen nach.

„Wohin? Die Stunde ist noch nicht zu Ende!"

„Frühstück zubereiten", jubeln die Stimmen. „Und Sie bekommen heute ein ganz besonders großes Butterbrot."

„Ach so", kommt es tonlos über die Lippen des Lehrers.

Noch einige Knaben und Mädchen stehlen sich hinaus.

„Ja, warum denn alle?"

„Wir helfen mit, Herr H." —

Auf dem Korridor hört man ein Gelaufe und Gekicher.

Januar 1920.

In der früheren Turnhalle geht die Arbeit munter vor sich. Stühle werden zerbrochen, Kleiderknaggen zerschlagen, die Holzstücke fliegen nur so. Einige Mädchen sammeln lachend das zerkleinerte Holz in die Schürzen und schleppen es hinaus. Zwei Jungen sägen an einem Turnbarren herum. Sie haben die Mäntel abgeworfen. „Hartes Holz, was? 's wird einem ordentlich warm ums Herz! — „Na, ich habe genug! — „Kastja, heran! Deinen Rechen!" — „Die Bänke waren dagegen ein Kinderspiel." — „Ja, das ging wie geschmiert." — „Für wie lange wird's wohl reichen?" — „Nun, 3 Tage werden wir gewiß heizen können." — „Und dann?" — „Aber Mensch! Da haben wir doch noch die Schultische!"

Vom Korridor her schallt die Stimme des Vorsitzenden vom Schülerkomitee: „Genossen! 6 Mann sofort ab ins Kommissariat." — „Geht nicht, müssen erst das Holz aufsägen." Der Vorsitzende ist eingetreten: „So kapiert doch, es wird Schweinefleisch für die nächste Woche ausgeteilt! Wer zuerst kommt, hat's." — „Schweinefleisch? Potz Kuckuck!" schreien die Kameraden. „Wer geht mit?" — „Ich, ich! — — Wir gehen alle mit!" — Nein, nur 6 Mann, sonst wird es zu auffällig", kommandiert der Vorsitzende. „Und alle Fehlenden mit in die Listen eintragen! Je mehr Esser, desto besser. Dann haben wir Hoffnung, ein ganzes Schwein zu kriegen." Die Kommission macht sich auf den Weg. „Beeilt euch, bis Mittag zurück zu sein", ruft der Vorsitzende ihnen nach. „Um 2 Uhr ist Komiteesitzung. Ich habe auch Deputierte der Lehrer hinzugebeten." — „Zu Befehl!" lacht es zurück.

Die Wirtschafterin Frl. S. erscheint in der Tür. „Sind Sie bald fertig mit dem Aufsägen?" — „Gleich, Frl. S., nur noch diesen Balken!"

Der Vorsitzende: „Frl. S., Sie unterstützen uns natürlich heute auf der Sitzung. Sagen Sie doch mal, aus dem Schweinefleisch, das wir bekommen, könnten Sie uns doch eine famose Fastnachtspirogge backen?" — „Ich muß aber erst wissen, wieviel ich zur Verteilung erhalte?" — Einige Stimmen: „Ach was, Sie knapsen halt etwas von den Rationen ab!" — „Karl, das ist eine Idee, eine Pirogge zum Fest, noch nicht dagewesen!"

Frl. S.: „Was soll das denn für ein Abend sein?"

Vorsitzender: „Das bestimmen wir eben heute um 2 Uhr. Wieder ein Tanzabend, vielleicht auch ein Maskenball."

Einige Stimmen: „Natürlich ein Maskenball! Darauf ist noch keine Schule verfallen."

Vorsitzender: „Es fragt sich nur, ob wir ein Haus zum Einreißen bekommen. Wir brauchen viel Holz, um die Räume zu erheizen."

Eine Stimme: „Die Erlaubnis bekommen wir gewiß. Und wißt, wenn wir die Sache unter einem feinen Decknamen bringen, dann bewilligt uns das Kommissariat sicher noch Karamels, Tee und anderes Zeug."

Die neue Wacht am Rhein.



Alles rennet, rettet, flüchtet,
Sagt schon Schiller, wenn es brennt,
Doch vom Belgier wird berichtet,
Daß er nicht von dannen rennt
Wenn die Feuerwehr er sichtet,
Die er so fatal verkennt.

Vorsitzender: „Bis 2 Uhr habt ihr ja Zeit. Strengt eure Hirne an und denkt nach, zu wessen Ehren wir das Fest feiern wollen. Aber es muß schon ein ganz besonderer, noch nicht gefeierter Revolutionär sein!"

*

Der frühere Lehrer C. bekommt von einem seiner gewesenen Schüler eine Mittagskarte zugeschickt mit beiliegendem Zettel: „Verehrter Genosse Lehrer! Ich fahre auf vier Tage auf die Dörfer hamstern. Mein Coupon bleibt ungenutzt Wenn Sie wollen, können Sie meine Portion abholen. In der nächsten Woche gibt's ausgezeichnete Grützsuppe mit Schweinefleisch-Geruch. Jedenfalls besser als die Wassersuppe in der Staatsküche, wo Sie angeschrieben sind. Ich habe mit der Schülerkommission gesprochen. Wenn Sie wollen, dürfen Sie meine Suppe für sich abholen gehen."

Unter der Lupe

Der Sinn der Braun-Braun-Angelegenheit. Unverkennbar hat sich der Sozialdemokratie eine starke Nervosität bemächtigt. Mehrheitssozialisten, Unabhängige, Kommunisten sind gleichermaßen davon ergriffen, und dieser dreiköpfige Zerberus, der jeden in die Unterwelt der Revolution Hinabsteigenden mit freundlichem Wedel zu begrüßen pflegt, kläfft sich jetzt vergeblich heiser, um die Seelen von dem Entweichen in die alte Oberwelt zurückzuhalten. Seit der Novemberrausch verflog und sich die Uneinlösbarkeit der Wechsel auf den Zukunftsstaat herausgestellt hat, greift in Deutschland eine katzenjammerliche Stimmung um sich, die den Parteibestand der Sozialdemokraten schwächt. Die Mitläufer, dies Schakalrudel, das von den Abfällen der Jagdbeute lebt, haben sich verkrümelt, und mancher Organisierte, der sich pünktlich zwar am Zahlabend einstellt, fragt sich doch insgeheim, ob der ganze Umsturz auch nur einen Schuß Pulver wert gewesen ist, nachdem der Stoß von unten einen solchen Berg von Elend, Entbehrung und Unzufriedenheit aufgeworfen hat. Diese Stimmung in Genossenkreisen ist den Führern nicht verborgen geblieben.

Es gilt also auf Abhilfe zu sinnen. Ganz leicht ist dies nicht Die beständige Wiederholung des schönen Märchens von der Gegenrevolution ermüdet nachgerade die politischen Kinder, und die Beweise für diese Revolution sind von ihren Entdeckern irgendwo am Nordpol so sicher untergebracht worden, wie es einst der famose Cook tat, als er seine Beweisdokumente einer Messingröhre anvertraute. Auch der schärfsten Verschwörernase ist es nicht gelungen, ein Stück Gegenverschwörung herauszuschnüffeln, vermoderte Reste aus den Kapp-Tagen. Dagegen muß en sie in Sachen Braun wider Braun erfahren, daß einer der Ihrigen in jener kritischen Zeit einen Schritt unternommen hat, der dem Versuch, überzulaufen ins feindliche Lager, verzweifelt ähnlich sah.

Die beste Parade ist der Hieb. Demgemäß erfolgte der Gegenangriff des roten Braun im Reichstag: Der preußische Ministerpräsident warf der Reichsregierung den Fehdehandschuh hin. Das war keine Improvisation, sondern sollte den Genossen draußen im Lande zeigen, daß das bürgerliche Reichskabinett in Preußen nix to seggen het. Hier trat zutage, wie verfehlt es war, daß die Wahlen zum Reichstag und zum preu-

ßischen Landtag nicht gleichzeitig stattfanden. Wäre es geschehen, so würde schwerlich Herr Braun Gelegenheit gehabt haben, als Verwandlungskünstler aus dem Ministerfrack in das Abgeordnetenhabit zu schlüpfen und in beiden Kostümen Wahlreden zu halten.

Denn auf die Preußenwahl waren seine Ausführungen berechnet, sie müssen als ein Signal zum Sammeln aufgefaßt werden, als Werbearbeit. Sie soll dem Zusammenschluß aller sozialistischen Elemente dienen. In Sachsen ist er bereits bei der Kabinettsbildung erfolgt. Einträchtig sitzen dort die Mehrheitssozialisten mit den Stipendiaten Moskaus auf derselben Ministerbank, und in Berlin reichen sich gleichfalls die feindlichen und feindlichsten Brüder in der Stadtverordnetenversammlung die Hände. Alle Gegensätze und gegenseitigen Beschimpfungen sind vergessen, und die Bürgerschaft wird bald die Früchte dieser Einmütigkeit zu kosten bekommen.

Indem die Sozialdemokratie alten Schlages so verfährt und dem Kommunismus den kleinen Finger reicht, verabschiedet sie zugleich die von ihr in der Reichsverfassung festgelegten Grundsätze. Ob sie dies ungestraft vornehmen kann, ob sich ihre Reihen nicht infolgedessen bei den Wahlen lichten werden, wird sich bald herausstellen. Jedenfalls liegt in diesem Paktieren das Eingeständnis der Schwäche und eine Mahnung für die bürgerlichen Parteien, sich nicht zu zersplittern. Selten hat ein Gegner soviel auf dem Kerbholz gehabt wie diesmal die Sozialdemokratie; sie erstickt geradezu in ihren Fehlern, und dem nachzuhelfen, diese Lage auszunutzen sollte einer geschickten Agitation nicht schwer fallen.

*

Auf die lange Bank? Unlängst lief wieder einmal die Nachricht in den Wandelgängen des Landtagshauses um, die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause sollten eine Hinausschiebung erleiden. Die Schieber kennt man, und das Cui bono? erklärt sich damit von selbst und reizt dazu, Wilhelm Busch zu variieren:

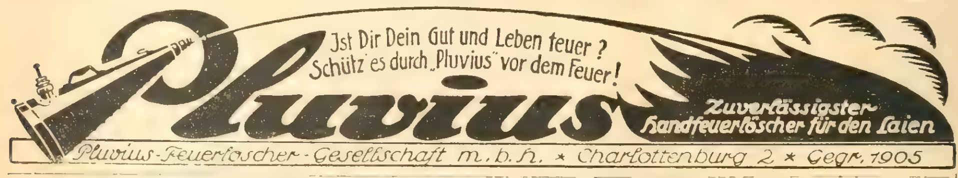
Der Gesang wird bang und bänger,
Und die Bank wird immer länger.

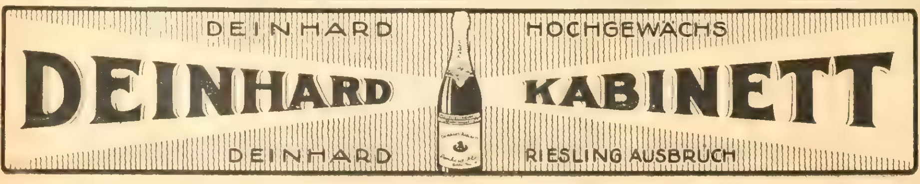
Die Sozialdemokratie ist augenblicklich, wenn man das Sich-gegenseitig-mit-Pech-Beschmieren so nennen darf, mit dem großen Reinmachen beschäftigt und kann in diesem Zustand vor den Wählern keine gute Figur machen. Der Ruf „Auf zum Klassenkampf!" muß ungehört verhallen, wenn Kommunisten, Mehrheitssozialisten, Neukommunisten, Unabhängige, Syndikalisten aneinander die Beredsamkeit des Stuhlbeins erproben. Das darf jedoch die bürgerlichen Parteien nicht in Sicherheit wiegen, sie müssen geschlossen an die Wahlurne gehen, sonst erleben sie die unliebsame Überraschung wie die träge Bürgerschaft Groß-Berlins bei den Stadtverordnetenwahlen. Woher rührt diese so folgenschwere Gleichgültigkeit gegen die Erfüllung der vornehmsten staatsbürgerlichen Pflicht?

Die Leute wollen sich den Sonntag nicht verderben. Das mag bei vielen Vergnügungssüchtigen zutreffen, den meisten Wahlberechtigten steckt aber, soweit sie nicht Sozialdemokraten sind, noch der alte Obrigkeitsstaat in den Gliedern. Letzten Endes behütete ja das Veto der Regierung damals den Steuerzahler vor gar zu ungeheuerlichen Gesetzen, und mancher hielt sich vom politischen Leben fern in der Erwägung, daß die Regierung schließlich doch immer ihren Willen durchsetze. Das war bis zu einem gewissen Grade freilich richtig, schaffte aber leider, bei der Zurückhaltung wertvoller Kräfte, Raum für Politikaster.

Heute ist jeder zum Mitregieren verfassungsmäßig berufen, und zwar in der Form, daß seine Partei in die Lage versetzt werden kann, geeignete Persönlichkeiten auf die maßgebenden Ministerposten zu stellen. Der Wähler ist gegen früher der Verantwortlichkeit, die sich in der Abstimmung ausdrückt, nähergerückt, sein Einfluß auf sein Geschick ist gewachsen. Leider ist das Gefühl dafür noch nicht genügend bei allen Deutschen entwickelt, sonst wäre die Wahlenthaltsamkeit nicht zu erklären, zumal da die einstmals beliebten Wahlbeeinflussungen durch die Regierung eigentlich in Fortfall gekommen sein müßten. Ob es in Preußen wirklich der Fall sein wird, muß die nächste Wahl lehren, wo zahlreichen sozialdemokratischen Landräten zum ersten Male Gelegenheit geboten wird, persönlich in den Wahlkampf einzugreifen. Da diese Herren sich vordem als Parteiagitatoren bewährt und dieser Tätigkeit ihre Beförderung zu verdanken haben, liegt für sie die Versuchung nahe, den Ministern Braun und Severing den Zoll des Dankes abzustatten. Oder sollen wir von den in allen Wassern der Wahlmache Gewaschenen jetzt unerhörte Beispiele von Selbstverleugnung und Unparteilichkeit zu erwarten haben? Wie sich ein Landrat zur Wahlzeit zu benehmen hat, wenn er als korrekter Beamter gelten und die Gültigkeit der Wahl nicht gefährden will, darüber geben die Akten der Wahlprüfungskommission des vormaligen Abgeordnetenhauses Aufschluß, und auch die des Reichstags enthalten genug darüber. Mühelos können wir uns daraus den Kanon einer landrätlichen Idealfigur konstruieren. Aber sollte dieser Kanon nicht inzwischen veraltet sein? Die Sitten mancher Landräte lassen manches zu wünschen übrig, und der Philister würde ihnen die Zensur ausstellen: „Betragen und Fleiß ungenügend, Gesang gut." Vielleicht täuscht sich der Zensor, wenigstens was den Fleiß betrifft, denn gerade weil die Herren so fleißig sind, die Stimmung in ihren Landkreisen auf Autofahrten rastlos studieren und Berichte verfassen, gebührt ihnen eine bessere Note. Daß die Berichte höheren Orts nicht gefallen, ist nicht die Schuld der Verfasser. Draußen gärt es überall, die Wahlmüdigkeit scheint abzunehmen, und wenn der Wahltermin auf die lange Bank geschoben werden könnte, würde es nicht schaden: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Bis dahin ist die Möglichkeit vorhanden, eine sozialdemokratische Einheitsfront zusammenzuleimen. Das sollten sich auch die Bürgerparteien gesagt sein lassen.

Schluß des redaktionellen Teils.





Deutsche Karikaturen

„My house is my castle"

oder



Achtung, die Sinn-Feiner kommen!

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW. Verantwortlich für die Redaktion: Dr. C. Mühling, Berlin-Friedenau.





